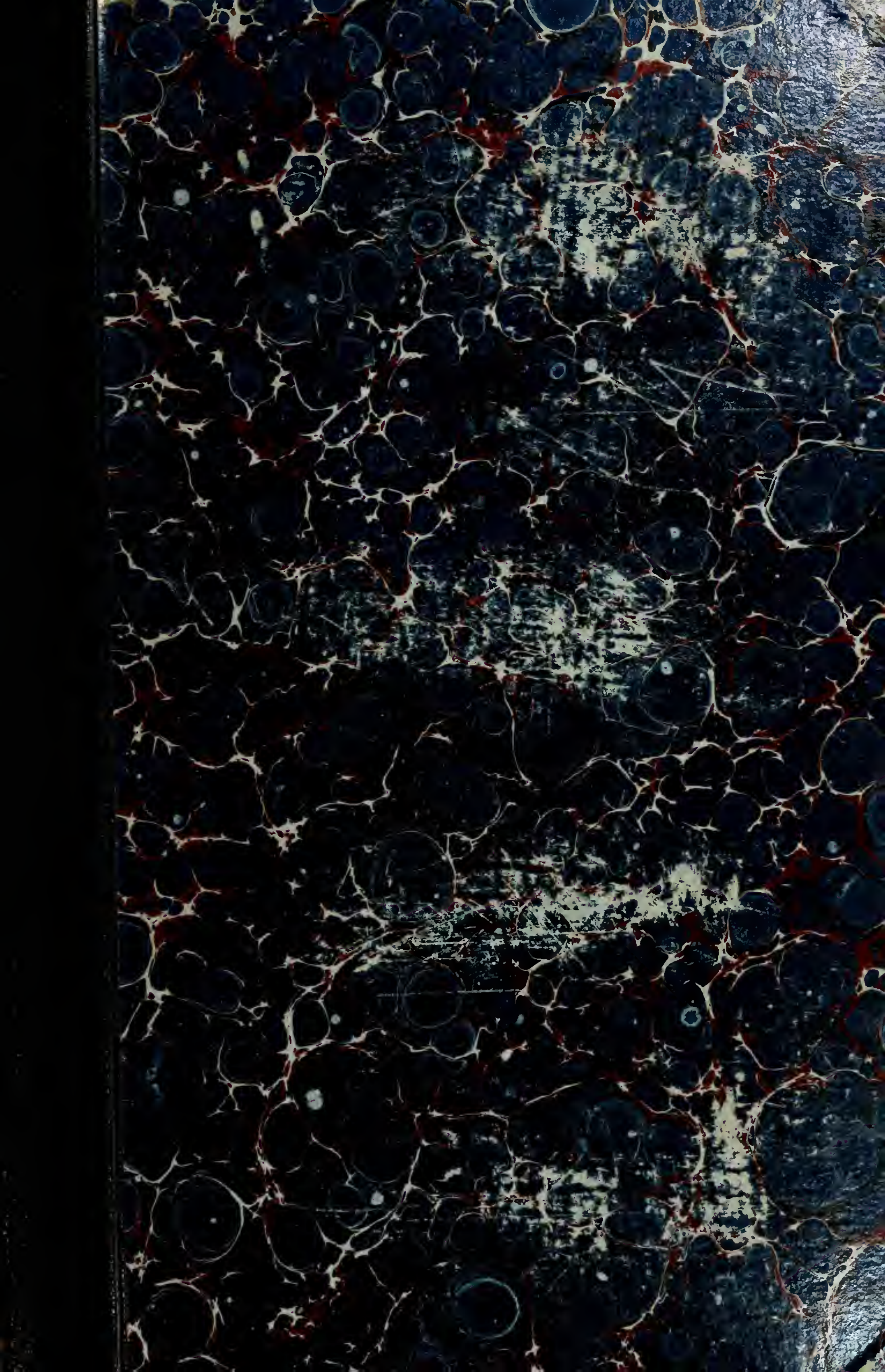
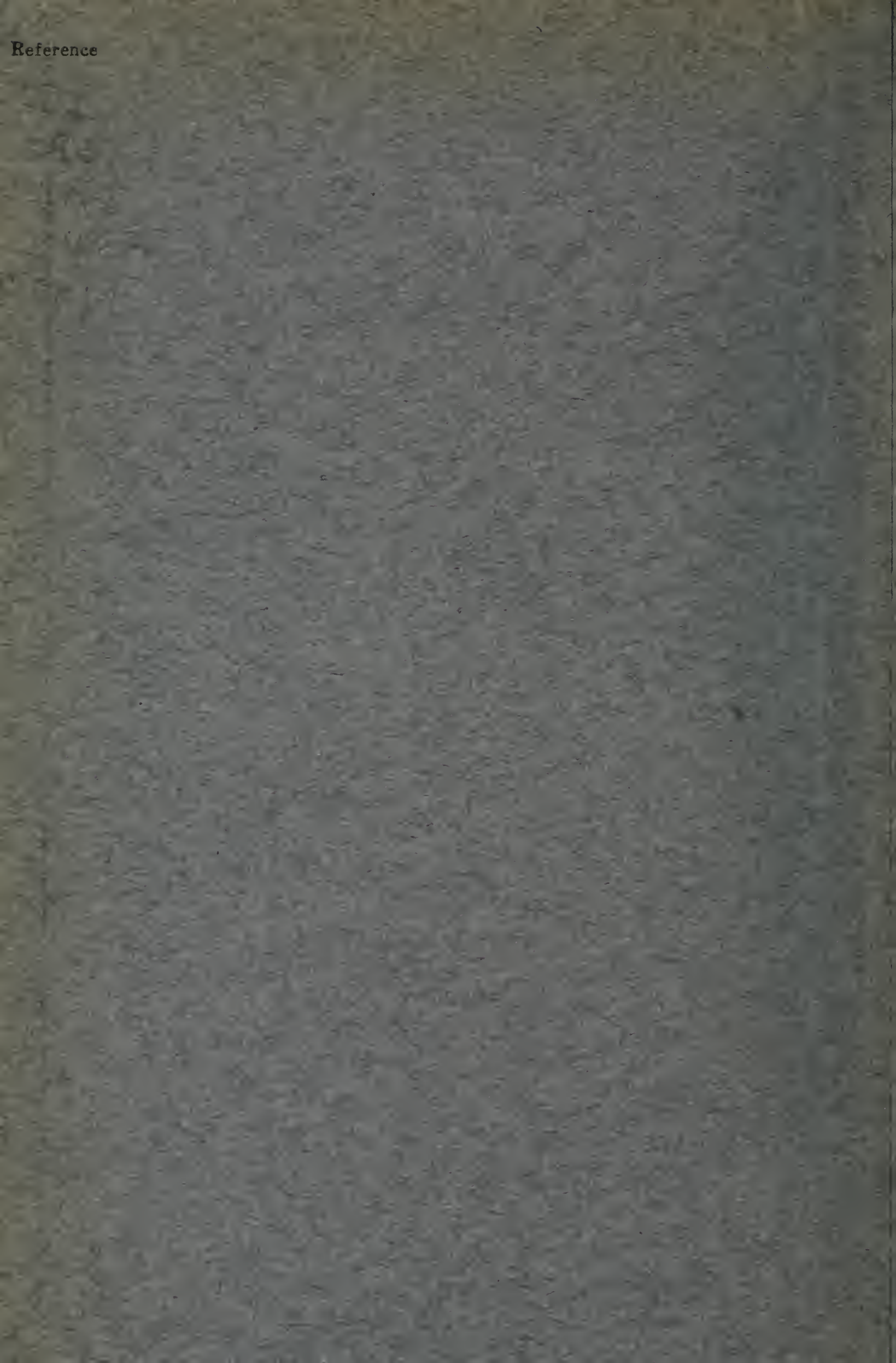
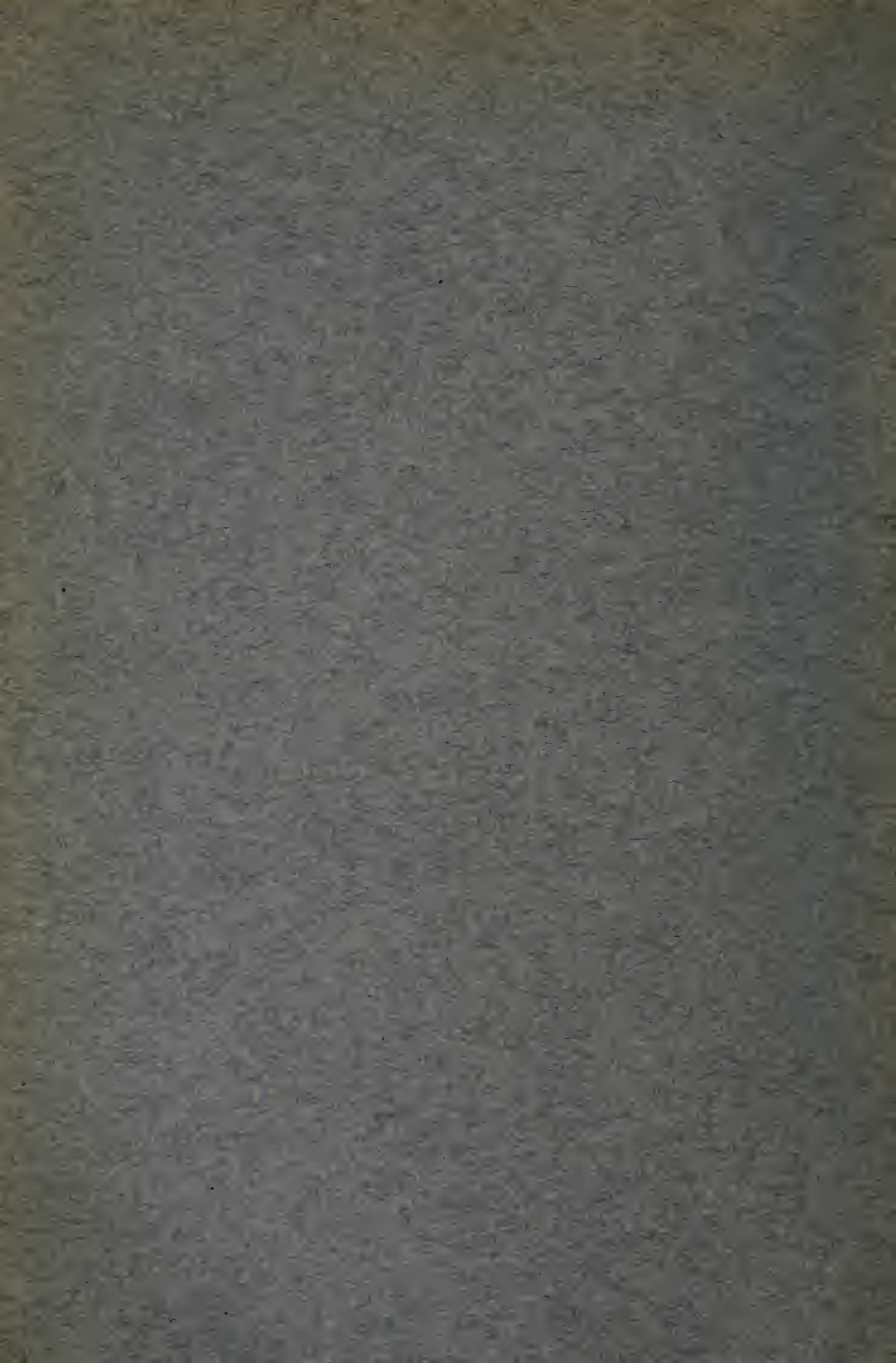
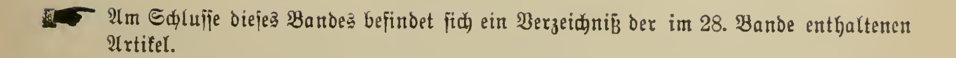






Allgemeine
Deutsche Biographie.

Achtundzwanzigster Band.


Am Schlusse dieses Bandes befindet sich ein Verzeichniß der im 28. Bande enthaltenen Artikel.

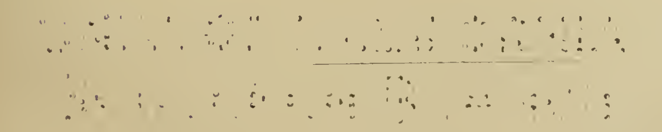


Allgemeine
Deutsche Biographie.

Achtundzwanzigster Band.

Reinbeck — Rodbertus.

Auf Veranlassung
Seiner Majestät des Königs von Bayern
herausgegeben
durch die historische Commission
bei der
Königl. Akademie der Wissenschaften.



Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1889.

Reinbaden: s. Rheinbaben.

Reinbeck: Georg (v.) R., Dichter und Aesthetiker, geboren zu Berlin am 11. October 1766, † zu Stuttgart am 1. Januar 1849. R. war der Sohn eines Archidiakonus in Berlin, der Enkel des theologischen Schriftstellers Johann Gustav R. (s. S. 2), dessen Leben er herausgegeben hat. Er wurde nach seiner Studienzeit Erzieher eines Herrn v. Uwaroff in St. Petersburg, 1792 Lehrer der deutschen und englischen Sprache und der Aesthetik an der deutschen Hauptschule, 1804 am kaiserlichen Pageninstitut daselbst. 1805 kehrte er aus Gesundheitsrücksichten nach Deutschland zurück, lebte von September 1806 bis Frühjahr 1807 in Weimar, dann in Heidelberg und Mannheim, endlich von 1808 an in Stuttgart. Hier wirkte er zuerst als Redacteur am „Morgenblatt“, dann vom Frühjahr 1811 an (mit dem Titel Hofrath) am oberen Gymnasium als Professor für deutsche Sprache und verwandte Fächer, daneben von 1818 bis 1827 auch am Katharinenstift. Neben dieser amtlichen Wirksamkeit war R. auch in weiteren Kreisen thätig: als Gründer eines Lesevereins, sowie des für die Errichtung des Stuttgarter Schillerdenkmals constituirten Schillervereins. Von der letztgenannten Thätigkeit datirt seine Bekanntschaft mit Thorwaldsen; R. wußte diesen zu bestimmen, eine Anzahl Abgüsse und Modelle von seinen Werken an die Stuttgarter Kunstsammlung abzutreten. Diese Thätigkeit wurde 1837 durch Ordensverleihung, die Vollendung des Schillerdenkmals 1839 durch Ertheilung des Stuttgarter Ehrenbürgerrechts an R. belohnt. Ende 1841 ließ sich R. in den Ruhestand versetzen, dessen Muße er mit litterarischer Thätigkeit ausfüllte. R. war in Stuttgart eine sehr bekannte Persönlichkeit, sowol durch seine gemeinnützigen Bemühungen, als durch seine wol noch auf den Petersburger Aufenthalt zurückgehenden preciös-höfischen Manieren, von welchen noch manche Anecdoten im Curs sind (vergl. Gerok, Jugenderinnerungen, S. 167 ff.; Menzel, Denkwürdigkeiten, S. 251 f.). R. war zweimal verheirathet, zuerst mit einer geb. Freiin v. Pallandt, † 1816, sodann seit 1817 mit Emilie, der kunstbegabten Tochter des Geheimeraths August Hartmann (s. A. D. B. X, 687 f.), welche ihm 1846 im Tode voranging. Sein Haus war ein Sammelpunkt litterarischer Notabilitäten. Der bekannteste unter den Freunden desselben war Lenau, der seit 1833 dort ein- und ausging und 1844 daselbst den ersten Anfall seiner Krankheit erlitten hat. (Vergl. Lenau's Briefe an einen Freund.) Als Schriftsteller der classicistischen Zeit und Schule ist R. längst vergessen. Er war auf verschiedenen Gebieten fruchtbar, namentlich als Verfasser von Dramen, Erzählungen, Gedichten, Reiseschilderungen, daneben auch von ästhetischen und grammatisch-pädagogischen Werken.

Neuer Nekrolog der Deutschen 1849, S. 47—50. Daraus ist Goedeke's Darstellung, Grundriß 3, 156 f., geschöpft, wo aber die Werke Reinbeck's vollständiger aufgezählt sind.

Hermann Fischer.

Reinbeck: Johann Gustav R., einer der würdigsten, helldenkendsten und einflußreichsten protestantischen Theologen des 18. Jahrhunderts, ist geboren am 25. Januar 1683 zu Celle in Hannover, † am 21. August 1741 zu Schönwalde bei Berlin. — Sein Vater, Andreas R., angeblich aus einer altadligen Familie des Herzogthums Schleswig abstammend, war Prediger auf der Blumlage zu Celle, später Propst und Pastor zu Lüchow, und hat durch zwei Schriften über die hebräischen Accente als gründlichen Kenner dieser Sprache sich bekannt gemacht († 1705). Von ihm erhielt der trefflich begabte Sohn eine sorgfältige Erziehung, wurde von Hauslehrern, besonders einem nachmaligen Prediger Lindenberg, gründlich unterrichtet und bezog mit guten Kenntnissen, besonders in den alten Sprachen, ausgerüstet, 1700 die Universität Halle, wo damals in der theologischen Facultät die pietistische Richtung in J. J. Breithaupt, P. Anton, A. H. Francke, J. H. Michaelis, J. Lange u. s. w. ihre Vertreter hatte, wo aber auch seit 1706 die Wolfische Philosophie Eingang gewann. R. erregte durch seine glückliche Begabung, seinen musterhaften Fleiß, seinen frommen und geordneten Wandel bald die Aufmerksamkeit und gewann die Liebe seiner Lehrer. Schon 1702 wurde er Mitglied des von Francke gestifteten Collegium orientale theologicum und Mitarbeiter von J. H. Michaelis bei Vergleichung der verschiedenen Ausgaben und Handschriften der hebräischen Bibel zum Zweck der von ihm veranstalteten kritischen Ausgabe des Alten Testamentes. Neben den philologischen und theologischen wandte er sich bald mit Vorliebe auch philosophischen Studien zu: hier war er zuerst ein Schüler und Anhänger von Joh. Franz Buddeus, eines Gegners der Wolfischen Philosophie (s. A. D. B. III, 500), besuchte aber auch die Vorlesungen Christian Wolf's, anfangs in der polemischen Absicht, den nachtheiligen Einfluß seiner Lehre auf die Theologie zu bekämpfen. Bald aber, bei gründlicherem Studium der Leibnitz-Wolfischen Philosophie gewann er zu seiner Freude die Ueberzeugung, daß dieselbe Vieles enthalte, was für die Theologie brauchbar sei, ja daß der Nutzen derselben den von ihr gefürchteten Schaden überwiege, und wurde von da an ein Hauptvertreter des „theologischen Wolfianismus", obwohl er selbst niemals zu den „Wolfianern der strikten Observanz" gehörte und gehören wollte. Seine Lehrer in der Theologie waren vorzugsweise Breithaupt und Anton; unter ihrem Einfluß verfaßte er seine erste theologische Schrift: „Von der Erlösung durch das Lösegeld des Blutes Christi" (tractatus theol. de redemtione per λύτρον, qua satisfactio Christi asseritur eoque fine Democriti Christiani: Apostolischer Wegweiser examinatur, Halle 1710; 2. Aufl. Berlin 1740; deutsch übersetzt von J. M. Keck, Jena 1740), — eine Vertheidigung der kirchlichen Lehre von der stellvertretenden Genugthuung und dem Heilswerth des Todes Christi gegen die Angriffe von Johann Konrad Dippel.

Nach Vollendung seiner theologischen Studien wurde er 1709 infolge einer einstimmigen Empfehlung der Halleschen theologischen Facultät Adjunct des Berliner Propstes Johann Porst und einige Jahre später Prediger an der Friedrichswerderschen und Dorotheenstädtischen Gemeinde in Berlin. Er führte sein geistliches Amt mit Liebe und Treue, beschäftigte sich aber daneben auch mit wissenschaftlichen Studien und schriftstellerischen Arbeiten, z. B. zwei Gegenschriften gegen die damaligen, vom Hofe ausgehenden Unionsprojecte zwischen Lutheranern und Reformirten (1712—13), einer Streitschrift gegen Christian Thomasius „Ueber die Natur des Ehestandes und die Verwerflichkeit des Concubinates", 1715, einer Schrift gegen L. C. Sturm „Ueber die Einsetzungsworte des hei-

ligen Abendmahls", 1716, sowie mit Herausgabe einer theologischen Zeitschrift unter dem Titel: „Freiwilliges Hebopfer von allerhand theologischen Materien", Berlin 1715 ff. (in 5 Bänden oder 48 Beiträgen zur Erklärung dunkler Stellen des Alten und Neuen Testamentes). Unterdessen war er dem König Friedrich Wilhelm I., der ihn längst als einen trefflichen Kanzelredner und vielseitig gebildeten Gelehrten geschätzt hatte, persönlich bekannt geworden, und wurde von ihm nach dem Tode des bisherigen Propstes der Petrikirche, Schnaderbach, 1717 zu dessen Nachfolger als Propst von Cölln, später 1729 auch zum Consistorialrath ernannt. Er benutzte seine kirchenregimentliche Stellung besonders zur Verbesserung des Predigtwesens: wie seine eigenen Predigten, von denen viele gedruckt sind, durch klare Begriffsentwicklung und praktische Erbaulichkeit sich auszeichnen, mitunter aber freilich auch einen allzugroßen Einfluß der philosophischen Schulsprache zeigen, so verfaßte er aus Anlaß der königl. preußischen Generalkirchenvisitation vom Jahr 1738 eine eigene homiletische Anleitung unter dem Titel: „Grundriß einer Lehrart, ordentlich und erbaulich zu predigen nach dem Inhalt der K. Preuß. Cabinetsordre u. s. w.", und ließ nach dieser Anleitung die Candidaten Predigten anfertigen, bei denen er vor allem drang auf „sorgfältige Disposition, gründliche Anwendung, correcte und faßliche Begriffsentwicklung, Verbindung von biblischen und philosophischen Beweisgründen". Andere machten ihm freilich zum Vorwurf, daß er auf der Kanzel zu viel philosophire, und besonders der Wolfischen Philosophie zu viel Einfluß auf seine Predigten gestatte, und der Göttinger Professor Joachim Oporinus gab eine Gegenschrift gegen Reinbeck's Grundriß heraus unter dem Titel: Bedenken über den Grundriß, nach der Wahrheit, Bescheidenheit und Liebe abgefaßt, 1741. Die Gunst und das Vertrauen seines Königs, der seine ernste Frömmigkeit, seinen gediegenen Charakter und seinen edlen Freimuth achtete, aber auch seine universelle Bildung und seine geselligen Talente schätzte, und der seines Rathes in kirchlichen Fragen und besonders bei Besetzung geistlicher Stellen sich gern bediente, blieb ihm unverändert erhalten bis zu seinem Tod; und auch sein Nachfolger, König Friedrich II., schätzte R. als einen Mann von Geist und Herz, ja sein Einfluß war bei ihm fast noch größer als bei seinem Vater. Insbesondere war es R., der schon in den letzten Regierungsjahren Friedrich Wilhelm's I. und dann nach Friedrich's II. Regierungsantritt die Verhandlungen mit Christian Wolf, wegen dessen Zurückberufung nach Preußen leitete: schon 1736 als Mitglied einer auf königlichen Befehl niedergesetzten Prüfungscommission sprach er sich dahin aus, daß „in Wolf's Schriften viele schöne und für die Gottesgelahrtheit brauchbare Gedanken zu finden seien, daher es schade wäre, wenn dieselben länger confiscirt bleiben sollten"; und schon am sechsten Tage nach Friedrich's II. Regierungsantritt erhielt R. von diesem den eigenhändigen Auftrag, „sich um den Wolf Mühe zu geben und ihn zum Rücktritt in die preußischen Dienste zu persuadiren" (s. das Weitere in der Biographie von G. v. Reinbeck S. 90; vgl. auch Ludovici, Vollst. Historie der Wolf'schen Philosophie). Freilich nur kurze Zeit überlebte R. seinen königlichen Gönner: er starb, erst 58 Jahre alt, nach längerem Kränkeln, an einem plötzlichen Kolikanfall während eines Besuches bei der ihm eng befreundeten Familie eines Herrn v. Rosay auf dem adligen Gute Schönwalde bei Berlin, am 21. August 1741, hochgeachtet und von Allen betrauert. Sein Freund de Rosay setzte ihm ein Denkmal; die Gesellschaft der Alethophilen ließ eine silberne Denkmünze auf ihn prägen mit seinem Brustbild und der Umschrift Theologo φιλοσοφωτάτῳ ingenio, doctrina, integritate eximio etc.; sein Bild wurde gemalt von Pesne, in Kupfer gestochen von J. G. Wolfgang 1742. Auch erschienen nach seinem Tode noch verschiedene Sammlungen seiner Predigten („Gedächtniß- und Leichenpredigten", 1742; „Fortgesetzte Sammlung

ausgewählter Predigten", 1743, 50; „Auserlesene Predigten, bei besonderen Gelegenheiten gehalten", herausg. von Rambach 1750; „Auserlesene Predigten über die Sonn- und Festtagsevangelien", 1754), sowie eine „Sammlung nachgelassener kleiner Schriften sowie Ehrengedächtniß des Verfassers", 1743. Von seinen philosophischen Schriften fanden besonderen Anklang seine „Philosophischen Gedanken über die vernünftige Seele und deren Unsterblichkeit nebst Anmerkungen über eine französische Schrift, daß die Materie denke", Berlin 1741, 8°, und seine Schrift über die „Harmonia praestabilita", 1737, 4°. Sein bedeutendstes theologisches Werk aber, das ihm den größten Beifall der Zeitgenossen erwarb, allerdings aber auch manche Angriffe von Seiten der Orthodoxen zuzog, sind seine — freilich mehr populärtheologischen als streng wissenschaftlichen, und mitunter sehr stark nach Aufklärung schmeckenden — „Betrachtungen über die in der Augsburgischen Confession enthaltenen und damit verknüpften göttlichen Wahrheiten", Berlin 1731—41, in 4 Theilen in 4° (nach seinem Tode fortgesetzt in 5 Theilen 1743—47 von dem Tübinger Theologen J. G. Canz). Dieses Werk, aus Predigten entstanden, herausgegeben zur Gedächtnißfeier der Augsburgischen Confession, will nicht sowohl eine historische Darstellung des Inhaltes der Conf. Augustana geben, als vielmehr einen populärphilosophischen Nachweis von der Vernünftigkeit der christlichen Weltanschauung, einen Beweis gegenüber den heutigen Räsonneurs, wieviel göttliche Wahrheiten der heiligen Schrift auch aus vernünftigen Gründen hergeleitet werden können. Auf besonderen Befehl des Königs Friedrich Wilhelm I. mußte dieses Werk von allen Kirchenbibliotheken in den preußischen Landen angeschafft werden; aber auch anderwärts fand es in hohen und niederen protestantischen und katholischen Kreisen (z. B. bei dem Prinzen Eugen von Savoyen) vielen Anklang; ja sogar eine französische Uebersetzung desselben beabsichtigte der König, damit auch den auswärtigen Nationen die Wahrheiten der evangelischen Religion besser bekannt werden. Aber auch an Angriffen gegen das Werk von Seiten der Orthodoxen und Pietisten wegen der darin entdeckten Spuren Wolfischer Philosophie fehlte es nicht. Friedliebend wie er war und mild im Urtheil über Andere, ertrug er solche Angriffe mit seltenem Gleichmuth und war insbesondere weit davon entfernt, die Gunst seines Königs für sich zu benutzen, um seine Gegner zum Schweigen zu bringen, — treu dem Grundsatz, „daß man große Herren nicht in gelehrte Streitigkeiten hineinziehen, und theologisch-kirchliche Fragen nicht durch Machtsprüche entscheiden lassen dürfe, da dies für die Wissenschaft ebenso verderblich sei wie für die Kirche." Aber auch an Zeichen der Anerkennung von Seiten Gleichgesinnter fehlte es ihm nicht: so verlieh ihm 1738 die theologische Facultät der Universität Königsberg die Würde eines Doctors der Theologie. — Seine häuslichen Verhältnisse waren sehr glückliche: er war seit 1710 verheirathet mit seiner Cousine Margarethe Scott, der Tochter eines kurfürstlich braunschweig-lüneburgischen Leibarztes, und Vater einer zahlreichen Kinderschaar, für deren Erziehung und Ausbildung er gewissenhaft sorgte. Ein Sohn von ihm war der im Jahre 1805 in Berlin verstorbene Archidiakonus an der Petrikirche, Senior und Consistorialrath R., sein Enkel der 1849 in Stuttgart verstorbene Professor und Hofrath Georg v. R., der 100 Jahre nach des Großvaters Tod dessen Leben beschrieben hat unter dem Titel: Leben und Wirken des Dr. th. Johann Gustav Reinbeck, nach Urkunden und Familiennachrichten u. s. w., Stuttgart 1842.

Außerdem vgl. Büsching, Lebensgeschichte denkw. Personen, I. Theil, 1783, S. 141 ff. — Jöcher-Rotermund III, 1985; VI, 1663. — Hirsching, IX, 340 ff. — Neubauer, Nachrichten, 307. — Döring, Die gel. Theologen Deutschlands, III, 499 ff. — Gaß, Geschichte der prot. Dogmatik, III,

126 ff., 178 ff. — Tholuck, Gesch. des Rationalismus, I, S. 141 ff. — Sack, Gesch. der Predigt, S. 19 ff. — Christlieb in der Prot. Real-Encyklopädie VI, 287; XVIII, 574.

Wagenmann.

Reinbot: R. v. Dorn (ohne zureichenden Grund pflegt man den Ort mit Wildthurn bei Landau a. d. Isar zu identificiren), deutscher Dichter, behandelte zwischen 1236 und 1253 auf Wunsch Herzogs Otto II. von Baiern und seiner Gemahlin Agnes zu Wörth (an der Donau zwischen Regensburg und Straubing?) die Legende des heil. Georg poetisch. Dabei bediente er sich einer bisher nicht ermittelten französischen Vorlage: sie, so erklärt er, getreu wiederzugeben sei ihm seitens der Herzogin ausdrücklich anbefohlen worden, er würde sonst den Stoff haben verrer baz getihten und gezieren und mit lügen geflôrieren können. Bekunden diese Worte die hohe Meinung, welche R. von seinen dichterischen Fähigkeiten hegte, so äußert sich dieselbe nicht minder darin, daß er die Erwartung ausdrückt, in allen deutschen Landen von Preßburg bis Metz, von Tirol bis Bremen werde sein Werk Leser finden. Er setzt es in Parallele mit der Leistung eines Mannes, dem er manche Motive abgeborgt und den er auch stilistisch vielfach nachgeahmt hat, mit dem Willehalm Wolfram's von Eschenbach, und wünscht es an diesem gemessen zu sehen. In der That läßt sich nicht leugnen, daß Reinbot's Gedicht durch lebhafte und gewandte Diction, durch Reichthum des Wortschatzes, durch wirkungsvolle Führung des Dialogs (denn die Martern des Heiligen treten gegenüber der Beredsamkeit, welche er zu Bekehrungszwecken entfaltet, stark in den Hintergrund), durch hübsche, dem Leben der Natur entlehnte Bilder sich auszeichnet. Daneben stehen freilich deutliche Anzeichen mangelnden Kunstgefühls. Dahin gehört die Connivenz gegen rohe oder dialektische Reime; dahin der Hang zur Allegorie, welcher in der Schilderung der Tugendburg, deren Herrscher Georg ist, V. 5716 ff., hervortritt und welcher von Reinbot's Nachahmer, Hugo v. Langenstein (s. A. D. B. Bd XVII, 673), auf die Spitze getrieben wurde; dahin die Vorliebe für naturwissenschaftliche Fabeleien in der Art der spätern Spruchdichter; dahin endlich der Gebrauch von Vergleichen nicht gerade erlesener Natur. Hält man hierzu die Scene V. 4125 ff., wo Alexandrina ihren kaiserlichen Gemahl mit einer Fluth von Schimpfworten überschüttet, die gleichfalls an die Scheltstrophen fahrender Leute gemahnt, so wird man R., der V. 1919 ff. seiner Armuth gedenkt, am wahrscheinlichsten für einen Angehörigen dieser Kreise erachten dürfen. Denn die reichlich eingestreuten lateinischen Citate sprechen (ebenso wie der Nominativ Saturnô V. 4463) eher wider als für ausgebreitete Gelehrsamkeit und geistlichen Stand, da sie sammt und sonders solchen Bibelstellen entnommen sind, welche in den kirchlichen Officien häufig vorkamen. Ob hingegen an einem andern wesentlichen Mangel des Gedichtes, an seiner sehr ungleichmäßigen Composition, R. die Schuld trägt, oder ob diese Inconcinnität der Quelle zur Last fällt, vermögen wir nicht zu controliren. Jedenfalls eilt der Poet ganz abrupt dem Schlusse zu. Dadurch, wie es scheint, sah sich der Compilator des in zahlreichen Handschriften und Drucken des 15. Jahrhunderts überlieferten „Heiligenlebens“, als er Reinbot's Gedicht, in Prosa aufgelöst, dieser umfänglichen, in Winter- und in Sommertheil zerfallenden deutschen Legendensammlung einverleibte, veranlaßt, diejenige Sagengestalt, welche die Legenda aurea enthält, mit den erforderlichen Modificationen in excerpirender Uebersetzung anzuhängen.

Einzige Ausgabe nach einem späten und schlechten Codex in v. d. Hagen's u. Büsching's Deutschen Gedichten des Mittelalters, Bd. 1, Berlin 1808. Aufzählung des handschriftlichen Apparats Germania 27, 144 ff.; dazu kommt noch ein Münchner Bruchstück, abgedruckt Germania 31, 83. — Ueber das Biographische

vgl. F. Pfeiffer in der Neuen Jenaer Litteraturzeitung 1842, S. 1002 und meine Bemerkungen im Anzeiger f. d. Alterthum 14, 145 ff. — Das Verhältniß zu den altfranzösischen Gedichten vom heil. Georg behandelte C. Weber in der Zeitschrift f. rom. Phil. 5, 506; vergl. auch R. Heinzel im Anzeiger f. d. Alterthum 9, 259 ff. Steinmeyer.

Reinboth: Friedrich Adolph R., geboren in der Stadt Schleswig, Sohn des Hofpredigers Heinrich R. und Enkel des Generalsuperintendenten Johann R. (s. u.). Die Mutter gehörte dem angesehenen Geschlecht der Holmer an, Tochter des gottorpischen Hofraths F. A. Holmer. Nachdem R. seine Studien der Rechte vollendet, ließ er sich in seiner Vaterstadt nieder und lebte hier, da es ihm nicht gelang, ein herzogliches Amt, wie er es wünschte, zu erlangen, zunächst ohne Amt wissenschaftlichen, namentlich historischen Studien. Insbesondere interessirte ihn das speciell vaterländische Recht und vaterländische Geschichte, wozu er reiche Sammlungen zusammenbrachte. Er ward der Mittelpunkt mehrerer mit der vaterländischen Geschichte Beschäftigten, ihm verwandter und befreundeter Männer und hatte den Plan der Stiftung einer Gesellschaft zur Förderung der Geschichte der Herzogthümer und der Herausgabe einer Sammlung dazu gehörender Schriften, in Verbindung mit J. Noodt und Friccius. Es kam indeß nicht zur Ausführung und v. Westphalen kam ihm durch die Herausgabe der Monumenta inedita voraus. R. unterstützte darauf dieses Unternehmen. Er übergab v. Westphalen seine Vorarbeiten, in Band III ist auch von R. gedruckt Epistola ad Hojerum de interpretis latini germanismis et erroribus und Westphalen erwähnt in der Vorrede dankend seiner Beihülfe. Erst 1739 war R. vom König Christian VI. zum Director des Waisenhauses in der Stadt Schleswig und zugleich zum königlichen Justizrath ernannt, wobei der König ihn als besonders geeignet bezeichnet, „weil er ein gewissenhafter Gelehrter und ein reicher Mann, der auch sonst keine Bedienung hat und von seinen eigenen Mitteln lebt“ (Sach 219). Er hat dieses Amt mit Treue verwaltet, und die Anstalt kam unter seiner Führung zu neuem Aufschwung. Im Uebrigen ließ ihm dieses Amt noch Muße genug, seine wissenschaftlichen Studien fortzusetzen. Später wurde ihm der Charakter Etatsrath beigelegt. Gedruckt ist von ihm nur wenig: „Plantus Germaniae super immaturo obitu Leopoldi Caroli VI. Caesarii filii uniti“. Kiel 1717. (Gelahrte Fama Bd. LXVIII.) „Erklärung des im Nordstrander Landrecht vorkommenden Wortes Quabeltrank“ in Dreyers Samml. vermischter Aufsätze 1754. — Die Universitätsbibliothek in Kiel besitzt eine Reihe Manuscripte aus seinem Nachlaß, z. B. „Ueber die haraldinischen Gesetze“ (Falk, Handb. I, 369). „Excerpta in jura patria et extranea. De aetate juris Slesvicensis.“ Seine Ansicht, daß dasselbe nicht von Sven Grathe, ist nachher von Forchhammer und Rosenvinge bestätigt. Eine große Sammlung von Briefen von ihm und an ihn. Auch eine deutsche Uebersetzung von Cypraei annales episc. Slesv. — Dreyer, notitiae libr. mscr. historiae Cimbrici 1758, Cap. V erwähnt seiner handschriftlichen Arbeiten für die schleswig'sche Kirchengeschichte. R. starb am 10. October 1749. Noodt in den Annalen sagt: „Ein Mann von alter teutscher Redlichkeit und großer Wissenschaft in der Historie des Vaterlandes.“ In seinem Testament verfügte er, daß nach seinem Tode seine Bibliothek öffentlich verkauft werden solle, das daraus zu lösende Geld auf Zinsen versetzet und solche Zinsen eines der hiesigen Prediger-Wittwen-Söhne zum Studiren employiret werden sollten. Das Capital betrug 700 r. Cour. Administrator dieses Stipendiums ist das älteste Familienglied.

Auszüge aus Reinboth's Briefwechsel v. H. Ratjen. — Archiv f. schlesw.-holst. Gesch. Bd. V, 580 u. 584. — H. Ratjen, Dreyer u. v. Westphalen,

Kiel 1861, S. 12 ff.; dessen Handschr. d. Kieler Univ.-Bibl., Kiel 1847, III, 538. — Moller, Cimbr. litt. I, 539. — Slesv. Prov. Efterretn. IV, 250.
Carstens.

Reinboth: Johann R., schleswig-holsteinischer Generalsuperintendent. Er war geboren am 14. Februar 1609 in Altenburg im Meißnischen und Sohn eines Senators, studirte Theologie in Leipzig und Jena, wo er am 3. Februar 1630 zum Dr. philos. promovirte. Er setzte dann noch seine Studien fort auf den Universitäten in Rostock und Kopenhagen. Darauf trat er eine gelehrte Reise an nach Holland und England und kehrte dann wieder nach Kopenhagen zurück. Im Mai 1636 ward er zum Hauptpastor an der Sct. Nicolaikirche in der Stadt Flensburg gewählt, und der König Christian IV. ernannte ihn dann zugleich zum Propsten dieser Propstei. 1639 ward er Schloßprediger und Propst in der Stadt Hadersleben. 1643 berief ihn der König zur theologischen Professur an der Soröer Akademie, welchen Ruf er jedoch ablehnte, dagegen folgte er 1645 dem Ruf des Herzogs Friedrich von Gottorf als Oberhofprediger daselbst und Generalsuperintendent für den Gottorfer Landestheil, sowie zugleich zum Propst für die Propsteien Gottorf und Husum. Vorher war er von der Rostocker theologischen Facultät h. c. zum Dr. theol. creirt worden. Mit Geschick und Treue hat er nun diese hohen Aemter bis an sein Ende verwaltet. Er starb am 27. Juli 1673. Seine theologische Ansicht war eine mildere, doch sorgte er für Aufrechterhaltung der reinen Lehre. Er widersetzte sich z. B. ernstlich der Aufnahme der Socinianer in Friedrichsstadt und verhinderte, daß ein Jesuit, Jodocus Keddius, sich hier einschleiche. Er hielt dafür, daß die gelehrten theologischen Streitigkeiten besser nicht dem Volke bekannt würden, dagegen glaubte er diese am besten zu beschwichtigen, wenn auf die fleißige Uebung und das Festhalten an der Katechismuslehre gehalten werde, und legte er daher den höchsten Werth auf die Katechisationen. Darüber ist er allerdings von gelehrten Theologen mehrfach angegriffen worden. Er verfuhr auch milde gegen die damals hier auftretende Sectirerin Antoinette Bourignon, während sein Nachfolger im Amte Dr. S. Niemann ihre Entfernung aus dem Lande veranlaßte. Bei der Einweihung der Kieler Universität am 3. October 1664 hielt er in der Nicolaikirche daselbst die Festpredigt über Weisheit Salom. 6,27. Sie ist gedruckt Schleswig 1665 und umfaßt 50 Druckseiten. Außer einer Reihe von Disputationen und mehreren Leichenpredigten ist von ihm erschienen „Dispositiones textuum poenitentialium ex Hosea“ 1645 und „Commentarii in Hoseam pars prior in capita quarta prima“ Slesv. 1655. „Ausführliche Widerlegung der Schrift des Jesuiten Th. Berken (Jodocus Keddius) zur Vertheidigung der Kirche Augsb. Conf.“ Schleswig 1652—58. 3 Thle. „Ausführliche Lehre vom Kirchenregiment.“ Schlesw. 1667. Er hatte auch noch einen gelehrten Streit mit dem Prof. Danhauer in Straßburg, der, nachdem mehrere Schriften gewechselt worden, zuletzt von R. abgebrochen ward. Es handelte sich dabei zunächst um die Bedeutung der Symbole.

Moller, Cimbria litt. II, 691. — Witten, Memoriae Theol. 1680. — O. H. Moller, Von den Pröpsten 2c., S. 8. — Scholz, holst. Kirchengesch. 277. — Lautrup, Hadersleben, S. 34. — Jensen-Michelsen, S.-H. Kirchengesch. III, 295, IV, 15 ff.
Carstens.

Reincke: s. Reinke.

Reincken: Johann Adam R., einer der bedeutendsten Organisten vor Sebastian Bach, ein Holländer von Geburt, der nach Mattheson's Ehrenpforte am 27. April 1623 zu Deventer geboren ist. Ueber seine Jugendzeit haben wir keine Nachricht. Die Angabe, daß er ein Schüler des Amsterdamer Swee-

linck sei, beruht auf einem Irrthume und konnte nur so lange Glauben finden, als das Todesjahr Sweelinck's unbekannt war. Heute wissen wir durch Auszüge aus den Kirchenbüchern, daß er im J. 1621 gestorben ist, also vor Reincken's Geburt. Mehr Wahrscheinlichkeit hat die Angabe des Engländers Burney, der auf einer Reise nach Deutschland die holländische Stadt Groningen besuchte und dort von dem bekannten Organisten Jakob Wilhelm Lustig, einem geborenen Hamburger, erfuhr, daß R. ein Schüler Heinrich Scheidemann's sei, derselbe, dem R. als Nachfolger im Amte bestimmt war. Lustig kann dies auch nur vom Hörensagen gewußt haben, denn da er erst 1706 geboren ist, und R. bereits 1722 starb, als Greis von fast hundert Jahren, so läßt sich kaum annehmen, daß der damals kaum 16jährige Lustig je in Verbindung mit R. getreten sei, selbst nicht in dem Verhältniß von Lehrer und Schüler, da ihn sein Vater selbst unterrichtete. Daß sich R. schon vor seiner Anstellung in Hamburg befunden haben muß, ergiebt auch die Anekdote, welche Walther in seinem Lexikon unter dem Namen Scheidemann's erzählt, daß nämlich ein berühmter Musiker in Amsterdam, als er hörte, daß R. der Nachfolger Scheidemann's werden wolle, gesagt haben soll, „es müsse dieser ein verwegener Mensch sein, weil er sich unterstanden, in eines so sehr berühmten Mannes Stelle zu treten, und wäre er wohl so curieux, denselben zu sehen", worauf ihm R. das Choralvorspiel „An Wasser-Flüssen Babylon" mit der Zuschrift übersendete „hieraus könne er des verwegenen Menschen Porträt ersehen". Fétis läßt R. zuerst nach Leipzig und dann nach Hamburg gehen, doch ist der Aufenthalt in ersterer Stadt durch nichts erwiesen. Mattheson, der R. so nahe stand und in seiner Ehrenpforte sich möglichst Mühe gibt, seine Leistungen herunterzudrücken, giebt uns über seinen Lebensgang gar keine Nachrichten, ist sogar bemüht, manche Thatsachen in ein falsches Licht zu stellen, die wir erst heute durch das Auffinden von seinen Werken und Actenstücken richtig stellen können. R. muß noch zu Lebzeiten Scheidemann's als sein Adjunctus in dem Organistendienst an der St. Katharinenkirche in Hamburg eingetreten sein, denn in einer Eingabe Reincken's an den Magistrat vom Jahre 1718 sagt er, daß er nun sechzig Jahre der Stadt als Organist an St. Katharinen gedient habe. Dies ergibt das Anstellungsjahr 1658. Da nun die Wittwe Scheidemann's in einer Eingabe vom 15. August 1664 den Rath um eine Pension bittet, so kann ihr Mann nicht 1654, wie bisher angenommen wurde, sondern erst 1664 gestorben sein, denn die Wittwe wird nicht erst nach zehn Jahren um die Bewilligung einer Pension eingekommen sein und darin erwähnen, daß ihr seliger Mann der Stadt dreißig Jahre lang gedient habe. Hieraus ergiebt sich, daß R. noch zu Lebzeiten Scheidemann's den Dienst antrat. Wie rege sich R. um das Musiktreiben in Hamburg bemühte, ersehen wir an der Gründung einer stehenden Oper in Hamburg. Er und die beiden Licentiaten beider Rechte, Gerhard Schott und Lütjens traten im J. 1677 oder 78 zusammen und gründeten eine deutsche Oper. Wenn man bedenkt, daß der Deutsche in dieser Zeit sich mit der Operncomposition noch wenig befaßte und nur einzelne Versuche darin bekannt waren, dagegen die italienische Oper die Alleinherrscherin auf allen Bühnen war, so muß man diese Unternehmung als eine kühne und selbstbewußte anerkennen. R., als der einzige Musiker im Bunde, hatte daher wol dafür zu sorgen, daß auch Material genügend vorhanden sei, und er fand in Johann Theile, dem späteren Dresdener Capellmeister Strungk und Joh. Wolfgang Franck diejenigen Männer, die seine Pläne auszuführen im Stande waren. Im J. 1678 wurde die erste Oper gegeben: Der erschaffene, gefallene und aufgerichtete Mensch (Adam und Eva). Text von Richter, componirt von Theile, das Ballet von Mr. de la Feuillade, die Decorationen von Kamphausen gemalt. Strungk war wahrschein=

lich der Capellmeister, doch muß sich auch Franck an der Direction betheiligt haben, trotzdem er praktischer Arzt war, denn man nannte ihn in Hamburg scherzweise den Capellmeister. R. selbst ist hierbei mit seiner Person und seinen Leistungen nie hervorgetreten, weder als Componist fürs Theater, noch als Dirigent. Er scheint die Sache nur in Gang gebracht zu haben und schied dann, wie Mattheson berichtet, nach sieben Jahren wieder aus. R. war zweimal verheirathet. Es ist nöthig, dies ganz besonders zu erwähnen, weil Mattheson in der Critica musica p. 255 ihm vorwirft, daß sein Lebenswandel nicht makellos war, denn er sei „ein beständiger Liebhaber des Frauenzimmers gewesen und habe den fremden Dames, so er bis an seinen Tode im Hause gehabt, ein ansehnliches vermacht". Seine erste Verheirathung läßt sich nur muthmaßen und zwar aus dem noch vorhandenen Hochzeitsgedichte, worin es heißt: „Der itzt durch neues Freyen Frauen, sein Freyen feyern, wil erneuern." Da er also von Neuem freiet und sein Freien erneuert, so muß er vordem bereits verheirathet gewesen sein. Ferner muß aus erster Ehe die Frau des Organisten Andreas Kneller, Margarethe Maria, stammen, deren Tochter bei Reincken's Tode bereits verheirathet war. Hätte also R. am 25. Februar 1685 zum ersten Male geheirathet, so konnte er 1720 nicht schon eine verheirathete Enkelin haben. Hieraus entsprangen auch nach Reincken's Tode die Erbstreitigkeiten, die eine desto größere Ausdehnung erlangten, da sich der Magistrat von Hamburg durch das Vorhandensein von zwei verschiedenen Testamenten in seinem ihm von R. zugeschriebenen Vermächtniß geschmälert sah und einen Proceß anstrengte, der erst im J. 1756 durch Vergleich sein Ende erreichte. R. starb am 24. November 1722 und wurde auf seinen Wunsch in Lübeck begraben, wo er schon gegen 1707 eine Grabstelle käuflich erworben hatte. Trotz den in den Monatsheften für Musikgeschichte, Jahrg. 19. S. 27 mitgetheilten verwandtschaftlichen Verhältnissen zwischen der lübeckischen Familie Kneller und R., ist doch nicht recht zu ersehen, warum letzterer einen besonderen Werth darauf legte, nicht in Hamburg, sondern in Lübeck beerdigt zu sein. Nur muthmaßen läßt sich, daß seine Familienverhältnisse in Hamburg durch die zweite Heirath sich so unfriedlich gestalteten, daß er sogar nach seinem Tode nicht zwischen seinen Angehörigen liegen wollte, sondern lieber neben seiner 1710 in Lübeck verstorbenen Tochter. Sein hinterlassenes Vermögen muß sich auf etwa 20,000 Mark hamburg. belaufen haben, wie sich aus den beiden Testamenten ergibt.

Reincken's Compositionen waren noch vor wenig Jahren kaum dem Namen nach bekannt und erst die jüngste Zeit hat durch eifrige Nachforschungen in öffentlichen und besonders Privatbibliotheken nicht nur mehrere Drucke und Manuscripte entdeckt, sondern sie sind auch durch einen Neudruck allgemein zugänglich gemacht. Das Hauptwerk, welches bis jetzt bekannt geworden, ist der „Hortus musicus recentibus aliquot flosculis: Sonaten, Allemanden, Couranten etc. cum 2 Violin. Viola et Basso continuo." Wie feindselig sich auch hier wieder Mattheson dem Autor gegenüberstellt (wahrscheinlich aus dem Grunde, weil R. verschmähte, demselben zu schmeicheln), ersieht man aus dem Schlußsatze des Titels, der nach Nennung des Componisten lautet: „Organi Hamburgensis ad D. Cathar. Celebratissimi Directore." Mattheson bringt nun in seiner Ehrenpforte p. 272 die Worte celebratissimi und Directore in Verbindung und stellt sie so dar, als wenn sich der Verfasser selbst das celebratissimus zulegte und ihn einer lächerlichen Anmaßung preis gibt, während sich doch das Wort auf die berühmte Orgel der Kirche St. Katharina bezieht. Da Mattheson bis vor Kurzem die einzige Quelle war, woraus man schöpfen konnte, so wurde dieser Ausspruch Mattheson's gläubig hingenommen und R. stets als ein hochfahrender, eitler und anmaßender Charakter dargestellt. Noch Ritter in seiner 1884 erschienenen Geschichte des Orgel-

spiels läßt sich S. 176 von Mattheson beeinflussen und seine Beurtheilung der wenigen ihm vorliegenden Compositionen Reincken's leidet unter diesem Vorurtheil. Von diesem oben erwähnten Werke, welches nur noch in einem einzigen Exemplare bekannt ist und sich im Privatbesitze des Herrn Prof. R. Wagener in Marburg befindet, veranstaltete die Vereinigung für nordniederländische Musikgeschichte in Amsterdam im J. 1886 eine neue Ausgabe unter der Redaction des Herrn J. C. M. van Riemsdijk (Amsterdam und Leipzig bei Breitkopf & Härtel in klein Fol.). Dieser Ausgabe ist ein vortrefflich hergestelltes Porträt Reincken's beigegeben, welches uns so offen und ehrlich ansieht, dabei einen kräftigen und geradezu schönen Mann zeigt, daß schon der Gesichtsausdruck verräth, daß es nicht ein kleinlicher und niederer Charakter gewesen sein kann, wie sich Mattheson bemüht, ihn darzustellen. Das Werk, vielleicht um 1688 auf eigene Kosten des Verfassers erschienen, enthält sechs sogenannte Sonaten, die man später zu Bach's Zeiten mit Suiten bezeichnete. Jede derselben besteht aus fünf selbstständigen Sätzen, die außer dem ersten Satze in dem Charakter und dem Rhythmus alter Tänze geschrieben sind, wie Allemande, Courante, Gigue, Sarabande u. a. Die Sätze unter einander haben gar keine innere oder äußere Verbindung, und die Tonart ist das einzige Band, was sie umschließt, und gerade dieses Band ist Schuld, daß uns die fünf Sätze, hintereinander gehört, ermüden, denn man kommt, geringe Ausweichungen in die Dominante abgerechnet, nicht aus dem Toncharakter der Tonart heraus. Der Componist sucht zwar eine Abwechselung durch schnelle und langsame Tactarten, durch getragene und schnelle Bewegung, durch Verwendung von Soli und Tutti zu erzeugen, doch kann dies den Hörer nicht entschädigen für das lange Verweilen in ein und derselben Tonart. Die Sätze sind für 2 Violinen, Viola da Gamba und bezifferten Baß geschrieben. Letzterer wurde auf dem Klavier ausgeführt und ihm fiel die Ausführung der Mittelstimmen zu, denn die Gambe geht meist mit dem Baß und die Violinen bewegen sich ihrem Charakter gemäß mehr in den höheren Tonlagen. Die Erfindung und Bearbeitung der Themen, die fast durchweg fugenartig behandelt sind, besonders in dem ersten Sonatensatze, erinnern lebhaft an Sebastian Bach; man kann sogar Stellen nachweisen, wie die auf Seite 9 und 11 der neuen Ausgabe, die geradezu im Bach wieder vorkommen, als wenn sie abgeschrieben wären. Der Charakter, die Freiheit der Bewegungen und die kraftvollen Rhythmen erinnern wieder an die Händel'sche Art, und Schritt für Schritt erkennt man den unmittelbaren Vorläufer der beiden Heroen in der Tonkunst. Wenn Herr Riemsdijk in seiner Biographie Reincken's in der Tijdschrift der Vereeniging voor Noord-Nederlands Muzickgeschiedenis. Deel II. p. 61 ff. sagt, Sebastian Bach habe von R., obgleich er ihn zweimal in Hamburg aufgesucht habe, nichts in sich aufgenommen, so ist dies ein großer Irrthum, der wol nur aus Unkenntniß der Bach'schen Werke entspringen kann. Während der erste und letzte Satz jeder Suite, wie man sie nennen muß, denn die Bezeichnung Sonate bezieht sich nur auf den ersten Satz, fugenartig auf ein Thema gebaut sind, weisen die übrigen Sätze die zweitheilige Form auf, mit den Wiederholungszeichen in der Mitte und am Ende. Der erste Theil jedes Satzes der letzteren Art schließt stets auf der Dominante, und ist die Erfindung eine ungebundene und der Satz spinnt sich in leichten Imitationen ab. Man erwarte aber nicht ein periodisch aufgebautes Kunstwerk, gegliedert in Vorder- und Nachsatz, verbunden mit einer Steigerung und Senkung, wie man ihn etwa um 1750 findet, soweit war die damalige Zeit noch nicht. Ihr Suchen nach dem musikalischen Ausdruck erinnert noch vielfach an das 16. Jahrhundert, nur waren die Stimmen lebhafter geworden. Kein charakteristisches Motiv fesselt uns, noch weniger findet man eine melodische Entwicklung

aus einem Motiv heraus. Es ist ein leichtes contrapunktisches Gewebe in angenehmer Bewegung und melodischen Schritten, nur unterbrochen durch die beiden Schlüsse am ersten und zweiten Theil. Nur hin und wieder leuchtet es auf, wie Ahnungen aus künftiger Zeit. So z. B. die Sarabanda 4ta, pag. 16 der neuen Partitur. Sie ist so natürlich erfunden, baut sich aus dem Hauptmotiv so periodisch auf, wie ein Menuett aus dem 18. Jahrhundert. Doch solche Sätze sind selten, sie folgen wie instinctiv dem Genie des Autors, der sich selbst nicht Rechenschaft zu geben weiß, wie er dazu gekommen ist. — Außer dem Hortus musicus liegt noch im Neudruck eine Partite vor, von demselben Vereine in Amsterdam 1887 herausgegeben. Es sind Variationen über eine „Aria": Schweiget mir von Weiber nehmen, genannt „La Meyerin". Die Liedcomponisten fanden den richtigen Weg zum periodischen Aufbau einer Melodie so leicht, und schon Lieder aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, ja sogar schon aus dem Ende des 15. Jahrhunderts zeigen dieselbe Form, wie sie heute noch das Volkslied besitzt und dessen Form schließlich zur Grundform jeder Composition geworden ist. Die Variationen von R., 18 an der Zahl, zeichnen sich nicht durch interessante Umformung der Melodie aus, und wenn er auch bemüht ist, durch wechselnde Motive und verschiedene Tactarten das Interesse wach zu erhalten, so ist doch der Eindruck ein matter. Nur die 16. Variation ist hübsch erfunden und gibt die Melodie in einer neuen und ansprechend melodischen Weise wieder. Ferner werden von Ritter und Riemsdijk in den oben erwähnten Werken eine Toccata und zwei Choralbearbeitungen erwähnt, die ich leider nicht kenne. Ritter kann sich für keine der drei Arbeiten erwärmen, während Riemsdijk die Choralbearbeitung über das Lied „Was kann uns kommen an für Noth" als eine interessante und gut erfundene bezeichnet, wovon er auch ein Bruchstück (S. 77) mittheilt. Auch von der Toccata theilt er das Hauptmotiv mit, welches jene charakteristische Lebendigkeit besitzt, die uns bei Bach so oft electrisirt. So haben wir in R. neben Buxtehude ein zweites Mittelglied gefunden, welches dem großen Bach die Wege vorbereitet und geebnet hat. Nur so war es möglich, daß sich Letzterer zu der staunenswerthen Höhe erheben konnte.

Rob. Eitner.

Reindel: Albert Christoph R., Kupferstecher, wurde am 23. Juli 1784 in Nürnberg geboren. Er sollte Kaufmann werden, zeigte aber für diesen Stand so wenig Neigung, daß sein Vater ihn zunächst durch Director Zwinger im Zeichnen unterrichten ließ und dann im J. 1798 bei dem Kupferstecher Heinrich Guttenberg in die Lehre gab. Aus der Zwinger'schen Unterrichtsperiode stammen einige Rötelzeichnungen. 1803 ging er mit seinem Lehrer Guttenberg nach Paris und arbeitete dort weiter unter dessen Leitung bis zum Jahre 1809. Durch Salvage wurde er in das Studium der Anatomie eingeführt. Von Einfluß war für ihn der vertraute Verkehr mit seinem Landsmann, dem Kupferstecher Friedrich Geißler, dem Stuttgarter Maler Joh. Friedr. Wilh. Müller und dem französischen Stecher Desnoyers. Er betheiligte sich an der Illustration von Visconti's „Iconographie", für die er drei Büsten des Euripides, drei des Sophokles, eine des Miltiades, welche Guttenberg vollendete, ferner die des rumänischen Königs Parthamasiris und den Kopf des iberischen Königs Oussak stach. Ebenso lieferte er eine Reihe Reihe von Blättern für das von Laurent und Robillard herausgegebene „Musée français", sowie für das „Musée Napoléon", für ersteres mehrere antike Statuen, wie die schlafende Ariadne, Ceres, Isis und eine allegorische Gestalt des Capitol, für letzteres außer einigen antiken Bildwerken, Annibale Caracci's oft gestochenes Gemälde im Louvre: „Madonna mit dem schlafenden Christuskinde und dem kleinen Johannes", Manfredi's „Zechgelage", Nic. Poussin's „Arkadische Hirten" und „Diogenes, welcher die Schale

wegwirft". Auf den beiden letzteren Stichen rührt die Landschaft von Haldenwang her, auf dessen nach Claude Lorrain gestochenen „Tageszeiten" R. die Figuren ausführte. Arbeiten dieser Zeit sind ferner das Porträt des Nürnberger Kaufmanns J. C. Kießling (1804), eine allegorische Gestalt des Winters nach Poilly, eine Scene aus dem rasenden Roland nach Bartolozzi, eine nach Fr. Kobell radirte Landschaft u. a. m. Auch nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt, wo ihn die Werke der Vergangenheit mächtig anzogen und zu mancher Arbeit anregten, finden wir ihn als Illustrator thätig. So stach er mehrere Titelkupfer nach Lafitte, Zwinger, Näcke und anderen für verschiedene Bücher, in den Jahren 1815—1817, 1823 und 1827 für das Frauentaschenbuch, in dem auch einzelne Titeleinfassungen von ihm herrühren. Für die Jahrgänge 1826 und 1827 waren die Blätter mit einzelnen Figuren des „Schönen Brunnen" bestimmt und ebenso sollten die zwölf Apostel von Vischer's Grabmal des heil. Sebald zunächst hier erscheinen. Die Blätter kamen aber besonders heraus, letztere mehrere Male, mit Text und auch im Verein mit anderem wichtigen Bildwerk des Grabmals, dessen einzelne Theile nach und nach erschienen und von dem er 1821 eine große Gesammtansicht schuf. Ein anderes Werk Peter Vischer's, eine kleine auf einem Tempelchen hockende Putte, stach er für die Abhandlung über diesen Meister, die 1831 bei Schrag in der Serie der „Nürnbergischen Künstler" erschien, für die er schon 1823 das Bildniß seines Lehrers Guttenberg nach einer Zeichnung desselben geliefert hatte. Von Nürnberger Sculpturwerken finden sich noch unter seinen Blättern das Labenwolf'sche Gänsemännchen und Rauch's Dürerstatue, letztere vom Jahre 1838, also zwei Jahre vor der Aufstellung des Burgschmiet'schen Gußwerkes. 1840 entstand der schöne Stich nach der Rauch'schen Gruppe der beiden polnischen Fürsten und Glaubenshelden Miecislaus und Boleslaus in der Kathedrale von Posen, der wie das drei Jahre früher nach H. Heß gestochene Blatt „Christus segnet die Kinder" Raczynski's „Geschichte der neueren deutschen Kunst" ziert. In der Folge der Stiche nach den Füger'schen Zeichnungen zu Klopstock's „Messias" rühren zwei Blätter von ihm her: „Christus schwört sein Leiden zu vollenden" (1. Gesang) und „die Gefangennahme Christi" (6. Gesang). Zu seinen bedeutendsten Arbeiten, in denen sich das liebevollste Eingehen auf die individuellen Eigenthümlichkeiten seines Vorbildes und peinliche Gewissenhaftigkeit mit künstlerischem Feingefühl und voller Beherrschung der technischen Mittel verbinden, gehören die Stiche nach Dürer's sogen. Vier Aposteln oder Temperamenten (1837), von denen der Kopf des Paulus noch besonders erschien, sowie das 1847 entstandene Blatt nach Dürer's Bildniß Karl's des Großen. Als Gegenstück zu dem von C. Heß gestochenen Bildniß des Königs Maximilian I. stach er das in der Pinakothek befindliche Gemälde J. Stieler's: „Ludwig I. im Krönungsornat". Das Blatt erschien zuerst im Jahre 1829, dann mit reich verzierter Einfassung versehen im J. 1834. Als spätere Arbeiten sind noch zu nennen eine Madonna mit dem Kinde nach einem damals als Lionardo da Vinci bezeichneten Gemälde in der Galerie von Pommersfelden, für den Albrecht Dürer-Verein in Nürnberg; die unvollendet gebliebene Predigt des Paulus nach dem Lesueur'schen Bilde im Louvre, sowie die Allegorie auf die Erziehung, Schule und Wohlthätigkeit nach R. Langer für das k. k. Ministerium des Innern. Eine Zeichnung der Lorenzkirche erwarb Joh. Gottl. v. Quandt, eine andere Zeichnung, die farbige Darstellung des „Schönen Brunnen" auf dem Marktplatze zu Nürnberg, ward die Veranlassung, daß ihm die Restauration desselben übertragen wurde, die er mit Hülfe C. Heideloff's und der Bildhauer Bandel, Burgschmiet und Rotermundt in den Jahren 1821—1824 ausführte. Er erhielt dafür die Medaille des bairischen Civilverdienstordens. Man betraute ihn noch

mit anderen außerhalb seines eigentlichen Gebietes liegenden Arbeiten, so mit der Restauration der St. Michaelskirche, für die er auch die Kanzel und den Altar entwarf, sowie der Synagoge in Fürth. Ferner entwarf er die marmorne Ara und leitete die Ausführung der mit Bronzezierath versehenen Marmortafel, welche der kaiserl. österreichische Geh. Rath Carneo Steffaneo dem Andenken des Burggrafen Friedrich III. hinter dem Hauptaltare der Kirche zu Kloster Heilsbronn bei Nürnberg errichten ließ. Auch auf litterarischem Gebiete war er thätig, indem er 1834 Thibaut's von Chapuis herausgegebene „Perspective linéaire" übersetzte. Einen bedeutenden Einfluß übte er auf die Kunst seiner Vaterstadt aus durch seine Wirksamkeit an der dortigen Kunstschule. Schon kurz nach seiner Rückkehr aus Paris, im J. 1811, war er zum Director der 1662 gegründeten, in jener Zeit sehr vernachlässigten Malerakademie ernannt worden, die er vollständig reorganisirte und 1819 in eine Kunstschule umwandelte, an der er im Actzeichnen unterrichtete und welcher er bis zu seinem am 23. Februar 1853 erfolgten Tode als Director vorstand. Außerdem war er Conservator der städtischen und königlichen Bildergalerie von Nürnberg. Die Münchener und die Berliner Akademie der Künste und Wissenschaften ernannten ihn zum Ehrenmitgliede. In seiner Vaterstadt gehörte er 18 Jahre lang dem Collegium der Gemeindebevollmächtigten an. Als seine Schüler sind zu erwähnen die Stecher Franz v. Stadler, Friedr. Wagner, Phil. Walther, J. G. Serz, der Zeichner J. G. Wolf und der Maler Karl Jäger.

G. K. Nagler's Künstlerlexikon XII (1842). — Korrespondent von und für Deutschland 1853 Nr. 57. — Deutsches Kunstblatt, IV Jahrg. (1853), S. 117 f. — G. K. Nagler, die Monogrammisten I (1858).

P. J. Rée.

Reindl: Georg Karl R., Dr. theol., Domdechant des Metropolitancapitels München-Freising, wurde geboren am 4. November 1803 zu Bamberg, als der Sohn des dortigen fürstlich-bambergischen Hofbuchdruckers Joh. Bapt. R. Seine wissenschaftliche Ausbildung erhielt er an den Lehranstalten Bambergs (Lateinschule, Gymnasium, Lyceum), promovirte 1826 an der Universität Landshut und wurde am 6. December desselben Jahres zum Priester geweiht. Schon am 11. December wurde R. auf Empfehlung seines Bischofs Fraunberg von der Herzogin Auguste von Leuchtenberg, Schwester König Ludwig I., zum Hauscaplan bestellt, in welcher Stellung er sieben Jahre verblieb. Am 1. April 1834 ernannte ihn dann Ludwig I. zum Religionslehrer der drei jüngeren königlichen Prinzessinnen Adelgunde, Hildegard und Alexandra, sowie zum Erzieher des jüngsten Prinzen Adalbert. Ebendamals ging der Begeisterungssturm des Philhellenismus durch Europa, von dem auch König Ludwig von Baiern erfaßt worden. In idealer Begeisterung für das neuerstandene Hellas hatte er sich bestimmen lassen, durch Uebereinkunft vom 7. Mai 1832 für seinen zweiten Sohn Otto die Krone Griechenlands anzunehmen. Auch R. nahm regen Antheil an den Schicksalen des neuen Königreichs, er sah darin nicht nur die Keime zur politischen, sondern vor Allem auch zur religiösen Wiedergeburt der Griechen und einen frohen Hoffnungsschimmer der endlichen Verwirklichung der langersehnten Union der griechischen und lateinischen Kirche. Er beklagte es, daß die Regentschaft nicht vor Allem dieses Ziel ins Auge faßte und rieth, für religiöse Erziehung und Bildung des Volkes die richtigen Mittel anzuwenden: man solle gute Bücher für Schule und Haus aus dem Deutschen ins Griechische übersetzen lassen, wie z. B. die Werke von Christoph Schmid, talentvolle griechische Geistliche an der Universität München ausbilden lassen u. a., um so die Union allmählich anzubahnen. Der Plan war freilich zu ideal, um verwirklicht werden zu können; vor Allem trat Rußlands übermächtiger Einfluß

hindernd in den Weg, indem es für Beibehaltung der starren Orthodoxie in der anatolischen Kirche eintrat, ja diese Forderung selbst für die königliche Dynastie durchzusetzen wußte. Man machte die äußersten Concessionen — Taufe des Thronfolgers nach griechischem Ritus —, da man hoffte, durch Aufschub das gewünschte Ziel doch erreichen zu können. R., der bei seinen Anschauungen offenbar mehr durch seine irenische Natur, als durch theologische Erwägungen beeinflußt wurde, kam als Berather des Hofes bald in schlimmen Ruf. Noch ernster wurde die Frage, als bei der Kinderlosigkeit König Otto's sein königlicher Zögling Prinz Adalbert präsumtiver Thronfolger von Griechenland wurde (der ältere Bruder, Prinz Luitpold, derzeitiger Prinzregent von Baiern, hatte bei seiner Vermählung 1844 auf die griechische Krone verzichtet). R. dachte nun daran, sich bezüglich dieser griechischen Frage vor dem Papst selbst zu rechtfertigen, allein die über Deutschland hereinbrechenden Stürme hinderten seine Reise nach Rom. Uebrigens blieb ihm die Gunst des Hofes ungeschmälert erhalten; 1836 wurde er mit dem Titel eines geistlichen Rathes und 1843 mit der Würde eines Stiftspropstes von St. Cajetan ausgezeichnet, und als 1846 seine Aufgabe als Erzieher des Prinzen Adalbert beendigt war, ernannte ihn König Ludwig zum Domdechant des Erzbisthums München, dessen Hirtenstab gleichzeitig in die Hände des Grafen Reisach überging. Die Stellung Reindl's, als eines Anhängers Sailer's und Diepenbrock's, zu dem römisch gebildeten Prälaten blieb, so lange letzterer den Stab des heil. Corbinian führte, eine kühl zurückhaltende und formell abgegrenzte, wogegen ihm König Maximilian II., dem Ludwig 1848 den Thron abgetreten, womöglich noch größeres Vertrauen schenkte, als sein Vater und ihn auch zu seinem Beichtvater erwählte. Bei dieser Gesinnung des Monarchen ist es nicht zu verwundern, daß derselbe bei Besetzung der bischöflichen Stühle des Landes seine Augen wiederholentlich auf R. warf; so bei der Vacanz des Bamberger und Augsburger Stuhles. Die Einwilligung Roms war aber nie zu erlangen. Als dann König Max II. bei einer persönlichen Rücksprache mit dem Papst die Zusage der Promotion Reisach's und damit dessen Entfernung aus München erlangte, erwirkte er für R. zugleich die Bewilligung einer persönlichen Rechtfertigung vor dem hl. Stuhl. 1855 trat R. die Reise in die ewige Stadt an, wo er während eines zweimonatlichen Aufenthalts zweimal Audienz bei Pius IX. erhielt und sich einer gnädigen Aufnahme zu erfreuen hatte. Es wurde ihm Gelegenheit geboten, seine Angelegenheit dem Msgr. Ferrari vorzutragen, bei dem er auch ein Memorandum über die griechische Angelegenheit einreichte. Bei der Abschiedsaudienz wurde er vom Papste mit dem Rathe entlassen: „er möge sich nie um ein Bisthum bewerben; er habe viele Feinde. Er möge dem königlichen Hause wie bisher dienen, dann werde er immer seine Achtung haben." Mit diesem Bescheid kehrte R. nach München zurück und widmete seine Thätigkeit nun vorherrschend dem socialen Gebiet der Kirche durch Förderung der Vereine für Jugenderziehung. Schon 1848 hatte er den „Waisenverein für mittlere Stände" gegründet, dessen thätiger Vorstand er bis zu seinem Tode verblieb. Ebenso war er 1854 bei Gründung des „kathol. Vereins zur Erziehung verwahrloster Jugend" mitthätig, dessen Anstalten noch heute zu Andechs und Algasing blühen. Das Verhältniß zu Reisach's Nachfolger, dem Erzbischof v. Scherr seit 1856 hatte sich freundlicher gestaltet, R. nahm jetzt an der Leitung der Diöcese thätigen Antheil, dabei erhielt er fortwährend Zeichen der Gewogenheit seines Königs. So übertrug ihm derselbe 1853 den Religionsunterricht der beiden Prinzen Ludwig und Otto, welches Amt er bis zum Tode des Königs versah. Der 9. März 1864 war für R. einer der herbsten Tage seines Lebens, mußte er ja doch seinem königlichen Gönner Max II., dem er als Beichtvater in den ernstesten Stunden beigestanden,

die Augen zum Schlaf des Todes zudrücken. Seinem Zöglinge Ludwig II. blieb der ehemalige Lehrer stets ferne. R. war eine durchaus irenische Natur, weshalb er auch allem Parteigetriebe abhold war und stets nach Aussöhnung der Gegensätze trachtete. Die immer schärfer hervortretende feindliche Gesinnung gegen den Clerus, dabei die divergirenden Ansichten im eigenen Lager, die Ereignisse des vaticanischen Concils und das Auftreten des Altkatholicismus hatten sein Gemüth tief erschüttert. Das Leben des Domdechanten wurde immer mehr vom Aeußern abgekehrt, er fühlte die Periode des vorgerückten Alters, wo man die Lösung der höchsten Probleme der Menschheit von einer anderen Welt erhofft. Zu seinen schönsten Erholungen gehörte der Besuch des stillen Ammersees, wo er in dem ihm gehörigen Landhäuschen im lieblichen Diessen alljährlich seine Herbstferien verbrachte. Daselbst erhielt er auch den Besuch manch lieben Freundes, darunter auch der Kinder seines ehemaligen Zöglings, des Prinzen Adalbert. Als ihm der Tod auch diesen hohen Gönner entriß, am 21. September 1875, sah er hierin eine ernste Mahnung an den eigenen baldigen Heimgang, der denn auch am 22. December 1882 erfolgte. Die litterarischen Arbeiten Reindl's sind von keiner größeren Bedeutung. Seine Doctordissertation handelte „über den Propheten Jonas". Als Religionslehrer am königl. Hofe gab er 1834 einen „Abriß der christlichen Religionsgeschichte" heraus, der in principiellen Punkten ziemlich farblos, auch viel zu compendiös ist, um mehr als ein bloßes Schema der Kirchengeschichte zu geben. Später erschien noch ein Gebetbuch unter dem Titel: „Tempel der häuslichen Andacht", in 2. Auflage, Regensburg, Manz 1875 mit 12 Kupfern. Dasselbe ist eine etwas freie Uebersetzung des französischen „année spirituelle", eine Blumenlese aus den Werken des hl. Franz v. Sales und Fenelon's. Ein Vortrag: „Unser Glaube an die Gottheit Jesu Christi", München 1863, mit Rücksicht auf Renan's Schrift gehalten, ist nach Inhalt und Form mehr eine Paränese.

Knöpfler.

Reineccius: Christian R., geb. zu Großmühlingen in Anhalt-Zerbst am 22. Januar 1668, Privatdocent an der Universität Leipzig seit 1700, Rector des Gymnasiums zu Weißenfels seit 1721, † am 18. October 1752. Winer, Hdb. d. th. Lit. II, 726. — Seine wissenschaftliche Thätigkeit concentrirte sich um die Bibel, vorzugsweise das alte Testament, dessen Text und Sprache er festzustellen und besser zu verstehen suchte. Danach lassen sich seine Arbeiten gruppiren in Bibelausgaben, Concordanzen und Lexika. — Wir betrachten 1) die Ausgaben: a) der hebräischen Bibel. Eine solche erschien zuerst 1725. Sie gab den Text der Antwerpener Polyglotte und theilte unter demselben das Qeri und die wichtigsten Abweichungen der Massora in der Accentuation mit. Seine eigne Zuthat bestand in kurzgefaßten lateinischen Summarien, die über jedem Capitel standen. Die zweite Ausgabe von 1739 in 8° ist ein genauer Abdruck der ersten, einschließlich sämmtlicher Druckfehler. Die dritte Ausgabe in 4° ebenfalls von 1739 ist eine unglaubliche Verballhornisirung der beiden früheren, indem die Bücher in derselben nach der Reihenfolge in der deutschen Bibel geordnet sind, die Paginirung nach der Manier deutscher Bücher gegeben ist, also dem hebräischen Text beständig zuwiderläuft und der Druck ohne Zeilenabsätze fortläuft. Eine vierte Ausgabe ward nach Reineccius' Tode 1756 von Pohl veranstaltet. Wesentlich verbessert durch Angabe Kennicott'scher und de Rossi'scher Varianten erschien 1793 die fünfte Ausgabe, welche J. Chr. Doederlein und J. H. Meisner besorgt hatten, vgl. Rosenmüller, Hdb. f. Lit. d. bibl. Krit. Bd. I, S. 236—238, wo auch die vollständigen Titel aller dieser Ausgaben zu finden sind. — b) Polyglotten. Neben obigen Arbeiten her gingen Polyglottenausgaben. α) Des Alten Testaments: „Biblia sacra quadrilingua V. T. he-

braici . . ." erschien zuerst in 3 Bdn. Fol. 1748 (s. den vollständigen Titel bei Hetzel, Gesch. der hebr. Sprache, S. 305), dann in 2 Bdn. 1750/51 (s. den vollst. Titel bei Rosenmüller a. a. O. Bd. III, S. 363 f.). — Diese Polyglotte enthielt den hebräischen Text nach der oben genannten Bibelausgabe, daneben die LXX nach dem Grabe'schen Text (cod. Alexandrinus), dann die lateinische Uebersetzung von Sebastian Schmidt und zuletzt Luther's deutsche Uebersetzung. Anhangsweise sind die Apokryphen, aber in größerer Vollständigkeit, als in unsern deutschen Bibeln (z. B. auch 3. Esra, 3. Macc. 2c.), beigefügt. Ueber die Einrichtung der Texte bei dieser Abtheilung s. Rosenmüller a. a. O. Bd. 3, S. 365. — Die ganze Arbeit war, wie man sieht, mehr compilatorisch als kritisch und ist diese Polyglotte für die Bedürfnisse der Gegenwart durchaus ungenügend. β) Des Neuen Testaments. Für das Neue Testament hatte R. 1747 eine Polyglotte veranstaltet. Auf der einen Blattseite stand hier der griechische Text des Neuen Testaments, links von der syrischen, rechts von einer neugriechischen Uebersetzung umgeben; auf der andern Seite stand Seb. Schmidt's lateinische und Luther's deutsche Uebersetzung. Unter dem griechischen Text stehen Glossen aus den Ausgaben von Mill und Küster, lateinische exegetische Anmerkungen u. a. m., s. Rosenmüller a. a. O. Bd. III, S. 362 f., wo auch der vollst. Titel. — c) Septuaginta-Ausgaben. Die erste Ausgabe seines „Vetus Testamentum graecum" (s. d. Titel bei Rosenmüller a. a. O. Bd. II, S. 315 f.) erschien 1730. Sie beruht auf der editio Vaticana von 1587, gab also den Text des codex Vaticanus mit einigen wichtigen Lesarten des cod. Alexandrinus und anderer Handschriften und konnte damals als brauchbare Handausgabe des vaticanischen Textes gelten. Die Einrichtung derselben findet man bei Meyer, Gesch. der Schrifterklärung, Bd. IV, S. 232 f. beschrieben. Eine zweite Ausgabe von 1757 ist unverändert. Die bei de Wette-Schrader, Lehrb. der Einl. in die Bibel des Alten Testaments 1869, S. 563 als Ausgabe der *βίβλοι ἀπόκρυφοι* angeführte Schrift ist nur ein Theil des Vetus Testamentum graecum von 1757, dem die Apokryphen beigefügt waren, vgl. auch Meyer a. a. O. Bd. V, S. 304. Im Allgemeinen s. über diese Litteratur Diestel, Gesch. des Alten Testaments, S. 599. — d) Ausgabe der deutschen Bibel. Nach Meyer a. a. O. Bd. IV, S. 374 ist eine solche 1708 erschienen und verwickelte R. in Streit mit Joh. Melch. Krafft über die bei Ausgaben einer Lutherbibel zu Grunde zu legende Textgestalt, vgl. darüber Meyer a. a. O. Bd. II, S. 193, 208; Bd. IV, 373, wo noch andere Litteratur angegeben ist. — Wenden wir uns nun 2) zu den Concordanzen. R. gab 1718 in 2 Foliobänden „Die deutsche-hebräische und griechische Concordantzbibel" von Friedr. Lanckisch (zuerst 1677 erschienen) heraus. Er arbeitete selbständig 1708, in zweiter Ausgabe 1735 eine concordia germanico-latina (s. den Titel bei Winer a. a. O. I, 321). — 3) Lexikalische Arbeiten. Seine früheste Arbeit, die „Janua hebraica linguae Veteris Testamenti" erschien 1704. Sie hatte großen Erfolg, weniger, weil sie eine so vortreffliche Leistung gewesen wäre, als weil sie der menschlichen Schwäche auf dieselbe gefällige Art entgegenkam, welche noch jetzt diesem Industriezweige zur Blüthe verhilft. Er hatte alle Worte und Formen aufs Genaueste analysirt ut linguae huius studiosi facilius eandem addiscere et felicius in perlegendis libris hebraicis progredi possint d. h. also, er nahm ihnen die Mühe ab, die Formenerklärung zu suchen und den Sinn selbständig zu finden. Kein Wunder, daß das Buch acht Auflagen erlebte, deren letzte 1788 J. F. Rehkopf besorgte, vgl. Winer a. a. O. Bd. I, S. 120. Eichhorn, Allg. Bibl. der bibl. Lit. Bd. VIII, S. 681. — 1731 erschien Reineccius' „Lexicon hebraico-chaldaicum", wieder aufgelegt 1741, mit der Janua 1788 vereinigt, vgl. Meyer a. a. O. Bd. IV, S. 88. — Bei Hetzel a. a. O. S. 305 findet sich noch angeführt ein Index memorialis

von 1730, offenbar eine Art hebräisch-lateinisches Vocabularium. Andere kleine Schriften s. bei Winer a. a. O. Bd. I, S. 527, 591.

C. Siegfried.

Reineccius: Jacob R. s. unten Jacob **Reneccius**.

Reineccius: Reiner R. (Reinhard Reyneke) wurde am 15. Mai 1541 zu Steinheim im Paderbornschen geboren, wo Großvater und Vater Rathsmitglieder gewesen waren. Letzterer war bei der Geburt des Knaben bereits verstorben. Dieser erhielt seine erste Bildung auf der Schule seiner Vaterstadt, wurde dann aber, noch nicht neun Jahre alt, nach Lemgo geschickt, wo er Martin Meibom, den Vater seines späteren Helmstedter Universitätscollegen Heinrich Meibom, zum Lehrer hatte. Nachdem er hier über drei Jahre geweilt hatte, zog ihn der Ruf Joh. Glandorp's nach Hannover. Er folgte diesem auch bei seiner Uebersiedelung nach Goslar und wurde von ihm im September 1559 mit einem äußerst anerkennungsvollen Zeugnisse entlassen. Dankbaren Sinnes hat er wiederum später das Leben seines verehrten Lehrers geschrieben (enthalten in seiner Schrift: „De M. Tulli Ciceronis morte et monumento“, Helmstedt 1589) und eine Anzahl der hinterlassenen Schriften desselben, wie das „Onomasticon historiae Romanae“ u. a. herausgegeben. Um den Anfang des Jahres 1560 bezog R. die Universität Marburg und nach etwa zweijährigem Aufenthalte daselbst die zu Wittenberg, wo er etwa ein Jahr weilte. Dann ging er nach Schlesien und erhielt hier, an Heinrich Paxmann, Rector der Schule zu Goldberg, empfohlen, einige adlige Knaben zum Unterrichte, kehrte aber nach 1½ Jahren wieder nach Wittenberg zurück. Hier blieb er abermals zwei Jahre, erlangte die Magisterwürde und übernahm dann nach kurzem Aufenthalte bei seiner Mutter in der Heimath 1566 die Erziehung einiger Meißnischer Adliger, der Söhne Joh. Christophs v. Bernstein, dem er nach seinem Tode eine Gedächtnißschrift widmete (Leipzig 1581). Diese Stellung hat R. neun Jahre inne gehabt. Zuerst in Wittenberg, dann, als sie von hier im Sommer 1567 die Pest vertrieb, in Böhmen, wo sie sich u. A. in Saaz aufhielten. Nach Deutschland zurückgekehrt, wandten sie sich noch im Jahre 1568 nach Jena, dann nach Leipzig, wo sie geraume Zeit blieben. R. wird hier vor allem mit Joachim Camerarius in Verbindung getreten sein, dessen er später, wie auch Kaspar Peucer's und Georg Fabricius', mit großer Dankbarkeit als seiner Lehrer gedenkt. Im J. 1574 wurde R., der inzwischen ein paar Schriften über die „Geschichte der Markgrafschaft Meißen“ veröffentlicht hatte, vom Kurfürsten August von Sachsen zum Historiographen ernannt und ihm der Auftrag ertheilt, die von Georg Fabricius hinterlassenen Arbeiten über die „Geschichte des sächsischen Hauses und Landes“ herauszugeben. Er mußte nun seinen Wohnsitz wieder in Wittenberg nehmen; jene Aufgabe aber blieb unerfüllt. Die Werke wurden erst 1598 und 1609 von dem Sohne und dem Bruder des Fabricius (s. A. D. B. VI, 513) veröffentlicht. Dagegen kam in diesen Jahren das Werk zum Abschluß, welches vor allem den Namen des R. in ehrenvollem Andenken erhalten sollte. Schon seit etwa 1568 hatte R. nach mehrjährigen Vorarbeiten eine Anzahl von Monographien über die Genealogie der Dynastien und der berühmtesten Geschlechter der Staaten des alten Orients und Griechenlands herausgegeben. Diese vereinigte und vervollständigte er zu einem Werke, das eine umfassende Darstellung der Geschichte des Alterthums bis zur römischen Weltherrschaft enthält: dem „Syntagma de familiis quae in monarchiis tribus prioribus rerum potitae sunt“ (Basel 1574—78). Auf sicherer genealogischer Grundlage baute R. seine Geschichte auf und schuf so eine Arbeit von tiefer, umfassender Gelehrsamkeit und staunenswerthem Fleiße, „eine für ihre Zeit wahr-

haft großartige Leistung, die Jahrhunderte lang von der Nachwelt als reiche Fundgrube ausgebeutet worden ist' (Bursian). Im Herbste 1575 verließ R. Wittenberg und ging nach Böhmen, wo ihn längere Zeit verwandtschaftliche Beziehungen und insbesondere langwierige Streitigkeiten beschäftigt hielten, die ihm nach dem Tode seiner Schwiegermutter über die Erbschaft und Vormundschaft seiner ihm zur Erziehung übergebenen, aber vorenthaltenen Schwäger mit den böhmischen Behörden in Kaaden erwuchsen. Dieselbe Angelegenheit führte ihn nach Frankfurt a. O. und Berlin, wo man ihn für die Professur der Geschichte an ersterem Orte mit Erfolg zu gewinnen suchte. Im J. 1578 trat er dieselbe an mit einer Rede „De historia eiusque dignitate generibus sive partibus" etc., welche zuerst 1580 und dann öfter gedruckt wurde. Er hat sich in Frankfurt um die Erforschung der brandenburgischen Geschichte, namentlich durch seine „Chronik des Chur- und fürstl. Hauses der Markgrafen zu Brandenburg" (Wittenberg 1580), die 1581 auch in lateinischer Bearbeitung erschien, wesentliche Verdienste erworben. Dennoch scheint ihm der Aufenthalt daselbst auf die Länge nicht behagt zu haben; er klagte über die Mißgunst seiner Collegen und suchte sich den Vorlesungen zu entziehen und ganz auf seine wissenschaftlichen Arbeiten zu beschränken. Durch Herausgabe niedersächsischer Geschichtsquellen, wie der „Annales Witichindi" (1577), der „Slavenchronik Helmolds und Arnolds von Lübeck" (1581) und durch einen auf den Herzog Heinrich Julius verfaßten „Panegyricus" (Helmstedt 1582) hatte er sich diesem wie seinem Vater, dem regierenden Herzoge Julius zu Braunschweig und Lüneburg gut zu empfehlen gewußt, und infolge dessen ward er unterm 22. März 1582 als Historicus der Juliusuniversität zu Helmstedt angestellt. Das öffentliche Lehren, wie auch die Verpflichtung zu akademischen Aemtern ward ihm auf seinen Wunsch erlassen. Dagegen sollte er eine schriftliche Anweisung zum historischen Studium geben und Professoren wie Studenten privatim zu demselben anleiten. Insbesondere ward er noch ausdrücklich mit der Ueberwachung der historischen Studien des jungen Herzogs Heinrich Julius betraut. Zu diesem Zwecke verfaßte R. die Schrift: „Methodus legendi cognoscendique historiam sacram et profanam" (Helmstedt 1583), in welcher er in einer für die Zeit sehr beachtenswerthen Weise Gesetze und Methode der Geschichtschreibung erörterte. Das Werk ist noch ein Jahrhundert später (1670, 1685) wiederholt aufgelegt worden. Die Hauptaufgabe Reineccius' bei seinem Dienstantritte aber war, das begonnene Werk, die „Historia Julia (dieser Name zu Ehren der Juliusuniversität) sive syntagma heroicum omne fere gentium origines, migrationes, imperia etc. continens" in deutscher und lateinischer Sprache fortzuführen. Zur Vollendung dieses Werkes, das eine zusammenfassende allgemeine Geschichte werden sollte, wurde ihm die mannichfaltigste Unterstützung von Seiten des Herzogs zu Theil, dessen Förderung der geschichtlichen Studien R. in seiner Leichenrede auf ihn (Helmstedt 1589) rühmend erwähnt. Es ist dies eine Umarbeitung und Erweiterung des bereits erwähnten Syntagma, von welchem der erste Band 1594, der zweite 1595 erschienen. Die Fortführung dieses Werkes bildete auch in der neuen ihm ausgefertigten Bestallung vom 16. Januar 1594 die hauptsächlichste Leistung, die man von ihm forderte. Er hat die Vollendung desselben nicht mehr erlebt, schon im nächsten Jahre ist R. infolge eines unglücklichen Falles am 16. April 1595 gestorben. Der dritte fast vollendete Band jenes Werkes wurde daher 1597 von Heinrich Meibom herausgegeben. R. gedachte in einem vierten Bande in gleicher Weise auch die römische Weltherrschaft und die aus ihrem Sturze erwachsenen Staaten zu behandeln; er hatte auch bereits Collectaneen dazu gesammelt, welche jedoch, da sich zur Fortführung des Werkes keine geeignete Persönlichkeit fand, niemals zum Drucke gelangten. Außer durch die angeführten

Werke hat R. sich durch kleinere Monographien und Herausgabe von Geschichtsquellen unter den Historikern seiner Zeit nach dem Urtheile der Mit- wie Nachwelt einen ehrenvollen Platz errungen.

Verheirathet ist R. zweimal gewesen. Seine erste Frau Anna, die Tochter des Dr. med. Paul Reichbacher, heirathete er in Wittenberg 1574; sie starb am 26. Januar 1584 im Kindbette und hinterließ ihm zwei Töchter. Im Sommer 1585 vermählte er sich mit Elisabeth Rhode, Tochter des Superintendenten Salomon Rhode in Weißensee und Enkelin des Erasmus Sarcerius, welche ihm eine Tochter und zwei Söhne gebar. Einer der Letzteren, Joachim R., erhielt noch bei Lebzeiten des Vaters am 15. Mai 1593 ein Kanonikat im Stifte St. Blasii zu Braunschweig. Seine Wittwe hinterließ R. in dürftigen Verhältnissen; dieselbe ist später mit dem Professor der Medicin Adam Luchten in Helmstedt eine zweite Ehe eingegangen.

Kurze eigene Lebensbeschreibung vor dem dritten Bande seiner Historia Julia. — F. D. Häberlin, De Reineri Reinecci meritis (Helmstedt 1746) und die hier angeführten Schriften. — Bursian, Gesch. der klass. Philologie. — Wegele, Geschichte der deutschen Historiographie.

P. Zimmermann.

Reineck: Friedrich Ludwig v. R., geboren 1707, war gleich seinem Vater Konrad Valentin (1657—1721) Weinhändler zu Frankfurt a. M. und wurde erst 1729 geadelt, als er sich mit Maria Juliane v. Damm verheirathete. Er wurde später Hofrath und königlich polnischer und kursächsischer geheimer Kriegsrath. Nach dem 1735 erfolgten Tode seiner Gemahlin vermählte er sich zum zweiten Male 1741 mit Susanne Gertrude v. Stockum. Er hinterließ aus jeder Ehe einen Sohn und eine Tochter. Es ist also nicht richtig, wenn Goethe (Dichtung und Wahrheit, IV. Buch) sagt, daß seine „einzige“ Tochter durch den Hausfreund entführt wurde. Die Tochter erster Ehe, welche von dem Major Alexander Klenck († 1768) entführt wurde, war Maria Salome (1735 bis 1803). Die Tochter zweiter Ehe, Charlotte Sophie, geb. 1747, heirathete 1776 den Freiherrn Gustav v. Zillnhardt, königlich französischen Hauptmann des Regiments Zweibrücken. Der Sohn erster Ehe, August Christian Ludwig Konrad, fürstlich waldeckischer Geheimrath und Hofrichter, 1733—89, setzte die Familie in Waldeck fort. Mit dem Sohne zweiter Ehe, Adalbert (der „jüngere Sohn“ bei Goethe), welcher 1822 unverheirathet starb, ist die Familie in Frankfurt erloschen, und das Reineck'sche Besitzthum, auf welchem jetzt die Markthalle steht, an die Stadt gefallen.

Da Goethe a. a. O. einige Andeutungen über die Familienzerwürfnisse im Reineck'schen Hause gibt, so wird etwas Näheres darüber wohl von allgemeinem Interesse sein. Um Maria Salome's Hand bewarben sich nacheinander zwei vom Vater begünstigte Officiere: der kaiserliche Hauptmann v. Wallbrunn, dann der Schweizer Enderli von Marschwyg, Hauptmann eines Graubündner Regiments in holländischen Diensten; mit dem ersteren erzwang der Vater ihre Verlobung am 15. Mai 1753. Mittlerweile hatte das achtzehnjährige Fräulein ihr Herz — und mehr noch — an den 50jährigen Frankfurter Hauptmann Alex. Klenck verloren, und von diesem ließ sie sich in der Nacht vom 1./2. Juni 1753 entführen. Der Landgraf von Hessen-Darmstadt, Ludwig VIII. (regierte 1739—68) war Klenck's Gönner und hatte selbst für ihn durch seinen Brigadier v. Rieppurg um die Hand von Reineck's Tochter angehalten. In seinem Palast, dem „Darmstädter Hof“ auf der Zeil war die Darmstädter Post, hier stieg die entflohene Tochter mit ihrer Amme in einen Wagen, der sie nach Rüsselsheim in darmstädter Gebiet brachte; Klenck begleitete sie in einem andern Wagen und

fand sich am andern Morgen zu seinem Dienst in Frankfurt ein, um die harten, auf Entführung einer Minderjährigen gesetzten Strafen zu vermeiden. Nun begannen Reinck's Leiden. Weder wollte die Tochter zurückkehren, noch war der Landgraf zu ihrer Auslieferung zu bewegen. Vergeblich war die Intercession des Frankfurter Rathes, der dem Zorne Reinck's nicht genug thun konnte. Erst ein kaiserlicher Befehl zwang den Landgrafen, dem Fräulein v. R. den Schutz zu kündigen, während Klenck am 31. August auf die Hauptwache gebracht wurde, wo er fast vier Jahre in Haft blieb. Salome begab sich Ende September nach der Hauptstadt der Grafschaft Pappenheim, welche durch kaiserliche Privilegien berechtigt war, Jedem, selbst Dieben und Todtschlägern, eine Freistätte zu gewähren. Dort kam sie mit einem Sohne nieder, der am 14. October getauft wurde. Zu Ende dieses Jahres enterbte R. seine Tochter. Am 30. März 1757 erließ die Tübinger Juristenfacultät ihren Rechtspruch, indem sie das bisherige Verfahren gegen Klenck als „ein eclatantes Zeugniß von der beklagenswürdigen Justiz-Verfassung des deutschen Reiches" bezeichnete; sie entschied, daß kein Verfahren gegen Klenck stattfinden solle und derselbe seines Arrestes zu entlassen sei. Nun klagte Salome gegen ihren Vater auf Alimente, R. gerieth in Proceß mit dem Rath von Frankfurt, und mit den zu Schwiegersöhnen auserſehenen Herren v. Wallbrunn und Enderli, und wurde infolge davon, wie Goethe sagt, ein zweiter Timon. F. L. v. R. starb 1775.

L. Kriegk, Die Familie Senckenberg. Frankfurt 1869. — W. Stricker, im „Neuen Reich", 1872, I, S. 376. — Die seltene Schrift: „Die selbst erwehlete Ehe-Verbindung", Erlangen, bezieht sich auf die Reinck'sche Angelegenheit. W. Stricker.

Reinecke: Johann Friedrich R., einer der hervorragendsten deutschen Schauspieler des 18. Jahrhunderts, wurde 1745 zu Helmstedt als Sohn eines Advocaten geboren und genoß eine vorzügliche Erziehung, die ihm Universitätsbildung verschaffte. Zerwürfnisse mit einem älteren Bruder trieben ihn dazu, Vaterhaus und Vaterstadt heimlich zu verlassen. Als 15jähriger Bursche trat er in Hamburg bei einem Bäcker in die Lehre. Bald aber ging ihm seine Bestimmung auf. Koch spielte mit seiner Gesellschaft in Hamburg, und R. verdang sich ihm zunächst als Laufjunge; aber schon 1765 entzückte er „wegen seines Liebreizes" die Zuschauer namentlich als Lisuart in einer Schiebeler-Hiller'schen Operette. Sein unruhiger Geist zog ihn ins Weite. Er trieb sich mit kleinen Truppen, u. A. auch beim Harlekin Leppert umher und kam von Rastatt aus erst 1770 nach Hamburg zu Ackermann zurück, wo er am 18. April als Medon im „Codrus" debutirte, ohne zunächst einen tieferen Eindruck zu machen. Hier blieb er bis zum 15. März 1777, gewann besonders seit 1774, als Borchers nicht ohne den intriganten Antrieb des Rivalen davonging, starken Spielraum und ging dann auf dem Gipfel der ihm erreichbaren Vollkommenheit zur Brandes-schen Truppe über, wo er ein Wochengehalt von 30 Thaler erhielt. Bald darauf erwarb Bondini das kursächsische Privileg und Brandes sowie Reinecke ordneten sich ihm an; aber da die beiden Schauspieler mit einander keinen Frieden halten konnten, trennte der Principal die Gesellschaft in zwei Hälften. R. ging mit dem Schauspiel nach Dresden, wo er einen schweren, aber siegreichen Kampf gegen die italienische Oper führte und dem Hofgeschmack zum Trotz die häufige Darstellung Shakespearischer und anderer Tragödien durchsetzte. Er war die eigentliche künstlerische Seele der Bondinischen Gesellschaft, bei der er mit kurzer, durch rauhe Unverträglichkeit hervorgerufener Unterbrechung bis zu seinem Tode die Regie führte. Er starb plötzlich am 2. November 1787 zu Dresden. Zum letzten Mal hatte er als Minister in „Schwatzhaftigkeit um Ehrsucht" am 25. October auf der Bühne gestanden. Sein durch Mangel an ursprünglicher

Genialität begrenztes Rollenfach war kleiner als seine Rollensucht. Jugendliche Helden, wie Marquis von Posa und Ferdinand von Walter eignete er sich, ebenso wie den durchtriebenen Figaro zu Unrecht an. Ein kühles, durch Bildung ernährtes Verstandeselement überwog den heißen Drang der Leidenschaft; es erschien, wie F. L. W. Meyer schreibt, glaubhafter, daß er geliebt wurde, als daß er selbst verliebt sei. Dagegen hatte er für die Darstellung des gesetzten Alters auch Herzenstöne, und seine stattliche Männlichkeit, seine stolze Haltung machten ihn vor allem für kriegstüchtige, soldatische Naturen geschaffen. Diesem Talent, das selten überraschte, aber stets das Richtige traf, kam die Entwickelung des zeitgenössischen Dramas sehr glücklich entgegen. Odoardo Galotti und der Wachtmeister Paul Werner waren für R. ebenso gelegen, wie Götz von Berlichingen, und die Gattung der Ritterdramas, die unter dem Einfluß der Goethe'schen Jugenddichtung auswucherte, fand in R. nicht bloß einen tüchtigen Darsteller, sondern auch einen lebhaften Fürsprecher. Niemals hat er den Zögling der Hamburger Schule, den Gefolgsmann Schröder's und Lessing's verleugnet. Er drang auf unbedingte Natürlichkeit; so verhaßt ihm von Jugend auf der französische Alexandriner war, dessen Herrschaft er auf deutschen Bühnen mit Lessing ausrotten half, so sehr sträubte er sich am Ende seines Lebens gegen das durch Lessing entschiedene Aufkommen des fünffüßigen Jambus. Er gab Veranlassung, daß Schillers „Don Carlos" am 14. September 1787 in Leipzig seine erste Bühnenaufführung erlebte, aber er war auch die Ursache, daß dieses dramatische Gedicht in Prosa aufs Theater kam. Seine Begabung, welche maßvolle Leidenschaft, überlegenen Spott, kluge Täuschung und ein ruhiges Wesen am besten ausdrückte, verlangte den einfachen, natürlichen Ton der Prosa. Er hatte eine besondere Art, ohne rhetorische Heraushebung die Worte, wie aus dem Momente geboren, hinzuwerfen, und erregte eben dadurch im Gegensatz zu pathetischen Declamatoren Interesse. Später soll er diese Manier stark übertrieben haben, anderseits aber auch in den Kanzelton verfallen sein. Am beliebtesten ist er Zeitlebens in Leipzig, Dresden und Prag gewesen, weil an diesen Orten die Bondini'sche Gesellschaft den festesten Fuß hatte. In Dresden wollte man ihm ein Denkmal errichten. Sein Charakter war von einer gewissen Starrheit, die ihn einerseits in mancherlei Zwietracht brachte, ihm andererseits aber eine imponirende Machtstellung unter dem Bühnenvolk verschaffte. Man fürchtete ihn, haßte ihn, mußte aber seine geistige, künstlerische und persönliche Ueberlegenheit anerkennen. 1769 hatte sich R. in Rastatt mit der etwa 1750 geborenen Schauspielerin Sophie Benzig verheirathet, Tochter des dortigen Theaterprinzipals, die ihn 1770 zur Ackermann'schen Gesellschaft begleitete und dort am 20. April als Marwood in „Miß Sara Sampson" debutirte. Sie hat, durch Schönheit und Bühnensicherheit ausgezeichnet, bis 1784 das Wanderdasein ihres Gatten als treue Lebens- und Kunstgefährtin getheilt; dann trennte sich das Ehepaar, Sophie ging nach Petersburg und ist dort 1788 gestorben. Auch sie war eine Schülerin Schröder's und man weiß nicht, ob es ein Beweis für ihre Vielseitigkeit oder für den Mangel als Schauspielerinnen ist, wenn Frau Reinecke sowohl in Mütter- als auch in „Beinkleiderrollen" sich hervorthat. Einen großen Erfolg hatte sie 1773 in Celle, wo zur Erheiterung der unglücklichen Karoline Mathilde von Dänemark eine Stegreifposse aufgeführt wurde. R. spielte darin einen Alten, seine Frau gab ein Kammermädchen und hielt durch ihr unerschütterliches Improvisationstalent das Ganze in Fluß, und der große Schröder bezeugt, er habe nie ein Publicum gewaltiger lachen gehört. Die große „Zungengeläufigkeit und Allgegenwart" der Reinecke erregte auch das Staunen des theaterkundigen Oberstallmeisters von dem Busche aus Hannover. F. L. W. Meyer sagt von ihr, sie habe ihren Mann an Geist und Einsicht noch übertroffen, aber ihre Brust

hätte ihr nicht erlaubt, heftige Rollen so durchzusetzen, wie sie solche verstand, und ihre hohen Töne waren nicht angenehm. — Ein Sohn des Ehepaares Reinecke, der 1771 zu Hamburg geborene Georg, ging gleichfalls zur Bühne, debutirte am 19. November 1787 zu Dresden als Hamlet, ohne über eine einförmige Nachahmung seines Vaters hinauszukommen. Auch im Lustspiel erwies er sich als schwach. Nachdem er lange Zeit in Leipzig an bescheidener Stelle gute Dienste gethan hatte, zog er sich mit einer Pension vom Theater zurück und starb hochbetagt in Dresden.

Annalen des deutschen Theaters, Berlin 1788, I. — F. L. W. Meyer, F. L. Schröder I, 293 f. — Ed. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Bd. II und III. — Blum-Herloßsohn-Marggraff, Allg. Theater-Lexikon 1846 VI, 174. Paul Schlenther.

Reiner: ein Mönch des Lüttich'er Klosters St. Lorenz in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, hat uns selbst einige Nachrichten über seine Studien und frühzeitige Neigung zu litterarischer Beschäftigung aufbewahrt. Er war ein Vielschreiber, und verarbeitete unermüdlich Legenden und andere Stoffe in Prosa und in Versen, auch für musikalischen Vortrag. Erhalten haben sich fast nur einige historische Arbeiten ohne eignen Werth, eine Schrift über den in seinem Kloster 1182 durch einen Blitzstrahl ausgebrochenen Brand und die Weihe des Neubaus, vorzüglich aber ein Werk über die Aebte und Mönche des Lorenzklosters und deren Schriften worin er auch über sich selbst ausführlich berichtet und seine Werke aufzählt. Bald nach 1182 scheint er gestorben zu sein.

Verschieden von diesem R., aber früher mit ihm verwechselt ist ein anderer Reiner, Mönch des Jacobsklosters, geboren 1155, † um 1230. Dieser war viel bedeutender, wurde 1197 zum Prior erwählt und hat sich häufig in Angelegenheiten seines Klosters nach Rom begeben, zuletzt 1215 zum Lateranensischen Concil. Er hat zu den Annalen seines Klosterbruders Lamberts des Kleinen einige Zusätze gemacht, und dieselben von 1193 an fortgesetzt. Diese Fortsetzung ist viel ausführlicher als das ursprüngliche Werk; er berichtete von allem, was er erlebte und erfuhr, von Staatshändeln und von Getreidepreisen, von Naturerscheinungen und Vorfällen aller Art. Im letzten Jahrzehnt werden seine Mittheilungen dürftiger, sie schließen mit dem Jahre 1230, und da er damals 75 Jahre alt war, wird er nicht lange nachher gestorben sein. Sein Werk ist ungemein schätzbar als eine besonders reichhaltige Geschichtsquelle.

Reineri (S. Laur.) Opera historica ed. W. Arndt, Mon. Germ. SS. XX, 559—620. — Annales Reineri (S. Jac.) ed. Pertz, ib. XVI, 651—680, nach dem wiedergefundenen Original. Vgl. Wattenbach, Geschichtsquellen (5. Aufl.) II, 384, 385. Wattenbach.

Reiner: Ambros R., tüchtiger Kirchenmusiker und Componist, geboren am 7. December 1604 zu Altdorf-Weingarten, † am 5. Juli 1672 als Hofcapellmeister in Innsbruck, erhielt den ersten Musikunterricht an der Weingartener Klosterschule durch seinen Vater, den ausgezeichneten Musiker Jacob R. (s. u. S. 23). Ueber seine weitere musikalische Ausbildung ist nichts bekannt; er soll sich u. A. eine zeitlang in Prag befunden haben und scheint dann zunächst im Privatdienst der Erzherzogin-Regentin-Vormünderin Claudia v. Medicis, Witwe des Erzherzogs Leopold V. zu Innsbruck gestanden zu sein. Im J. 1635 wurde er zu ihrem „Hofcapellorganisten“ und zugleich zum Organisten an der dortigen Hof- (Franciscaner-) Kirche ernannt. Mit Beginn des Jahres 1651 wurde er von deren Sohn, dem Erzherzog Ferdinand Karl zum Hofcapellmeister, musices praefectus befördert, und blieb dies auch unter dessen Nachfolger, dem Erzherzog Sigismund Franz, dem letzten der tirolischen Linie und auch, als

Tirol direct unter Kaiser Leopold kam, unter diesem bis zu seinem Ableben; die Orgel in der Hofkirche hat er seit dem Jahre 1663, jedenfalls seit 1666 nicht mehr besorgt. R. war zweimal verehelicht und hinterließ Nachkommen. — Er erlangte ebenfalls einen guten Ruf als Musiker, ohne aber mehr ein reiner „Orlandiner" zu sein und seinem Vater gleichzukommen. Er hat eine Anzahl von bei Fétis a. a. O. und in Mendel's musikalischem Conversationslexikon (VIII, S. 287 ꝛc.) verzeichneten — Motetten, Psalmen und Messen componirt, welche sich durch ihre Instrumentation auszeichnen (zu vgl. Fétis: „. . . . combinés pour des effets d'une originalité remarquable"). — Auch von diesem Meister hat sich bis jetzt ein Bildniß nicht auffinden lassen.

Mittheilungen des Dr. Oswald Redlich am Innsbrucker Statthalterei-archive aus dortigen Rait- und Kirchenbüchern ꝛc. P. Beck.

Reiner: Gregor Leonhard R., Prämonstratenser, geboren am 6. Februar 1756 zu Murnau, † 15. Februar 1807 zu Landshut. Er machte seine Studien in der Prämonstratenserabtei Polling, wurde 1781 Professor der Philosophie, 1784 auch der Geschichte zu Ingolstadt, in letzterem Jahre aber auf Grund einer Denunciation seines Collegen, des Benedictiners Wolfgang Frölich, und einer Klage des Bischofs von Eichstätt über sein unclericales Auftreten und anstößige Lehren, die er vorgetragen, abgesetzt und, — da man Frölich, die Fenster einwarf, — als „Aufwiegler" durch einen Officier aus der Stadt geschafft. (Ueber die Lehre des ehemaligen Ingolstädter Professors Reiner; eine Recension aus dem 6. St. des 6. Bandes der Litteratur für das katholische Deutschland mit nöthigen Berichtigungen, o. O. 1787). Er war nun einige Zeit Hauslehrer bei dem Grafen Preysing, dann Professor der Philosophie und Bibliothekar in seinem Kloster. Unter Montgelas wurde er 1799 wieder Professor der Philosophie in Ingolstadt; 1800 siedelte er mit der Universität nach Landshut über. Von R. sind gedruckt: „Grundlehren der Arithmetik und Algebra" 1796; „Allgemeine Rechtslehre nach Kant" 1801.

Permaneder, Annales Ingolstad. S. 63, 85, 189, 282. — Prantl, Geschichte der Luwig-Maximilians-Universität, I, 660, 690; II, 477, 522.
Reusch.

Reiner: Jakob R., trefflicher Kirchenmusiker und Componist, geb. vor d. J. 1560, wahrscheinlich zu Altdorf, einem damaligen kaiserlichen Reichsflecken nächst Weingarten in Oberschwaben (im jetzigen württembergischen Oberamtsbezirke Ravensburg), † am 12. August 1606 als magister chori musici (rector musicorum) des dortigen Benedictinerreichsstiftes. Genauer hat sich sein Geburtsjahr wie sein Geburtsort, welcher möglicherweise auch in Tirol gelegen sein könnte, bis jetzt nicht erheben lassen. Jedenfalls ist Weingarten aber der Ort, wo R. mit andern begabten Jünglingen nicht nur seine Bildung erhielt, sondern auch sein Leben größtentheils zubrachte. Wie aus der in zierlichem Latein gehaltenen Vorrede seines ersten gedruckten, von Dreßler (1875) neuaufgelegten Werkes: „Liber cantionum sacrarum quinque et sex vocum quae cum viva voce, tum omnis generis Instrumentis Musicis commodissime applicari possunt etc." (München excudebat Adam Berg, 1579) an den damaligen Abt Joh. Christoph Raitner von Weingarten hervorgeht, war R. noch unter dem berühmten Prälaten Gerwig Blarer von Constanz (1520—67) und dessen Nachfolger Joh. Hablitzel (1567—75), ein Zögling der Klosterschule Weingarten, jener altehrwürdigen Pflanzstätte der Wissenschaften und auch der Musik, und wurde von den Obern, welche bald seine geniale Anlage erkannt hatten, hauptsächlich in der Musik ausgebildet und zu den kirchenmusikalischen Aufführungen herbeigezogen und den besten Lehrern des Tonsatzes auf Kosten des Stifts übergeben. Wer alles seine

Lehrer waren, ist bis jetzt nur zum Theile bekannt. Auf dem Titelblatte seines 3. gedruckten, Abt, Prior und Convent Weingarten gewidmeten originellen Werkes: „Septem Psalmi poenitentiales tribus vocibus ad singulos musicos tonos artificiosâ compositione concinnati et 6 mutetae“ (ebendas. 1586) bezeichnet sich R. erstmals öffentlich: „Excellentissimi Musici Orlandi di Lasso olim discipulus“ und auf dem Titel seines 4., dem Abt Ludwig Mangold des Prämonstratenserklosters Schussenried, einem großen Musikfreunde decidirten interessanten Opus: „christliche Gesang Teutsche Psalmen auß grund der Music auff drey Stimmen zusingen mit sonderlichem Fleiß Componiert und allen Liebhabern dieser löblichen Kunst zu christlichem gefallen in Druck verfertiget u. s. w.“ (Dillingen bei Johs Mayer, 1589) steht: „Weingartischer Kapelmeyster, vor zeit geweßnen Discipul und Junger des fürtrefflichen fürstlichen Beyrischen Musici Orlandi di Lasso.“ Wann R. aber Unterricht bei Orlando, nächst Palestrina dem größten Meister des Contrapunktes, genoß und ob R., wie sich übrigens nicht anders als annehmen läßt, zu diesem Zwecke in München war, woselbst von 1557—1595 Lasso als Capellmeister am bairischen Hofe, zunächst bei Herzog Albrecht V., dem Großmüthigen, fungirte, hat sich bis jetzt nicht feststellen lassen. Jedenfalls bekennt sich R. bereits in dem oberwähnten ersten Werke als erklärten „Orlandiner“. Gelegenheit die Compositionen Orlando's kennen zu lernen, hatte er schon in Weingarten genug, woselbst dieselben bald nach ihrem Erscheinen aufgeführt wurden. Das Gotteshaus Weingarten stand nämlich von Alters her mit den Herzogen von Baiern, so namentlich mit Wilhelm V., Pfalzgraf bei Rhein, Herzog zu Ober- und Niederbaiern, und mit dessen Voreltern stets in „guter Vertraulichkeit.“ Lasso selbst wurde einmal im Mai 1589 von Herzog Wilhelm mit einem mündlichen Auftrage nach Weingarten entsandt und hatte dem Stift hierbei zwei Pokale als Geschenk und Zeichen des allezeit guten Einvernehmens zu überbringen — war also im selben persönlich gut bekannt. — Nach Beendigung der Lehr- und Wanderjahre kehrte R. in die stillen Räume des Klosters zu Weingarten zurück und wurde daselbst zunächst als ausübender Musiker und weltlicher Musiklehrer an der Klosterschule und später, wohl zwischen 1586—89 als magister chori musici (phonascus monasterii Weingartensis d. i. Musikdirector, Capellmeister) angestellt; Benedictinermönch, wie Fétis in seiner Biographie universelle des Musiciens etc. (tom. VII, p. 217, Paris 1877), Mendel in seinem musikal. Convers.-Lexikon (Bd. VIII, S. 287) und die meisten andern Nachrichten über ihn melden, war R. aber nie, sondern stets Laie und zweimal verehelicht; er hatte mehrere Kinder, u. a. einen als Conventualen im Benedictinerstifte Ochsenhausen, im J. 1622 gestorbenen Sohn Georg und einen jüngeren Sohn Ambros R. (s. o. S. 22), welcher in die Fußtapfen des Vaters trat. Reiner's Aufgabe war die Ertheilung des Unterrichtes im Gesang und in der Instrumentalmusik, sowie die Leitung des Kirchenmusikchores; Organist (phonourgos) war er indeß für die Regel nicht und ebensowenig nahm er als Laie am Chorgesange theil. In dieser Stellung verblieb unser Meister, nicht allein von seinen Vorgesetzten, besonders auch von dem seit 1586 regierenden bedeutenden Prälaten Georg Wegelin, sondern auch von seinen auswärtigen Zeitgenossen als „musicus celeberrimus, insignis“ angesehen und hochgeachtet bis zu seinem Lebensende, welches nach einer aus dem Kloster stammenden Notiz am 12. August 1606 erfolgte. Nicht bloß als Lehrer hatte er eine segensreiche Wirksamkeit entfaltet, sondern noch mehr hatte er einen bedeutenden Ruf erlangt als hervorragender und productiver Componist von Messen, Motetten, Psalmen, Madrigalen, welche vielfach den benachbarten Aebten und Potentaten, so dem Constanzer Bischof Cardinal Andreas v. Austria, dem Deutschordenscommenthur Christoph Freiherrn v. Thumb-Neuburg in Altshausen, dem Baron Georg Fugger v. Kirch-

berg=Weissenhorn u. s. w. gewidmet sind. In allen seinen Werken zeigt sich R., wie bereits erwähnt, als ausgeprägten „Orlandiner“, in etlichen seinem großen Vorbilde nachstehend, an Großartigkeit der Conception, Tiefe und Originalität der Empfindung, freier Beherrschung der technischen Mittel demselben ebenbürtig, vielleicht aber an Zartheit der Empfindung, besonders an Klarheit der Gruppirung eher überlegen. Und es ist, wenn auch an sich aus der total veränderten Richtung der Kirchenmusik im Jahrhundert des Zopfes erklärlich, kaum zu begreifen, wie ein solcher Mann in so gänzliche Vergessenheit gerathen konnte. Erst dem († 1885) Chordirector Ottmar Dreßler von Weingarten, einem würdigen Nachfolger Reiner's, gebührt das Verdienst, mit vielen Mühen diesen genialen Meister polyphoner Kunst durch Ausgrabung, Sammlung und Sichtung dieser herrlichen, unter dem Staub und Schutt von zwei Jahrhunderten begraben gelegenen Schätze einer glorreichen kirchenmusikalischen Vergangenheit, durch Wiederaufführung Reiner'scher Tonschöpfungen, namentlich bei den zu Weingarten, Ehingen, Sigmaringen, Biberach, Friedrichshafen abhaltenen Kirchenmusikfesten, bei welchen man sich so recht von der grandiosen Wirkung der Reiner'schen Compositionen überzeugen konnte und in welchen man mit Recht einen mächtigen Factor für die Hebung und Förderung des kirchlichen Gesangs erkennen darf, der unverdienten Vergessenheit entrissen und denselben wieder zu der ihm gebührenden Geltung und Anerkennung gebracht, dessen eminente Bedeutung für die Entwicklung der kirchlichen Kunst festgestellt und insbesondere durch die Herausgabe des sauber und elegant ausgestatteten, von Franz Witt in seiner musica sacra (7. Jahrg., Nr. 10 und 12, S. 81—84 und 108) trefflich und eingehend recensirten Motettenbandes (Stuttgart, lithogr. Anstalt von G. F. Krauß, ausgeführt von E. Schuncke), durch die Partiturirung der Septem Psalmi nach den Originalien der Münchener Hofbibliothek und endlich durch eine Biographie in Rob. Eitner's Monatsheften für Musikgeschichte (III. Jahrg. 1871, Nr. 7, S. 97—114) einen werthvollen Beitrag zur Beleuchtung jener denkwürdigen classischen Musikepoche geliefert zu haben. Von den Reiner'schen Compositionen sind wol manche verloren gegangen oder wenigstens noch verborgen; der Biographie ist ein Verzeichniß über das, was sich an gedruckten und ungedruckten Werken Reiner's noch auffinden ließ, beigegeben; dieselben sind überaus selten und liegen in den Musikbibliotheken zu München, Regensburg, Wien, Berlin, Breslau, Liegnitz, St. Gallen rc. und möchten wir hier außer den bereits angeführten namentlich die für die Geschichte des deutschen Volksliedes sehr wichtigen, mit einer interessanten Einleitung versehenen, dem Erbtruchseß Jakob v. Waldburg=Wolfegg=Waldsee dedicirten „Schöne newe Teutsche Lieder, mit 4 und 5 Stimmen, sambt zwayen zu end Lateinischen Liedlein, welche nit allein lieblich zu singen, sonder auch auff allerley Instrumenten zu gebrauchen“ rc. (München, ebendas. 1581), die „teutsche und lateinische Lieder mit 3 und 4 Stimmen“ (Lauingen, 4°, 1593) und verschiedene Messen hervorgehoben haben. Es ist auf die von Dreßler gegebene Anregung hin nicht ausgeschlossen, daß mit der Zeit noch das eine oder andere Reiner'sche Werk wieder zum Vorschein kommt und auch in Reiner's Leben und Wirken noch weiteres Licht gebracht wird. — Ein Bildniß von R. hat sich bis jetzt nicht auffinden lassen.

Die in den verschiedenen Musiklexicis von Gerber, Gaßner, Schladebach-Bernsdorf rc. über R. sich findenden Angaben sind als äußerst spärlich und vielfach unrichtig, bezw. durcheinandergeworfen von keinem Belang.

P. Beck.

Reiner: Wenzel Lorenz R., Maler, geb. zu Prag 1686, ebendort † 1743. — Dadurch, daß sein Vater die Bildhauerei ausübte, von Haus aus für Kunst angeleitet, in der Neigung für die Malerei besonders noch durch den

Bruder des Vaters bestärkt, verlegte sich R. zuvörderst mit allem Eifer auf das Copiren guter Gemälde, namentlich von Landschaften und Thierstücken. Um jedoch sicherer zu werden in der Farbenbehandlung, trat er bei Schweiger, dem damaligen Oberältesten der Prager Malerbrüderschaft in die Lehre und verblieb bei diesem als erster Gehülfe bis in sein zwanzigstes Jahr. Mittlerweile auch zur Erkenntniß gekommen, wie vortheilhaft der Lehrherr seine Arbeiten verwerthete, stellte sich R. von da ab auf eigene Füße, bezog eine gut eingerichtete Werkstätte und wurde auch bald der gesuchteste Maler Prags. Diese rasch erworbene Gunst verdankte er vornehmlich mehreren al fresco-Ausführungen an öffentlichen Gebäuden. Die derartig folgenreichste Ausführung dürfte dann jene in der Klosterkirche am „Weißen Berge“ gewesen sein. Bekanntlich entschied die am 8. November 1620 auf diesem Berge geschlagene Schlacht über den Besitz der Krone von Böhmen zwischen Kaiser Ferdinand II. und dem von seinen Gegnern erwählten Friedrich von der Pfalz — dem sogen. „Winterkönig“ —. Zur bleibenden Erinnerung an diesen Sieg wurde 1706 daselbst die zu einer Servitenstation bestimmte Kirche „Maria de Victoria“ erbaut. Diese Kirche hatte nun R. an den Abseiten der Kuppel mit Fresken, die Hauptmomente jener Entscheidungsschlacht darstellend, zu zieren. Hierfür in gehöriger Stimmung zu bleiben, gerieth er auf den Einfall, sich die Gewandung eines Musketiers aus der Zeit Ferdinand's II. anzulegen. Als solcher nicht nur die Pinsel führend, sondern des Weges zur Stadt wie im Wirthshause sich als leidenschaftlicher Haudegen betragend, gab es bald allgemeine Klage über den rauflustigen Maler, so daß gerichtlicherseits eingeschritten, die Auskleidung des ungemäßen Musketirs anbefohlen werden mußte. Wie ein zeitgenössischer Chronist zu berichten weiß, behob sich dieser burschikose Zug erst vollständig mit dem Eintritte Reiner's in die Ehe. Der Lexikograph Dlabacz erzählt diesbezüglich: er ließ sich 1725, am 21. November in der Kreuzherrenkirche durch den damaligen Generalgroßmeister des Kreuzherrnordens Mathäus Böhmb mit Jungfrau Anna Veronika Hertzog von Hertzog trauen. Derselbe verzeichnete ferner: „diese Gemalin brachte ihm das Haus auf dem Bergstein (Gasse der Prager Altstadt) zu, welches noch heute das Reiner'sche Haus genannt wird“. — Zur Kennzeichnung hatte R. an der Vorderseite desselben ein die Trinität darstellendes Frescogemälde angebracht. — „In diesen glücklichen Umständen verlegte er sich ganz auf das historische Fach.“ Diese weitere Bemerkung Dlabacz's ist insofern zutreffend, als R. bis dahin immer noch der Jugendneigung folgend, Landschaften und Alltagsscenen malte. Strenge Historienbilder zu malen lag übrigens nicht im Geschmacke seiner Zeit. Beliebt war dafür das allenthalben mit der Barocke zusammenhängende Allegorisiren. Und darin erging sich R. eben jetzt mit Vorliebe, wie mit ungewöhnlicher Erfindungsgabe. Seine Ausführungen nach dieser Richtung fesseln denn auch weniger durch Gedankentiefe, wie vielmehr durch kühne, phantasiereiche Anordnung und effectvolle Farbengebung. Eines der bedeutendsten Werke dieser Kennzeichnung war der im riesigen Treppenhause des gräflich Cernin'-(Tschernin)schen Palastes am Hradschin ausgeführte „Gigantensturz“. — Als eigentliche Geschichtsbilder lassen sich nur die im Familiensaale des gräflich Waldstein'schen Schlosses zu Dux bezeichnen. Es sind das Scenen aus dem Leben der Ahnen dieses berühmten Geschlechts, die Saaldecke trägt das Hauptbild, mit Heinrich von Waldstein, welcher (1254) dem Könige von Böhmen — Przmysl Ottokar II. — seine vierundzwanzig Söhne nebst ihren vierundzwanzig Knappen vorstellt. — Außerdem malte R. für die Duxer Decanatkirche das Hochaltarbild, „Verkündigung Maria“ vorstellend; für die Spitalcapelle die Kuppel. Vorragende kirchliche al fresco Malereien in Prag finden sich in der Kreuzherrnkirche — wo er für den erkrankten Lischka eintrat, der bloß das

Presbyterium fertig brachte, alles Uebrige, die Kuppel und die Figuren der Abseiten sind von R. gemalt — ferner in der Dominicanerkirche zu St. Egidius, in der Augustinerkirche zu St. Thomas und in der Lorettokirche am Hradschin. Mehrere andere von ihm geschmückte Kirchen wurden seither aufgehoben, die Malereien vernichtet. Einer Renovation fielen auch die böhmischen Sagen entnommenen Darstellungen im Schlosse Liboch zum Opfer. — Altarölgemälde besitzen in Prag noch die Kirchen bei Maria Schnee, St. Jakob, St. Peter und zu Aller Heiligen. Solche kamen auch in die Stadtkirche zu Teplitz, die Stiftskirchen zu Osseg und zu Sedletz. Daß Reiner's Werke zugleich galeriefähig wurden, erweisen die Gemäldeverzeichnisse der Prager und Dresdener Galerie. Erstere besaß „Herbst und Abend", „Winter und Nacht", allegorisch dargestellt; zwei „Gebirgslandschaften", „Bäumender Rappe", „St. Lukas als Maler vor dem Madonnenbilde" — in die Galerie geliehen, gingen sie seither sämmtlich wieder an ihre Besitzer zurück. — Das Dresdener Verzeichniß führt die „Ansicht der Ruinen des Campo vaccino zu Rom, der Kaiserpaläste und des Triumphbogens des Titus" an; als Gegenstück „das sogenannte goldene Haus des Nero, sowie der Springbrunnen des Platzes Barbarini". Diese beiden Gemälde führen auf die Vermuthung, daß R. Italien besuchte. Dlabacz berichtet außerdem noch von drei anderen Landschaftsbildern in der kurfürstlichen Bildergalerie zu Dresden, wie auch von vielen, für Kupferstecher ausgeführten Zeichnungen, u. A. einer Reihe von 20 Blättern, die Tuchfabrik von Oberleutersdorf in allen Einzelnheiten umfassend, gestochen von Birkhart und Fischer. Ferner zeichnete er die große Landkarte von Böhmen mit eingeflochtenen Sinnbildern, welche Hieronymus Sperling zu Augsburg gestochen. Schüler von ihm sind Franz Müller (nachheriger Hofmaler), Johann Peter Molitor und Tollenstein.

Beim Rückblicke auf das umfassende Schaffen Reiner's wird leicht wahrnehmbar, daß seiner hohen Begabung auch eine seltene Fertigkeit im Ausführen beiging. Allerdings unterlief viel allzu eilfertig Verabschiedetes. Scheinbar aber lag dieses weniger an ihm, sondern vielmehr an der Ungeduld der Besteller, die gewissermaßen in ihn verliebt, mit allem, was seinen Namen trug, zufrieden waren, überdies jeder Preisforderung bereitwilligst nachkamen. Kein Wunder, daß R. solcher Weise großes Vermögen erwarb, infolge dessen — wie seine Biographen berichten — Besitzer vieler Grundstücke und Häuser wurde. Jedoch gerade an diesen reichlichen Besitzstand knüpfte das Verhängniß seine Fäden für den frühen Untergang des populären Künstlers. — Der unvermuthet nach Böhmen hinüber spielende erste schlesische Krieg — 1741 — brachte wie überhaupt den Besitzenden, besonders für R. derartig schwere Schädigungen durch feindliche Brandschatzungen und nachfolgende Kriegssteuern, daß er als Vater einer zahlreichen Familie ins Verzagen gerieth, zu kranken begann, doch immer noch rüstiges Arbeiten sich abnöthigte, bis zu vollständiger Erlahmung am 9. October 1743. Unter einer Theilnahme, wie für einen großen, volksthümlich gewordenen Mann, fand die Beisetzung seiner Leiche in die Gruft der Dominicaner bei St. Egidius statt. — Ein Selbstporträt des Künstlers wurde im Hause dieses Ordens aufbewahrt; ein zweites ging in die Gemäldesammlung des Cistercienserstiftes zu Osseg über. Nach ersterem fertigte Johann Balzer einen Stich für die von Franz Mart. Pelzel herausgegebenen „Abbildungen der böhmischen und mährischen Gelehrten und Künstler".

Dlabacz, Künstler-Lex. — Schaller, Beschr. d. Stadt Prag. — Nagler, Neues allg. Künstler-Lex. — Müller-Klunzinger, Neues Künstler-Lex. — Tschischka, Kunst und Alterth. in der Oesterr. Monarchie. — Deutsches Kunstbl. 1850. — Wurzbach, Biogr. Lex. — Eigene Forschungen.

Rud. Müller.

Reinerding: Franz Heinrich R., katholischer Theolog, geboren am 16. September 1814 zu Damme im Großherzogthum Oldenburg, † zu Fulda am 25. Februar 1880, legte die Gymnasialstudien in Vechta zurück, die theologischen anfänglich in Münster, dann von Ostern 1836 bis Herbst 1842 am Collegium Germanicum in Rom, und wurde hier zum Priester geweiht, auch Dr. phil. et theol. Zurückgekehrt wurde er im selben Jahre Lehrer am Gymnasium zu Vechta, im J. 1851 Professor der Philosophie und Dogmatik an der mit dem Seminar verbundenen bischöflichen Lehranstalt zu Fulda, nahm 1858 die Professur der Dogmatik am St. Cuthbertscolleg zu Ushaw (England) an, nahm 1863 die frühere Stelle in Fulda wieder an; gleichzeitig war er seit 1872 Domherr. R. war ein streng römischer Theolog, curialistisch, gleichwol bedauerte er auch nach dem 18. Juli 1870 die vaticanischen Beschlüsse. Die Lebensnotizen rühren von ihm selbst her, der Todestag ist den öffentlichen Blättern entnommen. — Schriften: „Die Principien des kirchlichen Rechts in Ansehung der Mischehe, eine Begründung der jüngsten kirchlichen Erlasse, mit besonderer Rücksicht auf die Praxis." Paderborn 1853 (veranlaßt durch den Erlaß des Bischofs von Trier vom 15. März 1853). „Der h. Bonifacius als Apostel der Deutschen mit Bezugnahme auf sein Verhältniß zu Fulda." Würzburg 1855. „Kurze Lebensgeschichte des h. Bonifacius" u. s. w. Das. „Theologiae fundamentalis tractatus duo." Münster 1864. „Beiträge zur Honorius- und Liberiusfrage, eine Beleuchtung der neuesten kirchenhistorischen Forschungen über dieselben." Münster 1865. Die Schrift versucht deren Rechtfertigung.

v. Schulte.

Reinerus oder Nonnus Renerus (Reinerius), 1155 zu Lüttich geboren, trat dort im St. Laurentiuskloster in den Benedictinerorden ein, vermöge seiner Gelehrsamkeit, Frömmigkeit, und insbesondere auch seiner geschichtlichen Forschungen als eine Zierde seines Klosters betrachtet. 1197 erhielt er das Priorat. Schon vorher, wahrscheinlich um 1192 oder 1193, war er mit seinem Mitconventual Lambert nach Rom gezogen, wo dieser starb, wie wir aus einem Gedichte des Reinerus „De adventu reliquiarum B. Lamberti Roma Leodium" erfahren; auch auf der Insel Sardinien hielt er sich zeitweilig auf, wie sich aus seiner Schrift „De situ Sardiniae" ergibt. Die Reise nach Rom machte er vier Mal und wohnte dort 1215 dem Lateranischen Concile bei. 33 Jahre war er Prior des Laurentiusklosters und übte bis zu seinem 1230 erfolgten Tode eine umfangreiche schriftstellerische Thätigkeit, besonders geschichtlichen Inhalts. Wir erwähnen seine „Vitae episcoporum Leodiensium ab anno 1194 ad a. 1230": „Triumphale bullonicum"; „De claris scriptoribus monasterii S. Laurentii Leodiensis"; „Vitae S. Theobaldi et Pelagiae"; „Ruperti historia monasterii S. Laurentii Leodiensis continuata ab 1120 ad 1216"; „Lamberti Tuitiensis Chronicum ab 1194 ad 1230 continuatum", welche drei letztgenannten Schriften bei Martene und Durand abgedruckt sind; „De gestis abbatum et patrum S. Laurentii"; „Laurea peregrinorum Jerosolymitanorum libri 14"; „De casu fulminis super ecclesiam monasterii sui"; „Libellum dedicationis sc. novae ecclesiae"; „Vita s. Pelagiae s. speculum poenitentiae, libri duo"; „Palmarium virginale s. de vita S. Mariae Virginis Cappadocis" und „Flores Eremi". Seine „Lacrymarum libelli tres", „De profectu mortis libri duo" und „De victoria S. Michaelis archangeli" sind vielmehr fromme Erbauungsschriften und als Dichter finden wir ihn in den „Septem hymni de spiritu S.", dazu Carmina und Epigrammata, wie auch das schon genannte Gedicht „De adventu reliquiarum B. Lamberti Roma Leodium", welche aber niemals gedruckt sind.

Jöcher. — Martene und Durand.

van Slee.

Reinesius: Thomas R., eigentlich Reines, Arzt und berühmter Philologe des 17. Jahrhunderts. Er wurde am 13. December 1587 in Gotha geboren; schon sehr früh zeigte er eine hervorragende Begabung und Neigung zum Studium der alten Sprachen, die er bereits als elfjähriger Knabe soweit beherrscht haben soll, daß er lateinische und griechische Verse verfassen konnte. 1603 kam er auf die Universität nach Wittenberg, wo er von Taubmann und Balduin, an die er empfohlen war, gütig aufgenommen wurde, ihrem Rathe aber, sich der Theologie zuzuwenden, nicht folgte, angeblich, weil er das R nicht aussprechen konnte. Der Einfluß eines Oheims, der ein bekannter Arzt war, bestimmte ihn für die Medicin, der er zuerst vier Jahre in Wittenberg, dann von 1607 an in Jena oblag. Hier begann er auch zu lesen, ehe er noch Magister geworden war; 1608 erlangte er diese Würde. 1610 übernahm er eine Hofmeisterstelle in Prag, ging aber nach kurzer Zeit zur Fortsetzung seiner Studien nach Frankfurt a. d. O. und von dort nach Padua. Hier nahm er die niemals ganz unterbrochenen Sprachstudien mit erneutem Eifer wieder auf und beschäftigte sich mit Vorliebe mit den „raren codices, inscriptiones, marmora et lapides". Auf der Rückreise besuchte er Basel und wurde daselbst Doctor. In der Hoffnung, durch seinen Verwandten, den berühmten Professor der Medicin Caspar Hofmann in Altorf eine Stelle zu finden, ließ er sich dort 1615 als Arzt nieder, doch erfüllte sich seine Erwartung nicht, obwol er eine Nürnbergerin heirathete. Er siedelte schon 1616 nach Hof über und übernahm das dortige Physicat, nahm aber 1618 eine Berufung als gräflich reußischer Leibmedicus und Inspector und Professor des Gymnasiums in Gera an. 1627 wurde er herzoglich sächsischer Leibmedicus und Stadtphysicus in Altenburg, wurde auch wegen der großen Verdienste, die er sich namentlich zur Pestzeit erworben, zum Bürgermeister der Stadt erwählt; erst 1657 legte er dieses Amt nieder. Zahlreiche Anerbietungen von medicinischen Professuren hatte er ausgeschlagen, anscheinend um seine philologischen Studien nicht aufgeben zu müssen; zuletzt — 1660 — gab er die mühsame Praxis und das Amt in Altenburg ganz auf und verlegte, zum kurfürstlich sächsischen Rath ernannt, seinen Wohnsitz nach Leipzig, wo er die letzten Jahre seines Lebens ausschließlich seinen gelehrten Studien und Liebhabereien widmete. Er starb daselbst im Anfange des Jahres 1667; als Todestag wird der 17. Januar, aber auch der 13. und 14. Februar angegeben. Seine überaus werthvolle Bibliothek kaufte der Herzog von Sachsen-Zeitz; dieselbe befindet sich noch gegenwärtig in der Stiftsbibliothek zu Zeitz. — R. galt schon bei seinen Zeitgenossen für einen Gelehrten von umfassendsten Kenntnissen und ungewöhnlichem Scharfsinn; die große Zahl seiner werthvollen Arbeiten und der ausgedehnte Briefwechsel, meist philologischen Inhalts, sichern ihm eine der ersten Stellen unter den Philologen seines Jahrhunderts. Die Ergebnisse seiner ausgedehnten epigraphischen Studien, die er selbst nur zum kleinsten Theile veröffentlicht hat (u. A. „Aenigmati Patavino Oedipus e Germania. Hoc est marmoris Patavini inscripti . . interpretatio" 1661) wurden nach seinem Tode unter dem Titel: „Syntagma antiquarum inscriptionum" 1682 herausgegeben. Das Werk enthält eine große Anzahl lateinischer und einige griechische Inschriften, nach den Gegenständen in 20 Classen geordnet, mit gründlichen und gelehrten Erläuterungen, gesunder Kritik und sorgfältigen Indices. An dieses Werk sollte sich ein vollständiges alphabetisches Verzeichniß der in der alten Litteratur und den Inschriften vorkommenden römischen Cognomina, sowie der griechischen und barbarischen Namen mit sprachlichen, historischen, antiquarischen und kritischen Bemerkungen unter dem Titel „Eponymologicum" anschließen. Das Manuscript dieses großen Werkes war bei Reinesius' Tode noch nicht abgeschlossen; im folgenden Jahrhundert unternahmen Christian Schöttgen und

Christoph Saxius die Fortsetzung und Ergänzung; das Werk ist aber nicht zum Drucke gelangt und befindet sich noch jetzt handschriftlich auf der königl. Bibliothek im Haag (s. u.). Auch seine Ergänzungen und Berichtigungen zu Gerh. Joh. Vossius' Buche „De historicis graecis" sind ungedruckt geblieben. Dagegen hat er „Variarum lectionum libri III priores" 1640 selbst veröffentlicht und in diesem Buche ein glänzendes Zeugniß seines umfassenden Wissens und seines kritischen Scharfsinns abgelegt: nicht nur verbessert er eine große Reihe von Stellen in den verschiedensten griechischen und römischen Schriftstellern; auch Fragen aus der Epigraphik, Litteraturgeschichte, Lexikographie u. a. m. werden in gründlicher und umsichtiger Weise erörtert und durch Heranziehung auch der orientalischen und slavischen Sprachen gelöst. Gegen die „Variae lectiones" richtete Rivius einen heftigen Angriff in seiner Streitschrift „Lanx satura", die R. in der „Defensio variarum lectionum" 1653 beantwortete. — Seine historischen Bemerkungen zu Suidas hat er seinem Exemplare der Ausgabe von Aemilius Portus (s. A. D. B. XXVI, 447) beigeschrieben; dieselbe hat Christ. Gottfr. Müller 1819 herausgegeben: „Th. Reinesii Observationes in Suidam". Von Bedeutung sind ferner noch sein „Ἱστορούμενα linguae punicae" 1630, die (dem Minister Colbert zum Danke für eine ihm zugewendete französische Pension gewidmete) Ausgabe des kurz zuvor entdeckten Petronius, 1666, und die nach seinem Tode 1679 erschienene Abhandlung „De Palatio Lateranensi". — Von Reinesius' Briefen sind in den Jahren 1660—1700 fünf Sammlungen veröffentlicht worden; seine medicinischen Schriften sind vergessen.

Brucker's Ehrentempel, S. 110—115. — Witte, Memor. philos. Decas VIII, S. 461 nach eigenen Mittheilungen von Reinesius. — Jöcher III, 1989 f. — Rotermund VI, 1685 f., wo auch ein allerdings unvollständiges Verzeichniß von Reinesius' Schriften sich findet. — In neuerer Zeit hat vornehmlich Bursian, Gesch. der klassischen Philologie S. 290–94 u. a. O. auf die Bedeutung von R. aufmerksam gemacht. Ueber das „Eponymologicum" handelt ein ausführlicher Bericht von L. J. F. Janssen, J. A. C. van Heusde und L. Ph. C. van den Bergh in den Jahrbüchern für classische Philologie 1863, S. 718—727.

R. Hoche.

Reingoud: Jacques R. (der Name wird sehr verschieden geschrieben), Herr von Couwenberg, geboren in Brabant um die Mitte des 16. Jahrhunderts, war während der Regierung von Alba und Requesens in hohen Stellen im Finanzrath thätig und blieb auch nach der Revolution des Jahres 1576 in jener Verwaltung. 1581 wurde er selbst trésorier d'épargne beim Landrath, als jene Behörde die abgeschafften Räthe ablöste. Jedoch mußte er bald zurücktreten und hatte eine Untersuchung wegen Unterschleifs und Erpressung zu bestehen, welche bloß der allgemeinen Verwirrung wegen abgebrochen wurde; dazu wurden ihm viele Processe angeheftet von den Vielen, die sich von ihm betrogen meinten. Durch Speculationen hatte R. jedoch auch selber sein Vermögen eingebüßt. Schon damals ging er mit allerlei Entwürfen zur Hebung der Finanzen um, und schon Requesens soll er vorgeschlagen haben, die Verpachtung der Steuern abzuschaffen und die Bücher der Verwalter, der Gerichtspersonen und Kaufleute untersuchen zu lassen, damit alle früher verübten Betrügereien entdeckt, bestraft und gebüßt werden könnten. Er meinte, so könne der König ohne Mühe und ohne Beihilfe der Staaten die Mittel zum Kriege sich verschaffen. Requesens jedoch scheute vor einem solchen Beginnen zurück. Als dann aber R., der sich mit den Calvinisten tief eingelassen hatte und ein Freund der zelotischen Prediger geworden war, 1585 aus dem eroberten Belgien flüchten mußte und namentlich die Gegner der Staatenregierung, wie sie in Holland bestand,

sich nach England wandten, in erster Reihe zum Grafen von Leicester, der auserſehen war, die Führung der Dinge in den Niederlanden zu ergreifen, scheint auch er dahin gegangen zu sein und beim Grafen Dienste genommen zu haben. Nach dessen Ankunft in den Niederlanden (December 1585) gehörte er mit de Burchgrave (s. A. D. B. III, 570), Deventer (s. A. D. B. V, 93) und Meetkerke (s. A. D. B. XXI, 173) zu den Vertrauten des Generalgouverneurs, der ihm in allen Finanzsachen unbedingt gefolgt zu sein scheint. Da wußte ihm R., der ihn schon früher zu einem Versuche, Geld unter einem fingirten Namenswerth zu prägen, verführt hatte, seinen alten Plan anzubringen, indem er denselben mit der Errichtung eines dem alten niederländischen nachgebildeten Finanzrathes verband. Es war ein ganz fertiges System, durch welches allem Unterschleif und Schmuggel gewehrt, Millionen mehr eingebracht, die Finanzen von den Provinzen unabhängig gemacht und der Macht der Staaten von Holland ein arger Schlag versetzt werden sollte. Dazu hoffte R. vielen und nicht eben den Besten unter den Verbannten dadurch einträgliche Stellen verschaffen zu können und einige der ärgsten Gegner, namentlich Paul Buys (s. A. D. B. III, 676) gleich empfindlich zu treffen. Unter anderen Verhältnissen wären allerdings viele von Reingoud's Vorschlägen nicht verwerflich gewesen, sie waren nur jetzt nicht passend. Das von Leicester wol auf Reingoud's Treiben urplötzlich eingeführte neue System arbeitete von Anfang an überaus schlecht, und die Wahl der Beamten, welche Leicester dem R. überlassen hatte, öffnete vielen die Augen. Es gab viele unter denselben, welche sich keines guten Rufes erfreuten. Die holländischen Staaten, welche in R. ihren ärgsten Gegner sahen, suchten ein Mittel, denselben zu stürzen: sie ließen einen Beamten, Etienne Paret aus Antwerpen, wegen Beleidigung verhaften und seine Papiere untersuchen. Sie erwiesen nicht allein seine, sondern auch Reingoud's unehrliche Pläne, gaben Anlaß, dessen Verhaftung zu fordern und dessen Papiere mit Beschlag zu belegen. Der Generalgouverneur ließ ihn jetzt fallen, R. wurde nach dem Haag gebracht, jedoch nicht in der Verwahrung des holländischen Gerichtshofs, sondern des englischen Kriegsraths gehalten, dessen Provost ihn merkwürdiger Weise entschlüpfen ließ. Wahrscheinlich hatte er die Weisung dazu von Leicester erhalten, der den Freund der Rache seiner Feinde entrückt wissen wollte. R. wartete in Vlissingen, wo die englische Garnison ihn schützte, ab, ob seine Partei noch obenauf kam, als das Gegentheil geschah, flüchtete er Ende 1587 nach Brüssel, wo er zum Entsetzen seiner Freunde und Frohlocken seiner Gegner katholisch wurde. Aber es gelang ihm nicht, dadurch etwas zu erlangen, als daß er unbehelligt von seinen Gläubigern daselbst wohnen durfte. Bald ist er dann in tiefer Armuth gestorben.

R. war gewiß ein keineswegs reiner Charakter, er war ein gewissenloser Finanzmann, dem es aber nicht an einer gewissen Genialität fehlte. Wir kennen ihn nicht anders, als durch seine Gegner, welche ihm alles mögliche zutrauten. Es ist aber gewiß, daß seine Religiosität ganz fingirt war, daß er ein Verhältniß hatte mit einer vornehmen belgischen Dame, welche auch in seinen Sturz verwickelt wurde, was keineswegs mit seinem zur Schau getragenen Eifer für den reinen calvinistischen Glauben verträglich war, und daß er bei allen seinen Plänen und Entwürfen in erster Reihe an die eigene Bereicherung gedacht hat. Mehr als Jemand hat er dazu gethan, die Regierung des Grafen Leicester, dessen böser Geist er heißen konnte, zu einer auch in ihren Folgen unglücklichsten Periode der niederländischen Geschichte zu stempeln. Die Verkehrtheit seiner finanziellen Besserungen machte spätere Reformen von vornherein unmöglich.

Von den größeren alten historischen Arbeiten über den Zeitraum findet sich über R. sehr vieles bei Bor, namentlich Actenstücke. — Sonst Bruce,

Leycesters Correspondance. — van Deventer, Gedenkstukken van Oldenbarnevelt, Bd. I. — Motley, History of the United Netherlands, Bd. II. — Fruin's Artikel über dieses Buch in der Zeitschrift De Gids von 1862; mein Staat der Vereenigde Nederlanden. — Arend, van Rees und Brill, Alg. Gesch. des Vaderlands, III, 1. Doch sind neue Studien der gedruckten (wie der Resolutionen der Staaten von Holland) und der ungedruckten Actenstücke der Zeit nothwendig.

P. L. Müller.

Reinhard, Scholasticus in St. Burchard zu Würzburg, soll um das Jahr 935 einen ausführlichen Commentar zu den Kategorien des Aristoteles geschrieben haben, worin auch gelegentlich einer aristotelischen Stelle die Veranlassung hätte liegen können, daß er ein Buch über die Quadratur des Cirkels verfaßt habe. Doch da das Ganze auf einer nicht sehr lautern Quelle, nämlich auf einer Angabe des Trithemius beruht, bleiben immerhin Zweifel möglich.

Meine Geschichte der Logik, Bd. II. (2. Aufl.), S. 49.

Prantl.

Reinhard: Franz Volkmar R. ward am 12. März 1753 zu Vohenstrauß, einem Marktflecken im Herzogthum Sulzbach geboren, wo sein Vater Johann Stephan Matthias R. ein hochangesehener Prediger war. Dieser hat den Sohn in dessen ersten fünfzehn Lebensjahren ganz allein unterrichtet. An der Bibel hat R. das Lesen gelernt und sie war für ihn in seiner frühen Kindheit fast die einzige Lecture; kein Wunder, daß sie für ihn sein Lebenlang das Buch der Bücher blieb. Daneben führte ihn der Vater, selbst tüchtig classisch gebildet und für das Alterthum begeistert, in die antiken Sprachen und Litteraturen ein, namentlich schon früh in den Cicero und Virgil. Deutsche Schriftsteller zu lesen hatte er in seiner Jugend kaum Anlaß, namentlich seitdem der Vater durch eine Feuersbrunst seine ganze Bibliothek verloren hatte; und doch regte sich seit seinem neunten Jahre schon ein lebhafter Drang zum Dichten in ihm. Besondern Einfluß auf ihn hatten Haller's Gedichte, die er 13 Jahre alt kennen lernte. Endlich war die Gewöhnung an streng logisches Denken, namentlich beim Entwerfen von Dispositionen, ein Bildungselement, welches R. seinem Vater verdankte. Als R. 15 Jahre alt war (1768), entließ ihn der Vater auf das Gymnasium poeticum zu Regensburg, dem er selbst seine Schulbildung verdankte; wenige Tage nach der Trennung starb der Vater, einige Monate später die Mutter. Da die vier Kinder in sehr beschränkten Vermögensverhältnissen zurückgeblieben waren, wurde unserm R. seine weitere Ausbildung nur durch eine Freistelle und sonstige Unterstützungen möglich, die er in Regensburg erhielt. Während der fünftehalb Jahre, die er dort zubrachte und während deren er sich namentlich des wohlwollenden Einflusses des Conrectors Töpfer erfreuen konnte, hat er fast ausschließlich der Beschäftigung mit den antiken Schriftstellern gelebt, die er in seltenem Umfange las, ebenso wie er das neue Testament eifrig in der Ursprache studirte. Nach der dortigen Schulordnung hörte er auch wöchentlich drei Predigten, doch hielt er sich selbst damals für unfähig zum künftigen Predigen, da ihm seine schwächliche Körperbeschaffenheit daran hinderlich zu sein schien. Doch als er zu Ostern 1773 kaum die Universität Wittenberg bezogen hatte, machte er wenigstens einen ersten Versuch im Predigen in dem kleinen Nachbardorfe Dietrichsdorf, und dieser Versuch gelang über alle Erwartung, indem er ihm nicht bloß Anerkennung verschaffte, sondern auch bewies, daß seine Körperkraft dazu ausreichte. Damals warf er sich mit Eifer auf das Hebräische und andere orientalische Sprachen, noch mehr aber auf das ihn ungemein fördernde Studium der Philosophie; besonders ist ihm hier die Beschäftigung mit den Schriften von Crusius von dauerndem Einflusse gewesen. Er hörte auch

exegetische und dogmatische Vorlesungen, doch blieben ihm manche für ihn gewiß nützliche Fächer bei den damaligen Zuständen in Wittenberg fern. Während dieser vier Studienjahre war Reinhard's kleines Vermögen aufgezehrt und er empfing den Rest desselben zur Rückkehr in die Heimath. Aber da mehrere Professoren ihm warm zuredeten, sich in Wittenberg zu habilitiren und ihm für diesen Fall einige Unterstützungen in Aussicht stellten, so entschloß er sich, ihrem Rathe zu folgen und disputirte am 26. Febr. 1777 über seine Abhandlung „De versionis Alexandrinae auctoritate et usu in constituenda librorum hebraicorum lectione genuina“. Diese Arbeit ist ebenso wie seine anderen akademischen Schriften, die hier ihrer großen Anzahl wegen nicht einzeln aufgeführt werden können, in seinen von Pölitz herausgegebenen „Opuscula academica“ abgedruckt. Während seine philologischen und philosophischen Vorlesungen zahlreiche Zuhörer gewannen, stieg er in der akademischen Laufbahn bald höher. Schon im April 1778 erhielt er den Titel eines Adjuncten der philosophischen Facultät und, da man von ihm auch eigentlich theologische Vorlesungen zu hören wünschte, im November desselben Jahres den Rang eines Baccalaureus der Theologie, beides nach voraufgegangenen abermaligen Disputationen. Im J. 1780 erhielt er eine außerordentliche Professur der Philosophie und bekleidete in demselben Jahre zum ersten Male die Würde eines Decans der philosophischen Facultät; infolge dieser Stellung trat die Theologie vorübergehend für ihn gegen die Philosophie in den Hintergrund. In diese Zeit fällt auch seine erste eheliche Verbindung, und zwar mit der Wittwe seines Lehrers, des Professors der Theologie Schmid, die ihm auch ein nicht unbeträchtliches Vermögen zubrachte und damit seine bis dahin äußerst beschränkte äußere Lage endete; zugleich gelangte er dadurch auch in den Besitz einer reichhaltigen Büchersammlung. Nach Wernsdorf's Tode im J. 1782 erhielt R. die vierte ordentliche Professur in der theologischen Facultät, jedoch mit ausdrücklicher Beibehaltung der außerordentlichen philosophischen Professur; er war damals 29 Jahre alt. Zugleich promovirte er am 15. November 1782 als Doctor der Theologie und trat im Monat darauf sein theologisches Lehramt an, mit einer Rede über die Rücksichten, die ein Theologe auf den Geist seiner Zeit zu nehmen habe. Und schon im nächsten Jahre erhielt er eine neue Würde zu den bisherigen, nämlich die als Propst an der Schloß- und Universitätskirche, womit zugleich die Assessorstelle im geistlichen Provinzialconsistorium zu Wittenberg verbunden war. Von da ab hatte er wöchentlich zu predigen, und zwar vor einem Publicum, das großentheils aus angehenden Theologen bestand; zu den Vorbereitungen auf diese Predigten verwendete er stets eine große Sorgfalt und zwar arbeitete er jede Predigt aus Vorsicht eine beträchtliche Zeit früher aus, ehe sie zu halten war. Das akademische Rectorat hat er, nachdem er es vorher einmal wegen seiner gehäuften Geschäfte ausgeschlagen, nur einmal (1790—91) bekleidet, während er inzwischen in die dritte und dann in die zweite theologische Professur aufgerückt war. Einen ehrenvollen Ruf an die Universität Helmstädt schlug er aus und eine ihm von Dresden infolge dessen angebotene bedeutende Gehaltserhöhung lehnte er ab. So hat er 15 Jahre lang in lebhaftem geistigem Umgange mit Collegen und Freunden, in unausgesetzter (doch nie nächtlicher) wissenschaftlicher Arbeit, in höchst bedeutender Einwirkung auf seine zahlreichen Zuhörer der Universität angehört, bis ihn 1791 von Dresden her der Ruf traf, welcher ihn auf die höchste Stufe seines Wirkens, in die Stelle eines Oberhofpredigers und Kirchenraths zu Dresden erhob und ihm damit eine rein praktische Wirksamkeit zuwies. Außer regelmäßigen Predigten vor einem gebildeten, zum Theil glänzenden Kreise lag es ihm ob, Examina mit den Candidaten des Predigtamts und Colloquia mit den desig-

nirten Superintendenten zu halten, wobei ihm der lateinische Ausdruck in ungewöhnlichem Maße zu Gebote stand. Ferner gehörte zu seinem Amte die Betheiligung an der Oberaufsicht über die beiden Universitäten, die drei Landesschulen und die beiden Schullehrerseminare Sachsens, die er mehrfach persönlich zu revidiren und über die er oft eingehende Gutachten abzufassen hatte. Aus seinem häuslichen Leben ist zu erwähnen, daß er sich in Dresden nach dem Tode seiner ersten Gattin mit der hochgebildeten Tochter des bedeutenden Mineralogen, späteren Berghauptmanns v. Charpentier zu Freiberg vermählte, die dem gastlichen, oft von Gelehrten aufgesuchten Hause mit Würde und Geschick vorstand und ihn in seinen fortdauernden Leiden, besonders seit seinem unglücklichen Beinbruche im J. 1803, mit größter Aufopferung pflegte. In der That hat er lange und viel gelitten, doch so, daß er noch das Jahr 1812 in voller Amtsthätigkeit antrat, im Frühlinge noch predigte, noch Ostern die Examina abhielt, ja bis in die letzten Lebenstage seiner Correspondenz und seinen wissenschaftlichen Arbeiten oblag; am Morgen des 6. Sept. 1812 verschied er, ohne bettlägerig gewesen zu sein; sein 60. Lebensjahr hat er nicht mehr vollendet. In seinem häuslichen Leben war R. hochachtbar, ein treuer liebevoller Gatte (Kinder sind ihm nicht beschieden gewesen), ein aufrichtiger Freund seiner Freunde, unter denen wir namentlich Pölitz und Böttiger hervorheben, ein aufopfernder und freigebiger Berather und Helfer für unendlich viele Arme und Nothleidende. Seine Wirksamkeit als akademischer Lehrer und als Mitglied einer geistlichen Behörde hat reiche und schöne Früchte getragen; am meisten fruchtbar aber ist sie in seinen Predigten gewesen, die er sowohl in Wittenberg, als in Dresden stets vor gefüllter Kirche hielt. In diesen Predigten zeigt er sich, wie es sein Bildungsgang mit sich brachte, kurz gesagt als einen wesentlich philosophisch denkenden Theologen. Die strengste Logik blickt überall in der Eintheilung und Anordnung des Stoffes hindurch, ebenso in der Ausführung die Psychologie und vor allem die Ethik. Seine theologische Stellung brachte ihn dem herrschenden Rationalismus seiner Zeit nahe, doch hielt er sich von den Plattheiten und Auswüchsen dieser Richtung schon anfangs fern; im Laufe der Jahre hat er dem Supernaturalismus sich immer mehr genähert und mußte sich deshalb oft den Vorwurf der Inconsequenz gefallen lassen. Das Dogmatische bildet in seinen Predigten in der Regel den Ausgangspunkt, das Moralische den Kern der Betrachtung und die Vereinigung beider das Ziel. Von seinen Schriften, die hier im Einzelnen nicht aufgeführt werden können und deren Verzeichniß an anderen Orten (z. B. in seiner von Pölitz verfaßten Biographie, in Kayser's Bücherlexikon u. s. w.) verzeichnet sind, steht deshalb die große in 35 Bänden erschienene und vom Jahre 1795 bis 1812 reichende Sammlung seiner Predigten an der Spitze; mehrere Bände dieser Sammlung erfuhren eine zweite Auflage. Daneben sind noch viele seiner Predigten einzeln oder in kleinere Gruppen zusammengefaßt im Druck erschienen, einige auch in französischer, holländischer, dänischer, schwedischer, englischer Uebersetzung. Die zweite Stelle nimmt sein System der christlichen Moral ein, das zuerst zu Wittenberg und Zerbst 1788 in zwei Bänden erschien, dann aber, bis auf vier Bände erweitert, noch während seines Lebens in vier Auflagen herauskam, denen 1815 eine fünfte folgte. Hervorzuheben ist ferner sein „Versuch über den Plan, welchen der Stifter der christlichen Religion zum Besten der Menschheit entwarf“ (Wittenberg und Zerbst 1781, fünfte Auflage 1830); seine Schrift „Ueber das Wunderbare und die Verwunderung, ein psychologischer Versuch“ (Wittenberg und Zerbst 1782), „Ueber den Kleinigkeitsgeist in der Sittenlehre“ (Meißen 1801), „Vorlesungen über die Dogmatik“ (von Berger herausgegeben, Amberg u. Sulzbach 1801, in dritter Auflage 1812), die zahlreichen von Pölitz besorgten „Opuscula academica“ (zwei Bände, Leipzig

1808—9), endlich die „Geständnisse, seine Predigten und seine Bildung zum Prediger betreffend, in Briefen an einen Freund“ (Sulzbach 1810). Nach seinem Tode erschienen noch (von Hacker zu Leipzig 1813 herausgegeben) die „Psalmen, übersetzt und ihrem Hauptinhalte nach erläutert“. Zu bemerken ist bei Gelegenheit dieser letzten Schrift, daß die eigentliche Exegese für R. nie eine besonders hervortretende Richtung gewesen ist und daß ihm auch historische Betrachtungen stets ferner gelegen haben, als er es selbst gewünscht hat. Eine Art Chrestomathie aus Reinhard's Schriften (Darstellung der philosophischen und theologischen Lehrsätze des Oberhofpredigers Reinhard) hat Pölitz in vier Theilen (Amberg und Sulzbach 1801—1804) herausgegeben. Recensionen hat R. nur in seinen früheren Jahren geschrieben, und zwar deren fünfzig in den Jahren 1788—1796 für die allgemeine Litteraturzeitung; auch für die allgemeine deutsche Bibliothek hat er deren viele geliefert, doch ist jetzt wegen der Anonymität nicht möglich zu bestimmen, was von ihm herrührt. Von seinen Briefen sind viele an verschiedenen Stellen, namentlich durch Pölitz, zum Druck befördert; handschriftlich befindet sich sein Briefwechsel mit Böttiger, sowie manche auf ihn bezügliche Schriftstücke auf der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden.

D. Franz Volkmar Reinhard nach seinem Leben und Wirken dargestellt von Karl Heinrich Ludwig Pölitz. Erste Abtheilung, Biographie. Leipzig 1813; zweite Abtheilung, Charakteristik. Leipzig 1815. — Franz Volkmar Reinhard, gemalt von Georg v. Charpentier, litterarisch gezeichnet von C. A. Böttiger. Dresden 1813. 4°. — Heinrich Gottlieb Tzschirner, Briefe, veranlaßt durch Reinhard's Geständnisse. Leipzig 1811. — Fr. Aug. Koethe, Ueber Franz Volkmar Reinhard's Leben und Bildung. Jena 1812. — Maxim. Friedr. Scheibler, Aus dem Leben Fr. V. Reinhards. Leipzig 1823. — Derselbe, Memoria Reinhardi Magni. Solisbaci 1826. — D. Erdmann, Artikel Reinhard in Herzog's Realencyclopädie für protestantische Theologie und Kirche. Zweite Aufl., Bd. 12 (Leipzig 1883).

E. Förstemann.

Reinhard: Adolf Friedrich R., zu Strelitz 1726 geboren, studirte in Thorn Jura, dann in Halle wesentlich Theologie, und ist im ganzen weder Theologe noch Jurist geworden, hielt sich selber aber für einen Philosophen. 1748 erhielt er die Subalternstellung eines Secretärs bei der Justizkanzlei in Neustrelitz, warf sich hier in mancherlei Schriften als Gegner Wolf's und eifriger Anhänger von Christ. Aug. Crusius auf, ferner als Gegner von Leibniz' „Fatalität“ und Optimismus und später auch von Kant. Er erlangte auch für zwei Schriften „Sur l'optimisme“ und „Die Vollkommenheit der Welt nach dem Systeme des Herrn Leibnitz“ 1755 einen Preis von der Akademie zu Berlin. Im Grunde genommen vertrat er die mecklenburgische Orthodoxie mehr als den Haller Pietismus, zog aber durch sein schlagfertiges Streiten gegen „Gottesleugnung“ und Glaubenslosigkeit das Auge des Herzogs Friedrich von Mecklenburg-Schwerin, des eifrigen Förderers des Pietismus, auf sich. In Neustrelitz war er Kanzleirath geworden; Gedichte hatte er 1755 dem Herzoge Adolf Friedrich gewidmet, die sogar 1760 nochmals gedruckt wurden, und da er deren mehrere auch in die „Schleswigschen Gelehrten Anzeigen“ lieferte, so hielt man ihn für einen Genossen der Dichter dieses Kreises und in Mecklenburg sogar für einen bedeutenden. Auch der Engländer Th. Nugent, der infolge der Verlobung der Prinzessin Charlotte mit Georg III. Mecklenburg aufsuchte, hat ihn (1766) geschildert. Seine vielen Streitschriften mit der klotzigen, schimpfenden Weise der Kritik jener Zeit verfeindeten ihn zunächst mit Nicolai und seinem

Anhange, Angriffe auf die Berliner liebte man überhaupt in Mecklenburg. Wol um nach seiner Heirath mit der Tochter des Leibmedicus Hempel ein sichereres Auskommen zu haben, nahm R. 1770 die Stelle als Syndicus der Ritter- und Landschaft in Rostock an, wurde aber sofort auf Veranlassung des intriganten, heuchlerischen Consistorialraths Fidler vom Herzoge Friedrich berufen und zur Ausrottung der Freigeisterei zum Consistorialdirector und Professor jur. primarius an der neu errichteten, rottfaulen Universität Bützow befördert. Seine Stellung wurde gleich dadurch gekennzeichnet, daß er sich Freiheit von Rectorats- und Conciliargeschäften von vornherein ausbedang, auch Collegia wol anschlug, aber nie las. Sein Amt sah er im kämpfenden Auftreten gegen Alles, was dem Pietismus des Herzogs und dem Crusius'schen Systeme widerstrebte. Da durch den Hermes'schen Glaubensproceß in Mecklenburg aber der aufkeimende Rationalismus schon vor seiner Anstellung todtgeschlagen war, so kehrte er sich wesentlich gegen die Litteratur der Zeit. Auf Wunsch des Herzogs begründete er, vorzüglich zunächst gegen die Berliner „Deutsche Allgemeine Bibliothek", die Bützower „Kritischen Sammlungen zur neuesten Geschichte der Gelehrsamkeit", deren 1. Jahrg. 1774 erschien, und in der er den litterarischen Knittelstreit allein führte. Lessing, Herder, Wieland (aber erst später, denn anfangs lobte er ihn), auch Klopstock, vor allem aber die Musenalmanachschreiber, die Barden, die Minnesänger, die „Shakespeare-Affen", die Göttinger, sie alle mußten herhalten; Haller, Hagedorn, Uz, Zachariä gehen über sie alle. Ueber Klopstock's Messias ging von ihm das Wort aus: „er wird immer viele Bewunderer, wenige Leser haben." Klopstock schreibt ihm undeutsch und holpericht; Lessing ist der gefährlichste Feind des Christenthums. Auch Goethe bekommt sein Theil, denn nach dem hochgelobten Götz von Berlichingen hat er sich in der Stella wieder verlaufen, und sein Werther ist ein „unseliges Buch". Die Musenalmanache sind gar „Quispeldorchen" (Speinäpfe). Die „Kritischen Sammlungen" brachten so eine Zeitlang bis 1778 Bützow in den Mund der litterarischen Welt, R. bildete sich auch ein, daß sie nachhaltig wirkten; er selbst und seine Gedichte sind aber derartig vergessen, daß sie nicht einmal bei Koberstein und in K. Goedeke's 11 Büchern deutscher Dichtung, noch in dessen Grundriß d. d. D. III. 2. Aufl. genannt sind. Er selbst war zuletzt mit allen seinen Collegen zerfallen, auch verhaßt wegen seiner ständigen voreinnehmenden Berichte an den Herzog. 1779 ernannte dieser ihn für das Reichskammergericht zu Wetzlar und erwirkte ihm darnach einen kaiserlichen Adelsbrief. 1783 starb er.

S. Hölscher in Jahrb. für Meckl. Geschichte 49 (durchaus laudatorisch) und 50 (Univ. Bützow). — Höpfner und Zacher, Zeitschrift f. d. Phil. VI (1875), S. 360, Anm. zu S. 201. — Ueber den Hermes'schen Proceß: J. Wiggers, Kirchengesch. Mecklenburgs, S. 218 ff.

Krause.

Reinhard: Johann R., deutscher Dramatiker des 16. Jahrhunderts. Seine Heimath, welche er in seinen Schriften durch den Zusatz „Grawingellinus" bezeichnet, hat Holstein fälschlich im flandrischen Gravelingen gesucht; er stammt aus dem Dorfe Grauwinkel in der Nähe von Merseburg. Da er sich im Sommer 1546 in Erfurt als „Johannes Reinhart de Grawinckell" immatriculiren ließ, muß er um 1530 geboren sein. Später ging er nach Preußen. Zu Königsberg gab er 1561 ein Schauspiel, 1563 und 1564 zwei gereimte „Newe Zeytungen" über das Vordringen der Russen in Livland und etwa gleichzeitig eine in niederdeutschem Dialekte abgefaßte „gantz erbarmlike, vnd elende klage Des armen vnnd Hartgedrengden Lyfflandes" heraus. Die erste dieser Flugschriften widmete er seinem jüngeren, in Erfurt studirenden Bruder David, die letztgenannte enthält auch eine Parodie des Luther'schen Liedes: „Ach Gott vom Himmel, sieh

darein". Wahrscheinlich ist er mit dem Johann Reinhard (der Name begegnet in dieser Zeit öfter, z. B. bei Rhesa, Presbyterologie 2, 78) identisch, welcher 1562 von Herzog Albrecht zum Pfarrer im Kirchspiel Laptau bei Königsberg eingesetzt wurde, 1566 aber seine Stelle räumen mußte und 1568 als Pfarrer in Mewe erscheint. — Das 1561 gedruckte Drama: „Eine wünderliche Geschicht Franciscі Spierae, Reimweyß in eine Tragoediam verfast", stellt gleich seinen späteren Schriften ein Ereigniß der jüngsten Vergangenheit (1548) dar, das viel Aufsehen gemacht hatte: die Bekehrung eines italienischen Juristen zur lutherischen Lehre, seinen Abfall und darauf seine Gewissensqualen und seinen Tod. Unbeholfen folgt R. dabei seiner Quelle, der prosaischen Historia F. Spierae, nur ein paar typische Teufelsscenen (zwischen Vnrhu, Schadenfro und Hurlehu) und eine Engelerscheinung hinzufügend; die Einführung der kleinen Kinder Spiera's (II, 6: „O, o, herzliebstes Memmelein") verräth directen oder indirecten Einfluß von Rebhun's Susanna. Auf weitere Ausmalung verzichtend, glaubt er doch jeden Zug der Erzählung auf der Bühne vorführen zu müssen.

Goedeke, Grundriß[2] 2, 305, 393. — Holstein, Die Reformation im Spiegelbilde der dramat. Litteratur, 1886, S. 234 f. — E. Winkelmann, Bibliotheca Livoniae historica[2], 1878, Nr. 5455—5456. — Weißenborn, Akten der Univ. Erfurt 2, 364, 402. — D. H. Arnoldt, Presbyterologie, S. 10. — Gödtke, Preuß. Prov.-Bl. 1845, 753 f. — Ueber Spiera vergl. Sixt, P. P. Vergerius 1855, S. 124—160. Comba, Francesco Spiera 1872. — Mehrere dieser Nachweise verdanke ich der Güte von Dr. R. Reicke.

J. Bolte.

Reinhard: Johann R., der Amtsnachfolger Heinrich Albert's, des bekannten Liedercomponisten in Königsberg (s. A. D. B. I, 210). R., über dessen Lebensumstände wir nichts weiter wissen, als daß er um 1651 Organist an der Kneiphofer Domkirche in Königsberg war, trat in die Fußtapfen seiner berühmten Vorgänger Eccard, Stobäus und Albert und gab deren Melodien zu Kirchenliedern in einem Gesangbuche resp. Choralbuche mit einem Bassus generalis versehen heraus. Sowol Winterfeld als Döring erwähnen dieses Choralbuch mehrfach nach Pisanski's Literargeschichte, doch keinem der beiden Ersteren hat ein Exemplar desselben vorgelegen. Erst in der jüngsten Zeit hat es Josef Müller in der königl. Universitätsbibliothek in Königsberg entdeckt (13479(1) in 8⁰). Der Titel lautet: Erster Theil, Der Preußischen Kirch- und Fest-Lieder, sambt dero Melodeyen und einem General-Baß, zusammen getragen und zum Druck verfertiget von Johann Reinhard, Organisten im Kneiphoff. Königsberg. Gedruckt durch Joh. Reußnern im Jahr Christi 1653. In 8⁰. Der 2. Theil hat die verdruckte Jahreszahl 1633, der 3. Theil wieder 1653. Der 1. Theil enthält 34 Lieder, der 2. Theil 25 und der 3. Theil 21 Lieder. Heinrich Albert gehören drei Lieder an, Eccard 43 und Stobäus 33. Auch die Dichter sind zum Theil genannt und zwar Luther, Weißelius, Thilo, Simon Dach, G. Reimann, Hagius, H. Albert und Seb. Artomedes. Reinhard's Verdienst, soweit uns seine Leistungen bis heute bekannt sind, besteht daher nicht in der Schöpfung neuer Werke, sondern in der Vermittlung zwischen Autor und Publicum, und was jene in das Gewand kunstvoller Chöre kleideten, das vereinfachte er mit geschickter Auswahl in Melodie und Baß, so daß die Lieder nun zum Gemeindegesange benutzt werden konnten. Indem er dadurch dem Bedürfnisse der Gemeinde entsprach, trug er zugleich dazu bei, die Schöpfungen obiger Meister bekannt und allgemein zugänglich zu machen, so daß sie sich von Königsberg aus durch die ganze evangelische Welt verbreiteten. Ein Verdienst, was höher anzuschlagen ist, als wenn R. seine Zeit auf eigene Compositionen verwendet hätte, die vielleicht nur das Niveau der Alltäglichkeit erreichten. Rob. Eitner.

Reinhard: Johann Paul R., Historiker, geboren am 17. December 1722 zu Hildburghausen, wo sein Vater, Dr. Lorenz R., damals als Lehrer und Conrector am Gymnasium wirkte. Er selbst erhielt seine Gymnasialbildung in Weimar, wohin sein Vater in gleicher Eigenschaft übergesiedelt war und bezog von da im Sommer 1739 die Universität Jena, um Theologie zu studiren. Bei aller Gewissenhaftigkeit, mit welcher er diesem Studium oblag, überwog jedoch seine Vorliebe für die Geschichte, welche damals von einem seiner Zeit vorzüglichen Gelehrten, Chr. G. Buder (s. A. D. B. III, 502), dem er sich näher anschloß, vertreten wurde. Auch die philologischen Disciplinen scheint er nicht vernachlässigt zu haben, er trat daher in die „Literarische Gesellschaft“ ein und war sogar eine Zeit lang ihr Secretär. Im J. 1743 begleitete R. seinen theologischen Lehrer, C. J. Huth, der den Ruf an die neugegründete Universität Erlangen angenommen hatte, dahin, zunächst nur, um den Eröffnungsfeierlichkeiten der neugegründeten Hochschule beizuwohnen. Dieser Schritt ist jedoch für seine ganze Zukunft entscheidend geworden; seine Neigung und sein Schicksal hielten ihn in Erlangen für immer fest. Den theologischen Beruf gab er nun vollends auf und erwarb sich schon am zweiten Tage der gedachten Festlichkeiten die Magisterwürde; gleich darauf begann er geschichtliche und philologische Vorlesungen mit solchem Erfolge, daß er bereits im J. 1745 zum außerordentlichen, im J. 1752 zum ordentlichen Professor der Philosophie befördert wurde. In seinem Anstellungsdecrete vom 16. August 1745 heißt es erläuternd und bezeichnender Weise, „er solle den studiosis in philosophicis sowohl als in philologicis fidelen und soliden Unterricht geben“ und, wie der Kanzler Superville im Concepte hinzugefügt hatte „hauptsächlich in historicis“. Seine Vorlesungen bewegten sich in der That von Anfang an überwiegend auf dem geschichtlichen Gebiete, und das Gleiche gilt von seiner litterarischen Thätigkeit; sein philologisches Wissen war wol mehr nur untergeordneter Art. Im J. 1755 wurde ihm auch das Amt eines Universitätsbibliothekars übertragen, das er bis zum Jahre 1764 versah. Daß man R. in den maßgebenden Kreisen zu schätzen wußte, geht zugleich aus der Thatsache hervor, daß er im J. 1759, nach Chladwig's Tode, an dessen Stelle zum Professor der „Beredsamkeit und Poesie“ ernannt wurde, weiterer Auszeichnungen und reeller Anerkennungen nicht zu gedenken. Im J. 1767 endlich wurde ihm die erledigte ordentliche Professur der Geschichte auch formell übertragen und er von der Vertretung der übrigen Fächer, die er bisher versehen, entbunden. Nach allem, was wir wissen, war Reinhard's Wirksamkeit als Lehrer erheblich und wurde von kräftiger Persönlichkeit und seltener Arbeitskraft unterstützt. Das Ansehen, das er sich als Gelehrter erworben hatte, wurde durch die ihm zuerkannte Mitgliedschaft verschiedener auswärtiger gelehrter Gesellschaften, insbesondere der neu gegründeten Akademie der Wissenschaften zu München (1763) bezeugt. Er starb am 16. Mai 1779. Seine schriftstellerische Fruchtbarkeit war groß und galt fast ausschließlich der Geschichte und einigen ihrer Hülfswissenschaften, nämlich der Heraldik und Münzkunde. Eine Anzahl seiner vielen kleinen Abhandlungen u. dgl. hat er in den Erlanger „Gelehrten Anzeigen“ niedergelegt. Von seinen größeren Schriften dürfte u. a. die „Vollständige Geschichte des Königreichs Cypern“ (2 Thle., 1766 bis 1768) hervorzuheben sein. Auch das Gebiet der Kirchengeschichte hat er dank seinen ursprünglichen theologischen Studien als Lehrer wie als Schriftsteller wiederholt berührt und die Litterargeschichte bis zuletzt mit Vorliebe vorgetragen. Verdienstlich waren und sind noch heut zu Tage nicht ganz unentbehrlich seine beiden geschichtlichen Sammelwerke „Beyträge zu der Historie Frankenlands und der angränzenden Gegenden“ (3 Thle., Bayreuth 1760—62) und seine „Sammlung seltener Schriften, welche die Historie Frankenlands und der angränzenden

Gegenden erläutern" (2 Theile, Coburg 1763—64): das eine enthält Schriften, die hier zum ersten Male veröffentlicht wurden, das andere solche, die durch die Reproduction erneuert und wieder zugänglich gemacht werden sollten. Seine übrigen größeren historischen Schriften über die deutsche, brandenburgische, chursächsische und österreichische Geschichte u. s. w. sind, wie kaum erwähnt zu werden braucht, längst entwerthet und haben mehr nur dem augenblicklichen Bedürfniß gedient.

Vgl. Jo. Christ. Daniel Schreber, Einladungsschrift zur Todtenfeier Jo. Paul Reinhard's, Erlangen 1779. — Ernesti, Historisch-literarisches Handbuch berühmter und denkwürdiger Personen u. s. f. IX, 2, S. 34—36. — Fikenscher, Vollständige akadem. Gelehrten-Geschichte der Universität Erlangen. 2. Abth., S. 164—179, mit einem vollständigen Verzeichniß von Reinhard's Schriften. — (Engelhardt) Die Universität Erlangen von 1743—1803, S. 43, 44. — Iwanus Muellerus, De Seminarii philologici Erlangensis ortu et fatis (Erlangae 1878, p. 17).

Wegele.

Reinhard: Hans v. R., Landammann der Schweiz; geb. am 20. Febr. 1755, † am 23. December 1835. — R., der älteste Sohn des gleichnamigen zürcherischen Rathsherrn († 1790), wurde nach Empfang des ersten Unterrichts im väterlichen Hause 1766 Zögling der bekannten Erziehungsanstalt von Planta und Nesemann in Haldenstein bei Chur (s. A. D. B. XXVI, 233), setzte 1771 bis 1773 seine Studien in Zürich fort und bezog 1773 die Universität Göttingen, wo er bei Pütter, Schlözer, Böhme, Heine und Kästner hörte, um sich zum Staatsdienste in der Heimath vorzubereiten. Ein Besuch von Berlin und von Holland, wo seine zwei jüngern Brüder als Officiere standen, und ein Aufenthalt in Paris schlossen seine Studienzeit ab. Der unterwegs erfüllte Auftrag, dem in Halle commandirenden Fürsten von Anhalt-Bernburg für dessen Jüngstgeborenen ein Pathengeschenk der evangelischen Orte der Eidgenossenschaft zu überreichen, der Besuch des Hofes im Haag und der Pariser Kreise, in welche ihn J. Hch. Meister (s. A. D. B. XXI, 256) brachte, führten R. in die Welt ein und gaben ihm die Gewohnheit und bleibende Vorliebe für gesellschaftliche Unterhaltung. 1777 als Freiwilliger in die zürcherische Staatskanzlei tretend, 1781 Secretär der zürcherischen Gesandtschaft, die mit dem französischen Botschafter und Bern in Genf und in Solothurn die Beilegung der bürgerlichen Unruhen in Genf betrieb, wurde R. 1787 Vorstand der Staatskanzlei (Stadtschreiber) in Zürich, in welchem Amt ihm namentlich die diplomatische Correspondenz mit den eidgenössischen Orten und mit dem Auslande zu besorgen oblag. Er bekleidete dasselbe bis 1795, d. h. gerade in den Jahren, als die Beziehungen der Schweiz zu Frankreich unter dem Einflusse der Revolution daselbst sich umzugestalten und der Verkehr mit dem großen Nachbarlande besonders mühevoll zu werden begannen. Indessen wurde R. 1795 zum Landvogt der Grafschaft Baden ernannt, die unter der Hoheit von Zürich, Bern und Glarus stand. In dieser selbständigern Amtsstellung entfaltete er zuerst die Eigenschaften, die ihn zum ausgezeichneten Verwaltungsmanne machten: Scharfblick für persönliche und sachliche Verhältnisse, unbestechliche Gerechtigkeit, seltene Ruhe und Festigkeit des Willens und einen Sinn, der mit dem gewissenhaftesten Haushalt für das Gemeindewesen Wohlwollen und uneigennützige Unterstützung für alle Bedürftigen verband. Die Nähe des landvögtlichen Sitzes Baden bei Zürich erlaubte ihm zugleich, die ihm übertragene Mitgliedschaft im zürcherischen Kleinen Rathe, der Regierung des Kantons, zu bekleiden. Im März 1798 machte die Umwälzung der Schweiz durch den Einbruch der Franzosen Reinhard's Amte in der Grafschaft Baden ein Ende, deren Angehörige ihm beim Abschiede ihre vollste Er-

kenntlichkeit für sein Wirken unter ihnen bezeugten. Heimgekehrt wurde R. von seiner Vaterstadt in Anspruch genommen und vertrat sie als Mitglied ihrer Municipalität 1798—99 in den mühsamen Unterhandlungen mit den französischen Commissären in der Schweiz, welche durch die unaufhörlichen drückenden Forderungen derselben an die Gemeinden und Privaten hervorgerufen wurden. Im April 1799 mit andern zürcherischen gewesenen Magistraten auf Befehl des helvetischen Directoriums nach Basel deportirt, entkam R. der Haft kurz vor der Schlacht bei Zürich und übernahm, ohne nach der Wiederbesetzung Zürichs durch die Franzosen weiter belästigt zu werden, im März 1800 von neuem seinen Sitz und nun auch das Präsidium in der Municipalität daselbst. Mit Nachdruck und Kraft führte er dann, vom sogenannten Redingischen Senate (s. Alois Reding, A. D. B. XXVII, 525) zum Regierungsstatthalter im Kanton Zürich berufen, dieses schwierige Amt vom November 1801 bis nach Mitte April 1802, und stand im Herbste 1802 als einer der zugezogenen Ausschüsse der Municipalität Zürich in Behauptung der Stadt gegen den Angriff des helvetischen General Andermatt wirksam bei. Einmüthig wählte ihn jetzt die Bürgerschaft, am 10. November 1802, zu ihrem Vertreter in der Versammlung schweizerischer Abgeordneter („Consulta"), mit welchem Frankreichs Erster Consul Bonaparte die endgültige Verfassung der in Parteien zerrissenen Schweiz in Paris zu vereinbaren verlangte. Hier entwickelte sich Reinhard's staatsmännische Begabung in vollster Weise. Von den förderalistisch gesinnten Abgeordneten zu ihrem ersten Sprecher in dem aus beiden Parteien bestellten Zehnerausschuß ernannt, mit welchem der Consul persönlich verhandelte, zog R. durch seine durchaus praktische, von jeder Systemsucht entfernte Natur Bonaparte's Aufmerksamkeit und Wohlwollen auf sich. R. war neben d'Affry (s. A. D. B. I, 135) der einflußreichste Vertreter der Föderalisten und verfocht mit Glück deren Ansichten und zugleich die Interessen seines Heimathkantons, die seine kaltblütige Festigkeit noch im letzten Augenblick des Vermittlungswerkes gegen eine unerwartete Ueberraschung sicherte. R. und seinen unter den Unitariern eine ähnliche Stellung einnehmenden Mitbürger Usteri ernannte der Zehnerausschuß auch zu Mitgliedern der Organisationscommission, welche unter dem Vorstande des vom „Mediator" bezeichneten obenerwähnten J. Hch. Meister die neue Kantonalverfassung vom 19. Februar 1803 in Zürich einzuführen hatte. Diesen Vorgängen entsprechend wurde R. bei der Wahl der neuen Behörden für den Kanton als erster Bürgermeister desselben an die Spitze der Regierung berufen, welcher er nun, in abwechselnder Amtsführung mit dem zweiten Bürgermeister, unter allen Wechseln der Dinge volle 28 Jahre lang vorstand. Seine angestrengte Thätigkeit galt zunächst der Wiederherstellung geordneter politischer und finanzieller Zustände des Kantons, in welchem die Revolutionsjahre die öffentliche Ordnung und den Staatshaushalt tief erschüttert hatten. Seine Stellung als eines der beiden Standeshäupter Zürichs, sowie seine Mitwirkung in der Consulta in Paris verliehen R. aber auch steten großen Einfluß auf die Angelegenheiten der Eidgenossenschaft. Beinahe alljährlich vertrat er Zürich, von 1803—13, auf der Tagsatzung, war im Mai 1804 neben d'Affry und mit Heer von Glarus schweizerischer Gesandter in Paris bei der Kaiserkrönung Napoleon's, 1809 als schweizerischer Bevollmächtigter mit wichtigen Aufträgen in des Kaisers militärischem Hauptquartier in Regensburg und beglückwünschte mit v. Flüe aus Obwalden und Müller-Friedberg aus St. Gallen den Kaiser im April 1811 in Paris Namens der Schweiz zur Geburt des Königs von Rom. Persönlich wurde R. dabei von Napoleon stets mit Wohlwollen und Auszeichnung empfangen; der Kaiser billigte es auch, als R. in Regensburg seine Anerbietungen einer Vergrößerung der Schweiz durch den Anschluß von Tirol an dieselbe entschieden

ablehnte. Aber für die Beschwerden und Anliegen der Schweiz in Militär-, Grenz- und Handelsangelegenheiten, welche R. 1811 in Paris, in besonderer Mission, nach der Heimkehr seiner Collegen, noch betonen und betreiben sollte, oder eine Milderung des auch auf der Schweiz lastenden Druckes der despotischen Politik Frankreichs zu erlangen, fand er kein Gehör. Freimüthige Aeußerungen einiger Tagsatzungsmitglieder in Solothurn (1811), das Fortbestehen des Dienstes von Officieren schweizerischer Herkunft in der englischen Armee und die Schwierigkeiten, welche der vollständigen Rekrutirung der vier Schweizerregimenter in Frankreichs Dienste begegneten, hatten des Kaisers Unzufriedenheit erregt und zudem ließen die ernsten Vorbereitungen zum russischen Kriege, die man in Paris jetzt betrieb, für die Angelegenheiten kleiner Nachbarstaaten keine wirkliche Aufmerksamkeit zu, so daß R. nach fünfmonatlichem Aufenthalte die französische Residenz endlich ohne Erfolg verließ. Besonders wichtig aber wurde Reinhard's Stellung in den schweizerischen Angelegenheiten dadurch, daß die Bundesverfassung der Mediationszeit dem zürcherischen Bürgermeister in bestimmten Jahren das mit großen selbständigen Befugnissen ausgestattete Amt eines Hauptes der Eidgenossenschaft, des Landammanns der Schweiz, übertrug. R. hatte dasselbe in den Jahren 1807 und 1813 zu übernehmen, d. h. in den Augenblicken, wo die Macht Napoleon's ihren Höhepunkt erreichte und wo ihr Sturz erfolgte: in den Jahren des Friedens von Tilsit und der ersten Besetzung Frankreichs durch die Alliirten. Hatten die Ereignisse von 1806/7 R. nicht verhindert, in seiner Tagsatzungseröffnungsrede von 1807 in würdigster Weise auch der von Napoleon Besiegten zu erwähnen, so blieb ihm doch der wiederholt empfangene Eindruck von der überwältigenden Persönlichkeit des Kaisers so sehr gegenwärtig, daß er noch beim Herannahen der Katastrophe von 1813 Mühe hatte, an den vollen Sieg Europas über den Beherrscher Frankreichs zu glauben; ein Umstand, der für die Haltung Reinhard's in der schwierigen Lage, welche in jenem Augenblicke auch für die Schweiz eintreten mußte, nicht ohne bestimmenden Einfluß war. Die Ereignisse sind bekannt, unter denen in den letzten Decemberwochen des Jahres 1813 der Durchmarsch der Alliirten durch die Schweiz und die Auflösung der Bundesverfassung, sowie der kantonalen Verfassungen der Mediationsacte erfolgte. Geschichtliche und biographische Werke in großer Zahl, theilweise von sehr eingehender Natur, erzählen alle Einzelheiten der Vorgänge und noch in jüngster Zeit sind nähere Aufklärungen über das machiavellistische Eingreifen Metternich's in denselben in dem Werke: „Oestreichs Theilnahme an den Befreiungskriegen" (Wien 1887) gegeben worden. R., dem in der Schweiz die Hauptrolle zugewiesen war, ließ sich in seinem Verhalten durch die Anschauungen und Grundsätze leiten, die seiner Natur und zurückgelegten Laufbahn entsprachen. Anträgen auf Lösung des bestehenden Verhältnisses zu Frankreich in dem Zeitpunkte, da Napoleon noch in Sachsen gegen die Alliirten zu Felde und französisch-italienische Truppen im Tessin lagen, gab er kein Gehör. Er versuchte später, die Stellung der Schweiz als eines neutralen Staates im großen Völkerkampfe so weit und so lange geltend zu machen, als es ihre zehnjährige Abhängigkeit von Frankreich und die durch dessen Argwohn gehemmte Entwicklung ihrer beschränkten militärischen Kräfte überhaupt möglich machte, und die bestehende schweizerische Verfassung aufrecht zu erhalten. Als aber die Entschlüsse der Alliirten den Durchmarsch ihrer Heere als unvermeidlich und Erklärungen ihres Bevollmächtigten vom 20. December, sowie der Mächte selbst vom 21. December 1813, ihre Absicht unverkennbar machten, den durch die Mediation geschaffenen Zuständen in der Schweiz Anerkennung zu versagen (was Metternich's Intrigue in Bern durch Senfft Pilsach in demselben Augenblicke factisch illustrirte), gab R. den eingenommenen Standpunkt auf, ergriff aber unverweilt mit

Gewandtheit und Festigkeit die Zügel, um, in neuer Stellung, eine Umgestaltung der Schweiz und ihrer Beziehungen nach außen anzubahnen, wobei unbedingte Rückkehr zu den Zuständen von 1798 ausgeschlossen und die Wirkungen berücksichtigt blieben, welche ein ereignißvolles Vierteljahrhundert auf den Geist der darin aufgewachsenen Generation ausgeübt hatte. Man hat R. vorwerfen wollen, er habe sich der Führerschaft hierbei aus Ehrgeiz für sich selbst oder für Zürich bemächtigt. Allein abgesehen davon, daß er sich mit einer ebenso mühevollen als undankbaren Aufgabe belud, die er am letzten Tage seines Landammannamtes ohne alle äußere Verantwortlichkeit hätte widerlegen können, zeigen die schweizerischen Vorgänge, die bis zum Herbst 1814 sich folgten, unwiderleglich, wie wohlbegründet sein Entschluß war. Denn nur zu deutlich geht aus denselben hervor, daß unter der Erregung, welche die großen Weltereignisse in alle Gemüther und Parteien auch in der Schweiz warfen, ohne Entzündung eines inneren Krieges in derselben ebenso wenig an die volle Aufrechterhaltung der Mediationsacte, als an den Umsturz ihrer Grundlage, des Bestehens der 19 Kantone, zu denken war. R. gebührt das Verdienst, dies im entscheidenden Augenblicke erkannt und mit energischem Nachdruck demgemäß gehandelt zu haben. Dem Wohlwollen und dem Ansehen der alliirten Mächte, insbesondere Kaiser Alexander's, verdankt es die Schweiz, daß es gelang, die Umgestaltung ohne Katastrophe durchzuführen. R. behielt sein Ziel fest im Auge und vertrat es mit aller ihm zu Gebote stehenden Umsicht und Thätigkeit, theils als Vorstand der Tagsatzung vom 29. December 1813 bis Mitte September 1814, theils in seinem Wirken als erster schweizerischer Abgeordneter an dem Wiener Congreß vom September 1814 bis Ende März 1815. Zu Reinhard's Entschlusse im entscheidenden Momente des 29. December trug übrigens wesentlich die Zuversicht bei, die er haben konnte, daß der Kanton Zürich ihn unbedingt unterstützen werde; wie derselbe denn auch von den Erschütterungen frei blieb, welche fast alle Theile der Schweiz ergriffen hatten und die Verfassungsänderung, welche den Hinfall der Mediationsacte auch für Zürich herbeiführte, in aller Ruhe vollzog. Weniger hervortretend und glücklich, als früher war Reinhard's Wirksamkeit in den 17 Jahren der Restaurationsperiode, die nun folgten, so einflußreich seine Stellung als zürcherischer Bürgermeister und als Mitglied und, periodisch, Vorstand der schweizerischen Tagsatzung blieb. Sein Eintreten für die Selbständigkeit der durch die Mediationsacte geschaffenen Kantone Aargau und Wadt im J. 1813 ließ in Bern eine bleibende Verstimmung gegen ihn zurück, während in R. persönlich die Gewohnheit selbständigen Handelns in hervorragender Stellung Empfänglichkeit und Entgegenkommen für fremde Ansichten nicht vermehrt hatte; Verhältnisse, die dem guten Einverständnisse zwischen Zürich und Bern und der Behandlung der schweizerischen Bundesangelegenheiten nicht förderlich waren. Dazu kam das mit den Jahren zunehmende Bedürfniß Reinhard's, nach so langen Zeiten voller Bewegungen und tiefgreifender Veränderungen für das Gemeinwesen einen Zustand erreichter Ruhe festzuhalten; sein Bestreben, den mit großer Mühe wiederhergestellten Staatshaushalt durch bestimmte Schranken zu sichern; seine Abneigung gegen Alles, was ihm — um einen bekannten Ausdruck zu gebrauchen — Ideologie schien. So fiel auch in kantonalen zürcherischen Dingen der Einfluß des mit verdientem allgemeinen Ansehen umgebenen Mannes zu Gunsten einer allzugroßen Stabilität der Dinge in die Wagschale, was namentlich in der Leitung des Unterrichtswesens, an dessen Spitze R. gestellt worden war, sich fühlbar machte. Ungerecht wäre es freilich, darüber den Antheil zu übersehen, welchen auch auf R. die die Zeit beherrschenden Parteiströmungen übten, oder das bleibende Verdienst des Landammanns um die Schweiz zu verkennen. R. hatte sein 75. Jahr

vollendet und den Entschluß gefaßt, sich aus seinem öffentlichen Wirkungskreise zurückzuziehen, als die französische Umwälzung von 1830 auch die Schweiz ergriff, dem Kanton Zürich eine auf demokratische Grundsätze gebaute neue Verfassung gab und R. eine natürliche Veranlassung zum Vollzug seines Vorhabens darbot. Ende März 1831 legte er sein Bürgermeisteramt und seine Stelle als Mitglied der Regierung nieder. Nur den Beisitz im Großen (gesetzgebenden) Rathe und den Vorsitz in der Aufsichtsbehörde der Kranken- und Armenanstalten des Kantons behielt er bei. Der darauf folgende Hinschied seiner Gattin, einer durch Geist und Gemüth ausgezeichneten Frau, nach 48 Jahren einer glücklichen Ehe, der eine einzige, früh verstorbene Tochter entsprossen war, vereinsamte den Greisen. Aber mit der ihm von frühe an eigenen, seltenen körperlichen und geistigen Kraft — R. war noch in späten Jahren ein rüstiger Jäger und unternahm noch im 80. Jahre eine Reise in die deutschen Rheinlande — hielt er sich bis zu seinem Hinschiede aufrecht. Den vollständigsten Einblick in seine Denkungsart und sein Wirken gibt ein im Frühjahr 1831 von ihm verfaßter Rückblick auf sein Leben; das würdige Denkmal des Letzten seines Stammes. Denn in R. erlosch die Familie seines Namens, die ursprünglich aus St. Gallen nach Zürich gekommen, seit dem 16. Jahrhundert hier in Ansehen stand.

Amtliche Sammlung der Eidgen. Abschiede. — H. C. Muralt, Hans von Reinhard, Bürgermeister rc. Zürch 1838. (Mit Bildniß). — Kürzerer biogr. Abriß, von demselben Verfasser im Neujahrblatt der Stadtbibliothek. Zürich 1839. — Friedr. v. Wyß, Leben der beiden zürch. Bürgermstr. David von Wyß. 2 Thle. Zürich 1884/6. — E. F. v. Fischer, Erinnerung an Niklaus Rudolf von Wattenwyl, Schultheiß rc. Bern 1867. — Die schweizergeschichtlichen Werke von Monnard, Tillier u. a. m.

G. v. Wyß.

Reinhard: Karl R., Schauspieler, geb. 1763, † 1836 zu München, ging in seiner Jugend mit den hessen-kasselschen Truppen auf 3 Jahre nach Amerika und avancirte dort auf dem Schlachtfelde zum Officier. Erst 1787 trat er zur Bühne über und wirkte zunächst am Niederrhein in sehr bescheidenen Stellungen. Etwas höher hob er sich in Schwerin, Lübeck, Braunschweig. 1793 kam er mit seiner Frau Charlotte Henriette geb. Sallbach (geb. 1775 zu Frankfurt a. O.) nach Hamburg unter die Direction F. L. Schröder's. Sie debütirten dort am 7. December als Rolla und Cora in Kotzebue's „Sonnenjungfrau“. 1797 kam es wegen Gagenstreitigkeiten zu heftigen Conflicten zwischen Schröder und R., der unter den Kunstgenossen eine wahre Verschwörung gegen seinen Director anzettelte und dadurch auch im Publicum Aergerniß erregte. Reinhards verließen Hamburg, wo Er neben seiner Kunst ein kaufmännisches Geschäft betrieben haben soll, hielten sich kurze Zeit in Frankfurt a. M. auf und kamen dann nach Hannover, wo R. 1802 unter der Verwaltung des Oberstallmeisters v. d. Busche die artistische Leitung erwarb und sich mit dem Gedanken trug, durch Errichtung einer Pensionsanstalt festere Verhältnisse im Bühnenleben zu begründen. Auch war ihm zugesichert worden, dermaleinst der Nachfolger des Herrn v. d. Busche zu werden. All' diese schönen Aussichten wurden durch das Kriegsunglück zerstört. Als General Mortier 1803 Hannover belagerte, löste sich das deutsche Theater dort auf und R. ging nach Berlin, wo er schon ein Jahr vorher am königl. Nationaltheater sechsmal als Gast aufgetreten war, ohne den Engagementsantrag Iffland's anzunehmen. Er konnte sich zu Berlin nicht halten, und folgte 1805 einem Rufe an das Hoftheater zu München. Hier hat er bis zu seinem Tode gewirkt und 1821 auch kurze Zeit die Regie geführt. R. hat sich hauptsächlich in Heldenrollen ausgezeichnet, wofür ihm seine heroische Gestalt und sein mächtiges, wandlungsfähiges Organ zu statten kam. Seine

Frau war ihm eine passende Partnerin: von schlankem, königlichem Wuchs und schön von Angesicht.

F. L. W. Meyer, F. L. Schröder, II, S. 113, 148 ff., Hamburg 1823. — Jahrbuch für Theater, S. 180, Hamburg 1841. — Blum-Herloßsohn-Marggraff, Allg. Theater-Lexikon, Bd. VI, Altenburg-Leipzig 1846.

Paul Schlenther.

Reinhard: Karl Friedrich R., der französische Diplomat von deutscher Herkunft, von Napoleon zum Baron, von Ludwig XVIII. zum Grafen erhoben, zuletzt Pair von Frankreich, ist am 2. October 1761 zu Schorndorf geboren. Der Vater Georg Christoph Reinhardt (die Schreibung Reinhard hat der Sohn erst in Frankreich angenommen) war Diakonus in diesem württembergischen Städtchen. Gleich dem Vater sollte auch R., von 10 Geschwistern das älteste, die geistliche Laufbahn einschlagen. Nachdem er die niederen Seminarien Denkendorf und Maulbronn durchlaufen, trat er im Herbst 1778 in das Stift zu Tübingen. In derselben Promotion befand sich der Philosoph Chr. G. Bardili, etwas jüngere Stiftsgenossen waren der Dichter K. Ph. Conz, die Theologen Paulus und Stäudlin. Ephorus des Stifts war der gelehrte Orientalist Chr. Fr. Schnurrer, ein strenger, imponirender Lehrer, der mehr als die anderen auf R. Einfluß gehabt hat. Die zwei ersten Jahre waren der Philosophie, der Geschichte und Philologie gewidmet. Reinhard's Lieblingsstudium waren die römischen Dichter und die orientalischen Sprachen. Unter dem Decanat Schnurrer's erhielt er im September 1780 die Magisterwürde (als der zweite seiner Promotion) mit einer Abhandlung über die arabische Dichtkunst, welcher Uebersetzungsproben beigegeben waren. Jetzt begann der dreijährige theologische Cursus. Tübingen war damals eine feste Burg der supranaturalistischen Theologie, Storr der dogmatische Hauptlehrer. Doch die Neuerungen der rationalistischen Schriftauslegung waren auch ins Stift gedrungen, die Kirchengeschichte wurde durch Rösler in kritischem Geiste vorgetragen, Kant's Gestirn begann eben aufzugehen, und durch die Zöglinge aus Mömpelgard kam man in Berührung mit der französischen Litteratur: Voltaire und besonders Rousseau wurden im Stift verschlungen. Auf die geistige Entwicklung der Zöglinge wurde kaum ein Zwang ausgeübt; einen um so größeren Gegensatz dazu bildete die strenge, mönchische Zucht, in der die jungen Leute gehalten wurden. R. hat diesen Zwang, in den das tägliche Leben eingeschnürt war, aufs bitterste empfunden. „Ich danke dem Stift“, schrieb er später an Schiller, „nichts als durch peinliche Entbehrung auf einen hohen Grad gespanntes Freiheitsbedürfniß.“ Neben den Fachstudien übte sich die Jugend in poetischen Versuchen. Die Gedichte, die im Wetteifer mit den Freunden Conz und G. Fr. Stäudlin, dem Bruder des Theologen, jetzt und in den folgenden Jahren entstanden, verrathen den Einfluß Klopstock's, der Hainbündler, Rousseau's. Freundschaft und Freiheit, jugendliche Ruhmbegierde, elegische Empfindungen sind der Inhalt dieser Gesänge. Der Dichter lehnt sich auf gegen den Zwang der Convention, er preist die Unschuld Otahaiti's und der Schweiz, sehnt sich zu Bodmer's Umarmung und zu Lavater's Géniusflug. Die Einfalt der Natur wird der entnervenden Verschwendung und Pracht, die über Versailles schwebt, entgegengesetzt. Vaterländische Balladen sind in Bürger's Art gedichtet. Am glücklichsten ist R. in der elegischen Form; eine gewisse Härte hat er aber nie überwunden, so eifrig er durch Uebersetzungen die Sprache zu beherrschen sich bemühte. Bemerkenswerth ist, daß dem Enthusiasmus frühzeitig ein Zug von Skepticismus, von illusionsfreier Nüchternheit beigemischt ist, „viel Satire bei Empfindsamkeit“, und schon jetzt fühlt der Dichter, wie auf Saul, einen schwarzen Geist auf seinen Nacken sich niedersenken — der finstere Geist, durch den er später seiner Umgebung

auffiel, ist hienach nicht einzig auf seine Lebensschicksale zurückzuführen. Die Erstlinge seiner Muse veröffentlichte R. noch als Stiftler in Städlin's Schwäb. Musenalmanach auf 1782. Im October 1781 führte ihn eben die Angelegenheit dieses Musenalmanachs nach Stuttgart, wo er Schiller kennen lernte. „Damals sah ich zum ersten und letztenmale nur drei Tage lang Schillern, der soeben die Karlsakademie verlassen hatte. Meine metrischen Uebersetzungen aus dem Arabischen und aus Tibull gefielen ihm. Er faßte zu mir eine Zuneigung, die ihn nie verlassen hat." In den Osterferien 1783 sah R. seinen sehnlichen Wunsch einer Reise nach Zürich erfüllt. Zwar Bodmer war seit Januar todt; R. hatte ihm ein Klagelied nachgerufen: „O so höre die Klage des Jünglings, den du geliebt hast"; aber er lernte Lavater und dessen Kreis kennen, und schied nach drei Tagen mit einem begeisterten Gedicht an den neugewonnenen Freund, dem er an Geduld und Güte und tiefem gottgelenktem Forschungsgeist ähnlich zu werden gelobte. Im Herbst dieses Jahres verließ R. die Hochschule mit den besten Zeugnissen: ingenium felix, diligens, mores probi. Er nahm einen tüchtigen Schulsack mit und einen unbestimmten Drang zu höheren Dingen. Dem letzteren wurde zunächst ein Dämpfer aufgesetzt: R. wurde Vicar, Hülfsgeistlicher, bei seinem Vater, der im J. 1775 Special in Balingen geworden war. Ohne innere Befriedigung verbrachte er diese Zeit im geistlichen Dienst, der übrigens für die Wissenschaft und für dichterische Versuche reichliche Muße ließ. Noch im Herbst 1783 war in Zürich die dem Grafen Fr. L. Stolberg gewidmete Uebersetzung des Tibullus erschienen (die erste im Versmaß des Originals), welcher Proben einer Uebersetzung des Properz und eine Anzahl eigener Elegien beigegeben waren. Auch in den Schwäb. Musenalmanach der folgenden Jahre steuerte R. eine Anzahl Dichtungen bei, ebenso in das Poetische Portefeuille, herausgegeben von J. M. Armbruster, und noch später in L. Neuffer's Taschenbücher. In Armbruster's Museum für 1785 gab er Uebersetzungen neulateinischer Dichter, ein Feenmärchen in Wieland's Geschmack, die Beschreibung eines Ausflugs nach dem Hohenzollern und einen Aufsatz über das Tübinger Stift. Endlich erschien im J. 1785 in Zürich von ihm und Conz gemeinschaftlich (aber anonym) eine Sammlung Episteln, deren Widmung an Goeckingk und Clamer Schmidt die Art dieser redseligen, nur für die Freunde bestimmten und genießbaren Dichtungen sattsam kennzeichnet. Eine unterscheidende Originalität will sich in diesen Gedichten nirgends zeigen. Es war bisher allerlei versucht, nichts mit Entschiedenheit ergriffen. R. empfindet Leere und Langeweile; es treibt ihn aus dem beengenden Kreise der Landstadt in die Welt, aus dem Pfarrhaus in ein größeres Leben. Noch hielten die Eltern den unruhigen Geist zurück, als ihm die Wirkung jenes Aufsatzes über das Stift zu Hülfe kam. Dieser bezog sich auf einen pasquilleartigen Ausfall gegen das Stift, der in Weckhrlin's Grauem Ungeheuer erschienen war. Die „Berichtigungen und Zusätze" aber, die R. jetzt dazu machte, kamen in der Sache nicht minder einer entschiedenen Verurtheilung der Stiftseinrichtungen gleich. Der Grundgedanke ist: was könnte aus dieser einzigen Anstalt werden, wenn nicht die ganz mönchisch-despotische äußere und innere Verfassung wäre? Der Aufsatz machte Aufsehen, und obwohl er ohne Namen erschien, blieb der Verfasser nicht verborgen. Die Befürchtung lag nahe, daß die Kirchenbehörde dem Stipendiaten ein solches Verbrechen ins Wachs drücken möchte, und unter diesen Umständen war auch der Vater nicht länger dagegen, daß der Sohn sein Glück in der Fremde suchte. Ob jene Befürchtung Grund hatte, ist übrigens nicht ausgemacht; wenigstens ist noch in späteren amtlichen Berichten von R. nur mit Auszeichnung die Rede. R. ging nach der Schweiz und erhielt durch seine dortigen

Freunde eine Hauslehrerstelle in der Familie Blonay auf dem alterthümlichen Schlosse gleichen Namens bei Vevey. Es war „Heloisens Gefild", der „Julien Land", und der Dichter deutet einmal an, daß er hier ein Herzensverhältniß überwand. Schon hier im Waadtland wurde R. tiefer in französisches Geistesleben hineingezogen. Das Verhängniß wollte, daß er nach einem Jahre durch einen Landsmann, der in Montpellier Hauslehrer war, eine ähnliche Stelle in einem protestantischen Hause zu Bordeaux erhielt. Immer näher rückte er, wie von einem geheimnißvollen Zauber angelockt, jener Brutstätte einer ungeheuren Bewegung, der schon im voraus das Herz des schwäbischen Lyrikers arglos entgegenschlug. „Im Sommer 1787 ging ich nach Bordeaux. Es war unmittelbar nach der Trennung der ersten Notabelnversammlung, folglich in dem ersten Augenblicke der Gährung."

Im folgenden Jahre brachte R. mit der Familie seines Zöglings einen Monat in Cauterets, Pyrenäen, zu. Die politische Bewegung zeigte sich damals besonders in den zu Pau versammelten Ständen von Bearn. Dieses Vorspiel der Umwälzung begeisterte R. zu zwei französischen Gedichten, einer Ode an die Freiheit und einer Epistel sur la liberté réligieuse. „Ich sang wie Cassandra, von keinem geglaubt, mir selber nicht glaubend, ein weissagendes Lied, eh' die Bastille noch fiel." Nach dem Ausbruch der Revolution lag es nahe, daß der deutsche Augenzeuge der französischen Vorgänge darum angegangen wurde und selbst den Beruf fühlte, zwischen beiden Nationen zu vermitteln. Gleich nach den Ereignissen des Juli 1789 schrieb er in Hausleutner's Schwäbisches Archiv (I, 459 ff.) Briefe über die Revolution, die neben enthusiastischer Zustimmung doch wieder Zurückhaltung zeigen. Die Hauptsache ist ihm der philosophische Charakter, den die Berathungen über die Menschenrechte und die Verfassung an sich tragen. In einem Aufsatze in Schiller's Thalia (III, 1791, Heft 12) greift er dann weiter zurück. Er untersucht die geschichtlichen Vorbedingungen der Revolution, schildert die Wirksamkeit Montesquieu's, Voltaire's, Rousseau's, und wieder ist ihm die Revolution wesentlich das Werk der Aufklärung und der Triumph der Philosophie. Im J. 1791 kommt er auch einer Aufforderung des Journals de Bordeaux nach, über die neuere deutsche Litteratur zu berichten. Er thut es in einem Aufsatz, der an das absprechende Urtheil Friedrich's des Großen anknüpft und dasselbe zu widerlegen unternimmt. Auch hier bekennt er seine Liebe zur Revolution: „ich finde sie ganz einfach bewundernswerth, weil ich sie in dem Buche der Natur geschrieben finde." Gleichzeitig aber versichert er mit Stolz: „Beim Weggehen aus Deutschland hatte ich meinen Freunden geschworen, immer ein Deutscher zu bleiben." In diesem doppelten Bekenntniß liegt Reinhard's ganzes künftiges Schicksal: die Revolution hat ihn zum Franzosen gemacht, mit dem Vorbehalt, ein Deutscher zu bleiben. Auch in Bordeaux hatte sich eine Filiale des überall verzweigten Clubs der Amis de la constitution gebildet. Der Vorsitz wechselte monatlich, einmal wurde er auch R. übertragen. Diese Theilnahme an der Revolution brachte ihn in freundschaftlichen Verkehr mit den Führern der Bewegung in der Gironde. Im September 1791 fanden die Wahlen zur gesetzgebenden Versammlung in Paris statt, und R. entschloß sich, seine Freunde, die Abgeordnete geworden sind, nach der Hauptstadt zu begleiten, in der Eigenschaft eines Erziehers des 16jährigen Sohnes von Roger Ducos. In einem Wagen mit Ducos, Vergniaud und Guadet fuhr er nach Paris. Diesen Männern verdankte er zunächst sein Emporkommen. Durch sie wurde er mit Sieyès bekannt, der sich von dem schwäbischen Magister eine Abhandlung über Kant's Kritik der reinen Vernunft schreiben ließ und ihm dauernd seine Gunst zuwandte. Seine Ansichten über die Revolution in diesem Zeitpunkte hat R. in einem ausführlichen Briefe an Schiller niedergelegt, der zwei Monate

nach seiner Ankunft in Paris geschrieben ist. Der Brief (von Vollmer in der Allg. Ztg. 1875 veröffentlicht) enthält Betrachtungen, die ebenso Reinhard's Idealismus wie seine nüchterne unbestechliche Beobachtungsgabe bezeugen. Das Verständniß der Umwälzung, führte er aus, dürfe nicht durch die unerfreulichen Erscheinungen des Tages verdunkelt werden. Er kennt genau die Gefahren der Bewegung, die Schwierigkeiten der Finanzfrage und er gibt die handelnden Personen alle preis, er kennt sie aus der Nähe, er weiß, daß in der gesetzgebenden Versammlung Mittelmäßigkeit, Eitelkeit, Anmaßung das erste Wort führen. Dennoch hat die Bewegung schon sichtlich wohlthätig gewirkt, sie hat die Aufklärung befördert; der Sturz der Privilegien, der Bruch mit der Kirche ist ein ungeheurer Fortschritt. Und welche Wirkungen wird erst dann die Freiheit zeitigen, wenn sie zu anderen, besser empfänglichen oder vorbereiteten Völkern getragen wird? Hier sehen wir in den Gedankengang, der es dem idealistischen Deutschen ermöglichen wird, auch zu dem welterobernden Frankreich zu halten. Er wird den siegreichen französischen Waffen zujauchzen, weil sie der Welt, weil sie auch seinem Vaterlande die Freiheit bringen. Im März 1792 kamen seine Freunde, die Girondisten, an die Regierung. Sie zogen sofort den jungen Schwaben, der mit soviel Enthusiasmus soviel Wissen verband, in den Dienst des auswärtigen Departements. „Er trat“, so hat später Talleyrand gesagt, „mit einem großen Schatze erworbener Kenntnisse in die Geschäfte. Er kannte wohl fünf bis sechs Sprachen, deren Litteraturen ihm vertraut waren. Er hätte sich als Dichter, als Historiker, als Geograph berühmt machen können.“ Aeußerlich hatte der württembergische Pfarrerssohn nicht eben viel Empfehlendes. Er war hochaufgeschossen, hager, ungewandt, langsam mit der Zunge und wortkarg, das Gesicht blaß und blatternarbig; man fand daß er Schillern auffallend ähnlich sehe. Später verwandelte sich die natürliche Steifheit ungesucht in diplomatische Würde und Vornehmheit.

Im April wurde der Marquis von Chauvelin zum Botschafter in London ernannt und R. ihm als Gesandtschaftssecretär mitgegeben. Für einen angehenden Diplomaten konnte der Posten nicht lehrreicher sein. Die französische Regierung gab sich in dieser Zeit Mühe, England zum Bündniß oder doch zur Neutralität im Coalitionskrieg zu bewegen. Besonders wichtig war für R. die Berührung mit Talleyrand; denn dieser war der eigentliche Unterhändler, der aber als gewesenes Mitglied der constituirenden Versammlung kein Staatsamt bekleiden durfte. Talleyrand erkannte damals die Brauchbarkeit des jungen Deutschen und hat ihm fortan seine Gönnerschaft erwiesen. Die Bemühungen der französischen Diplomatie hatten aber keinen Erfolg. Auch die von Chauvelin im Juli begehrte Vermittelung Englands im Coalitionskrieg wurde von Lord Grenville abgewiesen. Nach den Augustereignissen wurde Chauvelin nicht mehr als Gesandter anerkannt; die Correspondenz mit ihm dauerte fort, nahm aber einen immer gereizteren Charakter an. Im September wurde die Fremdenbill erlassen, welche auch die Stellung des französischen Botschaftspersonals unsicher machte. Chauvelin legte zwar im Januar 1793 ein Beglaubigungsschreiben vom französischen Vollziehungsrathe vor, das aber von der englischen Regierung nicht anerkannt wurde. Die Hinrichtung des Königs machte dem diplomatischen Verkehr ein Ende. Am 14. Januar theilte der Staatssecretär dem Marquis v. Chauvelin mit, daß nach einem solchen Ereigniß der König seinen Aufenthalt nicht länger dulden könne und daß er binnen 8 Tagen das Land zu verlassen habe. Chauvelin zeigte sofort an, daß er andern Tages abreisen, daß aber Herr Reinhard, „welcher unmittelbar nach mir die erste Stelle bei der Gesandtschaft bekleidet“, 5 Tage länger bleiben werde, um die Papiere der Gesandtschaft in Ordnung zu bringen. Am 1. Februar folgte die Kriegserklärung.

Am 16. Februar wurde R. durch Minister Lebrun zum ersten Gesandtschaftssecretär in Neapel ernannt. Er sollte über Rom reisen. Seit der Ermordung des französischen Gesandtschaftssecretärs Hugo v. Basseville in Rom am 13. Januar ging der Convent mit dem Gedanken einer Expedition nach dem Kirchenstaate um, und R. erhielt den Auftrag, diesen Einfall vorzubereiten, Mittel und Wege dazu zu studiren. Denn das Unternehmen sollte nur gewagt werden, wenn mit Sicherheit auf den Erfolg zu rechnen war. Schlüge die Expedition fehl, so schrieb Lebrun am 30. April an R., so würde der Papst nur triumphirender sich erheben und Europa hätte vielleicht noch Jahrhunderte lang die Schande seiner Existenz zu tragen. Am 13. März hatte sich R. mit Maindouze als zweitem Secretär in Toulon eingeschifft. Die Reise ging über Nizza, Genua, Livorno. Von hier wollte er sich nach Rom begeben. Die wunderbare Erfüllung eines Jugendtraumes! Doch die Rechnung war ohne den Papst gemacht. Im Hinblick auf das Schicksal Basseville's fragte R. an, ob es ihm und seinem Begleiter erlaubt sei, den Weg über Rom zu nehmen. Der Papst erwiderte, er gebe seine Einwilligung, doch unter der Bedingung, daß sie des Abends ankämen und noch in der Nacht abreisten. Die Vertreter der Republik konnten in dieser Antwort nur eine höhnische Abweisung erblicken. R. mußte darauf verzichten Rom zu sehen und den Weg nach Neapel zur See nehmen. Am 4. Mai wurde er an der Küste von Latium vorüberfahrend der Kuppel von St. Peter ansichtig, und dieser Anblick gab ihm eine zornvolle Ode ein: „Basseville's Schatten. Im Angesicht von Rom", worin er in leidenschaftlicher Aufwallung dem „Priester auf dem morschen Throne" Rache ankündigt und die Verantwortung für das in der Revolution vergossene Bürgerblut auf die Feinde der Freiheit überwälzt. Auch am neapolitanischen Hof war die Stellung der französischen Gesandtschaft eine peinliche. Der Gesandte, Bürger Mackau, hatte zwar mittelst einer Flottenkundgebung im December seine Anerkennung und die Neutralität des neapolitanischen Hofes durchgesetzt. Jedoch der Hof wartete nur auf eine Gelegenheit, die aufgezwungene Neutralität abzuschütteln. Als R. ankam, waren die Unterhandlungen mit England bereits im Gang. Im Juli kam der geheime Vertrag über den Beitritt zur Coalition zu Stande, und die französische Gesandtschaft mußte ohnmächtig die Vorbereitungen zum Krieg mit ansehen. Im September erhielt sie, nachdem die neapolitanische Flotte bereits in See gegangen war, die Aufforderung zur Abreise.

Am 11. November ist R. wieder in Paris eingetroffen. Folgenden Tages erhielt er von der Regierung, in der jetzt die Freunde Danton's saßen, eine neue Verwendung. Minister Deforgues ernannte ihn zum Vorstand einer Abtheilung im auswärtigen Ministerium. Während der Abwesenheit Reinhard's hatte sich in Paris der Umschwung vollzogen, der die Gironde vernichtete. Infolge des 31. Mai waren seine Freunde geächtet, im Gefängniß oder todt. Seiner Entfernung hatte er es zu danken, daß er nicht in den Sturz der Freunde verwickelt wurde. Auch jetzt ging er mit seiner Rückkehr offenbarer Gefahr entgegen. Dennoch schwankte er keinen Augenblick; vielmehr war er entschlossen, seinem Adoptivvaterland bis zum letzten Hauche sich zu weihen. Uebrigens war man im auswärtigen Ministerium damals sicherer als anderswo, weil es von den Parteikämpfen weniger berührt wurde. Zu thun gab es wenig, denn die Beziehungen zu allen größeren Mächten waren abgebrochen. Die Ministerien waren zu willenlosen Werkzeugen des Wohlfahrtsausschusses herabgesunken. Doch zeichnete sich das auswärtige Ministerium noch immer durch die Ehrenhaftigkeit und Bildung seiner Beamten aus. Miot, der damals Generalsecretär im Ministerium war, schätzte sich glücklich einer Verwaltung anzugehören, „wo aufgeklärte, ehrenwerthe Männer wie Otto, Colchen, Reinhard an der Spitze der

Hauptabtheilungen standen und meine Collegen waren.“ R. war Vorstand der dritten Division, welche die Correspondenz mit Schweden, Dänemark, Rußland und Polen umfaßte. Kurze Zeit nach seinem Eintritt, am 4. December, wurde die Gewalt des Wohlfahrtsausschusses neu geregelt: sämmtliche Behörden wurden unter die unmittelbare Aufsicht des Ausschusses gestellt, ein strenges Ueberwachungs- und Schreckenssystem eingeführt. Ein vertrautes, verschwiegenes Gespräch war bloß mit den deutschen Landsleuten möglich, mit dem Grafen Schlabrendorf, Oelsner, Georg Kerner. Zumal Kerner schloß sich eng an den schwäbischen Landsmann an, so verschieden das ernste gemessene Wesen Reinhard's von dem raschen unbändigen Temperament des um 9 Jahre jüngeren Kerner war. Der Sturz Danton's am 1. April hatte zur Folge, daß eine ganz unfähige und pöbelhafte Creatur Robespierre's als Commissar über das auswärtige Amt gesetzt wurde. Am 1. Juni wurde ein amtlicher Späherdienst für alle Ministerien eingerichtet. Niemand war sicher davor, als Verdächtiger angeklagt zu werden. Auch R. entging nur mit Noth den Gefahren, die ihn als Fremden und als Freund der Girondisten bedrohten. Zuletzt wurde er wirklich noch durch seinen Chef als verdächtig angegeben und zugleich mit den Collegen Miot, Otto, Colchen verhaftet. Zum Glück war es an demselben Tage, an dem Robespierre's Schreckenszeit nach viermonatlicher Dauer ein Ende nahm, 9. Thermidor (27. Juni), so daß die Haft nur kurze Zeit dauerte. Die Geretteten konnten jetzt in den allgemeinen Jubel über den Sturz des Ungeheuers einstimmen. Robespierre war für R. der Ariman, der böse Dämon der Republik. Jetzt nach dessen Sturz war sein Glaube an die Menschheit aufs neue befestigt. Uebrigens hat die Schreckenszeit in Reinhard's Geist einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen und von Robespierre hat er auch später nie ohne Aufregung sprechen können. Unter dem neuen Wohlfahrtsausschuß blieb R. Abtheilungsvorstand, sein Arbeitsgebiet umfaßte Preußen, Polen, Rußland, die Pforte. Mit der Wiederherstellung der Ordnung im Innern war die Zeit gekommen, da neben dem Krieg auch die Diplomatie ihr Recht verlangte. Mit mehreren Staaten wurden Unterhandlungen angeknüpft und R. hatte speciell den Auftrag, den Frieden mit Preußen vorzubereiten. Der diplomatische Dienst im Ausland sollte wieder wie vor 1789 reorganisirt werden. Am 5. April 1795 wurde der Friede mit Preußen unterzeichnet, dem am 17. Mai der Vertrag über die norddeutsche Neutralitätslinie folgte. Zum Gesandten bei den drei Hansestädten Hamburg, Bremen und Lübeck wurde am 29. Juni R. ernannt. Georg Kerner begleitete ihn als sein Privatsecretär.

Die Hauptaufgabe des Gesandten war, die neutrale Stellung des deutschen Nordens befestigen zu helfen. Das Interesse der fränkischen Republik traf hier mit dem der Hansestädte zusammen, denen daran lag, auch zu Kriegszeiten, auch während der Reichskriege, die Beziehungen zu allen handeltreibenden Staaten zu erhalten. Beim bevorstehenden Reichsfrieden hofften die Städte völkerrechtliche Vereinbarungen zu erlangen, durch welche ihre Neutralität oder doch die ihres Handels in künftigen Reichskriegen sicher gestellt würde. Zu diesem Zwecke waren Verhandlungen mit Frankreich angeknüpft, die aber keinen rechten Fortgang genommen hatten. Nun konnte ihnen die Ankunft eines Gesandten der Republik nur förderlich sein, der die Ueberzeugung mitbrachte, daß die Hansestädte seit Jahrhunderten die Ideen der bürgerlichen Freiheit gegen die Barbarei des Feudalismus vertheidigt hätten und daß die Republik die natürliche Beschützerin aller freien Staaten sei. Im September traf R. in Hamburg ein und trat in Verkehr mit den Behörden, ohne sein Beglaubigungsschreiben zu überreichen. Letzteres unterließ er aus Rücksicht auf die Stellung Hamburgs im Reiche,

das mit der Republik noch im Kriege befindlich war. Am 26. December erhielt er jedoch ein neues Beglaubigungsschreiben mit der Weisung, es dem Hamburger Senat zu überreichen und die Stadt zu verlassen, wenn es nicht angenommen würde. Der Senat suchte in dieser Bedrängniß Zeit zu gewinnen, womit auch R. einverstanden war, der den Schritt seiner Regierung nicht billigte und (jedoch ohne Erfolg) Vorstellung dagegen erhob. Erst am 21. Januar 1796 übersandte er sein Beglaubigungsschreiben. Der Senat beschloß am 25. Januar die Anerkennung zu verweigern und richtete eine Denkschrift an das Directorium, worin unter Betheuerung seiner Sympathien für die Persönlichkeit Reinhard's dieser Beschluß mit den Reichspflichten begründet war. Die Folge war, daß R. am 27. Februar die Weisung erhielt die Stadt zu verlassen. Er ging mit Zurücklassung seines Gesandtschaftssecretärs Lemaistre nach Bremen, wo er am 30. März eintraf. Während dem hatte sich ein Streit wegen der Demarcationslinie entsponnen, der auf die Frage der Anerkennung des Gesandten von Einfluß war. Von französischer Seite weigerte man sich, die Neutralität Hannovers anzuerkennen: hier allein schien England auf dem Festland verwundbar, hier hoffte man ein Pfand für die verlorenen westindischen Inseln zu erlangen. R., mit der Ueberwachung Hannovers speciell betraut, reichte anfangs Februar auf Verlangen des Directoriums eine ausführliche Denkschrift über die politischen, militärischen und wirthschaftlichen Verhältnisse Hannovers ein, und in einer Depesche vom 4. März wies er selbst auf die Räthlichkeit einer Besetzung Hannovers hin, weil man damit die Engländer von der Verbindung mit Weser und Elbe absperre. Preußen aber weigerte sich für die Anerkennung Reinhard's in Hamburg thätig zu sein, so lange über die Demarcationslinie kein Einvernehmen erzielt sei. Für R. war dieser Gang der Sache um so unerwünschter, als er bald nach seiner Ankunft in lebhaften Verkehr mit der Hamburger Gesellschaft getreten und insbesondere in jenem vielgenannten Reimarus-Sieveking'schen Kreise heimisch geworden war, wo ein freier Geist wie in religiösen so auch in politischen Dingen gepflegt wurde, wenn auch die anfängliche Begeisterung für die Revolution längst durch die seitherigen Ereignisse gedämpft worden war. In den Briefen der Frau Doctorin Sophie Reimarus, der Gattin des Arztes und Schriftstellers A. H. Reimarus, ist Reinhard's seit Anfang October 1795 erwähnt; häufig und mit zunehmender Geneigtheit. „Sehr vernünftig, kalt und ruhig, völlig seinem Amte gewachsen", nennt sie ihn in einem Brief an Knigge vom 13. October. Am 4. December: „Der Herr Minister R. scheint ein braver Mann zu sein, etwas kalt und rückhaltend, aber gewiß vom besten Wollen." Am 13. Februar berichtet sie demselben, daß R. Kant's Schrift vom ewigen Frieden ins Französische übersetzt und an Siéyès geschickt habe. „Daß R. hier erst recht festsäße, nicht mehr vom heil. römischen Reich chikanirt würde, wünschen wir herzlich. Er ist ein sehr wackerer Mann und paßt sich als Deutscher zu uns." R. selbst hatte schon am 22. November an den hanseatischen Vertreter in Paris, Dr. Schlüter geschrieben: „als Gesandter in Hamburg bin ich an diese Stadt so anhänglich, als ein Gesandter der Republik es sein kann und darf. Als Privatmann habe ich noch mehr Gründe diese Stadt zu lieben, die so viele durch ihren Patriotismus, ihre Einsicht und ihre Tugenden achtungswerthe Menschen einschließt. Sie denken leicht, daß ich vornehmlich von dem reizenden Kreise der Familie Sieveking rede." G. H. Sieveking's Landhaus in Neumühlen unterhalb Altona war ein berühmter Mittelpunkt geistiger Interessen und vielseitiger Geselligkeit. Außer den nächststehenden Freunden, wie Büsch, Poel, Voght, lernte R. hier Klopstock und Fr. Jacobi kennen. Sieveking's Gattin war die ältere Tochter von Reimarus, die jüngere aber, Christine, gewann in Kurzem das Herz Reinhard's. Ein Jahr

zuvor hatte sich zwischen J. E. Bollmann, dem Befreier Narbonne's, und Christine, „zuverlässig eines der gebildetsten Mädchen Deutschlands", ein zärtliches Verhältniß angesponnen, das aber die Billigung der Eltern Reimarus nicht gewann. Christine wußte sich zu bezwingen, auch als Bollmann im October 1796 nach seinem Olmützer Abenteuer noch einmal in Hamburg erschien. Dann war er nach der neuen Welt abgereist, wo er am 1. Januar eintraf. Bald darauf erhielt er von Christine die Nachricht, daß sie, dem Willen der Eltern gemäß, sich mit R. verlobt habe. Daß die Frau Doctorin unter diesen Umständen R. „sehr ungern nach Bremen reisen sah und auf die hochweisen Herren des Senats übel zu sprechen war", begreift sich. In Hamburg verursachte die Anerkennungsfrage große Aufregung. Senat und Bürgerschaft waren getheilter Meinung. Flugschriften erschienen hin und wieder. Da beschlossen im März die Vertreter der Kaufmannschaft, G. H. Sieveking nach Paris zu schicken, um die Verhandlungen zur Abwendung des Anerkennungsverlangens persönlich zu führen. Währenddem lebte R. in Bremen als Privatmann, ohne seine Anerkennung zu betreiben, im Verkehr mit einem Kreise hochgebildeter und freisinniger Männer. Im Mai kam er nach Altona zu einer Unterredung mit Hardenberg über die Pläne, die damals Hannover zum Gegenstand hatten. Frankreich beabsichtigte nämlich, Hannover an Preußen zu geben oder mit diesem zu theilen. Hardenberg erklärte aber, daß Preußen zu diesem Plane niemals seine Zustimmung gebe. Dagegen strebte Preußen eine engere Verbindung der norddeutschen Staaten zum Schutz der Neutralität an. Als am 4. Juli in Hildesheim die Vertreter der norddeutschen Reichsstände zusammentraten, welche sich an der Unterhaltung einer Neutralitätsarmee betheiligten, schickte R., der Ende Juni nach Bremen zurückgekehrt war, seinen Secretär Kerner nach Hildesheim, um Kunde von den dortigen Vereinbarungen einzuziehen, die das Mißtrauen Frankreichs erregten. Indessen war es Sieveking in Paris nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten im Juni endlich gelungen, ein Abkommen abzuschließen, demzufolge die Anerkennung des Gesandten bis zum allgemeinen Frieden verschoben werden sollte. Die guten Beziehungen zwischen Hamburg und Frankreich waren wiederhergestellt, im August erfolgte auch die Verständigung zwischen Frankreich und Preußen wegen der Demarcationslinie und R. nahm im September seinen Sitz in Altona, von wo er mit dem Senat eine nichtamtliche Correspondenz unterhalten sollte. Am 12. October fand die Vermählung Reinhard's mit Christine Reimarus in Neumühlen statt. Der Dichter schrieb zu diesem Tag eine schöne Elegie, worin er einen bewegten Rückblick auf seine Schicksale wirft, Hoffnungen an die Erinnerungen knüpft und sich glücklich preist, ein dreifaches Vaterland gewonnen zu haben: die Heimath, das Adoptivvaterland und die Familie seiner Frau. Nach dem Präliminarfrieden von Leoben, April 1797 wurde R. auch amtlich als bevollmächtigter Minister der Republik von allen drei Städten anerkannt und siedelte jetzt nach Hamburg über. Anfangs Juli machte R. mit seiner Frau einen Besuch zu Ploen, wo der Oheim Christinens, August Hennings, der Herausgeber des Genius der Zeit, als dänischer Amtmann lebte. Von da an entspann sich ein lebhafter Briefwechsel zwischen R. und Hennings, der sich um die französische Revolution drehte, um ihre Ideen und ihre Wirklichkeit. R. verficht darin die Ueberzeugung, daß die Sache der Grundsätze und die Sache der Regierung, der er diente, eins und unzertrennlich sei; er vertheidigt sogar den Staatsstreich des 18. Fructidor und bedauert zwar die Mordscenen, meint aber, daß um der Menschheit willen zur Aufrechthaltung der Republik jedes Mittel erlaubt sein müsse. Ueber die Zukunft der Hansestädte wurden damals verschiedene Pläne erwogen; R. war bemüht, ihre Unabhängigkeit und Handelsneutralität zu erhalten, beklagte aber die Lauheit und Entschlußlosigkeit, die er

bei den Städten fand. Auf seine Anregung vereinigten sie sich zu einer Denkschrift, welche die Wünsche für die Sicherung ihrer Neutralität in künftigen Reichskriegen zusammenfaßten, Wünsche, die dann im Reichsdeputations-Hauptschluß vom Jahre 1803 den Städten wirklich zugestanden wurden, was freilich kein Schutz gegen die späteren Vergewaltigungen war. — Einer seiner Hamburger Freunde, Piter Poel, rühmte an dem Diplomaten R. den „Tiefblick und die seltene Combinationsgabe, sowie die eines geistvollen schriftlichen Vortrags“. In Paris war man aber der Ansicht, daß die Unparteilichkeit eines Gesandten fraglich sei, der am Orte seiner Beglaubigung durch Heirath mit den ersten Familien in Beziehung getreten war. Im December 1797 wurde er zum Gesandten bei dem Großherzog von Toscana ernannt. An Christinens Geburtstag, 22. Februar 1798, wurde zu Neumühlen das Abschiedsfest gefeiert, wozu R. wieder eine Elegie dichtete. Am 25. Februar erfolgte die Abreise, zunächst nach Paris, wo R. die Weisungen für seine neue Stellung in Empfang nahm. Er sah damals nicht nur Talleyrand, der das auswärtige Ministerium bekleidete, Sieyès, Barras, Reubel, sondern auch Bonaparte und war, wie Christine nach Hause schrieb, „ganz von der Allgewalt seines Genius durchdrungen“. Am 18. April brachen die Reisenden von Paris auf, in ihrer Begleitung Kerner, der Reinhard's Privatsecretär blieb. Die Reise ging über Rastatt, wo damals der Friedenscongreß tagte, durch Schwaben, wo in Maulbronn und Balingen die Elternhäuser Kerner's und Reinhard's besucht wurden, nach Tirol, Verona, Mailand, und am 25. Mai trafen sie in Florenz ein. Toscana, bereits von drei Republiken umgeben, war ängstlich bemüht, seine Neutralität zu wahren, was nicht verhinderte, daß seine Regierung mit beständigen Beschwerden des Directoriums heimgesucht wurde, die besonders den Aufenthalt der Ausgewanderten, sowie des Papstes Pius VI. auf toscanischem Gebiet zum Gegenstand hatten. Reinhard's humanes und rücksichtsvolles Betragen gegen Regierung und Hof fand auch die Anerkennung der Gegner. Später hat Mallet du Pan, der Gegner der Revolution, seine Mäßigung und Unbestechlichkeit gerühmt und geradezu gesagt, daß er das Großherzogthum vor der Plünderung bewahrt habe, welche das übrige Italien erlitt. Dagegen war das politische Schicksal des Großherzogthums nicht aufzuhalten. Während noch die Verhandlungen in Rastatt dauerten, begann Neapel, im Einverständniß mit England und Oesterreich, ungeduldig das Vorspiel des zweiten Coalitionskrieges, der auch den Großherzog, des Kaisers Bruder, ins Verderben reißen sollte. Als im März 1799 auch der Bruch zwischen Frankreich und Oesterreich erfolgte, begannen die Franzosen den Krieg mit der Invasion Toscana's. Am 25. März rückte General Gaultier in Florenz ein, der Großherzog reiste am 27. nach Wien ab, und R. übernahm im Auftrag des Directoriums die Civilverwaltung des Landes. Der Vertreibung des Großherzogs folgte die des Papstes auf dem Fuße. Drei Monate dauerte das Regiment Reinhard's, das, mit guten Vorsätzen begonnen, mit einem vollständigen Mißerfolg endete. Er berief ehrenwerthe Männer von liberalem Ruf in die Regierung, die „manches Gute thun, manches Schlimme verhindern konnten“. Mit dem übrigen Italien verglichen, waren die Zustände in Toscana verhältnißmäßig erträglich; weder die Neuerungen waren so einschneidend noch die Lasten so drückend als anderswo. Der vom Directorium beschlossene Raub der Kunstwerke, bei welchem R. mitzuwirken hatte, blieb wenigstens auf den Palast Pitti, das Privateigenthum des Großherzogs beschränkt, aus der Laurenziana wurde eine einzige Handschrift entführt, der älteste Codex des Vergilius. Inzwischen hing das Schicksal Toscana's gänzlich von dem großen Kriege ab, und dieser hatte gleich eine den Verbündeten günstige Wendung genommen. Das war bald in der Stimmung der Toscaner zu spüren.

Schon zu Anfang Mai brach in Arezzo, Cortona, im oberen Tiber- und Arnothale ein von den Priestern geschürter Aufstand aus, worauf R. und Gaultier zu strengen Maßregeln griffen, mit strengeren drohten. Aber der Aufstand war nicht mehr zu bewältigen, und nach der Entscheidungsschlacht an der Trebbia, 17. bis 19. Juni, gab R. das Spiel verloren. Am 3. Juli verkündigte er den Abzug der Franzosen und anderen Tages flüchtete er mit den Seinigen nach Livorno. Von diesem Ausgang war er aufs schmerzlichste erregt. Er klagte den Undank des Volkes an, das die Freiheit verschmäht habe, und tief bekümmerte ihn das Schicksal, das dem unglücklichen Lande jetzt von der siegreichen Reaction drohte. In dieser Stimmung schiffte sich R. mit den anderen Flüchtigen am 10. Juli in Livorno ein. „Sein Gemüth“, schrieb Kerner in sein Tagebuch, „ist tief ergriffen und seine ruhige Miene kann die Bewegung seines Herzens nicht verbergen.“ Viele Jahre später that R. an Goethe das Geständniß: „Mein Culminationspunct freier selbstgewählter Thätigkeit war Toscana. Die Ereignisse von 1799 und vor allem die Ursachen dieser Ereignisse lähmten meinen Muth, meine Freudigkeit war dahin.“ Auf der traurigen Ueberfahrt erkrankte das in Florenz geborene Söhnlein Reinhard's, starb und mußte den Wellen übergeben werden. Am 28. Juli erfolgte die Landung in Toulon, wo die Reisenden längere Zeit Quarantäne halten mußten.

Am 4. Juli, demselben Tage, an dem R. Florenz verließ, war er vom Directorium zum Gesandten in der Schweiz ernannt worden. Jedoch in Toulon traf er bereits einen neuen Beschluß des Directoriums vom 20. Juli vor, der ihn zum Minister des Auswärtigen, an Talleyrand's Stelle, ernannte. Seine Ernennung erklärt sich aus der kritischen Lage, in der sich das Staatswesen vor dem 18. Brumaire befand. An die Dauer der Verfassung des Jahres III glaubte Niemand. Talleyrand, von den Jacobinern angefeindet, nahm seine Entlassung, um abzuwarten, bis aus dem Zerfall der Republik eine neue Macht erstanden wäre. Man brauchte einen Zwischenmann, der ohne ausgeprägte Physiognomie, ohne persönlichen Ehrgeiz, den Parteien und den Intriguen fremd, aber in den Geschäften erfahren und ein tüchtiger gewissenhafter Verwalter war. R. selbst hat seine Ernennung nicht anders angesehen. Von dieser Periode zumeist gilt es, wenn er an Goethe schrieb: „Später ward mein Schicksal das Spiel mir fremder, aber von mir wohl geahndeter, zum Theil auch durchschauter Combinationen.“ Erst am 5. September ist er in Paris angekommen und am 8. hat er Besitz von seinem Portefeuille ergriffen, das er nach dem 18. Brumaire wieder verlor. Thatsächlich hat er es also nur 2½ Monate bekleidet. Noch während er in Toulon sich befand, hatten die Jacobiner gegen seine Ernennung Lärm gemacht, und jetzt wurden die Angriffe auf den Deutschen, den würdigen Nachfolger Talleyrand's, den Freund der Engländer, auch auf die Tribüne gebracht. Das Directorium nahm sich aber kräftig seines Schützlings an. Dieser begann damit, daß er eine gründliche Säuberung in seinem Departement vornahm und dem ganzen Dienst eine Organisation gab, die sich als praktisch erwies und später von Talleyrand im wesentlichen beibehalten wurde. Das nächste Geschäft, das zu erledigen war, betraf das Schicksal des Heeres in Egypten. Als die Gerüchte über dessen Lage immer besorgnißerregender geworden waren, hatte Talleyrand am 3. September dem Directorium einen Bericht vorgelegt, der die Eröffnung von Verhandlungen in Constantinopel vorschlug, um mittelst einer Art Capitulation den Abzug Bonaparte's aus Egypten zu ermöglichen. Der Gesandte des befreundeten Spanien, Bouligny, sollte diese Unterhandlung mit der Pforte führen. R. übernahm diesen Plan und legte am 10. September den Entwurf einer Convention vor, der vom Directorium gebilligt wurde. Nur machte sich unter den Directoren ein Widerstreben gegen die spanische Ver-

mittelung geltend, und die Folge war, daß am Schlusse der Depesche, die R. am 18. September an Bonaparte sandte, um ihm die eingeleitete Unterhandlung anzuzeigen, dem General gleichzeitig volle Selbständigkeit des Handels vorbehalten wurde. Am 5. October trafen Nachrichten aus Egypten ein, welche die Niederlage der Türken bei Abukir meldeten und die Besorgnisse über die Lage Bonaparte's verscheuchten. Das Directorium beeilte sich deshalb, die vorgeschlagene Capitulation ganz zurückzunehmen und die Vermittelung Spaniens überhaupt zu beseitigen. Durch Schreiben Reinhard's vom 10. October wurde vielmehr Bonaparte eine unbegrenzte Vollmacht übertragen. Kaum war diese Depesche abgefertigt, so traf die Nachricht ein, daß Bonaparte in Frejus, am 9. October, gelandet sei, zur großen Bestürzung des Directoriums, das den General nicht vor dem Frühjahre erwartete. Bonaparte hatte inzwischen selbst einleitende Schritte zu einem Abkommen mit der Pforte getroffen. Dieses sollte jetzt zu Ende geführt werden. Ein Bericht, von R. am 3. November vorgelegt, schlug die Ernennung eines Gesandten nach Kairo vor, der dort über die Räumung Egyptens verhandeln sollte. Die Directoren holten aber zuvor die Meinung Bonaparte's ein, der vielmehr die Absendung von Verstärkungen nach Egypten empfahl, und in diesem Sinne schrieb dann R. am 6. November an den General Kleber. — Von den auswärtigen Verhandlungen während Reinhard's kurzem Ministerium ist die wichtigste der Schriftwechsel mit Preußen wegen der Räumung Hollands und Herausgabe der von den Franzosen besetzten preußischen Besitzungen jenseits des Rheines. Preußen hatte eine kriegerische Demonstration gemacht, doch ohne ihr Nachdruck zu geben. Man zog von beiden Seiten die Verhandlungen hinaus, um den Ausgang des Kriegs in Holland abzuwarten, wo die Engländer und Russen den Feldzug gegen den General Brune eröffnet hatten. Der Krieg nahm einen ungünstigen Verlauf für die Verbündeten und sie mußten sich Ende October zur Räumung Hollands entschließen. Die Folge war, daß man sich zu Berlin wieder auf die Linie der strengsten Neutralität zurückzog, ohne etwas erreicht zu haben. In den Berichten des preußischen Gesandten Sandoz-Rollin ist angedeutet, daß R. den preußischen Wünschen geneigt, gegen Sieyès aber ohnmächtig war.

An den Vorbereitungen zum Staatsstreich hatte R. keinen Theil. Ganz ohne Kenntniß war er schwerlich. „Der 18. Brumaire machte mir keine Illusion; ich kannte die Menschen und den Mann." Das auswärtige Ministerium war Talleyrand zugesagt als Lohn für seinen Antheil an der Verschwörung. Einige Tage behielt R. noch das Portefeuille, er verfaßte noch das Rundschreiben, das den Vertretern der Republik die vollzogene Revolution ankündigte. Am 21. November nahmen die Consuln die Entlassung Reinhard's an, der froh war, „die unseligste Epoche seines Lebens" beendet zu sehen. Unter Worten der Anerkennung wurde seine Ernennung zum Gesandten bei der helvetischen Republik erneuert.

Kurze Zeit nachdem R. das Ministerium übernommen, Ende September, hatte Massena die Herrschaft der französischen Waffen in der Schweiz wieder hergestellt. Der helvetischen Republik gab dies für den Augenblick einen neuen Halt. Dafür verdoppelten sich bald die Beschwerden über das unerträgliche Aussaugungssystem der französischen Armee. Vom Directorium aufgefordert, erstattete R., noch als Minister, einen vertraulichen Bericht, der die Unerträglichkeit der Bedrückungen zugestand, das Directorium jedoch nicht vermochte Abhülfe zu leisten. Vielmehr erließ dasselbe am 20. October ein Decret an das helvetische Directorium, worin dessen Vorstellungen in gebieterischem Tone zurückgewiesen wurden. An dem französischen Gesandten Perrochel besaß die Schweiz einen unermüdlichen Anwalt; er wurde auf einen neuen Bericht Reinhard's

wegen seiner lästigen Erinnerungen durch Beschluß vom 29. October zurückgerufen. Der Staatsstreich Bonaparte's belebte auch in der Schweiz die Hoffnungen auf eine durchgreifende Veränderung, die Parteien erhoben sich gegen das Directorium und stürzten es durch den Staatsstreich vom 7. Januar 1800. Ein Vollziehungsrath sollte bis zur neuen Verfassung die Regierung führen; anstatt des aufgezwungenen Schutz- und Trutzbündnisses verlangte man allgemein die Wiederherstellung der Neutralität. Reinhard's Ernennung zum Gesandten (er hat sein Amt am 6. März angetreten) wurde in der Schweiz mit großen Hoffnungen begrüßt, man vertraute auf seinen gerechten Sinn und ehrenhaften Charakter. Lavater, der Freund von 1783, empfahl ihm aufs dringendste sein gequältes Vaterland. Einzelne Beschwerden hat er auch wohl abgestellt, Beispiele erzählt Zschokke, und in einem Briefe vom 9. Mai dankt ihm Lavater „für alles Gute, was Sie unsrem armen zerrütteten Vaterlande thun wollten, thun wollen und wirklich thun; für alle Lastenerleichterung, für jedes Streben, jeden Versuch, was Böses wegzulenken." Das System selbst abzustellen, lag nicht in seiner Macht. Die Weisungen, die er empfangen hatte und die auf einer von Talleyrand zu Anfang des Jahres dem Ersten Consul vorgelegten Denkschrift beruhten, waren zwar in wohlwollenden Ausdrücken für die Schweiz abgefaßt; aber es sollte vorläufig nichts Entscheidendes geschehen; sowohl die Neutralitätsfrage als die neue Verfassung sollten bis zum allgemeinen Frieden verschoben werden. Inzwischen beschäftigten sich die Räthe und die öffentliche Meinung mit aussichtslosen Verfassungsplänen, was zu erbitterten Kämpfen zwischen Centralisten und Föderalisten führte. R. suchte den Vollziehungsausschuß gegen die Räthe zu stützen, zwischen den Parteien zu vermitteln, die Anhänger des Alten für die neue Ordnung zu gewinnen. Der Zug Bonaparte's über die Alpen im Jahre 1800 bewirkte einen Waffenstillstand unter den Parteien: der Erste Consul verlangte gebieterisch Ruhe bis zum Ende des Feldzugs. Um den Schwankungen dauernd ein Ende zu machen, rieth R. eine Aenderung der vollziehenden und gesetzgebenden Gewalt an, wie sie in der Revolution vom 7. August ausgeführt wurde. Doch schon am 31. October berichtet er, daß auch die bescheidensten Erwartungen, die er von der Veränderung gehegt, nicht in Erfüllung gegangen seien. Er empfahl ein directes Eingreifen Frankreichs, das die Revolution gemacht habe und auch allein beendigen könne. Mit dem Anfang des J. 1801 wurden die Verfassungspläne aufs neue aufgenommen. Schon jetzt wurde von Frankreich das Einlenken in die föderalistische Bahn begünstigt. Am 30. April legte Bonaparte den schweizerischen Abgesandten den sog. Entwurf von Malmaison vor, für den auch R. wirken sollte. Die Stellung des Gesandten wurde aber immer unerquicklicher, immer wieder hatte er im Namen seiner Regierung wegen des Unterhalts der französischen Truppen drückende Forderungen zu stellen, und auch die Art seiner Einmischung in die Verfassungsangelegenheit wurde unangenehm empfunden, man warf ihm besonders Hinneigung zu der Aristokratie vor. Schon im Februar hatte ihm der Erste Consul durch Talleyrand seinen Tadel wegen allzu directer Einmischung ertheilen lassen; am 15. August, mitten in den Vorbereitungen für die Einführung der neuen Verfassung erhielt er seine Abberufung. Kerner, der R. auch in die Schweiz gefolgt war, rühmt diesem ein ausdauerndes und uneigennütziges Bemühen nach, die Geister zu versöhnen und eine allgemeine Einigung herbeizuführen, was ihm aber nur Haß zugezogen habe. Uebrigens trennte sich Kerner jetzt von dem Freunde; er verließ, in seinen Freiheitshoffnungen betrogen, den diplomatischen Dienst und die Sache Frankreichs. R. vermochte sich nicht loszureißen, er fuhr fort, seine Dienste dem französischen Staate zu widmen, unter jeder Regierung, auch unter Bonaparte, dessen Persönlichkeit und Gewaltherrschaft ihm im innersten widerstrebten.

Im April 1802 wurde er zum Gesandten bei dem niedersächsischen Kreise ernannt. In Hamburg, wo er am 6. Juni eintraf, fand er diesmal nicht die günstige Stellung, wie bei seinem früheren Aufenthalt. Er war nicht mehr der Vertreter einer befreundeten Macht; selbst in der Familie fand er sich nicht mehr zurecht. Hamburg war auf die Fortdauer der Handelsverbindung mit England angewiesen und Frankreich verfolgte immer sichtbarer die Politik, den englischen Handel in den Elbe= und Wesermündungen zu bekämpfen. Die Uebergriffe in das Neutralitätsgebiet mehrten sich. Französische Truppen besetzten im J. 1803 das Kurfürstenthum Hannover und das hamburgische Amt Ritzebüttel mit Cuxhafen, das R. selbst schon im J. 1797 einen unter englischer Herrschaft stehenden Platz genannt hatte. Der Stadt Hamburg wurde eine Zwangsanleihe auferlegt. R. hatte die unerfreuliche Aufgabe, die französischen Gewaltthätigkeiten zu beschönigen, gelegentlich bei denselben mitzuwirken; nur ausnahmsweise konnte er einen ermäßigenden Einfluß ausüben. Doch fand der preußische Gesandte in Hamburg, Schultz, daß „deutsch=schwäbische Ehrlichkeit dem Charakter dieses französischen Ministers noch immer zu Grunde liege“. Unter den Freunden, die R. in dieser Zeit gewann, war Charles de Villers, „Janus bifrons“, der deutsch gewordene Franzose, wie R. ein französisch gewordener Deutscher war. R. hatte nicht nur geschäftlichen Verkehr mit Villers, der damals in Lübeck lebte, er konnte dem Freund auch rückhaltlos sein Herz über die gemeinsam empfundene schwere Zeit eröffnen. In der näheren Umgebung Reinhard's fiel jetzt seine zeitweise trübe Laune, seine schweigsame Verstörtheit auf. Wie von bösen Geistern geplagt, so schildern ihn Briefe aus dieser Zeit. Im October 1804 ließ Bonaparte, jetzt Kaiser Napoleon, ergrimmt über die Umtriebe der britischen Diplomatie, in Hamburg einen völkerrechtswidrigen Gewaltstreich ausführen. Auf seinen persönlichen Befehl wurde der englische Geschäftsträger Rumbold in seinem Landhause überfallen, weggeführt und seiner Papiere beraubt. R. war von dem Anschlag in Kenntniß gesetzt und hatte Einwendungen erhoben, bis er sie gegenüber dem bestimmten Befehl Napoleon's als nutzlos erkannte; seine Mitwirkung lehnte er ab und in einem Schreiben an Talleyrand vom 22. October deutete er seine Mißbilligung des Streichs auf eine Weise an, die ihm die Ungnade des Kaisers zuzog. Er wurde abberufen und am 22. März 1805 durch Napoleon's Privatsecretär, den berüchtigten Bourienne ersetzt, blieb aber noch bis zum Juni in Hamburg. R. dachte nun daran, ganz von den öffentlichen Geschäften sich zurückzuziehen und wollte sich in den deutschen zu Frankreich gehörigen Provinzen ankaufen. Er ging mit seiner Familie nach Köln, wo ihm der mit dem Reimarus'schen Haus befreundete Sulpiz Boisserée zu diesem Zwecke behülflich war. Mit Friedrich Schlegel zusammen besuchten sie verschiedene Güter am Rhein. Der Zweck wurde damals noch nicht erreicht; „indessen“, schreibt Boisserée, „war damit der Grund zu einem Verhältniß mit dem würdigen Mann gelegt, welches sich nach und nach zu einem wahrhaft freundschaftlichen für das ganze Leben entwickelte. Es war eine merkwürdige und wohlthuende Erscheinung, daß der Mann, der durch besondere Schicksale und Verdienste in den höheren französischen Staatsdienst gekommen war, nicht nur eine edle, humane Gesinnung sich bewahrt, sondern auch die lebhafteste Theilnahme für deutsche Litteratur und Bildung, ja seine eigenthümliche schwäbische Gemüthlichkeit erhalten hatte“.

Im März 1806 ging R. nach Paris. Dort gab ihm Napoleon während des Krieges gegen Preußen und Rußland eine neue Verwendung, die er nicht ablehnen zu dürfen glaubte. Er wurde im Juli zum Residenten in den türkischen Donauprovinzen und Generalconsul in der Moldau mit dem Sitz in Jassy ernannt. Es war eine Art Exil, in das er Ovid's Tristia mitnahm. Gleich=

zeitig war General Sebastiani nach Constantinopel geschickt worden, um den Sultan Selim auf die französische Seite zu ziehen: die russischen Streitkräfte sollten durch einen Türkenkrieg getheilt werden. R. hatte eben begonnen, sich in Jassy einzurichten, als in Folge der feindseligen Schritte gegen Rußland, zu denen sich Selim hatte bewegen lassen, russische Truppen in die Donaufürstenthümer eindrangen. Sie besetzten Jassy und schleppten R. mit Frau und zwei Kindern und seinen Beamten fort, nach Sibirien, wie sie sagten. In Krementschuk am Dniepr wurde Halt gemacht. Kaiser Alexander ordnete, sobald er benachrichtigt war, die Freilassung an und ließ R. und die Seinigen bis nach Brody geleiten. Das war im tiefsten Winter und die Beschwerden dieser Reisen hatten die Gesundheit Reinhard's und noch mehr die seiner Frau stark angegriffen. Sie suchten Erholung in Karlsbad und hier traf R. mit Goethe zusammen. Bekannt ist Goethe's Bericht über dieses Zusammentreffen, das zu einer dauernden Freundschaft führte. R. ließ sich in die Farbenlehre einweihen und versuchte sie ins Französische zu übersetzen; seine Genesung schrieb er mehr der neugewonnenen Freundschaft als dem Karlsbader Wasser zu. Ein mit Vertrauen sich öffnender Briefwechsel schloß sich an diese erste Begegnung an, und R. wurde Pathe von Goethe's jüngerem Enkel Wolfgang. Von Karlsbad ging R. nach Dresden, wo er den Kaiser sah und mit Talleyrand seine künftigen Aussichten besprach, dann nach Weimar, wo er am Hofe und bei den Freunden Goethe's die entgegenkommendste Aufnahme fand. Mehr als je fühlte er sich „als ein Mensch ohne Vaterland“. Dann ging es, Ende August, an den Rhein und im folgenden Monat nach Paris, wo R. außer seinen persönlichen Angelegenheiten eifrig für Goethe's Farbenlehre wirkte. Dann wurde ein Besuch in Hamburg gemacht, wo damals Steffens im Sieveking'schen Hause sich aufhielt. In dessen Schilderung erscheint der R. dieser Tage als mürrisch und nichts weniger als angenehm. „Freilich mochte er von einem tiefen Grame niedergedrückt sein. Er haßte, wie ich später von ihm selbst erfuhr, Napoleon, dessen Gewalt er mit Unwillen wachsen sah, und der deutsche Mann hatte die Liebe zu seinem Vaterlande nicht aufgeben können“. Die Wintermonate 1807—8 brachte R. wieder in Köln zu, im Umgang mit Sulpiz Boisserée und Friedrich Schlegel. Der Gutskauf kam jetzt zu Stande. R. erwarb das Schloß Falkenlust bei Brühl zwischen Köln und Bonn und außerdem wurde mit Boisserée gemeinschaftlich der Apollinarisberg erworben, eine Besitzgemeinschaft, die erst im J. 1822 in gütlicher Weise gelöst wurde. Ende December wurde ihm die Stelle eines Generalconsuls in Mailand angetragen, die er aber ablehnte. Mit dem März 1808 zog er nach Falkenlust, wo er den größten Theil des Jahres zubrachte. Während dieses beglückenden Landaufenthaltes suchte er seine Lücken in der Kenntniß der neuesten deutschen Litteratur auszufüllen und konnte am 9. August an Goethe schreiben, daß er sich nun in jedem Sinne wieder germanisirt habe. In der Versenkung in Goethe's Werke umgibt er sich mit einer Gegenwart, „worin der schwere Druck der Zeiten elastischer und leichter wird“.

Eine besondere Vertrauensstellung, die ihm Napoleon zugedacht hatte, riß ihn aus diesem Tusculum. Während des Fürstentages in Erfurt beschloß der Kaiser, ihn zum Ministre de famille bei seinem Bruder Jerome, König von Westfalen, zu ernennen. „Die Ernennung geschah durchaus aus eigenem Antrieb des Kaisers, und nach meiner individuellen Anschauung find' ich hierin einen wirklich schönen und edlen Zug. Ich mußte dankbar sein, und ich bin es. Ich muß und ich werde folgen wohin er mich rief, und sollte ich dabei zu Grunde gehen.“ Steffens urtheilt über die Beweggründe seines Entschlusses wohl treffend: „Er war noch in seinen besten Jahren, gewohnt in die großen

Verhältnisse eines mächtigen Reiches bedeutend einzugreifen und konnte sich mit der Hoffnung schmeicheln, in einer höchst bedenklichen Zeit seinem Vaterlande nützlich zu sein. Dem armen Predigersohne mochte es schwer fallen zu vergessen, daß er einmal französischer Minister gewesen war.“ R. eilte nach Paris, um von dem Minister des Auswärtigen, Champagny, seine Weisungen in Empfang zu nehmen. Im December traf er auf seinem Posten ein, der ohne Frage der schwierigste und peinlichste war von allen die er bekleidete. Daß der deutschgesinnte Mann im Stande war, dem Unterdrücker Deutschlands gerade an dieser Stelle zu dienen, hat die schärfsten Urtheile über seinen Charakter herausgefordert, so besonders von Seite E. M. Arndt's, der sich heftig darüber ausließ, daß man „diesen Renegaten einen Warner, Helfer und Beschützer der Deutschen, ja einen edlen Deutschen, einen deutschen Mäcenaten und Musageten“ nennen konnte. Gewiß ist, daß er ebenso die Zufriedenheit Napoleon's sich erwarb als er in der Achtung seiner deutschgesinnten Freunde sich behauptete. Mit seiner persönlichen Geradheit glaubte er durch die Klippen seiner Kasseler Sendung hindurchsteuern zu können. Sein vertrauter Hausarzt Harnier rühmt nicht nur seine Freundschaft mit Gleichgesinnten, die Einheit und Festigkeit seines sittlich guten Willens, sondern auch sein beharrlich deutsch gebliebenes Gemüth. Er berichtet von dem Einschreiten Reinhard's zu Gunsten verdächtiger und verfolgter Deutscher, von dem Haß der Höflinge und Glücksritter, die ihn in Paris als Haupt einer sogenannten deutschen Partei anklagten. Der Kaiser jedoch, die Zuverlässigkeit des Staatsmannes schätzend, hielt ihn aufrecht, so daß R. sich „keinen Augenblick in der großartigen Zuversicht seiner Handlungsweise irren ließ“. Auch das aber erzählt Harnier, daß Reinhard's natürlicher Ernst nicht selten durch den Zwiespalt der Zeit sich zu düsterem Unmuth steigerte. Karl Sieveking, Reinhard's Neffe, der ein Jahr lang sein Privatsecretär in Kassel war, sagt, „daß durch sein Leben sich der schwarze Faden eines Mißtrauens zieht, welches ihn wie Rousseau und alle, die sich über die Selbstgenügsamkeit ihrer sittlichen Kräfte täuschen, gespensterartig verfolgt“. R. hatte in Kassel den Vorrang vor allen anderen Gesandten. Der preußische Geschäftsträger Küster schrieb von ihm: „er scheint viel Bescheidenheit mit Kenntnissen und hervorragender Begabung zu vereinigen“. Vom 1. Januar 1809 begann R. seine Berichte nach Paris. Er hatte den Auftrag, über alle Theile der Verwaltung des Königreichs, über die Haltung des Königs und der Minister zu berichten, und dabei in die größten Einzelheiten zu gehen. Außer den an den Minister Champagny gerichteten Depeschen hatte er noch vertrauliche Bulletins für den Kaiser selbst zu schreiben, welche Nachrichten aus der Gesellschaft, Stadtgerüchte, Anekdoten enthalten sollten. Diese Berichte geben, fast von Tag zu Tag, ein wahrheitgetreues Gemälde der Zustände im Königreich Westfalen. Durch das Vertrauen des Kaisers gedeckt, nahm R. eine Stellung über den Parteien, über der Regierung ein, er konnte in äußersten Fällen seine Autorität als Vertreter des Kaisers gegenüber dem König zur Geltung bringen. Er hat diese Stellung mit Freimuth und mit außerordentlichem Tacte behauptet, und zuletzt doch ohne Erfolg: man ersieht aus seinen Berichten, wie der Wille des Kaisers, der Charakter des Königs, die Zwangslage des Königreichs, das vom ersten Tage an unheilbarer Finanzzerrüttung litt, unübersteigliche Hindernisse schufen. R. traf in Kassel Johannes Müller, den er in Bern kennen gelernt hatte, als Unterrichtsminister: dieser wurde sein fast täglicher Umgang. Als Müller Kränkungen erlitt, denen er am 29. Mai erlag, trat R. persönlich gegenüber dem König, wie in seinen Berichten nach Paris, nachdrücklich für den Freund ein. Wie Müller, widmete auch R. den Universitäten des Königreichs besondere Sorgfalt. Von ihnen hoffte er einen moralischen Einfluß auf das übrige Deutschland. Er rieth, die Deut-

schen zu gewinnen: „Sobald die Westfalen merken, daß man gewillt ist, sie als Deutsche zu achten, so werden Aller Herzen gewonnen sein.“ Im Juni begleitete R. mit dem übrigen diplomatischen Körper den König auf seinem Feldzug in Sachsen. Auf der Rückkehr von diesem kopflosen Unternehmen brachte er bei Goethe in Weimar zwei Tage zu. Im folgenden Jahre hat er die folgenreiche Verbindung Sulpiz Boisserée's mit Goethe vermittelt. „Um die Zeit zu täuschen“, beschäftigte er sich mit der neuesten deutschen Litteratur. Die Brüder Grimm lasen im Hause des französischen Gesandten das Nibelungenlied vor. Häufig war Villers, damals in Göttingen, sein Gast, und er nahm sich dieses Freundes gegen die Verfolgungen des Marschalls Davoust an. Im Spätjahr 1809 wurde R. von Napoleon mit einer vertraulichen Sendung nach den Hansestädten betraut. Es handelte sich um deren Anschluß an den Rheinbund. R. erhielt neben dem Gesandten Bourienne den Auftrag, weil der Kaiser keine Geldschmuzereien wollte. Die Verhandlungen, im October und November zu Hamburg geführt, blieben schließlich ohne Ergebniß. Damals haben sich R. und der dänische Gesandte J. G. Rist näher kennen gelernt. „Einen der seltensten Männer, von wahrem tiefem Gehalt, in allen wesentlichen Verhältnissen durchaus tadellos und gerecht, in politischen gewandt und umsichtig, ohne Verläugnung der Selbständigkeit, doch bei dem bitteren Widerspruch seiner Lage ohne inneres Glück und Harmonie“ — so schildert Rist seinen damaligen Collegen. Im Frühjahr 1810 hatte R. als kaiserlicher Commissar mit den Bevollmächtigten Jerome's die Verhandlungen über den Anschluß Hannovers zu führen, ein Danaergeschenk für das Königreich Westfalen wegen der schweren finanziellen Verpflichtungen, die dem letzteren auferlegt wurden. In den letzten Jahren der westfälischen Herrschaft nehmen Reinhard's Berichte einen immer entschiedeneren Ton an. Seit der Verabschiedung des Finanzministers Bülow, April 1811, sieht er die Dinge immer schlechter gehen, er schont weder den König noch seine Räthe, eindringlich beklagt er sich über die Uebergriffe der französischen Polizei, er ruft die Gnade des Kaisers an für das unglückliche Land, für den oft mit unverdienter Härte von seinem Bruder behandelten König, er schildert die allgemeine Unzufriedenheit und Niedergeschlagenheit, er klagt daß es in diesen fünf Jahren immer abwärts gegangen ist „in den Regierungsgrundsätzen, in Talenten und Kenntnissen und vor allem in der Moralität“. Nach dem Ausgang des russischen Feldzugs ließ sich auch das Schicksal des Königreichs Westfalen voraussehen. Im Juli 1813, während des Waffenstillstandes, wurde R. zum Kaiser nach Dresden berufen und hatte mit ihm eine Unterredung über die Lage des Königreichs. Noch vor der Leipziger Schlacht wurde Kassel von den Russen überrascht und König Jerome floh am 24. September nach Coblenz. R. blieb bis zuletzt an seiner Seite, „ich floh mit ihm, dem keine Thränen flossen“. Am 13. October aber kehrte der König in seine Hauptstadt, die sich schon befreit geglaubt hatte, zurück, und der französische General Allix wollte an der städtischen Commission, die sich in der Zwischenzeit gebildet hatte, ein blutiges Exempel aufstellen, das nur durch Reinhard's nachdrückliche Dazwischenkunft abgewandt wurde. Am 26. October floh der König zum zweiten Male, zunächst nach Köln, dann am 4. November nach Aachen. Dorthin brachte ihm R. am 8. November die letzten Befehle des Kaisers, und als Jerôme dessen Befehlen zum Trotz am 11. November nach Pont sur Seine abreiste, erklärte R. seine Mission für beendet.

R. wollte in Paris den weiteren Gang der Dinge abwarten. Am 26. November traf er daselbst ein. Was er erlebt hatte und was er jetzt in Frankreich vor sich gehen sah, erweckte ihm zum ersten Mal den Gedanken der Rückkehr ins Vaterland. Der hoffnungsvolle Aufschwung Gesammtdeutschlands ließ ihn nicht gleichgültig. Am 31. März sah er die Verbündeten in Paris einziehen.

Durch die vielen Besuche alter Bekannter aus Deutschlands in den nächsten Wochen gewann jener Gedanke an Stärke, die Gattin drängte in demselben Sinne, rückhaltlos äußerte sie ihre Freude über Deutschlands Befreiung und Auferstehung. Am 10. Mai schrieb R. an Karl Sieveking, sein Entschluß sei im Ganzen gefaßt, nur müsse er mit Klugheit durchgeführt werden: „ich gehöre vermöge meiner Besitzungen Deutschland an; für meine Person wenn oder sobald es die Umstände erlauben; meine Kinder gewiß“. Dennoch hat er den halbgefaßten Entschluß nicht durchzuführen vermocht. Talleyrand, nach der Restauration zum auswärtigen Minister ernannt, rief R. wieder zu sich und bot ihm am 14. Mai die Stelle des Kanzleidirectors in seinem Ministerium an. Zum großen Leidwesen seiner Frau nahm er den Antrag an. Die Gewöhnung an Einfluß und an die Geschäfte, ein Gefühl der Pflicht und vielleicht auch Rücksichten auf die äußere Lage mögen zu diesem Entschluß zusammengewirkt haben. Ihm selbst schien es „ehrenvoll und selten“, aus 25jährigen Stürmen so hervorzugehen. „Wir sind an Frankreich gebunden“, schrieb er an Harnier und fügte hinzu: „möge das wiedergeborene Vaterland kräftig zur Freude aller Edlen erstehen!“ Die amtliche Stellung erwies sich aber bald als unbefriedigend, ja unleidlich; es kamen wieder Stunden düsteren Unmuthes, das Schwanken zwischen Pflicht und Neigung erneuerte sich. Für das Frühjahr wurden Pläne geschmiedet, mit Boisserée und Goethe am Rheine zusammenzutreffen. Da traf ihn der Verlust Christinens, die am 19. Februar 1815 ihren langjährigen Nervenleiden erlag. In einer Gesellschaft, drei Tage zuvor, hatte sie Schiller's Cassandra vorgetragen und mit einer Tiefe des Gefühls, welche die Zuhörer erschreckte, die Worte: „So muß ich fallen in der Fremden Land“ ausgesprochen. Die Rückkehr Napoleon's von Elba setzte Reinhard's Schicksal aufs neue ins ungewisse. In Talleyrand's Abwesenheit hatte er die Geschäfte des Ministeriums zu führen; am 20. März wenige Stunden vor dem Einzug Napoleon's verließ er diesen Posten und ging nach Brüssel. Auf den Ruf Napoleon's erwiderte er ablehnend. Der Hof Ludwig's XVIII., in den Händen der Ultra's, zeigte ihm Kälte und Mißtrauen. Er verlangte seinen Abschied, der ihm in Form eines Urlaubs ertheilt wurde. Wieder ist es seine Absicht, dem Adoptivvaterland ganz den Rücken zu kehren. Da begegnet es ihm, daß er auf der Reise nach seinen Gütern am Rhein am 2. April von der preußischen Militärpolizei verhaftet, nach Aachen gebracht, dort seiner Papiere beraubt und dann nach Frankfurt geschickt wurde, wo er unter Aufsicht bleiben sollte. Die Schritte, die er bei den Verbündeten that, blieben zunächst erfolglos. Dagegen verwendete sich Ludwig XVIII. angelegentlich für ihn, und durch Talleyrand, der sich nach Stützen gegen die Ultra's umsah, wurde er wiederholt in des Königs Dienst zurückgerufen. Dies stimmte ihn wieder um. Als ein edler Mann — so schreibt Boisserée, der den Verdächtigen in Frankfurt besuchte — hat er dem Könige gerade im Unglück seine ferneren Dienste nicht versagen können. Am 20. April kam ein Courier aus Wien, der ihm sein Portefeuille wieder zustellte, und Fürst Hardenberg entschuldigte den Vorfall als ein Mißverständniß. R. ging nach Gent zum König, dann mit ihm nach Paris; doch dauerte das Schwanken zwischen dem alten und dem Adoptivvaterland bis gegen Ende des Jahres fort. „Nicht ohne die stärksten inneren Kämpfe erlangte es R. von sich selbst, in das thätige Leben wieder einzukehren“. Im August erfolgte seine Ernennung zum Staatsrath und die Erhebung des Pfarrersohnes in den Grafenstand. Am 26. December wurde er zum Bevollmächtigten beim deutschen Bundestage ernannt. Diese Ernennung kam seinem geheimen Wunsch entgegen. Er sagte sich, daß er nun doch zugleich dem alten Vaterland wieder gehöre. Jetzt in den Friedenszeiten hoffte er, seine Verbindungen in Deutschland unbefangen

pflegen, gleichzeitig ein Diener Frankreichs und unter Deutschen ein Deutscher sein zu können. Eine gewagte Hoffnung; und wie sie sich erfüllt hat, sagt manches schmerzliche Geständniß aus der späteren Zeit. Uebrigens wurde nicht ohne Kampf die Zulassung auswärtiger Vertreter beim Bundestag durchgesetzt. Frankreich war der natürliche Beschützer der kleineren Staaten, des „reinen Deutschland", und so schloß sich auch gesellschaftlich R. am meisten den Vertretern dieser Staaten an. Oelsner, der, jetzt in preußischen Diensten, aus einem Freund ein leidenschaftlicher Gegner geworden war, schildert ihn als geschäftigen Ränkeschmied: „trotz seiner unbehülflichen Außenseite, die bis zur Grobheit geht, trotz seiner Hypochondrie, die ihn zum Tübinger Magister stempelt, ist er der größte, der scharfsichtigste, der gewandteste diplomatische Netzjäger, den es in Frankreich gibt . . . Da Frankreichs beständige Politik dahin geht, Deutschland wenn nicht zu unterjochen, doch zu trennen, so verdient R. im höchsten Grade beobachtet zu werden". Er selbst sagte zu Goethe: „In Frankfurt bin ich eigentlich gleich Null". Von seiner schwierigen Lage, seiner „Dornenbahn", von den „Unbehaglichkeiten, die mir fast ausschließlich von Ihren Landsleuten kommen", ist in den Briefen an Goethe öfter die Rede. Als er im Herbst 1818 in gewohnter Weise auf seinen Apollinarisberg gezogen war, wurde er vom Herzog v. Richelieu zum Congreß nach Aachen gerufen, wo er drei Wochen verweilte: die ehrenvolle Stellung in der europäischen Diplomatie bewirkte, daß er sich jetzt mehr als je in Frankreich heimisch fühlte. Im Juli 1821 erwarb er ein Gut in der Normandie, auf welches ein Majorat für den Sohn gegründet wurde. Im August d. J. besuchte er Schwaben und brachte die Herbsttage zum letzten Mal auf dem Apollinarisberg zu, in Gesellschaft Boisserée's, der aus Rücksicht für ihn es unterließ, am 18. October ein Freudenfeuer auf dem Berge anzuzünden. Falkenlust hatte er schon früher veräußert. Von da an war er in den Ferien des Bundestags häufig in Cronberg am Taunus, unsern Hornau, dem Gute des befreundeten Frhrn. v. Gagern. Dieser, der Frhr. v. Wessenberg und der weimarische Kanzler Müller gehörten in diesen Jahren zu seinen nächsten Freunden. Im October 1823 führte er einen siebentägigen Besuch in Weimar aus, über den der Kanzler Müller berichtet. Goethe sagte zu Müller: „ich lasse ihn sobald nicht fort, ich klammere mich an ihn an." Und R. an Goethe: „Tage wie diese kommen nicht wieder." Einen erneuten Besuch bei Goethe führte er am 7. April 1825 aus. Damals hatte die thüringer Reise einen romantischen Hintergrund. Reinhard's Tochter Sophie, von ihm sorgfältig und gelehrt erzogen, auch dichterisch begabt, wußte die Verbindung mit einem thüringischen Edelmann von dem widerstrebenden Vater zu ertrotzen; dieser rächte sich durch den plötzlichen Entschluß, die junge Gesellschafterin seiner Tochter, Virginie Freiin von Wimpffen, zu heirathen. Er war 62 Jahre alt, hatte aber diesen Schritt nicht zu bereuen, freundlich ist sein Lebensabend durch diese Verbindung erhellt worden. Den eigenen Sohn, der in Straßburg und Göttingen studirt hatte, führte er in die französische Diplomatie ein, indem er ihn als Secretär zu sich nahm. Derselbe hat später mehrere diplomatische Posten bekleidet und sich mit einer Tochter des bairischen Bundestagsgesandten Frhrn. v. Lerchenfeld vermählt.

Im Herbst 1825 war R. mit seiner Frau, die ihn fast um fünf Jahrzehnte überlebte, in Paris, und im folgenden Jahre führte er sie nach der Schweiz und Oberitalien, wo Manzoni besucht wurde. Im Herbst 1827 brachte er seine Frau nach Hamburg; die dortigen Freunde fanden, daß R., „welcher nur noch in seiner jungen Frau zu leben schien, umgänglich und zutraulich" geworden war und die Verwandten Christinens selbst beglückwünschten ihn zu seiner zweiten liebenswürdigen Frau, nachdem die „ästhetische Koketterie" und Kränklichkeit der

ersten ihm das Leben schwer gemacht hatte. Das Ministerium Polignac rief ihn im Herbst 1829 plötzlich von Frankfurt ab. Vor der Rückkehr nach Frankreich besuchte er noch einmal Weimar, wo die verheirathete Tochter lebte. Später hat er dem Schwiegersohn ein Gut in der württembergischen Heimath gekauft. Die Julirevolution verlebte R. auf seinen Gütern in der Normandie. Im October wurde er zum Gesandten in Dresden ernannt. Dort besuchte ihn im April 1832 der alte Freund Boisserée und war so glücklich, „ihn ohne Podagra und in gutem Humor zu finden". Im Juli d. J. wurde er durch den Minister Grafen Sebastiani endgültig in den Ruhestand versetzt. Von da an lebte er in Paris, das ihm bisher nur ein „Absteigequartier" gewesen war. Am 11. October folgte seine Erhebung zum Pair von Frankreich, und um dieselbe Zeit trat er in die wiederhergestellte Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften, nachdem er dem Institut schon seit 1795 in der Classe de l'histoire et littérature ancienne angehört hatte. Sein Haus war ein Vereinigungspunkt von Schriftstellern und Gelehrten, und gegen Deutsche blieb er stets zuvorkommend. Die protestantischen Interessen in Paris fanden an ihm einen Förderer, dem Consistorium gehörte er als Mitglied an. Wie er in der Politik sich stets zu den Liberalen zählte, so blieb er auch in Sachen der Religion auf dem rationalistischen Standpunkt seiner Jugend. Das Leben Jesu von Strauß war eines der Bücher, die zuletzt noch den alten Stiftler beschäftigten. Im J. 1837 machte er mit seiner Frau noch eine große Reise durch England und Holland, und am Ende derselben nahm er an dem Jubelfeste der Universität Göttingen Theil, hauptsächlich um hier seine Freunde Gagern und Kanzler Müller zu treffen. Ueber Belgien kehrte er im Herbst nach Paris zurück, ermüdet von den Anstrengungen der Reise, und am ersten Weinachtsfeiertag desselben Jahres ist er, nach kurzer Krankheit, 76 Jahre alt gestorben.

Die Quellen für Reinhard's Lebensbeschreibung sind zahlreich und weit zerstreut. Nachrufe sind ihm gewidmet worden: von Talleyrand in der Akademie, in der Pairskammer von Bignon, in der Allg. Ztg. (28. und 29. April 1838), von Gagern. Dann hat sein Kasseler Freund Harnier in Bran's Minerva (Mai und Juni 1838) Erinnerungen an ihn mitgetheilt, und im Histor. Taschenbuch für 1846 veröffentlichte G. E. Guhrauer ein Lebensbild, das bis jetzt der einzige biographische Versuch geblieben ist. Seitdem ist aber im Lauf der Jahre eine Menge urkundlichen Materials ans Licht gebracht worden, wodurch diese Arbeit vervollständigt wird. Was Reinhard's diplomatische Thätigkeit betrifft, so kommen besonders in Betracht: Masson, Le dep. des affaires étrangères; Boulaye de la Meurthe, Le directoire et l'expédition d'Egypte; Monnard, Geschichte der helvetischen Revolution; La correspondance de Napoléon I, Mémoires et correspondance du roi Jerôme Bonaparte; Ducasse, Les trois frères de Napoléon I; Bailleu, Preußen und Frankreich 1795—1807, Ders., Talleyrand's Briefwechsel mit König Ludwig XVIII.; Goecke-Ilgen, Das Königreich Westphalen; A. Wohlwill in seinem Lebensbild G. Kerner's und in mehreren in Zeitschriften niedergelegten sehr verdienstvollen Abhandlungen, welche Reinhard's diplomatische Thätigkeit in Hamburg urkundlich beleuchten (Hansische Geschichtsbl. Jahrg. 1875, Aus Hamburgs Vergangenheit, 1. Bd., Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte, Bd 7 und 8). Was aber die persönlichen und litterarischen Verbindungen Reinhard's betrifft, so finden sich Einzelheiten in zahlreichen Briefsammlungen, Denkwürdigkeiten und Biographien, von denen nur die wichtigsten durch die Namen Poel, Sieveking, Zschokke, Villers, Boisserée, Dorothea Schlegel, Steffens, Rist angedeutet sein mögen. Eine Biographie zu schreiben wird erst möglich sein, wenn der litterarische Nachlaß des Grafen ans Licht gestellt und seine Briefe gesammelt

sind. Von letzteren sind bloß die an Villers (1883) und der mit Goethe geführte Briefwechsel (1850) veröffentlicht. Dann wird auch erst ein abschließendes Urtheil über den merkwürdigen Mann möglich sein, der, nach Rist's Ausdruck, auch dem unbefangensten Beobachter eine Menge von Räthseln zu lösen läßt. Urtheile der Zeitgenossen über ihn sind unserer Darstellung eingestreut. Wie ihm selbst, wenigstens in trüben Stunden, die Summe seines Lebens erschien, das zeigen seine Bekenntnisse gegen Harnier und Goethe. Seine positive Wirksamkeit, klagte er gegen jenen, reducire sich auf Zero. Und an diesen: „So war mein Leben! Eitel Stückwerk und umhergeworfen vom äußeren und inneren Schicksal“. Ein fatalistischer Zug geht durch seinen Lebenslauf. Aus richtiger Selbstkenntniß sagt er einmal: „Immer hatt' ich ohne Calcul und wie instinktartig gehandelt; nicht ich hob' mich, ich wurde gehoben“. Seine Schmiegsamkeit war größer als seine Willenskraft. Stets ergriff er als Pflicht was fremder Wille ihm auferlegte. In dieser Pflichterfüllung tadellos zu sein, war sein Ehrgeiz. So hat er nacheinander den Girondisten und dem Convent, dem Directorium und dem Kaiserreich, den Bourbonen und dem Julikönigthum gedient. Geschick, Erfahrung, persönliche Geradheit und Zuverlässigkeit haben seine Dienste den wechselnden Machthabern unentbehrlich gemacht. Einem politischen Systeme ergeben, das ihm mit der Sache Frankreichs untrennbar verknüpft schien, und zugleich im Vertrauen auf seine unerschütterliche Rechtschaffenheit scheute er vor den mißlichsten Aufgaben nicht zurück, doppelt mißlich für ihn als Deutschen. Denn dieser französische Staatsmann ist zugleich in seiner Art ein guter Deutscher gewesen. Durch Gemüthsart wie durch seine litterarischen Verbindungen blieb er einer der Unsrigen, auch dann noch, als ihm die „Träume“ der Rückkehr ins Vaterland entgültig zerronnen waren. Eine solche Erscheinung — ein Weltbürger, der gleichmäßig Frankreich und Deutschland angehörte, ist nur in jener Zeit möglich gewesen, und man darf hinzufügen, nur dem Sohn eines süddeutschen Kleinstaats war es möglich, ein Franzose zu werden und ein Deutscher zu bleiben. Von all den Deutschen, die in begeisterter Jugend in den Strudel der französischen Umwälzung sich hineinstürzten, ist keiner, der anscheinend so sicher gerettet ans Land trieb, so erfolgreich und vom Glücke getragen, ein langes Leben mit nützlicher Thätigkeit für den Staat ausfüllend. Und doch ist keiner, dem sein Dasein so andauernd von innerem Widerstreit gestört und gespalten blieb. Eines der lehrreichsten Beispiele von deutscher Treue für fremdes Volksthum.

Wilhelm Lang.

Reinhard: Karl R. ist am 20. August 1769 zu Helmstedt geboren; sein Vater war wahrscheinlich der dortige Bürgermeister R. Ueber seine Knabenzeit ist nichts bekannt geworden; seine Befähigung zur Poesie hat sich schon sehr früh geäußert, denn seine frühesten später gedruckten Gedichte stammen bereits aus seinem dreizehnten Lebensjahre und zeigen schon eine ganz ungewöhnliche Leichtigkeit der Form. In seiner Vaterstadt Helmstedt hat er die Rechte studirt, sich aber vorzugsweise der Philosophie und den schönen Wissenschaften gewidmet; als Professoren, denen er besonders viel verdanke, nennt er selbst den Theologen Henke, den Historiker Remer und den Professor der Medicin und Naturwissenschaft Beireis. Seine Mutter verlor er schon während seines Aufenthaltes in Helmstedt, seinen Vater im Jahre 1793. Er wurde 1789 durch den Grafen Christian Friedrich zu Stolberg-Wernigerode als Hofmeister der jungen Grafen berufen und hat mehr als zwei Jahre lang auf den Schlössern zu Wernigerode und Ilsenburg zugebracht; mit ihm zugleich war bei der Erziehung der gräflichen Kinder ein geborener Wernigeröder, Johann Gottfried Richter beschäftigt; beide jungen Männer schlossen eine innige Freundschaft und R. hat seinem

früh verstorbenen Freunde durch Herausgabe von dessen litterarischem Nachlaß ein Denkmal gesetzt. Von Wernigerode, in dessen schöner Umgebung zahlreiche Dichtungen entstanden, wurde auch Halberstadt und dort vor Allem der Protector der jungen Litteraten, Gleim, voll Verehrung aufgesucht und besungen. Im Anfange des Jahres 1792 finden wir ihn längere Zeit wieder in seiner Vaterstadt Helmstedt, von Ostern ab dagegen in Göttingen, wohin ihn der dortige Dichterbund, namentlich Bürger zieht. Dort wird er Privatdocent der Philosophie und Assessor der philosophischen Facultät. Ein sehr harter Schlag traf ihn, als sein Freund Bürger im Jahre 1794 starb; er übernahm darauf die Fortführung des von Bürger bis dahin herausgegebenen Musenalmanachs und hat sich sowohl dadurch als durch die Herausgabe von Bürger's sämmtlichen Schriften ein entschiedenes Verdienst erworben. In Göttingen, das ihm nach Bürger's Tode verödet schien, hat er bis zum Jahre 1806 gelebt, doch seine Stellung an der Universität aufgegeben und sich nur als Privatlehrer und Schriftsteller beschäftigt. Seine Dichtungen in dieser Zeit, wie auch schon früher, sind zum großen Theile erotischer Natur, und auf diesem Gebiete hat er viele, zum Theil sehr trübe Erfahrungen gemacht. Gegen Ende des Göttinger Aufenthalts, während dessen er auch eine Zeit lang in Münster in Verbindung mit seinem unglücklichen Geistesverwandten Christian Friedrich Raßmann gelebt zu haben scheint, wurde er 1804 durch den Bürgermeister zu Minden, den kaiserlichen Pfalzgrafen Scherlach, zum kaiserlichen gekrönten Poeten ernannt, als der Letzte, der diese Würde bekleidet hat, welche mit dem alten deutschen Reiche unterging. Ebenso gehörte er auch noch, unter dem Namen Lyndor, dem pegnitzischen Blumenorden zu Nürnberg an. Im J. 1807 folgte er wie so viele andere hervorragende Männer einem lebhaften damals leicht erklärlichen Zuge nach der Gegend von Dänemark hin. Zuerst lebte er vier Jahre lang in Ratzeburg, wo er während dieser ganzen Zeit die Ratzeburgischen litterarischen Blätter redigirte. Damals wurde er vom Herzoge von Sachsen-Gotha zum Hofrathe ernannt, nachdem er kurz zuvor Ehrenmitglied des weltlichen Stiftritterordens St. Joachim geworden war; hiermit hängt es wol zusammen, daß er sich in den letzten Jahrzehnten seines Lebens „von R." schrieb. Von Ratzeburg siedelte er 1811 nach Hamburg und dann nach Altona über; hier stand er, litterarisch unausgesetzt thätig, in enger Verbindung mit dem Theater, für das er namentlich bei festlichen Anlässen Prologe dichtete, eben so Ansprachen bei Anwesenheit fürstlicher und anderer hohen Personen, z. B. Blücher's im J. 1816; mehrere dieser Dichtungen sind auch ins Dänische übersetzt worden. Während dieser Zeit trat er besonders in nähere Beziehung zum Grafen Friedrich Ludwig v. Moltke, dessen lateinische Denkschrift auf Klopstock er ins Deutsche übersetzt hat. Seit 1824 hatte er seinen eigentlichen Wohnsitz in Berlin, wo er mehreren gelehrten Gesellschaften beitrat; zeitweilig lebte er auch in Potsdam, da sein Sohn dort Premierlieutenant beim Cadettencorps war, zuweilen jedoch auch, namentlich zuletzt, in Zossen, wo er in großer Zurückgezogenheit am 24. Mai 1840 gestorben ist. Er hatte die Anlage zu einem bedeutenden Dichter durch Ideenfülle und Schwung des Ausdrucks, auch durch leichte Beherrschung selbst schwieriger Formen, doch hat ihn seine überaus große litterarische Vielgeschäftigkeit nicht zur Durchführung großer Aufgaben kommen lassen. Seine Schriften bis ins Einzelne zu verzeichnen ist an dieser Stelle nicht möglich. Wir erwähnen zuerst seine selbständigen Werke: „Auch etwas über Orden, namentlich über die sogenannten schwarzen Brüder". Frankfurt und Leipzig (Braunschweig) 1790; „Ueber die jüngsten Schicksale der alexandrinischen Bibliothek", Göttingen 1792 (ins Französische übersetzt von K. v. Villers 1798); „Erste Linien eines Entwurfs der Theorie und Litteratur des deutschen Styls", Göttingen 1796; „Gedichte mit Melodien von Hiller,

Naumann, Schulz und Schwenke", Göttingen 1794 (zweite Sammlung mit Melodien von Forkel u. Naumann, Münster 1803; zweite Auflage des ersten Bändchens mit Musik von Schwenke, Hamburg und Leipzig 1795); „Gedichte", neue Ausgabe, Altona 1819; „Deutsches Handwörterbuch für die Geschäftsführung, den Umgang und die Lektüre" (von C. F. T. Voigt, aber in zweiter Auflage von R. umgearbeitet), drei Bände, Altona 1817; „Kleine Romane", Altona 1821; „Gedichte, mit Begleitung des Pianoforte, in Musik gesetzt von André, Forkel, Gluck u. A.", Berlin 1823; „Handbuch der allgemeinen Weltgeschichte", vier Bände, Berlin 1828; „Abriß der allgemeinen Weltgeschichte", Berlin 1830. Zweitens ist er mehrfach thätig gewesen als Herausgeber fremder Schriften, dahin gehört Folgendes: „Bouterwecks Gedichte", Göttingen 1802: „Joh. Gottfried Richters litterarischer Nachlaß", Flensburg und Leipzig 1793. Namentlich ist er für Bürger's Nachlaß thätig gewesen: „Gottfried August Bürgers sämmtliche Schriften", Göttingen 1796 (vier Theile, 1—2 Gedichte, 3—4 vermischte Schriften). Zweite Ausgabe 1803, mit Bd. 5 und 6 Hamburg 1814. Neue Ausgabe, Göttingen 1817—20. Letzte vollständige und verbesserte Ausgabe, Berlin 1823 bis 1824, sieben Theile; „G. A. Bürgers Akademie der schönen Redekünste, fortgesetzt durch eine Gesellschaft von Gelehrten", Bd. I, Stück 1—4, Göttingen 1797, Bd. II, Stück 1, Göttingen 1798; „G. A. Bürgers Lehrbuch der Aesthetik", Berlin 1825; Desselben „Lehrbuch des deutschen Stils", Berlin 1826; Desselben „Aesthetische Schriften, ein Supplementband zu allen Ausgaben von Bürger's Werken", Berlin 1832. Eine dritte Seite seiner Thätigkeit hat er als Uebersetzer entfaltet; wir erwähnen hier: „Idyllen und ländliche Erzählungen, aus dem Französischen der Mlle. Levesque", Helmstedt 1788; zweite Auflage Lübeck 1807, dritte 1812; „Skizze des Charakters des Kronprinzen von Dänemark; nebst einer Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Litteratur und der schönen Künste in diesem Lande, fünf Briefe, aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen", Flensburg und Leipzig 1793; „J. F. Marmontel's Abendunterhaltungen, aus dem Französischen übersetzt", Münster 1801; „Altar, den Manen F. G. Klopstock's errichtet von Friedrich Ludwig, Grafen von Moltke, aus dem Lateinischen übersetzt", Altona 1821. Viertens war er Herausgeber mehrerer Sammelschriften, Taschenbücher und Zeitschriften: „Musenalmanach" (auch mit dem Titel poetische Blumenlese, für die Jahre 1795—1802 zu Göttingen, für 1803 zu Leipzig, für 1804 zu Münster erschienen; „Polyanthea, ein Taschenbuch für 1807, mit Kupfern und Musik", Münster 1806; „Romanbibliothek", auch mit dem Titel Romanenkalender, zu Göttingen für 1798—1802, zu Leipzig für 1803; „Ratzeburger litterarische Blätter", ebendas. 1808—1811. Vollends ist es unmöglich, hier auf seine unzähligen Aufsätze, poetischen Beiträge, Recensionen und sonstige Beiträge zu Zeitschriften einzugehen; eine große Menge derselben ist in den folgenden Schriften verzeichnet, doch wegen der häufigen Anonymität gewiß nicht vollständig.

Gelehrtes Berlin im J. 1825. Berlin 1826. — Neuer Nekrolog der Deutschen, achtzehnter Jahrgang, 1840. Weimar 1842. — Chr. Fr. Keßlin, Nachrichten von Schriftstellern und Künstlern der Grafschaft Wernigerode, Magdeburg 1856.

E. Förstemann.

Reinhard: Lorenz R., lutherischer Theolog des 18. Jahrhunderts, geboren am 22. Februar 1700 zu Hellingen bei Königsberg im Fürstenthum Hildburghausen, † am 15. November 1752 zu Buttstedt im Großherzogthum Weimar. — Er war der Sohn eines Roßarztes, erhielt seine Vorbildung auf dem akademischen Gymnasium zu Hildburghausen, studirte 1716 ff. in Jena Philosophie und Theologie unter Förtsch, Buddeus, Weissenborn &c., wurde 1718 Adjunct

und Collaborator am Gymnasium zu Hildburghausen, später Conrector, Professor der Eloquenz, Poesie und griechischen Sprache daselbst, 1727 Gymnasiallehrer und Musikdirector zu Weimar, später Katechet, Diakonus und Stiftsprediger daselbst, auch Professor der Theologie, Geschichte und Moral am dortigen Gymnasium, um dessen bessere Einrichtung er sich große Verdienste erwarb. 1737 bei Einweihung der Universität Göttingen wurde er von der dortigen philosophischen Facultät zum Dr. phil., 1740 zu Altorf zum Dr. theol. creirt, auch Mitglied der deutschen Gesellschaft in Göttingen, der lateinischen Gesellschaft in Jena. 1745 wurde er Superintendent und Oberpfarrer zu Buttstedt, wo er besonders für Verbesserung des Schulwesens und katechetischen Unterrichts wirkte. Unter seinen zahlreichen Schriften (Döring zählt deren 107) war u. A. ein Compendium der Geschichte der Philosophie, ein Lehrbuch der Dogmatik, das mehrere Auflagen erlebte und nicht blos in Deutschland, sondern auch in Dänemark, Schweden, Norwegen, Kurland Eingang fand, auch eine Einleitung in die christliche Dogmengeschichte, ferner Exegetisches, Historisches, Ethisches, Katechetisches, Homiletisches, Predigten 2c. — Alles ohne Originalität und ohne bleibenden Werth, aber dem Zeitgeschmack sich anschließend, wie das am besten der Titel seiner letzten Schrift zeigt: „Ueberzeugender Beweis, daß die evangelische Religion höchst vernünftig sei und daß keine Glaubenslehre und kein Geheimniß in derselben wider die wahren Grundsätze der gesunden Vernunft streite“. Jena 1752.

Vgl. über sein Leben und seine Schriften Schmersahl I, 267. — Hirsching IX, 2, S. 28 ff. — Rotermund VI, 1707. — Meusel, Lexikon, Bd. XI. — Döring, Gel. Theologen III, 318 ff. Wagenmann.

Reinhard: Lukas Friedrich R., lutherischer Theolog des 17. Jahrhunderts, geboren am 7. Februar 1623 zu Nürnberg als Sohn eines Kürschners, † am 25. Mai 1688 als Professor in Altorf. — Nachdem er die Schulen seiner Vaterstadt besucht und unter den Nöthen des dreißigjährigen Krieges eine schwere Jugend verlebt, aber nach seines Vaters frühem Tod an seinem Pathen, dem Rathsherrn Lukas Fr. Behaim einen freundlichen Gönner und Förderer gefunden hatte, studirte er 1638—40 in Altorf, wo er Magister wurde, 1640 ff. in Helmstedt, wo besonders Georg Calixt und K. Hornejus seine Lehrer waren. Jenen begleitete er 1645, zugleich im Auftrag des Nürnberger Raths, zu dem Religionsgespräch in Thorn, las nach seiner Rückkehr Privatcollegia in Helmstedt, ging 1648 nach Jena, wo er besonders an den frommen, milden und weitherzigen Vermittlungstheologen Johann Musäus (s. A. D. B. XXIII, 84) sich anschloß, und wurde endlich 1649 Professor der Theologie und Archidiakonus zu Altorf, wo er fast 40 Jahre wirkte. Er starb 65 Jahre alt am Himmelfahrtsfest 1688. Sein Leichenredner preist ihn als das Ideal eines vorsichtigen Theologen.

Ein Verzeichniß seiner Schriften (worunter z. B. ein „Compendium theol“. 1678, eine „Synopsis theol. dogmaticae“ 1660, ferner patristische, homiletische, katechetische Arbeiten) s. bei Jöcher-Rotermund VI, 1708. — Außerdem vgl. Pipping, Mem. theol. 238 ff. — Will, Nürnberger Gel.-Lex. III, 286. — Nopitsch III, 240. Wagenmann.

Reinhard: Michael Heinrich R., lutherischer Theolog des 18. Jahrhunderts, geboren am 18. October 1676 zu Hildburghausen, † am 1. Januar 1732 zu Weißenfels. — Er war der Sohn des Pastors, Superintendenten und Consistorialassessors Dr. Johann R. in Hildburghausen († 1691) und seiner Frau Anna Magdalena geb. Krause (s. Pipping, Mem. theol. Decas VIII), besuchte die öffentliche Stadtschule seiner Vaterstadt, später die Schule zu Torgau, studirte in Wittenberg und Leipzig 1694—8 Philosophie und Theologie, wurde 1697 in Wittenberg Magister und Adjunct der philosophischen Facultät, 1699 Con-

rector der Stadtschule zu Meißen, 1700 Rector in Hildburghausen, 1713 Prediger und Diakonus zu Pretzsch, 1721 Pastor, Superintendent und Consistorialassessor in Sondershausen, wo er wie früher in Hildburghausen ein Waisenhaus gründete und leitete, 1721 Dr. theol. in Wittenberg, 1730 Oberhofprediger, Kirchenrath und Generalsuperintendent in Weißenfels, wo er aber schon nach 1½ Jahren am Neujahrstag 1732, auf der Kanzel vom Schlag gerührt, im 56. Lebensjahr starb. Er wird gerühmt als gelehrter, kluger, gottesfürchtiger und redlich gesinnter Theolog und Kirchenmann, der ein exemplarisches Leben führte und sich nicht nur die Gunst verschiedener hoher Herrschaften, sondern auch die Liebe und Achtung seiner Gemeinden zu erwerben und zu erhalten wußte. Litterarisch machte er sich besonders bekannt durch die Fortsetzung der von D. Valentin Ernst Löscher in Dresden 1701 angefangenen und 19 Jahre lang herausgegebenen „Unschuldigen Nachrichten von alten und neuen theologischen Sachen“, welche R. vom Jahre 1720 an unter dem neuen Titel: „Fortgesetzte Sammlung von alten und neuen theologischen Sachen“ von 1720—31 herausgab, und zu welchen er selbst wie früher zu den Unschuldigen Nachrichten zahlreiche Beiträge lieferte. Nach Reinhard's Tod übernahm Löscher wieder die Redaction (vgl. A. D. B. XIX, 210).

Ueber seine übrigen Schriften theologischen und pädagogischen Inhalts s. Jöcher-Rotermund III, 1993 flg.; VI, 1712. — Nachrichten über sein Leben bei Sangerhausen, Ehrendenkmal 1732. — Ranfft, Leben und Schriften der kursächsischen Gottesgelehrten II, 998 ff. — Hirsching IX, 2, S. 30 f. — Fortgesetzte Sammlung von alten und neuen theologischen Sachen 1732, S. 151 ff. — Döring, Gel. Theologen Deutschlands III, 328 ff.

Wagenmann.

Reinhardt: Philipp Jacob R., Schauspieler und Bühnenschriftster, geb. am 6. Mai 1811 in Frankfurt a. M., † am 10. August 1878 in Hamburg. Seine schauspielerische Thätigkeit, die er später aufgab, führte ihn anfänglich weit in der Welt umher. Auch in Amerika nahm er längeren Aufenthalt. Als Regisseur trat er zuerst am Carltheater in Wien, später 1864—65 am Stadttheater in Bremen hervor. Dazwischen hatte ihn der Weg auch nach London an das Majesty-Theater geführt. 1866—67 war er Regisseur des Berliner Victoriatheaters, von da ab bis 1873 leitete er das Woltersdorfftheater mit glücklichen Erfolgen. Das Volksstück von Wilken und Pohl: „Auf eigenen Füßen“ erzielte unter Reinhard's Regie den größten Erfolg, den ein Volksstück bis dahin in Berlin überhaupt errungen hatte. Von Berlin berief ihn 1874 Pollini nach Hamburg an das Stadttheater, das damals umgebaut wurde. Die Stellung eines Büreauchefs daselbst mußte er indessen wegen Krankheit bald aufgeben; er zog sich in bescheidenere Wirkungskreise zurück; am Stadttheater in Crefeld und am Hoftheater in Sondershausen war er noch 1875—76 artistisch thätig. Während seines späteren abermaligen Aufenthalts in Hamburg mußte er das Freimaurerkrankenhaus aufsuchen, wo er starb. — R. war ein thatkräftiger, kluger und umsichtiger Regisseur und Bühnenleiter und hat manches hübsche Talent der deutschen Bühne zu reiferer Entwicklung gebracht, namentlich Ernestine Wegener. Mehrere Stücke sind von ihm und dem Wiener Possenautor Karl Juin gemeinschaftlich verfaßt („Ein alter Corporal“; „Wie man Raben fängt“ 2c.). Zahlreiche Uebersetzungen, die sich auf deutschen Bühnen eingebürgert haben, stammen von ihm („Die Erzählungen der Königin von Navarra“; „Die Cameliendame“; „Diane de Lys“; „Der natürliche Sohn“ 2c.). 1871 war er einer der eifrigsten Vorkämpfer für die Constituirung der „deutschen Bühnengenossenschaft“, zugleich ihr erster Generalsecretär, und bis zu seinem Tode ist er ein verdienstvoller Förderer ihrer humanen Interessen geblieben. Auf dem Michaelkirchhofe in Hamburg liegt R. begraben.

Alwill Raeder.

Reinhardt: Benno Ernst Heinrich R., Arzt und pathologischer Anatom, ist am 14. Mai 1819 als das jüngste von acht Kindern eines Apothekers in Neustrelitz in Mecklenburg geboren. Er wurde von seinem Vater schon früh zum Studium der Naturwissenschaften angeregt, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte 1839 in Berlin die Heilkunde, mit besonderem Eifer in den ersten Semestern Zoologie, Botanik und namentlich Mikroscopie. Später bezog er noch die Universität Halle, um unter Krukenberg klinische Studien zu betreiben, promovirte 1844 in Berlin mit einer Abhandlung „Ueber die Symptomatologie der Peritonitis", und vertheidigte bei dieser Gelegenheit als das Resultat vielfacher „eingehender Untersuchungen eine bemerkenswerthe These über die Entwicklung des Eiters", worin er entgegen der Ansicht von Vogel das granulirte Ansehen der Eiterkörperchen von Körnchen, die auf der Oberfläche aufsäßen, herleitete. Nachdem er das preußische Indigenat erlangt hatte, wählte er Berlin zu seinem bleibenden Aufenthalt, trieb Studien über pathologische Anatomie und Mikroscopie, schloß innige Freundschaft mit Virchow, mit dem zusammen er 1846 das bekannte „Archiv für pathologische Anatomie" begründete, assistirte 1847 Karl Mayer in der gynäkologischen Praxis, fungirte 1848 als Arzt an dem unter Leitung von Schütz stehenden Choleralazareth, habilitirte sich in demselben Jahre als Privatdocent, wurde 1849 Hülfsarzt im Universitäts-Klinikum für die damals in demselben noch bestehende Abtheilung für innere Kranke und beim Abgange Virchow's als sein Nachfolger Prosector an der Charité, eine Stellung, die er bis zu seinem am 11. März 1852 an Lungentuberculose erfolgten Tode bekleidete. Reinhardt's wissenschaftliche Bedeutung liegt wesentlich auf dem Gebiete der pathologischen Anatomie. Ein Verzeichniß der durchweg tüchtigen und bedeutenden Arbeiten des für die Wissenschaft viel zu früh verstorbenen Forschers findet sich in der unten bezeichneten Quelle. Abgesehen von den zahlreichen, in seinem Nachlasse noch vorgefundenen und von Rudolph Leubuscher zusammen mit den anderen Publicationen Reinhardt's (Berlin 1852) herausgegebenen erwähnen wir als besonders wichtig seine Studien „über Eiterbildung" (in Traube's Beiträgen zur experimentellen Pathologie), „über Körnchenzellen", „über Cholera" (in seinem und Virchow's Archiv), „über die Bedeutung des Faserstoffs bei der Neubildung von Geweben" (Deutsche Klinik 1851). — Als Mensch war R. scheu und schüchtern in größeren Kreisen, bescheiden zurücktretend und zurückhaltend, aber anhänglich und hingebend für die, welche ihm nahestanden und die er einmal lieb gewonnen hatte.

Vergl. Biographisches Lexikon hervorragender Aerzte &c., herausgegeben von A. Hirsch, Bd. IV, S. 697. Pagel.

Reinhardt: Karl R., Landschaftsmaler und Caricaturenzeichner, geboren am 25. April 1818 zu Leipzig als der älteste Sohn einer Kunsttrödlerfamilie; zeigte schon von Kindesbeinen an eine burlesk-originelle Natur und begann eine Kette von Tollheiten, welche er später selbst urkomisch zu erzählen verstand, wie ihn der Vater aus dem Hause warf, wie er beim Küster im sog. Kleinen Kloster Aufnahme fand und hinter der Orgel, unter dem großen Fenster bei dem herrlichsten Nordlicht sein erstes Bild malte und dgl. Frühzeitig bekannt mit Ernst Wilhelm Straßberger, Peter Karl Geißler, dem Kupferstecher Stock und Joh. Heinrich Ramberg, fühlte er sich besonders angezogen von dem Genre- und Porträtmaler Georgi, dessen jüngster Sohn Otto Reinhardt's Pylades wurde. Mit allerlei kleinen Zeichnungen, theils humoristischer, theils landschaftlicher Art bewies R. sein vielseitiges Talent, welches indessen nur kurze Zeit an der Leipziger Kunstakademie eine gebührende Pflege erhielt, da R. durch tolle, unbändige Streiche sich unmöglich machte. R. etablirte in einer Dachkammer eine Art Atelier, dessen kunterbunte Einrichtung er auch in einem Bilde zur Darstellung brachte, welches nachmals in Ernst Rietschel's Besitz kam. Mit achtzehn Thalern,

dem Ertrag einer seltsam gestimmten „Abendlandschaft“, zog R. nach Dresden zu Joh. Christian Dahl; bald darauf wagte er sich auch nach München zu Albert Zimmermann, dessen grandiose Natur ihm ebenso imponirte wie das bairische Hochland. Nach einem beiläufig halbjährigen Aufenthalte daselbst ging R. über Leipzig nach Hamburg (1842) wo er ein Augenzeuge des großen Brandes wurde, dessen Eindrücke er in einem seiner späteren Romane künstlerisch verwerthete. Darauf verweilte R. längere Zeit in Dresden und Leipzig; er malte Landschaften und zeichnete Illustrationen komischen Inhalts. Wichtig wurde für ihn die Bekanntschaft mit Georg Wigand, dem Verleger des von G. Nieritz herausgegebenen Volkskalenders; für ihn lieferte R. eine Anzahl von Holzstockzeichnungen, in welchen die phantastische Proteus-Natur des Künstlers lossprudelte, wobei ihm gerade seine früher versäumte Durchbildung der Form überraschend zu Hülfe kam, denn ein akademisch, classisch gebildeter Kunstjünger hätte niemals mehr so knuffige Gestalten zu bilden vermocht. Hier schrieb er auch seine erste Humoreske „Fünfzig Mittel gegen böse Gläubiger“ (Dresden bei Meinhold). Nachdem R. früher schon einen Hausstand begründet hatte, verließ er plötzlich seine Familie und begab sich völlig mittellos, zu seiner weiteren Ausbildung nach Oberitalien (1845) und trieb sich mehrere Monate glücklich herum. Von Dresden übersiedelte dann der ruhelose Künstler mit seiner Familie nach München, wo er sich mit seiner „Wetterhexe“ und einem „Gefrorenen Wasserfall“ als origineller Landschafter bewährte und zugleich in den „Fliegenden Blättern“ einen willkommenen Tummelplatz fand. Braun und Schneider begrüßten ein solches in Wort und Bild, mit der Feder wie mit dem Stifte unvergleichlich scurriles Genie mit Freuden; für ihre Firma lieferte Reinhardt's quecksilberiges Ingenium im Wetteifer mit Heribert König, Gerstäcker, Franz Trautmann, Joh. Bapt. Vogl, Karl Spitzweg u. A. die lustigsten Burlesken und Schnacken, welche jeden Beschauer in die fröhlichste Laune versetzen. Wo wäre ein so hartgesottener Hypochonder, der beim Anblick aller möglichen Unglücksfälle, die einem Pechvogel beim Schlittschuhlaufen passiren können, ungerührt bliebe! Welch' drollige Situationen überraschen den Jagd- und Fisch-Liebhaber! welch' putzige Einfälle weiß R. aus dem Katzen- und Storchenleben zu reimen! oder die tragi-komische Epopöe vom großen Krebs und dem bösen Stier! Das Beste davon ist in die „Münchener Bilderbogen“ übergegangen oder in dem Buch „Hanswurst's Schatzkästlein“ und im „Kasperltheater“ (in neunter Auflage!) angesammelt, wozu noch die Historie vom „Schneider Lapp und sein Lehrjunge Pips“ (dritte Auflage mit 135 Bildern) zu rechnen ist. Von München wendete sich R. zur Begründung eines humoristischen Blattes nach Hamburg; daselbst begann indessen schon sein Gichtleiden, welches später in gräßlicher Weise seinen Körper lähmte, während seine ironisch-satyrische Ader in desto schnellerem Tempo sprang. Seine Beiträge fanden in der Gartenlaube, im Dorfbarbier und Kladderadatsch, in der Leipziger Illustrirten Zeitung u. s. w. ein dankbares Publicum; es war Reinhardt's blühendste Zeit, in welcher er als ein scurriler Komiker ersten Ranges, als ein wahrer artistischer Clown und litterarischer Kautschukmann excellirte. Die Costümnoth einer wandernden, im Winkelkram'schen Stadttheater gastirenden „Schmiere“ wurde wol nie besser persiflirt als mit Reinhardt's Illustration zur ersten Scene des zweiten Aufzugs von „Wilhelm Tell“, wo der ritterliche Rudenz eine halbe Kücheneinrichtung als Rüstung auf dem Leibe trägt; ebenso toll ist die „Neue Manier den Ofen zu kehren“ oder das Project, dem Wiener Pyrotechniker Stuwer, dessen Feuerwerke einige Sommer hindurch regelmäßig durch Gewitter unmöglich gemacht wurden, als „Jupiter pluvius“ ein Denkmal zu setzen! Durch den damals schon alten Saphir zur Gründung eines neuen Witzblattes nach Wien eingeladen, kam R. 1856 an die blaue Donau, auf welcher der von seinem Gichtleiden zu Teplitz (1855) kaum genesene Künstler

in einem „Tschinakel“ (Kahn) eine Fahrt nach den Schüttinseln unternahm, deren humoristische Schilderung des ungetheilten Beifalls sich erfreute. Um 1860 siedelte R. wieder nach Dresden über, wo seine Krankheit in so lähmender Weise hervortrat, daß er die letzten siebenzehn Jahre seines Lebens fast immer in dem Krankenwagen gebannt blieb. Sein großes für den Holzschnitt gezeichnetes Blatt: „Der Löwe kommt“! (weniger populär ist sein „Doctor Eisenbart“, Dresden bei Friedrich Tittel geworden) ist eine drastisch-muthwillige Komödie: Die Schreckensnachricht, daß aus einer Menagerie auf einem kleinstädtischen Jahrmarkte ein Löwe ausgebrochen sei, fährt dem insgesammten Publikum in die Beine; Alles rennt, rettet und flüchtet in äußerster Hetz und Hast über einander, die heilloseste Angst und Verwirrung wird überall angerichtet, eine wahre Satyre auf die Kopflosigkeit, welche zuweilen wie eine durch die Presse verbreitete Panik oder ein tüchtiger Börsenschreck, die Menschen zu packen pflegt. Mitten im Bilde hat sich der Maler selbst angebracht, wie er in seinem Rollwägelchen mit contracten Gliedern hülflos sitzen bleibt. Wie das bei derlei Patienten der Fall zu sein pflegt, so quoll Reinhard's Laune inmitten der Schmerzen nur um so drastischer und lustiger in die Höhe: er zeichnete dann neue Schnurren für die „Stuttgarter Bilderbogen“ (bei Gustav Weise), für Kalender und Zeitungen — eine eigene Auswahl erschien als „Reinhardt-Album“ (1874 bei E. Keil in Leipzig), ebenso brachte R. unter allerlei Form seine Erinnerungen und Erlebnisse in Druck, schrieb die Romane „Der fünfte Mai“ (in 4 Bänden mit 69 Illustrationen) und „Die Naturgeschichte des weißen Sclaven“ (Stuttgart bei Aue), gab die komischen Skizzen seiner „Dintenklexe“ heraus, verfaßte etliche „Lustspiele“, klimperte wol auch als lyrischer Dichter mit allerlei wohllautenden und schnurrigen Akkorden, componirte seine selbstillustrirten Lieder (Leipzig bei G. Wigand) und machte sich sogar an ein kleines, flott versificirtes Epos „Radix, des Wurzelmann's Reise ins Land“ (Stuttgart 1874 bei K. Aue), worin R. mit Geschick in die Fußstapfen von Putlitz („Was sich der Wald erzählt“) und Roquette („Waldmeisters Brautfahrt“) trat. Seit 1872 redigirte R. ein kleines humoristisches Wochenblatt: „Der Calculator an der Elbe“. R. erkrankte in seinem Landhause zu Kötzschenbroda bei Dresden an den Folgen eines kleinen Diätfehlers, welcher alsbald bedenkliche Symptome nach sich zog und starb am 11. August 1877. Seine ganze Porträtfigur im Krankenwägelchen mit seinem Lieblingshündchen gibt ein Holzschnitt der „Illustr. Zeitung“, Leipzig, Nr. 1787 vom 29. September 1877. R. war ein origineller Charakterkopf, wie der Florentiner Piero di Cosimo und der lustige Giovannantonio il Soddoma, nur daß der deutsche Meister immer noch eines Vasari ermangelt. R. stand, vielleicht unbewußt, in einem geistigen Wechselverkehr mit dem gleichzeitigen französischen Caricaturisten Cham; ebenso ist derselbe als Vorläufer von W. Busch und Oberländer beachtenswerth. Er darf künftig in keiner Geschichte der komisch-grotesken Kunst und Litteratur übergangen werden. Hyac. Holland.

Reinhardt: Friederike (pseudon. Lina) R., geb. zu Arnstadt am 30. April 1770 als Tochter des Bürgermeisters und Hofadvocaten Wagner; heirathete 1804 den Prediger Friedr. Aug. Reinhardt in dem schwarzburgischen Marktflecken Breitenbach, von wo er 1817 nach Oberndorf versetzt ward. Hier begann sie unter häuslichen Sorgen zu schriftstellern. 1821 erhielt ihr Gatte einen Ruf als Cabinetsprediger bei der Fürstin Baratinsky in der Ukraine. Nach des Gatten Tode kehrte Friederike nach Deutschland zurück und starb am 11. Novbr. 1843 in Jena. Ihre Dichtungen, Novellen, dramatische Kleinigkeiten u. a. erschienen meistens in Almanachen. Ein Verzeichniß (nach Schindel 2, 158; 3, 232 und dem N. Nekrol. 21, 1255) gibt Goedeke im Grundriß 3, § 332, Nr. 135.

Vgl. Brümmer, Dichter-Lex. II, 192.

Reinhardt: Friedrich Arnold Oswald R., geb. am 28. Juli 1816 zu Polzen (Prov. Sachsen), studirte zu Halle Theologie und starb als Oberpfarrer zu Köpenick bei Berlin am 9. Juli 1876. Er dichtete über die Evangelien der Sonn- und Festtage des Kirchenjahres 64 Lieder: „Evangelienlieder für häusl. Sonn- und Festtagsfeier“ 1853. Der gute Zweck ist besser als die Ausführung.

Vgl. Koch, Gesch. des Kirchenliedes (3. Aufl.), Bd. VII, S. 311.

Reinhardt: Wilhelm R., Landschafts- und Thiermaler, geboren 1815 zu Bayreuth, verlor frühzeitig seinen Vater und fiel nun ganz seiner armen Mutter zur Last. Die Kinderjahre brachten ihm harte, herbe Eindrücke. Frühzeitig erlernte er die Porzellanmalerei und übte sie zur Unterstützung seiner Mutter. Im J. 1834 kam R. nach München in die königl. Porzellanmalereianstalt, wo er an Joh. Jakob Bräutigam (geboren 1790 zu Eisfeld, † 1868 zu München) einen hülfbereiten, fördernden Lehrer und Freund fand. Seiner vorwiegenden Neigung gemäß malte R. Thier- und Jagdbilder, besonders auf Teller und Pfeifenköpfe, welche sogar der Aufmerksamkeit von Peter Heß gewürdigt wurden. Im regen Verkehr mit Etzdorf, Morgenstern und Ludwig Voltz zog R. bald die Landschaft in den Bereich seiner Studien, welchen er gerne in Erling bei Andechs und an der Amper oblag und in den, durch hundertjährige Stämme ausgezeichneten Waldungen mit allen Jägern und Forstleuten bekannt und vertraut wurde. Die Verbindung von Landschaft und Thierbild lag für R. nahe genug, er stellte auch allmählich seine Porzellanmalerei zurück und wendete sich ganz zum Oelbilde. Geraume Zeit machte er damit Glück und gute Geschäfte. Dann aber blieb er plötzlich stehen, versäumte aus den Fortschritten seiner Zeitgenossen Nutzen zu ziehen und erlahmte. So schön, wahr und treu seine Oelstudien nach der Natur, seine Bleistiftzeichnungen von Bäumen und insbesondere von Thieren waren, so brachte er davon doch wenig in seine Bilder, welche steif, mühsam und gequält aussahen und nach der Vollendung weniger boten als sie beim Beginne versprachen. Dazu schien sein Repertoire in beständiger Abnahme; bald malte er nur noch kalte Wintertage, regelmäßig mit etlichen obligaten Rehen oder Ebern staffirt. Eine erfreuliche Auffrischung erfuhr seine Kunst, als Fürst Wittgenstein unseren R. in den sechziger Jahren zwei Winter hindurch nach Rußland einlud auf die Bärenjagd. Infolge davon malte er für seinen Maecen etliche Bilder mit neuen Motiven, mit Bären und Wölfen. Dann aber kehrte er zur früheren Stille zurück, verkaufte in kleineren und größeren Pausen seine Bilder an etliche Kunstvereine oder ließ sie später gleich an den Wänden seiner einsamen Wohnung, neben Büchse und Jagdranzen, hängen. Er malte noch weiter, aber ohne Lust und Liebe; R. wurde alt und krank. Glücklicherweise erreichte ihn eine verdiente Staatspension, welche, da seine Ansprüche höchst mäßig waren, nicht nur für ihn, sondern auch zur Unterstützung seiner alten Schwester, welcher er immerdar Liebes erwiesen hatte, ausreichte. Außerdem hatte er sich in den besten Zeiten für künftige Regentage einen kleinen Schatz zusammengehamstert, welcher schließlich dem Künstlerunterstützungsverein testamentarisch anheimfiel. Die letzten drei Jahre seines Lebens verbrachte R. in großen Schmerzen, von den meisten seiner Bekannten vergessen, bis er am 13. April 1881 nach langem Todeskampfe verröchelte. Etliche seiner Bilder z. B. eine „Waldpartie an der Isar“ oder eine „Gebirgslandschaft mit Rehen“, wurden von A. Borum lithographirt.

Vgl. Nekrolog in Beil. 173 Allgemeine Zeitung vom 22. Juni 1881.

Hyac. Holland.

Reinhart: Hans R., † am 29. Januar 1581 in Leipzig, war, wie dies zuerst Gersdorf nachgewiesen hat, Verfertiger der ausgezeichnet schönen, den Jahren 1535 bis 1547 angehörenden sächsischen Medaillen, die man früher einem Heinrich Reitz oder Ritz zugeschrieben hat. Neuerdings sind durch Wustmann einige ur-

kundliche Nachrichten über R. an das Licht gezogen worden. Er wurde 1539 Bürger in Leipzig und erwarb 1540 dort ein eigenes Haus. Ursprünglich, wie ihm wenigstens seine Gegner vorwarfen, Tischler, beschäftigte er sich mit der Anfertigung von Schaumünzen als sogenannter Groschengießer, begab sich jedoch infolge der Mißhelligkeiten, welche ihm deshalb die Leipziger Goldschmiedeinnung bereitete, bei dem Goldschmied Georg Treutler in die Lehre und erlangte 1547 Aufnahme in die Innung. Dem Verzeichniß seiner Arbeiten, welches Erman zusammengestellt hat (Johann Friedrich von Sachsen, Sündenfall und Kreuzigung, Karl V, die Dreifaltigkeit u. s. w.) ist Wustmann geneigt eine unbezeichnete Medaille auf Hieronymus Lotter aus dem J. 1544 hinzuzufügen. — Sein gleichnamiger Sohn, Hans R. der Jüngere, gleichfalls Goldschmied und vermuthlich ebenfalls Medailleur, wurde Bürger in Leipzig im J. 1584 und starb am 1. April 1622.

Heinrich Bolzenthal, Skizzen zur Kunstgeschichte der modernen Medaillen-Arbeit, Berlin 1840, S. 137 ff. — Nagler, Künstler-Lexikon, Bd. XIII 1843, S. 212 f. — C. G. Gersdorf in den Blättern für Münzfreunde 1872 Juli, S. 222 ff. — Adolf Erman, Deutsche Medailleure des 16. und 17. Jahrhunderts, Berlin 1884, S. 44 f. — Gustav Wustmann, Aus Leipzigs Vergangenheit, Leipzig 1885, S. 135 ff. —d.

Reinhart: Johann Christian R., Landschaftsmaler und Radirer, wurde am 24. Januar 1761 zu Hof in Oberfranken geboren, wo sein Vater Johann Peter R., geb. 1717, † 1764, das Amt eines Archidiakonus bekleidete. Schon als er 1778 aus dem Gymnasium in Hof zum Studium der Theologie auf die Universität Leipzig entlassen wurde, wählte er für seine Abschiedsrede in bezeichnender Weise das Thema „de utilitate artis pingendi in rebus sacris rite institutae“. In der That fesselten ihn in Leipzig die Vorlesungen Zollikofer's nicht lange, um so mehr zog ihn die seit 1764 bestehende Universitätsakademie an, in welcher den Studirenden Gelegenheit gegeben war, unter Oeser's Leitung sich unentgeltlich in der Pflege der bildenden Künste zu üben. Wie es am gleichen Ort und unter dem gleichen Lehrer ein Jahrzehnt früher bei dem jungen Goethe der Fall gewesen war, so trat auch bei R. die anfangs nebensächlich getriebene Beschäftigung mit den schönen Künsten bald mehr und mehr in den Vordergrund seiner Bestrebungen.

Treu dem üblichen akademischen Studiengang begann auch R. seine systematischen Uebungen mit Zeichnen nach Gyps und ging später zu Studien nach dem Nackten über, für dessen klares Verständiß die Anatomie zu Rathe gezogen wurde. Gleichzeitig begann er, Originalzeichnungen für buchhändlerische Zwecke, Illustrationen zu Gedichten, Romanen und anderen Schriften zu liefern und legte so in den Jahren seines ersten Aufenthaltes in Leipzig für sein künstlerisches Emporwachsen einen tüchtigen Grund. 1783 reizte es ihn, auch Dresden kennen zu lernen, das damals unter den Städten Deutschlands den höchsten künstlerischen Ruf genoß, da es neben seiner herrlichen Gemäldesammlung seit zwei Jahrzehnten auch eine Akademie besaß, der von nah und fern junge Künstler zuströmten. R. genoß hier kurze Zeit den Unterricht Klengel's und bildete sich gleichzeitig in der Bildergalerie im Malen weiter aus. Die ersten Radirungen, welche damals entstanden (Andresen 1—18), vermögen allerdings noch wenig zu befriedigen. Die Figuren haben noch zu viel von der conventionellen Richtung der Oeser'schen Schule; am ansprechendsten ist der landschaftliche Hintergrund, in dem sich schon die stimmungsvolle Naturanschauung ausspricht, durch welche R. später seine künstlerische Bedeutung errang. Wichtiger wurde für ihn sein Verhältniß zu Schiller, den er 1785 im Körner'schen Hause zu Dresden kennen lernte. Schiller erkannte seines Freundes Begabung für die Kunst, fürchtete

aber mit Recht, daß sich seine Anlagen in Dresden nicht zu voller Blüthe entfalten würden, und rieth ihm, nach Italien zu gehen.

R. verließ Dresden im Frühjahr 1787, zunächst in der Absicht, eine Studienreise durch Thüringen, Schwaben und die Rheingegend zu machen. Auf dieser Reise lernte er den kunstsinnigen Herzog Georg von Meiningen kennen, der ihn an seinen Hof zog. Eine Pension, welche ihm durch Vermittlung dieses Gönners der letzte Markgraf von Brandenburg-Bayreuth aussetzte, gewährte ihm die Mittel zur Römerfahrt. Am 23. December 1789 kam er in Rom an als der erste jener Mitschöpfer der Wiedergeburt deutscher Kunst, welche die ewige Stadt betraten.

Erst in Rom und dessen schönen Umgebungen empfing sein Streben die rechte Weihe, hier erst entwickelte sich im Gegensatze zu Mengs und Hackert, welche damals das akademische Regiment in der Malerei führten, die bahnbrechende Eigenthümlichkeit seines Geistes. Dem hausbackenen prosaischen Vedutenwesen in der Landschaft, als dessen Repräsentant der von Goethe gefeierte Hackert zu betrachten ist, hat er in Verbindung mit Koch ein Ende gemacht. In eine Welt neuer Anschauungen versetzt, umgeben von den Meisterwerken einer glänzenden Vergangenheit, umgeben von einer üppigen Natur, die in anderem Sinne aufgefaßt sein wollte als die schlichtere heimische Landschaft, war R. während der ersten Zeiten seines römischen Aufenthaltes völlig damit beschäftigt, die auf ihn einstürmenden Eindrücke in sich aufzunehmen. Nächst dem immer vertrauter werdenden Umgange mit den Kunstschätzen in den Museen und Palästen verfolgte er auf das eifrigste das Studium der Natur. Er durchstreifte die Campagna nach allen Richtungen hin und weilte, wo er sich durch landschaftliche Reize gefesselt fühlte, oft viele Tage lang, mit dem Wenigsten sich begnügend, oft an abgelegenen Plätzen von früh bis Abends in seine Studien vertieft. Während der ersten Jahre seines Aufenthaltes in Rom scheint er besonders in den Umgebungen Tivoli's seine Studien gemacht zu haben. Seine Zeichnungen aus dieser Zeit entbehren noch bei zwar großer Wahrheit und Treue im Detail jener Sicherheit, Klarheit und Abrundung, welche seine späteren Arbeiten auszeichnen. Später wurde Aricia sein Lieblingsort, wo er besonders in dem für das Publicum verschlossenen Park Chigi arbeitete. Hier erst begann sich seine ihm von Natur verliehene Eigenthümlichkeit, seine männlich kräftige und charakteristische Art in der Wiedergabe der Naturformen aufs reichste zu entfalten, besonders in seinen Kreidezeichnungen, die deshalb auch vorzugsweise gesucht waren. 1791 forderte ihn der Nürnberger Verleger Frauenholz auf, ihm einige Radirungen zu liefern; R. wählte dazu Landschaftspartien mit halbverfallenen römischen Grabdenkmälern und stellte eine geschlossene Folge von 6 Blättern (Andresen 46—51) noch im selben Jahre her. Gleichzeitig aber hatte eine Idee, mit der sich R. schon vorher im Stillen getragen, durch die Aussicht auf einen tüchtigen Verleger volle Lebensfähigkeit erlangt. Aus der Fülle des Naturschönen, dem er in der Romagna begegnete, die ansprechendsten Motive zu einer Reihe von Kunstblättern zu verarbeiten, aus denen sich ein Uebersichtsbild mittelitalienischer Landschaft ergebe, das erkannte er als eine äußerst dankbare Aufgabe, deren Lösung bisher noch nicht versucht worden war. Besaß man doch im Gebiete der vervielfältigenden Kunst an Darstellungen italienischer Scenerien noch kaum etwas anderes als die prosaischen Städteansichten und stimmungslosen Gemeinplatzveduten eines Hackert und seiner nüchternen Nachahmer. Alle die reizenden stimmungsvollen Partien des Landes waren noch ein ungehobener Schatz. Diesen an das Licht zu ziehen, fühlte R. sich gedrängt und berufen. Nur war die Aufgabe eine zu umfangreiche, als daß die Kraft eines Einzelnen dafür ausreichend gewesen wäre. Deshalb verband er sich mit seinen Collegen Dies und Mechau zu gemeinsamem

Vorgehen, und Frauenholz übernahm den Verlag. Jeder der drei Künstler verpflichtete sich zur Lieferung von 24 Platten; die ganze Folge, 72 Radirungen umfassend, erschien unter dem Titel „Malerisch radirte Prospecte aus Italien“ in 12 Heften 1792—98. Die 24 Blätter von R. (Andresen 52—75) sind bei weitem die gelungensten des Werkes. War an seinen ersten italienischen Landschaften einige Befangenheit gegenüber der ihm noch nicht geläufigen südlichen Vegetation bemerkbar gewesen, so sehen wir ihn nun rasch zur vollen Beherrschung derselben vordringen. Mit geschmackvoller Wahl wußte er das Bildmäßige ausfindig zu machen, wußte durch das einfache Schwarz auf Weiß die blendende Lichtwirkung der italienischen Sonne trefflich zu veranschaulichen. Vorzüglich gelang ihm das, sobald es sich um Darstellung halbverfallener Architekturwerke handelte. Diese regten ihn zunächst durch ihre malerische Erscheinung, nebenbei aber auch um ihrer romantisch-historischen Beziehungen willen zur Nachbildung an, und in ihrer Wiedergabe lag der Schwerpunkt seiner Meisterschaft. Das zeigt sich schon bei den 6 Platten, die er im ersten Jahre für das große Werk vollendete. Die Ueberreste des Theaters in Albano und die Partie aus dem Colosseum sind harmonisch durchgebildet, während die Wiedergabe rein landschaftlicher Motive mancherlei zu wünschen läßt. Ebenso stehen unter den 7 Prospecten des folgenden Jahres die Ruinen der Villa des Vestidio Basso zu Tivoli und das zweite der Blätter, die sich Nel Colosseo betiteln, obenan. Nahe kommt denselben die sonnige Landschaft mit dem Tempio della Tosse zu Tivoli und das enge Thal des Teverone mit seinen hochaufgethürmten Uferbergen in der Nähe von Subiaco, das einen eigenen Reiz erhält durch die schimmervolle Luft, welche die leichtverschleierte Sonne umgibt. Unter den 6 Platten, die er 1794 dem Werke beifügte, fesselt vor allem das dritte der Subiaco betitelten Blätter, während unter den späteren das Grabmal der Horatier und Curiatier bei Albano hervorragt. Während er in diesen Prospecten nur unmittelbar der Natur Entnommenes bildmäßig zu behandeln suchte, drängte es ihn später, der eigenen Phantasie mehr Spielraum zu gestatten, und so entwarf er eine große Reihe idealer Landschaften. 1799 entstanden drei solche Radirungen, die mit drei früher schon vollendeten zu einer kleinen Folge (Andresen 76—81) vereinigt wurden und ebenfalls bei Frauenholz erschienen. Leider hat er in mancher dieser Ideallandschaften eine zu große Summe von Motiven untergebracht, die er nicht zu einer einheitlichen Wirkung zu verschmelzen im Stande war. Unter den sechs componirten Landschaftsradirungen leiden mehrere, besonders die Blätter „Morgen“ und „Abend“ an solcher Ueberfülle. Glücklicher in dieser Beziehung zeigt sich die idyllische Bachpartie, an deren Ufer ein flötender Satyr sitzt. Das Motiv dieser Landschaft mit der über dem Bach hangenden Esche ist nicht ohne poetischen Reiz; doch ist es auch hier dem Künstler nicht gelungen, jene geschlossene Wirkung zu erzielen, welche die bedeutendsten seiner „Prospecte“ und seiner sonstigen, aus unmittelbarer Naturanschauung hervorgegangenen Werke vor ähnlichen Arbeiten seiner Zeitgenossen so vortheilhaft auszeichnet. Immer mehr schloß er sich der Auffassungsweise jener Tage an, die den Werth einer sinnigen und formvollendeten Wiedergabe von Partien, wie die Natur selbst sie bietet, gering anschlug und nur der idealen Landschaft im Sinne eines Poussin und Claude Lorrain eine wahrhaft künstlerische Bedeutung beimaß. Dieser letzteren Gattung widmete er fortan immer eifriger seine Kräfte, indem er besonders die großartig düstern Züge der Natur zu steigern suchte. Seine hauptsächlichste Arbeit in dieser Richtung ist die große Sturmlandschaft, die er im J. 1800 seinem Freunde Schiller widmete (Andresen 96). Neben dem „Sturm“ wurden noch zwei weitere ideale Landschaften in der Radirung fertig, von denen besonders diejenige mit dem Propheten Elias (Andresen 97) hervorzuheben ist. Auch wurden damals nicht weniger als 12 kleine (Andresen 34—45) und 14

mittelgroße (Andresen 82—95) Thierstudien vollendet. Auf diese Weise hat er bis zum Jahre 1828 170 derartige Blätter radirt, die von Andresen verzeichnet und beschrieben sind. Sie finden sich in fast allen Kupferstichcabinetten Deutschlands in reicher Anzahl vor und genügen fast vollkommen für das Studium des Meisters in seiner eigenthümlichen, mehr auf die Form gerichteten Behandlungsweise der Landschaft. Weit weniger wichtig sind seine Bilder. Gemälde von ihm werden in der Neuen Pinakothek in München, im Museum zu Leipzig, im Thorwaldsenmuseum in Kopenhagen und an andern Orten, namentlich auch im Privatbesitze aufbewahrt, doch sind dieselben nicht zahlreich, da er sehr langsam malte. Sie zeigen im allgemeinen dieselbe Entwickelung wie seine Radirungen. Während diejenigen seiner ersten Jahre noch einen gewissen zopfigen Stempel tragen, eignete er sich später durch den Einfluß von Carstens und Koch eine größere Formenauffassung an, die ihn am Ende auch im Gemälde zu der stilistisch-historischen Richtung führte. Ein großer Jagdfreund, staffirte er seine Landschaften gern mit Thieren, häufig aber auch mit mythologischen und Genrefiguren aus dem Alterthume aus. Sein letztes, im 85. Lebensjahre ausgeführtes Werk, eine griechische Ideallandschaft, staffirt mit der Fabel von der Erfindung des korinthischen Capitäls, ist in der Münchner Neuen Pinakothek zu finden. Dadurch daß er die von Carstens in die moderne Kunst eingeführten Grundsätze lebendig und selbständig annahm, trat er als Landschafter an die Seite von Koch, dem er jedoch an schöpferischer Originalität, an lebendigem Gefühl für den organischen Aufbau einer Landschaft, für die Massenvertheilung und die Führung der bestimmenden Linien nicht gleichkommt und dessen kunstgeschichtliche Höhe er somit auch nicht erreichen konnte. Dennoch ist er von einzelnen Kunstfreunden in jener Zeit über Koch gestellt worden, und Elise v. d. Recke behauptete sogar, daß er „nach dem Zeugniß aller Kenner damals (1805) als der erste Künstler des Landschaftsfaches dastände“. Diese hohe Schätzung hat aber die Probe der Geschichte nicht ausgehalten. R. war ein Mann von gelehrter Bildung, strenger Gesinnung und gradem, reinen Charakter, war ein sehr zu schätzender Künstler, der überall als geistreich und denkend sich kundgibt, wie das auch schon Fernow im J. 1802 besonders hervorhob. Aber bei aller Anerkennung seiner tüchtigen Zeichnung empfindet man doch eine gewisse Nüchternheit in der sinnlichen Erscheinung seiner Malereien, die namentlich im Gegensatze zu der energischen Farbe Koch's flau und schwach, fast wie colorirte Zeichnungen wirken. Desto kräftiger war R. in seinen schriftlichen Aeußerungen. Schon 1810 und 1811 hatte er sich auf litterarischem Felde bewegt, indem er in Gemeinschaft mit F. Sickler den „Almanach aus Rom“ herausgab, dem auch verschiedene landschaftliche Radirungen seiner Hand beigefügt wurden. Er hatte Beziehungen zu einer Reihe litterarisch und gesellschaftlich hervorragender Persönlichkeiten, u. a. auch zu Schiller und Wilh. v. Humboldt, mit denen er einen lebhaften Briefwechsel unterhielt. Aus jenen Beziehungen hatte sich in ihm ein sehr starkes Selbstgefühl entwickelt, und bei dem großen Ansehen, das er in der römischen Künstlerwelt genoß, fühlte er sich berufen, in der damals ausgebrochenen Fehde der römischen Künstler gegen die deutschen Kunstkritiker die Führerschaft zu übernehmen. Er hatte sich durch eine Kritik seiner Landschaft mit Psyche am Wasser des Kocyt (jetzt im städtischen Museum zu Leipzig), welche Ludwig Schorn aus Anlaß der Münchener Kunstausstellung von 1829 im Stuttgarter Kunstblatt veröffentlicht hatte, aufs tiefste verletzt gefühlt, obwohl die Kritik Schorn's nicht nur in der Form sehr maßvoll, sondern auch durchaus gerechtfertigt war. Schon 1826 war es ihm gelungen, 7 Kunstgenossen zu einem gemeinsamen Vorgehen gegen die „Kunstschreiber“ zu veranlassen, welches schriftlich unter dem Titel „Betrachtungen und Meinungen über die in Deutschland herrschende Kunstschreiberei“ in der Augsburger All-

gemeinen Zeitung formulirt wurde. Diese erste litterarische Kundgebung, welche außer von R. von Franz Catel, Koch, Friedrich und Johann Riepenhausen, von Rohden, Thorwaldsen und Philipp Veit unterschrieben war, zeichnet sich noch insofern durch ein gewisses Maßhalten aus, als nicht bestimmmte Persönlichkeiten zum Gegenstand des Angriffs gemacht wurden, sondern derselbe sich nur in allgemeinen Erklärungen gegen die Berechtigung der Kunstkritik bewegte. Diese Streitschrift erfuhr sehr scharfe Entgegnungen, welche die Urheber der ersteren gewaltig verdrossen. Während sich aber die übrigen Unterzeichner der „Betrachtungen“ fortan ruhig verhielten, griff R. den Fehdehandschuh desto eifriger auf. Die erwähnte Kritik beantwortete er mit einem an den Münchener Schriftsteller gerichteten Sendschreiben, das, wie König Ludwig richtig sagte, mit einer „verteufelt spitzigen Feder“, d. h. grob und witzlos geschrieben war. Da Schorn nicht antwortete, ließ R. dem ersten Schreiben ein zweites folgen, und da auch dieses ignorirt wurde, beschloß er das erste drucken zu lassen. Um die Broschüre noch wirksamer zu machen, wurde ein Wiederabdruck der „Betrachtungen“ voraufgeschickt, und den Schluß des 1833 in Dessau unter dem Titel „Drei Schreiben aus Rom gegen Kunstschreiberei in Deutschland“ erschienenen Werkchens bildete ein drittes Schreiben eines Historienmalers Friedrich Rudolf Meyer aus Dresden. Mag es nun an den damaligen Preßverhältnissen oder an der Mangelhaftigkeit der von den Künstlern vorgebrachten Argumente gelegen haben — die Angriffe Reinhart's machten auch in der Broschürenform nicht das Aufsehen in Deutschland, welches er von der Höhe seines Patriarchensitzes in Rom erwartet hatte. Ueberhaupt war er schon während seiner letzten Lebensjahre in Deutschland ziemlich vergessen. Seine Augen entzündeten sich und machten ihm lange Zeit jede Thätigkeit unmöglich. Er starb, über 86 Jahre alt, in Rom am 11. Juni 1847.

Im allgemeinen ist seine Bedeutung mehr eine historische als eine rein künstlerische. Seine künstlerischen Schöpfungen haben nicht so sehr sein Andenken rege erhalten, als sein ideales auf ein großes Ziel gerichtetes Streben. Er war es, der während der Kummerjahre unseres politischen Lebens deutscher Art und deutscher Kunst in der Fremde Achtung und Erfolg zu sichern wußte, und den fast erloschenen Funken einer idealen Naturanschauung gehegt und genährt hat, an dem später die künstlerische Begeisterung eines Schirmer, eines Rottmann sich entzündete.

Vgl. Fernow, Sitten- und Kulturgemälde von Rom, Gotha 1802, S. 260. — Goethe, Winckelmann u. s. Zeit, S. 344. — A. W. v. Schlegel's krit. Schriften VI, S. 365, Berlin 1828. — Elise v. d. Recke, Tagebuch einer Reise 1804—6, Bd. II, S. 404, Berlin 1815—17. — A. Andresen, Die deutschen Maler-Radirer, I, S. 176—352, Leipzig 1866, ausführliche Monographie. — H. Riegel, Geschichte des Wiederauflebens der deutschen Kunst, S. 122, Hannover 1876. — Reber, Geschichte der neueren deutschen Kunst I, 175. — A. Rosenberg, Gesch. d. modernen Kunst II, S. 58, Leipz. 1887. — Otto Baisch, J. C. R. u. seine Kreise, ein Lebens- und Culturbild, Leipzig 1882. — Cotta'sches Kunstblatt 1847, S. 168. — Deutsches Kunstblatt 1858, S. 285. — Förster, Geschichte der deutschen Kunst IV, 81 ff. — Kugler, Kleine Schriften III, 46 ff. — Nagler, Monogrammisten II, Nr. 619. — Naumann, Archiv für d. zeichn. Künste, III, 141 ff.

R. Muther.

Reinharth: Tobias Jakob R., Rechtsgelehrter, ist geboren zu Erfurt am 8. October 1684, besuchte die dortige Predigerschule und die höhere Lehranstalt sowie schließlich die Universität und ward 1706 Licentiat, 1709 Dr. iuris. Er übernahm nun in seiner Vaterstadt, von Clienten zahlreich in Anspruch genommen, die Ausübung der Advocatur; zu mancher praktisch-gesunden Anschauung und Auf-

fassung, welche sich in seinen späteren Schriften häufig, zu deren größtem Vortheile, finden, dürfte er durch diese seine Beschäftigung gekommen sein, wennschon dieselbe zunächst in Widerspruch zu seiner Neigung gestanden zu haben scheint. Dieser entsprach mehr die akademische Thätigkeit, welche er mit der advocatorischen seit 1710 verband, zuerst als außerordentlicher, 1712 als ordentlicher Professor der Institutionen, 1714 der Pandekten. Er erfolgten sodann 1716 seine Ernennungen zum Oberkämmerer und kaiserlichen Pfalzgrafen, 1717 kam er dazu, die Advocatur niederzulegen, mußte aber dagegen die Geschäfte eines Stadtsyndikus übernehmen, 1722 ward er städtischer Oberbauherr, 1725 Beisitzer der Juristenfacultät, 1728 jüngerer Bürgermeister von Erfurt, 1729 gelangte er zur Professur des Codex und trat am 25. Juni 1730 das Rectorat der Universität an, welches er fünf Jahre hindurch beibehielt, bis zu seinem Abgange nach Göttingen. Dorthin wurde er nämlich 1735, als Nachfolger des S. Brunquell (s. A. D. B. III, 448) zu dem Ordinariat der Facultät und der Professur des kanonischen Rechts berufen unter Verleihung des Titels eines königl. großbritannischen und kurbraunschweigisch-lüneburgischen Hofrathes, zugleich unter Betrauung mit einem königlichen Commissariate bei der Universität, deren Rectorat er im J. 1740 verwaltete, während er die ihm darauf angebotene Vicekanzlerstelle wegen Altersschwäche ablehnen mußte; gestorben ist er am 3. Mai 1743. Er war zweimal verheirathet und außer den angeführten Titeln und Würden Rath einer großen Anzahl von Fürstlichkeiten, wie nach der Uebung jener Zeit fast selbstverständlich; besondere Dienste scheint er der gräflich Hatzfeld'schen Familie geleistet zu haben. Seine Schriften sind genau aufgezählt bei Pütter a. a. O.; dieselben bestehen zunächst aus zahlreichen Dissertationen u. dgl., in welchen er mit Vorliebe für einzelne Rechtsmotive die Frage der Reception des Römischen Rechts prüft und sich dabei auf einen ruhigen und praktischen, zwischen den Extremen, welche bei dem lebhaft gerade zu jener Zeit über Reception in complexu tobenden Kampfe hervortreten, vermittelnden, im ganzen dem Römischen Rechte eher geneigten Standpunkt stellt. Sein Hauptwerk aber sind die „Selectae Observationes ad Pauli Christinaei Decisiones“, 1743, welche besonders werthvoll sind durch die reichlich mitgetheilten Sprüche und Gutachten der Göttinger sowie anderer juristischer Facultäten, so daß das Buch als Quelle für die Praxis bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts verdient genannt zu werden neben den Meditationen von Leyser's (s. A. D. B. XVIII, 522 ff.); besitzt es auch nicht den reichen Ideeninhalt und die elegante Souveränetät über das Recht, welche dem Wittenberger Gelehrten eignen, so bietet sein ohne Voreingenommenheit zu Gunsten neuaufgestellter Meinungen fleißig gesammeltes und gesichtetes Material um so zuverlässigere Zeugnisse für das wirklich geltende Recht: eine Nebeneinanderstellung, durch welche der nicht wegzuleugnenden Ueberlegenheit der Leyser'schen Persönlichkeit keinerlei Abbruch gethan sein soll.

Moser, Lexikon der jetzt lebenden Rechtsgelehrten, 206 ff. — Jenichen, Lexikon der jetztlebenden Rechtsgelehrten, 173 ff. — Gesner, Biographia academica Gottingensis, I, 71 ff. — Pütter, Versuch eine rakademischen Gelehrten-Geschichte Göttingens, I, 40 ff. und II, 32.

Ernst Landsberg.

Reinhold, Christ. s. Köstlin, Christ. Reinhold Bd. XVI, S. 759.

Reinhold: Erasmus R., Astronom, geboren am 21. October 1511 zu Saalfeld in Thüringen, † ebenda am 19. Februar 1553. Von Reinhold's Jugendzeit weiß man so gut wie nichts; er studirte unter Milichius die mathematischen Wissenschaften in Wittenberg und muß sich schon als Student ausgezeichnet haben, denn als man nach Joh. Volmar's Tode, einer Anregung

Melanchthon's folgend, zwei Professuren der Mathematik einrichtete, erhielt R. 1536 die Lehrstelle „Mathematum superiorum“, d. h. der Astronomie, während Rheticus (s. d. Artikel) als Professor „Mathematum inferiorum“ berufen wurde. Wie beide Männer ihre Lehrthätigkeit auffaßten, ersieht man aus einer sehr interessanten lateinischen Vorlesungsanzeige, welche uns Kästner aufbewahrt hat. Beide stellten sich frühzeitig auf die Seite der copernicanischen Reform und zwar muß R. sogar als der nachhaltigere Vertreter derselben bezeichnet werden, da Rheticus späterhin ganz und gar in seinen trigonometrischen Arbeiten aufging. Von R. müssen wir annehmen, daß ihm diplomatischer Tact in hohem Grade zu eigen war, denn während er in Druckschriften für Copernicus eintrat, verpflichtete ihn sein Lehramt zum Vortrage der ptolemaeischen Lehren, und daß an diesen festgehalten werde, darüber wachten eifrigst die Wittenberger Theologen; daß aber R. mit diesen letzteren, zumal mit Melanchthon und Cruciger, andauernd die besten Beziehungen unterhalten habe, wird uns ausdrücklich bezeugt. Als im J. 1552 Sachsen von der Pest heimgesucht wurde, verließen viele Wittenberger Professoren die Musenstadt, unter ihnen R., der in der Heimathsstadt ein Asyl gefunden zu haben glaubte. Indeß scheint er den Keim der Seuche bereits in sich aufgenommen gehabt zu haben, denn er erlag der Pest mit den Worten: Vixi et quem dederas cursum mihi, Christe, peregi. Als Beobachter vermochte R. nicht viel zu leisten, in Wittenberg gab es damals noch keine eigentliche Sternwarte, und er mußte sich mit einem hölzernen Quadranten behelfen. Um so thätiger war er auf anderen Gebieten. Er legte 1542 für seine Zuhörer die damals noch auf allen Universitäten als Vorlesung im Gebrauche stehende Planetentheorik Peurbach's (s. A. D. B. XXV, 559) von neuem auf, er gab 1549 das erste Buch des ptolemaeischen Almagestes griechisch und lateinisch mit Scholien heraus, er besorgte endlich eine verbesserte Auflage der Regiomontan'schen Directions- und Tangententafeln (posthum 1554 zu Tübingen erschienen). In der erstgenannten Publication findet sich bereits eine Art von Camera obscura beschrieben. Seiner ausgesprochenen Zuneigung zum copernicanischen Weltsysteme entsprang ein Commentar zu den „Revolutiones orbium coelestium“, welcher leider nicht gedruckt und somit zu Verlust gerathen ist. Er ging aber auch noch weiter, er wollte auf dieses neue System ein Tafelwerk begründen, welches alles in dieser Hinsicht vorhandene an Güte übertreffen sollte, und dieser Plan gedieh auch zur Reife, da Melanchthon, der nur gegen die Consequenzen, keineswegs aber gegen die theoretische Seite der neuen Lehre eingenommen war, von dem preußischen Herzog Albrecht eine namhafte Geldhülfe zu erwirken wußte. Apelt hat uns den denkwürdigen Brief, welchen R. in dieser Angelegenheit an den Hofprediger Staphylus in Königsberg richtete, aufbehalten und deutsch wiedergegeben. Der Herzog nahm die Widmung der Tafeln an, welche unter dem Titel „Tabulae Prutenicae“ 1551 zu Wittenberg die Presse verließen; Neuauflagen wurden von Mästlin (Tübingen 1571) und Strubius (Wittenberg 1584) veranstaltet. Die preußischen Tafeln blieben durch fünfzig Jahre die Norm des rechnenden Astronomen, erst Kepler überholte sie durch seine Tabulae Rudolphinae, erkannte aber in deren Vorrede die Verdienste seines Vorläufers R. unumwunden an. Dieser letztere war von sämmtlichen Gelehrten des 16. Jahrhunderts am tiefsten in die Geheimnisse des Planetenlaufs eingedrungen, wie er denn auch schon eine Ahnung von der Elliptticität der Mond- und Merkurbahn gehabt zu haben scheint. Auch Reinhold's Sohn, wie der Vater Erasmus genannt, muß ein tüchtiger Mathematiker gewesen sein, wiewohl er die Medicin zum Lebensberufe erwählt hatte und als praktischer Arzt in Saalfeld lebte, wo ihn Tycho Brahe auf seiner bekannten wissenschaftlichen Reise durch Deutschland besuchte. R. junior schrieb eine Abhandlung über den neu erschienenen Stern von 1572 und 1574 ein zu

Erfurt herausgekommenes „Lehrbuch der Feldmeß- und Markscheidekunst". Es ist dies die erste systematische Darstellung der „unterirdischen Geometrie", welche die deutsche Litteratur aufzuweisen hat.

R. Wolf, Geschichte der Astronomie, S. 209 ff., 236 ff., 242 ff., 296 ff., München 1877. — Apelt, Die Reformation der Sternkunde, S. 176 ff., Jena 1852. — Kästner, Geschichte der Mathematik, 1. Bd., S. 699 ff., Göttingen 1796, 2. Bd. S. 348 ff., 608 ff., Gött. 1797. — Geschichte der Astronomie von den ältesten bis auf gegenwärtige Zeiten, 1. Bd., S. 243 ff., Chemnitz 1792.

Günther.

Reinhold: Ernst Christian Gottlieb R., geboren am 18. October 1793 in Jena, † ebendaselbst am 17. September 1855, Sohn des Professors Karl Leonhard R., welcher zu Ostern 1794 von Jena nach Kiel umsiedelte, in welch letzterer Stadt der junge Ernst seine Schulbildung erhielt; ebendort wurde derselbe (1817) Gymnasiallehrer und (1820) Subrector des Gymnasiums, woneben er sich (1822) als Privatdocent an der Universität habilitirte; 1824 aber folgte er einem Rufe nach Jena als ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik. Seine reiche schriftstellerische Thätigkeit begann er mit „Versuch einer Begründung und neuen Darstellung der logischen Formen" (1817), worin er ebenso wie in dem „Grundriß eines Systemes der Erkenntniß- und Denk-Lehre" (1825, ein Auszug hieraus 1843) und in „Die Logik oder allgemeine Denkformenlehre" (1827) sich als eifrigen und scharf denkenden Vertreter der formalen Logik erwies. Während er inzwischen das Leben und litterarische Wirken seines Vaters darstellte (1825, s. u. S. 82), machte er zugleich geschichtliche Studien und gab einen „Beitrag zur Erläuterung der pythagoreischen Metaphysik" (1827), worauf er eine dankenswerthe übersichtliche Darstellung der Geschichte der Philosophie folgen ließ, welche in verschiedenen Bearbeitungen erschien als „Handbuch der allgemeinen Geschichte der Philosophie" (1828 f. in 2 Bdn.), dann als „Geschichte der Philosophie nach den Hauptmomenten ihrer Entwicklung" (2 Bde., 1845, 4. Aufl. 1854) und als „Lehrbuch der Geschichte der Philosophie" (in Einem Bande 1836, 3. Aufl. 1849). Seine eigene philosophische Anschauung gab er kund in „Theorie des menschlichen Erkenntnißvermögens und der Metaphysik" (1832—34, 2 Bde.), „Lehrbuch der philosophisch-propädeutischen Psychologie" (1835), „Die Wissenschaften der praktischen Philosophie im Grundriß" (1837, 3 Bde.), „System der Metaphysik" (1854), „Ueber das Wesen der Religion und seinen Ausdruck im evangelischen Christenthume" (1846). Er knüpfte wohl einigermaßen an die Lehre seines Vaters an, lenkte aber mehr zu Kant zurück, ja näherte sich zuweilen der Popularphilosophie des vorigen Jahrhunderts bezüglich der Auffassung der ewigen Denkbestimmungen eines allumfassenden Urgrundes, sowie in der Durchführung einer sittlichen Teleologie; am meisten näherte er sich Kant in der moralischen Umschreibung der Religion.

E. F. Apelt, Ernst Reinhold und die Kantische Philosophie (1840).

Prantl.

Reinhold: Johann Christoph Leopold R., geboren 1769 in Leipzig, † daselbst am 28. Novbr. 1809, studirte, nachdem er die Nicolaischule bis 1785 besucht hatte, Medicin in Leipzig, machte 1791 das examen pro baccalaureatu, wurde 1792 Magister und schrieb 1796 pro candidatura ein „Specimen de galvanismo", dem 1798 ein zweites specimen als Dissertation zur Doctorwürde folgte. R. habilitirte sich als Docent in Leipzig, wurde außerordentlicher Professor und von 1804 an erster Arzt am St. Jacobshospital und Lehrer am klinischen Institute daselbst. Außer einigen medicinischen Abhandlungen in Reil und Autenrieth's Archiv für Physiologie hat R. auch mehrere physikalische Arbeiten veröffentlicht. Dieselben beziehen sich durchweg auf den Gal-

vanismus und zwar hauptsächlich auf die chemischen Wirkungen des Stromes. Die Versuche sind, seitdem das Gesetz für die Stromstärken entdeckt worden ist, nicht mehr von Interesse. Hervorzuheben ist aber doch eine von R. gewiß zuerst gemachte Beobachtung, nämlich daß ein schwer oxydirbares Metall (Kupfer) bei Berührung mit Wasser und Luft viel schwerer oxydirt, wenn es mit einem leichter oxydirbaren (Zink) in Contact ist, als für sich, da durch die entstehenden Ströme Wasserstoff auf seiner Oberfläche abgeschieden wird. Ferner war er Vertreter einer jetzt nicht mehr angenommenen Hypothese über die Wirkung der feuchten Leiter in den Ketten, welche er als Isolatoren zwischen den Metallen auffaßte, durch welche hindurch sich die Elektricitäten an den Metallplatten bänden. Die physikalischen Abhandlungen Reinhold's sind in Gilbert's Annalen Bd. X, XI, XII und XXVIII abgedruckt. Er gab auch ein größeres Werk: „Geschichte des Galvanismus, frei nach Sue", Leipzig 1803, 2 Bände, 8° heraus.

Poggendorff, Biogr.-litter. Wörterb. II, 598. — Meusel, Das gelehrte Teutschland. — Rotermund, Gel.-Lex. VI, S. 1721. K.

Reinhold: Johann Gotthard R. — Dieser holländische Diplomat und deutsche Dichter war geboren in Aachen am 8. März 1771. Sein Vater, ein Kaufmann, übersiedelte bald darauf nach Amsterdam, ließ aber seinen Sohn in Deutschland erziehen, zuerst in dem Bahrdt'schen Philanthropin in Heidesheim, dann seit 1779 in der vom Herzog Karl von Württemberg patronisirten Militärakademie zu Stuttgart, wo er nach des Vaters Wunsch zu keinem bestimmten Beruf ausgebildet und schon früh in den altclassischen Sprachen unterwiesen wurde. Bereits nach 2 Jahren erhielt er das Zeugniß, daß bei seinen großen Fortschritten mit der Zeit „Alles aus ihm werden könne". Hier wurde er mit Friedr. Schiller bekannt, dessen begeisterter Verehrer er lebenslang blieb, wie denn auch seine eigenen Dichtungen eine Anlehnung an Schiller's Dichtweise zeigten. — Noch bedeutsamer für ihn, auch für sein äußeres Leben, wurde seine hier geschlossene Herzensfreundschaft mit Johann Georg Kerner (dem feurigen Republikaner, nachmaligen französischen Gesandtschaftssecretär, dann Arzt in Hamburg [s. A. D. B. XV, 640]). 1783 verließ er die hohe Karlsschule, um sich in Frankfurt a. M. für den Kaufmannsstand vorzubereiten, der jedoch seiner Geistes- und Gemüthsrichtung so wenig zusagte, daß er ihn bald wieder aufgab, um in den niederländischen Kriegsdienst zu treten, in welchem er 1793 zum Lieutenant befördert wurde. Wenn er dann auch diese Laufbahn wieder verließ, so ist das dem Einfluß seines Freundes Kerner zuzuschreiben, der 1795 seinem Landsmann Reinhardt (damals französischem Gesandten bei den Hansestädten) nach Hamburg gefolgt war, und nun R. zu überzeugen suchte, daß er eine richtigere Verwendung seiner Talente und Kenntnisse in der diplomatischen Carriere finden werde. Es gelang dem Freunde, den damaligen Gesandten der batavischen Republik in Hamburg Citoyen Abbéma, für R. zu interessiren und ihn zu veranlassen, R. zu seinem Legationssecretär zu erbitten. Er wurde vom Militärdienst beurlaubt und trat anfangs 1796 seinen neuen Dienst an. Hier erwies er sich so thätig und geschickt, daß er wiederholt seinen Gesandten vertreten durfte, und nach dessen Abberufung (1800) als Geschäftsträger der batavischen Republik förmlich accreditirt wurde, in welcher Stellung er, auch nachdem das Königreich Holland die Republik abgelöst hatte, verblieb, bis er 1809 als bevollmächtigter Minister nach Berlin versetzt wurde. — Während seines Aufenthaltes in Hamburg hatte er sich in amtlicher wie in gesellschaftlicher Hinsicht durch sein liebenswürdiges Wesen, seinen Geist und geschickte Geschäftsführung, warme Freunde erworben, die auch seine vielseitige Bildung und seine dichterische Gemüthsrichtung zu schätzen wußten. Er genoß Klopstock's Umgang und ver-

kehrte fleißig mit den hervorragendsten Notabilitäten der Stadt, namentlich im Reimarus-Sieveking'schen Hause sowie in der Familie des Senators Westphalen, an dessen dichterische Gattin, Engel Christina geb. v. Axen, manche seiner Gedichte „an Angelica" gerichtet sind; nicht minder in dem verschwägerten Hause des Kaufmanns Schuchmacher (genannt, wie Westphalen, in J. G. Rist's Lebenserinnerungen, Bd. I), an dessen von geistreichen kraftgenialen Männern (Kerner, Veit Weber, Gries u. A.) vielbesuchter Tafelrunde auch R. kein seltener Gast war. In der jungen Pflegetochter dieses Hauses fand er auch 1808 seine Gattin. — Allgemein anerkannt war, außer den schon erwähnten Eigenschaften Reinhold's, auch die zarte Sinnigkeit seines poetischen Gemüths, sein edler Charakter, seine seltene Anspruchslosigkeit, und einzig ein französischer Minister urtheilte, daß R. zwar Esprit besitze, jedoch suffisant und manierirt sei. Da aber Herr v. Bourienne es war, der dies gesagt, so beirrte dessen Kritik die allgemeine Stimmung nicht im geringsten. — Während R. als Gesandter die althistorischen Handelsbeziehungen zwischen Holland und Hamburg und Bremen nach Vermögen pflegte und die Interessen beider Theile zu fördern strebte, bewies er sich in politischer Hinsicht zwar als Anhänger der republikanisch-weltbürgerlichen Richtung, jedoch stets in maßvoller Ausdrucksweise, und blieb Deutschland und deutschem Geistesleben von Herzen zugethan. Mit seinem excentrischen Freunde Kerner hatte er 1797 eine philanthropische Gesellschaft in Hamburg gegründet, deren ursprüngliche Tendenz, nach Reinhold's Zeugniß nur die war: Asyl und Pflanzschule der wahren Freiheit zu sein. Vielleicht geschah es durch beigetretene Mitglieder extremerer Richtung, daß diese Tendenz verkannt und mißdeutet, und die Gesellschaft, als revolutionäres Organ des französischen Directoriums betrachtet, auch bald aufgehoben wurde. — In Berlin bekleidete er den holländischen Gesandtschaftsposten nicht lange, da derselbe infolge der Einverleibung Hollands in Frankreich (1810) einging. — In französischen Staatsdienst zu treten, war ihm bei seiner Abneigung gegen die Napoleonische Weltherrschaft, unmöglich, er trat daher in den Privatstand, und lebte von 1810 — 1814 in Paris, wo er neben den reichen Litteraturschätzen damals auch die größten Meisterwerke der Kunst beisammen sah. Diese studirend und überhaupt den Wissenschaften lebend, vollendete er hier auch seine längst begonnene Verdeutschung der Sonette und Canzonen Petrarca's. — Nach Napoleon's Sturz sah er sich 1814 reactivirt, indem der König der Niederlande ihm den Gesandtschaftsposten in Rom und Florenz anvertraute, wie 1827 den in Bern. Als er aber 1832 Gesandter in Kopenhagen werden sollte, erbat und erhielt er seinen Abschied in der ehrenvollsten Weise. — Von seinem Monarchen wie von andern Fürsten durch hohe Orden ausgezeichnet, legte der Commandeur und Chevalier de Reinhold denselben doch keinen Werth bei. Er zog sich aus dem öffentlichen Leben völlig zurück und wählte die ihm aus seiner Jugendzeit lieb und werth gewordene Stadt Hamburg zu seinem letzten Aufenthalte. In dieser seiner zweiten Heimath, aus welcher freilich die meisten seiner alten Freunde bereits geschieden waren, lebte er noch einige Jahre in stiller Muße im Verkehr mit den wenigen ihm gebliebenen alten Genossen in einem bescheidenen Hause der damals noch stillen sog. Langenreihe in der damaligen Vorstadt St. Georg, übrigens bis zu seinem Lebensende lebhaft beschäftigt mit Litteratur, Kunst und Wissenschaft. Ein schneller, sanfter Tod beschloß sein reiches schönes Erdenleben am 6. August 1838; auf dem ländlichen Kirchhofe zu Ham wurde, seinem Wunsche gemäß, die Leiche ohne Gepränge bestattet. Ein handschriftlicher Nachruf sagt von ihm: „er war mehr Gelehrter als Militär, mehr Weltmann als Gelehrter, eigentlich aber mehr Dichter als Weltmann und Gelehrter".

Ein Freund, der vormalige Bischof von Constanz, v. Wessenberg, schrieb Reinhold's Nekrolog für die Augsb. Allg. Zeitung, der auch wieder abgedruckt ist im Vorworte des von Varnhagen v. Ense herausgegebenen dichterischen Nachlasses Reinhold's. Sonst ist weniges von seinen poetischen Werken gedruckt, da R. solchen Veröffentlichungen seines inneren Lebens durchaus abgeneigt war. Ungedruckt ist z. B. seine Uebersetzung der griechischen Anthologie, welche im Manuscript vollendet ist.

S. d. Hamburger Schriftsteller-Lexikon Bd. VI, S. 225, 226 und Ad. Wohlwill, zur Biographie J. G. Reinhold's, in der Zeitschrift des Vereins für Hamburg. Geschichte, Neue Folge, Bd. V, S. 183 ff.

Beneke.

Reinhold: Karl Leonhard R., geboren am 26. October 1758 in Wien, † in Jena am 10. April 1825, Sohn eines Inspectors am Arsenale, besuchte vom siebenten Lebensjahre an das Gymnasium seiner Vaterstadt und trat im Herbst 1772 als Noviz in das Jesuitencollegium ein; nach Aufhebung des Jesuitenordens (September 1773) kehrte er zunächst in das Vaterhaus zurück, fand aber bereits im Herbste 1774 Aufnahme in dem Barnabitencollegium, wo er October 1778 als Lehrer der Philosophie verwendet wurde. Nach dem Regierungsantritte des Kaisers Joseph II. gab sich in Wien eine freisinnige Strömung kund, und es bildete sich (1781) ein Verein „Zur wahren Eintracht" für Gewissens- und Denkfreiheit, welcher sich in freimaurerischen Formen bewegte und neben Alxinger, Blumauer, Sonnenfels u. a. auch R. unter seine Mitglieder zählte. Die von Blumauer redigirte Wiener Realzeitung enthielt unter der Rubrik „Theologie und Kirchenwesen" zahlreiche Aufsätze Reinhold's, und in demselben reifte allmählich der Entschluß, seine Fesseln abzustreifen. Als im Sommer 1783 Professor Petzold aus Leipzig anwesend war, verabredete R. mit demselben, sich von ihm nach Leipzig entführen zu lassen, woselbst er als Studirender immatriculirt Vorlesungen bei Platner hörte und seinen Unterhalt durch Zeitungsartikel fristete; bald aber riethen ihm seine Wiener Freunde, um den Nachforschungen der Exjesuiten zu entgehen, sich mit Empfehlungsbriefen nach Weimar zu Wieland zu begeben, wo er im Mai 1784 eintraf und freundlichst aufgenommen wurde. Sofort trat er als Mitarbeiter an Wieland's „Deutschem Mercur" ein, und bald erhielt er auch Antheil an der Redaction desselben, wodurch es ihm ermöglicht war, mit Wieland's Tochter (am 18. Mai 1785) den Ehebund zu schließen. Neben einem Aufsatze im Wiener Journal „Die hebräischen Mysterien oder die älteste religiöse Freimaurerei" (neuer Abdruck 1788) und dem vorübergehenden Unternehmen einer „Allgemeinen Damenbibliothek" (1785) verblieb der Deutsche Mercur das Organ, in welchem R. meist anonym seine Arbeiten veröffentlichte. Dort erschienen: „Herzenserleichterung zweier Menschenfreunde über Lavater's Glaubensbekenntniß" (1785) und „Ueber eine Recension von Herder's Ideen" (1785, d. h. Kant hatte in der Jenaer Litteraturzeitung Herder's Schrift ablehnend beurtheilt, R. aber trat für dieselbe ein), ferner „Ehrenrettung der Reformation" (1786, Neudruck 1789), und nun folgten daselbst von 1786 an nacheinander acht „Briefe über die Kantische Philosophie" (2. Aufl. in 2 Bdn. 1790—92), welche sowohl persönlich für R. als auch sachlich für den Kantianismus von günstigstem Einflusse waren. R. gab darin in äußerst schöner Sprache eine gute sachgemäße Darstellung der Kritik der reinen Vernunft, besonders bezüglich ihres Verhältnisses zur Moral und Religion, und sowie er hiebei nicht nur die ausdrückliche Zustimmung Kant's fand, sondern auch das Verdienst sich erwarb, während einiger Jahre das Verständniß Kant's in weiteren Kreisen zu verbreiten, so genoß er davon auch die Frucht, daß er im Herbst 1787 auf Antrag des Curators Voigt in Jena zum

Professor der Philosophie ernannt wurde. In höchst anziehenden Vorträgen las er mit glänzendem Lehrerfolge über die Kritik der reinen Vernunft, über Logik und Metaphysik, über Aesthetik und auch über Wieland's Oberon. Im Anfange des Jahres 1789 veröffentlichte er „Ueber die bisherigen Schicksale der Kantischen Philosophie", eine Schrift, welche er als Vorrede wieder aufnahm in sein unbestrittenes Hauptwerk: „Versuch einer neuen Theorie des menschlichen Vorstellungsvermögens" (1789, 2. Aufl. 1795). Hier nun versuchte er selbständig die Kantische Trennung zwischen Sinnlichkeit und Verstand zu überbrücken, und indem die Frage sich aufdränge, woher man denn wisse, daß unser Geist an die Formen der Sinnlichkeit und des Verstandes gebunden sei, sprach er zur Beantwortung derselben die Forderung einer „Elementarphilosophie" aus, in welcher er sich auf die Thatsache des Bewußtseins stützend, den Grundsatz durchführte, daß im Bewußtsein die Vorstellung vom Vorgestellten und vom Vorstellenden unterschieden und zugleich auf beide bezogen werde, d. h. es sei zu unterscheiden Etwas, welches sich bewußt ist (Subject) und Etwas, dessen sich das Subject bewußt ist (Object) und Etwas, wodurch sich das Subject des Objectes bewußt ist (Vorstellung). Hierdurch nimmt R. in der Entstehung der nachkantischen Philosophie eine entscheidende Stellung ein, denn er bildet die Uebergangsstufe von Kant zu Fichte, dessen Ternarius „Thesis, Antithesis, Synthesis" eben auf Reinhold's Theorie des Vorstellungsvermögens beruht. Die Hauptpunkte seiner sog. Elementarphilosophie gab er wieder in etwas veränderter Form im 1. Bande seiner „Beiträge zur Berichtigung bisheriger Mißverständnisse der Philosophen" (1790—94) und in der Schrift „Ueber das Fundament des philosophischen Wissens" (1791). Er war aber hiermit auf seinem Höhepunkte angekommen, und seine späteren Leistungen hatten keine Wirkung mehr, ja fanden kaum Beachtung; er durchlief in der Folge verschiedene Anschauungen, da er allerdings mit Leichtigkeit sich in fremde Ansichten hineinzudenken vermochte, aber dabei mehr Beweglichkeit seines Denkens, als Gründlichkeit desselben kund gab. Er war überhaupt ein weicher Optimist, welcher alles Neue freudig begrüßte, aber doch jedesmal bereits selbst geahnt hatte; bezeichnend für sein Wesen ist, daß er (1795) den Einfall hatte, einen „Entwurf zu einem Einverständnisse über die Hauptmomente der moralischen Angelegenheiten" bei Wohlgesinnten circuliren zu lassen, der dann wirklich unter dem Titel „Ueber die Grundbegriffe und Grundsätze der Moralität" (1798) gedruckt wurde. Im Sommer 1793 erging an ihn ein sehr vortheilhafter Ruf an die Universität Kiel (an Stelle des nach Kopenhagen abgehenden Tetens), Familienverhältnisse aber nöthigten ihn, die Hinreise erst zu Ostern 1794 anzutreten; die Jenenser Studirenden beklagten den Abgang ihres Lieblingslehrers und brachten demselben mehrfache Ovationen dar. Die Bearbeitung einer Berliner Preisaufgabe über die Fortschritte der Metaphysik brachte ihm (1796) den zweiten Preis, und in einer Neubearbeitung derselben unter dem Titel „Ueber den gegenwärtigen Zustand der Metaphysik" (1797) erklärte er feierlich seinen Uebertritt zu Fichte, dessen Wissenschaftslehre die „Philosophie ohne Beinamen" sei, womit auch das „Sendschreiben an Fichte und Lavater" (1797) zusammenhing. In der Schrift sodann „Ueber die Paradoxien der neuesten Philosophie" (1799) versuchte er eine Vermittelung zwischen Fichte und Jacobi, und als nun (1800) Bardili's Grundriß der ersten Logik (s. A. D. B. II, 56) erschien, erblickte er in diesem eigenthümlichen Erzeugnisse die letzte und allerletzte Reform der Philosophie und vereinigte sich mit Bardili zur Herausgabe der „Beiträge zur leichteren Uebersicht des Zustandes der Philosophie" (6 Hefte, 1801—3), worin auch eine mißliebige Recension über Schelling's System des transcendentalen Idealismus er-

schien. Da hierüber Schelling in der Einleitung zum Kritischen Journal (1802) mit einer entsetzlichen Grobheit über die beiden herfiel, veröffentlichten dieselben einen „Briefwechsel über das Wesen der Philosophie und das Unwesen der Speculation" (1804). Es folgte dann noch eine Reihe schwächerer Arbeiten Reinhold's, nämlich: „Anleitung zur Kenntniß und Beurtheilung der Philosophie in ihren sämmtlichen Lehrgebäuden" (1805), „Versuch einer Auflösung der Berliner Preisaufgabe über die analytische Methode" (1805), „Versuch einer Kritik der Logik" (1806), „Anfangsgründe der Erkenntniß der Wahrheit in einer Fibel für noch unbefriedigte Wahrheitsforscher" (1808), „Rüge einer merkwürdigen Sprachverwirrung unter den Weltweisen" (in Weimar geschrieben, wo er sich im Sommer 1809 zur Erholung aufhielt), eine Vorarbeit zu der größeren Schrift „Grundlegung einer Synonymik für den allgemeinen Sprachgebrauch in den philosophischen Wissenschaften" (1812), worin er gegen den unkritischen Gebrauch vieldeutiger und synonymer Worte kämpfte, da hierin die Schuld an dem Unwesen der neuen Philosophie liege. Desgleichen dem Sprachgebiete gehört an „Das menschliche Erkenntnißvermögen" (1816), seine letzte Schrift aber „Die alte Frage, was ist Wahrheit" (1820) lenkt wieder mehr auf die praktisch-religiösen Ansichten Kant's zurück.

Ernst Reinhold, Karl Leonh. Reinhold's Leben und litterarisches Wirken (1825). — Rob. Keil, Wieland und Reinhold (1885). — Ueber Reinhold's Philosophie Näheres in den bekannten Werken von J. E. Erdmann und Ed. Zeller. Prantl.

Reinhold: Karl Wilhelm R., ein hamburgischer Publicist und Theaterschriftsteller, der ursprünglich Lehmann hieß, wurde am 24. Februar 1777 als der Sohn eines jüdischen Seidenhändlers in der berühmten Hansestadt geboren. 22 Jahre alt, trat er freiwillig im bremischen Neuhaus zum Christenthum über und vertauschte den antiquirten „Zacharias" mit dem modernen „Karl Wilhelm"; einige Zeit darauf nahm er das Pseudonym Reinhold, unter welchem er sich seine ersten schriftstellerischen Lorbeeren geholt hatte, als Familiennamen an. Er soll seine Frühzeit als Schauspieler verbracht und sogar an der weimarer Hofbühne gewirkt haben: die praktische Ausübung der Schauspielkunst ist jedenfalls seiner litterarischen Beschäftigung mit dem Theater zu Gute gekommen. Später hat er Philosophie studirt und sich zu Rostock am 20. October 1812 den Doctorhut erworben. Zwischen der Promotion und der Schauspielerzeit aber liegt schon eine rege Thätigkeit auf mannigfachen Gebieten der Litteratur. R. ist seiner natürlichen Begabung nach Journalist gewesen und hat in diesem Berufe seiner Vaterstadt gewissenhaft und erfolgreich gedient. Er beginnt mit Belletristik, Kritik und Theaterschriftstellerei als Mitarbeiter der „Gemeinnützigen Unterhaltungsblätter" (1806—1815) und als selbständiger Herausgeber der „Allg. deutschen Theaterzeitung" (1808) sowie des „Archivs für Theater und Litteratur" (1809), welches 1810 in ein „Archiv für Litteratur, Kunst und Politik" umgewandelt und 1811 von dem „Hamburg. Unterhaltungsblatt" (bis 1815) abgelöst wurde. Er besaß eine umfassende Kenntniß des Theaterwesens, sicheres Urtheil, guten Geschmack und hat sogar die schwierige Kunst verstanden, es den Komödianten recht zu machen. Manches glückliche Talent hat R. durch verständigen Rath, kluge Anleitung zum Künstler herangebildet und durch seinen persönlichen Einfluß in der Laufbahn weiter gebracht; ohne zu verletzen wußte er den Sinn der Darsteller leise zu seiner Auffassung zu bekehren. Es steht fest, daß er allein die reizende Christine Löhrs, Tochter des Schauspielers und Directors Karl Löhrs († in Hamburg am 26. Februar 1802) „entdeckt" und zu einer bedeutenden Schauspielerin gemacht hat. 1790 zu Hamburg geboren, betrat sie, ein echtes Theaterblut, schon in früher Jugend die Bühne. Zart,

duftig und vom Gemeinen unberührt, wie ihr Charakter, war ihre Kunst. Sie besaß die unschätzbare Gabe zu individualisiren; als muntere Liebhaberin war sie voll feinen Humors und echt weiblicher Anmuth, in tragischen Rollen zeigte sie starke Empfindung und den rührenden Heroismus der reinen, ursprünglichen Seele, durch alle ihre Leistungen aber ging gleichmäßig ein Zug unbewußter Kindlichkeit und genialer Kraft. Der berühmte Klingemann spendet ihrer künstlerischen Eigenart ein reiches Lob. R., der seit 1806 von seiner Gattin Friederike, geb. Kloß, geschieden war, verliebte sich in die schöne, holde Schülerin und führte sie am 18. December 1812 als eine zweite Gemahlin in sein Haus; er sollte sich jedoch seines ehelichen Glückes nicht lange freuen, denn schon im J. 1827 starb Christine plötzlich. Im Zusammenhange mit solchen Bestrebungen entstanden zwei Stücke, welche R. der hamburgischen Schaubühne zur Darstellung übergab: „Die Postkutsche zu Bocksdorf“ ein fünfactiges Lustspiel (1808) und der Einacter „Die Eheleute vor der Hochzeit oder Sie sind zu Hause“ (1809) sind nach des lustigen, leichten, fruchtbaren Louis-Benoît Picard übermüthigen Komödien „Le Collatéral, ou la Diligence de Joigny“ und „La noce sans Mariage“ (1799 und 1805) frei bearbeitet. Picard's erfolgreiche Dramatik war in jenen Tagen eine beliebte Quelle für deutsche Lustspieldichter: aus ihr schöpft Schiller seinen „Neffen als Onkel“ (Encore des Ménechmes 1791), Kotzebue die „Französischen Kleinstädter“ (Les provinciaux à Paris 1824) und den „Kapitän Belvande“ (1817). Damit erfüllt sich wohl Reinhold's Arbeit für das Theater, keineswegs aber seine journalistische Thätigkeit; 1817—1831 redigirt er eine Zeitschrift für gebildete Leser, die bis 1828 unter den Titeln „Hammonia“ (1827 als Hamburg. Sonntagsblatt); „Hamburg“ (1829); „Der Hamburgische Referent“ (1830 bis März 1831) erschien; schon seit 1829 arbeitete er an den „Wöchentlichen gemeinnützigen Nachrichten“ mit, um 1832 die ganze Leitung dieses Journals, dem er bis zum 1. Juli 1840 vorstand, zu übernehmen. Vorübergehend war er auch unter den schwierigsten Zeitverhältnissen Hauptredacteur des „Hamburg. Correspondenten“ an Stelle des Dr. Störer, der vor den Franzosen aus der Stadt gegangen war; bald hinderte ein französischer Machtspruch das Erscheinen des Blattes. Als Politiker hat R. die Bedürfnisse und Ideen der Zeit schnell erfaßt und ihnen mit Klarheit und Beharrlichkeit Ausdruck geliehen. Er ist, selbst in den schlimmen Tagen der Fremdherrschaft, für eine freiheitliche Entwicklung des deutschen Bürgerthums voll patriotischer Begeisterung, doch ohne Schwärmerei eingetreten. So hat er, wiewohl seine Arbeit dem Augenblicke diente, doch vieles Gute gewirkt, das von Dauer war, und durch seine kräftige, aber schonende Art viele Herzen seiner Sache gewonnen. Edle Vaterlandsliebe zu erwecken und zu nähren, ist auch die Tendenz der „Hamburgischen Chronik“, die R., theilweise im Verein mit G. N. Bärmann 1820 herausgab und „Allen Patrioten Hamburgs“ widmete. Das Buch, welches das ältere Werk von Euro ersetzen soll, beginnt mit der Gründung der Stadt durch Karl den Großen (803) und endigt mit der Wiederbelebung des freien Bürgergeistes nach den französischen Bedrängnissen (1814). Neben zwei Uebersetzungsarbeiten gab der vielgewandte Schriftsteller noch ein „Wörterbuch zu Jean Paul“ heraus (1808; 2. Ausgabe 1811), das einen ausführlichen Commentar zu den seltsamen Ausdrücken, historischen Beziehungen, dunklen Theilen der Richter'schen Werke darstellt und auf solche Weise für die deutsche Litteraturgeschichte immer seinen Werth behalten wird. Bis in die letzten, von schwerer Krankheit heimgesuchten Lebenstage blieb der rastlose Mann thätig: am 22. Juni 1841 riß ihm der Tod die Feder aus der Hand.

Vgl. Lexikon der hamburg. Schriftsteller, VI, 219 ff. — Wöchentliche gemeinnützige Nachrichten 1841, Nr. 154. — Neuer Nekrolog, 19. Jahrgang

1841, I, S. 618 ff. — Blum-Herloßsohn's Allg. Theater-Lexikon 1842, VI, 175. — Einzelne Kritiken und Artikel Reinhold's.

Julius Elias.

Reinick: Robert R., Maler und Dichter, geboren am 22. Februar 1805 in Danzig als Sohn des Kaufmanns Daniel Friedrich R., † am 7. Februar 1852 in Dresden, hatte in seiner Vaterstadt den Gymnasialcursus vollendet, als er im J. 1825, um sich für den Künstlerberuf vorzubereiten, nach Berlin ging, wo er die Akademie besuchte und 1827 Schüler von Begas wurde. Er verlebte hier unter Verhältnissen, welche ihm den Umgang mit trefflichen Freunden, wie u. a. Franz Kugler, boten, ihn mit Chamisso und Eichendorff bekannt werden ließen und durch heitere Geselligkeit zur Ausübung seines dichterischen Talents anregten, die Zeit bis 1831. Dann setzte er seine Kunststudien in Düsseldorf fort, bis er 1838 eine Reise nach Italien unternahm, von der zurückgekehrt er sich nach einer kurzen in Gräfenberg und seiner Vaterstadt verbrachten Zwischenzeit und nach seiner im Januar 1844 erfolgten Verheirathung mit Marie Berendt, einer Tochter seiner Halbschwester Marianne, dauernd in Dresden niederließ. Im J. 1844 erschien die erste Ausgabe seiner „Lieder". Mehr und mehr hatte seine poetische Begabung der künstlerischen in seinen Bestrebungen den Rang streitig zu machen begonnen. Er hatte sich rasch vollen Anspruch auf den Namen eines Dichters erworben. Dennoch und obschon ihn wiederholt in jüngeren und älteren Jahren ein Augenübel heimsuchte, gab er bis an das Ende seines Lebens die Ausübung der Kunst nie ganz auf. Seine erste ausgeführte Composition war „Hagar in der Wüste". In Düsseldorf malte er das große Bild „Rahel und Jakob am Brunnen", in Dresden vollendete er 1846 den in Düsseldorf bereits begonnenen „Erzählenden Pilger". Was er auf dem Gebiete der Litteratur außer seinen „Liedern" veröffentlichte, verrieth fast ausnahmslos auch äußerlich des Verfassers innigen Zusammenhang mit Kunst und Künstlern, wie das von ihm zusammen mit Kugler herausgegebene „Liederbuch für deutsche Künstler" (Berlin 1833), die „Lieder eines Malers mit Randzeichnungen seiner Freunde" (Düsseldorf 1838), seine Reime zu Rethel's Todtentanz, seine mit Bildern nach Zeichnungen Ludwig Richter's erschienene Bearbeitung von Hebel's allemannischen Gedichten, endlich der von ihm in Verbindung mit Bürkner herausgegebene „Deutsche Jugendkalender". In den letzten Jahren seines Lebens hatte er sich besonders der Jugendschriftstellerei zugewendet, einer Litteraturgattung, in welcher er mit ebensoviel Liebe als Erfolg arbeitete und selbst, wie es scheint, das Beste zu leisten glaubte, was er innerhalb der Grenzen seiner Begabung hervorzubringen im Stande war. Noch nach seinem Tode kam u. d. T. „Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch" eine Sammlung seiner Dichtungen für die Jugend heraus (2. Aufl., Bielefeld 1873).

Wolfgang Müller im Deutschen Museum, herausgegeben von Prutz 1852, I, 481—487. — Th. v. Oër im Deutschen Jugendkalender für 1853. — Neuer Nekrolog der Deutschen 1852, Th. 1, Weimar 1854, S. 95—101. — Lebensskizze von Berthold Auerbach vor Reinick's Liedern, 5. Aufl., Berlin 1863, S. IX—XXXII. — Karl Barthel's Vorlesungen über die deutsche Nationallitteratur der Neuzeit, 9. Aufl., Gütersloh 1879, S. 556—569. — Gustav Freytag, Gesammelte Werke, Bd. XVI, Leipzig 1887, S. 179 ff.

F. Schnorr von Carolsfeld.

Reiniger: Ernst Otto R., Landschaftsmaler, geboren am 25. Mai 1841 in Stuttgart, † daselbst am 12. April 1873, entstammte einer angesehenen Stuttgarter Kaufmannsfamilie, in welcher sich vielfach künstlerische Begabung findet. Schon in Knabenjahren ein geschickter Zeichner und Cellospieler ent-

schied sich R. erst nach Vollendung einer kaufmännischen Lehre im väterlichen Geschäfte für die Landschaftsmalerei als Lebensberuf. Er trat in die Stuttgarter Kunstschule ein und fand hier an Professor H. Funk einen trefflichen Lehrer. Im Sommer 1863 ging er nach München und gab sich dort ein Jahr lang an der Akademie vorzugsweise der Leitung Piloty's hin. Im Spätsommer 1864 machte er eine längere Studienreise an die Gestade und in die umliegenden Thäler des Gardasees. Hier lernte er den Münchener Maler F. Hennings kennen, der bald sein bester Freund wurde und neben E. Schleich und den schwäbischen Landsleuten C. Ebert und G. Cloß, den glücklichsten Einfluß auf seine Weiterbildung gewann. Nach der Zurückkunft wählte R. München zum dauernden Wohnsitz. Den Stoff zu seinen, mit verzehrendem Fleiße ausgeführten Bildern holte er theils im bairischen Gebirge, besonders am Starnberger-, Chiem- und Königssee, theils in Südtirol und Oberitalien; in Venedig zog er auch die Architekturmalerei mit Erfolg in den Bereich seiner Kunst. Schon wurde sein Name häufig mit den besten Vertretern der neueren Münchener Schule zusammengenannt, als ihn im Frühjahr 1873 ein Leberleiden zwang, ins Elternhaus zurückzukehren, wo der Tod seinem heißen Streben bald ein allzufrühes Ziel setzte. Seine früheren Bilder litten unter allzuwilliger Hingabe an die damalige Münchener Mode des grauen Tones; den reiferen verleiht ein gewisses musikalisches Element in bewegter Führung der Linien und lebhaftem Vortrag der Farben einen eigenthümlichen Reiz.

Vgl. meinen Nekrolog im Staatsanzeiger für Württemberg, Jahrgang 1873, S. 829.

Wintterlin.

Reinigke: Paschasius R. oder Reinig, lateinisch Reinigius, hat drei Sammlungen eigner geistlicher Lieder drucken lassen, die „Hauskirchencantorei“; zuerst erschienen Bautzen 1587, „Die christlichen Gebete Dr. Johann Habermann's seliger“, Görlitz 1595; und „Der Schul Jungfrauen Lustgarten“, Wittenberg 1603. Schon die erste dieser Sammlungen ist eine Versificirung von Gebeten Habermann's; es werden in den Versen durch hervorgehobene Anfangsbuchstaben und ähnliche Spielereien die Namen allerlei hoher Persönlichkeiten bezeichnet, von denen der Dichter eine Gabe erwartete, wie er das rücksichtlich seiner Widmung des Buches an die Kurfürstin Elisabeth offen ausspricht. Die zweite Sammlung ist eine bedeutend veränderte Ausgabe derselben Lieder, welchen hier die betreffenden Gebete Habermann's jedesmal in Prosa vorangedruckt sind; durch die Ueberarbeitung der Lieder sind die künstlichen Buchstabensätze wol absichtlich zerstört worden; auch diese Sammlung ist fürstlichen Personen gewidmet. Die dritte Sammlung enthält eine poetische Gebetssammlung für Mädchen, welche in einer Vorrede der theologischen Facultät zu Wittenberg allen christlichen Eltern warm empfohlen wird; die Lieder sind fürstlichen, adeligen und bürgerlichen Frauen und Jungfrauen gewidmet, deren Namen vor den einzelnen Liedern genannt werden; einzelne Lieder dieser Sammlung sind den frühern entnommen. Der Dichter, welcher sich als „von Wusterhausen“ bezeichnet und also wol an diesem Orte geboren sein mag, war 1587 Stadtschreiber zu Spremberg und 1595 Amtsschreiber zu Cotbus; aus der Vorrede zu der zweiten Sammlung ist auch ersichtlich, daß er als „Musterschreiber“ einige Feldzüge mitgemacht hat. Weiteres scheint von seinem Leben nicht bekannt zu sein.

Die ausführlichen Titel der drei Sammlungen gibt Wackernagel an, Bibliographie, S. 417, das deutsche Kirchenlied I, S. 583 und 629 f. Derselbe theilt neun Lieder Reinigke's mit in dem zuletzt genannten Werke V, S. 88 ff. — Ueber die ganze Art dieser Dichtung geistlicher Lieder, um hohen Persönlichkeiten zu schmeicheln und eine Gabe zu empfangen, vgl. Zöllner,

Das deutsche Kirchenlied in der Oberlausitz (Abdruck aus dem neuen lausitzischen Magazin), Dresden 1871, S. 46 f. — Goedeke, 2. Aufl. II, 209, Nr. 15. l. u.

Reinius: Cassiodorus s. de Reina Bd. XXVII S. 720.

Reinke: Johann Theodor R. (Ingenieur), geboren in Hamburg am 13. April 1749, eines Lohgerbers Sohn. Nach seines Vaters Tode fand der kaum 13jährige Sohn Aufnahme im Hause des berühmten Architekten Sonnin und dessen Unterweisung im Lateinischen, in der Mathematik und andern Zweigen des Wissens, und zwar mit solchem Erfolg, daß der junge R. schon im 15. Lebensjahre Privatunterricht ertheilen konnte. Später übernahm er daneben auch mechanische Arbeiten für Privatpersonen, z. B. für den Kaufmann Olde die Einrichtung einer Kupferwalzmühle in Poppenbüttel, einem Dorfe bei Hamburg, für welchen Zweck er nach England reiste, um dortige Einrichtungen dieser Art zu studiren. Daselbst lernte er auch das Verfahren der Kupferbeschlagung von Seeschiffen kennen, welches er 1782 in Hamburg einführte. Im J. 1787 entwarf er auf Wunsch der Commerzbehörde eine Karte der Elb- und Wesermündungen, die erste zuverlässige ihrer Art. In demselben Jahre ernannte ihn, auf Empfehlung des Syndikus Sillem, der Senat zum Grenzinspector, sowie 1796 zum Strom- und Canalbaudirector. Zur Zeit der französischen Herrschaft in Hamburg erhielt er den Dienst eines Ingenieur ordin. des ponts et chaussées. — Seit 1790 war er thätiges Mitglied der Patriotischen Gesellschaft Hamburgs, deren Zeichnenschule er leitete, wie er auch Vorstand der Section für Garten- und Landbau war. — Eine seiner wichtigsten Arbeiten jener Zeit war (1814) die Dreiecksmessung des Hamburger und angrenzenden Gebiets. Obschon dieselbe wegen mangelhafter Instrumente nicht völlig gelang, so wurde sie doch im Allgemeinen sehr brauchbar erfunden. — Auch als Miteraminator der Zöglinge der Navigationsschule (der Steuerleute) wurde R. verwendet. Ueberaus sachkundig und nützlich zeigte er sich bei allen Cameraldispositionen über Domanialgrundstücke, Verpachtungen, Gemeindetheilungen, Forstnutzungen u. s. w. Desgleichen begutachtete er auch die Pläne wegen der Entfestigung Hamburgs 1802—7 und 1817 ff. Auch als Schriftsteller in allen in sein Fach einschlagenden Gebieten war er thätig, z. B. über Land- und Gartenbau; über die Nachtsignale an Seeküsten; über die Canalverbindung der Nord- mit der Ostsee. Seine letzte Schrift war die von Pietät gegen seinen Wohlthäter und Lehrer dictirte Lebensbeschreibung Sonnin's, zuerst in Schlichtegroll's Nekrolog, sodann erweitert als Buch erschienen. — Dieser verdienstvolle Mann, der auf keiner gelehrten oder polytechnischen Hochschule studirt, der zu seiner Ausbildung keine vom Staat subventionirten Reisen hatte machen können (nur vorübergehend war er in England, in Berlin und Kopenhagen gewesen und zu seiner Erholung hatte er nur den Harz besucht), der mithin fast lediglich Autodidakt war, wurde doch in allen technischen Fragen als Autorität und als praktischer Ingenieur bei einheimischen und auswärtigen Behörden und Fachgenossen anerkannt. — Durch astronomische Arbeiten hatte er die Sehkraft eingebüßt, sonst war er niemals krank gewesen, als er am 31. Januar 1825 plötzlich verstarb.

Neuer Nekrolog der Deutschen, 3. Jahrgang, Bd. I, 183—211. — Hamburger Schriftsteller-Lexikon, Bd. VI, 227—230.

Beneke.

Reinke: Lorenz R., der ältere, hervorragender katholischer Exeget, geboren am 6. Februar 1797 zu Langförden in Oldenburg, † am 4. Juni 1879 zu Münster; Sohn wohlhabender Landleute machte er seine Gymnasialstudien am Franciscaner Gymnasium zu Vechta, seine theologischen zu Münster, die nur ein

anderthalbjähriger Bonner Aufenthalt unterbrach, wurde Priester 1. Juni 1822, setzte aber dann noch seine Studien durch kurze Zeit an der Wiener Universität und über vier Jahre in Bonn unter dem Orientalisten G. W. Freytag fort, die er endlich 1826 mit einem Examen aus der biblischen Exegese und den orientalischen Sprachen beschloß. Zuerst 1827 als Repetent und Privatdocent der alttestamentlichen Exegese an der Akademie in Münster bestellt, wurde er im Herbste 1831 zum außerordentlichen und 1837 zum ordentlichen Professor befördert, nachdem er 1834 auch das Doctorat der Theologie hon. c. erhalten hatte. Zugleich docirte er freiwillig bis an sein Lebensende die orientalischen Sprachen an der philosophischen Facultät, wofür ihn dieselbe 1847 zum Ehrendoctor promovirte. Im J. 1852 erfolgte seine Ernennung zum Domcapitular in Münster. Da er um diese Zeit durch seine fruchtbare und gediegene litterarische Thätigkeit in weiteren Kreisen bekannt wurde, wurde er auch mit mannigfachen Auszeichnungen vom In- und Auslande beehrt. So wurde er zum Ehrenmitgliede der Société littéraire an der Universität Löwen und zum Mitgliede des Doctorencollegiums der theologischen Facultät zu Wien, zum Mitgliede der Academia religionis cathol. zu Rom, zum Consultor der Congregatio de propag. fide pro negotiis ritus orientalis und zum päpstlichen Hausprälaten ernannt, und mit dem oldenburgischen Haus- und Verdienstorden und dem preußischen rothen Adlerorden ausgezeichnet. R. war ein bescheidener liebenswürdiger Charakter voll Güte und Milde, tiefgläubig und fromm, hochgeachtet von Allen; er war aber besonders ein Mann des ernsten Studiums und der Wissenschaft, der er gewissenhaft jede erübrigte Viertelstunde widmete; darum gelang es ihm, obwohl er — von einigen Kleinigkeiten abgesehen — erst mit fünfzig Jahren seine größere litterarische Thätigkeit eröffnete, die bis dahin ziemlich vernachlässigte katholische Schrifterklärung des alten Testamentes mit einer Reihe besonders nach ihrer philologischen und kritischen Seite werthvoller Arbeiten zu bereichern, die zwar etwas ins Breite gehen, aber ob ihrer Gründlichkeit und Gelehrsamkeit, ihrer Wahrheitsliebe und Ueberzeugungstreue, ihres versöhnlichen und achtungsvollen Tones in Bekämpfung entgegenstehender rationalistischer und destructiver Ansichten bei seinen Glaubensgenossen und seinen confessionellen Gegnern in hohem Ansehen stehen und ihm einen ehrenvollen Ruf weit über sein Leben hinaus sichern werden. Es sind folgende: „Exegesis critica in Jesaiae cap. LII, 13 — LIII, 12 seu de Messia expiatore passuro et morituro commentatio“. Monasterii 1836; „Exegesis critica in Jesaiae cap. II, 2—4 seu de gentium conversione in vet. test. praedicta ejusque effectibus“. ibid. 1838; „Die Weissagung von der Jungfrau und von Immanuel, Jes. VII, 14—16“. Münster 1848; „Die Weissagung Jacobs über das zukünftige glückliche Loos des Stammes Juda und dessen großen Nachkommen Schilo, 1. Mos. 49, 8—12“. Münster 1849; „Beiträge zur Erklärung des alten Testaments“. Münster und Gießen 1851—74, 9 Bde; „Der Prophet Malachi. Einleitung, Grundtext und Uebersetzung nebst einem vollständigen philologisch-kritischen und historischen Commentar“. Gießen 1856; „Die messianischen Psalmen. Einleitung“ ꝛc. Das. 1857 u. 1858, 2 Bde.; „Kurze Zusammenstellung aller Abweichungen vom hebräischen Texte in der Psalmenübersetzung der LXX und Vulgata verglichen mit dem lateinischen Texte nebst einer deutschen Uebersetzung“. Als Anhang zum 2. Bde. der messianischen Psalmen besonders abgedruckt. Das. 1858; „Die messianischen Weissagungen bei den großen und kleinen Propheten des A. T. Einleitung“ ꝛc. Das. 1859—62, 4 Bde.; „Der Prophet Zephanja. Einleitung“ ꝛc. Münster 1868; „Der Prophet Haggai. Einleitung“ ꝛc. Das. 1868; „Der Prophet Habakuk. Einleitung ꝛc.“ Brixen 1870.

Nekrolog im litterarischen Handweiser für das katholische Deutschland, Nr. 244. Vgl. auch Nr. 13 u. 21.

P. Ant. Weis.

Reinking: Dietrich (Theodorus) R., Jurist und Staatsmann, ist geboren am 10. März 1590 zu Windau in Kurland, wohin sich sein Vater Otto R. zu einem Verwandten, dem kurländischen Stallmeister Otto Teuffel begeben hatte, nachdem schon der Großvater Johann R. Münster, den alten Sitz der Familie, beim Uebertritte zur lutherischen Confession mit Osnabrück vertauscht hatte. In letztere Stadt kehrte dann zunächst der junge Dietrich 1603 zum Besuche der dortigen Schule zurück, gelangte von dort auf die Schule zu Lemgo, 1609 an das akademische Gymnasium zu Stadthagen und bezog 1611 die Universität Köln, um sich der Jurisprudenz zu widmen. Nach zweijährigem Studium zum Vater zurückgekehrt, erkannte er bald, daß in Kurland für weitere Fortbildung in der Rechtswissenschaft wie für das Fortkommen eines gelehrten Juristen der Boden nicht günstig sei; er begab sich deshalb schon im folgenden Jahre wieder nach Westdeutschland, mit der Richtung auf Gießen zu, welches er jedoch erst 1615 erreichte, nachdem er den Winter über in Marburg sich hatte durch die Furcht vor einer an der anderen hessischen Universität wüthenden Seuche zurückhalten lassen. Von dieser Zeit ab nehmen seine Studien eine selbständige Gestaltung an, besonders nach der Seite des Staatsrechts hin, er beginnt Privatvorlesungen über dasselbe zu halten, tritt mit Marburger und Gießener Professoren, wie G. Antonii (s. A. D. B. I, 496) und Hermann Vultejus in persönlichen Verkehr, erwirbt am 7. März 1616 zu Gießen die Licentia und gelangt am 3. October desselben Jahres ebendort auf eine staatsrechtliche Inauguraldissertation hin zur Doctorwürde; an dem gleichen Tage hat er seine Heirath begangen mit Catharina Pistorius, einer Verwandten des Antonii. Schon im folgenden Jahre trat er dann für diesen, welcher inzwischen schwer erkrankt war, in die Gießener juristische Facultät als professor extraordinarius ein, ward jedoch unmittelbar darauf aus der akademischen Thätigkeit in die richterliche und staatsmännische, welchen von da ab sein Leben gehört, hinübergezogen durch einen Ruf seitens des Landgrafen Ludwig von Hessen. Als dessen Rath und Beisitzer des Gießener Dicasteriums ließ er 1619 seinen „Tractatus de regimine saeculari et ecclesiastico“ zu Gießen erscheinen, dasjenige Werk, welches seinen Ruf als Publicist und Jurist begründet und erhalten hat, welches als Monument einer eigenartigen und scharf durchgeführten, wenngleich bald veralteten Auffassung des deutschen Reichsstaatsrechts den 30jährigen Krieg durchmachen und überleben und eine erhebliche Wirkung noch gar viel länger ausüben sollte. R., in lutherischer Gesinnung erzogen und Schüler des G. Antonii, tritt nämlich in diesem seinem Werke zunächst auf als strenger Autoritarier und Centralist in Staat und Kirche; für das Regiment der letzteren legt er ein zu dem späteren Episcopalsystem überleitendes klares, obschon gemäßigtes Territorialsystem zu Grunde; für ersteren hält er fest an der mittelalterlichen Auffassung des imperium und imperator, indem er sich durchweg möglichst an die mittelalterliche Doctrin und Beweisführung, besonders des Bartolus, anlehnt, ohne an dem Gegensatze zwischen diesen alten Theorien und dem sein inneres Wesen erfüllenden Protestantismus irgend welchen Anstoß zu nehmen. Zugleich aber weiß er in Behandlungsweise, Materialhäufung, Detailausbildung und Berücksichtigung der Praxis den durch die seit etwa einem Menschenalter erfolgte Ausbildung des Staatsrechts zu einer besonderen Wissenschaft erweckten Bedürfnissen genug zu thun. Diese vermittelnde Stellung zwischen Mittelalter und Neuzeit; die Kunst, mit welcher er die aus der Anschauung der thatsächlichen Verhältnisse emporgewachsenen Angriffe gegen die alte Lehre von der

Herrlichkeit des Deutschen Reiches und der monarchischen Stellung des Deutschen Kaisers innerhalb desselben zurückzuweisen und die großen Traditionen aufrechtzuerhalten, dabei aber doch den gegebenen Umständen im einzelnen Rechnung zu tragen weiß; sie haben bewirkt, daß sein Werk sofort von allen kaiserlich-monarchisch Gesinnten adoptirt und allgemein als Rüstkammer benutzt wurde, aus deren reichem Inhalt die Freunde stets neue Waffen zogen, während die Feinde sich mit dem Buche als dem letzten und bedeutendsten derartigen Versuche immer wieder auseinanderzusetzen hatten. So wurde es denn auch, nachdem es inzwischen (1622, 1632, 1641) drei weitere Auflagen erlebt hatte, von einem sachlich wie stilistisch entschieden überlegenen Gegner, Hippolithus a Lapide (Bog. Ph. Chemnitz, s. A. D. B. IV, 114 ff.), in seiner bekannten „Dissertatio de ratione status in Imperio Romano-Germanico“ zum Gegenstande lebhaftester Angriffe gemacht, trotz deren zersetzender Schärfe R. an seinen alten Grundanschauungen festhielt, in welchen ihn auch die reichsrechtlichen Bestimmungen des westfälischen Friedens nicht irre machen konnten; in der fünften Auflage Frankfurt a. M. 1651 trägt er diesen Aenderungen Rechnung und versucht eine verzweifelte Abwehr gegen jene Angriffe; in dieser Form hat sich der Tractat noch lange Zeit in Ansehen behauptet und muß auch heute noch als die classische Vertretung seines, ja allerdings den traurigen Thatsachen vom Verfalle des Reiches und der Kaisermacht gegenüber von vornherein verlorenen, Standpunktes gelten. — Reinking's doctrinäre Stellung bezeichnete ihn als den geeigneten Vertreter seines hessischen Landesherrn am kaiserlichen Hofe zur Schlichtung der in die zwanziger Jahre fallenden Marburgischen Erbhändel; so besuchte er in dieser Angelegenheit 1621 den Regensburger Reichstag, betrieb 1623 und 1624 das Verfahren bei dem kaiserlichen Hofrath durch Reisen nach Wien, wurde nach einem vorläufigen günstigen Erfolge vom Landgrafen Ludwig zum Vicekanzler der Regierung in Marburg ernannt und holte unter dessen Nachfolger Georg II. die kaiserliche endgültige Bestätigung des Vergleiches über die hessische Succession, sowie die Belehnung bei Ferdinand II. in Prag ein. Indem mit seinem wissenschaftlichen Rufe der eines geschickten und höchst zuverlässigen Staatsmannes sich verband, konnte weitere Anerkennung nicht ausbleiben: der Kaiser verlieh ihm, bei Gelegenheit jener Prager Reise, die Würde eines kaiserlichen Pfalzgrafen; sämmtliche hierfür sonst zu entrichtende Gebühren erließ ihm der Erzbischof von Mainz ehrenhalber; der Pfalzgraf v. Sulzbach trug ihm eine Kanzlerstelle an, welche er ablehnte; endlich kam Herzog Adolph Friedrich von Mecklenburg persönlich nach Darmstadt, um ihn für seinen Dienst sich vom Landgrafen auszubitten. Einem solchen Ersuchen war nicht zu widerstehen; nach ebenso zögernd und ungern ertheilter wie erbetener Entlassung aus Hessen begab sich R. 1632 als Kanzler nach Schwerin, griff dort sofort mit gewohnter Thätigkeit und Geschicklichkeit in die Geschäfte ein und dürfte besonders den 1635 erfolgten Beitritt zum Prager Frieden lebhaftest gefördert haben. Durch diese seiner kaiserlichen Gesinnung entsprechende Politik hat er sich den wüthenden Haß der Schweden zugezogen, zweimal ist er in ihre Gefangenschaft gerathen und beide Male von ihnen mit ausgesuchter Härte behandelt worden; nach der ersten dieser Bedrückungen schied er, da sein Fürst ihm ausreichenden Schutz zu gewähren nicht vermochte, in Gnaden entlassen, aus mecklenburgischen Diensten aus, um bald darauf, 1636, von dem Erzbischofe von Bremen, Friedrich, dem Sohne Christian's IV. von Dänemark, abermals als Kanzler berufen zu werden. Aber nicht nur mußte er erleben, daß diese Stellung, in welcher er in Stade lebte, ihn ebensowenig vor schwedischer Vergewaltigung schützen konnte, sondern er sollte selbst nach zum zweiten Male erlangter Freiheit zum Erzbischofe zurückgekehrt und für ihn seit 1646 an den

Münster-Osnabrück'schen Friedensunterhandlungen betheiligt, den Schmerz erfahren, daß es ihm nicht gelang, demselben sein Fürstenthum zu retten; als die Reichsunmittelbarkeit der Stadt Bremen anerkannt und Verden als Herzogthum den Schweden überlassen worden war, hatten zugleich Friedrich sein Land, R. seine Kanzlerschaft verloren. Da muß es nun für letztern, nach so vielen Wendungen und Schickungen, als eine überaus günstige Führung erscheinen, daß sehr bald darauf, 1648, durch den Tod Christian's IV., eben sein bisheriger Herr, Friedrich, zur Thronfolge in Dänemark gelangte und allsogleich seines in allen Nöthen treuen und wohlbewährten Rathes gedenkend ihn zu sich rief, bei Antritt der Regierung mit den ehrenvollsten Missionen betraute, zum geheimen Rath, so wie zum Kanzler der Herzogthümer Schleswig und Holstein und schließlich 1650 auch zum Präsidenten des Pinnebergischen höchsten Gerichts mit dem Wohnsitze in Glückstadt ernannte. Die so endlich gewonnene Ruhe benutzte der bisher unstät Umhergetriebene zunächst zur Ausarbeitung der schon erwähnten, 1651 erschienenen fünften Auflage seines „Tractatus“; sodann aber zur Anfertigung eines Werkes, welches in eigenthümlicher Weise die politische und Lebensklugheit des Mannes gemischt mit seiner mit den Jahren immer mehr und mehr hervortretenden tiefinnerlichen Frömmigkeit zeigt: es sind Grundsätze, Anschauungen, Aphorismen u. dgl. zur Kunst, die Menschen zu kennen und zu regieren, gezogen aus den Sprüchen oder gestützt auf die Beispiele der Bibel, welche er unter dem charakteristischen Titel „Biblische Polizey“ in Frankfurt a. M. 1653 hat erscheinen lassen. Daneben ging eine eingreifende Theilnahme an den laufenden Verwaltungsangelegenheiten nicht nur, sondern auch an der dänischen Landes- und Verfassungsgesetzgebung her; die Vermögensverhältnisse wurden consolidirt durch die Restitution in das Lehnsgut Wellingsbüttel, welches früher schon erworben worden, dann aber wieder verloren gegangen war; 1655 wurde er zum Vormundschaftsrathe des Prinzen Johann August von Schleswig-Holstein ernannt und von Kaiser Ferdinand III. in den Adelstand erhoben; auffallender Weise entschloß er sich, nachdem er 1661 seine erste Ehefrau verloren hatte, noch am 20. Februar 1663 eine neue Ehe einzugehen mit der Wittwe des Landvogts in Dithmarschen Johann Vieth, Dorothea geb. Scheel. In immer höherem Grade aber, trotz hoher Ehren, großen Ruhmes, erfolgreicher Thätigkeit erschien dem Alternden alles irdische, auch „die Wissenschaft in publico und in privato iure“, hohl und eitel; religiöse Fragen, die Kunst des Betens, Leidens und Sterbens bilden das Thema, auf welches er seine Gedanken, welche freilich von jeher gerne eine derartige Richtung nahmen, immer ausschließlicher concentrirt; die verschiedenen Betrachtungen, welche er hierbei zu eigenem Gebrauche niederschrieb, sind nach seinem Tode veröffentlicht worden, vereint mit einem dieselben alle kurz zusammenfassenden „Selbstbekenntniß“, welches in außerordentlich kräftiger Sprache und einer für den alten Hof- und Staatsmann rührend naiven Weise die Summe seiner Irrungen, Strebungen und religiösen Ueberzeugungen zieht; in dieser Gesinnung ist er, 75jährig, am 15. December 1664 zu Glückstadt gestorben. — Von seinen Werken verdient außer den bereits besprochenen Hauptarbeiten etwa noch der „Tractatus synopticus de retractu consanguinitatis“, Marburg 1631, Erwähnung; zu den sonst vollständigen Aufzählungen bei Jugler und Strieder liefert einen kleinen Nachtrag v. Stintzing, S. 198, Anm. 2.

Balthasar Arend, laudatio funebris, abgedruckt in Witten, Memoriae Ictorum, 397 ff. — Moller, Cimbria literata 2, 697 ff. — Jugler, Beiträge V, 199—219. — Strieder, Hessische Gelehrtengeschichte XI, 265—285. — Moser, Patriotisches Archiv XI, 383 ff. — Tholuck, Lebenszeugen der lutherischen Kirche, 110 ff. — v. Schulte, Geschichte der Quellen und Litteratur

des kanonischen Rechts III, 2, S. 38 ff. — v. Stintzing, Geschichte der Deutschen Rechtswissenschaft II, 1, S. 189—211.

Ernst Landsberg.

Reinmar der Alte, Minnesänger. Weder die alten Liederhandschriften noch die von Kunstgenossen ihm gewidmeten Nekrologe überliefern seinen Familiennamen. Einer sehr wahrscheinlichen, aber nicht bewiesenen Vermuthung Docen's vom Jahre 1809 folgend glaubt man den Dichter wiederzuerkennen in jenem Minnesänger, den Gottfried von Straßburg unter der Bezeichnung „Nachtigall von Hagenau“ um 1210 als verstorben beklagt (Tristan V. 4777 ff.). Gottfried findet es nicht nöthig, seinen Personennamen zu nennen, unter dem R. doch sonst allein angeführt wird, statt dessen zeigt er eine sonst verschollene Kenntniß seiner Abstammung. Wahrscheinlich setzten ihn landsmannschaftliche Beziehungen in den Stand, ohne von seinem elsässischen Zuhörerkreis mißverstanden zu werden, den gewöhnlich nur „Reinmar“ genannten Sänger lediglich nach seiner Herkunft zu bezeichnen und eine Namengebung anzuwenden, die zwar auch anderwärts gewiß nicht unbekannt und unverständlich, aber ungebräuchlich war. Und so ist am glaublichsten, daß R. aus dem Elsaß gebürtig war. Für seine elsässische oder wenigstens westdeutsche Herkunft darf man auch die neuerdings aufgedeckte Nachahmung eines Liedes des französischen Trouvere Auboin de Sezane (vgl. O. Schultz, Zeitschrift für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur 31, 185 ff.) geltend machen. Gottfried's Ausdruck „von Hagenau“ ist an sich mehrdeutig. Schwerlich war Reinmar aber ein Mitglied des mächtigen elsässischen Reichsministerialengeschlechts der Marschalle von Hagenau, vielmehr entweder aus der Stadt Hagenau oder aus dem Straßburger Geschlecht derer von Hagenau oder aus einem anderen Geschlechte dieses Namens. Von diesen drei Möglichkeiten verdient die erste den Vorzug, aus einem ganz bestimmten, bisher nicht beachteten Grunde: der Dichter war Ritter, vermuthlich Ministerial eines freien Herrn oder eines Ministerialen und führte als solcher gar keinen festen Geschlechtsnamen, wie Leute dieser Stellung im 12. Jahrhundert noch gewöhnlich (vgl. Ficker, Germania 20, 271). So erklärt sich am besten der Widerspruch, daß außer Gottfried ihn die ganze Ueberlieferung einfach Reinmar nennt. Es verbietet sich nach alledem, mit von der Hagen und R. Becker den Dichter in den baierischen oder österreichischen Geschlechtern „von Hagenau“ zu suchen; denn hätte er zu einer dieser reichen und angesehenen Familien gehört, so würde er nicht so oft mit bloßem Personennamen genannt worden sein. Sein späterer langer Aufenthalt in Oesterreich kann natürlich für seine Herkunft so wenig entscheiden, wie bei seinem rheinischen Namensvetter Reinmar von Zweter. Wie früh R. an den Wiener Hof kam, wissen wir nicht. Er trat dort in nahe Beziehungen zu dem Herzog Leopold V. (VI.), der 1177—94 regierte, und wahrscheinlich auch zu dessen Gemahlin Helena, der Tochter des Königs Geysa von Ungarn. Im Frühjahr 1195 dichtete er wenigstens ein Klagelied auf den Tod des Herzogs († Sylvester 1194) und legte es seiner Wittwe in den Mund (Minnesangs Frühling 167, 31). Ob R. eine Kreuzfahrt mitmachte, bleibt zweifelhaft: die beiden ihm zugeschriebenen Kreuzlieder sind äußerst schwach beglaubigt. Ihre Entstehung fällt nach G. Wolfram's Ansicht (Zeitschrift für deutsches Alterthum 30, 120) zwischen den Januar 1193 und das Ende des Jahres 1195. Ist das richtig, dann kann ihr Verfasser nicht 1190—92 mit Leopold in Palästina gewesen sein, wie behauptet worden ist. Reinmar's Geburt dürfte zwischen 1150 und (spätestens) 1160 anzusetzen sein, angefangen zu dichten hat er sicher vor 1190, wahrscheinlich um 1180.

Man hat R. als österreichischen Hofdichter bezeichnet, und der Ausdruck, richtig verstanden, hat sein Wahres. Er dichtete nicht aus bloßer, vornehmer

Liebhaberei wie etwa die Burggrafen von Regensburg (s. A. D. B. XXVII, 550), wie Friedrich von Hausen oder Otto von Botenlauben, sondern er diente der Hofgesellschaft in Wien. Wiederholt rühmt er sich als den, der die Gesellschaft unterhalte; seinen Gönnern zu Ehren und zum Vergnügen erklärt er zu singen; gegen Abend trägt er seine Lieder als ein âbentmaerlîn vor und mit Anspielung auf die Wendungen, mit denen die Spielleute ihre Poesie anzupreisen pflegten, nennt er seine Minneklagen niuwe maere. Von dem Geschmack eines engen, exclusiven Kreises hängt er ab: ihm hat er sich mit seiner Kunst bequemt. Und er scheint sich dabei recht gut gestanden zu haben: von allem materiellen Druck blieb er frei; er kennt kein anderes Mißgeschick, als seinen Liebeskummer oder Undank seiner Freunde, Rücksichtslosigkeiten der Gesellschaft; er scheint stets in gesicherter äußerer Lage gelebt zu haben, so wenig er auch Reichthum und höheres Standesansehen besessen hat. In dieser Lebensstellung nun, nicht gerade gewerbsmäßig als Berufsdichter oder Hofpoet im Stile späterer Jahrhunderte, aber inmitten der Hofgesellschaft und ihr sich einordnend, hat R. die von Friedrich von Hausen (s. A. D. B. XI, 86) geschaffene Weise des Minnesangs zu virtuoser Vollendung gebracht. Wie bei diesem ist das Thema der eigentliche Minnedienst im Sinn der neuen aus Frankreich stammenden Convenienz: die Verehrung einer verheiratheten Frau. Diese Liebe mußte in den meisten Fällen eine unglückliche sein und das gerade ward als besonderer Reiz, als dankbares poetisches Motiv empfunden. Aufgabe des Dichters ist es jetzt nur, die Stimmungen, welche ein solches Verhältniß erzeugt, in immer neuen Variationen, aber überall in den von den Geboten der höfischen Sitte gesteckten Grenzen auszusprechen. Das Muster für diese Kunst gaben die romanischen Lyriker. R. hat die von Hausen gezogenen Linien fortgesetzt, aber auch neue Wege eingeschlagen: vor allem in formaler Hinsicht. Während Hausen in Strophenbau, Reimkunst und wol auch in musikalischer Beziehung ganz von seinen Vorbildern, den Troubadours, abhing, während er noch unreine Reime sich gestattete, bildet R. in der metrischen und musikalischen Form seiner Gedichte selbständig die heimischen Traditionen weiter und führt die Reinheit des Reims streng durch. Er trägt die eigentlich höfische Lyrik aus dem Westen nach Oesterreich, wo vor ihm nur Dietmar v. Eist Versuche gemacht hatte, die neuen Lebensformen in der Lyrik zu verwerthen; er eignet damit die bisher nur äußerlich herübergeholte romanische Lyrik Deutschland wirklich an und schneidet die directe Nachahmung ausländischer Muster ab. Reimar's älteste Lieder unterscheiden sich von der großen Masse seiner späteren nach Inhalt und Stil, sie stehen noch der älteren volksthümlichen Lyrik näher, enthalten Motive der altösterreichischen Minnepoesie, zeigen noch nicht die conventionelle Galanterie, verstoßen noch durch unverhüllte Ausdrücke für sinnliche Dinge gegen die höfische Anstandslehre (vgl. Burdach, Reinmar und Walther, S. 44 f., 189): R. scheint also von mehr volksthümlicher Dichtungsweise ausgegangen zu sein. Aber die von Becker vertretene Ansicht, er sei der eigentliche Schöpfer einer specifisch österreichischen autochthonen, von fremden Vorbildern unabhängigen Lyrik ist eine Uebertreibung und auf eine willkürliche Behandlung der handschriftlichen Ueberlieferung, litterarhistorischen Vorurtheilen und ungenügender ästhetischer Einsicht aufgebaut.

R. hat zu seiner Zeit als Dichter die lebhafteste Bewunderung genossen. Gottfried preist ihn mit reicher Beredsamkeit, freilich was gewöhnlich übersehen wird, eigentlich nur seine formale Begabung. Walther hat ihm einen schönen Nachruf gewidmet, worin er seiner Kunst hohe Ehre erweist, obwol er eine persönliche Entzweiung andeutet. Andere Dichter, wie der Tiroler Rubin, der Kärntner Heinrich vom Türlin, der Schwabe Marner, der Baier Reinmar von Brennenberg und Andere stimmen in dies Lob ein. Und was mehr als das

sagen will: kein Geringerer als Walther selbst war sein Schüler und Rival, ist längere Zeit in seinen Bahnen gewandelt und hat sich nur allmählich von seinem Einfluß befreit, Gottfried von Straßburg hat von ihm die sichtbarsten Einwirkungen erfahren und im ganzen 13. Jahrhundert haben viele kleinere Geister ihn sich zum Muster des höfischen Sanges genommen. Dennoch können wir über ihn nur ein kühleres Urtheil fällen, uns zwar an einzelnen seiner Gedichte erfreuen, als Ganzes aber seine Poesie nur sehr bedingt rühmen.

Reinmar's Lyrik ist Stimmungslyrik im vollsten Sinne des Worts, ihr Stoffgebiet allein die innere Welt, die Bewegungen des liebenden Herzens: sein Hoffen und Bangen, seine Enttäuschungen, seine Treue und Entsagung, seine immer erneute Erwartung. Sie ist nicht plastisch, sie wirkt nicht durch lebhafte Farben und bestimmte Zeichnung, sie gefällt sich vielmehr im Halbdunkel, in schwimmenden Umrissen, in schwebenden Wendungen. Und es fehlt ihr dabei das musikalische Element der Sprache, welches diese Art von Dämmerungslyrik, die in den Tiefen des Gemüthslebens zu Hause ist, braucht: der leichte klingende Fluß, der schwingende Rhythmus des Gefühls, das mühelos Quellende des Ausdrucks. Freilich sehen wir Reinmar's Lieder ja alle nur halb vor uns, ohne die Melodien, wir können also über ihre Wirkung auf das Gehör, in der schließlich aller Lyrik letztes Ziel besteht, nur sehr unvollkommen urtheilen. — Die Reflexion breitet sich wie ein graues Spinneweb über seine Dichtung. Er empfindet gewiß tief und wahr, er besitzt ein reiches Gemüthsleben, er leidet sicherlich an seiner Liebe, wie er betheuert, aber er vermag nicht als echter Lyriker sein Gefühl, wie es ihn erfüllt, unmittelbar herauszusingen und dadurch den Hörer zu packen, er beobachtet, er beschreibt, er zersetzt es. Treffend nannte ihn Uhland, der feinste Kenner des Minnesangs, selbst ein großer Lyriker von tiefem Gemüth, den Scholastiker der unglücklichen Liebe. Etwas Dialektisches, Spitzfindiges, Verzwicktes haftet ihm an, ein Ton von der subtilen mittelalterlichen Disputirkunst. Niemals fast klingt bei ihm eine Empfindung in einem Gedicht allein aus, wie es in natürlicher Lyrik, die durchaus momentan, einfach, gegenwärtig ist, geschieht, sondern sie verschlingt sich mit vielen anderen. Dabei gehen die Zeitformen der Darstellung durcheinander: in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft wird immer der eine Zustand reflectirt, die ungestillte Sehnsucht. So entsteht eine schaukelnde Bewegung, die anfangs ohne Frage anzieht, auch eigenthümlich wirkt, bald aber ermüdet und ungeduldig macht. R. ringt danach, indem er die vorübergehendsten Regungen seines Innern erspürt und kunstvoll verwebt, der Liebe, der gefährlichen Sphinx, ihr großes Räthsel zu entwinden, die Widersprüche, die sie in sich trägt, zu lösen, die wunderbare Verkettung von Qual und Lust im liebenden Herzen, den jähen Wechsel und den Zwiespalt der Empfindungen auszudrücken. Er häuft Antithesen, Oxymora, Fragen, Widerrufe, Selbstanklagen, er rechnet mit Möglichkeiten und Bedingungen, er reiht Wunsch an Wunsch, Hoffnung an Hoffnung — vergeblich: was er sucht, vermag er nicht zu ergreifen und in anschauliche Darstellung zu bannen. Er bleibt der Analytiker, der Anatom seiner Empfindung, nicht der gestaltende Künstler.

Wie Gottfried von Straßburg ist R. in der Auffassung des poetischen Stoffs ganz subjectiv. Und gleich Gottfried fehlt ihm dabei das künstlerische Maß, der Takt für das Wirksame, der rechte Sinn für die Contrastwirkung. Gleich ihm leidet er an einem einseitigen Geschmack, an der Uebertreibung einer geistreichen Manier. Er theilt mit seinem Landsmann, der ihn so weit überragt, das Virtuosenthum, wenn auch in ganz anderer Richtung. Gottfried, der Virtuos des Colorits, der durch Farbenverschwendung das Leibliche erdrückt, R. der Virtuos des Schattens. Gottfried's Minne ist ein üppiges, sonnen-

frohes, grelles und heißes Wesen; R. hat die Minne, wie er selbst sagt, stets in bleicher Farbe gesehen, ihm erscheint sie mit abgehärmtem, blassem Gesicht. Beiden gemein ist die Vorliebe für psychologische Zergliederung, in welcher der Epiker offenbar von dem Lyriker gelernt hat. Aber Gottfried ist die unvergleichlich bedeutendere Persönlichkeit, er hat wie Walther, wie Heinrich von Morungen den Muth des Realismus, der ihm geradezu einen modernen Zug gibt. R. hingegen ist durch und durch ein mittelalterlicher Mensch. Er sieht den Himmel und die Welt nicht im Freien, im hellen Tageslicht, sondern aus den dunkeln Hallen einer Burg, eines Kreuzgangs. Und wie wenig kraftvoll und männlich erscheint dieser Mensch, wenn man ihn mit Wolfram vergleicht, der doch auch im Mittelalter wurzelt! Eine weibliche Natur, der äußeren Welt abgewandt; wo diese Eingang findet in seine Dichtung, weckt sie nur Klage, passiven Widerstand. Reinmar's Leyer ist einzig auf den elegischen Ton gestimmt; satirische Töne, wie sie Wolfram, humoristische, wie sie Walther anschlägt, sind ihr versagt. Mit einer Art Eigensinn will er nichts sein als ein Meister im Trauern, ein unermüdlicher Poet der unglücklichen Liebe, darin ein deutscher mittelalterlicher Petrarca. Sein Joch trägt er seufzend, mit einem gewissen Stolz, ohne heftige Auflehnung, ohne Ausbruch des Zorns, ohne einen Laut des Trotzes oder Hohnes. Und wenn das die Folge seiner Begabung, seines Naturells ist, so hängt es doch auch zusammen mit seiner Lebensstellung: er ist bedingungslos der Dichter der höfischen Gesellschaft. Sie bestimmt den Ton und ihr wäre jede Tragik, jede Herbheit und Bitterkeit zuwider; sie duldet nichts Jähes oder Brutales, nichts Exaltirtes, keine Satire, sie verlangt die Aeußerung jeder Empfindung in gedämpftem Tone und erstickt so alle natürliche Leidenschaft. Die Poesie Reinmar's, die der starken Accente entbehrt und immer mezza voce singt, war seinem Publicum ebenso entsprechend, wie des Dichters spiritualistischem Wesen. Gleichwol ermüdeten stärkere Gemüther schon damals die ewigen Mollklänge; schon damals spotteten Einzelne der thränenreichen Eintönigkeit seiner Lieder und zweifelten an deren Aufrichtigkeit. Man setzte dem Dichter zu mit Fragen nach dem Alter der so lange vergeblich umworbenen Dame, aber R. lehnte solche Witze der realistischer Gesinnten als der valschen nît ab und seufzte weiter.

Reinmar's Gedichte sind fast durchaus rein lyrisch. Alle epischen Elemente, wie sie das volksthümliche Tanzlied liebte, sind ihnen fremd. Der Dichter redet als ein Einzelner, nicht im Namen eines Zuhörerkreises, allein von sich und seinen inneren Zuständen, er bewegt sich auf dem eigensten Gebiet der Lyrik, und er redet als Einsamer, ohne zu seinem Publicum äußerlich eine Beziehung anzudeuten. Hierin sondert er sich gleich den meisten übrigen höfischen Minnesängern vor ihm, gleich Hausen, Rudolf von Neuenburg, Bernger von Horheim, Bligger von Steinach von der alten, naiven Tradition der volksthümlichen Poesie, in der zwischen Hörer und Dichter ein enges Verhältniß waltete, und in der fortwährenden Beziehung und Anrede an die Hörenden sich ausdrückte. Und ebenso richtet R. seine Worte fast niemals unmittelbar an die Geliebte. Ja selbst in den Dialogen zwischen Ritter und Dame, den sogenannten Wechseln, die er gedichtet hat, bleibt der monologische Charakter gewahrt: Jedes spricht vom Andern als einem Abwesenden; es sind zwei neben einander gestellte Monologe, nichts weiter, eine poetische Gattung, die künstlerisch unnatürlich nur aus ihrer Entstehung begreiflich wird: als Auftrag und Antwort zweier Liebenden, die durch das Gebot der Sitte getrennt sind, an einen Boten. Zuerst unter allen Minnesängern hat R. ein wirkliches Gespräch einer Dame mit einem Boten dargestellt, wobei er die höfische Conversation nach dem Vorgang der epischen Dichter in manierirter kurzer Wechselrede nachahmt. Kein anderer deutscher Minnesänger hat so viele Frauenlieder gedichtet als er. Charakteristisch genug für seine

weibliche Natur! Sie gleichen, wie sich von selbst versteht, in nichts jenen knappen, rührend einfachen alten österreichischen Strophen liebender Damen, die im Stile echter Gelegenheitspoesie aus einer bestimmten Situation fließen. Vielmehr sind sie bis auf eins, das seiner ersten Periode angehört, alle mehrstrophige, wortreiche Reflexionen, ausführliche Raisonnements. Eins ragt unter allen hervor und bezeichnet den Höhepunkt von Reinmar's Schaffen: das Klagelied, welches der Gemahlin des Herzogs in den Mund gelegt und von den Herausgebern zum Theil falsch verstanden ist. Hier gibt uns R., der sonst in raumloser Unbestimmtheit zu schweben liebt, eine bestimmte Situation und knüpft die Klage in glücklichem Contrast an die Frühlingszeit und ihre Freuden an, hier findet er echte Herzenslaute von einfacher, ergreifender Kraft, hier feiert seine zarte weiche Seele einen künstlerischen Triumph, hier schenkt ihm seine Muse das seinem Talent gemäßeste Kunstwerk: eine wahrhaft classische Elegie von großem Wurf. In diesem Gedichte hat R. zu seinem Vortheil ältere, volksthümliche Motive: Natureingang, Formeln aus Todtenklagen benutzt. Dazu läßt er sich aber nur selten, jedesmal zum sichtlichsten Gewinn, herab. Im Großen und Ganzen hat kaum ein deutscher Minnesänger so geflissentlich der volksthümlichen Tradition den Rücken gekehrt, so absichtsvoll in der Bahn des conventionellen höfischen Stils sich gehalten, als R. Die typischen Motive der alten Tanzlieder, die sich in den Natureingängen der volksthümlichen Minnesänger offenbaren, verschmäht er; die alten typischen Formeln bildet er bewußt um; Scene und Handlung, alles dramatische Leben, welches ein wesentliches Element des volksthümlichen Minnesangs ist, versagt er seinen Liedern; den drastischen, sinnlichen, bildlichen Ausdruck verflüchtigt er in eine abstracte, periodenreiche Sprache. So hat er nicht am wenigsten jene Reaction vorbereitet, welche, obzwar durch Walther und Neidhart verheißungsvoll begonnen, die deutsche Lyrik von ihrer verstiegenen Höhe rasch und jäh in die niedrige Sphäre des gemeinen Alltagslebens hinabführte.

von der Hagen, Minnesinger I, 174 ff.; III, 318 ff., 468 a, 601 ff.; IV, 137 ff., dort auch alle ältere Litteratur. — Uhland, Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. Stuttgart 1870, V, S. 113 ff.: „Der Minnesang“, mit zerstreuten Bemerkungen über Reinmar. — Lachmann und Haupt, Des Minnesangs Frühling. Leipzig 1857, 2. Aufl. 1875, 3. Aufl. 1882, Nr. XX, S. 150 ff., 290 ff. — Bartsch, Deutsche Liederdichter. 2. Aufl. Stuttgart 1879, Nr. XV. — Regel, Germania XIX, 149. — E. Schmidt, Reinmar von Hagenau und Heinrich von Rugge. Straßburg 1874 (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker IV), dazu Wilmanns, Anzeiger für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur I, 149 ff., Paul, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur II, 487 ff. — R. Becker, Germania XXII, 70 ff., 195 ff. — Burdach, Reinmar der Alte und Walther von der Vogelweide. Ein Beitrag zur Geschichte des Minnesangs. Leipzig 1880 (besonders S. 3 ff., 43 ff., 55 ff., 100 ff., 140 ff., 183 ff.), dazu Wilmanns, Anzeiger VII, 258 ff. — R. Becker, Der altheimische Minnesang. Halle 1882 (abgelehnt von Wilmanns, Göttingische gelehrte Anzeigen 1883, 21. November, S. 1473—1483, und Burdach, Anzeiger X, 13—31; Antikritik Beckers, Germania XXIX, 360 ff.). — Wilmanns, Leben und Dichten Walthers von der Vogelweide. Bonn 1882, S. 24 ff., 303 Anm. 60. — R. M. Meyer, Zeitschr. f. d. Alterthum XXIX, 171.

K. Burdach.

Reinmar der Fiedler, Verfasser von sechs einstrophigen, kurzen und zierlichen Sprüchen, die in beiden Heidelberger Liederhandschriften auf uns gekommen

sind, war nach dem glaubwürdigen Zeugniß der größeren (ehemals Pariser) Sammlung (C) ein adliger herre; aber welchem Geschlechte er angehörte, davon fehlt uns jede Spur; das redende Wappen in C, die goldene Geige im blauen Felde, ruht einzig auf dem Beinamen, den R. seiner Kunst verdankt. Wenn die politische Strophe von dem bösen König, der vertrieben ward und sich dann besserte, auf Herzog Friedrich von Oesterreich sich bezieht, dem sie trotz des Wortes „König“ eher eignet als Heinrich dem Siebenten oder gar Nebucadnezar, so dichtete R. um das Jahr 1240. Ein armer Fahrender, mußte er sich sein dürftiges Brod erfiedeln und ersingen; mancher läßt seinen Gruß unerwidert, weil er fürchtet, von ihm angebettelt zu werden. Vor dem adligen Vorurtheil, das nur den Minnesang und nicht die Spruchdichtung für standesgemäß ansah, schützt ihn die zwingende Rücksicht auf den Geschmack eines wechselnden Publicums. So singt er in einfacher Sprache und guter Technik von Ehre und Thorheit, von geistlicher Heuchelei und entschwundenen besseren Zeiten. Aber wenn nicht im Inhalt, in der Form lugt die adlige Vorliebe für das Liebeslied verschämt hindurch: vier seiner Sprüche laufen, unter sich ohne Zusammenhang, in einen wunderlichen Refrain aus, der sehr deutlich aus dem Kehrreim eines Tageliedes parodirt ist: „schaue vor dich, schau und sieh all rings um dich; den Tagestern, den sehe ich, so dünket mich: wer um Ehre werben will, der soll nicht säumen sich“. Offenbar hat R. die Wirkung jener Sprüche zu heben geglaubt, indem er sie, so gut oder schlecht es gehen wollte, der Melodie eines beliebten eigenen oder fremden Tageliedes anpaßte, ein Verfahren, das den bürgerlichen Meistern sehr ferne gelegen hätte. Schon darum kann ein Spruchpaar, das auf die sehr zweifelhafte Gewähr der Heidelberger Liederhs. A (Nr. 357) hin R. dem Fiedler oft zugeschrieben wird, unmöglich sein Eigenthum sein: verhöhnt doch in der vielbehandelten ersten dieser Strophen gerade ein bürgerlicher Meister die einseitige Minnesingerei des adligen Herrn von Seven.

v. d. Hagen, Minnesinger, Bd. II, 161, 162; IV, 474. — Lachmann zu Walther S. 165, 166. — Die Gedichte Reinmars von Zweter, herausg. von Roethe, S. 181 fg.

Roethe.

Reinmar von Zweter. Der Zusammenhang zwischen Leben und Dichtung war gerade zur Blüthezeit der mhd. Poesie ein erschreckend loser. Walther v. d. Vogelweide ist nahezu der Einzige, der es verstanden hat, dem bewegten Leben seiner Zeit in seiner Vielheit und Tiefe annähernd gerecht zu werden. Aus seinen politischen Sprüchen zumal dröhnt uns das Kampfgetöse erschütternd entgegen, das im heißen Ringen von Kaiser und Papst die Welt erfüllte, und es war ein Verlust für die staufische Sache, als der müde Streiter ums Jahr 1227 die Wahlstatt verließ. Er hat nur einen namhaften Schüler auf diesem Gebiete gehabt: während im Uebrigen der politische Spruch schnell die großen Fragen der Reichspolitik über kleinlichen localen und particularistischen Interessen vergaß, hat Reinmar von Zweter wenigstens eine Zeit lang im Geiste seines Lehrers für Kaiser und Reich zu streiten gesucht. R. ward um die Wende des Jahrhunderts am Rheine geboren: wahrscheinlich entstammt er dem niedern Adelsgeschlechte der Herren von Zeutern (bei Bruchsal). Ein guter Stern führte ihn früh nach Oesterreich, wo er am kunstfreundlichen Hofe Leopolds des Glorreichen aufgewachsen zu sein und die bedeutungsvolle Bekanntschaft Walther's v. d. Vogelweide gemacht zu haben scheint. Beide Dichter haben ihrer persönlichen Beziehungen freundlich gedacht; auf Reinmar's geistiges Werden war Walther's Vorbild von entscheidendem Einfluß. Nach wenigen tastenden Versuchen entschlug er sich der modischen Minnelyrik und trat gerade in dem Augenblicke, da Walther's Mund verstummte, in die Schranken: dem ungerechten Bannfluch von 1227

galt Walther's letzter, Reinmar's erster Spruch. Der Haß gegen Roms weltliche Herrschsucht bleibt zunächst so ausschließlich seine Richtschnur, daß er selbst den ersehnten Frieden von San Germano nur als neuen Beweis päpstlichen Wankelsinns zu schelten weiß, obgleich er dadurch eben so sehr dem fernen Kaiser, der ihm anfangs nur als Folie gegen Rom von Bedeutung ist, wie namentlich seinem Landesherrn Anstoß geben mußte. Als auf Leopold im J. 1230 sein unähnlicher Sohn, der Wildling Friedrich II. folgte, verlor R. den Boden in Oesterreich: der nicht anspruchslose adlige Didaktiker stimmte nicht zu dem übermüthig lebenslustigen Hofe und trat nach einigen traurigen Jahren (wol um 1234) aufathmend in den Dienst König Wenzel's von Böhmen. Hier hat er das letzte gewaltige Auftreten des staufischen Kaiserthums in Deutschland erlebt und davon nie erlöschende Eindrücke empfangen. Er sah wahrscheinlich Friedrich II. zu Mainz im vollen Glanze der legitimen Majestät, vor der eben der rebellische Sohn fast widerstandslos in sein Nichts zusammengesunken war; er fühlte Friede und Recht im Geleite des Kaisers wiederkehren und im Auftrage Wenzel's mahnt er den kaiserlichen Arzt zu Augsburg (Juni 1236), das kranke Reich von seinem letzten Schaden, dem zügellosen Herzog von Oesterreich, zu heilen. Aber bald erlitt die Bewunderung für den Kaiser einen schweren Stoß: Papst Gregor beschuldigte im Gefolge seines Bannes von 1239 Friedrich II. der schamlosesten Ketzerei; am ultramontanen Hofe des unzuverlässigen Wenzel fand das willigen Glauben; schmerzlich enttäuscht wendet sich R. von dem verehrten Kaiser ab und bittet Gott in pathetischem Gebet, Friedrich von Staufen zu stürzen. Aber als neue Throncandidaten auftreten, da weist er den vom Papst vorgeschlagenen Dogen Venedigs als bloßen Krämer mit dem Stolze des deutschen Edelmanns höhnisch zurück, tritt unzweideutig für die Wahl eines deutschen Fürsten ein und nimmt an den Unterhandlungen mit Prinz Erich von Dänemark thätigen Antheil: ungefähr in Uebereinstimmung mit Wenzel's politischen Anschauungen. Der König war seine einzige Stütze am Prager Hof: der ultramontanen und czechischen Partei war R. ein Dorn im Auge, und als böse Einflüsse, vielleicht auch politische Differenzen das Verhältniß zum König unsicher gestalten, da sieht sich R. gezwungen, den Stab weiter zu setzen (um 1241). Es beginnt ein unstätes Wanderleben, entsagungsvoll gewiß für den adligen Herrn, der bis dahin eine Art gesellschaftlicher Stellung noch gehabt haben wird. Wir finden ihn an den Höfen von Meißen, von Thüringen, von Sayn; im Auftrage Erzbischof Siegfried's von Mainz, des Führers der antistaufischen Partei, drängt er den unentschlossenen Heinrich Raspe zur Annahme des Gegenkönigthums; aber gerade jetzt, als er im Dienste der rheinischen Pfaffenfürsten das egoistische Intriguenspiel der päpstlichen Partei kennen lernt, gerade jetzt regt sich die alte Liebe zum Kaiser: „Den Adler kann doch keine Mücke verjagen“. So endet er als Feind der Curie, wenn auch nur als verschämter Ghibelline, seine politische Laufbahn: er starb, wahrscheinlich nach 1252, in dem kleinen Dorfe Eßfeld bei Ochsenfurt.

Von der gewaltig erregenden und hinreißenden Wirkung Waltherscher Sprüche hat Reinmar's Dichtung sicherlich wenig gehabt: dazu fehlt ihm die rücksichtslose Leidenschaftlichkeit, die sich nicht scheut, auch einmal ungerecht, selbst würdelos zu werden, wo's Noth thut; R. hat wohl Pathos und Nachdruck, aber zündende Zornesglut lodert nur selten einmal durch seine Verse, am schönsten und heißesten durch die Strophen, in denen er seine böhmischen Gegner angreift. Als Walther zur Spruchdichtung und zum Vagantenthum überging, da trat ihm sein adliges Standesgefühl ganz in den Hintergrund: R. fühlt sich als Edler auch dann noch, als er gehrend von Hof zu Hofe zieht; er hat Sinn

für Würde und Haltung, ist von keuscher, empfindlich reservirter Art, voll Maß und Selbstbeherrschung, ob das auch seiner Existenz und seiner Dichtung nicht immer gut that. Es gibt das seinen Weisen eine gewisse Blässe trotz des bunten und reichen Inhalts seiner Sprüche, die kaum ein Thema unberührt lassen. Selbst das obligate Minnethema hat er, kühl und unselbständig, in Spruchform gezwängt; aber schnell zog er es vor, über Liebe zu lehren, statt sie als selbstgefühlt zu singen; eine lange Reihe von Dichtungen, die wol nach Oesterreich gehören, behandeln das Benehmen der Damen und Herren; sie zeigen uns R. noch im Mittelpunkt höfischen Lebens. Dieser Atmosphäre entstammt auch seine berühmteste Schöpfung, die reich ausgeführte Gestalt der Frau Ehre, der einst mächtigen, jetzt vertriebenen, müde irrenden Dame: sie hat weit reichenden litterarischen Einfluß gewonnen und ihm bedeutenden Ruhm geschafft. Sehnsucht nach entschwundenen schöneren Zeiten, da das Ritterthum blühte, klingt durch diese älteren Sprüche hindurch; in ihnen besonders ist Walther's Einfluß auf Schritt und Tritt fühlbar. Schon die Uebersiedlung an den böhmischen Hof bringt ein gewisses bürgerliches Element in seine Dichtung. Der dort mißachtete niedere Adlige lernt den Gedanken schätzen, daß Tugend adlig mache und nicht Geburt. In allerlei Sprüche über die Ehe drängt sich Parodie des höfischen Minnesangs, zumal Ulrich's von Liechtenstein; ich weiß nicht, ob auf Grund eigener übler Erfahrung, beneidet er den Hahn, der mit zwölf Frauen fertig werde, während es dem Manne so schwer ist, nur eine zu zügeln. Er schilt auf das rohe tolle Turnieren, das die Hausehre vergessen läßt, tadelt Trunkenheit und Spiel, rühmt die vernünftige milte, die ihre Gaben an Würdige gibt, und baut sich aus allerlei Thiersymbolen, die er überhaupt gerne anbringt, einen wunderlichen Idealmann zurecht mit Straußenaugen, Schweinsohren, Adlersklauen und Löwenherz. Aber in seine religiösen Sprüche dringt, so farblos sie sind, ein Abglanz von höfisch minniglichem Colorit, versetzt mit derb bürgerlichem Realismus: Maria ist seine Herzensherrin; er fleht sie an, ihm Bettdecke und Matratze zu sein. Einen starken Umschwung erfährt Reinmar's Dichtart, als er hinaustritt in das wechselreiche Leben des fahrenden bittenden Sängers. Publicum und Concurrenz nöthigten zu Concessionen. Er darf nicht nur auf höfische Hörer rechnen, muß sich vordringlicher Nebenbuhler erwehren: daß es ihm schwer wird, zu betteln, in traditionellen Lobesphrasen den ersten Besten anzusingen, muß er durch manch bittere Erfahrung büßen. Die bürgerlichen Meister zumal, die auf eingebildete Gelehrsamkeit große Ansprüche gründeten, sahen scheel auf den ungelehrten Adligen, der ihnen ihr Brod kürzte: R. ist von dem Marner maß- und grundlos angegriffen worden, ohne selbst je zu erwidern; ein Schüler, der Meißner, focht seine Fehde aus. Reinmar's Repertoir wird in dieser seiner mitteldeutschen Vagantenzeit reicher; der Kampf ums Dasein löst ihm die Zunge und lockert die Fesseln der Tradition. Fabeln und Erzählung, Sprüchwörter und namentlich Räthsel kleiden die Lehre, sie dem stoffhungrigen Publicum schmackhafter zu machen, in ein derbstoffliches lockendes Gewand, und auch bloß amüsante Themata, Lügenreihen und Vexierspäße, hat R. nicht grundsätzlich verschmäht, so wenig er sich in der Harlekinsjacke behaglich fühlt: seine Lügen stehn an der Spitze der mhd. Lügendichtung in deutscher Sprache; Räthsel vom Jahr, von der Schreibfeder, der Eisbrücke waren bei ihm nicht originell, sind aber noch jetzt lebendig. Vor allem lernt ers in dieser Zeit, brennende Tagesfragen des umgebenden Lebens keck anzugreifen, eine gesunde Gelegenheitsdichtung zu pflegen: Kirchenrecht und Sachsenspiegel werden erörtert, vor der Sodomie wird mit Nachdruck gewarnt, der ritterliche Ehrencodex geprüft, thörichte Moderedensarten verhöhnt: Todesgedanken wurzeln in lebendigem subjectivem Empfinden, und ein wehmüthig

heiterer, lehrhafter Gruß des alternden Dichters aus dem bleichen Abendsonnenschein seines Lebens heraus an das glühende Morgenroth der Jugend strömt eine lyrische Kraft, ein wahres und warmes Gefühl aus, wie es der in den Banden der höfischen Tradition befangene Jüngling nicht gekannt hatte. In Reinmar's schlichter, wenig pointenreicher Sprache drängt sich das Streben nach Deutlichkeit oft fast pedantisch in den Vordergrund. Die gemeine Neigung der Zeit zu anaphorischen Worthäufungen trat da helfend hinzu; doch wahrt R. auch darin das Maß. Kurze abgeschlossene Sätze liebt er besonders; trotzdem führt ihn Neigung zur parallelen Häufung ins Breite. Bildlicher Rede ist er, da ihm anschauende Sinnlichkeit wenig gegeben ist, oft nicht Herr: neben abscheulich hinkenden Gleichnissen steht aber doch manch wohl gelungenes, gut ausgeführtes Bild, und die Personification hat er sicher und reich gehandhabt, wie kaum ein zweiter Lyriker. Im politischen Spruch ist es weniger Walther's bewährtes Kunstmittel, die Apostrophe, durch das er Wirkungen sucht, als eine gehaltene Ironie. Der Stolz des Lehrers und Dichters drängt sich nie störend bewußt hervor: der Standesstolz des Adligen stand ihm doch höher. Neben Frau Ehre aber, der adligen Dame, ist es der bürgerliche Meister Ernst, der zumal in späterer Epoche sein Wirken beherrscht.

In der Heidelberger Hs. Nr. 350 liegt uns eine werthvolle, theils sachlich, theils chronologisch geordnete Sammlung Reinmar'scher Gedichte vor, die ich für Abschrift eines eigenen, um 1240/41 angelegten Spruchbuches halte. Alle Sprüche desselben sind im Fraun-Ehren-Ton verfaßt, einer in Anlehnung an Walther'sche Weisen glücklich gefundenen Form, die R. in mehr als 200 Gedichten und so ausschließlich benutzt hat, daß es selbst fraglich ist, ob er überhaupt noch in andern Lied- und Sprüchtönen dichtete: welch Gegensatz zwischen Reichthum des Inhalts und Armut der Form! Ein großer religiöser Leich zeigt in dem strophischen Aufbau, wie in der theilweise erhaltenen Melodie größeres formelles Können, als man bei Reinmar's strophischer Einförmigkeit erwarten sollte: er zerfällt nach dem Muster lateinischer Kirchenleiche in zwei variirte Haupttheile, und erreicht namentlich in den einleitenden Partien einen melodischen Reiz, der noch heute nicht ganz verschwunden ist. Aber der Ruhm des Dichters knüpft sich an seine Sprüche im Fraun-Ehren-Ton; in der meisterlichen Tradition spaltet sich bald ein besonderer Sänger, der Ehrenbote vom Rhein, aus Reinmar's Persönlichkeit ab. Noch Hans Sachs hat in dem verkünstelten Ehrenton gesungen, und einem Gedichte Ulrichs v. Hutten, dem vir bonus, liegt Reinmar's wunderliche Strophe vom Idealmann zu Grunde. Im Meißner erwuchs R. ein treuer, freilich wenig selbständiger Schüler; Fürst Wizlav von Rügen hat seine Sprüche plagiirt; Herman Damen hält dem jungen Frauenlob ein Reinmar'sches Wort mahnend entgegen, und Regenbogen beruft sich mit auf ihn, als er die Herrlichkeit der alten Dichtung rühmen will. In den Wartburgkrieg wird R. gegen alle Chronologie eingeschmuggelt und als Römer von Zwickau prangt er in der Zahl der zwölf alten Meister des Meistergesangs. Ein redlich und sittlich strebender Geist, nicht reich an Formen, aber auch nicht formell verwahrlost, nicht tief in der Auffassung, aber stets gewissenhaft und tüchtig, hat er ohne ausgeprägte Individualität doch die Fülle und den Wechsel der Interessen von Ort und Zeit rein auf sich wirken lassen und in reinlichem, wenn auch blaß gehaltenem Bilde wiedergespiegelt. Es kam bald eine Periode, die seiner braven, das Philiströse streifenden Sittlichkeit besseres Verständniß entgegenbrachte, als Walther's genialerem Schwunge: als Leopold Hornburg von Rotenburg um 1320 die beiden Männer vergleicht, da urtheilt er: Reinmâr, dîn sin der beste was; her Walthêr dœnet baz.

Die Gedichte Reinmars von Zweter, herausg. von Gustav Roethe,

Leipzig 1887; auch in v. d. Hagens Minnesingern II, 175 fg.; III, 332, 468 g. — K. Meyer, Untersuchungen über das Leben Reinmars v. Zweter und Bruder Wernhers, Basel 1866. — Wilmanns in Haupt's Zeitschrift f. deutsches Alterthum XIII, 434—463.

Roethe.

Reinsberg-Düringsfeld: Ida v. R.-D., lyrische und Romandichterin, und in Gemeinschaft mit ihrem Gemahl, dem Freiherrn Otto v. Reinsberg, für Culturgeschichte und Sprachforschung thätig, wurde am 12. November 1815 zu Militsch in Schlesien geboren und war die Tochter des Husarenmajors Schmidt, welcher in Anerkennung seiner Verdienste in den Kriegen von 1812—15, unter dem Namen „v. Düringsfeld", geadelt wurde. Ihre Jugend verlebte sie auf den von ihrer Mutter, einer Tochter des Generals v. Gröben, gekauften Gütern Ostrawe und Pluskau, sowie in den benachbarten Städten Ostrowo und Breslau, wo sie Unterricht in den romanischen und slavischen Sprachen sowie in der Musik empfing. Auch zeigte sie schon früh eine poetische Begabung, welche von ihrer Tante, Frau v. Wurmb und deren Bruder, dem Oberstlieutenant v. Platen, begünstigt und durch Einführung in gediegene Litteratur gefördert wurde. Ihre ersten lyrischen Dichtungen erschienen (1830 ff.) in der von Theodor Hell redigirten Abendzeitung, wodurch ermuthigt, sie (1835) eine größere Sammlung unter dem Namen „Thekla" herausgab. Bald darauf nach Dresden übersiedelnd, widmete sie sich dort der Erlernung der englischen Sprache und bildete ihr musikalisches Talent durch Gesangunterricht weiter aus. Auch wurde sie dort mit Tiedge und dem Maler Prof. Moritz Retzsch bekannt, welche beide einen wesentlichen Einfluß auf ihre poetische und künstlerische Entwicklung ausübten. Auf diese Art vielseitig gefördert, verwerthete sie ihre Studien der spanischen Litteratur zu epischen Dichtungen, welche unter dem Namen „Der Stern von Andalusien", 1838 erschienen, und einen Romanzencyclus enthalten, dessen Stoffe aus der spanischen und arabischen Geschichte entnommen sind. Weniger aus eigenem Antrieb, als durch den Rath ihrer Umgebung bestimmt, veröffentlichte J. v. D. in den Jahren 1842—45 eine Reihe von Novellen und Romanen, deren erster „Schloß Goczin", 1842 ihren dichterischen Ruf begründete. Derselbe, sowie die folgenden: Marie, In der Heimat, Haraldsburg, Magdalene, Hugo, Graf Chala und Hedwig beruhen weniger auf eigener selbständiger Erfindung, als auf einer, sei es bewußten oder unbewußten Nachahmung der Gräfin Hahn, insofern sie nach ihren Gegenständen und Gedanken, sowie nach ihrer Sprache den Kreisen der Aristokratie entnommen sind, jedoch mit dem Unterschiede, daß die Gräfin Hahn wirkliche Erlebnisse schildert, und bei ihrem höheren Alter eine vielseitige Erfahrung und einen weiteren Gesichtskreis besitzt, während J. v. D. dieser Vorzüge entbehrt, und deren Mangel durch gelehrte Excurse und gemachte Tragik zu ergänzen sucht. Beide Dichterinnen unterscheiden sich auch durch die gänzlich abweichende Entwicklung ihres wirklichen Lebens. Während die Gräfin Hahn durch eine unglückliche Ehe zur poetischen Thätigkeit erstarkte und ihren tiefen Schmerz in derselben aussprach, schloß J. v. D. am 20. October 1845 eine überaus glückliche Ehe mit dem Freiherrn Otto v. Reinsberg (aus einem alten ritterschaftlichen Geschlecht der Schweiz), welcher anfangs die militärische Laufbahn ergriffen hatte, dann aber, nachdem er als Rittmeister verabschiedet war, sich culturgeschichtlichen und sprachlichen Studien widmete, an welchen in der Folge auch seine Gattin theilnahm. Dieses gemeinschaftliche Wirken hatte auf Beide einen überaus günstigen Einfluß, insofern Reinsberg durch die poetische Anlage seiner Lebensgefährtin einen idealeren Aufschwung, J. v. D. aber durch seine wissenschaftliche Methode und die mit ihm unternommenen Reisen nach Böhmen, Italien und Dalmatien, sowie nach

Belgien und der Schweiz eine reifere Erfahrung, und für die von ihr geschilderten Personen und Handlungen einen geographischen und historischen Hintergrund empfing. Deshalb zeigen ihre späteren Schriften eine mehr realistische Richtung und einfachere Sprache, sowie eine größere Vielseitigkeit, indem sie die auf ihren Reisen gesammelten Eindrücke theils mit den Gestalten ihrer poetischen Erfindung harmonisch verwebt, theils in culturgeschichtlichen Studien verarbeitet. Das erste in dieser Weise abgefaßte Werk „Margarete von Valois", 1847, ging aus einem sorgfältigen Studium französischer Memoiren hervor; auf den italienischen Reiseerfahrungen beruhen „Antonio Foscarini", 1850, „Am Canal Grande", 1848 und „Aus Italien", 1851; in der Schweiz spielen: „Eine Pension am Genfer See", 1851, „Esther", 1852, „Clotilde", 1855, und „Aus der Schweiz", 1850. Nach einem längeren Aufenthalte in den Niederlanden, wo sie auch mit dem König Leopold von Belgien bekannt wurde und in Briefwechsel trat, entstanden: „Nico Veliki", 1856—64, „Norbert Dujardin", 1861, „Hendrik", 1862, „Von der Schelde bis zur Maas", 1861, und die ebenso lebensvolle wie gemüthsreiche Erzählung „Der Bildhauer von Mecheln", welche in der (1873) veröffentlichten Novellensammlung „Prismen" erschien. Dalmatien ist geschildert in den Novellen „Die rothe Mütze" und „Milena", 1863, sowie in der Studie „Aus Dalmatien", 1867; Böhmen und Oesterreich in den Novellen: „Ignota" und „Auf Goyen" (1873 in den Prismen erschienen), sowie in der in Westermann's Monatsheften veröffentlichten Erzählung „Der Stroblwirth", endlich in den gemeinsam mit ihrem Gatten verfaßten Studien: „Aus Kärnten", 1857, „Aus Meran", 1868, und „Culturgeschichtliche Skizzen aus Meran", 1874. Zwei in den Prismen erschienene Novellen: „Vier Treppen hoch" und „In einem kleinen Bade", sowie ein größerer Roman: „Die Literaten", 1863, behandeln das Leben in Leipzig und dessen Umgegend, und sprechen zugleich ein ungünstiges Urtheil über mehrere namhafte Schriftsteller aus, durch welches sie sich manche Feindschaft und heftige Entgegnungen zuzog. Ihre glückliche Ehe hatte jedoch noch einen anderen günstigen Erfolg, insofern ihr schon früher geübtes lyrisches Talent nicht nur an Tiefe und großartiger Auffassung der Stoffe, sondern auch durch die auf ihren Reisen gesammelten Eindrücke an Lebhaftigkeit des Colorits gewann. Dasselbe gelangte in doppelter Weise zur Darstellung, einerseits in eigenen selbstschöpferischen Poesien, namentlich in der unter dem Namen „Für Dich", 1851 veröffentlichten Sammlung, welche 1865 in zweiter Auflage erschien; sowie in „Amimone, ein Alpenmärchen vom Genfersee", 1852, andererseits in gelungenen Uebersetzungen slavischer und italienischer Volkslieder, welche sie unter der Bezeichnung „Böhmische Rosen", 1851, und „Lieder aus Toskana", 1854—59 herausgab. Beide poetischen Schöpfungen erwarben durch den Wohllaut der Sprache, die eigenen Dichtungen durch Wahrheit und Innigkeit der Empfindung, die Uebersetzungen durch treue Wiedergabe des Originals allgemeine Anerkennung. Zu den wissenschaftlichen Arbeiten, welche sie theils selbständig, theils in Gemeinschaft mit ihrem Gatten unternahm, gehören mehrere litteraturgeschichtliche und biographische Darstellungen, u. A. „Byron's Frauengestalten", 1845, die Uebersetzung des Manuscripts von Königinhof, 1858, und „Buch denkwürdiger Frauen", 1863. Mit großem Eifer betheiligte sie sich auch an dem von Reinsberg herausgegebenen Sprüchwörterlexikon, welches 1872 unter dem Titel: „Sprichwörter der Germanischen und Romanischen Sprachen" erschien, und 2000 Sprüchwörter aus 230 Dialekten enthält. Diesem Musterwerke ging als Vorbereitung ein kleineres Buch voran „Das Sprichwort als Kosmopolit, vom philosophischen, praktischen und humoristischen Standpunkt betrachtet", 1863, in welchem der Nachweis vorliegt, wie derselbe Gedanke sich unter dem Einfluß der verschiedenen Nationen

und Stämme, sowie der Länder, Sitten und Sprachen mannichfaltig gestaltet. Außerdem widmete sich R. mit Vorliebe chronologischen Studien, welche er in einem Handbuche „Katechismus der Kalenderkunde", 1876, verwerthete. Beide Richtungen veranlaßten eine ausgedehnte Verbindung mit Gelehrten und Zeitschriften, sowie eine umfangreiche Correspondenz und Veröffentlichung von Recensionen und Feuilletons mannichfaltigen Inhalts. Zugleich aber litt die Gesundheit von J. v. D. unter einer so angestrengten Thätigkeit, jedoch blieb sie bis zu ihrem Ende geistig regsam und productiv, wenn ihre Arbeiten auch durch asthmatische Anfälle, welche durch ein Herzleiden entstanden, häufig unterbrochen wurden. Vergebens suchte sie während eines zweimaligen Aufenthalts in Greifswald und Eldena durch Einathmen von Seeluft Heilung zu gewinnen, vielmehr nahmen ihre Beschwerden seit ihrer Rückkehr nach Leipzig zu, ihre letzten Tage verlebte sie in Leisnig, Zerbst und Stuttgart, wo sie am 25. October 1876 plötzlich starb. Ihr Gatte, der seine ganze Thätigkeit ihren gemeinsamen Arbeiten und ihrer sorgsamen Pflege gewidmet hatte, vermochte, da ihnen auch beide Kinder schon früher durch ein trauriges Schicksal entrissen waren, die durch ihren Heimgang entstandene Leere des Daseins nicht zu ertragen und folgte ihr schon am 26. October freiwillig in den Tod.

Persönliche Bekanntschaft und Correspondenz. — Kurze Biographien finden sich in: Männer und Frauen der Zeit. — Didot, Biogr. univ. — Schlesische Prov.-Blätter, VII, 12, 1868. — Menzel, Deutsche Dichtung, III, 449. — Jul. Schmidt, Deutsche Litt., III, 234. — Gottschall, Deutsche Litt. III, 227, 641. — Kurz, Deutsche Litt., IV, 101, 796, mit Porträt. — Schütze, Deutschlands Dichter, 56. — In mehreren Biographien ist irrthümlich das Jahr 1812 als Geburtsjahr angegeben und 1815 zu berichtigen. — Das Wappen d. G. Reinsberg findet sich in der Wappenrolle von Zürich, 1860, Tafel VII, Nr. 146. Pyl.

Reinwald: Wilhelm Friedrich Hermann R., in der Geschichte deutscher Sprachforschung unvergessen, weiteren Kreisen seiner Beziehungen zu Schiller wegen bekannt, wurde am 11. August 1737 zu Wasungen geboren. Sein Vater Johann Ernst R., der daselbst die Stelle eines Amtmanns mit dem Titel Regierungsrath inne hatte, war der erste Instructor des Herzogs Anton Ulrich von Meiningen gewesen. Nach seinem frühen Tode (1750) nahm sich jener edle Fürst der verwaisten Familie an, als die Mutter im Anfang des siebenjährigen Krieges bei einer Plünderung ihr Vermögen verlor. Durch häuslichen Unterricht und durch den Besuch des Meininger Gymnasiums wohl vorbereitet, studirte R. 1753—56 in Jena die Rechte. Schon da begannen seine poetischen Versuche und litterarischen Studien, denen er sein ganzes Leben hindurch treu blieb. Seit 1758, dem Todesjahre der Mutter, wohnte er bei seinem Oheim Stieler, dem nachmaligen Schwiegervater Gotter's in Gotha, wo er bei George Benda Musikunterricht genoß und im Umgang mit dem Idyllendichter Jac. Fr. Schmidt seiner Neigung für Litteratur und Kunst lebte. 1762 schickte ihn sein Gönner, der kunstsinnige Herzog Anton Ulrich, als geheimen Kanzlisten nach Wien, um sich von ihm Berichte über Staatsangelegenheiten und litterarische Gegenstände erstatten zu lassen. In ziemlich unabhängiger Lage, mitten in das Getriebe der Kaiserstadt hineingestellt, erfuhr er, an gegenständlicher Anregung sonst so arm, hier zum ersten Mal die fördernde Wirkung äußerer Einflüsse, die, veredelt durch den Verkehr mit geistig bedeutenden Männern, z. B. Jos. Ant. v. Riegger, den Wiener Aufenthalt zum Höhepunkt seines Lebens machten. Leider starb sein Gönner ein Jahr darauf. Unter dem Vorwand einer besseren Versorgung zurückberufen, erhielt R. von der Herzogin-Regentin Charlotte Amalie die armselige Stelle eines Consistorialkanzlisten in

Meiningen, was ihm um so drückender und unerträglicher erscheinen mußte, als sich in Wien bedeutende Aussichten für seine Zukunft eröffnet hatten. Nur der Gedanke, dem engeren Vaterlande seine Kräfte zu widmen, veranlaßte seine Rückkehr, die mit der ersten bittern Enttäuschung einen verhängnißvollen dauernden Umschwung in seiner ganzen sich bis dahin so günstig anlassenden inneren und äußern Entwicklung herbeiführte. Die ihm aufgezwungene Stelle vermochte in keiner Hinsicht weder seinen geistigen noch materiellen Bedürfnissen Rechnung zu tragen. Wie er in seinen Gedichten sich mehrfach klagend äußert, daß die drückende Last mechanischer Arbeit jeden höheren Flug seines Geistes lähme, so stellte sich, für den Augenblick noch verhängnißvoller, als unmittelbare physische Folge der Ueberanstrengung eine dreijährige Augenschwäche ein, die auch später wiederkehrte. Erst mit der Mündigkeit des Herzogs Karl August (1776) besserte sich seine Lage. Der junge Fürst wünschte die von seinem Vater gesammelten Kunst- und Litteraturschätze geordnet zu sehen, und betraute deshalb R. mit der Stelle eines Gehülfen an der Bibliothek. Fast 40 Jahre blieb die Sammlung unter seiner Obhut. Sie bot ihm zu unmittelbarem praktischen und wissenschaftlichen Wirken reichen Anlaß. Weit über den engen Kreis eigener Thätigkeit hinausgehend aber vermochte R. von hier aus sogar anregend in den Gang unserer großen Litteratur einzugreifen. Am 7. December 1782 sah er Schiller zum ersten Mal. Er allein wußte damals um die wahren Verhältnisse des Bauerbacher Fremdlings, den Frau v. Wolzogen an ihn gewiesen hatte, und dem er während seiner 8½ monatlichen Verbannung der einzige, unentbehrlichste Freund war. Wie er von vornherein mit scharfem Blick den hohen Genius und die eigenste Begabung des unglücklichen Flüchtlings erkannte, so fühlte sich auch dieser durch die ungewöhnliche Gelehrsamkeit und durch die klaren verständigen Lebensanschauungen zu dem Freunde hingezogen. Ohne Zweifel hatte R. damals einen nicht unbedeutenden Einfluß auf Schiller's Lebensführung und Gedankenwelt. An ihn wendet sich der nachmalige Schwager um Urtheil und Begutachten seiner Geistesproducte, von ihm verlangt er Stoff zu neuen Tragödien, bei ihm findet er damals und später Anregung und Vorschub in seinen historischen Studien, durch ihn endlich bekommt der junge Dichter die Bücher in die Hand, die den Plan zum Don Carlos reifen lassen. So ganz ungerechtfertigt ist es daher wol nicht, wenn Schiller selbst dem Freunde die Hälfte seiner damaligen Wirksamkeit zuschreibt.

Ein vom Herzog gegründetes Liebhabertheater, auf dem 1776 seine Operette: „Milton und Elmire", Frankfurt 1775, aufgeführt wurde, brachte R. in nähere Beziehung zum Hofe und veranlaßte einen vorübergehenden Briefwechsel mit Leisewitz, dessen Julius von Tarent vom Hofe 1780 gespielt ward. 1784 wurde er herzoglich meiningischer Rath. In den Sommer desselben Jahres fällt seine erste Reise zu Schiller's Eltern, auf der er Uz in Anspach, Schubart auf Hohenasperg, den Pfarrer und Sprachforscher Fulda in Mühlhausen und Schiller's Stuttgarter Freunde kennen lernte. Auf der Rückreise besuchte er mit Christophine, Schiller's ältester Schwester, den Dichter in Mannheim. Dieser, damals von der äußersten Geldverlegenheit bedrängt, war den Absichten Reinwald's auf die Hand Christophinens nicht günstig gestimmt. Er wollte die zärtlich geliebte Schwester, für die er hochfliegende Pläne hegte, nicht an der Seite des kränklichen und hypochondrischen Freundes verkümmern sehen. In Gemeinschaft mit ihm suchte Frau v. Kalb die Verbindung beider zu hindern. Anders dachten die Eltern, besonders der praktisch calculirende Vater. Christophine selbst war R. nicht abgeneigt. Die Warnungen des Bruders aber bestimmten sie, den Meininger Hofprediger Pfranger (s. A. D. B. XXV, 704), Reinwald's besten Freund, in einem Briefe vertrauensvoll um Rath zu fragen. Seine Antwort

gab den Ausschlag. Im Sommer 1785 erfolgte die Verlobung, ein Jahr darauf, am 22. Juni 1786 in Gerlingen bei der Solitude die Hochzeit.

Elisabetha Christophine Friederike war das älteste Kind der Schiller'schen Familie, zwei Jahre vor dem Dichter am 4. Sept. 1757 in Marbach geboren. In der frühesten Kindheit schon schlossen sich Schwester und Bruder eng aneinander, und was unbewußt die Kinder sich so innig geneigt machte, kettete später mit um so größerer Stärke die Erwachsenen in unzerreißbaren Banden zusammen. Die gleichgestimmte Seele, die lebhafte Empfänglichkeit für alles Wahre, Schöne und Gute, das begeisterungsfähige, frühzeitig und vorzugsweise dem Erhabenen zugewendete Gemüth, das spätere Beurtheiler auch der Schwester nachgerühmt haben, geben der Behauptung Recht, daß Christophine in der ganzen Familie dem gewaltigen Geist und dem reichen Herzen des Bruders am nächsten stand. In der Zeit seines Leidens und seiner Kämpfe war sie seine Vertraute gewesen; als Genossin seiner dichterischen Träume und Erstlingsversuche hatte sie die sonnigeren Stunden des jungen Dichterdaseins mit durchgelebt. Wenige haben wie sie mit so hingebender Begeisterung sich in die Schriften des Bruders versenkt, in denen sie ihre eigene hohe Sittlichkeit wiederfand, an und nach denen sie vorzugsweise ihr geistiges Leben bildete. Ihr Briefwechsel zeigt, mit welch unbeschreiblicher Innigkeit sie bis an ihr Lebensende das Andenken des früh Verlorenen bewahrt hat.

Das erste Drittheil ihres Lebens war ihr einfach und still im elterlichen Hause dahingeflossen; der harte Gegensatz zwischen Vater und Sohn hatte in ihr wie in der Mutter stets eine versöhnende Vermittlerin gefunden; jetzt führte sie ihre Vermählung zum ersten Mal in völlig andere Verhältnisse, in Verhältnisse, die ihr in mancher Beziehung den Tausch nicht vortheilhaft erscheinen lassen konnten. Gleich im Anfang schlug Reinwald's Hoffnung auf Gehaltserhöhung fehl. Um sein kleines Einkommen aufzubessern, sah er sich genöthigt, nach litterarischen Erwerbsquellen zu suchen. Seit 1779 schrieb er Recensionen für Nicolai's Allgem. Deutsche Bibliothek; jetzt gelang es ihm auch, an Weiße's N. Bibl. der schönen Wissensch. eine Mitarbeiterstelle zu erhalten. Sein Schwager, selbst der alte Schiller, gaben sich Mühe, ihm ein Feld regelmäßiger schriftstellerischer Thätigkeit zu eröffnen. Von Uebersetzungen, zu denen jener rieth, erschien 1788 „Lottens Briefe während ihrer Bekanntschafft mit Werthern" nach einem zwei Jahre vorher zu London anonym erschienenen englischen Original. Für Schiller's eigene periodische Werke verfaßte er Aufsätze historischen Inhalts, von denen die „Verschwörung der Pazzi" in der „Geschichte der Verschwörungen", Bd. I, die „Pulververschwörung", die selbst Goethe's Beifall fand, 1796 in den Horen veröffentlicht wurden. Seine Theilnahme an den Memoires dagegen zerschlug sich. Ein gleiches Schicksal hatten die zahlreichen, von Schiller angeregten Projecte zu Aufsätzen humoristisch-satirischen Inhalts, obwol vielleicht gerade auf diesem Felde R. am meisten geleistet haben würde; denn sein Prosastil ist fließend und geschmackvoll, ein humoristischer Zug und gelegentlich epigrammatische Schärfe fehlen seinen Briefen und Gedichten nicht. So floß also auch diese Einnahmequelle spärlich, und Christophine mußte eine Zeitlang sogar durch Zeichenunterricht das Geld für die Wirthschaft selbst mit verdienen helfen. Die Ehe blieb kinderlos. Erst 1815 kurz vor Reinwald's Tode wurde dessen 14jährige verwaiste Nichte Therese von den Gatten aufgenommen, und so bildeten Besuche und Reisen die einzige Unterbrechung ihres einförmigen Familienlebens. Das für die Schiller'sche Familie so verhängnißvolle Jahr 1796 rief Christophine zum ersten Mal für längere Zeit in die Heimath. Sie blieb fünf Monate und war ihren Angehörigen bei der französischen Plünderung, der Krankheit der Schwester und dem Tode des Vaters eine

unentbehrliche Stütze. Schiller war zweimal, zuletzt auf der Rückreise von Schwaben nach Meiningen gekommen. Reinwald's eigene Reisen verschafften ihm die Bekanntschaft mancher berühmter Männer, die es dann ihrerseits nicht versäumten, bei ihrer Anwesenheit in Meiningen den Schwager Schiller's zu besuchen. Mit den einheimischen Dichtergrößen und Künstlern stand die Familie, soweit es Reinwald's ungeselliges Wesen zuließ, in freundschaftlichem Verkehr. Auch Hof- und Adelskreise blieben ihnen nicht verschlossen; Christophine, der erklärte Liebling der Herzogin Luise Eleonore, fand in jenem geistvollen Umgang ihre liebsten Freunde, vor allem die Fürstin Marie Louise Wilhelmine von Wied-Neuwied, die sich 1796—99 in Meiningen aufhielt. 1802 wurde R. erster Bibliothekar; 1804 wählte ihn die deutsche Gesellschaft in Leipzig zu ihrem Mitglied, und im nächsten Jahre erhielt er von der Herzogin-Regentin den langersehnten Titel eines Hofraths.

In diesen wenigen Daten einer an äußeren Ergebnissen so armen Geschichte spielt sich eine Ehe ab, die in den ersten zwei Jahrzehnten ihres Bestehens auch rücksichtlich des inneren Verhältnisses der Gatten ein wenig erfreuliches Bild zeigt. Immer in kleinstädtischer Enge an die Verdrießlichkeiten eines armseligen Dienstes gebunden, aller äußeren Vorzüge bar, aber beständige Sehnsucht nach einem höheren Lebensideal im Herzen tragend, war R. frühe zum Hypochonder und Pessimisten geworden. Fortwährende Kränklichkeit hatte ihn launisch und reizbar, ein langes Alleinstehen verschlossen, egoistisch, mißtrauisch und zum ungeselligen Büchergelehrten gemacht; drückende Nahrungsnoth lehrte ihn den Wert des Geldes übermäßig schätzen. Christophine, um so viel jünger, lebhaften Temperamentes und an freundschaftlichen Verkehr gewöhnt, konnte sich nur mit Mühe in die Eigenart ihres Gatten schicken, so sehr Anspruchslosigkeit und Pflichtgefühl, verbunden mit einer halb fatalistisch, halb optimistischen Lebensauffassung es ihr erleichterten. Zum ersten Mal nach zehnjährigem schweigendem Dulden schüttete sie in der schwäbischen Heimath den Angehörigen gegenüber ihr Herz aus. Man kann sie darum nicht tadeln — aber zu der womöglich noch größeren Entfremdung der Gatten im zweiten Jahrzehnt der Ehe hat es sicher beigetragen. Jetzt traten Mutter und Bruder zwischen sie; heimliche Geldsendungen, eine nach dem Tode jener ohne Vorwissen Reinwald's entstandene Correspondenz mit Schiller waren die Folge. Die Briefe sind theilweise auf uns gekommen; sie enthalten manche bittere Anklage gegen R. — Gerade in diese Zeit fällt Schiller's Tod. Es war ein überaus harter Schlag besonders für Christophine, die mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an dem Bruder hing. Aber es ist nicht zu leugnen, daß er gleichzeitig einen Wendepunkt zum Besseren in dem ehelichen Leben der beiden Gatten bezeichnet. Erst als die Aussicht, den Abend ihres Lebens beim Bruder zubringen zu können, schwand, war für Christophine eine aufrichtige innere Annäherung möglich. Pecuniäre Verbesserungen kamen hinzu. Sie erlaubten von dem strengen, oft erniedrigenden Sparsamkeitssystem etwas abzugehen und brachten, unterstützt durch die Milde und Weichheit von Reinwald's Alter, nach und nach ein wirklich zärtliches, auf gegenseitige Achtung und Unentbehrlichkeit gegründetes Verhältniß zustande. Der neue frivole Ton der Revolution trieb beide Gatten ganz in ihre Häuslichkeit und auf sich selbst zurück. Reinwald's letzte Jahre waren zwischen amtlicher Thätigkeit und sprachwissenschaftlichen Arbeiten getheilt. Er starb am 6. August 1815. — So sehr man im Allgemeinen geneigt ist, Christophinens entsagungsvolles Loos zu bedauern, so läßt sich doch Manches zu Gunsten ihres Gatten anführen. An geistigen Genüssen stand jedenfalls ihr Leben an seiner Seite dem im elterlichen Hause nicht nach. Wenn Christophine klagt, daß sie ihrem Manne auf dessen Lieblingsgebiet, seine sprachwissenschaftlichen Studien nicht folgen könne, so wurde ihr

doch, wie ihre eigenen poetischen Versuche und Briefe beweisen, dessen litterarische und musikalische Bildung eine Quelle vielfacher Belehrung, Anregung und edlen Vergnügens. Durch ihn erst lernt sie Französisch und Englisch; er lehrt sie Abends bei gemeinschaftlicher Lectüre die Schönheit Shakespeare's und Milton's verstehen. Auch ihr Zeichentalent konnte sie im Verkehr mit Meininger Künstlern vielseitiger ausbilden. — Das letzte Drittel ihres Lebens brachte Christophine erst in Schwaben, dann in Meiningen in ereignißloser, glücklich-sorgenfreier Zufriedenheit hin. Sie starb von der Mitwelt pietätvoll verehrt, Gemüth und Körper bis zuletzt von den Gebrechen des Alters verschont, am 31. August 1847, nahezu 90 Jahre alt.

Als Dichter ist R. unbedeutend. Wenn er schon von den Zeitgenossen wenig beachtet wurde, so findet man heute in den größten Sammelwerken kaum seinen Namen. Ein großer Theil seiner poetischen Versuche ist Gelegenheitsdichtung lyrisch-didaktischer Natur, anfänglich in der Form der alten Alexandrinerpoesie. Die Einflüsse der Zeit lassen sich nicht verkennen; bald wird die Weise Uzens, bald auch die Hagedorn's leise angeschlagen; moralisirende Tendenzen nach der Art seines Lieblingsdichters Gellert machen sich überall breit. Am besten gelingt ihm auch hier der komische und satyrische Ton. Formgefühl, vortreffliche, gesinnungstüchtige Gedanken und gelegentliche Empfindungstöne, aber ohne höheren Schwung unter nüchterner Alltäglichkeit versteckt, lassen sich ihnen nicht absprechen. So sehr er mit dem Geschmacke der Zeit fortzuschreiten sucht, mit einem Fuß bleibt er immer im alten Rationalismus stecken. Schon frühe veranlaßte ihn seine Beschäftigung mit französischer, italienischer und lateinischer Litteratur zu Nachbildungen und Uebersetzungen, später zeigt er für Hans Sachs, dem er nicht unglücklich nachahmt, eine merkenswerthe Vorliebe; auch im Ton der Volks- und selbst in Dialektdichtung versucht er sich. — Von seinen Gedichten erschienen zwei Sammlungen: „Poetische Briefe und kleine Gedichte.“ Meiningen 1769. und „Poetische Launen“. Dessau 1782. Zu einer dritten konnte er trotz Schiller's Vermittlung keinen Verleger finden, und so entschloß er sich, auf den Rath des Schwagers sie einzeln herauszugeben. Mit dem zweifelhaften Glück, sie zu veröffentlichen, wurden folgende Zeitschriften bedacht: 1785/86 Fränkischer Musenalmanach; 1787 Schiller's Thalia; 1796 Schiller's Musenalmanach; 1803/5 Bergisches Taschenbuch; 1806 Niederrheinisches Taschenbuch u. s. w. Nach Pfranger's Tode 1790 gab R. das von Beiden gemeinsam bearbeitete Sachsen-Koburg-Meiningische Gesangbuch mit 15 eigenen Liedern heraus.

Zu sprachwissenschaftlichen Arbeiten wurde R. durch Fulda's Anregungen geführt, die ihn auf deutsche Wurzelforschung, zunächst in der Form dialektischer und dialektologischer Studien hinwiesen. Sein Erstlingswerk, die „Briefe über die Elemente (= Fulda's Wurzeln) der germanischen Sprache“, von denen nur einer 1776 ohne Namen erschien, schließt sich äußerlich und sachlich an die Göttinger Preisschrift Fulda's an, dessen Wurzelsystem den Verfasser zu manchen Mißgriffen verleitet. Allmähliche Erkenntniß derselben bringt ihn in eine freiere Stellung, ohne den einmal gelegten Trieb zu etymologischer Forschung in ihm zu zerstören. Schon das „Hennebergische Idiotikon“ — sein verbreitetstes und bekanntestes Werk, der erste Theil 1793, der zweite mit Berichtigungen und Ergänzungen 1801 erschienen — hält sich übertriebenen Phantastereien fern. Der Stoffvorrath, zwar nicht vollständig, aber eine gute Grundlage für die Weiterforschung, ist theils Reinwald's eigenem Sammelfleiß, theils einer Vorarbeit seines Wasunger Landsmannes Schenk zu danken. Die Ansätze zu lautlicher und grammatischer Behandlung sind dürftig, die etymologische Seite dagegen dem Autor besondere Herzenssache gewesen. Gewissenhafte Ausnutzung der Hülfsmittel und gründliche Kenntniß aller Zweige des deutschen Sprachstammes

rechtfertigen die günstige Aufnahme der Kritik. Ihren Mittelpunkt findet Reinwald's Thätigkeit in seinen glossologischen Studien. Seit Ausgang der siebziger Jahre beschäftigt ihn der Plan zu einem karolingischen Glossar, das aus den frühesten Sprachresten des fränkisch-alemannischen Dialektes gezogen, die Mängel des unzureichenden Schilter'schen verbessern sollte. Daneben legt er sich eine angelsächsische Chrestomathie mit Wörterbuch an und macht aus altnordischen Denkmalen umfassende Auszüge. Nichts ist von dem Allen veröffentlicht worden, aber mittelbare Früchte dieser Studien sind seine sprachwissenschaftlichen Recensionen und Aufsätze. 1795 war ihm vom Bureau der Allgemeinen Literatur-Zeitung eine Mitarbeiterstelle angewiesen worden; seine ersten Recensionen behandeln Bd. IV und V des Bragur. Als Schütz 1803 nach Halle ging, und in Jena besonders durch Goethe's Bemühungen eine selbständige Jenaische Literatur-Ztg. gegründet wurde, schrieb R. für die Hallische weiter. Zwischen 1797 und 1808 fallen seine Beiträge zu den drei unter sich zusammenhängenden: Koch'schen Allgemeinen Literarischen Anzeiger, den Literarischen Blättern und dem Cotta'schen Neuen Literarischen Anzeiger, welche drei Zeitschriften in der Geschichte deutscher Sprachforschung überhaupt eine nicht unbedeutende Rolle spielen. Es sind meist Mittheilungen bibliograpisch-litterarischer Natur, zu denen ihm dort angeregte Fragen Veranlassung, die ihm unterstehende Bibliothek oder der reiche Schatz eigener Bücher- und Litteraturkenntniß das Material boten. In ähnlicher Weise beschrieb er für Panzer's Annalen der älteren deutschen Litteratur eine Anzahl von Incunabelschätzen der herzogl. Bibliothek.

Leider gelangten seine Privatstudien nur dann an die Oeffentlichkeit, wenn sich ein äußerer Anlaß bot. Besondere Beachtung verdienen seine Nachrichten über das Wessobrunner Gebet und das Hildebrandslied, von denen die Brüder Grimm in ihrer Ausgabe beider Gedichte vom Jahre 1812 ausführlich berichten. Von ersterem, das den Gelehrten damals nicht wenig Schwierigkeiten machte, liefert er in der Allg. Lit.-Ztg. 1797 (Rec. des Bragur), in den Lit. Bl. 1805 S. 105, und in Docen's Miscell. II. 291, Uebersetzungen und Commentare, deckt den Irrthum über den vermeintlichen Dichter Kazungali auf und weist Docen's Vermuthung über die Zusammengehörigkeit mit der Cotton'schen Evangelienharmonie aus innern Gründen zurück. Das andere veröffentlicht er als „Fabula Romantica“ im N. Lit. Anz. 1808 zum ersten Mal seit 80 Jahren. Der Text ist nach Eckhart mit gegenüberstehender deutscher Uebersetzung gegeben, wobei der Verfasser allerdings oft das richtige trifft, daneben aber auch alte Irrthümer beibehält oder an ihre Stelle neue setzt. Wichtiger sind 2 größere Arbeiten Reinwald's, die auch zunächst glossologischer Natur sind: seine Bemühungen um Ulfilas und die Evangelienharmonie.

Nach einer langjährigen Beschäftigung mit dem Gothischen erhielt er durch die vom Prediger Zahn seit 1801 besorgte Ausgabe des Fulda'schen Ulfilas Gelegenheit, seine Kenntnisse auch praktisch zu verwerthen. Er hatte das nach dem Wurzelsystem jenes Gelehrten angeordnete Glossar zu revidiren und praktischen Anforderungen gerecht zu machen. Die Arbeit nahm ein Jahr (1802—1803) in Anspruch. Es sind ihr hauptsächlich Berichtigungen und Nachträge zu danken. Das Hauptverdienst, die zum ersten Mal eingeschlagene grammatische und kritische Behandlung gebührt den Vorarbeiten Fulda's. Seine Stellung zur Ausgabe im Allgemeinen charakterisirt R. im Vorbericht und in zwei von ihm verfaßten Anzeigen (Allg. D. Bibl. 1805 und N. Lit. Anz. 1807). Das Werk — für uns schon wegen des unberücksichtigten neuen Stoffes nicht mehr brauchbar — erfuhr auch von den Zeitgenossen, Docen und Aretin, manchen Tadel. Jac. Grimm beurtheilt 1836 (Gött. gel. Anz. S. 180) das Glossar, dessen häufig falsch angesetzte Formen er tadelt, ziemlich rücksichtslos. In der That hat keiner

von den Herausgebern auch nur eine Ahnung des großen Gewinnes gehabt, der für Wortforschung und Grammatik aus dem Gothischen gezogen werden konnte.

Wie Ulfilas, einzig in der Sprache und Litteratur seiner Mundart dastehend, hat auch ein anderes germanisches Denkmal, die sogenannte altsächsische Evangelienharmonie, das Interesse Reinwald's gefesselt und seinen Fleiß in strenger ausdauernder Arbeit beschäftigt. Seine Bemühungen sind hier um so mehr anzuerkennen, als gerade für diesen Dialekt sämmtliche Vorarbeiten und Hülfsmittel mangelten. In der That ist für die damalige Zeit in jenen Schriften Reinwald's eine Fülle von Gelehrsamkeit niedergelegt. Von vornherein hatten bei seiner Arbeit am karolingischen Glossar die in Hickes' Thesaurus 1705 und in Suhm-Nyerup's Symbolae 1787 veröffentlichten Bruchstücke des Codex Cottonianus der sogenannten Evangelienharmonie Reinwald's Aufmerksamkeit erregt. Er rechnet sie indeß mit Hickes zunächst noch zur franktheotischen Litteratur. Eine Notiz in Eckhart's Comment. de reb. Fr. orient. 324 veranlaßte ihn 1797 in Würzburg Nachforschungen nach einer daselbst vermutheten zweiten Handschrift anstellen zu lassen, die inzwischen 1794 vom französischen Lector Gley auf der ehemaligen Domstiftsbibliothek zu Bamberg gefunden worden war. Als dieser 1799 von seinem Funde öffentlich Nachricht und Proben gab, veranlaßten ihn die von gründlichen Vorstudien zeugenden Berichtigungen Reinwald's, den angebotenen Beistand bei der Erklärung der Handschrift anzunehmen. R. übernahm die Arbeit zunächst nur, um Wörter für sein Glossar daraus zu ziehen. Bald aber ließ die Erkenntniß von der Wichtigkeit derselben den ersten Plan gänzlich zurücktreten; eine, zunächst mit Gley gemeinschaftlich zu veranstaltende Herausgabe der Evangelienharmonie beschäftigte ihn fortan unausgesetzt bis zu seinem Tode.

Die ganze Angelegenheit zog von vornherein die öffentliche Theilnahme auf sich. Nachdem 1801 die Erlaubniß zum Druck der Handschrift vom Bamberger Capitel verweigert worden war, schickte Gley 1805, durch ein Anerbieten der bairischen Regierung veranlaßt, seine und Reinwald's Arbeiten nach München, wohin auch der Codex inzwischen gekommen war. Trotz der Bemühungen Aretin's, Docen's, Schlichtegroll's und besonders Scherer's verzögerte sich indeß die Veröffentlichung bis zu Schmeller's Eingreifen 1830. Wäre Gley länger in Deutschland geblieben, so hätte man ohne Zweifel seiner Initiative die erste Herausgabe zu danken gehabt. Bei R. ließ ein ängstliches Streben nach Gründlichkeit es nie zu einer Veröffentlichung kommen. Es ist begreiflich, daß er Jac. Grimm's Unwillen dadurch in hohem Maße erregte, weil gerade dieser bei Abfassung seiner Grammatik die Verzögerung am schwersten empfinden mußte. Unter Reinwald's Händen zog sich die Angelegenheit in litterarischen Blättern hin; direct oder indirect auf seinen Arbeiten beruhende Veröffentlichungen finden sich in der Bamberger Ztg.; Allg. Lit. Anz. 1799 (Sievers, Heliand, Monac. V. 174—227) 1801 (Siev. Monac. 537—641); Allg. Lit.-Ztg., Intelligenzbl. 1805 (S. 465—468); Aretin's Beiträge 1806, Bd. VII S. 3—30 und Docen's Misc. II. 3—30 (S. M. 4270—4451); Vulpius, Curiositäten 1811 (S. 246—251; s. Cott. 5427—5478). Nach Reinwald's Tode verkaufte Chr. alle Arbeiten ihres Mannes nach München, wo sie sich unter den Handschriften der Staatsbibliothek noch finden. Verdienstlich ist darunter die vollständige Abschrift des Cottonschen Codex, die R. um 1810 nach langer Mühe sich zu verschaffen gewußt hatte, und die Schmeller benutzte; weniger brauchbar sind nach dessen Urtheil Grammatik und Wörterbuch.

Ueberhaupt hat R. grammatischen Studien nicht die Aufmerksamkeit zugewandt, die ihn zum wirklichen Nachfolger Fulda's gemacht hätte. Er betont zwar überall die Nothwendigkeit grammatischer Forschung, aber nur in

exegetischem Interesse, ohne die Grammatik als selbständige Wissenschaft zu würdigen. Von etymologischem Interesse ausgehend, sind seine Studien vorwiegend lexikographisch, sein Stoffgebiet die für solche Zwecke ergiebigsten ältesten Epochen unserer Sprachgeschichte. Fulda hat einen umfassenden intuitiven Blick für die Gesammtheit der Wissenschaft; Reinwald's Gesichtskreis ist viel beschränkter, dagegen gibt ihm Gründlichkeit und Schärfe der Beobachtung selbst bei dilettantischer Gesammtauffassung ein Streben nach tieferer Wissenschaftlichkeit in der Methode. Darin hat er überall mit selbständigem Urtheil das beste seiner Vorgänger sich zu eigen gemacht, ohne freilich selbstthätig seine Wissenschaft einen Schritt höher zu führen. Sein etymologisches Verfahren, Herstellung der ältesten Wortform, strenge Berücksichtigung der Analogien in Laut- und Bedeutungswandel, seine vorsichtig-kritischen Grundsätze der Textbehandlung und Exegese finden um die Wende des Jahrhunderts in Deutschland wenig ihres Gleichen. Dagegen freilich steht er in allen nicht reinsprachlichen Fragen seinen Mitforschern bedeutend nach. Rationalistische Beschränktheit, die ihn zu den geschmacklosesten Urtheilen über altnordische und mittelhochdeutsche Dichtkunst verleitet, läßt ihn sich weder um Inhalt — das historisch interessante ausgenommen — noch um äußere poetische Form unsrer Denkmale kümmern. Fragen nach Quellen und Autor beschäftigen ihn nicht; vom Wessobrunner Gebet mußte Gräter 1807 und Docen 1811, vom Hildebrandslied Grimm 1812 und selbst vom Heliand v. d. Hagen 1809 die Alliteration nachweisen. So sind seine praktischen Verdienste außer auf dem Felde der Dialektforschung — auch über die früheren Dialekte, über Alter und Heimath der Denkmale, sucht er auf Grund sprachlicher Kriterien bestimmtere Begriffe zu geben — vor allen in dem zu suchen, was er als Glossolog und Interpret zum Verständniß unsrer alten Litteratur beigetragen hat. —

Meusel, Gelehrtes Teutschland VI. X. XI. XV. XIX. — Raumer, Gesch. der germ. Philologie. — Schiller's Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine und seinem Schwager Reinwald, hrsg. von Maltzahn 1875 mit bibliographischen Nachweisen. — Ludwig Bechstein, Mittheilungen aus dem Leben der Herzoge zu Sachsen-Meiningen. 1856. S. 68—79, 179 ff., 196—233. — Festschrift der Badischen Gymnasien. Gewidmet der Universität Heidelberg zur Feier ihres 500jährigen Jubiläums. Karlsruhe 1886. — Ueber Chr. besonders: Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen. 1859. — Charlotte von Schiller und ihre Freunde (hrsg. von Urlichs). 1860. Bd. I. S. 335 ff. — Saupe, Schiller und sein väterliches Haus. 1851. S. 106—135.

Max Löwisch.

Reinwardt: Caspar George Karl R. wurde am 5. Juni 1773 in der preußischen Stadt Lüttringhausen (Reg.-Bez. Düsseldorf) geboren. Die Familie zog bald nach seiner Geburt nach dem nahen Lennep; der Vater, Johann George, ein Schüler Gellert's, gab ihm den ersten Unterricht, starb jedoch früh. Die Mutter Catharina Goldenberg leitete die Erziehung weiter und legte wohl den Grund zu der ihn durchs Leben begleitenden Gemüthsreinheit und Bescheidenheit. Zugleich unterrichtete ihn der Bruder der Mutter, Melchior Goldenberg, zu Hause, und er besuchte das Gymnasium von Lennep. Ein älterer Bruder Caspar's war nach des Vaters Tode zu einem verwandten Apotheker nach Amsterdam gezogen und übernahm 1787 dessen Apotheke; es wurde der Anlaß, daß Caspar um diese Zeit als Apothekerlehrling nach Amsterdam ging. Er widmete sich besonders der Botanik, studirte aber zugleich an dem Athenaeum illustre von Amsterdam Medicin nnd erhielt schon im Alter von 27 Jahren die Professur für Naturgeschichte an der Hochschule von Harderwijk, zugleich unter Ernennung

zum Doctor der Medicin und Naturgeschichte an dieser Hochschule, honoris causa. Seine Antrittsrede hieß: „Over de geestdrift waarmede de beoefenaars der Naturlijke Historie, en inzonderheid der Kruidkunde voor hunne studiën zijn“. R. war des Holländischen in einer Weise mächtig, daß man seine deutsche Abkunft nicht erkannte; das Lateinische schrieb er geläufig und im Griechischen war er bewandert. Aus den in Harderwijk zugebrachten Jahren, den glücklichsten seines Lebens, stammt eine „Geographische Betrachtung der Flora Hollands“, welche de Vriese nach seinem Tode (Tuinbouw-Flora III, 323, 1857) herausgegeben hat. 1803 bekleidete er das Rectorat und trat von demselben ab mit einer Rede: „Over de voortreffelijkheid der hedendaagsche scheikunde ter verklaring der verschijnschelen van natuur en nijverheid“. Im J. 1808 ernannte ihn König Ludwig Napoleon zum Director eines zu errichtenden königlichen botanischen und zoologischen Gartens in Verbindung mit einem naturhistorischen Museum, welches Institut erst nach Soestdijk, dann nach Haarlem und endlich nach Amsterdam verlegt wurde, wodurch R. gezwungen war, seinen Aufenthaltsort stets zu wechseln. Vor seiner Abdankung ernannte der damalige König von Holland, Ludwig Napoleon, ihn zum außerordentlichen Professor der Chemie und Pharmacie und zum ordentlichen der Naturgeschichte an der „durchlauchtigen Schule“ von Amsterdam, welche Aemter er am 5. November 1810 mit einer lateinischen Rede: „Ueber die rechte Art Chemie und Naturgeschichte zu studiren“, antrat. Abgesehen von anderen wissenschaftlichen Bethätigungen aus dieser Zeit widmete er sich besonders einer ihm von der französischen Regierung aufgetragenen Untersuchung über die Bereitung des Indigo aus der Isatis tinctoria. 1815 wurde er zum „Directeur over de zaken van den Landbouw, Kunsten en Wetenschapen op het eiland Java en Onderhoorigheden“ ernannt, und hiermit beginnt die Glanzperiode seines Lebens. Erst im Frühjahr 1816 konnte er sich mit einem Zeichner und einem Präparator nach Ostindien begeben, wo er sich 6 Jahre lang den verschiedenartigsten Aufgaben mit großem Erfolge widmete. Er reformirte das ganze sehr im Argen liegende Schulwesen und das Medicinalwesen, er suchte den Landbau zu heben durch eine bessere Kenntnißnahme der einheimischen Pflanzen und durch Versuche mit Culturen von auf Java fremden Gewächsen, er gründete den botanischen Garten von Buitenzorg mit dem Plane, dort alle Pflanzen des Archipels zu vereinen und war dessen erster Director, er stellte Untersuchungen an über die Salpeterfabrikation zum Nutzen der Regierungsunternehmung in Sutji, allein die Regierung befolgte seine Rathschläge nicht und mußte die Fabrikation aufgeben; auch der Regierungsmünze in Surabaja lieh er seine Rathschläge. Im J. 1821 brachte er neues Leben in die „Bataviaasch genootschap van Kunsten en Wetenschappen“ und publicirte (1823) daselbst eine Abhandlung: „Over de hoogte en verdere natuurlijke gesteldheid van eenige bergen in de Preanger Regentschappen“. Als Hauptaufgabe seiner Thätigkeit aber sah er die Durchforschung des ostindischen Archipels in naturhistorischer Hinsicht an. 1817 schon bereiste er Ostjava im Gefolge der Generalcommissäre Elout und van der Capellen und sandte im October die erste große Sammlung von Naturalien nach Holland, welche aber durch Schiffbruch verloren ging. Im October 1818 bestieg er den in heftiger Eruption befindlichen Gunung Guntur im Preanger und berichtete über seine Beobachtungen im Bat. Courant vom 7. November. Die 2. und 3. große Naturalien- und ethnographische Sammlung, welche er im J. 1818 und 1819 nach Europa sandte, hatte dasselbe Loos wie die erste, die beiden Schiffe gingen zu Grunde und mit ihnen die Sammlungen. 1819 wurden seine Reisen auf Java im Preanger und in benachbarten Gegenden fortgesetzt, er berichtete darüber in dem Bat. Courant vom 5. Juni und 25. September 1819.

Die späteren Sammlungen Reinwardt's verfolgte nicht das gleiche Mißgeschick wie die drei ersten, sie gelangten alle nach Europa in das gerade errichtete naturhistorische Museum von Leiden und in die dortige Alterthumssammlung. 1820 erhielt R. einen Ruf an die Universität der letztgenannten Stadt, blieb aber noch bis 1822 in Indien, um eine große Reise im Archipel auszuführen. Von regierungswegen wurde ihm ein Schiff zur Verfügung gestellt und er ging im Februar 1821 zuerst nach Bima und Timor, um auf letzterer Insel Forschungen nach Kupfererzen anzustellen, dann nach Ombai und Kisser, ferner nach Banda, Amboina, Ternate, Tidore, Halmahera, endlich nach Nordcelebes und zum Beschluß machte er noch eine größere Reise über Java. Im März 1822 kehrte er nach Buitenzorg zurück und traf im October nach sechsjähriger Abwesenheit mit großen Sammlungen in Europa ein. Am 3. Mai 1823 hielt er seine Antrittsvorlesung „über die Bereicherungen, welche die Naturgeschichte durch die Erforschung Indiens erfahren hat". Eine Publication über seine letzte große Reise fand erst nach seinem Tode, im J. 1858 statt durch das k. Instituut voor de Taal-Land-en-Volkenkunde van Nederlandsch Indie im Haag unter dem Titel: „Reis naar het oostelijk gedeelte van den Indischen Archipel", mit Abbildungen nach Zeichnungen von Reinwardt's Reisebegleitern. Ein Jahr nach seiner Rückkehr verheirathete R. sich mit einer Wittwe, welche ihm auch eine Tochter ins Haus brachte, mit denen er bis an sein Ende glücklich lebte. 22 Jahre lang konnte er sich in Leiden dem Unterrichte der Chemie, der Botanik und der Mineralogie widmen; 1832 bekleidete er das Amt des Rector magnificus und trat ab mit einer Rede „Ueber Ursprung und Fortschritt der Geologie". Es seien von seinen Arbeiten nur noch die folgenden aus einer großen Reihe von Abhandlungen erwähnt: „Ueber die natürliche Fruchtbarkeit der ostindischen Inseln, besonders von Java, und über die wahrscheinliche Ursache derselben" (1827); „Ueber den Charakter der Vegetation auf den Inseln des indischen Archipels" (Berlin 1828); „Ueber das Entstehen von Kalk und das Wachsthum der Muscheln und Korallenbänke in tropischen Meeren" (1831); „Ueber die Art und den Ursprung der eßbaren Vogelnester auf Java" (1838). Im Jahre 1845 ließ R. sich pensioniren und starb am 6. März 1854 im Alter von 81 Jahren.

Hauptquelle: P. J. Veth, Ontdekkers en onderzoekers, 7 Levensschetsen, Leiden 1884, p. 95—149, welche vortreffliche Arbeit auf einer Reihe von Biographien an folgenden Orten basirt: Handel. d. Alg. Verg. v. d. Maatschappij v. Ned. Letterk. te Leiden 1854. — Versl. en Mededeel. d. k. Akad. v. Wetensch. 1854. — Allg. Konst- en Letterbode v. 18. März 1854. — Beknopt Biogr. Handwoordenboek van Nederland, art. R. — Geschiedk. overzicht v. d. beoef. d. Kunsten en Wet. in Ned. Indie in Tijdschr. v. Ned. Indie von v. Hoëvell. — Kronijk v. N. Ind. door P. Mijer, ibid. — Nalezingen in oude Javasche Couranten in Ind. Magazijn 2. twaalftal. — Gesch. d. Nederlanders buiten Europa, von v. Kampen, III, St. II. — Verh. over 3 groote steenen beelden in 1819 uit Java overgezonden door Reuvens. — Reis naar den oost. ged. v. d. Ind. Arch. von de Vriese, 1858 u. s. w.

A. B. Meyer.

Reis: Philipp R., der Erfinder des Telephons, geboren am 7. Januar 1834 in Gelnhausen, † am 14. Januar 1874 zu Friedrichsdorf an der Lungenschwindsucht. R. war der Sohn eines Bäckers und Landwirths in der alten Reichsstadt Gelnhausen; er verlor früh seine Eltern und trat im 11. Lebensjahre in die Garnier'sche Erziehungsanstalt zu Friedrichsdorf bei Homburg, mit

14 Jahren in die Hassel'sche zu Frankfurt. Neben Sprachen interessirten den begabten Knaben besonders die Naturwissenschaften und er wußte, auch nachdem er mit 16 Jahren (1850) in ein Farbwaarengeschäft zu Frankfurt als Lehrling eingetreten war, die dort gebotenen Gelegenheiten zum Unterricht in Mathematik und Naturwissenschaften zu benutzen. Seine Lehrer waren Dr. Jul. Löwe, Prof. Böttger und Dr. Poppe. Nachdem er der Lehrzeit in seinem Geschäfte genügt und in Cassel die Militärpflicht (1855) absolvirt hatte, bildete er sich in Frankfurt weiter zum Lehrer aus und trat 1858 als Lehrer in das Garniersche Institut in Friedrichsdorf ein. 1859 verheirathete er sich. – Im J. 1860 vollendete R. eine Arbeit über die Gehörwerkzeuge. Es gelang ihm, einen Apparat zu erfinden, durch welchen es möglich wird, die Functionen der Gehörorgane klar und anschaulich zu machen, mit welchem man aber auch Töne aller Art durch den galvanischen Strom in beliebiger Entfernung reproduciren kann. Er nannte das Instrument „Telephon" (nach gefäll. brieflichen Mittheilungen des Herrn Prof. Dr. J. Rein in Bonn, der mit R. befreundet war, beschäftigte R. sich bereits im Winter 1857—58 mit der Herstellung des Telephons). Seinen Apparat machte R. zuerst bekannt durch eine Vorlesung im physikalischen Verein zu Frankfurt, in dem Jahresbericht desselben für 1860—61 ist der Vortrag abgedruckt und der Apparat abgebildet. Auf der Naturforscherversammlung in Gießen am 21. September 1864 zeigte R. den inzwischen verbesserten Apparat vor, aber das feindliche Entgegentreten des Prof. Poggendorff ließ ihn nicht zur Geltung kommen. Obgleich das Telephon nicht nur in wissenschaftlichen Werken, z. B. Müller-Pouillet's Lehrbuch der Physik (7. Auflage), sondern auch in populären Schriften erwähnt wurde, kam es doch allmählich in Vergessenheit; dem Erfinder machten es seine Gesundheitszustände unmöglich, mit Nachdruck die Vortheile daraus zu ziehen. Erst als Graham Bell, der den Apparat verbesserte, auch die Idee für sich in Anspruch nahm, erinnerte man sich in Deutschland des ursprünglichen Erfinders, und jetzt ist das Verdienst von R. in der ganzen Welt anerkannt. Ein Originalapparat wurde für das Reichspostmuseum in Berlin angekauft. Auf Veranlassung des physikalischen Vereins ist R. auf dem Friedhofe zu Friedrichsdorf ein Denkmal errichtet worden (enthüllt am 8. Decbr. 1878). Seine mit ihrer Tochter in Friedrichsdorf wohnende Wittwe bezieht einen Gehalt von der Reichsregierung.

Die Hauptquelle ist die Schrift des Vorstehers der Garnier'schen Erziehungsanstalt in Friedrichsdorf, Prof. Dr. Schenk, Frankfurt a. M. 1878 (Joh. Alt), welche auch den Vortrag von R. und die Abbildungen des Telephons aus dem Jahresbericht des physik. Vereins 1860—61 enthält, englische Uebersetzung von S. P. Thomson, London 1883. — Reis' Bild in E. J. Houston, The telephone, Philadelphia 1886. — Amtlicher Bericht über die Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Gießen, S. 84, 1864.

W. Stricker.

Reisach: Karl August, Graf v. R., Cardinal, wurde geboren zu Roth, Bisthum Eichstätt, am 6. Juli 1800 als der letzte seines Geschlechtes, das 1790 mit der Reichsgrafenwürde ausgezeichnet worden. Sein Vater Johann Adam v. R., früher Landrichter in Monheim, Kreis Schwaben, starb 1820, seine Mutter war eine Freiin v. Gumppenberg. Die wissenschaftliche Vorbildung erhielt R. in Neuburg an der Donau, begann mit 16 Jahren das philosophische Studium zu München und bezog dann als studiosus juris die Universitäten Heidelberg, Göttingen und Landshut, woselbst er 1821 zum Doctor beider Rechte promovirt wurde. Dem jungen talentirten Grafen stand auf der juristischen Laufbahn eine glänzende Carrière in Aussicht, da entschloß er sich plötzlich, wohl nicht ohne harte Kämpfe, zum Studium der Theologie überzugehen und trat im

Herbst 1824 in das Collegium germanicum zu Rom. Fünf Jahre widmete er sich hier eingehendem Studium der Philosophie und Theologie unter der unmittelbaren Leitung der Jesuiten, die sich in ihm wohl einen der ergebensten, anhänglichsten und dankbarsten Schüler erzogen, wie er selbst bezeugt in seiner Festrede auf den sel. Canisius, die er 1865 in der Jesuitenkirche zu Rom gehalten. Am 10. August 1828 erhielt er die Priesterweihe und wurde schon im folgenden Jahre bei seinem Austritt aus dem Germanicum von Pius VIII. zum Studienrector des Collegiums der Propaganda ernannt. Es war dies ein ganz besonderer Beweis des Vertrauens in die Tüchtigkeit des jungen Priesters. Erfordert die Erziehung der Cleriker überhaupt große pädagogische Reife, so ist zur Leitung einer die Welt umspannenden Missionsanstalt ganz besonders großer Scharfblick, unerschöpfliche Geduld, wie unermüdete Wachsamkeit nothwendig. Als Studienrector der Propaganda stand R. unter der unmittelbaren Aufsicht des Cardinals Capellari, der am 2. Februar als Gregor XVI. den päpstlichen Stuhl bestieg, ein Verhältniß, das ihn auch später in nahe Beziehungen zur Curie brachte, namentlich in den Angelegenheiten der deutschen Kirche. Gerade diesen widmete er neben den vielen Arbeiten an der Propaganda seine fortwährende Aufmerksamkeit, was seine Schrift bezeugt, die er unter dem Pseudonym „Athanasius Philalethes“ 1835 erscheinen ließ, worin er die unkirchlichen Grundsätze über gemischte Ehen, gefährliche Doctrinen und Lockerung der clericalen Disciplin bekämpfte, wie sie damals die Schweiz und Deutschland beunruhigten.

Bei seiner öfteren Anwesenheit in Rom hatte König Ludwig I. von Baiern den Rector der Propaganda kennen gelernt und den Plan gefaßt, ihn für einen bairischen Bischofsitz zu gewinnen. Als nun Januar 1835 das Bisthum Eichstätt erledigt wurde, erging an R. die Anfrage, ob er nicht den Hirtenstab des h. Willibald annehmen würde. Unter Zustimmung des Papstes lehnte er die Würde ab, als aber bei einer abermaligen Vacatur desselben Stuhles im folgenden Jahre der Antrag erneuert wurde, sagte er zu und wurde am 11. Juli 1836 vom Papste selbst in Maria maggiore zum Bischof consecrirt. Als Bischof von Eichstätt war es sein Erstes, für einen tüchtigen Clerus zu sorgen. Er erließ eine instructio de vita et honestate clericorum, die er als Diöcesangesetz publicirte und benützte vor allem seine Visitationsreisen, um den Geistlichen ihre Pflichten und Aufgaben eindringlich ans Herz zu legen. Besonders wichtig war auch die Frage betreffs der Heranbildung junger Cleriker; zu diesem Zweck errichtete er sofort im J. 1837 ein Knabenseminar und bildete das Clericalseminar zu einer vollständigen theologischen Lehranstalt um, wozu König Ludwig am 30. September 1837 seine Genehmigung ertheilte. Zur Beschaffung der nöthigen Mittel für die Unterhaltung der betreffenden Anstalten rief der Bischof den Willibaldusverein ins Leben. 1843 erhielt dann das bischöfliche Lyceum die landesherrliche Bestätigung als „kirchliche“ und „öffentliche“ Lehranstalt.

Unterdessen waren die unglücklichen Kölner Wirren wegen des Hermesianismus und der gemischten Ehen durch Verhaftung des Erzbischofs Clemens August am 20. November 1837 zu vollem Ausbruch gekommen. Gleich nach seinem Regierungsantritt am 7. Juni 1840 suchte aber Friedrich Wilhelm IV. eine friedliche Verständigung anzubahnen und wandte sich dieserhalb an König Ludwig von Baiern, dessen Vertrauensmann der Bischof von Eichstätt war. Da letzterer mit Rom ohnedies in fortwährendem Verkehr wegen besagter Streitpunkte gestanden, wurde er beiderseits mit dem Mittleramt betraut. Er führte auch die Verhandlungen zu so raschem und befriedigendem Abschluß, daß der Papst schon am 21. September 1841 unter Zustimmung des Erzbischofs Clemens August den Bischof Geissel von Speyer zum Coadjutor von Köln cum spe succedendi bestellen konnte. Dieser Ausgang der Sache bestimmte wol König Ludwig, in ähnlicher

Weise auch R. für München-Freising zu erhalten und wirklich wurde derselbe mit Zustimmung des Erzbischofs v. Gebsattel am 12. Juli 1841 zum Coadjutor von München cum spe succedendi bestellt. Nachdem Erzbischof Gebsattel am 1. October 1846 gestorben, nahm R. am 25. Januar 1847 feierlich Besitz vom Stuhl des heil. Corbinian. Wie in Eichstätt ging auch in München sein Hauptbestreben dahin, die Kirche von den einschränkenden staatlichen Bestimmungen möglichst zu befreien und er konnte wol hoffen, mit Hülfe seines trefflichen Generalvicars Windischmann und der ihm geschenkten königl. Huld manches erreichen zu können. Allein gerade letztere ging ihm in Bälde verloren durch die unglückliche Lola-Montez-Affaire. Als der Erzbischof es wagte, sich mahnend dem Throne zu nahen, fiel er ebenso in Ungnade, wie andere hervorragende Männer. Auch der Thronwechsel 1848 scheint ihm die Hofgunst nicht wieder gebracht zu haben, wiewol König Max II. die loyale Pflichttreue des Clerus in den Stürmen des Jahres 1848 lobend anerkannte. Vor allem mag wol sein energisches Eintreten für Anbahnung einer freieren Stellung der deutschen und speciell der bairischen Kirche unlieb vermerkt worden sein. Als es sich nämlich infolge der Revolutionsstürme um eine freiere Gestaltung der deutschen Zustände handelte, dachte man auch kirchlicherseits daran, den Bann des staatlichen Bureaukratismus zu brechen. Durch Reisach's Bemühen in erster Linie kam die deutsche Bischofsconferenz zustande, die vom 21. October bis 26. November 1848 in Würzburg tagte und in einer freimüthigen Denkschrift für die katholische Kirche Deutschlands größere Freiheit reclamirte. Ebenso bahnte R. im folgenden Jahre eine Conferenz der bairischen Bischöfe an, die im October 1850 zu Freising tagte und in einer Denkschrift von der Krone genaue Durchführung des Concordats erbat. Da die Gewährung nicht in gewünschtem Maße erfolgte, erneuerte der Episcopat seine Gesuche am 28. April 1852 und 15. Mai 1853 und Erzbischof R. reichte am 16. August 1853 und am 12. März 1855 noch gesonderte Vorstellungen ein. Die hiedurch erzeugte Verstimmung wurde noch gesteigert, als der Erzbischof beim Tode der protestantischen Königin Therese 1854 sich weigerte, die Trauerfeierlichkeit wie bei katholischen Fürsten abzuhalten. Infolge eines speciellen Gesuchs von König Max II. ernannte der Papst R. zum Cardinal und dieser verließ München im December 1855 und siedelte nach Rom über.

Als Kenner deutscher Verhältnisse wurde R. vom Papst sofort mit der Führung der Verhandlungen betraut, die gerade damals mit Baden und Württemberg im Gange waren und endlich am 8. April 1857 zum Abschluß der württembergischen, und am 8. Juni 1859 zu dem der badischen Convention führten, die aber beide von den betreffenden Kammern verworfen wurden. Außerdem wurde R. zu verschiedenen anderen Arbeiten herangezogen; gleich mit Beginn des Jahres 1856 wurde er zum Mitglied mehrerer Congregationen ernannt, so für außerordentliche kirchliche Angelegenheiten, für Prüfung der Bischöfe, für den Index und die Studien. 1862 ernannte ihn der Papst zum Präfecten der Congregation für Correctur der liturgischen Bücher und Herausgabe der Canones der orientalischen Kirchen; bald darauf wurde er auch in die Congregationen des heil. Officiums, der Riten und der Propaganda gezogen und zum Unterrichtsminister des verkleinerten Kirchenstaates ernannt. Schon diese vielseitige Verwendung zeigt, welch großes Vertrauen Cardinal R. bei Pius IX. genoß, ja dasselbe darf wol ein unbegrenztes genannt werden mit Rücksicht auf die wichtige Stelle, die ihm der Papst für das beabsichtigte allgemeine Concil im Vatican zugedacht hatte. Schon 1865 bei den ersten Vorbereitungen für ein allgemeines Concil wurde R. mit sieben anderen Cardinälen in die sogen. dirigirende Commission berufen, die unter persönlicher Leitung des Papstes die wichtigsten Fragen für das kommende Concil berathen und darüber

beschließen sollte; so vor allem über die Geschäftsordnung auf dem Concil. Bei der Wichtigkeit der letztern für die zu fassenden Beschlüsse, darf die Berufung in diese Commission als ein Act ganz besonderen Vertrauens angesehen werden. Einer anderen Congregation, mit nicht weniger wichtigen und weittragenden Fragen, den kirchlich-politischen nämlich, betraut, wurde R. als Präsident vorgesetzt. Die letzte Auszeichnung des Papstes, der ihn unterm 27. November 1869 zum ersten Präsidenten der Concilscongregationen ernannt hatte, konnte nur mehr seinen Sarg schmücken. Er starb am 16. December 1869 in dem Redemptoristenkloster zu Contamine in Savoyen, wo er für sein hartnäckiges Magen- und Herzleiden Linderung gesucht hatte. Von eigentlich schriftstellerischer Thätigkeit konnte bei der vielseitigen Beschäftigung des Prälaten nicht wol die Rede sein, doch übersetzte er unter Mitwirkung des Jesuiten P. Curci Kleutgen's Werk: „Die Philosophie der Vorzeit" ins Italienische. Die römischen Concilsbriefe von Quirinus schreiben über R. S. 93: „Der Tod des Cardinals R. wird hier als ein unersetzlicher Verlust empfunden, vor allem vom Papst selbst, dessen Vertrauen der Verewigte mehr als irgend ein anderer Cardinal besaß. An den Propositionen, die dem Concil zur Sanction vorgelegt worden, hat er den größten Antheil und gewiß hätte er, falls es ihm vergönnt gewesen, auf dem Concil noch seinen Einfluß geltend zu machen, die Projecte der neuen Dogmen mächtig gefördert. R. galt hier für einen Mann von umfassender Gelehrsamkeit und weittragendem Blick. Sein freundliches und gefälliges Wesen pflegten die Fremden zu rühmen".

Katholik 1870 I, S. 129. — Wilhelm Molitor, Cardinal Reisach, in: „Deutschlands Episcopat in Lebensbildern", Bd. II, 4. Hft. 1874.

Knöpfler.

Reisch: Gregor R., † 1525, ein Karthäuser Mönch, Prior der Karthause bei Freiburg i. B., angeblich Beichtvater des Kaisers Maximilian, verfaßte ein vielbenütztes encyclopädisches Werk unter dem Titel: „Margarita philosophica", in welchem wir ein interessantes Spiegelbild des Unterrichtes jener Zeit besitzen, welche als Ausläufer der Scholastik zu bezeichnen ist. Das Buch soll bereits 1496 gedruckt worden sein, gewiß aber ist, daß es von 1503 bis 1517 in mehreren allmählich vermehrten Ausgaben (meistens in Straßburg) erschienen ist. Dasselbe enthält in Form eines Dialoges zwischen Lehrer und Schüler zunächst den traditionellen Umkreis der scholastischen sieben freien Künste (Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Musik), wobei die Logik syncretistisch aus Aristoteles und den terministischen Autoren zusammengestellt ist und bei der Astronomie nicht nur Astrologie, sondern auch „Nekromantie, Pyromantie und Geomantie" entwickelt wird. Dann aber folgt noch die philosophia naturalis nach aristotelisch-arabischer Tradition mit Einschluß der Alchymie, hierauf Psychologie und Ethik in aristotelisch-thomistischer Gestalt. Im Anhange findet sich in einigen Ausgaben auch ein kurzer Abriß der griechischen Grammatik, sowie eine hebräische Grammatik, welche an Reuchlin's Bearbeitung anknüpft.

J. Gottfr. Weller, Altes aus allen Theilen der Geschichte, Bd. I, 3. St. (1760), S. 401 ff.

Prantl.

Reischer: Jacob R., Talmudgelehrter, geboren c. 1660, † am 24. Januar 1733 in Metz. R. entstammte der in Prag ansässig gewesenen Familie Bakofen, deren Namen er auch führte. Sein Großvater, der ebenfalls Jacob hieß, zählte seiner Zeit zu den jüdischen Gelehrten in Frankfurt a. M., sein Vater Josef R. († am 2. Februar 1731) war Rabbinatsassessor in Prag. Eine gleiche Stelle erhielt daselbst auch Jacob R., in welcher er, obzwar er inzwischen von

mehreren Gemeinden (Rzeszow, Anspach, Minsk) zum Rabbiner designirt wurde, bis 1714 verblieb. Nachdem er weitere drei Jahre (1714—1717) als Rabbiner in Worms gewirkt hatte, folgte er, da ihm seine Stellung daselbst auch durch die Intriguen boshafter Neider verleidet wurde, einem an ihn ergangenen Rufe als Oberrabbiner nach Metz. R. hatte sich schon in jugendlichem Alter durch Commentare zu älteren Ritualwerken und besonders durch sein Handbuch der bei der Feier des Paschafestes zu beobachtenden Ritualien bekannt gemacht. Später verfaßte er Erläuterungen zu den talmudischen Haggada's, in denen eine zu jener Zeit nicht gewöhnliche Geradheit und Gründlichkeit der Auffassung sich zu erkennen gibt. Sein Hauptwerk ist die Sammlung seiner Rechtsgutachten (drei Theile), in welche seine Correspondenz mit seinem Schwager David Oppenheimer, seinem Freunde Mose Chagis u. a. aufgenommen wurde. — Sein Sohn Simon R. († am 31. August 1714), Rabbiner in Raudnitz, war ebenfalls ein hervorragender Talmudgelehrter. Außer einzelnen Gutachten sind auch seine Repliken gegen litterarische Angriffe, die gegen das erste Werk seines Vaters gerichtet wurden, in Druck erschienen. — Simon's Sohn, Nehemia R., Rabbiner in Lothringen und Mitglied des Rabbinatscollegiums in Metz (c. 1735 bis 1760), hatte während seines kurzen Aufenthalts in Prag bewundernd den Vorträgen Jonatan Eybenschütz's gelauscht, was ihn aber nicht hinderte, denselben später zu verketzern und seinem Hauptgegner Jacob Emden Anklagematerial gegen ihn zu liefern. — Zu nennen ist noch Nehemia's Sohn, Salmon R., der 1789 den bis dahin unveröffentlicht gebliebenen dritten Theil der Responsen Jacob Reischer's zum Druck beförderte.

Jost, Israelitische Annalen I, 389. II, 96. — Barmoly, Itinéraires de la terre sainte, S. 286. — Lieben-Hock, Grabsteininschriften des Prager israelitischen alten Friedhofs, S. 52. — Revue des études juives, VIII. 273.

Brüll.

Reischl: Wilhelm Karl R., katholischer Theolog und Exeget, geboren zu München am 13. Januar 1818, † ebendaselbst an der Cholera am 4. October 1873, absolvirte seine sämmtlichen Studien zu München mit ausgezeichnetem Erfolge. Nach Empfang der Priesterweihe im J. 1840 wirkte er zuerst als Kaplan in Haidhausen, dann als Curat bei St. Johann in München, wurde nachmals Präfect an der Herzogspitalkirche, wo er die schönen Maiandachten einführte. Durch einige Zeit hielt er auch die Militärpredigten, wie er denn überhaupt sehr gerne die Kanzel bestieg und um seines zarten gemüthlichen Wesens willen bei dem Münchner Publicum als Prediger sehr beliebt war. Doch über dieser seelsorglichen Thätigkeit ließ er seine Studien und den von ihm sehnlich erwünschten Lehrberuf nicht aus dem Auge, und nachdem er am 11. August 1842 den theologischen Doctorgrad erlangt hatte, habilitirte er sich als Privatdocent an der Münchner Universität, kam zu Anfang des Jahres 1845 als Professor der Dogmatik und biblischen Exegese nach Amberg, im J. 1851 als Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechtes ans Lyceum zu Regensburg, wo er nebenbei auch christliche Kunstgeschichte vortrug, und endlich im J. 1867, nachdem er einen Ruf als Domherr und Professor nach Hildesheim ausgeschlagen hatte, an das sel. Rietter's Stelle als Ordinarius für die Moraltheologie an die Universität zu München. Hier endete seine Wirksamkeit unerwartet schnell, indem er sich auf einem Gange nach dem alten Gottesacker in Angelegenheit der Grabstätten Klee's und Möhler's den Keim des Todes holte. Es war eben das Cholerajahr 1873. Einige Monate früher hatte er noch einen Antrag als Professor der Exegese nach Prag erhalten und abgelehnt. Sein Tod erregte in allen Kreisen Münchens eine aufrichtige schmerzliche Theilnahme, denn R., der sich der Seelsorge nie ganz entfremdet hatte, war Vielen ein einsichts-

voller hingebender Rathgeber und Beichtvater, den Armen ein freigebiger Wohlthäter, seinen Schülern, die er durch seine klaren gemüthreichen und formell vollendeten Vorträge fesselte, ein treuer Freund und Berather, überhaupt eine Zierde des Priesterstandes und der Universität gewesen. Sein anfänglich befremdendes Schwanken zur Zeit des Vaticanums sühnte er bald durch ungeheuchelte Unterwerfung unter die kirchliche Auctorität und ungescheutes Festhalten an derselben, als Manche seiner Collegen von den hochgehenden Wogen der künstlich erregten öffentlichen Meinung fortgerissen und verschlungen wurden. Obwohl durch Berufsgeschäfte, Liebeserweise und Besuche vielfach in Anspruch genommen, fand R. dennoch Zeit, schriftstellerisch aufzutreten; doch war seine diesbezügliche Thätigkeit seinem Charakter entsprechend meist auf das Praktische gerichtet. Seine größte und werthvollste Leistung, die ihn für lange unvergeßlich machen wird, ist das Bibelwerk, welches er gemeinschaftlich mit seinem Amberger Collegen Dr. Valentin Loch begann, im neuen Testamente aber allein und ausführlicher bearbeitete. Es hat den Titel: „Die heil. Schriften des alten und neuen Testaments nach der Vulgata mit steter Vergleichung des Grundtextes übersetzt und erläutert", Regensburg 1851—66; 4 Abtheil. Weiter wurden aus seiner Feder veröffentlicht: „Officium parvum. Kleines Choramt oder Tagzeiten zu Ehren unserer lieben Frau", München 1845 und öfter; „Vitis mystica. Christus der wahre Weinstock, Passionsbilder aus der Zeit und Schule des heil. Bernhard von Clairvaux", Regensburg 1847, 2. Aufl. 1860; „S. P. N. Cyrilli, Hierosolymorum archiepiscopi, opera quae supersunt omnia. Gr. et lat." Vol. I. Monaci 1848 (den zweiten abschließenden Band gab Jos. Rupp im J. 1860 heraus); „Die Feier des heil. Dienstes in der katholischen Kirche . . . zum Gebrauche der Laien bearbeitet, 1. Thl., Missale (mit einer Ergänzung im J. 1865 und in 2. Aufl. als Chor- und Meßbuch der katholischen Kirche im J. 1868), 2. Thl., Vesperale. 3. Thl., Passionale (2. Aufl. im J. 1873)", München 1851, 52 und 54; „Brosamen für den Pilgerweg", Regensburg 1870; „Christkatholisches Haus- und Pilgerbuch (mit den Psalmen David's, dem neuen Testamente und der Nachfolge Christi)", Regensburg 1870; „Das Buch der Psalmen. Aus der Vulgata unter steter Vergleichung des Grundtextes übersetzt und nach Wort und Geist erklärt", Regensburg 1873, 2 Bde.; „Arbeiterfrage und Socialismus. Vorlesungen gehalten im Sommersemester 1871. Aus seinem Nachlasse herausgegeben. Mit dem Bildnisse des Verfassers", München 1874; „Predigten auf die Sonn- und Festtage des katholischen Kirchenjahres", München 1876 u. 78, 2 Bde. R. schrieb auch den Text für die Bilderwerke: „Führich, die geistliche Rose", Regensburg 1859 und „Steinle, die Tagzeiten von der unbefleckten Empfängniß" Regensburg 1859; für die Augsburger Postzeitung (Jahrg. 1869, Nr. 29—32), den Aufsatz: „Zur Geschichte der christlichen Krankenpflege"; zu Ebedjesu (Regensburg 1871) die Einleitung: „Ueber die Bedeutung des Märtyrerthums in der christlichen Kirche"; und gab mit Haslinger heraus: „Erinnerung an den Marien-Mai", Regensburg 1860, 2. Aufl.

Literarischer Handweiser zunächst für das katholische Deutschland Nr. 144, S. 494. — Schematismus der Geistlichkeit des Erzbisthums München und Freising für das Jahr 1874 (Necrolog Reischl's im Anhange).

P. Ant. Weis.

Reiser: Anton R., bekannter lutherischer Theologe, wurde am 7. März 1628 zu Augsburg geboren, wo sein gleichnamiger Vater Kaufmann war. Seine Mutter war eine Schwester des Pastor Daniel Schmid in Presburg. Dieser sein Onkel, sowie der gleichfalls mit ihm verwandte augsburger Prediger Paul Jenisch († 1648, vgl. Jöcher II, Sp. 1862) nahmen sich seiner nach dem frühen Tode seines Vaters an. Nachdem er zu Augsburg durch Privatunter-

richt und auf der St. Annenschule wohl vorbereitet war, bezog er im J. 1646 zum Studium der Theologie die Universität Straßburg; hier scheint besonders Johann Konrad Dannhauer (s. A. D. B. IV, 745) auf ihn Einfluß gewonnen zu haben; mit ihm blieb er auch später in brieflichem Verkehr. Nachdem er vier Jahre in Straßburg studiert hatte, begab er sich noch nach Tübingen, Gießen und Altdorf; am letztgenannten Orte wurde er am 29. Juni 1651 Magister. Durch Vermittlung seines schon genannten Onkels wurde er im J. 1652 als Diakonus nach Schemnitz in Ungarn berufen; von hier kam er im J. 1659 als Pastor nach Presburg. Nachdem er hier dreizehn Jahre mit großem Eifer gewirkt, so daß seine Tüchtigkeit ihm selbst am Hofe in Wien Freunde erworben hatte, mußte er den Nachstellungen der Jesuiten weichen. Man verlangte von ihm und seinem Collegen Titius schließlich, sie sollten die Kirche und Schule den Katholiken ausliefern; als sie das nicht wollten, wurden sie gefänglich eingezogen und ihres Amtes entsetzt. R. sollte sogar hingerichtet werden; er erhielt dann wahrscheinlich auf Betrieb seiner Freunde in Wien das Leben geschenkt, mußte aber mit seiner Familie in die Verbannung ziehen und sich schriftlich verpflichten, niemals ohne specielle Erlaubniß des Kaisers wieder nach Ungarn zurückzukehren; seine reiche Bibliothek wurde ihm geraubt. So begab er sich denn im J. 1672 wieder nach Augsburg, wo ihm bald das Rectorat der St. Annenschule übergeben wurde; zugleich ward er zum Bibliothekar ernannt. Im J. 1675 folgte er einem Rufe des Fürsten von Hohenlohe an die Kathedralkirche in Oehringen, und von hier ward er am 3. November 1678 als Nachfolger des schon am 14. April 1675 verstorbenen Caspar Mauritius (vgl. A. D. B. XX, 710) zum Hauptpastor zu St. Jacobi in Hamburg erwählt. (Diese Stelle war so lange vacant geblieben, weil der große Kurfürst den von den Kirchenvorstehern im J. 1675 erwählten Aegidius Strauch, als er von Danzig zur See nach Hamburg reisen wollte, auf der Ostsee wegen seiner lutherischen Gesinnung hatte abfangen und nach Cüstrin bringen lassen. Strauch wurde nach etwa dreijährigem Gefängniß unter der Bedingung freigelassen, daß er nicht nach Hamburg gehe. So mußten denn die Hamburger einen andern wählen). Auf der Reise nach Hamburg erwarb sich R. zu Gießen im December 1678 den Grad eines Licentiaten der Theologie. In Hamburg war er am 3. Januar 1679 vom Senior Gottfried Gese in sein Amt eingeführt; doch hat er nur noch kurze Zeit hier gewirkt; nachdem er im J. 1683 zum Doctor der Theologie ernannt war, starb er schon am 29. April 1686 an einem hitzigen Fieber. — R. war ein durch umfassende Gelehrsamkeit und ernsten, frommen Eifer in der Vertheidigung der evangelischen Wahrheit ausgezeichneter Theologe, innerhalb der lutherischen Kirche gehörte er zu denen, die zu der Wirksamkeit Spener's und der Gesinnungsgenossen desselben sich freundlich stellten. Daß ein großer Theil seiner Schriften polemischer Art ist, ist zu sehr in der ganzen Denkweise und Gewohnheit jener Zeit begründet, als daß ihm daraus ein persönlicher Vorwurf gemacht werden könnte. Gegen Katholiken und Reformirte, Quäker und Atheisten hat er geschrieben; auf das einzelne kann hier nicht näher eingegangen werden. Besonderes Aufsehen erregte der Streit, in welchen er in Hamburg mit dem reformirten Prediger in Altona, Christian Pauli († 1696), gerieth; es handelte sich hier zunächst um die Frage, wie weit die Reformirten berechtigt seien, sich für Bekenner der Augsburgischen Confession zu halten. Ein weiter gehendes Interesse hat der Kampf Reiser's gegen die Opern, die man in Hamburg kurz, ehe R. dorthin kam, aufzuführen begonnen hatte. R. ging bei seiner Verwerfung derselben von dem Gedanken aus, daß die Zeiten zu ernst seien, namentlich weil noch an so vielen Orten die evangelischen Glaubensbrüder von Katholiken bedrückt und verfolgt würden, als daß wahre Christen an solchen Lustbarkeiten

Freude haben könnten. Er gerieth über diese Sache in eine litterarische Fehde mit dem katholischen Schauspieler Christoph Rauch, der natürlich für Reiser's Hauptargument kein Verständniß hatte, übrigens auch die Opern nur schwach vertheidigte. R. fand sodann in Johann Winckler, der 1684 als Hauptpastor zu St. Michaelis nach Hamburg kam, einen Verbündeten; Winckler hat auch nach Reiser's Tode den Kampf fortgesetzt, und in den unruhigen Zeiten, die damals in Hamburg folgten, wurden dann auch Aufführungen von Opern zunächst untersagt. — R. war zweimal verheirathet gewesen; aus seiner zweiten Ehe überlebten ihn einige Kinder; der Pastor Johann Christoph Auerbach in Stade, seit 1693 in Hamburg, war sein Schwiegersohn.

Moller, Cimbria literata II, 703 ff. — Nicolaus Wilckens, Hamburgischer Ehrentempel, S. 436 ff. — Lexikon Hamburgischer Schriftsteller VI, 231 ff. (hier das beste Verzeichniß seiner Schriften). — Jöcher III, Sp. 1990 f. — Rotermund zum Jöcher VI, Sp. 1742. — Ueber den sogen. ersten hamburger Theaterstreit vgl. Joh. Molleri isagoge ad historiam chersonesi Cimbrici, S. 599 ff.; ferner Johannes Geffcken in der Zeitschrift für hamb. Geschichte, Bd. III, 3 ff., und in seinem Leben Winckler's, S. 24 ff. — Auf der hamburger Stadtbibliothek befinden sich im Original vier Briefe Reiser's an Dannhauer (vgl. oben) aus den Jahren 1656, 1660 und 1666 und vier Briefe an Johann Christoph Meelführer aus den Jahren 1680 und 1681. Andere Briefe von ihm sind gedruckt in Joh. Henr. a Seelen, Philocalia epistolica, Rostochii 1727, S. 275 ff., sowie in Spener's lateinischen Bedenken. — Mit dem Helden in dem bekannten Roman von Moritz „Anton Reiser“ (vgl. A. D. B. XXII, 317) hat unser R. nichts zu thun; die Gleichheit des Namens scheint völlig zufällig zu sein.

l. u.

Reiser: Friedrich R. hat unter den sog. Waldensern während der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts als Wanderprediger und Bischof gelebt und gewirkt. R. war um das Jahr 1402 geboren und zwar, wie es scheint, zu Deutach bei Schwäbisch-Wörth, wo sein Vater, Konrad Reiser, lange Zeit gelebt hat. Seit seinem 16. Lebensjahr befand sich Friedrich R. in Nürnberg, wo er im Hause des Hans v. Plauen seine weitere Ausbildung empfing, um später als wandernder Prediger innerhalb seiner Gemeinschaft zu wirken. In Nürnberg lernte er verschiedene Wortführer seiner Partei, vor Allem den bekannten Anhänger John Wielif's, Peter Payne, kennen, mit dem er von da an in dauernder Beziehung blieb. Im J. 1420 wurde Friedrich R. mittelst der Handauflegung in den Dienst der Gemeinde aufgenommen und zwar war dieselbe durch den Bischof Marmeth, welcher aus Freiburg i. U. nach Nürnberg gekommen war, vollzogen worden. Darauf begleitete er den letztgenannten in die Schweiz und scheint sich hier bis zum Ende der zwanziger Jahre, wo in diesen Gegenden eine schwere Verfolgung wider die „Waldenser“ ausbrach, aufgehalten zu haben. Er wandte sich zunächst nach Nürnberg; aber auch hier fand er keine Sicherheit, sein alter Patron, Hans v. Plauen, war seinen Feinden in die Hände gefallen und in die Gefangenschaft (wie es hieß nach Böhmen) geschleppt worden. R. machte sich auf, um ihn zu suchen und gerieth bei seinen Fahrten nach Prag, wo er, nachdem seine Bemühungen für Plauen vergeblich gewesen waren, sich einige Jahre seßhaft machte, um sich an der dortigen Hochschule dem Studium der Wissenschaften zu widmen. Nach Vollendung seiner Ausbildung ward er am 14. September 1433 durch den Bischof der sogenannten Taboriten Nic. v. Sand in Prag zum Bischof geweiht und zwar war Peter Payne es gewesen, welcher den Bischof Nicolaus zur Vollziehung der heiligen Handlung bestimmt hatte. Im J. 1434 verließ R. Böhmen und begab sich zunächst nach Basel, wo viele

Brüder und Gesinnungsgenossen wohnten. Gleichzeitig mit R., welcher in böhmischen Quellen als Friedrich der Deutsche bezeichnet wird, ward „Johann der Wälsche" vom Bischof Nicolaus geweiht und letzterer begleitete R. dann nach Deutschland. Unter den Bewegungen, welche durch das damals tagende Baseler Concil hervorgerufen wurden, entwickelten auch die Brüder, die von den Außenstehenden als Waldenser, Taboriten, Begharden (Pickarden) u. s. w. bezeichnet zu werden pflegten, eine lebhafte Thätigkeit und so wird berichtet, daß im J. 1435 zu Straßburg eine Versammlung der apostolischen Wanderprediger oder Bischöfe stattfand, an welcher außer R. und einem gewissen Johann vom Rheine auch der Bischof Stephan aus Oesterreich theilnahm, offenbar derselbe, welcher im J. 1468 den Matthias von Kunwald zum Bischof derjenigen „Brüder" geweiht hat, die später unter dem Namen der böhmischen Brüder bekannt geworden sind. Andere Versammlungen wurden im J. 1447 zu Heroldsberg bei Nürnberg und bald danach zu Tabor gehalten. Hier wurde die Zahl der Bischöfe für die deutschen Gemeinden auf vier festgesetzt und R. erhielt den Auftrag nach Straßburg zu gehen, um von hier aus in Oberdeutschland die Pflichten eines Bischofs zu üben. R. ging wirklich dorthin, wurde aber, nachdem er einige Jahre hier gewirkt hatte, den Inquisitoren verrathen, vor Gericht gestellt, gefoltert und zuletzt verbrannt. Das geschah im J. 1458. — Die Vermuthung, daß R. der Verfasser der sogen. Reformation Kaiser Sigismund's sei, hat sich nicht bestätigt.

Vgl. A. Jung, Friedrich Reiser, eine Ketzergeschichte aus dem 15. Jahrhundert, in der Zeitschr. Timotheus, Bd. II (1822), S. 37 ff., S. 69 ff., S. 137 ff., S. 234 ff. — J. Goll, Quellen und Untersuchungen zur Geschichte der böhmischen Brüder, Prag 1878, S. 104 ff. — W. Böhm, Friedr. Reiser's Reformation Kaiser Sigismund's, Leipzig 1867. — Keller, Die Reformation und die älteren Reformparteien, Leipzig 1885, S. 261 ff.

L. Keller.

Reisig: Karl Christian R., hervorragender Philologe und akademischer Lehrer. Er war geboren am 17. November 1792 zu Weißensee im nördlichen Thüringen (nördlich von Erfurt), daher er sich auf seinen Schriften constant Reisigius Thuringus nannte. Den ersten Unterricht ertheilte dem Erstgebornen sein Vater, ein wohlhabender Arzt, und mit so gutem Erfolge in den Elementen der lateinischen Sprache, daß der Sohn 1805 in die Klosterschule zu Roßleben (an der Unstrut im Kreise Querfurt gelegen) aufgenommen werden konnte. In der klösterlichen Beschränkung und geregelten Schuldisciplin dieser Schulpforta ähnlichen Stiftung entwickelte sich der für die Erfassung der classischen Sprachen beanlagte Geist des Knaben, ebenso wie in der gesunden Landluft sein von Natur kräftiger Körper so gleichmäßig, daß sein eiserner Privatfleiß, ein schon damals Tag und Nacht fortgesetztes Studium, wobei er sich selbst durch leibliche Kasteiungen munter gehalten haben soll, ihm keinen Schaden brachte. Gründlich bewandert in den alten Sprachen bezog er im Herbst 1809 die Universität Leipzig, wo Gottfried Hermann sein Lehrer wurde und ihn ungewöhnlicher Weise sofort in seine Societas Graeca aufnahm, als er Reisig's Talent, Scharfsinn und Originalität in dem ihm vorgelegten Aufsatze erkannte. Hermann's Lehre und imponirende Persönlichkeit gab nun dem Jünger die Richtung nach der grammatisch-kritischen Seite der Philologie, in dem Maße, daß man R. geradezu den hervorragendsten Hermannianer nennen kann. Seine Begeisterung für den großen Lehrer trieb den aus klösterlicher Einsamkeit in die freie Studentenwelt versetzten urkräftigen Jüngling nicht nur dazu, wie Jener pflegte, in Reitstiefeln und Sporen einherzugehen; auch ein kühner Scherz ganz eigner Art, den man ihm sehr verübelte, entsprang der tiefen Verehrung des

Meisters. In Gesellschaft mit August Meineke gab er heraus: „Xenophontis Oeconomicus. Ed. Guil. Kusterus“, Lips. 1812; „worin die beabsichtigte, fast absolute Verherrlichung Hermanns mit einem Uebermuth des Tones durchgeführt wurde, der zwar nur aus der arglosesten jugendlichen Keckheit und dem angeborenen Hange zum Bizarren, keineswegs aus irgend einem böswilligen Vorbedacht entsprang, aber doch nicht unverdiente Indignation erregte, zumal sich zu der Derbheit nicht gerade tieferer Humor gesellte. Eine andere pseudonyme Schrift ähnlichen Tons, aber unähnlichen Gehaltes: Plutarchi Vitae etc. Ed. Fabricius, Leipzig 1812, ist auf Reisig's Namen nur durch eine willkürliche, durchaus nichtige Vermuthung [von G. H. Schäfer zu Plutarchi Vitae Vol. IV, 399] gesetzt worden“. (So Ritschl, Opuscc. philolog. IV, 96.) Ueber jene erste Schrift machte Hermann selbst, der den Autor sofort entdeckte, diesem verdiente Vorwürfe. Sie blieb für R. auch später stets eine unliebsame Erinnerung, und die darin enthaltenen Angriffe auf Chr. Dan. Beck sollen ihn zunächst veranlaßt haben, sich für eine Zeit von Leipzig zu entfernen (G. Hermann, Opuscula IV, 347 sqq.) Im Sommer 1812 ging er nach Göttingen; doch hat er wol kaum noch persönlichen Verkehr mit Heyne pflegen können, der im September starb, von ihm aber durch ein am Begräbnißtage veröffentlichtes griechisches Gedicht geehrt wurde. Reisig's hauptsächliches Specialstudium war damals wie auch schon vorher Aristophanes, wobei ihn eine aus seinen Mitteln erworbene reiche Bibliothek unterstützte. Als jedoch im Frühjahr 1813 die Volkserhebung gegen Napoleon begann, ergriff auch ihn die Begeisterung (er verfaßte u. a. ein Gedicht von 29 Strophen: „An das deutsche Volk, als Czernitschef Cassel überfiel“) so mächtig, daß er die Bücher verließ und trotz aller Abmahnungen G. Hermann's, der seinen möglichen Tod als einen schweren Verlust für die Wissenschaft ansah, sich als Freiwilliger in das sächsische Banner einreihen ließ. Infolge seiner körperlichen Rüstigkeit und Gewandtheit (er pflegte im Scherze zu behaupten, den Militärdienst habe er aus Xenophon gelernt) wurde er bald zum Feldwebel ernannt; aber zum Kampfe gelangte seine Abtheilung während der Jahre 1813—15 gar nicht. Dagegen wußten die Kameraden später viel davon zu erzählen, wie R., welcher ein zerlegtes Exemplar des Aristophanes im Tornister mit sich führte, oftmals beim Wachtfeuer ihnen mit gewaltiger Stimme daraus vorgelesen und erklärt habe. Uebrigens war der wichtigste Moment des Feldzuges für ihn der Untergang einer bedeutenden Anzahl seiner Kameraden auf dem Main, dem er selbst nur durch eine wundersame Fügung entging. Dennoch trieb er mit Leidenschaft das Kriegshandwerk und war nahe daran, wie manche Andere beim Militär zu bleiben; auch später hing der alte Säbel stets über seinem Bette und er war stolz auf seinen Feldwebel. — Nach der Rückkehr vom Feldzuge lebte R. wieder eine Zeitlang in Leipzig und vollendete seine Schrift: „Coniectaneorum in Aristophanem liber I“, welche 1816 erschien. In diesem Buche bewies er nicht nur ausgebreitete Gelehrsamkeit und glänzenden Scharfsinn, besonders auch in seinen metrischen Beobachtungen und förderte die Kritik des Dichters durch Erforschung des speciellen Sprachgebrauchs; sondern er scheute sich auch gar nicht, seinem Meister selbst, dem er die Schrift gewidmet, bei Gelegenheit entgegenzutreten und selbständige Meinungen gegen ihn zu verfechten. Niemand wagte eine öffentliche Kritik der Schrift; das beste Zeichen ihres Werthes. Der Verfasser aber, welcher sich zum Docenten geboren fühlte, ging im December 1817 nach Jena, woselbst er schon im August desselben Jahres die philosophische Doctorwürde erhalten hatte, um dort, wo damals so viel rüstige Jugend zusammenströmte, sich zu habilitiren. Januar 1818 vertheidigte er unter großem Beifall sein „Syntagma criticum de constructione antistrophica trium carminum melicorum Aristophanis“, worin er

namentlich die Ansichten F. A. Wolfs über die Krasis berichtigte. Der Zudrang zu seinen bald eröffneten Vorlesungen war groß; R. ward unter den Studenten außerdem sofort die populärste Persönlichkeit. Sein Freund Pernice schildert ihn: „Ein Bart deckte seine Lippe und Kinn [höchst auffallend damals für einen Professor!], Reitstiefeln und Sporen seine Füße; dazu lederne Beinkleider und ein grüner Reitrock; von der Reitbahn beschritt er den Katheder, vom Katheder ritt er nach Weimar; er ambulirte mit der Jugend, aß mit ihr an der wenig einladenden Wirthstafel zur Sonne, und disputirte lateinisch und griechisch zu jeder Tageszeit, über jegliches Begebniß, wie über jeden Satz seiner Wissenschaft. Sein Leben war ein Junggesellen-Studentenleben, und wenn in später Nacht ein Vivat ihm erschallte, konnte man mit Sicherheit auf ein erwiderndes Witzwort rechnen. So war R. der Koryphäe seiner Umgebung, der gefeierte Interpret des Aristophanes, Terenz und Sophokles, der selbst um fünf Uhr früh mit Lust gehörte Lehrer lateinischer und griechischer Grammatik". Für die gediegene Anziehungskraft des Mannes aber spricht vor allem das Urteil des 70jährigen Goethe, der sich von Riemer über die Partikel ἄν instruiren ließ, sich aus den Bemerkungen über Aristophanes „was ihm gehörte daraus zueignete" und ihm persönlich näher trat. „Lebhafte Unterhaltungen mit diesem tüchtigen jungen Manne, geistreich wechselseitige Mittheilungen verliehen mir bei meinem diesmaligen längeren Aufenthalte in Jena [1820] die angenehmsten Stunden" (Goethe's Werke in 40 Bdn., Bd. XXVII, S. 371). Den Schwung der Seele, welchen solcher Verkehr gab, erkennt man in den schönen Worten, womit er in elegantem Latein sein Buch: „Aristophanis Nubes, fabula nobilissima integrior edita auctore C. R. Th. 1820, mit dem angehängten Syntagma und einer Abhandlung de ἄν particula dem Triumvirate Goethe, Wolf, Hermann widmete. Trotz dieser sehr zusagenden Verhältnisse konnte er nicht umhin, noch im selben Jahre Jena zu verlassen; obwohl Goethe den jungen Mann nicht allein um seinetwillen sehr ungern scheiden sah (ebendas. S. 382). Denn er hatte zwar schon seit einiger Zeit eine außerordentiche Professur bekommen, aber ohne Gehalt; und da das väterliche Erbtheil nicht mehr zureichte, so setzte ihn die um 1819 eintretende bedeutende Verringerung der Studentenzahl in Jena (eine Folge der Sand'schen Frevelthat), welche seine Einnahme aus Collegiengeldern sehr herabdrückte, in Verlegenheit. Er suchte deshalb in Berlin um die Anstellung an einer preußischen Universität nach, die ihm auch sofort in Halle zu Theil ward. Ein Zufall wollte, daß kein anderer als Fr. Aug. Wolf, der den jungen Freund als ebenbürtig erkannte, mit ihm im selben Wagen dahin reiste, wo er selbst einst seine glänzenden Erfolge geerntet hatte. Nicht mit Unrecht hat schon G. Hermann die Geistesverwandtschaft beider Männer, neben der Aehnlichkeit gewisser äußerer Schicksale, betont: das Ungestüm des Genius, die Unmittelbarkeit des Gefühlsausdruckes, einen gewissen Eigensinn und derbe Rücksichtslosigkeit, vor allem aber das in wahrer Begeisterung wurzelnde Lehrtalent. Aehnlich wie Wolf ward auch Reisig's Auftreten in Halle durch die Personalverhältnisse begünstigt: neben dem altersschwachen und wissenschaftlich überlebten Schütz, dem feinen, aber kränklichen Seidler trat R. wie ein Heros als Docent auf. „Dieser kurze, tapfere, gravitätische Schritt mit militärisch gemessener Haltung, die große Beweglichkeit aller Muskeln, während er sein Naturell mehr behaglich aus sich herauszudrängen, als in sich zusammenzunehmen schien, das lange Haar über dem derben, fleischigen Antlitz mit dem blauen, erst dem längern Anblick geistreich geöffneten Auge, die große Einfachheit der ganzen Erscheinung, das unerwartete frappante Pathos im Vortrage" — so schildert einer seiner Schüler den ersten Eindruck dieser „plastischen" Natur. Andrerseits wird bezeugt, daß R. jetzt auf alle äußere Effecthascherei

verzichtete: „die Jenaische äußere Sitte war abgestreift (sagt Pernice), der Bart verschwunden mit dem Reithabit, das tägliche Roß in den Stall gestellt; aber nicht die erfrischende Berührung mit der Studentenwelt aufgegeben. Zu ihm hatte Jeder Zutritt, und meilenweite Spaziergänge gewährten einer Auswahl seiner Schüler gewiß ebenso belehrende Stunden, als der Hörsaal. Denn was R. wußte, war ihm stets zur Hand; sein Wissen ruhete nicht in den Heften, und ihrer bedurfte er ebensowenig, um auf die allseitigsten Fragen eine sichere Antwort zu geben, als beim Dociren, wo abgerissene, für jeden Dritten Hieroglyphen enthaltende Blätter allein ihm vorlagen. In seinen Vorträgen herrschte die freieste Rede; laut und belebt, ja scheinbar schreiend — eine Eigenheit, welche R. aus der besonderen Beschaffenheit seiner Zunge erklären wollte — war sein Vortrag, durchwebt mit den mannigfachsten oft kräftigen Scherzen, überall aber durch Schärfe, durch Eigenthümlichkeit der Gedanken, vor allem durch eigene sichtbare Begeisterung für den Gegenstand geadelt. Seine Vorlesungen waren nicht etwa durch Häufung einer immensen, in ihren Resultaten zusammengestellten Erudition, nicht durch ein Aggregat meilenlanger Citate ausgezeichnet, sondern durch die Kunst, dem Zuhörer die Entwicklung und Bildung des Ueberlieferten selbst lebendig vor Augen zu stellen. So ließ R., worin alle die ihn gehört übereinstimmen, seine Schüler dieselben Geistesoperationen durchleben und durchdenken, in denen er selbst vorangegangen". Ganz übereinstimmend schildert sein Schüler Stern: „Was R. sagte, gewann sofort Gestalt an ihm selbst, so daß kein Geistesproduct dieses Mannes ohne die Art, wie es geboren ward, uns denkbar war. Das plastische Griechen- und Römerthum kam in ihm wieder zur Erscheinung, er selbst war ergriffen, erschüttert von der Macht jener Ideale; selbst ein gefesselter Prometheus auf dem Katheder, selbst ein klagender Oedipus, oder satyrlächelnder Strepsiades; Begeisterung lieh ihm Wort und Ton bald zu elegischer Lieblichkeit, bald zu des Chores mächtigem Aufschwung, also daß er selbst, mit urkräftigem Behagen die Herzen aller Hörer zwang". Durchaus nicht im Widerspruch hiemit steht die Bemerkung von Fr. Haase, daß die Vorlesungen im Ganzen „ihren größten Werth in dem augenblicklichen Eindrucke hatten, den sie hervorbrachten; indem aber die Zuhörer diesen Eindruck zum Maßstabe ihres Urtheils machten, glaubten sie in ihren Heften Schätze zu besitzen, welche nachher Anderen und ihnen selbst bei weiteren Studien in einem weit weniger glänzenden Lichte erschienen". Man vergleiche auch die begeisterte Auslassung von Ad. Stahr, Ein Jahr in Italien, Bd. III, 397 ff. — Diese große Gabe der Anregung, welche auch Fr. Ritschl, Reisig's größter Schüler, als dessen Hauptvorzug heraushebt, entfaltete sich am glänzendsten in der von ihm gegründeten societas.

Obgleich R. nämlich, als Seidler 1824 sich ins Privatleben zurückzog, ein Ordinariat erhielt, gab man ihm wunderbarer Weise nicht die Mitdirection des philologischen Seminars, sondern statt seiner neben dem alten Schütz dem von Greifswald her berufenen Ed. Meier, dem Mitverfasser des „Attischen Prozesses". Nun richtete R., um dem die Spitze zu bieten, in seiner Wohnung ein Privatissimum ein, bestimmt zu lateinischen Disputationen über Probleme der Textkritik und zur Uebung in lateinischen Versen. Eine kritische Abhandlung in lateinischer Sprache über Textstellen aus Classikern diente zur Prüfung für die Aufnahme als ordentliches Mitglied. Trotz des nicht unbedeutenden Honorars (10 Thaler für die ordentlichen, 4 für die außerordentlichen Mitglieder) war der Zutritt lange zuvor erstrebte Ehrensache; selbst der schlechteste Zuhörerplatz des beengten Raumes wurde mit Freuden angenommen. „Hier war es, sagt Ritschl, wo Reisig's Lehrgaben wie in einem Brennpunkt sich sammelten; wo eine mit seltener Gewandtheit gehandhabte echt antike und doch zugleich individuell ge-

färbte lateinische Rede, die auch in Schriften wie nicht minder in manchem poetischen Product den Meister im Stil nicht verkennen läßt, als Muster vorgehalten und mit strengem Eifer nachgebildet wurde; wo die klarste Herrschaft über den mit treuestem Gedächtniß umfaßten Stoff in allen seinen Momenten, die Ueberlegenheit eines in jedem Augenblicke zu Gebote stehenden durchdringenden Scharfsinns, endlich ein bewundernswürdiger Takt für alles Eigenthümliche der klassischen Sprachen, die er sich gleichsam angelebt hatte und wie in unmittelbarer Anschauung nachfühlte; wo ein Verein solcher Eigenschaften so fördernd wirkte, daß alle Theilnehmer jener Uebungen ihr Andenken segnen werden". Diese Societät war natürlich der Stolz Reisig's; und als derselbe 1826 einen ehrenvollen Ruf nach Kiel ausgeschlagen hatte und ihm nun die Mitdirection des Seminars angetragen wurde, „lehnte er (nach Pernice) dies ebenso ehrerbietig aus wissenschaftlichen, als naiv aus ökonomischen Gründen ab". — So sehr fühlte sich R. als geborner Lehrer und Meister des lebendigen Worts, daß von schriftstellerischen Veröffentlichungen nur noch die Ausgabe des halb schon in Jena gedruckten Sophoclis Oedipus in Colono (1820—1822) zu nennen ist. Derselbe besteht aus dem vielfach verbesserten Texte mit den Scholien, welchem kritische Anmerkungen folgen, und eine enarratio vorangeht. In der letzteren wird eine fortlaufende genaue Inhaltsangabe des Stückes, zum Theil geradezu metrische Uebersetzung (ins Lateinische) gegeben, um die Kunst der Composition und den Zusammenhang (das artificium poetae) aufzuweisen; daneben stehen abgetrennt sprachliche und sachliche Erläuterungen. Wir dürfen hierin einen ersten Versuch erblicken, die nüchterne kritische Art Hermann's mit der ästhetischen Betrachtungsweise Heyne's zu vermitteln, und das poetische Kunstwerk nach allen Seiten zu durchdringen; ein Versuch, der mehr als es scheinen könnte, grundlegend für die spätere allseitige Erklärungsweise alter Autoren fortgewirkt hat. Uebrigens war Reisig's ganzes Wesen der Schreibseligkeit seiner meisten Collegen vollständig abgewandt (Arist. Nubb. praef. non enim tam sum intemperans scribendi, ut opellas meas festinem). Nur wenige Recensionen lieferte er in die Jenaische Litteraturzeitung; ob er für die Hallesche, an welcher er seit 1826 als Mitredacteur für das Fach der Philologie eintrat, überhaupt selbst gearbeitet hat, ist nicht bekannt. Universitätsprogramme zu schreiben hatte er keine Gelegenheit; einen kurzen Artikel verfaßte er, offenbar auf Wunsch der Gründer, für das Rheinische Museum, Bd. I (1828). Wie ernst es ihm aber damit war, nur in seinem Sinne Gediegenes und Vollendetes zu geben, zeigt das ausdrückliche Verbot, nach seinem Tode etwas aus seinen Papieren drucken zu lassen. Dessen ungeachtet wurden noch im J. 1839 seine Vorlesungen über lateinische Sprachwissenschaft nach den Heften der Schüler mit inhaltreichen Anmerkungen von Fr. Haase herausgegeben; das Buch erfreute sich solchen Beifalls, daß ein Wiederabdruck mit Zusätzen noch 1886 in Berlin erschien. — Inzwischen war R. fortwährend darauf bedacht, den Kreis seines Wissens zu erweitern; die bloße Wortphilologie genügte ihm nicht. Anfangs hatten sich seine Vorlesungen vorzugsweise im Kreise der griechischen Dramatiker bewegt; dazu kamen Horaz und Tibull, Cicero und Demosthenes, griechische und lateinische Grammatik; ferner philologische Encyclopädie und griechische, sowie römische Alterthümer. Nun gedachte er auch später zur Mythologie und Litteraturgeschichte überzugehen, ja selbst die alte Kunst in den Kreis seiner Betrachtung zu ziehen, da dem feinfühlenden Manne nicht verborgen geblieben sein konnte, daß eine tiefere Erfassung des classischen Alterthums ohne Umfassung dieser Zweige nicht möglich sei. Es ist bezeugt, daß er Winckelmann's Werke eifrig studirte, und wer mochte mehr befähigt sein, die grammatische Philologie der Hermannianer mit den Realstudien der Boeckh'schen Schule zu verschmelzen,

als R., dessen Otfr. Müller so rühmlich gedachte (zu Aesch. Eum., S. 171 u. ö.)? Während Außenstehende also die lange Pause in der litterarischen Production irrig als Ermattung des regen Geistes auslegten, arbeitete er selbst mit unermüdetem Eifer im Stillen, die weiten Räume einer ihm zum Theil neuen Welt selbständig zu durchmessen, wobei er, um ganz auf eigenen Füßen zu stehen, eine Reise nach Italien zur Gewinnung von Anschauungen und zum Zweck von Quellenstudien sich vorgesetzt hatte. Den nöthigen Urlaub dazu nebst einer Unterstützung von Seiten der Regierung hatte er sich bei Gelegenheit der erwähnten Berufung ausbedungen. So trat er im Herbst 1828 die Reise an, durch welche er zugleich hoffte, von einem gewissen körperlichen Unbehagen und melancholischer Stimmung, welche den von Gesundheit strotzenden Mann seit einiger Zeit plagte, befreit zu werden. In Leipzig sah er seinen Hermann zum letzten Male, blieb zwei Tage in München bei seinem Freunde Thiersch und ging dann über den Brenner nach Venedig. Hier fing er (Anfang November) an, auf der Bibliothek eine Handschrift des Athenäus zu vergleichen, litt aber bald an Durchfall. Am 8. December ward er bettlägerig; der Arzt erklärte, er habe „Nervenfieber“. Er wurde immer schwächer, fühlte sich selbst jedoch stets besser. Am Neujahrstage 1829 stand er sogar auf, da der Arzt ihn für fieberfrei erklärte. Nach zwei Tagen trat aber Pleuritis ein; die ersten Aerzte der Stadt gaben ihn auf; sein Freund Ferd. Ranke pflegte ihn. Am Tage vor seinem Tode glaubte er selbst sich der Genesung nahe, auch die Aerzte erwarteten nur ein langsames Ende. Aber plötzlich am 17. Januar Mittags trat der Todeskampf ein, wie der Kranke nun selbst fühlte: o Gott! Quando mai moriro! rief er aus und sank hin. Das lebhafte blaue Auge hatte auch im Tode noch seinen Glanz bewahrt. Man begrub ihn auf dem protestantischen Friedhofe. Unter seinen Schülern und Freunden war große Bestürzung über dies unerwartete Ende, die rasche Vernichtung größter Hoffnungen. — R. starb unverheirathet; er liebte seine Junggesellenfreiheit; doch konnte er im Umgange mit Frauen die gewandteste Zartheit zeigen. Sein Verhältniß zu Freunden ist nicht nach vereinzelten Aeußerungen zufälliger Gegner in philologischen Streitpunkten zu beurtheilen, da ja leider heftiges Wortgezänk, Hartnäckigkeit, Empfindlichkeit und Verunglimpfung des Gegners eine speciell den Philologen anhaftende Untugend zu sein scheint, und durch die vermeintliche Verpflichtung zu einer Widerlegung aller Andersdenkenden, selbst in den kleinsten Kleinigkeiten, stark gefördert wird. In dieser oft eigensinnigen Rechthaberei hat R. allerdings zuweilen gesündigt (man lese die ergötzliche Erzählung über die berühmte Verbesserung *θυμάτιον* Ar. Nubb. 180 und Anderes bei Hermann, Act. Soc. Graec. praef., p. 25 ff.); ebenso aber auch Hermann (in der Vorrede und den Anmerkungen zu Soph. Oed. Col. 1825), doch hat letztrer Jenem bei Lebzeiten und nach seinem Tode auch hohe Anerkennung öffentlich gespendet. Von Geringeren ist R. als der glücklicher Begabte nur beneidet worden und er selbst hat den Gegner, der sich eine grobe Blöße gab, höchstens mit einem Witzworte geneckt (so gegen Osann, der seinen eignen Stiefvater als privignus bezeichnet, in Arist. Nubb. praef. extr.). Das Verhältniß zu seinen Fachcollegen an der Universität war aber ein durchaus friedliches; im Umgange mit näheren Freunden sprudelte er von harmlosem Witz und von Heiterkeit. Das Kartenspiel verschmähte er, ebenso Politik, Zeitungslesen und Unterhaltungslitteratur. Von neueren Schriftstellern liebte und las er nur Goethe und Lessing, diese aber mit Leidenschaft. Unter Freunden trank er gerne Wein, doch nie im Uebermaß. Zur Ferienerholung besuchte er seine verehrte Mutter und machte kleine Ausflüge; er lenkte selbst die Wagen, ritt und ruderte auch gern; Blumenduft war ihm Erquickung.

H. Paldami narratio de C. R. Th. Gryphisv. 1839. — L. Pernice in Hallescher Lit.-Ztg. 1832 Intelligenzbl. Febr., vorzüglich. — Fr. Ritschl, Opuscc. philolog. Vol. V, S. 95 ff. — O. Ribbeck, Fr. W. Ritschl's Leben Bd. I, S. 34 ff. und 269 f., wo auch die sonstige Litteratur verzeichnet ist.

A. Baumeister.

Reisinger: Franz R., geboren am 3. April 1787 zu Coblenz, Sohn von Felix R., dem Leibarzte des letzten Kurfürsten Clemens Wenceslaus von Trier, besuchte in Augsburg die Elementarschulen und das Gymnasium, ging 1808 auf die Universität nach Landshut, später noch nach Würzburg und Göttingen. In letzterer Stadt promovirt auf Grund einer Dissertation: „De exercitationibus chirotechnicis et de constructione et usu phantasmatis in ophthalmologia", 1814, gab er in demselben Jahr noch ein Bändchen „Beiträge zur Chirurgie und Augenheilkunde" heraus, ging dann aber zu seiner weiteren Ausbildung 1815 nach Wien, 1816 nach Paris, 1817 nach London, wo er bei Beer, Dupuytren, Astley Cooper und Sir William Lawrence besondere Belehrung empfing. Ende 1817 nach Augsburg zurückgekehrt und in die Praxis eingetreten, erhielt er am 3. Mai 1819 eine Berufung als Extraordinarius nach Landshut. Er las damals Pathologie und Therapeutik der chirurgischen Krankheiten, ferner über Krankheiten des Auges und Ohres, über Knochen und syphilitische Erkrankungen und hielt einen Operations- und Verbandcurs ab. Er schuf eine sehr besuchte Poliklinik, schrieb 1820 eine Monographie über die künstliche Frühgeburt; gab 1824 Bayrische Annalen für Abhandlungen, Erfindungen und Beobachtungen aus dem Gebiete der Chirurgie, Augenheilkunde und Geburtshülfe heraus und war als Lehrer sehr anregend und thätig. Seit dem 7. März 1822 Ordinarius, wurde er wegen Mißhelligkeiten mit älteren Mitgliedern der Facultät am 13. März 1824 als ordentlicher Professor der Entbindungskunde nach Erlangen versetzt, aber am 11. November 1825 zum ordentlichen Professor der Chirurgie an Schreger's Stelle dorthin berufen, folgte jedoch diesem Rufe nicht, sondern erhielt auf Grund seiner erschütterten Gesundheit, am 28. August 1826 die nachgesuchte dauernde Quiescenz und zog sich nun nach Augsburg zurück. Hier erholte er sich sehr, wurde 1831 Director des Augsburger Krankenhauses, stiftete eine Reihe wohlthätiger Institute und starb allgemein beklagt am 20. April 1855 an einem typhösen Fieber, nachdem er der Universität München fast sein ganzes Vermögen, im Betrage von 300 000 Gulden zur Organisirung und Unterhaltung einer praktischen Bildungsanstalt für Aerzte vermacht hatte. Diese, seit dem Jahre 1863 eröffnet und nach ihm als „Reisingerianum" benannt, vereinigt die sämmtlichen Polikliniken der Universität und hat seit ihrem Bestehen bereits über 258 000 Kranke unentgeltlich mit Arzneimitteln und Verbänden versehen.

Aus: F. Seitz, Festrede zu Franz Reisinger's hundertjährigem Geburtstag. München.

F. Winckel.

Reiske: Johannes R. wurde am 25. Mai 1641 zu Gera, wol als Sohn des dortigen Landrichters Christian Reiske, geboren und besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, wo er am 7. März 1660 nebst 46 anderen Schülern an einer dramatischen Aufführung („des Herodes Kindermord") Theil nahm. Im Sommer 1662 bezog er die Universität Jena, wo er unter Johannes Zeisold den Magistertitel erhielt. Er scheint dann noch längere Zeit in Jena verweilt und Unterricht ertheilt zu haben; wenigstens hat er noch 1669 hier Caspar Calvör im Hebräischen unterwiesen (Calvör's Saxonia inferior, S. 562). 1672 kam er als Rector an die fürstliche Schule zu Weimar, blieb hier jedoch nur bis in das folgende Jahr. Er bewarb sich um das Rectorat in Stade, aber bevor

er von hier Antwort bekam, erhielt er durch Joh. Fr. Nicolai, Prediger zu St. Johannis in Lüneburg, die gleiche Stelle am Gymnasium Johanneum in letzterer Stadt. Im September 1679 wurde ihm das Rectorat an der fürstlichen Schule zu Wolfenbüttel angeboten, das er am 6. November d. J. antrat. Hier hat er lange Jahre in anerkannter, segensreicher Wirksamkeit gestanden, bis er am 20. Februar 1701 sein Leben endete. Seine Wittwe starb erst im Juni 1723. — R. hat als Gelehrter bei seinen Zeitgenossen hohes Ansehen genossen. Seine Schriften, welche theologische, philologische, historische, pädagogische und andere Gegenstände behandeln, sind äußerst zahlreich. Sie finden sich verzeichnet bei Dommerich, Historia scholae duc. Wolfenbütt. Diatribe II (1750), S. XLIX ff.

Vgl. die bei Dommerich a. a. O. angeführten Schriften. — Pratje, Stadische Schulgeschichte III, 15; O. Francken, Regesten des Weimar. Gymnasiums; briefliche Nachrichten von Herrn Kirchenrath Barth in Gera und Herrn Oberlehrer Görges in Lüneburg. P. Zimmermann.

Reiske: Johann Jacob R., ausgezeichneter Philolog.

Geboren am 25. December 1716 in dem Städtchen Zörbig, welches damals zum Kreise Leipzig gehörte, Sohn eines Lohgerbers, erst in seiner Vaterstadt, dann in dem Dorfe Zöschen bei Merseburg von Christoph Meißner, von 1728—1732 auf dem Waisenhause in Halle unterrichtet, ließ er sich Ostern 1733 auf der Universität Leipzig als Studiosus der Theologie, obwol ohne Neigung für dieselbe, inscribiren, hörte aber keine Vorlesungen, sondern trieb für sich Hebräisch und besonders Arabisch. Als er was damals in letzterer Sprache gedruckt war, durchgelesen hatte, ging er, obwohl ohne alle Mittel, im Mai des Jahres 1738 nach Leiden, angezogen von dem Ruf, welchen Albert Schultens genoß, und besonders getrieben von der unbezwinglichen Begierde, die reiche Sammlung der arabischen Handschriften der dortigen Universitätsbibliothek kennen zu lernen. Indem er sich hier seinen Unterhalt theils durch Dienstleistungen als Amanuensis des reichen Professors d'Orville in Amsterdam, theils durch Correcturen und Privatunterricht verschaffte, hörte er zwar bei Schultens arabische und bei Hemsterhuys einige griechische Vorlesungen, beschäftigte sich aber auch hier vorzugsweise mit dem Abschreiben von Handschriften arabischer Dichter und Geschichtschreiber, sowie mit der Lectüre griechischer Schriftsteller und in der zweiten Hälfte seines achtjährigen Aufenthaltes auch mit dem Studium der Medicin, welche er, obwohl ebenfalls ohne rechte Neigung, auf den Rath von Schultens als Lebensberuf zu wählen gedachte. Er lernte jedoch nicht sich in Holland heimisch fühlen und verscherzte sich Aussichten auf eine gesicherte Existenz. Er verließ daher Leiden am 10. Juni 1746, nachdem er im Mai dieses Jahres auf die Dissertation „Miscellaneae aliquot observationes medicae ex Arabum monimentis“ (Lugduni Bat. 1746) 4°, mit Reiske's Zusätzen wiederholt in „J. J. Reiske et J. E. Fabri opuscula medica ex monimentis Arabum et Ebraeorum iterum recensuit Gruner“, (Halae 1776) 8°, zum Doctor der Medicin promovirt worden war, und kehrte nach Leipzig zurück. Eine Aussicht, mit dem Engländer Dr. Askew eine Reise auf Entdeckung von Handschriften nach Italien und Constantinopel zu machen, zerschlug sich, und medicinische Praxis zu üben, konnte er sich nicht entschließen. Natura mihi, schreibt er an seinen Freund Bernard, ingenium ἐμπορικὸν καὶ χρηματιστικὸν negavit. Ideo friget apud me forum medicum et academicum (Mehler, Mnemosyne I, 345). — Er mußte daher auch jetzt wieder von Privatunterricht, Corrigiren, Recensiren, Uebersetzen (z. B. von Swammerdamm, Bibel der Natur, aus dem Holländischen, Leipzig 1752; Revision der deutschen Uebersetzung des ersten Theils von Arkenholz, Mémoires concernant Christine, Reine de Suède) und Registermachen (z. B.

zur Geschichte der k. Akademie der schönen Wissenschaften zu Paris, aus dem Französischen, Eilfter Theil, Leipzig 1757) seinen Lebensunterhalt bestreiten, auch nachdem er im Anfang des J. 1748 zum außerordentlichen Professor der arabischen Sprache ernannt worden war und sein Amt am 21. Aug. d. J. mit dem Programm „De Arabum Epocha vetustissima“ (Leipzig 1748, 4°) und einer „Oratio studium arabicae linguae commendans“ (nach seinem Tode von seiner Frau edirt in „Reiske coniecturae in Jobum et Proverbia Salomonis cum eiusdem oratione de studio arabicae linguae“, Leipzig 1779) angetreten hatte. Denn die nur mit Mühe durchgesetzte Besoldung betrug nicht mehr als 100 Thaler und wurde ihm obenein noch geschmälert, ja seit 1755 einbehalten und 1764 ganz entzogen. Und zu den Vorlesungen fanden sich nur wenige und noch weniger solche Hörer, wie er sie sich wünschte, welche etwas mehr als die Elemente des Arabischen lernen wollten. Seine Vorlesungen beschränkten sich daher auf einige gratis gehaltene Privatissima. Der Ertrag seiner wissenschaftlichen Werke aber reichte bei weitem nicht zur Deckung der Kosten, welche ihm der Druck und der Vertrieb derselben verursachten. Aus diesem Elend, welches sich noch durch die Schärfe seiner Recensionen von Werken angesehener Gelehrten steigerte und ihn in geradezu unwürdige Abhängigkeit von Ernesti brachte, wurde er im Alter von 42 Jahren durch die seitens des Rathes der Stadt Leipzig zum 1. Juli 1758 erfolgte Wahl zum Rector der Nicolaischule erlöst. „Es war ein Bret“, sagt er in seiner Lebensbeschreibung S. 77, „das mir Gott, im Schiffbruche meiner zeitlichen Wohlfahrt, zuwarf. Die Noth zwang mich, es zu ergreifen; sonst wäre ich umgekommen“. In dieser Stellung ist er bis zu seinem nach langen schweren Leiden am 14. August 1774 eingetretenen Tode verblieben.

R. hatte einen angeborenen Hang zur Schwermuth, welcher sich bisweilen sogar zu heftigen Anfällen steigerte, wie deren einen Böttiger (der Neue Teutsche Merkur 1798 Bd. III, S. 272) nach den Worten von Frau R. erzählt. Er war ferner einerseits von kindlicher Schüchternheit, Unbesonnenheit, Reizbarkeit, Heftigkeit, andrerseits besaß er unbeugsamen Trotz, dazu Derbheit und Ruhmbegierde in hohem Maße, hat sich aber allzeit als einen wahrheits- und freiheitsliebenden, freimüthigen, muthigen, selbstlosen, aufopferungsfreudigen Mann bewährt, trotzdem er mit einem schwachen und kränklichen Körper, mit Zurücksetzungen, mit der Ungunst offner und versteckter Gegner, wie Clodius, Schultens, Michaelis, P. Caspar Burmann, Klotz, Ernesti, Ruhnken und mit Widerwärtigkeiten aller Art zu kämpfen gehabt und den größten Theil seines Lebens in den dürftigsten Verhältnissen zugebracht hat. „So aber“, sagt er in der oben angeführten „Geschichte der königl. Akademie der schönen Wissenschaften zu Paris“, eilfter Theil, S. 160, „schlägt die Dürftigkeit, die treuliche Gefährtinn meines ganzen bisherigen Lebens, meinen guten Willen zu Boden“. Einen beträchtlichen Theil seiner ungeheuren Arbeitskraft hat er an seiner völlig unwürdige Beschäftigungen hingeben müssen. „Der Hunger zwang mich dazu“ (Lebensbeschr., S. 58). Auch manchen seiner Ausgaben sieht man es an, daß er sie nicht aus eigenstem Drange, sondern auf buchhändlerisches Verlangen unternommen hat. Weder für sein Fortkommen noch für seine wissenschaftlichen Pläne hat er die Unterstützung einflußreicher Gönner gefunden. Unpraktisch wie er war, gelang es ihm selten Verleger gerade für die Lieblinge seiner wissenschaftlichen Beschäftigung zu finden, noch seltner sie festzuhalten, so daß er für den Verlag eines großen Theiles seiner Werke selbst zu sorgen hatte. „Ich bin zum Märtyrer der arabischen Literatur geworden“, sagt er selbst (Lebensbeschr. S. 11) und noch mehr bezeugt ihm Herder (Ideen zur Geschichte der Menschheit, 4. Theil, S. 265 A., Tübingen 1807): „Unser R. ist ein Märtyrer seines arabisch-griechischen Eifers geworden; sanft ruhe seine Asche! In langer Zeit aber kommt uns seine verschmähete Gelehrsamkeit gewiß nicht wieder“. Dazu kamen in

den letzten 16 Jahren seines Lebens die Geschäfte des Rectorats der Nicolaischule. Wie er diese mit um so größerer Pflichttreue wahrnahm, je weniger es ihm hatte entgehen können, daß die Schule zur Zeit seines Amtsantrittes im Rückgange begriffen war, so hat er nach dem Zeugnisse vieler sein bestes gethan, um durch seinen Unterricht die ihm anvertraute Jugend nachhaltig zu fördern. R. war ferner Autodidakt. Endlich, er arbeitete fast immer in einem gewissen impetus, wie er selbst von seiner Arbeit am Plutarch sagt, Animadversion. ad graec. auct. t. II p. 124 (Lipsiae 1759): si mihi taedii patientior esset animus, et temporis iacturam aequius ferens, quod in operosis indagationibus singularium saepe locorum multas horas absumentibus, et in volutatione librorum multorum perit — darem procul dubio aliquid perfectius. Sed abhorret mihi animus ab omni aerumnosa perscrutatione; fugit vel speciem compilationis. Ja er konnte es nicht einmal über sich gewinnen, seine Bemerkungen vor dem Drucke einer Prüfung oder Sichtung zu unterwerfen, sondern gab alles so, wie er es gefunden hatte.

Bringt man dies alles in Anschlag, so wird man in gleichem Maße der Persönlichkeit Reiske's hochachtungsvollste Sympathie wie seinen wissenschaftlichen Leistungen aufrichtigste Bewunderung zollen und Herder darin Recht geben, daß seine Zeit bei weitem nicht diesem Manne gerecht geworden ist, welcher mit gleichem Rechte vom ersten Arabisten unsrer Tage (Fleischer in der Dedication seines Hauptwerkes, des Reiske's Andenken gewidmeten Beidhawii commentarii in Coranum vol. I. Leipzig 1846), wie vom ersten Forscher auf dem Gebiete der alten Geschichte und Litteratur, Theodor Mommsen, (Hermes VI, 381) „der unvergleichliche" genannt werden konnte. Denn in der That ist eine Beherrschung zweier Litteraturen, der arabischen und der griechischen, wie sie R. besaß, beispiellos. Er ist der erste Arabist und einer der ersten, wenn nicht der erste Gräcist des 18. Jahrhunderts.

Obwol R. als Student von dem Vertreter des Arabischen in Leipzig Professor Clodius, trotzdem er sein Famulus wurde, keinen Unterricht erlangen konnte (Lebensbeschr., S. 116), so fiel doch einer seiner ersten selbständigen Versuche, die im August 1736 gemachte Bearbeitung und Uebersetzung des Sendschreibens des Hermes Trismegistus an die menschliche Seele, so aus, daß der folgende Bearbeiter, der eben genannte Fleischer (Hermes Trismegistus an die menschliche Seele, Leipzig 1870, S. VIII) urtheilt: „R., zur Zeit seiner Uebersetzung erst 20 Jahre alt, im Arabischen Autodidakt und noch Anfänger, ist doch auch hier schon R.; und leidet seine Arbeit an manchen Mängeln, so möchte es doch jetzt kaum einen zwanzigjährigen Jüngling geben, der, von dem besten Unterricht und den reichsten Hülfsmitteln unterstützt, eine vollkommenere zu liefern im Stande wäre. Möge es mir gelungen sein, Reiskes Fehler zu vermeiden! Auf einen andern Vorzug mache ich keinen Anspruch". Aber auch von Schultens hat R. nicht die Richtung seiner Studien im Arabischen empfangen; von dessen linguistischen Theorien fand er sich sogar abgestoßen und gerieth mit ihm in eine heftige Polemik. Noch weniger als zu linguistischen hat R. das Arabische, wie die meisten seiner Zeitgenossen, zu theologischen Zwecken, als Hülfsmittel der Exegese des alten Testamentes, getrieben, viemehr ist er an dasselbe als Philolog herangetreten und recht eigentlich der Begründer der arabischen Philologie geworden. „Wolle man dem Arabischen aufhelfen", äußerte er schon in Leiden, „so müsse man es nicht als Theologe treiben; die Historie, Geographie, Mathematik, Physik und Medicin, daraus aufklären und bereichern". und noch bestimmter in den „Gedanken wie man der arabischen Literatur aufhelfen könne und solle", welche dem obenangeführten Register zum elften Theile der Geschichte der Akademie zu Paris angehängt sind, S. 190: „Ein jedes altes Buch, es sey in welcher Sprache es wolle, muß man so, wie einen alten griechischen oder lateinischen

Autorem, behandeln. Man muß seine Bemühung mit demselben auf einen doppelten Zweck richten; erstlich den Text richtig zu liefern, dahin denn auch die Lesarten und Muthmaßungen wegen Verbesserung der Schreibefehler gehören: sodann das Dunkle im Vortrage aufzuklären". Demgemäß war das Ziel seiner Beschäftigung mit dem Arabischen, die Werke seiner Litteratur in kritischem Texte darzubieten, zu erklären, zu beurtheilen und für die Geschichte zu verwerthen. Denn nach seiner ganzen Richtung — animus mihi semper ad historica studia gestiit, sagt er im Prologus zu Taraphae Moallakah p. IV — räumte er den historischen Werken den Vorrang vor den poetischen ein. So gab er eine große Menge Schriften zum ersten Male oder besser als bisher heraus, und übersetzte oder erläuterte dieselben. Die hauptsächlichsten sind: „Abi Mohammed el Kasim Bosrensis vulgo Haririi Consessus XXVI. Rakda seu variegatus dictus e cod. Ms. una cum scholiis arabice edidit et vertit", Lipsiae 1737, 4⁰. — „Taraphae Moallakah cum scholiis Nahas e Mss. Leidensibus arabice edidit, vertit, illustravit", Lugd. Bat. 1742, 4⁰. — „Abi'l Walidi Ibn Zeiduni Risalet seu epistolium arabice et latine cum notulis", Lipsiae 1755, 4⁰. — „Proben der arabischen Dichtkunst in verliebten und traurigen Gedichten, aus dem Motanabbi, arabisch und deutsch, nebst Anmerkungen", Leipzig 1765, 4⁰. — „Abilfedae annales Moslemici. Latinos ex arabicis fecit", Lipsiae 1754, 4⁰ (wiederholt 1778). Der arabische Text nebst vollständiger lateinischer Uebersetzung dieses Hauptwerkes wurde auf Veranlassung des dänischen Kammerherrn v. Suhm, welcher 1779 Reiske's Handschriften von seiner Wittwe gekauft hatte, von Professor Adler 1789—94 in 5 Bänden 4⁰ herausgegeben. — „Abilfedae opus geographicum ex arabico latinum fecit J. J. R.", in „Magazin für die neue Historie und Geographie angelegt von Büsching, vierter Theil", Hamburg 1770, S. 121 bis 298 und fünfter Theil (1771), S. 299—366. — „Animadversiones ad Abulfedam et prodidagmata ad Historiam et Geographiam Orientalem", in „Abulfedae tabula Syriae ed. Jo. Bernh. Koehler", Leipzig 1766, S. 193 sq. — „Marai, des Sohns Josephs, von Jerusalem Geschichte der Regenten in Egypten, aus dem Arabischen übersetzt", in dem eben angeführten Magazin von Büsching, fünfter Theil, S. 367—454. — „Thograis sogenanntes Lammisches Gedicht, aus dem Arabischen übersetzt, nebst einem kurzen Entwurf der arabischen Dichterey", Friedrichstadt 1756, 4⁰. — „Sammlung einiger arabischen Sprüchwörter, die von Stecken oder Stäben hergenommen sind", Leipzig 1758, 4⁰. — Viel beträchtlicher jedoch ist der Umfang der von ihm nur abgeschriebenen, nicht zum Druck gebrachten Werke. Siehe Lebensbeschr., S. 152 ff. Aber, wie bemerkt, er wußte auch dieses gewaltige Material für alle Zweige der Geschichte nutzbar zu machen. So wurde er der Gründer einer aus den Quellen geschöpften Geschichte der Araber vor Muhammed in den 1747 niedergeschriebenen „Primae lineae historiae regnorum arabicorum et rerum ab Arabibus medio inter Christum et Muhammedem tempore gestarum", einer Arbeit, welche noch 100 Jahre später Ferdinand Wüstenfeld mit vollem Recht der Veröffentlichung für werth gehalten hat mit den Worten: „Keiner von denen, welche über die vormuhamedanische Geschichte der Araber geschrieben haben, wird R. den Vorrang streitig machen wollen; er ist überhaupt der erste, welcher eine solche Geschichte im Zusammenhange liefert. Er hat seine arabischen Schriftsteller, an die er sich genau hält, nicht blos übersetzt, sondern auch erläutert, ihre Schwierigkeiten und Widersprüche offen dargelegt, und durch glückliche Combinationen oftmals das Wahre zu ermitteln versucht" (Reiskii primae lineae etc., Gottingae 1847, S. X). So sah er ferner auf Heyne's Wunsch die „Geschichte Muhammeds, der Araber und der Chaliphen" durch für die von diesem veranstaltete Bearbeitung des englischen Werks „Allgemeine Weltgeschichte, ausgefertigt von Wilhelm Guthrie, Johann Gray und andern, berichtigt von Heyne, sechsten Bandes erster Theil",

Leipzig 1768 und schrieb Anmerkungen dazu, welche vieles berichtigten. In noch höherem Maße gilt dies von seinen Anmerkungen zu Herbelots Bibliothèque orientale, welche der jüngere Schultens bei der Neubearbeitung dieses Werks (à la Haye 1777—1782) bekannt gemacht hat. Sein Commentar zu Constantinus Porphyrogennetus de caerimoniis aulae Byzantinae, 2 voll. fol., Lipsiae 1751 und 1754 ist eine Fundgrube auch für arabische Antiquitäten. Dem Grenzgebiete der politischen und der Litteraturgeschichte gehört an die Schrift: „de principibus Muhammedanis qui aut ab eruditione aut ab amore literarum et literatorum claruerunt“, Lipsiae 1747, 4°, in welcher er sich besonders mit Abulfeda beschäftigt, der letzteren außer dem „Entwurf der arabischen Dichterey“ in „Thograis Lammisches Gedicht“ (s. oben), die Schulschrift „de Actamo, Philosopho Arabico“, Lipsiae 1759, 4°, der Chronologie die zum Antritt der Professur verfaßte Schrift „de Arabum Epocha vetustissima Sail ol Arem, id est ruptura catarrhactae Marebensis dicta“, Lipsiae 1748, 4°. Für die Chronologie verwerthete er auch die Münzen. Obwol er nur wenige Münzen, nämlich nur die des Dresdner Cabinets, selbst in den Händen gehabt hatte, sind doch die 14 Briefe, welche er 1755 (Lebensbeschr., S. 74) an den Vorsteher dieses Cabinets, Hofrath Richter, über das arabische Münzwesen geschrieben hat, die erste Grundlegung einer arabischen Numismatik geworden, welche fast keine Seite des Gegenstandes unerörtert gelassen hat. R. war sich der Bedeutung dieser Arbeit recht wol bewußt, wie sein Brief an Murr vom 13. Juli 1767 (abgedruckt in dessen Journal zur Kunstgeschichte und zur allgemeinen Litteratur X, 265) beweist: „ohngefähr im Jahre 1756 oder 57 setzte ich eine Einleitung in die Wissenschaft des arabischen Münzwesens auf, die ich wohl wünschte ans Licht stellen zu können, ob mir gleich nicht unbekannt ist, wie unvollkommen ein solcher Versuch in einer Sache sey, wo man keine Vorgänger, und nur sehr wenig Hülfsmittel hat. Indessen könnte er doch wol zur Grundlage eines Gebäudes dienen, das ein andrer mit der Zeit ausbauen könnte“; gleichwohl ist sein Wunsch diese Arbeit zu veröffentlichen nicht in Erfüllung gegangen. Die Bibliothek des Gothaischen Münzcabinets erhielt eine Abschrift derselben, aber erst nach seinem Tode wurden diese Briefe aus seinem Nachlaß im Repertorium für biblische und morgenländische Literatur, Theil IX, 197 bis 268; X, 165— 240; XI, 1—44. (Leipzig 1781 ff.) von Eichhorn veröffentlicht, welcher auch Anmerkungen und bibliographische Nachträge dazu gab, XVII, 209—284; XVIII, 1—78. In gewissem Sinne ist R. auch Begründer der arabischen Epigraphik geworden. Zu einer Sammlung und Bearbeitung aller kufischen Inschriften konnte er nur ermahnen im vierten jener Briefe (Repert. IX, 246), aber was ihm selbst an solchen Münz- und anderen Inschriften zu Gesicht kam, wußte er, auch wo die Züge theilweis erloschen waren, mit scharfem Blick ganz oder theilweis zu entziffern zum Staunen eines Carsten Niebuhr, welcher Abdrücke der aus Arabien mitgebrachten Inschriften an ihn gesandt hatte (Beschreibung von Arabien, S. XXV ff. und 96). Aber nicht nur dieser urtheilte über R. als Arabist ebend. S. XXXV: „Dieser Gelehrte hat es in der arabischen Sprache so weit gebracht, daß Deutschland hierin seines Gleichen vielleicht noch nicht gehabt hat“, sondern auch sein Gegner Joh. Dav. Michaelis (Neue Orient. und Exeget. Bibl. I, 155): „Wie es mir vorkommt, haben wir in Deutschland keinen im Arabischen gleich großen Mann gehabt, der die Sprache so völlig und geläufig verstanden hatte. — R. war ein Mann, in dessen Verlassenschaft von Kenntnissen sich vielleicht 10 Gelehrte theilen, und jeder von ihnen, wenn er nur Judicium und Geschmack hinzubrächte, ein großer Gelehrter seyn könnte“. Und dabei hatte R. nur einen kleinen Theil von dem, was er im Kopfe trug oder in Abschriften besaß, veröffentlichen oder andern zur Veröffentlichung überlassen können, wie Eichhorn für die Monumenta antiquissima historiae

Arabum, Gothae 1775 (nebst Reiskii animadversiones criticae in Hamzae historiam regni Joktanidarum, p. 205—215), Köhler für Abulfedae tabula Syriae, Rehkopf, Hirt, Scheid u. a. Ferner aber wirkte er auch auf das Studium des Arabischen in Deutschland durch seine Privatissima ein: außer dem genannten Köhler waren Rehkopf, Schnurrer, Schweighäuser, Bleßig seine Schüler. Endlich war auf seine Anregung zurückzuführen, daß die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften die — noch heute gebrauchten — schönen arabischen Typen erhielt: eine Angelegenheit, welche ihn freilich mit seinem ehemaligen an Sinnesart verschiedenen Schulkameraden Michaelis entzweite.

In der zweiten Hälfte seiner Wirksamkeit in Leipzig trat die Beschäftigung mit dem Arabischen hinter der mit dem Griechischen zurück. Er selbst nennt seine „Lust zum Arabischen erkaltet" in einem Briefe an Murr vom 27. April 1771 (Journal z. Kunstgeschichte X, 275) und sagt in seiner Lebensbeschr., S. 22: „meine meiste Lebenszeit habe ich mit Lesen griechischer Autoren zugebracht".

Auch als Gräcist ist R. seine eignen Wege gegangen, wenn er auch nicht so bahnbrechend geworden ist, wie als Arabist. In Leipzig wurden, als er studirte, gar keine griechischen Collegia gelesen (Lebensbeschr., S. 9), und so kannte er, als er nach Leiden kam, einen Pindar, Aeschylus, Sophokles und Euripides kaum dem Namen nach. Liebe zu griechischen Dichtern und damit zur griechischen Litteratur bekennt er (Animadversiones ad Sophoclem, Lipsiae 1753 praefatio) erst durch die Vorlesungen des auch in der classischen Litteratur heimischen Albert Schultens eingeflößt erhalten zu haben. Und so hat er sich zunächst vorzugsweis mit den Dichtern beschäftigt. Von Aeschylus freilich fühlte er sich abgestoßen, und an Pindar ist er erst in spätern Jahren herangegangen, zu Sophokles aber und zu Euripides fühlte er sich hingezogen. Letzterem verdankte er, wie er ebenda sagt, außer Regeln der Lebensweisheit zuerst eine gerechte und hohe Auffassung des Menschlichen. Und so sind denn seine ersten gräcistischen Arbeiten in Leipzig größtentheils der Textverbesserung dieser beiden Dichter, sowie des Aristophanes und der Anthologie gewidmet: „Animadversiones ad Sophoclem", Lipsiae 1753; „Ad Euripidam et Aristophanem animadversiones", Lipsiae 1754; „Anthologiae graecae a Constantino Cephala editae libri tres", Lipsiae 1754. Diesen Schriften wird die sichere Verbesserung einer beträchtlichen, von nur wenigen Kritikern übertroffenen Zahl von Stellen (im Euripides gegen 100, am meisten in den Hiketiden, Jon, den Jphigenien, Herakliden, Hercules Furens, Elektra, Kyklops, Helena und im Rhesus, im Sophokles am meisten im Oedipus auf Kolonos) verdankt. Wenn gleichwohl die Zahl der Nieten größer war als die der Treffer, so ist folgendes zu beachten. Man darf R. durchaus nicht den Sinn für das Dichterische schlechthin absprechen. Hat er doch um 1748 selbst eine Tragödie Mankberni mit Chören in gereimten Versen gedichtet, zu welcher ihm die Geschichte des heldenmüthigen Sultans von Chorezm, Gelaleddin mit dem Beinamen Mankberni, den Stoff gegeben hatte, und zu derselben Zeit hat er sich auch mit Plänen für andre Tragödien getragen. Auch fehlte ihm nicht der Sinn für die dichterische Oekonomie, wie seine Besprechung der Tragedie di Euripide opera P. Carmeli, Patavii 1743 in den Acta Eruditorum 1748, 544 sq. beweist, in welcher er einige Verstöße der euripideischen Hekabe gegen die Vorschriften der aristotelischen Poetik erörtert. Aber es fehlte ihm die nur durch lange Beschäftigung zu erwerbende Vertrautheit mit der Eigenart der griechischen Tragiker, sowie auch der Sinn für die epigrammatischen Pointen der Gedichte der Anthologie, welche er überdies theilweis zum ersten Male aus der schlechten Leipziger Handschrift herauszugeben unternahm. Verhängnißvoller aber war der falsche Glaube, welchen er sich gebildet hatte, daß die griechischen Dichter dieselbe Silbe nach Belieben bald kurz, bald lang gemessen hätten und daß die Lehre von der Länge und Kürze gewisser

Silben erst von späten Grammatikern aufgestellt worden sei (Animadversiones ad Soph. p. 19), eine Schrift, welche er später (in einem Briefe an Ruhnken vom 28. April 1769 und Lebensbeschr., S. 69) selbst für einen unreifen Versuch, dessen er sich jetzt schäme, erklärt hat. Auch scheint R. selbst gefühlt zu haben, daß seine Stärke auf diesem Gebiete nicht liege. Wenigstens trat seine Beschäftigung mit den Dichtern zurück. Wenn er 1765 und 1766 noch den Theokrit mit Scholien, kritischem Apparat und Anmerkungen herausgab („Theocriti reliquiae“, Viennae et Lipsiae 1765 et 1766), so entsprang diese Arbeit nicht einem inneren Drange, sondern einem äußerlichen Anlaß; sie war, wie er selbst praef. p. V sie nennt, subitaria et deproperata opera, obwol sich auch hier unter der Masse hingeworfener Conjecturen einige sichere Verbesserungen befinden. Und nur bei Gelegenheit dieser Arbeit las er die Hymnen und Epigramme des Kallimachos, zu denen er in den Animadversiones ad auctores graecos V, 723—756 Conjecturen veröffentlichte. Was in seinen Adversarien für Bion, Moschos, Homer und Pindar enthalten ist, wissen wir noch nicht. Seit 1755 wandte er sich mehr und mehr der Lectüre der Prosaiker zu. Unter diesen aber interessirten ihn nicht die Grammatiker, wie sich dies auch zum Schaden seiner Ausgabe des Theokrit zeigte (vgl. praef. p. V und XXXIIII), auch nicht die Philosophen, wie er selbst am 13. Februar 1773 (Nr. 353 in Redlich's Sammlung der Briefe an Lessing) schreibt: „Mir hat die Natur einen philosophischen Kopf versagt“, um so mehr aber die Geschichtsschreiber, Redner und Sophisten. In diesen fand sein Sinn für das Richtige, seine ἀγχίνοια und εὐστοχία, ein ihm besonders zusagendes Feld der Bethätigung. Denn seine Diorthose war, wie die von Bentley, Madvig und Cobet, eine wesentlich logische. So gab er schon 1747 in den Miscellanea Lipsiensia nova ed. Menckenius vol. V, 717—729 ein specimen emendationum in graecos auctores, 1750 spendete er Reimarus Conjecturen und Bemerkungen zu Dio Cassius, 1755 steuerte er Abresch Conjecturen zu seinen dilucidationes Thucydidiae (Lipsiae 1755) und in demselben Jahre zu der Erstlingsschrift seines Schülers Karl Christoph Förster (Locos quosdam Polybii a latinis interpretibus perperam translatos proponit F., Lipsiae 1755) p. 73—104 „animadversiones ad libellum Plutarchi de tarda numinis ira“. Aber das reiche Füllhorn seiner Lesefrüchte schüttete er erst in den fünf Bänden „Animadversiones ad graecos auctores“, Lipsiae 1757—1766 aus, welche er selbst für seine beste Schrift erklärt; „sie sind flos ingenii mei, wenn man anders meinem ingenio nicht omnem florem abspricht“ (Lebensbeschr., S. 70). Sie enthalten neben vielen unnöthigen oder verkehrten Vorschlägen eine große Zahl glänzender Verbesserungen zu Diodor, Theophrast's Charakteren, Dio Chrysostomus, Dio Cassius, Lysias, Plutarch, Thukydides, Herodot, Aristides, Polybius, Libanius, Artemidor und Callimachus. In gleicher Weise gedachte er in fünf weiteren Bänden seine Adversarien zu Demosthenes, Dionys von Halikarnaß, Diogenes Laertius, Arrian, den Philostraten, Homer, Pindar, Xenophon, den Rednern, Maximus Tyrius, Aelian, Longin, M. Antoninus Philosophus, Simplicius, Polyaen, Julian, Themistius, Appian, Alciphron, Moschus und Bion, den Briefen des Libanius, Prokop, Lucian, Stobäus, Sextus Empiricus, Herodian, Harpokration u. a. (s. Leb. 173) herauszugeben. Doch mußte er diesen Plan wegen Mangels an Theilnahme aufgeben und so ist nur ein Theil dieser animadversiones bekannt geworden, nämlich zu den Autoren, welche er selbst oder nach seinem Tode seine Frau herausgegeben hat, nämlich zu den oratores graeci (Lipsiae 1770—1775), Dionys von Halikarnaß (Lipsiae 1774 bis 1777), Maximus Tyrius (Lipsiae 1774—1775) und Dio Chrysostomus (Lipsiae 1784, wiederholt 1798), während seine Verbesserungen nebst Lesarten des Leipziger Codex zu Porphyrius de abstinentia in der Ausgabe von Rhoer, Trajecti ad Rhenum 1767, zu Himerius in der von Wernsdorf, Gottingae 1790

(vgl. praef. p. XXXII), zu Aelians Thiergeschichte in der von Jacobs vol. II p. 671—700, zu Pseudo-Longin de subl. in der von O. Jahn, zu Julians Briefen auszugsweis in den epistolographi graeci von Hercher (praef. p. XLV sq.) mitgetheilt sind. Während aber sein Verdienst um die Textverbesserung des Plutarch wesentlich auf diesen animadversiones beruht, die Ausgabe selbst aber, welche er 1774 unternahm, wenn auch durch die indices werthvoll, doch keinen wesentlichen Fortschritt repräsentirt, haben seine Ausgaben der oratores graeci, welche alle damals bekannten griechischen Redner mit Ausnahme des Isokrates — diesen sollte sein Schüler und Freund Morus bearbeiten — umfaßte sowie der Reden und Declamationen des Libanius (vol. I, Altenburg 1784 4°; vol. I—IV, Altenburg 1791 bis 1797 8°) nicht bloß durch Textverbesserungen und Indices, sondern auch durch Heranziehung von handschriftlichem Material, welches die Grundlagen der recensio erweiterte, die Kritik und das Verständniß dieser Schriftsteller wesentlich gefördert. In summa: viele der aufgezählten Schriftsteller, insbesondere die Redner, Dio Chrysostomus, Dionys von Halikarnaß, Aristides und Libanius verdanken keinem Menschen so viel als R., und die Zahl sichrer und schöner Emendationen, welche von ihm in griechischen Schriftstellern gemacht worden sind, wird von der keines andern Philologen übertroffen. Dabei ließ er sich die Mühe nicht verdrießen auch umfängliche, bisher ungedruckte Werke abzuschreiben, wie die Scholien zum Aristides, welche Dindorf aus seiner Abschrift herausgegeben hat, oder das Lexikon des Photius, dessen Herausgabe nachher Lorenz Ancher („Sendschreiben an Herrn E. G. Paulus, das ungedruckte griechische Glossarium des Photius betreffend“, 1789, vier Octavblätter) und Schow (specimen novae editionis Lexici Photiani ex apographo Reiskiano, Hafniae 1818) unternahmen.

Keineswegs aber beschränkte sich Reiske's Interesse für die griechischen Schriftsteller auf die Sorge für ihren Text. Er fühlte sich auch gedrungen, die Reden des Thukydides (Leipzig 1761) und, was noch mehr besagte, die des Demosthenes und Aeschines (Lemgo 1764—1769, 5 Bde.), letztere zum ersten Male, die des Demosthenes wenigstens größtentheils zum ersten Male, ins Deutsche zu übertragen. „Ich wollte“, sagt er in der Vorrede zum 3. Bande des Demosthenes, in welchem er sich gegen abfällige Kritiken vertheidigt, S. XLII, „meinen Lesern einen Demosthenes in die Hände geben, den sie ohne Anstoß, ohne beschwerliches Nachsinnen, gemächlich lesen und doch völlig verstehen könnten. — Meine Uebersetzung sollte daher gar oft eine Umschreibung sein, wenn ich nur dem Leser einen vollständigen Begrif von des Redners Gedanken beybringe“. Es kam ihm daher vor allem darauf an, sinngetreu zu übersetzen, und in dieser Beziehung befriedigt seine Uebersetzung alle Ansprüche, aber die Handhabung der deutschen Sprache, nicht am wenigsten der Wortgebrauch, ließ viel zu wünschen übrig. Besonders ließ er sich von der Annahme „Demosthenes sprach zum Pöbel und drum sprach er in einer ihm gemäßen Sprache“ (ebend. S. XXX) zur Wahl niedriger Ausdrücke verleiten, so daß er z. B. ὄλεθρος Μακεδών, wie Demosthenes den Philippus nennt (Phil. III, 31), übersetzt: „Der macedonische Racker, aus dem Lande aller Schelmen und Spitzbuben“. So konnte es wol geschehen, daß man im ersten Augenblicke über diesen Mängeln der Uebersetzung ihre Vorzüge ganz übersah, wie auch Lessing zuerst am 28. Juli 1764 an Heyne schrieb: „Wie muß man einen R. nennen? Um des Himmels willen, was für einen Demosthenes giebt uns dieser Pedant! Ich will nicht hoffen, daß man es ihm in Göttingen für so genossen wird ausgehen lassen, den edelsten Redner in einen niederträchtigen Schwätzer, die Svada in eine Höckerfrau verwandelt zu haben“. (Dies ist nach E. v. Leutsch im Philologisch. Anzeiger XI, 138 der Wortlaut des Originals des Briefes, welcher in der Ausgabe von Lachmann-Maltzahn XII, 162 und Redlich Nr. 121 unvollständig veröffentlicht ist. Vgl. Redlich, Lessings Briefe. Nachträge und Berichtigungen S. 8.) Später urtheilte auch er anders, wenn

er am 12. Februar 1769 an R. schrieb (Nr. 169 in Redlich's Sammlung.): — „Unsern kleinen Schönschreibern wird sie (die Uebersetzung) freilich wohl nie gefallen; aber Leute, welche Wahrheit und Nachdruck schätzen, welche wissen, wie weit die alte populäre Beredsamkeit sich von dem süßen Tone, von den gelehrten Sprachschnirkeln eines neuen Kanzelredners entfernet, werden sie um wie Vieles nicht missen wollen; doch wem auch dieses nicht begreiflich zu machen, der muß sie doch wenigstens für den deutlichsten und sichersten Kommentar des Originals erkennen und zugestehen, daß sich ein Reichthum der deutschen Sprache darin zeiget, den so wenige unserer Schriftsteller in ihrer Gewalt haben". Derselbe Brief enthält den Ausdruck der Empörung über den Hohn, mit welchem Klotz in der Deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften, Bd. II, Stück 8 (Halle 1768), S. 626—638 die Vollendung der Uebersetzung in einer Recension begrüßt hatte, für welche er später (in einem Briefe vom 29. Januar 1771, Lebensbeschr., S. 597) R. um Verzeihung bat, wie er auch in einem zweiten Briefe (ebend. S. 599) die Urheberschaft der ersten Recension, welche in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek (Berlin und Stettin 1765) I, 20—26 erschienen war und gegen welche R. sich in der oben erwähnten Vorrede zum 3. Bande vertheidigt hatte, feierlichst von sich ablehnt. — Noch weniger ist R. in seiner „Deutschen Uebersetzung der Reden aus dem Thukydides", Leipzig 1761 die noch schwierigere Aufgabe gelungen, dem Stile des Thucydides und dem Geiste der deutschen Sprache in gleicher Weise gerecht zu werden. Ersteren hat er nicht erfaßt, wenn er (Vorr. 9 und 31) sagt: „Th. ist der Vater derer Witzlinge, die mit ihrem weibischen Spielwerke und Getändle, den Leser biß zum Bersten und zum Ersticken martern" und: „Thukydidis Kürze bestet in kurz abgestutzten, und nach einer gewißen kurzen Elle verschnittenen Perioden, mit frostigen Wortspilen, ekelhaften Antitheten, greulichem Verwurfe der Worte, über alle Maßen harten, und unerhörten Wortfügungen". Und wie berechtigt auch sein Tadel der Nachäffung des französischen Stils war (S. 26), so ist er selbst doch im Gebrauch längst völlig veralteter Redewendungen viel zu weit gegangen, vor allem aber ist er durch Mangel an Blick für das Ebenmaß des Satzbaues verhindert worden, sein Ziel zu erreichen, den Scharfsinn und Tiefsinn des Th. in wortreicher Form auch andern faßlich zu machen (S. 34). Allerdings war die Arbeit das Werk von nur 3 Monaten.

Aber auch als Gräcist hatte R. ausgeprägten Sinn für die Realien. Der bereits oben erwähnte Commentar zu Constantinus Porphyrogennetus ist in noch höherem Maße als für die arabischen, für die byzantinischen Alterthümer eine Quelle reichster Belehrung, und doch war der Verleger nicht zu bewegen ihn vollständig herauszugeben; erst Niebuhr hat das Fehlende nebst handschriftlichen Verbesserungen aus Reiske's, jetzt in der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen befindlichen Nachlasse in der Bonner Sammlung der scriptores historiae Byzantinae (Const. vol. II p. 479—903) herausgegeben. Aber auch in seinen Animadversiones, in den Noten seiner Ausgaben, den Indices, den beiden Gelegenheitsschriften „de Zenobio sophista Antiocheno" und „de quibusdam e Libanio repetitis argumentis ad historiam ecclesiasticam christianam pertinentibus, inprimis de Optimo episcopo," Lipsiae 1759 findet sich eine Fülle von trefflichen Charakteristiken und Beobachtungen zur politischen und zur Litteraturgeschichte. Auch seine noch ungedruckte prosopographia Libaniana ist ein Werk staunenswerther Ausdauer und Combinationsgabe. —

Mit den römischen Autoren hatte er sich weniger befaßt, am meisten noch mit Cicero, dessen Tusculanen er Leipzig 1759 herausgab. Er hatte wol die Verderbtheit der vulgata des Cicero-Textes erkannt, glaubte aber, der Handschriften entbehrend, in den alten Ausgaben Hülfe für die Verbesserung derselben finden zu sollen. Außerdem sind Bemerkungen und Conjekturen zu Vergils Geor-

gica durch Heyne und zu Tacitus' Annalen und Historien durch ihn selbst in Boysens philologischer Bibliothek, drittes Stück, Quedlinburg und Leipzig 1766, S. 308—328 und viertes Stück (1768) S. 329—388 bekannt geworden. Letztere verdienen mehr Beachtung, als ihnen bisher zu Theil geworden ist. Es finden sich unter ihnen einige Verbesserungen, welche jüngere Herausgeber sich selbst zugeschrieben haben. Eine jugendliche Uebereilung, wenn auch nicht ganz ohne Treffer, war die Arbeit, welche er bei Gelegenheit der Verbesserung und Verböserung der zweiten Ausgabe P. Burmann's 1743 dem Petron widmete. Das Latein, welches er selbst schrieb, ist kernig und naiv zugleich.

Jedoch gingen Reiske's Interessen auch nicht in der Beschäftigung mit der klassischen und arabischen Litteratur auf; der Geschichte der von ihm geleiteten Nicolaischule ist gewidmet seine Gratulationsschrift „de rebus ad scholam civicam quae Lipsiae ad D. Nicolai est pertinentibus", Lipsiae 1759, und von wie wunderbarer Vielseitigkeit er war, zeigen die Recensionen und Aufsätze, welche er über Werke der verschiedensten Gebiete in Zeitschriften, wie den Acta Eruditorum, den zuverlässigen Nachrichten von dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaften, der Brittischen Bibliothek, dem Hamburgischen Magazin, den Schriften der Gesellschaft der freien Künste zu Leipzig, dem Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit u. a. geschrieben hat. Sie sind Lebensbeschr., S. 53, 73 ff. theilweis zusammengestellt. Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften und Aufsätze gibt es noch nicht und läßt sich an dieser Stelle nicht geben. Die Grundlage eines solchen bietet das im einzelnen ungenaue Verzeichniß in der vita von Morus, um einiges bereichert in der Ausgabe von Frotscher, S. 72 sq., benützt in der Lebensbeschreibung, S. 178 ff., wo auch die hinterlassenen Arbeiten aufgezählt sind. Die Recensionen seiner Werke sind beigefügt in Saxii Onomasticon Literarium pars VI, Trajecti ad Rh. 1788, S. 541. Am vollständigsten ist das Verzeichniß bei Meusel, Lexikon der von 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller Bd. XI, S. 192 ff.

Leider ist Lessing's Plan, das Leben seines Freundes R., welcher ihm den 3. Band der Oratores graeci gewidmet hat, ausführlich in drei Bänden (vgl. den Brief von Frau R. an J. G. Schneider vom 5. März 1777 bei Danzel-Guhrauer, Lessing II, 2, Beilagen S. 38) darzustellen, infolge anderer Arbeiten unausgeführt geblieben. Er wollte, wie er am 4. Mai 1776 an Heyne schreibt (Nr. 396 bei Redlich), dem Werke „ein genaues Verzeichniß eines jeden von ihm hinterlassenen Papieres, das sich nur einigermaßen der Mühe lohnt, beifügen". Allein schon 1778 hatte er die ihm von der Wittwe übersandten Papiere dieser zurückgeschickt, wie diese an Murr am 15. Juli 1778 schreibt (Journal zur Kunstgeschichte X, 276 ff.). R. hat sein Leben selbst zweimal geschrieben: einmal nach seiner Wahl zum Rector der Nikolaischule für das Album derselben am 20. Juni 1758 nur ganz kurz in lateinischer Sprache (gedruckt bei Frotscher, Eloquentium virorum narrationes, I, Lips. 1826, p. 275—284), das zweite Mal auf wiederholtes Drängen seiner Freunde in deutscher Sprache ausführlich mit ergreifenden Selbstbetrachtungen Ende 1769 (1. Januar 1770 vollendet, mit einem Nachtrag vom 2. Februar 1770, vgl. Lebensbeschr. S. 95 und 129). Diese Selbstbiographie wollte Lessing zur Grundlage seiner Arbeit machen; da er zur Ausführung derselben nicht kam, wurde sie von Reiske's Wittwe beendet und Leipzig 1783 herausgegeben („D. Johann Jacob Reiskens von ihm selbst aufgesetzte Lebensbeschreibung"). R. hatte aber auch seine Selbstbiographie seinem Schüler Johann Georg Eck, nachmals Professor der Moral, Politik und Poesie in Leipzig, mitgetheilt und dieser benützte dieselbe, größtentheils geradezu paraphrasirend, für seine noch bei Reiske's Lebzeiten von Harles, de vitis philologorum, vol. IV, p. 191—214, Bremae 1772 gedruckte (bei Frotscher a. a. O. S. 1—26 wiederholte) vita J. J. Reiskii. An diese vita Eccii schließt sich an, gibt aber auch aus eigner Kenntniß geschöpfte Mittheilungen und eine selbständige Charakteristik Gruner, Joannis Jacobi Reiske et

Joannis Ernesti Fabri opuscula medica ex monimentis Arabum et Ebraeorum, Halae 1776, praef. p. XI—XXV. Dort ist auch der Sectionsbefund des Arztes Dr. Pohle mitgetheilt (p. XVIII). Ebenso hat die von seinem Freunde und Schüler Morus geschriebene vita Reiskii, Lipsiae 1777, wiederholt im Classical Journal XXIV (1821), p. 135—151, bei Frotscher a. a. O. p. 27—77 und bei Friedemann, Vitae hominum eruditissimorum, Brunsvigae 1825, vol. II, p. 1 bis 32), in der Darstellung der äußeren Lebensverhältnisse die vita Eccii benützt, ist aber ebenfalls mit Kenntniß der Person und mit Urtheil geschrieben. Dies letztere gilt auch von der Anzeige dieser Vita in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, Bd. 30 (Berlin und Stettin 1777), S. 569—585, welche mit Cl. unterzeichnet und nach einem handschriftlichen Vermerk Christian Wolterstorff's in meinem Exemplar des Morus von Reiske's Schüler, dem Professor Johann Bernhard Köhler gemacht ist. Eine Anzeige der Selbstbiographie, welche sein eignes Verhalten gegen R. rechtfertigen sollte, schrieb Joh. Dav. Michaelis in der Neuen orientalischen und exegetischen Bibliothek I (Göttingen 1786), S. 131 bis 160. Darauf erließ Frau R. eine geharnischte Erklärung gegen ihn unter dem Titel: „An das Publicum" in der Allgemeinen Literaturzeitung, Jena 1786, 3. Bd. vor Nr. 156, S. 1—4. Gegen diese Erklärung ist gerichtet der Aufsatz „Michaelis und Reiske", welcher von Schlözer nach dem Tode des ersteren verfaßt (24. December 1791) und in der Zeitschrift „Deutschland", zweiter Band, fünftes Stück, Berlin 1796, S. 163—228 abgedruckt, aus Briefen von R. an Michaelis und Heyne den Nachweis unternimmt, daß in der Fehde zwischen R. und Michaelis Gedächtnißfehler auf beiden Seiten, Unerfahrenheit und Heftigkeit auf Seiten von R., Zerstreutheit, aber auch Härte auf Seiten von M. sind, ohne jedoch den unverantwortlichen Vertrauensbruch, dessen M. sich R. gegenüber schuldig gemacht hat, gebührend hervorzuheben. Der Standpunkt, von welchem der holländische Philolog Ev. Wassenbergh in Het Gedrag der Hollandsche Geleerden omtrent Joh. Jac. Reiske gerechtvaardiged (Separatabdruck aus Tydeman en van Kampen, Mnemosyne, VIII stuk, pag. 297—351, Dortrecht 1820) eine Anklageschrift gegen R. veröffentlicht hat, ist ein durchaus beschränkter und um so ungerechterer, als R. seiner Liebe und Dankbarkeit für Holland wie für d'Orville und Schultens sowol in der Dedication von Abilfedae annales Moslemici und in der Praefatio zum Theokrit, als auch in der Selbstbiographie (S. 21 u. 33) ergreifenden Ausdruck gegeben und nichts weniger als seine Fehler beschönigt hat. Wie wenig Wassenbergh Reisken auch nur zu verstehen vermochte, zeigt, daß er (S. 52) die Worte, mit welchen R. in der Vorrede zur Anthologia graeca über sich als Herausgeber der Anthologie im Verhältniß zu d'Orville redet, als Verspottung eines Todten auffaßte. Um so wohlthuender ist das Urtheil von Cobet, Mnemosyne N. S. vol. II, p. 402. Einen Aufsatz „Duval en Reiske", enthalten in Mengelingen von de Groningen Studenten, Groningen 1816, welchen Gräße, Literärgeschichte III, 2, 1941 citirt, habe ich nirgends finden können. Ich selbst behalte eine eingehendere Darstellung der Person und der Lebensarbeit von R. einer andern Stelle vor. Briefe an ihn sind in großer Zahl, von ihm bisher nur wenige in der Lebensbeschreibung S. 183—816, in dem „Gelehrten Briefwechsel zwischen D. Johann Jacob Reiske, Conrad Arnold Schmid und Gotthold Ephraim Lessing", 2. Theil, Berlin 1789, wie in den Lessing-Ausgaben von Lachmann und von Redlich, in dem „Literarischen Briefwechsel von Joh. David Michaelis, herausgegeb. von Buhle", 1. Theil, Leipzig 1794, S. 44—72 und 2. Theil, Leipzig 1795, S. 488, von Mehler in der Mnemosyne I, 66—68 und 330—354 (an Bernard) und von Bergmann, Supplementa adnotationis ad elogium Ti. Hemsterhusii, Lugd. Bat. 1874, p. 61 veröffentlicht worden. R. selbst hat die Concepte seiner Briefe nicht aufbewahrt (Leb. S. 108). Auch sich malen zu lassen hat er abgelehnt: „nil perdet", schreibt er an Bernard, der ihn um sein Bild gebeten hatte, „orbis literatus, si mea imagine

careat, si saltem pro viribus meam bene merendi de literis voluntatem editis libris demonstravero. Erunt hi mihi pro imagine" (Mnemosyne I, 350). Und so gibt es nur einen Stich von ihm, 1770 von der J. D. Philippin geb. Sysangin gemacht, welcher auch den ersten Band der Oratores graeci (1770), sowie den sechsten Band des Plutarch (1777) und die vita des Morus ziert.

Ernestine Christine R., die geistreiche und gelehrte Frau von Johann Jacob R. Geboren am 2. April 1735 zu Kemberg, Tochter des Propsten und Superintendenten Dr. August Müller daselbst, das jüngste von zehn Geschwistern, von ihrer Mutter und ihrem ältesten Bruder, dem nachmaligen Nachfolger ihres Vaters, unterrichtet, nach dem Tode des Vaters (27. September 1749) für ihre, ihrer Mutter und eines Schwestersohns Erhaltung vornehmlich auf den Ertrag von weiblichen Arbeiten angewiesen, reichte sie am 23. Juli 1764 dem fast 20 Jahre älteren, bis dahin misogynen Rector der Nicolaischule in Leipzig, R., welchen sie 1755 bei einem Besuch daselbst kennen gelernt hatte, ihre Hand. Nachdem sie von diesem Griechisch und Lateinisch gelernt hatte, half sie ihm bei der Drucklegung seiner Werke und bei der Vergleichung von Handschriften. Als der Druck der auf Subscription unternommenen großen Ausgabe der griechischen Redner beginnen sollte, aber nur 20 Thaler praenumerando eingegangen waren, ruhte sie nicht, bis ihr Mann sich entschloß, ihr Geschmeide zu versetzen. Ebenso war sie die treueste Pflegerin während seiner langen schweren Krankheit. Nach seinem Tode (14. August 1774) schlug sie viele Bewerbungen aus, da sie von einer tiefen Neigung für Lessing erfaßt war. Ihr Mann war nämlich seit 1769 wegen seiner Ausgabe des Demosthenes und wegen der gemeinsamen Gegnerschaft von Klotz mit Lessing in Briefwechsel getreten, und da dieser bald zu einem freundschaftlichen Verhältniß geführt hatte, war er mit seiner Frau im August 1771 einer Einladung Lessing's, welcher seinem Briefe auch ein Compliment für ihre Theilnahme an Reiske's oratores graeci eingeflochten hatte (17. December 1770, N. 219 bei Redlich: „Erlauben Sie, daß ich noch meine Empfehlung an dero Frau Gemahlin hinzufügen darf, der wir bei so mühsamen Werken so viel zu danken haben. Die Aufgabe ist gelöset, ob ein Gelehrter heirathen soll, wenn es viele solche Personen ihres Geschlechts gibt") nach Wolfenbüttel gefolgt, um die dortigen Handschriften anzusehen. Ja auch diese Reise war besonders auf ihren Betrieb zur Ausführung gekommen, wie ihr Mann an Lessing den 17. Juli 1771 (N. 261) schreibt: „Sie hauptsächlich ist an dieser Reise schuld. Sie freuet sich darauf, wie ein Kind auf den heiligen Christ. Sie hat mich bei dem Entschlusse dazu erhalten." Dadurch war auch sie in Correspondenz mit Lessing getreten, zunächst „wegen der deutschen Uebersetzung des Xenophon Ephesius" und sie war von leidenschaftlichem Verlangen entbrannt, für ihn eine Abschrift des Aesop aus einer Augsburger Handschrift (jetzt Cod. Monac. gr. 525, nicht zu verwechseln mit der Cober'schen Abschrift der vita des Aesop, welche sie später ebenfalls für Lessing copirte; vgl. Reiske's Brief an Lessing vom 13. Februar 1773 bei Redlich N. 353 und Westermann, vita Aesopi, p. 1) zu machen. Und als sie nach langen Bemühungen der Handschrift habhaft und Lessing der Abschrift theilhaftig geworden war, hatte dieser in der Abhandlung über Romulus und Rimicius (Zur Gesch. und Lit. I, 1773; IX, 57 Lachm.) ihre Arbeit über Gebühr mit den Worten gelobt: „Diese Abschrift ist von der Madame Reiske, die sich damit um die griechische Literatur unendlich verdienter wird gemacht haben, als eine Madame Dacier mit allen ihren französischen Uebersetzungen, wenn man künftig einmal den Aesop einzig so lesen wird, wie man ihn ohne ihr Zuthun vielleicht noch lange nicht, vielleicht auch wohl nie gelesen hätte". Der wackere R., welcher schon vorher, am 12. December 1772 (Nr. 341 Redlich) ihm gemeldet hatte: „Meine Frau denkt oft an Sie und betrachtet Ihr Portrait von Bause, ob es Ihnen gleich wenig ähnlich sieht", schrieb nun

zwar weiter (am 13. Februar 1773, N. 353): „Ihnen ins Ohr gesagt, liebster Lessing, Sie stehen bei meiner Frau sehr wohl angeschrieben. Sie bekennet es Ihnen ja selber, daß sie Sie liebet. Was wollen Sie mehr? Ich werde darüber nicht eifersüchtig. Hier hat es allemal nichts zu bedeuten", aber tadelte doch auch jenes übertriebene öffentliche Lob mit den Worten: „Aber, liebster Freund, ums Himmels willen, wie konnten Sie so über die Schnure hauen! War das nicht eine wissentliche, vorsätzliche Sünde? Wird nicht Jedermann Ihr Compliment parteilich und übertrieben schelten? Wie konnte der unstreitig und anerkanntermaßen große Dienst, den die Dacier ihrer Nation durch ihre Uebersetzungen erwiesen hat, unter eine solche Kleinigkeit, deren ganzer Werth auf die Mühe des Abschreibens hinausläuft, mit Billigkeit und Rechte erniedriget werden? Meine Frau hat freilich, wie leicht zu denken ist, wider Ihre Flatterien nichts einzuwenden, ich aber dagegen desto mehr. Ich habe Ursache, darüber zu zürnen und auf Sie zu schmählen. Denn Sie verderben und verführen mir meine Frau." Und nach ihres Mannes Tode (14. August 1774), welcher ihr Anlaß wurde, öfter an Lessing zu schreiben, da dieser das Leben jenes ausführlich zu schreiben beabsichtigte, gab sie sich dieser Neigung ganz hin, wie ihr Brief an J. G. Schneider vom 15. October 1775 bei Danzel-Guhrauer, Lessing II, 2 Beil. S. 38 beweist: „Viele gutherzige Männer bieten mir ihre Hand und ihr Herz an. Allein nur der Eine ist es, den ich lieben kann, und den ich noch in den letzten Augenblicken meines Daseins lieben werde", so daß nicht nur Boie schon am 10. April 1775 an Merck schreiben konnte: „Wissen Sie, daß Lessing vermuthlich sich mit Reiskens Wittwe verheirathen und in Hagedorns Stelle nach Dresden kommen wird?" (Redlich, Briefe an Lessing, S. 803, A. 4), sondern auch Eva König selbst in einem Briefe vom 5. November 1775 (A. Schöne, Briefwechsel zwischen Lessing und seiner Frau, S. 396) an Lessing auf diese Heirathsgerüchte anspielen konnte: „In Parenthese muß ich Sie doch auch fragen: ob die Neuigkeit wahr ist, die ihr ihre Tochter dieser Tagen aus Leipzig schrieb? Die allgemeine Sage dorten sey: Ein gewisser Mann, den Sie leicht errathen werden — heyrathete die Wittib von P. R." Endlich, da sie erkannte, daß Lessing's Herz nicht mehr frei war, kämpfte sie ihre Neigung nieder. In einem Briefe vom 16. Februar 1777, auf welchen Lessing am 27. März antwortete (Nr. 427 Redlich), durfte er „einen Strahl von Hoffnung" finden, „sie nun bald recht ruhig und zufrieden zu wissen". Da ihr Neffe gestorben war, nahm sie einen jungen sächsischen Edelmann, den nachmaligen braunschweigischen Drosten Christoph Moritz von Egidy aus dem Hause Ottersitz, an Sohnes statt an, zog mit ihm 1780 nach Dresden, das Jahr darauf nach Bornum bei Braunschweig, 1792 nach Braunschweig selbst, sodann nach St. Campen bei Braunschweig und kehrte zuletzt nach ihrer Vaterstadt Kemberg zurück, wo sie am 27. Juli 1798 starb. Wie sie ihren Mann bei der Ausarbeitung und Drucklegung seiner Werke aufopferungsvoll unterstützt hatte, so sorgte sie auch nach seinem Tode zunächst für die Vollendung der von ihm begonnenen Ausgaben der oratores graeci, des Plutarch, Dionys von Halikarnaß, Maximus Tyrius, sodann für die von ihm vorbereitete Herausgabe des Dio Chrysostomus und des Libanius, endlich auch für die Herausgabe der coniecturae in Jobum et Proverbia Salomonis cum oratione de studio arabicae linguae, Lipsiae 1779, Aufgaben, welchen freilich ihre Kräfte nicht ganz gewachsen waren. Daneben veröffentlichte sie auch Proben eigner gelehrter Beschäftigung mit griechischen Schriftstellern: so „eine Rede des Libanius, zum erstenmale aus einer Handschrift der Churfl. Bibliothek zu München abgedruckt", Leipzig 1775. Es ist die Declamation im 4. Bde. der Gesammtausgabe S. 771 sq., deren Urheberschaft zwischen Libanius und Choricius streitig ist. Besonders aber gab sie Uebersetzungen heraus, so „Der Jäger" von Dio Chrysostomus im Hannöverschen

Magazin Jahrg. 1776, Stück 76 und 77, Sp. 1201—1226, über welche ihr Lessing in dem obenerwähnten Briefe vom 27. März 1777 schrieb: „Ich habe Ihre Uebersetzung von der Rede, die mir immer so wohl gefallen hat, in dem Hannöverschen Magazin mit vielem Vergnügen gelesen". Die Uebersetzung dieser sowie zwölf anderer Reden des Dion und des Romans des Eustathius, „Liebesgeschichte des Ismenias und der Ismene" gab sie unter dem Titel „Hellas", Erster Band, Mitau 1778 heraus. Eine zweite Sammlung, unter dem Titel „Zur Moral, aus dem Griechischen übersetzt", Leipzig 1782, wiederholt als „Hellas", Zweiter Band, Leipzig 1791, enthielt Uebersetzungen von drei Dialogen des Lucian (die Bilder; von den Bildern; Toxaris), fünf Declamationen des Libanius, ausgewählten Briefen desselben, des Prodikus Erzählung von Herkules aus dem Xenophon, des größeren Briefes des Hippokrates an den Damagetus, des Epiktetus Handbuch und Lebensregeln, des Gemäldes von Cebes aus Theben, Xenophons von Ephesus Geschichte der Anthia und des Abrokomes („eine freye und abgekürzte Uebersetzung"). Was „Für Teutsche Schönen, aus dem Griechischen übersetzt", Leipzig 1786 enthält, weiß ich nicht, da ich dasselbe bisher nirgends zu Gesicht bekommen habe, sondern es nur aus bibliographischen Anführungen, welche auf „das gelehrte Teutschland", angefangen von Hamberger, fortgesetzt von Meusel, Bd. 6 (5. Aufl.), Lemgo 1798, S. 297 zurückzugehen scheinen, kenne. Diese Uebersetzungen sind leicht und fließend und fanden viel Beifall. Vgl. Degen, Litteratur der Uebersetzungen I, 194, 216, 286; II, 591, 630. Außerdem gab sie ihres Mannes Selbstbiographie, Leipzig 1783, heraus, erließ die gegen Michaelis' Anzeige derselben gerichtete Erklärung „An das Publicum" (Allgem. Literaturzeitung, Jena 1786, 3. Bd. vor Nr. 156, S. 1—4) und verfaßte in das von Moriz herausgegebene „*Γνῶθι σαυτόν* oder Magazin zur Erfahrungsseelenkunde, Dritten Bandes Drittes Stück" (1785) drei Aufsätze: „Heilung des Wahnwitzes durch Erweckung neuer Ideen, in zwei Beispielen" (S. 27—33); „Einfluß äußerer Umstände auf die Krankheiten der Seele" (S. 33—36); „Parallel zu der Selbstbeobachtung des Hr. O. C. R. Spalding im 2ten Stück des ersten Bandes" (S. 36—38); „Moralität eines Taubstummen" S. 39—42). So erfreute sie sich nicht nur als treue Genossin ihres Mannes, sondern auch wegen ihrer Gelehrsamkeit und ihres mit Herzensgüte gepaarten Verstandes großen Ansehens in der gelehrten Welt. Villoison, Anecd. Gr. II, p. 11 nennt sie: illa vere *ἀντιάνειρα*, et nunquam satis ob eruditionem caeterasque alias animi et ingenii in pulchro corpore habitantis dotes laudanda. Der Professor der Medicin Gruner in Jena dedicirte ihr Joannis Jacobi Reiske et Jo. Ern. Fabri opuscula medica ex monimentis Arabum et Ebraeorum, Halae 1776 mit den Worten: Feminae lectissimae Ernest. Christ. Reiske ingenio et doctrina pollenti omni virtutum genere insigni corporis dotibus conspicuae hinc in ornamentum et decus sexus sui natae und R. selbst ließ 1770 ihr Brustbild im Stich der J. D. Philippin geb. Sysangin vor die Praefatio des ersten Bandes der oratores graeci setzen. Einen Schattenriß von ihr enthält die „Gallerie edler deutscher Frauenzimmer mit getroffenen Schattenrissen", Bd. 2, Heft 3 (Dessau und Leipzig 1786) nebst Lebensnachrichten S. 89—120. Letztere sind mir nicht zugänglich gewesen. Das Porträt, welches sie Lessing geschickt hatte und nach seinem Tode in einem Briefe an Langer, seinen Nachfolger in Wolfenbüttel, am 20. September 1786 zurückforderte („Es ist unter anderen Portraiten an einer Rose am Kopfe und einer Art von dunkelgelben Kleidung kentbar", O. v. Heinemann, Zur Erinnerung an Lessing, S. 179), ist, wie ihre Briefschaften, verschollen. Aus vertrauter Kenntniß, falls nicht aus der erwähnten „Gallerie", geschöpfte Nachrichten über ihr Leben und ihr Aeußeres enthält der Artikel von Hirsching, Historisch-litter. Handbuch, fortges. von Ernesti, Bd. IX, 2 (Leipzig 1807) S. 48 ff., welcher von Baur,

Interessante Lebensgemälde der denkwürdigsten Personen des 18. Jahrhunderts, 6. Thl. (Leipzig 1807), S. 374—388 benützt ist. Richard Förster.

Reisner: Ferdinand R., geistlicher Dichter, geboren am 21. September 1721 zu Rain in Oberbaiern, trat 1742 zu Landsberg in die Gesellschaft Jesu und wurde, nachdem er an mehreren Schulen der Societät thätig gewesen, mit einem Lehramte am Gymnasium zu Innsbruck betraut. Nach Aufhebung seines Ordens ernannte ihn der Kurfürst Maximilian III. von Baiern zum Professor der Theologie am Lyceum zu München. Im J. 1778 erfolgte seine Beförderung zum Regens des bischöflichen Seminars zu Dorfen. Nach mehrjährigem Wirken daselbst zog er sich nach Pasenbach bei Dachau zurück, und starb hier als Beneficiat am 12. Januar 1789. R. schrieb eine Anzahl geistlicher Schauspiele, welche Goedeke mit denen des Benedictiners Florian Reichssiegel als die letzten Ausläufer des mittelalterlichen Dramas bezeichnet. Dieselben, meist in strenggemessenen Alexandrinern abgefaßt, zeugen von eingehender Kenntniß der besseren deutschen Dichter zumal der schlesischen Schule, und wurden wiederholt mit großem Beifalle aufgeführt. Sie fanden auch in weiteren Kreisen Anklang; „Die büssende Seele“ und „Thomas von Kempen“ erschienen 1768 und 1769 zu Innsbruck und Augsburg in zweiter, „Die Bekehrung Augustins“ 1768 zu Innsbruck in dritter Auflage. Außer den genannten Dramen sind von ihm noch mehrere Singspiele „Rebekka, die Braut Isaaks“ 1765, „Der Beruf des hl. Aloisius“ 1769 und im gleichen Jahre „Petrus, ein Muster der Bußfertigkeit“ veröffentlicht worden.

Baader, Lexikon bair. Schriftst. I, 2, S. 165. Gg. Westermayer.

Reiß: Michel R., Mathematiker, geboren am 23. Juli 1805 in Frankfurt a./M., † ebendaselbst am 27. Januar 1869. Den ersten Unterricht erhielt R. in der „Philanthropin“ genannten israelitischen Realschule seiner Vaterstadt. Später besuchte er das dortige Gymnasium, an welchem insbesondere der Mathematiker Professor Thilo sich für den ausgezeichneten Schüler interessirte. Der Mathematik widmete sich dieser denn auch, als er die Universität bezog und namentlich in Göttingen, wo er von Ostern 1823 ab zwei Jahre verweilte. Thibaut's Vorlesungen fanden für R. in einem bei Gauß gehörten Privatissimum eine ebenso seltene, als den Hörer selbst auszeichnende Ergänzung. An der Thatsache selbst ist nicht zu zweifeln, da der mit der Ordnung des Reiß'schen Nachlasses betraute genaue Freund des Verstorbenen, Prof. M. A. Stern, unter den Papieren ein ganz von der Hand von Gauß geschriebenes Heft vorfand, welches jedenfalls in jenen Unterrichtsstunden entstanden ist, und welches durch eine Ausarbeitung von R., in der Aufschrift als solche bezeichnet, sich controliren ließ. Ostern 1825 doctorirte R. in Göttingen auf Grund einer Dissertation über parallele Curven und Oberflächen. Die Arbeiten von Kästner und von Crelle über den gleichen Gegenstand waren dem jungen Schriftsteller zu spät bekannt geworden, um von ihm benutzt werden zu können. Seine Beweisführungen sind auch durchweg originell, zum Theil auf kinematischen Folgerungen fußend, und es ist sehr zu bedauern, daß R. das in dieser Dissertation gegebene Versprechen nicht löste, die kinematische Geometrie selbst zum Gegenstand einer späteren Abhandlung machen zu wollen. R. schrieb die Dissertation in Berlin fertig, hielt sich dann nach dem inzwischen erfolgten Tode des Vaters, eines angesehenen Kaufmannes, bei der Mutter auf und ging im Herbst 1827 nach Paris, Träger des in der Geschichte der elliptischen Functionen so wichtigen ersten Briefes von Jacobi an Legendre. Später war R. in Brüssel, wo er mit der Tochter einer gleichnamigen nahverwandten Familie sich verheirathete. Aus der Brüsseler Zeit stammen sehr interessante Untersuchungen über Determinanten, die in Quételet's Correspondance mathématique et physique veröffentlicht wurden und dem Datum nach (1829) zwischen Cauchy (1815) und Jacobi (1841)

fallen. Ob R. beabsichtigte, sich an der Brüsseler Universität um eine Lehrstelle zu bewerben, und woran dieses Vorhaben etwa scheiterte, ist nicht mehr festzustellen. Jedenfalls lebte R. seit Anfang der 30er Jahre wieder in Frankfurt als reicher Privatgelehrter. Geistreiche, wenn auch etwas der Durchsichtigkeit ermangelnde Beiträge zur Theorie der Determinanten erschienen von ihm 1867 im Druck. Eine zahlentheoretisch-combinatorische auf das Dominospiel bezügliche Aufgabe löst eine nachgelassene Abhandlung, welche in den Annali di Matematica Ser. II, T. 5 Veröffentlichung fand. Es ist sehr zu bedauern, daß R. so wenig schrieb; die Hauptschuld dürfte seiner schwächlichen Gesundheit beizumessen sein.

Originalmittheilungen von Prof. M. A. Stern. Cantor.

Reiß: Ulrich R. Er war Dominicaner, an deren Generalstudium zu Augsburg Studienpräfect und Professor des kanonischen Rechts, † am 24. Aug. 1795. Schriften: „Analysis collectionum et fontium juris ecclesiastici publici et privati germanici, quam in commodiorem usum tyronum juris sacri ex probatissimis auctoribus collegit . . .“, Augsburg 1777, eine nicht ungeschickte Arbeit, die vorzugsweise die Concordate und Reichsgesetze behandelt, letztere vorzugsweise polemisch; andere in Kayser's Bücherlexikon.

Lit. d. kath. Teutschl. III, 217. — Weidlich, Biogr. Nachr. III, 255.

v. Schulte.

Reißig: Jakob R., Dr. phil., Forstmann, geboren am 1. Januar 1800 auf dem Krähenberge bei Beerfelden (im Odenwald), † am 19. Juli 1860 zu Darmstadt. Sein Vater war Wildmeister in Bullau, woraus sich seine Neigung für das Forstfach und die Wahl des Berufes erklären dürfte. Den ersten Schulunterricht mag er in Bullau, event. dem Elternhause, genossen haben; speciell in Mathematik wurde er in den Jahren 1817 und 1818 von dem Steuerperäquator Heß zu Erbach unterrichtet, unter dessen Leitung er auch die Feldmeßkunde praktisch erlernte. Die forstliche Vorbildung wurde ihm durch seinen Vater und den Forstmeister Emddt zu Theil. Nachdem er sich im Sommer 1821 der vorschriftsmäßigen forstlichen Staatsprüfung in Darmstadt mit vorzüglichem Erfolge unterzogen hatte, wurde er auf seine Bitte im März 1822 zum Accesse beim Secretariat des Oberforstcollegiums vorläufig provisorisch zugelassen. Hier entwickelte er mit der Zeit eine solche Sachkenntniß, Gründlichkeit und überhaupt Geschäftstüchtigkeit, daß ihm sein 1828 vorgebrachtes Gesuch um Uebertragung der Revierförsterstelle zu Schiffenberg (im Forste Gießen) mit dem Bedeuten abgeschlagen wurde, daß er in dem Büreau der Domanial-Forstvermessung nicht zu entbehren sei. Noch im September desselben Jahres wurde er aber mit Gehalt definitiv als Accessist bei der Oberforstdirection angestellt und hauptsächlich mit Bearbeitung der Forsteinrichtungssachen betraut. Durch Rescript vom 7. September 1832 rückte er zum Oberforstsecretär auf, und am 3. Februar 1849 erfolgte seine Beförderung zum Ministerialsecretär bei dem großherzoglichen Ministerium der Finanzen mit dem Range eines wirklichen Collegialrathes. Diese Stelle bekleidete er bis zu seinem Tode. Von seiner außergewöhnlichen Berufstreue, Gewissenhaftigkeit und seinen ersprießlichen Diensten zumal im Gebiete des Forstvermessungs- und -taxationswesens geben die Acten und die ihm während seiner amtlichen Thätigkeit mehrfach zu Theil gewordenen Besoldungszulagen und Remunerationen Zeugniß. Er widmete sich dem schriftlichen Dienste mit einem seine Gesundheit schädigenden Eifer (1846 warf ihn eine Krankheit längere Zeit auf das Schmerzenslager) und führte auch zahlreiche Forstvermessungen, Waldtheilungen und Forsttaxationen mit ausgezeichnetem Erfolge durch. Abgesehen von diesem musterhaften Verhalten machte ihn auch seine bewährte streng conservative politische Gesinnung zu einer festen Stütze im staatlichen Organismus. R. war von Haus aus ein ungemein scharfer Kopf, zumal ein guter Mathematiker, gleichzeitig aber auch ein äußerst gründ-

licher Beobachter der Natur, insbesondere der kleinen Insectenwelt. Daneben zeichnete ihn ein höchst praktischer Sinn aus, welchen er durch Erfindung und Verbesserung von Apparaten der verschiedensten Art (Insectenfangapparate ꝛc.) bethätigte. Schon 1820 veröffentlichte er (gemeinschaftlich mit Tenner und Reutzel) „Tafeln zur Berechnung der Coordinaten ohne Logarithmen bei Gemarkungs-, Flur- und Gewann-Vermessungen, sowie bei Forstvermessungen und Wasserwägungen mit dem Theodolit"; mit 2 lithographirten Tabellen. Diese Tafeln entsprachen einem dringenden Bedürfnisse und fanden in sachverständigen Kreisen so großen Anklang, daß sie nicht nur alsbald in Hessen, sondern auch in fünf Regierungsbezirken Preußens und in den Niederlanden eingeführt wurden. Eine zweite noch heute im Gebrauche befindliche Auflage erschien 1854. Die Holzmeßkunde verdankt ihm eine wesentliche Verbesserung der Baumkluppe, indem er die Trapezform für den Maßstab und eine auf diesen drückende Feder behufs Regulirung des Ganges einführte, sowie eine Vorrichtung ersann, welche bezweckt, den Durchmesser eines Baumschaftes oder runden Holzstückes durch einmaliges Anlegen der Kluppe alsbald nach zwei rechtwinkelig sich kreuzenden Richtungen abzumessen (vgl. G. v. Wedekind, Neue Jahrbücher der Forstkunde, 32. Heft. Darmstadt 1846, S. 1—8). Außerdem construirte er ein Xylometer, welches allen späteren bezüglichen Instrumenten gewissermaßen als Grundform diente (vgl. daselbst, S. 9—22). — Seine oben erwähnten entomologischen Kenntnisse und Vorliebe für die Insecten brachte ihn in nähere Berührung mit Ratzeburg, welcher ihn in seinen entomologischen Werken, namentlich in demjenigen über die Ichneumonen, häufig citirt hat. Von seinen selbständigen Veröffentlichungen auf diesem Gebiete sind zu erwähnen die beiden Abhandlungen: „Ueber das Herauskommen der Tachinen aus ihren Tönnchen und aus dicht verschlossenen Orten, an welchen diese oft sich befinden" (Wiegmann's Archiv für Naturgeschichte, Jahrg. 21 im 1. Bande, 1855, S. 189—196) und „Die Lerchenmotte, Coleophora laricella Hb." (aus seinem litterarischen Nachlasse in der Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen, 1. Band, 1869, S. 129—137). Ratzeburg bezeichnet die letztgenannte Abhandlung als „ein Meisterstück gewissenhafter und genauer Untersuchungen, um so mehr, als das Thierchen zu den kleinsten, der Wahrnehmung sich leicht entziehenden Insecten gehört und vor R. nur mangelhaft beschrieben war". Seine Bemühungen um die Zucht und Erforschung der Lebensweise der für die Forsten so überaus wichtigen Familie der Ichneumonen haben insofern einen äußeren Ausdruck gefunden, als einer von ihm erzogenen, bis dahin noch unbekannten, interessanten Schlupfwespe von Ratzeburg der Name „Pimpla Reissigii" beigelegt wurde. Von seinen reichen Sammlungen kamen die Mikrolepidopteren (Motten) in Privatbesitz nach Darmstadt, während der größte Theil der sonstigen Insecten und bezüglichen Präparate nebst zahlreichen Notizen über Vorkommen, Verbreitung, Lebensweise und Zucht dem Senckenbergischen Stifte zu Frankfurt a. M. einverleibt wurde. Reißig's Verdienste um die Forstwissenschaft und die Hebung des vaterländischen Vermessungs- und Forstwesens sind leider — wol infolge seines einfachen Wesens und schlichten Charakters — nicht so in die Oeffentlichkeit gedrungen, als sie es eigentlich verdienen.

Scriba, Biographisch-litterärisches Lexikon II, S. 579. — Grunert, Forstliche Blätter, 2. Heft, 1861, S. 87 (Entomologische Miscellen, 1). — Ratzeburg, Forstwissenschaftliches Schriftsteller-Lexikon, S. 434. — Grunert und Borggreve, Forstliche Blätter, N. F., 1879, S. 368, Anmerkung (von Braun). — Heß, Lebensbilder hervorragender Forstmänner ꝛc., 1885, S. 286. — Dienstacten und Privatmittheilungen. R. Heß.

Reißiger: Karl Gottlieb R., geboren am 31. Januar 1798 zu Belzig bei Wittenberg, erhielt den ersten Musikunterricht von seinem Vater, Christian

Gottlieb R., Cantor daselbst und Schüler Türk's. Im J. 1811 brachte ihn der Vater auf die Thomasschule nach Leipzig, wo er, sich hauptsächlich den Schulwissenschaften widmend, nur unter Schwierigkeiten auch das Musikstudium fortsetzen konnte. Erst als er zum Concertisten im Alt vorgerückt war, lenkte sich Schicht's Aufmerksamkeit auf ihn; der erfahrene Meister erkannte bald in ihm das außerordentliche Talent und gab ihm zunächst Unterricht im Clavierspiele. Auch in der Composition versuchte sich R. bereits um diese Zeit und setzte einige vierstimmige Motetten, meist aus den Jahren 1815 und 1816 herrührend, die auch während der Vesper in der Thomaskirche von den Thomasschülern aufgeführt wurden. 1818 bezog R. die Universität zu Leipzig, um Theologie zu studiren. Um sich seinen Unterhalt größtentheils selbst zu verdienen, gab er Unterricht im Clavier- und Orgelspiel, ward Solobaßsänger in den Gewandhausconcerten und spielte im Orchester bald Violine, bald Bratsche. Daneben widmete er die ihm freilich karg zugemessene Zeit der eigenen Ausbildung und schuf so einige Compositionen, die dem trefflichen Schicht bekannt wurden und seine Theilnahme für den talentvollen Kunstjünger in so hohem Grade steigerten, daß er sich 1820 erbot, dem jungen Studenten Unterricht in der Composition zu ertheilen. R. drang nun ins Heiligthum der Kunst ein und entschloß sich bald, dem Studium der Theologie zu entsagen, und sich ganz und gar der Musik zu widmen. Der wackere Lehrer verließ ihn bei der Ausführung nicht. In Verbindung mit seinem Schwiegersohne, dem Director der Leipziger Feuerversicherungsanstalt, Weiße, und andern edlen Männern in Leipzig und Berlin, verschaffte er seinem Schüler eine dreijährige Unterstützung. R. verließ nun 1821 Leipzig, um in Wien seine Studien fortzusetzen. Dort componirte er seine erste Oper, das „Rockenweibchen“, welche indeß nicht zur Aufführung kam, da der Text die Censur nicht passirte, sowie eine Ouvertüre zum „Käthchen von Heilbronn“; auch einige Claviercompositionen (op. 9, 10 und 11) gab er dort heraus.

Vor seiner Abreise nach München im Mai 1822 ließ er sich noch mit vielem Beifall im Hofoperntheater in einem eigenen Clavierconcerte und einer Baßarie von Händel hören. In München setzte er seine Studien in näherem freundlichen Umgange mit Winter fort und war außerordentlich thätig als Componist; er schrieb eine Concertouvertüre (d-dur), Ouvertüre, Entreacts und Chöre zur Tragödie „Nero“, dann Metastasio's für ihn umgearbeitete Oper „Didone abbandonata“, welche jedoch erst 1824 in Dresden namentlich auf Empfehlung Weber's gegeben wurde, da in München der Hoftheaterbrand die Aufführung verhinderte. Im Mai 1823 ging R. nach Berlin, nachdem er vorher noch seinem kranken Lehrer und Wohlthäter Schicht in Leipzig den letzten Dank gesagt hatte. In Berlin fand er freundliche Aufnahme im Hause des kunstsinnigen Fabrikanten Stobwasser, dessen älteste Tochter Marie er auch im J. 1828 als Gattin heimführte. Minister Altenstein, General Witzleben und Staatsrath Körner interessirten sich für ihn und durch sie erlangte er von dem König Friedrich Wilhelm III. die Mittel zu einer Bildungsreise nach Frankreich und Italien, mit dem Auftrage seitens des preußischen Ministeriums, genaue Einsicht in die musikalischen Lehranstalten dieser Länder zu nehmen. Im Juli 1824 ging R. durch Holland nach Paris, wo es ihm möglich ward, durch Verkauf einiger Compositionen an den Musikalienhändler Farrenc, seinen Aufenthalt zu verlängern. Erst Ende Februar 1825 reiste er über Turin, Genua, Mailand, Bologna, Florenz nach Rom, wo er während der Charwoche und dem Osterfeste blieb. Nach einem vierwöchentlichen Aufenthalt in Neapel kehrte er nach Rom zurück und lernte hier durch den preußischen Ministerresidenten Bunsen den Abbé Baini kennen, was ihn zu längerem Aufenthalte

in Rom bestimmte. Dort componirte er auch 100 Choräle für Bunsen und die Oper „Der Ahnenschatz" (Gedicht von Georg Döring), welche er jedoch wegen Aehnlichkeit des Buches mit dem des Freischützen unbeendet ließ; nur die Ouvertüre ist bekannt geworden. Ende October 1825 reiste R. nach Berlin zurück, wo ihm der Auftrag ward, den Plan zu einem großen Conservatorium für den preußischen Staat zu entwerfen. Derselbe erhielt den Beifall der zur Begutachtung niedergesetzten Commission, kam jedoch nicht zur Ausführung. (Vgl. die Musikzeitung Echo von 1851.) Neben Zelter, Klein und Bach ward er bei dem königlichen Institut für Kirchenmusik angestellt und gab außerdem fleißig Unterricht, wie er denn jede freie Zeit zum Componiren benutzte; bis zum Jahre 1826 waren schon 41 Werke von ihm im Druck erschienen. Im October 1826 erhielt er zugleich einen Ruf nach dem Haag, um dort ein Conservatorium zu gründen, und einen Antrag, in Dresden als königlicher Musikdirector an Marschner's Stelle zu treten. R. wählte den letzteren und kam im November 1826 nach Dresden, wo er sich bald als so brauchbar zeigte, daß ihn König Friedrich August der Gerechte 1827 zum Capellmeister und so zum amtlichen Nachfolger Weber's ernannte.

R. hatte als junger Mann und Anfänger einen schweren Stand neben seinem ältern, am Hofe und in den höhern Kreisen beliebten Collegen Francesco Morlacchi. Letztern begünstigte neben den feinsten und glattesten Umgangsformen Erfahrung in jeder Beziehung: daneben die entschiedene Vorliebe des Königs für die italienische Oper. R. brachte außer seinem bedeutenden Talente gründliche musikalische Bildung, besten Willen und jugendlichen Eifer mit, unterstützt durch einen Charakter voll echt deutscher Biederkeit, liebenswürdigen Humors, Milde und Nachsicht. Freilich trat er eine gewichtige Erbschaft an und oft mag diese Erkenntniß schwer auf seinem bescheidenen Gemüthe gelastet haben. Weber hatte in wenigen Jahren Capelle und Hoftheater, sowie den Geschmack des Publicums in Dresden auf einen vorher nicht geahnten hohen Standpunkt gebracht. R. erkannte mit richtigem Takt, daß ihm obliege, diese Errungenschaft im wahrhaft deutschen nationalen Sinne aufrecht zu erhalten und fortzuführen. Er erscheint hierbei einestheils als ausgezeichneter Dirigent und Reproducent der erhabenen Werke großer Meister, anderntheils als Schöpfer zahlreicher vortrefflicher Compositionen. Im Theater und Concertsaal führte er den Dirigentenstab mit Begeisterung, Kraft und Verständniß; unter ihm bemächtigte sich der Spielenden ein unbegrenztes Gefühl der Sicherheit und Ruhe. Im Einzelnen den Ausführenden volle Freiheit lassend, verstand er doch, in streng harmonischer Einheit das Ganze zusammen zu halten und von sich aus zu beleben. Als seine Mitarbeiter Morlacchi (1841) und der königliche Musikdirector J. Rastrelli (1842) gestorben waren, lastete sein Amt mit doppelter Schwere auf ihm. Da ward im Januar 1843 Richard Wagner, nachdem unter Reißiger's Leitung im November 1842 seine Oper „Rienzi" einstudirt und mit großem Beifall gegeben worden war, als königlicher Capellmeister angestellt. Selbstverständlich konnten beide in ihren Ansichten so verschiedene Künstler nicht ohne Reibungen neben einander verkehren, doch kam es nie zum offenen Bruch. Am schönsten bethätigte R. seine Unparteilichkeit, als er im J. 1852 Wagner's Tannhäuser auf das sorgfältigste wieder neu einstudirte und dirigirte. Hatte R. schon während der letzten Jahre von Wagner's Amtsführung Neigung gezeigt, sich einigermaßen von seiner Thätigkeit als Operndirigent zurückzuziehen, so trat diese Absicht nach der Anstellung des Capellmeisters C. Krebs (1850) noch entschiedener hervor. R. beschränkte sich in den letzten acht Jahren vorzüglich nur auf die Direction der Opern Gluck's, Mozart's, Weber's, Mehul's, Cherubini's, kurz der Meisterwerke der classischen Periode

und auf den Dienst der königlichen Capelle in der katholischen Hofkirche. R. war für Dresden der eifrige begeisterte Repräsentant jener Richtung, die ungeschmälert bestehen wird, so lange es eine Tonkunst gibt: er war der Vertreter des musikalischen Classicismus in der deutschen Musik.

Die Richtung, welcher er als Dirigent mit Vorliebe folgte, findet man auch wieder in seinen Compositionen. Sowie er Haydn und dessen Geistesverwandte verehrte und in diesen besonders das Gemüthliche, Herzliche bewunderte, so hört man in seinen Compositionen vorzugsweise denn auch das Gemüth, die Empfindung des Lyrikers sprechen. Deshalb ist es auch vorzugsweise das Lied, in welchem er das Ausgezeichnetste leistete. Durch seine Lieder ist er am bekanntesten, ja volksthümlich geworden. Man braucht nur an den „Zigeunerknaben im Norden" und „Vater Noah" zu erinnern. 76 Sammlungen Lieder, Balladen, Duetten, Liedertafelgesänge rc. sind von R. im Druck erschienen. Nächst dem Lied ist es die Kirchenmusik, welche ihm die reichsten Lorbeeren trug. Außer seinem großen Oratorium „David" schrieb er für die katholische Hofkirche zu Dresden nicht weniger als zwölf Messen, ein Requiem für den Todestag des Königs Anton, zwanzig Graduale, 6 Offertorien, sieben Psalmen, zwei Hymnen und zwei Miserere. Außerdem zwei Psalmen für die Singakademie zu Berlin (1826), einen Psalm von Klopstock für das Elbmusikfest in Halle (1830), eine Cantate von Wilmsen für den märkischen Gesangverein (1835), viele Motetten, Hymnen rc. für den gemischten und Männerchor.

Als Operncomponist hat R. nie Glück gehabt. So viel Schönes jede seiner dramatischen Schöpfungen enthält, konnten sie sich doch nicht auf dem Repertoire erhalten. In Reißiger's Natur lag es nicht, sich zu hohem dramatischen Schwunge zu erheben, der Lyriker war in ihm vorherrschend; auch erschwerte ihm in dieser Beziehung schlechte Wahl der Texte seine Bestrebungen. Am längsten noch hat sich sein Erstlingswerk erhalten, das Melodram „Yelva" (1828), welches freilich nur in sinniger Weise eine einfache Handlung begleitet. 1829 folgte „Libella", 1831 die „Felsenmühle", 1833 zur Vermählung des Königs Friedrich August das Festspiel „Der Erde reinstes Glück", 1835 „Turandot", 1843 „Adele de Foix", 1846 „Der Schiffbruch der Medusa", 1850 zur Vermählung der sächsischen Prinzessin Elisabeth ein Festspiel „Der Götter Wettstreit", 1851 die Musik zum zweiten Theile des Faust („Raub der Helena", zum Goethefeste), 1855 die Musik zu Schiller's 50jähriger Todesfeier im königlichen Hoftheater, 1853, 1857 und 1859 Festspiele zu den Vermählungen des Kronprinzen Albert, der Prinzessinnen Margarethe, Anna und des Prinzen Georg. Von den Ouverturen zu diesen Werken haben die zu „Yelva" und zur „Felsenmühle" europäischen Ruf erlangt. Von größeren Instrumentalwerken sind hier noch eine Jubelouverture (1828), eine Sinfonie (1837), eine Ouverture (op. 128) und eine Festouverture (1850) zu erwähnen. Außerdem schrieb R. noch eine große Anzahl Compositionen für Concert- und Kammermusik. Mehr oder minder ernst gearbeitet, haben diese Werke seinen Ruf weit über die Grenzen Deutschlands hinausgetragen und werden überall, wo Hausmusik getrieben wird, mit Vorliebe gespielt. Ein ziemlich genaues Verzeichniß seiner Compositionen bringt Ledebur im „Tonkünstler-Lexikon Berlins" (Berlin 1861, S. 445 flg.). Zu erwähnen ist noch, daß das kleine Musikstück, welches unter dem Namen „Weber's letzter Gedanke" durch unzählige Ausgaben und Bearbeitungen bekannt wurde, die Nr. 5 der Danses brillantes pour le Pianof. (op. 26) von R. ist. Näheres hierüber erzählt Jähns in seinem Buche: Karl Maria von Weber in seinen Werken (Leipzig 1871, S. 446). Fassen wir ein Gesammtbild Reißiger's als Dirigenten und Componisten auf, so erscheint er uns, wie schon gesagt, und wie ein früherer Biograph treffend sagt, als Repräsentant echt deutscher „Ge-

müthsmusik". Ohne eine Epoche zu bezeichnen, ohne einen hervorstechend eigenthümlichen Stil zu besitzen, ist er doch selbständig in vieler Beziehung zu nennen. Er ist einer der Componisten, welche eben schufen, weil sie schaffen mußten, nicht weil sie schaffen wollten. Unaufhaltsam drängte es ihn, die Gefühle der Freude und Trauer hinauszusingen in Gestalt inniger, fließender Melodieen. Wenn er hierbei sein großes Talent mitunter allzu leicht walten ließ, so lag dies in Eigenschaften seines Charakters. Mit so reichen Gaben ausgerüstet, lebte R. in Dresden im glücklichen Familienkreise, geachtet von seinen Fürsten (er diente vier Königen), denen er ein unwandelbar treuer Diener war, seinen Vorgesetzten, Collegen, Untergebenen und Kunstgenossen. Im August des Jahres 1858 ward er von einem Schlaganfalle getroffen, konnte sich jedoch nach eingetretener Besserung den ganzen Winter über wieder seinem Berufe widmen. Im Frühjahre 1859 begab er sich nach Karlsbad zu einer Cur, welche jedoch seine Körperkräfte ungewöhnlich angriff. Demohngeachtet erholte er sich so weit, daß er auf den Rath der Aerzte seit dem 17. August wieder den Dienst in der katholischen Hofkirche versehen konnte. Am 5. November noch dirigirte er die Litanei, als ihm am 7. Mittags ein plötzlich wiederholter Schlaganfall sanft und schmerzlos den Tod brachte. Von imponirender Persönlichkeit, leuchtete doch aus Reißiger's Auge Jedem das reichste Gemüth, wahre Humanität hervor. Man erkannte in ihm sofort den Schöpfer so vieler weicher und heiterer Melodien, so vieler frommer und sinniger Lieder. Ein unerschöpflicher liebenswürdiger Humor beseelte ihn, der ihn zum angenehmsten Gesellschafter machte; oft sang er mit schöner Baßstimme seine unübertrefflichen komischen Lieder im kleinen Kreise von Bekannten und Freunden.

Illustrirte Zeitung 1859, N. 857. Nekrolog von M. Fürstenau.

Fürstenau.

Reißmann: Johann Valentin R., Bischof von Würzburg, wurde am 12. Nov. 1807 zu Allersheim, einem unterfränkischen Marktflecken, von einfachen Landleuten geboren. Von drei Söhnen widmeten sich zwei dem geistlichen Stande und der junge Valentin wurde schon als Volksschüler durch Kaplan Benkert, später Domdekan von Würzburg, in den Anfangsgründen des Lateinischen unterrichtet. 1820 kam er zur weiteren Ausbildung nach Würzburg, wo er den gewöhnlichen Bildungsgang an den dortigen Lehranstalten durchlief und nach dessen Abschluß am 25. Nov. 1830 zum Priester geweiht wurde. Am 6. Aug. des folgenden Jahres promovirte er als Doctor der Theologie, seine Dissertation behandelte das canticum Habacuc. Nun wirkte er in der Seelsorge als Kaplan und Pfarrverweser an verschiedenen Orten und widmete sich nebenher, trotz angegriffener Gesundheit, fortwährend noch den Studien. 1834 wurde R. als Professor für biblische Exegese und orientalische Sprachen an die Universität Würzburg berufen. In dieser Stellung widmete er sich mit Liebe und Aufopferung der Ausbildung der akademischen Jugend; litterarisch thätig war er nicht, nur als Rector magnificus 1844—45 schrieb er ein Programm „De futura conversione populi Israel" (Römer 11). 1846 ernannte ihn sein früherer College für Dogmatik und seit 1840 Bischof von Würzburg, Georg Anton Stahl zum Domcapitular, nachdem er seinen eigenen Bruder Sebastian Reißmann zum Nachfolger in der Professur herangezogen hatte. R. war mehr eine bureaukratische und absolutistisch angelegte Natur und mußte daher in seiner neuen Stellung ein seiner Anlage mehr zusagendes Arbeitsfeld finden, als auf dem Lehrstuhl. Wirklich wurde er auch in Bälde die Seele der ganzen Diöcesanregierung, namentlich nachdem er 1854 zum Generalvicar ernannt worden. Auf Empfehlung des Bischofs wurde er 1861 von Pius IX. auch noch zum Dompropst befördert und als 1866 das Bisthum Eichstätt erledigt worden, trug ihm König

Ludwig II. den Hirtenstab des heiligen Willibald an; R. blieb aber als Stütze und Berather seinem bischöflichen Freunde zur Seite, bis er nach dessen Tod den Stab des heiligen Burkard übernehmen mußte, October 1870. Die Zeit, in der R. die Regierung des Bisthums antrat, war eine tief erregte. Vielfach hegte man die Erwartung, er werde als Vertreter der deutschen Wissenschaft, der erhofften Opposition gegen das Vaticanum sich anschließen; allein der Bischof unterwarf sich wie alle andern deutschen Bischöfe der Entscheidung des Concils und nur insofern wurde die gehegte Erwartung gerechtfertigt, als R. in dem entbrannten Kampfe äußerst schonend vorging, um die erregten Leidenschaften nicht noch mehr zu erhitzen, sondern thunlichst zu beschwichtigen und einen förmlichen Bruch möglichst zu verhüten. Dies mag wol dem Verdacht Raum gegeben haben, als ob der Bischof eigentlich Gegner des Vaticanums gewesen und nur einem Druck von oben gewichen sei. Wenn R. trotz seiner aller Schroffheit abholden Gesinnung sich schließlich doch noch in unliebsame Wirrnisse verwickelt sah, so war dies mehr äußeren treibenden Kräften, als den eigenen Wünschen des Bischofs zuzuschreiben. Unmittelbar vor den baierischen Landtagswahlen, Juli 1875 erließ R., wie die übrigen baierischen Bischöfe einen Wahlhirtenbrief, und als der Domcapitular Melchior Hohn trotzdem liberal wählte, suspendirte ihn der Bischof am 22. Juli von den Functionen eines bischöflichen Berathers. Die Regierung annullirte diese Strafsentenz und der Bischof selbst konnte sie noch kurz vor seinem Tode, am 15. Nov. 1875, infolge einer Erklärung Hohn's rückgängig machen. R. besaß keine kräftige Natur, noch 1874 war er von einer bedenklichen Krankheit genesen, da machte in der Frühe des 16. November 1875 ein Herzschlag seinem Leben unvermuthet rasch ein Ende.

Johannes Valentin, Bischof von Würzburg, von Fr. A. Rittler. Würzburg 1875. — Johannes Valentin von Reißmann, Bischof von Würzburg, von Fr. Ignaz Stahl. Würzburg 1873.

Knöpfler.

Reißner: Adam R., auch Reisner und Reusner genannt, bekannt als Dichter geistlicher Lieder und als Geschichtschreiber, wurde um das Jahr 1500 zu Mindelheim (Mündelheim) in der damals der Familie von Frundsberg gehörigen Herrschaft gleichen Namens (vgl. A. D. B. VIII, 155) geboren. Genauer läßt sich das Jahr seiner Geburt nicht angeben; namentlich aber ist die verbreitete Nachricht, er sei schon im J. 1471 geboren, sicher falsch, ebenso die manchmal hinzugefügte Behauptung, sein Geburtsort sei Frankfurt am Main. Zu den Frundsbergern scheint er von früh an, vielleicht schon durch seinen Vater, Beziehungen gehabt zu haben. Er erhielt eine gelehrte Erziehung, über welche uns das Nähere unbekannt ist; nur daß er bei Reuchlin (gestorben 1522) das Griechische und Hebräische gelernt hat, steht nach seinem eigenen Zeugnisse fest. Die erste völlig sichere Zeitangabe aus seinem Leben ist die, daß er im J. 1523, und zwar im August oder September, zu Wittenberg inscribirt ward zusammen mit Melchior von Frundsberg, dem zweiten, im J. 1507 (oder 1508?) geborenen Sohne Georg's; dieser hatte ihn mit seinem Sohne dorthin geschickt, wahrscheinlich um denselben zu beaufsichtigen und seine Studien zu leiten. Beide haben sich mehrere Jahre in Wittenberg aufgehalten; R. lernte Luther und die anderen Häupter der Reformation persönlich kennen und bekannte sich damals völlig zu Luther's Lehre. Wir finden ihn dann bei den Landsknechten, welche unter Georg v. Frundsberg im November 1526 nach Italien zogen, um für Karl V. gegen Clemens VII. zu kriegen. Er hatte in dem Heere gleich seinem Freunde Jacob Ziegler die Stelle eines Geheimschreibers, mußte aber wie alle Beamten, wenn es zum Kampfe kam, in den Reihen der Landsknechte mit fechten. Als

dann Georg von Frundsberg durch den bekannten Unfall verhindert ward, den Zug weiter mitzumachen (vgl. a. a. O., S. 158), zog R. doch mit dem Heere, bei welchem auch zwei Söhne Georg's, Kaspar und Melchior, waren, weiter; er war bei der Erstürmung Roms am 6. Mai 1527 zugegen und hat die Plünderung Roms mit erlebt, blieb dann noch längere Zeit in Rom und hat wahrscheinlich auch an dem Zuge nach Neapel im Frühjahr 1528 theil genommen. Nach Deutschland zurückgekehrt zog er sich vom öffentlichen Leben zurück und lebte mehr in der Stille gelehrten Studien; wenigstens ist nicht bekannt, daß er sich hernach wieder in irgend einer amtlichen Stellung befunden habe. Er lebte wol meistens in Mindelheim, doch zeitweilig auch an anderen Orten, wie z. B. in Straßburg; im J. 1563 finden wir ihn in Frankfurt a. M., wo er sich wol längere Zeit aufgehalten hat, um die Drucklegung seines „Jerusalem“ zu besorgen; seinen Lebensabend verbrachte er in Mindelheim. In Straßburg war er um 1530 bei dem schon genannten Jacob Ziegler; nach ziemlich allgemeiner Annahme lernte er hier auch Caspar Schwenkfeldt kennen, der sich von 1529 bis 1535 in Straßburg aufhielt. Jedenfalls kam R. um diese Zeit (vor 1537) mit Schwenkfeldt zusammen und fühlte sich mächtig von ihm angezogen; er trat in nähere Beziehung zu ihm und seinen Anhängern und ist hernach ein völliger Schwenkfeldtianer geworden, wie er selbst sagt; und so rechnet ihn auch Daniel Tossanus (vgl. unten) später unter die „Mitbekenner Schwenkfeldt's“. Manche Eigenthümlichkeiten in seinen Schriften erklären sich hieraus, wie u. A. seine mystische Richtung und seine Neigung zu allegorischen Deutungen. Ob die mehrfache Veränderung seines Wohnsitzes etwa auch hiermit zusammenhängt, muß dahingestellt bleiben. Unter seinen Schriften sind vor Allen zwei zu nennen, sein Jerusalem und seine Geschichte der Frundsberger. „Jerusalem, die alte Hauptstadt der Juden, wie sie vor der Zerstörung auf hohem Gebirg mitten in der Welt als das irdische Paradies ein Vorbild der ewigen Stadt Gottes war“, erschien zu Frankfurt a. M. 1563 in zwei Bänden Folio; der erste Band enthält eine Beschreibung der alten Stadt, der zweite eine Geschichte von Jerusalem. Eine „Form und Contrafactur“ des alten Jerusalems und des salomonischen Tempels hatte er schon im J. 1559 während des Reichstags zu Augsburg dem Kaiser Ferdinand überreicht; es ist nicht deutlich, ob das eine Zeichnung oder plastische Nachbildung war. Sein gedrucktes Werk beruht auf umfassenden und gründlichen topographischen und historischen Studien, aber die gewonnenen Resultate sind ihm vorzüglich wichtig, um an sie allerlei geistliche Nutzanwendungen und Hinweise auf die Vollendung des Reiches Gottes anzuknüpfen. Noch in demselben Jahre ließ Johannes Heydenus Eyflandrus Dunensis (Johann Heyden aus Daun in der Eifel), der sich einen Schüler Reißner's im Hebräischen nennt, eine lateinische Uebersetzung dieser beiden Theile (Frankfurt 1563 in Folio) drucken. R. fügte dem Werke im J. 1569 einen dritten Theil hinzu, der eine Auslegung einiger Psalmen enthält. Von den beiden ersten Theilen des Werkes erschien im J. 1574 eine zweite Auflage. Sein zweites Hauptwerk ist viel bekannter; es ist die „Historia Herrn Georgen und Herrn Caspar v. Frundsberg“, Frankfurt a. M. 1568 in Folio, in zweiter Auflage ebenda 1572 und in dritter 1599 erschienen, ein Werk, das bleibenden Werth hat. Namentlich sind diejenigen Theile, in welchen R. von ihm selbst Erlebtes erzählt, vor Allem die Beschreibung des Zuges gegen Rom und die Eroberung der Stadt durch die Landsknechte, anschaulich und lebendig und beweisen eine gute Darstellungsgabe. Für diesen Theil seiner Arbeit standen ihm auch Mittheilungen seines Freundes Ziegler, wie er selbst angibt (in der Vorrede zur zweiten Auflage), zu Gebote; auch andere Darstellungen, wie die Historien von Paul Jovius, hat er benutzt und mitunter zurechtgestellt. Minder bedeutende Werke

sind seine „Miracula, Wunderwerk Jesu Christi,“ Frankfurt a. M. 1565, und sein „Messias“, ebenda 1566. Eigenthümlich ist seine deutsche Uebersetzung der Psalmen (Frankfurt a. M. 1568, in zweiter abgeänderter Ausgabe ebenda 1683 herausgegeben). Besonders ist aber noch auf seine Dichtung geistlicher Lieder hinzuweisen. Sein bekanntestes und vielleicht ältestes Lied ist: „In dich hab ich gehoffet, Herr, hilf, daß ich nicht zu Schanden wer,“ zuerst, soweit bekannt, gedruckt Augsburg 1533 in „Form und Ordnung geistlicher Geseng und Psalmen“, hernach allgemein verbreitet; der Beginn der siebenten Strophe „Glori, Lob, Ehr und Herrlichkeit“ enthält in seinem ersten Worte einen Lieblingsausdruck der Schwenkfeldtianer. Eine Anzahl seiner Lieder erschienen auf Einzeldrucken und in seinen schon genannten Werken, andere sind handschriftlich vorhanden. In letzterer Hinsicht kommen besonders zwei Manuscripte in Betracht, von denen das eine sich zu Ansbach in Privatbesitz (die Sudermann'sche Handschrift von 1596), das andere sich auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel (die Reißner'sche Handschrift von 1596) befindet; sie enthalten namentlich eine dichterische Uebersetzung des Enchiridion von Prudentius unter dem Titel „tägliches Gesangbuch“ von Adam R., aber auch andere Lieder von ihm und anderen. Wackernagel hat in seinem großen Werke aus allen diesen Quellen eine Auswahl von 25 Liedern Reißner's abdrucken lassen. Wann R. gestorben, wissen wir nicht. Am 31. Januar 1572 unterschrieb er zu Mindelheim die Vorrede zur zweiten Ausgabe seiner Frundsberge; viel länger wird er nicht gelebt haben.

Wetzel, Hymnopoeographia, 2. Theil, S. 328 f. — Jöcher III, Spalte 2000 f. — Rotermund zum Jöcher VI, Sp. 1753. — Schelhorn, Ergötzlichkeiten, 3. Band, S. 814 bis 832. — Mohnike, hymnologische Forschungen, 2. Theil, Stralsund 1832, S. 263. — A. F. H. Schneider, Zur Litteratur der Schwenkfeldtischen Liederdichter, Berlin 1857, S. 6 ff. — Förstemann, Album, S. 119b. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Auflage, Band 2, S. 156 ff. — Daniel Tossanus, Gründlicher nothwendiger Beweis u. s. f., Heidelberg 1575, S. 33. — Leopold Ranke, zur Kritik neuerer Geschichtschreiber. Eine Beilage zu desselben romanischen und germanischen Geschichten. Leipzig und Berlin 1824, S. 145 ff. — Goedeke, Grundriß, 2. Aufl., II, S. 187, No. 52. — Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied, I, S. 476, 590, 594, 779 f., III, S. 133 ff. — Die verkehrten Angaben über Reißner's Geburts- und Todesjahr (1471 und 1563) hat schon der alte Schamelius in seiner kurzgefaßten Historia der Hymnopoeorum S. 63, die er dem 1. Theile seines Liedercommentarius, Leipzig 1724, hinzufügte, bestritten; der zur Feststellung des Geburtsjahres verwandte Ausdruck „im 59. Jahre“ bezieht sich ohne Frage auf das laufende Jahr des Jahrhunderts (1559), nicht auf Reißner's Lebensalter, und mit dem Augburger Reichstage kann nur der von 1559, nicht der von 1530, auch nicht der von 1555 gemeint sein. Auch daß R. 1496 geboren sei, wie Schneider a. a. O. nachzuweisen glaubt, ist nicht sicher; daß die Federzeichnung von ihm, die sich in einem Exemplar seiner Psalmenübersetzung eingebunden befindet, auch im J. 1568 verfertigt sei, geht wenigstens aus Schneider's Angaben über sie nicht hervor.

Bertheau.

Reißner: Ernst R., geboren in Riga am 24. Sept. 1824, erhielt zuerst in der Asmuß'schen Lehranstalt, dann im Gouv.-Gymnasium seine Vorbildung und bezog im J. 1845 die Universität zu Dorpat, um Medicin zu studiren. Schon als Student zeichnete er sich durch Fleiß und Begabung aus, sodaß ihm für eine eingelieferte Preisarbeit die goldene Medaille ertheilt werden konnte. Im J. 1851 wurde R. nach Vertheidigung seiner Inauguralabhandlung (de auris internae formatione) zum Dr. med. promovirt und bald darauf als Prosector an der ana-

tomischen Anstalt, deren Chef damals B. Reichert war, angestellt. Zwei Jahre später habilitirte er sich und wurde zum außerordentlichen Professor ernannt. Als Reichert 1855 Dorpat verließ, um einem Rufe nach Breslau Folge zu leisten, wurde R. sein Nachfolger auf dem Lehrstuhl der Anatomie in Dorpat. Wegen zunehmender Kränklichkeit, welche der Ausübung des Lehramtes hinderlich war, mußte R. schon 1875 seinen Abschied und seine Pensionirung sich erbitten. Er begab sich nach Kurland, um in ländlicher Stille Erholung zu suchen, aber sein Geist umnachtete sich bald, er starb am 16. September 1878. R. war ein ausgezeichneter, nüchterner und klarer Forscher, aber schweigsam, wortkarg und verschlossen. Häufige Krankheiten und viel häusliches Ungemach ließen ihn keine rechte Lebensruhe finden. Als Lehrer der Anatomie vermochte er seine Zuhörer nicht zu fesseln, doch regte er vielfach einzelne zu Specialuntersuchungen an. Seine anatomischen Arbeiten sind nicht zahlreich, aber doch so werthvoll, daß sie ihm einen ehrenvollen Platz in der Wissenschaft sichern. Von ganz hervorragender Bedeutung ist die Dissertation, in welcher zum ersten Male eine richtige Darstellung des häutigen Ohrlabyrinthes, insonderheit des häutigen Schneckenkanals gegeben wird. Die hier niedergelegten Resultate waren die Veranlassung, daß eine Wand der häutigen Schnecke den Namen Membrana Reissneri erhalten hat. Ebenso werthvoll sind seine Arbeiten über den Bau und die Entwicklung der Haare; die Abhandlung erschien zuerst lateinisch als Habilitationsschrift („Nonnulla de hominis mammaliumque pilis," 1853), dann deutsch („Beitrag zur Kenntniß der Haare des Menschen und der Säugethiere," Breslau 1854). Besonderes Verdienst hat sich R. um die Untersuchung des Rückenmarkes und Gehirns erworben. Nachdem er selbst das Rückenmark der Neunaugen untersucht und beschrieben (Reichert's Archiv 1860), veranlaßte er, daß einige seiner Schüler die Arbeit fortsetzten; so bearbeitete Bochmann das Rückenmark der Maus, Traugott und Grimm das Rückenmark des Frosches und der Viper, Stieda das centrale Nervensystem des Hechtes. R. selbst machte dann den Versuch, den Bau des Gehirns und Rückenmarkes des Frosches in ausführlicher Weise zu schildern (Dorpat 1864 mit 12 Tafeln), aber wiederholte Krankheit hinderte ihn, das Werk in geplanter Weise durchzuführen. Viele andere Arbeiten sind unvollendet geblieben. L. Stieda.

Reißwitz: Freiherren v. R., Vater und Sohn, zwei Männer deren Name mit der Geschichte des Kriegsspiels eng verbunden ist. Wenn sie auch nicht die ursprünglichen Erfinder desselben waren — denn lange und mehrfach war bereits vor ihnen der Gedanke erwogen und in Ausführung gebracht worden, die Bewegungen von Truppen und die von diesen dem Feinde gegenüber zu ergreifenden Maßregeln mittelst vereinbarter beweglicher Zeichen von Holz im Zimmer zur Darstellung zu bringen und die Richtigkeit der von der einen und der anderen Seite getroffenen Anordnungen zu prüfen —, so sind sie es doch gewesen, welche das Spiel beim preußischen Heere, von wo es seinen Weg in die ganze Welt genommen hat, eingeführt, und demselben diejenige Gestalt gegeben haben, in welcher es, wenn auch mannigfach vervollkommnet und erweitert, noch gegenwärtig gespielt wird. R. der Vater, ein geistvoller und unterrichteter, auch militärisch gebildeter Mann, zu Anfang des 19. Jahrhunderts Kriegs- und Domänenrath zu Breslau, gab die erste Anregung. Im Verein mit einigen Offizieren, welche der Idee Beifall schenkten, bemühte er sich, nach Art des Schach, ein Spiel herzustellen, welches Anleitung zur Truppenführung geben und zugleich unterhalten könnte. R. der Sohn, Georg Heinrich Rudolf Johann, 1794 geboren, 1810 bei der Artillerie zu Neiße in den Dienst getreten, 1813, wo er an der Belagerung von Glogau theil nahm und das Eiserne Kreuz erwarb, zum Officier befördert, seit 1819 als Premierlieutenant

der Gardeartillerie und Mitglied der Artillerieprüfungscommission in Berlin in Garnison stehend, hatte früh mit Begeisterung den Gedanken seines Vaters erfaßt und war eifrig bemüht, denselben nach allen Seiten zu fördern. Kriegsspiel und Musik — er war ein vorzüglicher Geigenspieler — füllten seine Mußestunden aus. Er verbesserte den zum Spiele gehörigen Apparat namentlich durch Einführung eines geeigneten Maaßstabes (1 : 8000 statt des bis dahin gebrauchten 1 : 2373, wobei die Meile 12 rheinische Zoll lang war) und verschaffte sich durch viele Uebung große Gewandtheit in der Leitung des Spiels. Im J. 1824 erhielt Prinz Wilhelm Sohn (später Kaiser Wilhelm I.) Kunde von Letzterem, machte den General von Müffling und seinen Vater mit demselben bekannt und veranlaßte sie, daß das Kriegsspiel den Officieren empfohlen und daß die Anschaffung von Apparaten in der Armee angeordnet wurde. In demselben Jahre veröffentlichte Lieutenant v. R. eine „Anleitung zur Darstellung militärischer Manöver mit dem Apparate des Kriegsspiels.“ Großfürst Nikolaus (bald nachher Kaiser Nikolaus I.) lud ihn nach Rußland ein; in St. Petersburg machte er die Mitglieder der kaiserlichen Familie und eine Anzahl von Officieren mit seiner und seines Vaters Erfindung bekannt. Da wurde er 1826 von der Garde zur Linie versetzt und mußte als Hauptmann der 3. Artilleribrigade seine Garnison Berlin mit Torgau vertauschen. Er erblickte in dem Verfahren, welches allerdings zum Theil deshalb angeordnet war, weil man R. als älteren Officier für mancherlei Ausschreitungen jüngerer Kameraden verantwortlich machte, eine ungerechte Zurücksetzung, welche er glaubte nicht ertragen zu können, und erschoß sich während eines Urlaubes zu Breslau am 1. Sept. 1827. Der Vater starb erst 1829.

Militär-Wochenblatt, Berlin 1874, Nr. 56. B. Poten.

Reitemeier: Johann Friedrich R., Rechtsgelehrter, ein Mann von ausgezeichneten Anlagen und bester Schulung, dessen umfassende Thätigkeit und Gedankenoriginalität durch eigene Verschuldung in Charakter und Lebensführung fast fruchtlos bleiben sollte, so daß sein Name heute schon fast verschollen, seine persönliche Geschichte in theilweise nicht mehr aufklärbares Dunkel verfallen ist, wurde geboren zu Göttingen 1755, erhielt dortselbst seine gelehrte Vorbildung und studirte sodann an der dortigen Universität zunächst Philologie unter Heyne, von dessen tiefwirkendem Einflusse auf ihn alle seine Werke zeugen, wie er denn auch selbst diesem seinen Lehrer seine Dankbarkeit auch noch in spätesten Schriften auszusprechen liebt. Er hat demgemäß als Philologe nicht Unerhebliches geleistet; so ist seine Ausgabe des Zosimus, griechisch und lateinisch, noch jetzt in Fachkreisen geschätzt und seine Geschichte des Bergbaues bei den Alten eine für ihr Gebiet grundlegende Studie. Als er nun von der Philologie zum Studium der Jurisprudenz überging, nahm er als dauernden Gewinn mit hinüber eine gründliche Kenntniß und Auffassung des Alterthums, welche ihm den Blick nicht bloß für die Entwicklung des Römischen Rechts, sondern überhaupt für historische Processe so erschloß, daß er daraus für die Gruppirung und Würdigung der rechtsgeschichtlichen Ereignisse auch der mittleren und neuen Zeit reichen Gewinn ziehen sollte. Lediglich schon durch diesen Standpunkt erschien er den Rechtsgelehrten seiner Zeit sachlich ebenso überlegen, wie äußerlich durch den wohlgepflegten und philologisch durchgebildeten Stil der Darstellung; wie sich dies sofort erwies, als er unmittelbar nach Erlangung des Doctorhutes (1783) seine ersten kleineren juristischen Arbeiten veröffentlichte. Wohl selten hat ein Erstlingsproduct so allgemeine Beachtung und schmeichelhafte Anerkennung seitens der öffentlichen Kritik gefunden, wie solche besonders seinem „Conspectus iuris Romani“, 1784, entgegengebracht worden sind; den großen Erwartungen, welche man bei dieser Gelegenheit in ihn zu setzen allgemein erklärt hatte, entsprach er bereits im

folgenden Jahre 1785 mit seiner „Encyclopädie und Geschichte der Rechte in Deutschland“, demjenigen seiner Werke, welches zu einer bleibenden litterarhistorischen Wirksamkeit gelangt ist dadurch, daß es zum ersten Male die synchronistische Methode nicht nur für die äußere, sondern auch für die innere Rechtsgeschichte anwendete, ein Verfahren, welches sogleich nicht bloß von Tafinger (1780) u. A., sondern vor allen auch von Hugo (1790) unter ausdrücklicher Hervorhebung der Vorgängerschaft Reitemeier's adoptirt wurde. Jedoch gibt diese in die bibliographischen Uebersichten unserer Rechtsgeschichten tralaticisch übergegangene Notiz nur einen geringen Begriff von dem betreffenden Buche, wie denn ja auch die bloß äußerlich synchronistische Eintheilung ein „Fortschritt“ von sehr zweifelhaftem Werthe wäre; der wahre Werth der Reitemeier'schen Arbeit liegt vielmehr in der innerlichen Auffassung des Umstandes, daß die Fort- und Durchbildung des Rechts Hand in Hand geht mit der politischen und Culturgeschichte, einer lebendig organischen Auffassung, welche in dem Synchronismus und seiner Periodisirung nur ihren nächstliegenden Ausdruck gefunden hat. Die Energie und der historische Scharfblick, mit welchen R. in den geschichtlichen Abschnitten der Encyclopädie für die ganze durchmessene Zeit von der Gründung Roms bis auf seine Tage den Zusammenhang herstellt zwischen dem Rechtsleben einerseits, und dem ökonomischen, politischen, culturellen Staatsleben andererseits, berechtigen ihn dazu, einen hervorragenden Platz als Vorläufer und Gesinnungsgenosse der historischen Rechtsschule in Anspruch zu nehmen; fast möchte man meinen, es hätte nur noch einer theoretischen Formulirung der praktisch, wennschon vielleicht noch rudimentär hier befolgten Methode bedurft, um unsern R. sogar statt Hugo's oder Savigny's zum Begründer einer neuen Epoche in der Rechtswissenschaft zu machen; auch hat es nicht an Zeitgenossen gefehlt, welche ihm, in ausgesprochener Gegnerschaft gegen Hugo, einen solchen Ruhm zusprechen wollten (s. „Ein letztes Wort über Göttingen“, a. a. O.); allein wirklich so weit zu gelangen haben ihm zwei Hindernisse verwehrt. Zunächst die Unterwürfigkeit, in welcher er noch zu den Anschauungen des Naturrechts steht, so daß er das Hauptgewicht legt auf die philosophirenden Abschnitte der Encyclopädie und vor allem auf die dort von ihm vorgetragene Unterscheidung zwischen „natürlichem“ und „allgemeinem positiven Recht“, durch welche er sich bemüht, seine geschichtlichen Ueberzeugungen mit den Traditionen des Naturrechts in Einklang zu setzen, indem er sondern will zwischen solchen Rechtssätzen, welche überall gleichmäßig durch die Natur des Rechts gelten und solchen, welche sich überall nach Gesittung, Culturzustand u. dgl. m. verschieden zu gestalten haben und in Bezug auf welche letztere er daher für jede Stufe je ein „positives allgemeines Recht“ construiren möchte. Läßt sich nun auch nicht leugnen, daß einer solchen Unterscheidung eine entwicklungsfähige Idee zu Grunde liegt, wie denn vielleicht die rechtsphilosophische Reaction unsrer Tage gegen die lediglich geschichtliche Auffassung auf etwas derartiges hin gravitiren dürfte; so tritt doch hier noch Alles dermaßen in der Form und Denkschablone des ausgeprägtesten Naturrechts auf, daß schon deshalb eine neue Schule, welche stets einen kräftigen, bewußten Gegensatz zu und Bruch mit dem Alten voraussetzt, daran anschließend sich nicht entwickeln konnte. Der zweite Grund, in Folge dessen R. an die Spitze der Bewegung zu treten nicht in der Lage war, ist die hier uns schon andeutungsweise, in den späteren Schriften immer mehr entgegentretende Eilfertigkeit, Hast, Unstätigkeit und Unfertigkeit des Mannes, welche in Verbindung mit unglücklichem Charakterhange zur Aufregung und wohl auch der Wirkung Anfangs zu reichlich genossener Lobeserhebungen ihn veranlassen, erst gestellte Aufgaben als gelöst zu betrachten, sich mit dem Reichthum der Gedanken über Armuth und Lücken des Stoffes hinwegzutäuschen, lieber in allgemeinen Zügen der geschichtlichen Entwicklung sich zu nähern, als sie in ihren Einzelheiten zu studiren und zu erfassen; so daß

gerade diejenige Anregung, durch welche die historische Schule vor allem segensreich gewirkt hat, die Anregung zum liebevollen Eingehen auf die Einzelheiten der Rechtsgeschichte, hier keinerlei Anhalt finden konnte; in dieser Beziehung steht Hugo weit über R., wennschon bei Letzterem die Begabung wol die mächtigere, weitfassendere gewesen sein mag. Trotz ihrer Schwächen, vielleicht wegen ihrer mit der herrschenden Richtung transigirenden Schwächen machte die Encyclopädie einen gewaltigen Eindruck; die nächste Folge war, daß ihr Verfasser, welcher 1783—1785 als Privatdocent in Göttingen gewirkt hatte, einen Ruf als ordentlicher Professor nach Frankfurt a. d. O. erhielt; die durch seinen Abgang in Göttingen entstandene Lücke ist dann dort durch Berufung eben Hugo's ausgefüllt worden. In Frankfurt, wo er sich zunächst ohne schriftstellerische Thätigkeit seinem Amte und dem Studium widmete, auch 1790 zum königl. preußischen Legationsrathe ernannt wurde, erhielt Reitemeier's reicher und beweglicher Geist dadurch neue Anregung, daß er dem Leben und Organismus des preuß. Staates nahetrat, und da muß es als deutliches Zeichen seiner überlegenen geschichtlichen Begabung und seines Scharfblickes gelten, wenn ihm sofort der Sinn aufging für die Bedeutung und die große Zukunft dieses Staatswesens, welches er doch in seiner traurigsten Verfassung, der unmittelbar der Katastrophe von 1806 vorangehenden Epoche der Zersetzung und Auflösung, kennen lernte. So widmete er sich zunächst Untersuchungen über die politische Geschichte Preußens und ließ die Ergebnisse derselben in einer zweibändigen „Geschichte der preußischen Staaten vor und nach ihrer Vereinigung zu einer Monarchie", 1801—1805 ans Licht treten, eine rein historische Arbeit, welche trotz ihrer Unvollständigkeit und „eigenthümlichen Anlage" von späteren Bearbeitern desselben Stoffes (z. B. Helwing) ehrende Anerkennung gefunden hat, besonders in Bezug auf die hier zum ersten Male versuchte Würdigung der Culturmission Preußens in den slavisch-deutschen Gegenden des Nordostens. — Gleichzeitig aber wendete er sich der preußischen Gesetzgebung zu und ward von der Vortrefflichkeit derselben, wie sie besonders im Allgemeinen Preußischen Landrecht vorlag, so durchdrungen, daß er die Idee faßte, auf dieselbe ein allgemeines Gesetzbuch für ganz Deutschland zu gründen. Einen ausführlich motivirten Vorschlag dieser Art machte er in einer eigenen Schrift „Ueber die Redaction eines deutschen Gesetzbuches" 1800, in welcher er sich weiter über Verfahren, Quellen, Eintheilung, volksmäßigen Ton u. dgl. m. verbreitet, wie sie ein Privater anzuwenden hätte bei dem Versuche, aus den vorhandenen Materialien ein für ganz Deutschland subsidiär anwendbares Gesetzbuch herzustellen; ein kleines Beispiel ließ er sogleich nebenhergehen in seiner Darstellung der Abschoßgerechtigkeiten in Preußen und Deutschland; weiter aber schritt er unerschrocken zur eigentlichen Ausführung seines Programmes vor und 1801, 1802 erschienen die drei ersten Bände eines „Allgemeinen Deutschen Gesetzbuches", welche, einem eigenthümlichen neu erdachten System folgend, große Partien des öffentlichen Rechts, zumeist Civil- und Criminalproceß, enthalten; die betreffenden Titel und Paragraphen sind zum geringeren Theile den Formeln des Naturrechts oder der allgemeinen deutschen Praxis, zum weit größeren Theile, besonders in allen positivrechtlicheren Bestimmungen, den preußischen Gesetzen, vielfach wörtlich, entnommen. So nahe war R. der Idee des preußischen Uebergewichts in Deutschland getreten; dennoch muß es uns überraschen und ihn uns fast als eine Art Seher erscheinen lassen, wenn wir schließlich finden, daß er in einer 1814 veröffentlichten, „Eine Betrachtung über Schutzvereine" betitelten Studie über Deutschlands politische Vergangenheit und Zukunft geradezu einem preußischen Kaiserthum (allerdings nur über Norddeutschland) das Wort redet; ein Festhalten an dem einmal für richtig Erkannten, welches ihm um so höher angerechnet werden muß, als er inzwischen den preußischen Dienst in bitterem

Unfrieden verlassen hatte. Die Veranlassung dazu hat man wol in einer Streitigkeit zu vermuthen, in welche er sich verwickelt hatte, dem ersten Gliede einer langen Reihe von üblen Händeln, in welchen wir ihn nun immer häufiger treffen, und welche, regelmäßig mit collegialen oder ähnlichen Reibereien beginnend, bei der leidenschaftlichen Art des Mannes sich ebenso regelmäßig zu bedenklichen Injurienprocessen steigern. Wie über die meisten derselben, so auch über diesen ersten ist es außerordentlich schwer nur irgend welche Klarheit zu gewinnen, da die Acten, hier z. B. die des Berliner Kammergerichts, schon cassirt oder, z. B. die später in Betracht kommenden dänischen, mir unzugänglich sind, so daß man auf kurze Berichte der Zeitgenossen oder eigene wildparteiische Darstellungen angewiesen ist. Die Frankfurter Angelegenheit scheint ihren Anlaß darin gehabt zu haben, daß R. gegen eine an der dortigen Universität entdeckte geheime Verbindung schroffer als seine Collegen die Strenge des Gesetzes anzuwenden beabsichtigte; als diese ihm deshalb die Acten entzogen, erfolgte Beschwerde seinerseits beim Minister, welche abschlägig beschieden wurde; in einer Revisionsschrift ließ er sich sodann zu schweren, wennschon in eine bedingte Form gekleideten, Beleidigungen gegen den Justizminister v. Massow und andere höchste Staatsbeamte fortreißen; in dem deshalb gegen ihn anhängig gemachten Injurienproceß erging verurtheilendes kammergerichtliches Erkenntniß am 25. November 1808 und eine Beschwerde gegen dasselbe wurde am 23. September 1809 abgewiesen; die Execution aber mußte im Wege der Arrestanlage an sein in Preußen zurückgelassenes Vermögen eingeleitet werden, da er bereits 1805 einen an ihn aus Kiel gelangten Ruf angenommen und sich unverzüglich dorthin begeben hatte, wo er nunmehr als königlich dänischer Professor und, ein Jahr später, auch Etatsrath verweilte. In Folge seiner eben um jene Zeit entstandenen zahlreichen Schriften, welche außer den bedeutenden schon aufgeführten theils culturhistorischer, theils rechtsphilosophischer Natur sind, erfreute er sich damals einer solchen Werthschätzung, daß ihm selbst die durch Vermittlung der dänischen Behörden erfolgten Zustellungen wegen des in Preußen schwebenden Verfahrens nicht zu schaden vermochten; auf die akademische Jugend muß er eine starke Anziehung ausgeübt haben, wenigstens will A. W. Cramer (s. A. D. B. IV, 546) nach eigener bescheidener Angabe mit ihm nur dadurch „haben Schritt halten können", daß R. „nicht las, um Zeit zu gewinnen, den Ruf der Universität durch Schriften zu glorificiren", wie er denn auch aus diesem Grunde 1807 officiell vom Halten von Vorlesungen entbunden wurde. Trotzdem kam es auch hier wieder zu Händeln zwischen ihm und seinen Collegen; und der Injurienproceß vor dem holsteinischen Obergericht, zu welchem diese führten, endete mit seiner Verurtheilung zu einer Brüche (Geldstrafe) von 100 Thalern; dieselbe wurde allerdings durch (bei den Kielern Facultätsacten befindliches) königl. Schreiben vom 23. Januar 1811 ihm im Gnadenwege erlassen, er aber gleichzeitig durch dasselbe seiner Professur, wennschon allergnädigst und unter Gewährung des vollen Gehalts als Pension, entlassen. In gelehrter Muße, hauptsächlich mit Abfassung staatsrechtlicher Brochüren, wie der schon erwähnten über die europäischen Schutzbündnisse und ähnlicher beschäftigt, lebte er nun in Kopenhagen, bis er dort abermals und dieses Mal in unangenehmster Weise mit dem Injurienrichter in Conflict gerieth. Eine ihn persönlich gar nicht berührende Angelegenheit war es jetzt, welche die Veranlassung bot, nämlich die Proceßsache eines Landsassen Kühl wider die gräflich Ranzauische Fideicommißadministration; indem R. sich des, wenn seinen Schriften irgend welcher Glauben zu schenken ist, wirklich übel gefahrenen Kühl lebhaft annahm, ließ er sich in einer für Letzteren abgefaßten Proceßschrift Beleidigungen der schleswig-holsteinisch-lauenburgischen Kanzlei zu Schulden kommen, wegen deren er vom höchsten Gericht

in die infamirende Dreimarksbrüche verurtheilt und als Etatsrath cassirt wurde; und als ihn nun gar die Leidenschaft fortriß, auch gegen dieses höchste Gericht seiner scharfen Feder freiesten Lauf zu lassen, ward er von einer zur Untersuchung dieses Verbrechens allerhöchst ernannten Commission 1822 zu fünfjähriger Karrenstrafe verurtheilt. — Gegen dieses Urtheil legte er die Appellation ein, auf welche ein aus außerordentlichen Assessoren bestehendes höchstes Gericht ernannt wurde, um diese Sache in letzter Instanz zu entscheiden; über den weiteren Verlauf derselben ist es mir nicht gelungen, irgend etwas Bestimmtes zu erkunden; überhaupt ist Reitemeier's Leben von diesem Augenblicke an und besonders für die nächsten Jahre zu verfolgen mir trotz aller Bemühungen unmöglich gewesen; sicher ist nur, daß aus dieser Epoche eine Reihe von Pamphleten herrühren, in welchen er, während seine eigentlich wissenschaftliche Thätigkeit seit ungefähr 1818 vollständig versagt, sich immer ungebundener über alle Staatsbehörden äußert, an welche er diese, meist ohne Angabe von Drucker und Verleger erschienenen Schriftchen in Form von Protesten u. dgl. adressirt. Dieselben machen in ihrer bunten Mischung von Allgemeinem und Persönlichem, von Reformvorschlägen und Schmähungen, von berechtigtem Tadel über die Heimlichkeit des schriftlichen Strafverfahrens und unberechtigten Invectiven gegen die handhabenden Behörden einen um so traurigeren Eindruck, als sie mit alter Kunst geschrieben sind und gelegentlich selbst aus ihnen der alte Geist uns entgegenleuchtet; in derartigen Machwerken, hoffnungslosen Reclamationen, Anpreisungen haltloser Reformen, um Andere vor dem Schicksale zu retten, welches er für ein ihm ungerechter Maßen bereitetes hielt, erschöpft sich jetzt die Thätigkeit desjenigen, der sich einst als berufenen Gesetzgeber ganz Deutschlands angesehen hatte; wenigstens aber besitzt er immer noch genügende Energie, um selbst während der schweren dänischen Processe sich, gelegentlich der preußischen Justizrevision, mittels einer Immediateingabe um Wiederaufnahme der alten Frankfurter Angelegenheit zu bemühen, und als ihm eine solche natürlich, durch Justiz-Ministerialrescript de dato Berlin, 26. Juni 1826, abgeschlagen wurde, sich abermals 1827 in einer längeren Druckschrift an den preußischen Justizminister Dankelmann deshalb zu wenden. Aus dem folgenden Jahre 1828 erfahren wir wenigstens wieder etwas über seine persönliche Existenz, daß er nämlich nach Kiel zurückkehrte, und weiter erhalten wir die Nachricht, daß er unterm 27. August 1829 wegen frevelhafter Schmähungen wider die Justizverwaltung und die höchsten Behörden und Beamten in Dänemark zu dreijähriger Festungshaft nebst Kostenerstattung verurtheilt wurde, ohne nähere Angabe über Veranlassung oder erkennendes Gericht, so daß die Annahme nahe liegt, es sei dies die endliche Entscheidung der Kühl'schen Sache mit einer immerhin gegen das erstinstanzliche Urtheil wesentlich gemilderten Strafe. Wie dem auch sei, ob das Erkenntniß von 1829 nun in der alten oder in irgend welcher neuen uns weiter gar nicht bekannten Verfolgung gegen R. ergangen ist, jedenfalls wußte er sich der Vollstreckung durch die Flucht zu entziehen, auf welcher er sich, wahrscheinlich unmittelbar, nach Hamburg begab, wo wir ihn wenigstens in den dreißiger Jahren antreffen, ohne daß über sein Leben dort etwas Weiteres bekannt wäre, als daß er von Kiel hinter ihm her erlassenen Monitorien, welche ihn unter Androhung schwerer in sein dort zurückgebliebenes Vermögen vollstreckbarer Geldstrafen zur Rückkehr behufs Strafantritt auffordern, Folge eben nicht zu leisten vorzog. So wird er wol seine letzten Jahre wenigstens ruhig und still in Hamburg verlebt haben; auch litterarisch verlautet von da ab nichts mehr von ihm; schließlich scheint doch selbst seine Willenskraft im Kampfe um sein vermeintliches Recht durch die Furcht, auch sein letztes Asyl zu verlieren, oder durch die Verzweiflung an jeglichem Erfolge, oder auch einfach durch das hohe

Alter gebrochen worden zu sein; ein 84jähriger Greis ist er nach Ausweis der Hamburger Kirchenregister in der Michaelispfarre (Neumannstr. 1) am 28. Aug. 1839 verstorben, vergessen und längst überholt in der wissenschaftlichen Entwicklung, als deren Vorläufer er einst geglänzt hatt.

Pütter, Göttinger Gelehrten-Geschichte II, 104. — Saalfeld, Fortsetzung zu Pütter, S. 223, Nr. 8. — Weidlich, Geschichte der jetzt lebenden Rechtsgelehrten 4, 170 (1785). — Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrgang 1839, 2. Theil, S. 841 f. — Kritische Jahrbücher für Deutsche Rechtswissenschaft, von Richter und Schneider, Jahrgang 1840, Miscellen, 3 Todesfälle. — Lübker und Schröder, Lexikon der Schleswig-Holstein-Lauenburg'schen und Eutin'schen Schriftsteller bis 1829, Nr. 943. — Schröder, Nachträge zu dem Vorigen, Nr. 943. — Alberti, Lexikon der Schleswig-Holstein'schen rc. Schriftsteller von 1829 bis Mitte 1866, Nr. 1743. — Poggendorff, Biographisch-Litterarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften II, 601. — Letztes Wort über Göttingen und seine Lehrer (anonym, von dem Kieler Privatdocenten Makensen) S. 28 f. — Hugo, Lehrbuch der Geschichte des Römischen Rechts seit Justinian, dritter Versuch (1830) S. 581 f. — A. W. Cramer, Hauschronik, S. 73. — Ernst Helwing, Geschichte des brandenburgischen Staates bis zum Anfange des dreißigjährigen Krieges I, Vorrede S. XIII. — Zimmern, Geschichte des Römischen Privatrechts I, 2. — Staatsbürgerliches Magazin, mit besonderer Rücksicht auf die Herzogthümer Schleswig-Holstein und Lauenburg, herausgegeben von F. C. Carstens und und Dr. N. Falck, Bd. 2 (1823), erstes Heft, Chronik, S. 237. — Ratjen, Geschichte der Universität Kiel, S. XVIII u. 164. — Außerdem gefällige schriftliche Mittheilungen: aus Berlin von Herrn Geheimrath Stölzel (Kammergerichtsacten); aus Kiel von den Herren Oberlandsgerichtspräsidenten Florschütz (Holstein'sche Acten), Professor Schloßmann (Facultätsacten) und Dr. Alberti (Universitätsbibliothek); aus Hamburg von Herrn Dr. R. Kayser (Kirchenregister).

Ernst Landsberg.

Reiter: Bartholomäus R. (Reuter, Reitter, Reyter), Maler und Radirer, geboren circa 1570, kam zu München im J. 1583 in die Lehre und zwar zu dem Maler H. Ostendorfer jun., 1589 wurde er von A. Hennenberger freigesprochen, da Ostendorfer vor Beendigung der Lehrzeit gestorben war. Lipowsky läßt ihn 1599 sein Meisterstück machen, es ist dies jedoch ein Versehen für 1589. Als Schüler von ihm werden genannt Johann Oberhofer von München, Sixt Hettich von Wetterhausen, Georg Schäfler von Pullach und Nik. Haymann. R. starb 1622 zu München. R. war Radirer und Maler. Andresen, Deutscher Peintre-Graveur, Bd. IV, 299 f., beschreibt 20 geätzte Blätter, die ziemlich roh sind. Zwei Blatt darunter sind nach dem jüngeren J. Palma copirt, andern liegen Vorbilder von dem Stadt- und Zeitgenossen Reiter's Georg Pecham, dem er überhaupt eng verwandt ist, zu Grunde. Doch hat R. auch nach eigenen Erfindungen radirt. Von Bildern erwähnt Nagler, Monogr. I, Nr. 2054, nur eines „sehr werthvollen" neun Fuß hohen Gemäldes mit dem heil. Veit in der Kapelle zu Kapel bei Unterammergau; es trägt das Monogramm B R und die Jahreszahl 1618. Ohne Zweifel sind andere Bilder noch unbekannt.

W. Schmidt.

Reiter: Matthäus R., katholischer Erbauungs-Schriftsteller, geboren zu Salzburg am 27. October 1750, studirte daselbst, wurde zum Priester geweiht am 10. Juni 1775, war Katechet bei den Ursulinen daselbst, Curat zu St. Andrä, wurde Pfarrer zu Ainring 1796, 30. December. Nach Abtretung des Salz-

burger Diöcesanantheils an Baiern blieb er in Ainring, welches von nun an zur Erzdiöcese München-Freising gehörte. R. war durch und durch ein Schulmann und that auch im Vereine mit dem Schuldirector Mich. Vierthaler fürs Schulwesen außerordentlich viel. Außerdem stand er in brieflichem Verkehre mit Diepenbrock, Bischof Sailer, Freindaller, Heß in Zürich, Buchsellner, Jakobi, insbesondere aber war er mit dem Exbenedictiner und Professor der Pastoral in Salzburg, Aegidius Jais aufs engste befreundet. R. war von makellosem Charakter, begabt mit seltenem Humor, voll Herzensgüte und Opferwilligkeit, welche er besonders in den Tagen großer Bedrängnisse durch die französischen Invasionen 1800 und 1805 an den Tag legte. Für seine Verdienste um Staat und Kirche wurde er zum königl. geistlichen und erzbischöflichen geistlichen Rathe ernannt; er starb am 28. Mai 1828 auf seiner Pfarre Ainring. Seine zahlreichen Schriften sind: 1) „Katholisches Gebetbuch zur Beförderung des wahren Christenthums", Salzburg 1785; die 2. Aufl. 1789 erregte großes Aufsehen, 3. verbesserte Aufl. 1790; 12. Aufl. 1804. Die 17. verbesserte Aufl. 1830. Dies ist sein Hauptwerk, wodurch er auf Erwachsene zu wirken suchte. 2) „Andachtsübungen für gute katholische Christen, besonders bei der heiligen Messe", Salzburg 1792; 4. Aufl. 1808; 5. Aufl. 1815, auch ins Französische übersetzt als: „Livre de devotion", Salzburg 1803. 3) „Meßandacht für die erwachsene Jugend und für Dienende mit untermischter Schreibschrift", 1808; die 4. Aufl. 1819 erschien unter dem Titel: „Meßandachten zum täglichen Gebrauche". 4) „Nachtrag biographischer und schriftstellerischer Notizen zu P. Aegid. Jais' Geist und Leben", Salzburg 1828; der 4. Band von P. Jais' Predigten wurde nach dessen Tode von R. herausgegeben. 5) „Gelegenheitsreden für das Landvolk bei verschiedenen Feierlichkeiten und öffentlichen Angelegenheiten", 12 Sammlungen, die letzte erschien 1817. 6) Besonders beliebt und sehr oft aufgelegt wurde die Schrift: „Schutzgeist der Jugend" Landshut 1817, 2. Aufl., Salzburg 1820, neu bearbeitet von J. Schmid, 2. Ausgabe, Rorschach 1850, wurde noch 1884 in Regensburg neu aufgelegt. 7) „Kreuzweg-Andacht nach den gewöhnlichen Stationen mit Gesängen", Salzburg 1818. — Außerdem veröffentlichte R. noch eine ganze Menge kleiner Schriften, wie: „Gebet um Gottes Segen über die Feldfrüchte"; „Erklärung des Rosenkranzes"; „Bruderschaftsandachtbücher zu Ehren der unbefleckten Empfängnis Mariens, des heil. Sebastian, des heil. Johann v. Nepomuck, Denkzeichen für Mitglieder der Erzbruderschaft Maria vom Troste des Mariani'schen Skapuliers, Wallfahrtsangedenken" u. dgl. Lange nach seinem Tode erschienen noch aus seinem Nachlasse: „Predigten auf alle Sonntage des Kirchenjahres", 2 Bde., Salzburg 1856; im ersten Bande ist sein Bildniß; es sollten noch Festtags-, Gelegenheits-, Christenlehr-, biblische und Religionsgeschichtspredigten folgen, allein es erschien außer dem angezeigten Bande nichts mehr. —

Vgl. Meusel, das gelehrte Teutschland oder Lexikon der jetzt lebenden deutschen Schriftsteller, Bd. VI, 5. Ausgabe, S. 302 und 12. Nachtrag im Bd. III der Ausgabe 1811. — Felder und Waitzenegger, Bd. II, 143 bis 145. — Neuer Nekrolog der Deutschen VIII, 603. — Jak. Dirnböck, Ehrentempel der kathol. Geistlichkeit, Wien 1845, S. 153. — v. Wurzbach, Biogr. Lexikon, Bd. XXV, 260. — Eigene Notizen.

Otto Schmid.

Reiter: Michael R., Arzt, ist als Sohn eines Krämers in Günthering, einem kleinen Dorf bei Mühldorf in Baiern, am 25. November 1802 geboren. Seine Jugendzeit gestaltete sich infolge des damals jene Gegenden verheerenden Krieges und des frühen Todes seines Vaters (an Typhus, welcher ebenso wie die Pocken, epidemisch nach dem Kriege auftrat) zu keiner erfreulichen. R.

besuchte von 1813—21 das Gymnasium in Salzburg, studirte anfangs dem Wunsche seiner Mutter gemäß Theologie an der Universität zu Landshut, ging aber bald zur Heilkunde über, promovirte am 29. August 1825 mit der Inaugural-Abhandlung: „Chemische Untersuchung des Trinkwassers im Landshuter Krankenhause“ und absolvirte im Jahre 1827 mit der Note „eminens“ den Staatsconcurs. Dann trat er auf kurze Zeit als Unterarzt in die Armee ein und erhielt 1828 ein Reisestipendium, das ihm einen Aufenthalt in Wien, Berlin, Paris und London bis 1830 ermöglichte. Nach seiner Rückkehr in die Heimath erhielt er eine Anstellung als functionirender Gerichtsarzt in Fürstenfeldbruck, wurde beim Ausbruch der Choleraepidemie von 1831 zum Studium derselben von der bairischen Regierung nach Oesterreich gesandt, publicirte als das Resultat seiner fleißigen und verdienstvollen, in Wien, Mähren und Ungarn angestellten Beobachtungen zu Passau im März 1832 die besonders wegen der darin enthaltenen reichen Berücksichtigung der objectiven und namentlich pathologisch-anatomischen Befunde sehr interessante Schrift: „Beobachtungen über die orientalische Cholera“, wurde nach seiner Rückkehr gleichfalls wieder im Auftrage der Regierung nach der nordöstlichen Grenze Baierns zum Studium beziehungsweise zur Bekämpfung einer in jenen Gegenden gerade heftig grassirenden Typhusepidemie gesandt, in welcher Eigenschaft es ihm gelang, ebenso wie später bei einer Frieselepidemie in Iffeldorf in Oberbayern, sich von allen Seiten, sowohl des kranken Publicums wie der Behörden, mit denen er in Beziehungen trat, das größte Vertrauen zu erwerben. Von Mitte 1833 fungirte darauf R. bis October 1834 als Gerichtsarzt am Landgericht München und begann hier schon seine später in größerem Maßstabe fortgesetzten so wichtig und verdienstvoll gewordenen Versuche betreffend die Impfung, deren Resultate bei den Staatsbehörden und den Impfärzten solche Anerkennung fanden, daß R., der mittlerweile als Gerichtsarzt nach Miesbach versetzt worden war, 1835 zum königl. Central-Impfarzt in München ernannt wurde. In dieser Stellung erwarb er sich das Verdienst, das früher sehr vernachlässigte Impfwesen in Baiern mit sehr großer Mühe den gesetzlichen Anordnungen gemäß zu regeln und zu verbessern. Es gelang R. auch, eine im Jahre 1851 unter dem Publicum begonnene Agitation gegen die Kuhpockenimpfung durch Belehrung in öffentlichen Blättern, durch sein sachgemäßes Verhalten, besonders durch seine ängstliche Scrupulosität und Gewissenhaftigkeit bei der Vornahme der Impfungen, die in seiner 40jährigen Impfpraxis niemals ein Unglück zur Folge hatten, zu unterdrücken. 1845 erhielt er für seine infolge eines von der Pariser Akademie der Wissenschaften 1842 ergangenen Preisausschreibens eingelieferte Arbeit über fünf wichtige Fragen aus dem Gebiete der Vaccination zwar nicht den Preis selbst, aber doch eine ehrenvolle Anerkennung. Die betreffende Arbeit ließ R. 1846 als „Beiträge zur richtigen Beurtheilung und erfolgreichen Impfung der Kuhpocken“ im eigenen Verlag erscheinen. 1872 erhielt er für eine Abhandlung über das Impfwesen den Preis von der Petersburger Akademie. Nachdem R. volle 40 Jahre als Central-Impfarzt fungirt hatte, legte er, da er sich mit verschiedenen Bestimmungen des 1874 emanirten neuen Deutschen Reichs-Impfgesetzes nicht befreunden konnte, sein Amt nieder, trat mit dem Titel eines königl. Hofraths in den wohlverdienten Ruhestand und starb am 23. December 1876. — Reiter's Verdienste auf dem Gebiete des Impfwesens sind mannigfach. Von ihm rührt die Erfindung des sogen. „Regenerirens des Impfstoffes“ her, d. i. die Möglichkeit der Beschaffung von gutem wirksamen, originären Impfstoff durch Ueberimpfung auf das Euter milchender Kühe. Der Nutzen dieser Erfindung bewährte sich besonders während der Pockenepidemien in den siebenziger

Jahren dieses Jahrhunderts. R. wußte in kaum glaublicher Menge den nöthigen Impfstoff herbeizuschaffen. Eigenhändig impfte er, obwohl 70 Jahre alt, keine Strapazen scheuend und unentgeltlich die sämmtlichen großen Depôts der kriegsgefangenen Franzosen mit solchem Erfolge, daß bald nach den Impfungen die Blattern aufhörten, sich weiter zu verbreiten. R. sind auch mehrere Verbesserungen zu verdanken gewesen, welche die königl. bairische Staatsregierung in verschiedenen Verordnungen einführte. — R. war zweimal verheirathet, das erste Mal 1837; doch starb ihm Frau und Kind ein Jahr später und er vermochte sich nur durch eingehendes Studium der Naturwissenschaften, besonders der Ichthyologie, vor tiefer Melancholie zu retten. 1848 heirathete er zum zweiten Male. In seinen letzten Lebensjahren hatte R. viel von der Gicht zu leiden.

Vergl. Biographisches Lexikon hervorragender Aerzte, herausgegeben von A. Hirsch. Bd. IV, S. 701.

Pagel.

Reithard: Joh. Jakob R., schweizerischer Dichter, Schulmann und Publicist, geboren 1805, † am 9. October 1857. — R. ward zu Küsnach am Zürichersee, als Sohn begabter Eltern geboren, welche, obschon in bescheidensten Verhältnissen lebend, ihren Kindern eine gute Erziehung zutheil werden ließen. Frühe regte sich in dem Knaben der dichterische Trieb, gepflegt und gefördert von einer gleichgestimmten, phantasiereichen Mutter. Einen köstlichen Einblick in seine Jugendgeschichte gewährt er uns in der Erzählung: „Meine erste Schweizerreise“ im „Familienbuche“, die mit ihrem schalkhaften Humor und in ihrer Anschaulichkeit die Begabung Reithard's zum Jugendschriftsteller documentirt. Schon im Jahre 1822 hatte R., damals kaum 17jährig, auf den Wunsch seines Vaters, die Ermunterung bewundernder Freunde, und wol auch aus eigenem Drang „Knospen“ im Druck herausgegeben, und obwohl dieselben manches Unreife enthalten, zeigen sie doch schon geistiges Leben, Phantasie und Reimgewandtheit. Bedeutender waren die 1842 erschienenen Gedichte, unter welchen „Rudolf v. Habsburg“; „Rudolf v. Erlach“ und „Die beiden Gemsjäger“ hervorzuheben sind. In Erzählung, Sage, Märchen und Legende leistet er hier das Beste, was nicht ausschließt, daß ihm nicht auch Gedichte contemplativer Art gelungen seien: feiner, sinniger, und wohlklingender als es in „Der Traum“ geschehen, läßt sich kaum ein glücklicher Gedanke in Worte bringen. Auf diese Gedichte folgte dann eine Reihe litterarischer Versuche, die er in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichte, welche aber nicht alle als prima-Gut zu bezeichnen sind. „Die Jesuiten in Freiburg“, deren Herausgabe er später selber aufs lebhafteste bedauerte, sind z. B. entschieden zu verwerfen. Glücklicher ist, was R. in eigenen Zeitschriften publicirte. Es erschienen von ihm: ein „Jugendalmanach für 1843“; ein „Schweizerisches Familienbuch“; eine „Helvetia“ und zwei Jahrgänge der beliebten „Alpenrosen“.

R. hatte zur Zeit, als er diese Arbeiten erscheinen ließ, ein bewegtes Leben hinter sich. Ursprünglich zum Geistlichen bestimmt, mußte er diesen Beruf wegen einer Krankheit, die bleibende Folgen für ihn zu haben drohte, aufgeben. Dann soll er zu einem Graveur in die Lehre gethan, dieses Verhältniß aber infolge eines Gedichtes des Schülers, worin er gestand, keine Fähigkeit zu diesem Fache zu haben, gelöst worden sein. Seine Lernzeit beendete er mit einem Aufenthalt in der Pestalozzi'schen Anstalt zu Iferten, wo er sich unter der Leitung Niederer's zum Lehrer heranbildete. Als ein lebhafter, aber noch nicht abgeklärter, geistig geweckter, aber noch nicht in sich gefestigter Jüngling trat R. nun ins Leben hinaus — erst als Hauslehrer in Chur, dann in Wädensweil und endlich in Glarus. Unterdessen brach die große politische

Bewegung der dreißiger Jahre aus. Der junge, ungestüme Lehrer warf sich mit ganzer Seele in das unruhige Treiben hinein, ja er wurde einer der feurigsten Litteraten und Journalisten der Partei. An einer tiefgehenden juristischen und historischen Bildung gebrach es ihm, aber er meinte es gut und seine pathetisch-populäre Schreibart gefiel; seine gewandte Feder verschaffte ihm überall Ansehen und Einfluß, und so erhielt er bald einen Ruf als Lehrer der deutschen Sprache und Litteratur nach Bern. Als ihm diese Stelle nur allzubald entleidet wurde, siedelte er nach Burgdorf hinüber, um die Redaction des „Volksfreundes“ zu übernehmen. Jetzt ging eine allmähliche Wandlung in seinen Ueberzeugungen vor. Die Uebergriffe der extrem-radicalen Partei, die Tendenz, an die Stelle der Familienaristokratie eine Aristokratie des Beamtenthums und der Parteigenossenschaft zu setzen, die Abneigung gegen den persönlichen Charakter vieler der tonangebenden Männer, wol auch etwa das Gefühl persönlich erlittener Kränkung — das Alles entfremdete Reithard, der ein Demokrat im edleren Sinne war, seinen früheren Gesinnungsgenossen, und er war daher froh, als ihn ein Ruf der Regierung von Glarus, die ihm das Amt eines Schulinspectors des Cantons übertrug, aus dieser unangenehmen Lage befreite. In Glarus redigirte er auch den „Alpenboten“. Hier ging Alles gut, so lange sein Freund und Gönner Landammann Schindler an der Spitze der Regierung stand; als aber dieser auf seine Staatsämter verzichtete und den Canton verließ, war auch Reithard's Stellung unhaltbar geworden und schied er für immer aus dem pädagogischen Wirkungskreise. Wie sehr er übrigens im Glarnerlande heimisch gewesen, das bezeugen eine Reihe seiner schönsten Gedichte, wie auch seine in einfacher Prosa gegebenen Sagen, in welchen er die Natur des Landes gelungen schildert und dessen Ueberlieferungen getreu erzählt.

Den letzten und größern Theil seines Lebens brachte R. in bescheidenen Verhältnissen in Zürich zu, von wo aus er viele Beiträge in in- und ausländische Zeitungen lieferte. Nebenher entstanden auch mancherlei litterarische Erzeugnisse; so, zu Anfang des Jahres 1845, die „Radicale Jesuitenpredigt“ — eine wuchtige Satyre auf die leidenschaftliche, sich oft über Gesetz und Verfassung hinwegsetzende Befehdung der Urschweiz durch die Freischaarencantone und ihre Lenker — und, als im gleichen Jahre der Zug der Freischärler nach Luzern ein klägliches Ende genommen, die etwas tönende, aber ergreifende Schilderung: „Auf dem Emmenfelde“. 1847 erschien von ihm die „Wunderbarlich vaterländische Prophezeihung auf das Jahr der Ungnade 1847“, die Chronik dieses Jahres in altväterischen witzgesättigten Reimen abwickelnd, rechts und links treffend. Auf das Jubelfest von Zürichs Eintritt in den Schweizerbund verfaßte er „Den Tag zu Zürich“, eine Novelle im alten Chronikstil, in der er erzählt, wie es bei der Eidesleistung in Zürich Anno 1351 zugegangen, wobei es an feinen und deutlichen Anspielungen auf Personen und Zustände der Gegenwart, wie sie dem damaligen, selbst in die Parteiwirren hineingerissenen Beobachter erschienen, nicht fehlt. 1851 veröffentlichte er „Die Todesnacht auf dem Wallensee“, den Untergang des Dampfers „Delphin“ schildernd, — ein hochpoetisches Nachtstück von inniger Zartheit und wirksamer Kraft, stimmungsreich, tief fromm. 1853 endlich kam sein Hauptwerk heraus: die poetische Sammlung der „Geschichten und Sagen aus der Schweiz“. Es ist eine Arbeit, die aus der reinsten Liebe zum Vaterlande, einem für die Natur derselben begeisterten Sinn, einem in den Sitten und Bräuchen des Volkes heimischen Gemüthe hervorgegangen ist. Sie ist zugleich das Erzeugniß großer dichterischer Begabung und eines formenreichen und formgewandten Sprachtalents. R. ist ein Meister in der dichterischen Er-

zählung und darf als solcher der nationalste der modernen schweizerischen Dichter genannt werden. Wenn er desungeachtet so wenig bekannt und noch weniger anerkannt ist, so mag der Hauptgrund in seiner politischen Parteistellung liegen, in dem Umstande, daß er, als seine reichsten Producte an die Oeffentlichkeit traten, nicht mehr auf dem Boden der herrschenden Richtung stand, und ihm so alle jene Zeitungen und Zeitschriften versagten, die man zur Verfügung haben muß, wenn man sich heutzutage einen Namen machen will; er wurde förmlich todtgeschwiegen. Auch hatte er continuirliches Mißgeschick mit seinen Verlegern, was jedoch hier nicht näher erörtert werden kann.

Vgl. Zürcher Taschenbuch auf das J. 1882, S. 158—209. — J. J. R., von L. Pestalozzi, und den Nekrolog im „Neuen Tageblatt a. der östl. Schweiz", Nr. 263 u. 264, 1857 (von A. Baumgartner).

R. P.

Reither: Konrad R., Bischof von Speier, wurde geboren am 26. April 1814 zu Göcklingen im Bisthum Speier. Den Anfangsunterricht in der lateinischen Sprache erhielt er von seinem Ortspfarrer, kam dann an die Studienanstalt zu Speier, wo er die gewöhnliche Studienlaufbahn durchschritt. Da er sich für den geistlichen Stand entschlossen, besuchte er nach Absolvirung des Gymnasiums zum Zweck des Studiums der Theologie die Universitäten Würzburg und München, wo er mit den Professoren Stahl und Möhler in nähere Berührung kam. Am 31. December 1838 wurde er in Speier zum Priester geweiht und dann als Kaplan nach Deidesheim gesandt. Gerade in diesem Jahre sah sich die bairische Regierung veranlaßt, um verschiedenen Unzukömmlichkeiten abzuhelfen, die confessionell gemischte Lehrerbildungsanstalt zu Kaiserslautern den Protestanten zu überweisen und für die Katholiken ein eigenes Lehrerseminar in Speier zu errichten. Dasselbe wurde am 4. November 1839 eröffnet und Kaplan R. war zum Präfecten und zweiten Lehrer der Anstalt ernannt worden. Als der erste Lehrer und Vorstand Pater Köstler 1845 einen Ruf an das Clericalseminar in Speier annahm, wurde R. am 15. November 1845 zum Inspector des Lehrerseminars ernannt. Als solchem unterstand ihm die gesammte Leitung und Aufsicht der Anstalt, außerdem hatte er als Lehrer Religion, Erziehungs- und allgemeine Unterrichtskunde zu geben. 25 Jahre lang wirkte er in dieser Stellung und hat das Seminar aus bescheidenen Anfängen zu einer wahren Musteranstalt ausgebildet. Ueber 800 Lehrer hat er herangebildet und sein Bestreben hiebei war, „ihnen Tüchtigkeit für ihren Beruf, christliche Grundsätze, geselligen Anstand und verlässigen männlichen Charakter mitzutheilen". Diese segensreiche Wirksamkeit fand auch staatliche und kirchliche Anerkennung, Bischof Weis verlieh ihm die Würde eines bischöflichen geistlichen Rathes, der König aber ernannte ihn zum Ritter des Ordens vom heil. Michael, außerdem wurde R. als Kreisscholarch in das oberste Provinzialcollegium für Schulangelegenheiten berufen. Als Ende 1869 Bischof Weis von Speier gestorben, ernannte König Ludwig II. am 29. April 1870 den Seminarinspector Konrad R. zu dessen Nachfolger, der dann am 28. September desselben Jahres im Dom zu Speier feierlich inthronisirt wurde. Schon vor seiner Consecration hatte sich R. der Erklärung angeschlossen, welche 15 deutsche Bischöfe bezüglich des vaticanischen Concils und seiner Decrete Ende August 1870 von Fulda aus erließen. Es war dies eigentlich die einzige bischöfliche Handlung von Bedeutung, die er verrichtete, er litt nämlich an einer tödtlichen Krankheit, die ihn nie zu einer bischöflichen Pontificalhandlung am Altare kommen ließ und schon am 4. April 1871 seinem Leben ein Ende machte.

Schematismus des Bisthums Speier 1873, S. 174. — Ph. Dhom, Leichenrede auf Bischof Konrad Reither. Speier 1871.

Knöpfler.

Reithmayr: Franz Xaver R., katholischer Exeget, geboren am 16. März 1809 zu Illkofen bei Regensburg, studierte das Gymnasium, die Philosophie, sowie die beiden ersten Jahrgänge der Theologie in Regensburg, besuchte dann die Universität München, wurde am 20. August 1832 Priester und bald darauf Religionslehrer an der Lateinschule zu Regensburg. Um in der Theologie sich noch mehr auszubilden, ging er nochmals an die Universität München, um welche Zeit er mit dem berühmten Möhler befreundet wurde. Am 17. August 1836 zum Doctor der Theologie promovirt, wurde er 1837 zum außerordentlichen Professor für biblische Fächer an der Universität München ernannt, übernahm 1839 an Stelle des abtretenden Windischmann die Lehrkanzel der neutestamentlichen Exegese, die er seit 1841 als Ordinarius bis zu seinem Tode versah. R. war ein gefeierter Universitätslehrer, einer der gründlichsten Exegeten; deshalb wurden ihm vielfache Auszeichnungen zu Theil: er erhielt das Ritterkreuz des St. Michaelordens I. Klasse, wurde Ehrenmitglied der Universität Prag, geheimer päpstlicher Kämmerer u. s. w. Im J. 1869 unterzeichnete R. das bekannte Gutachten der Münchener theologischen Facultät an die Staatsregierung, in welchem die Majorität der Facultät sich gegen die Definirung der Unfehlbarkeit des Papstes aussprach; als aber diese erfolgt war, unterwarf sich R. rückhaltslos dem Dogma. Der hochverdiente Gelehrte starb zu München am 26. Januar 1872, auch wegen seines offenen, edlen Charakters allseits sehr geachtet. Die erste Frucht der litterarischen Thätigkeit Reithmayr's war die Herausgabe des Nachlasses Möhler's zu einer Litterärgeschichte der Väter, wobei R. nicht nur den Nachlaß zu einem einheitlichen Ganzen verarbeitete, sondern selbst viel neues Material lieferte; so entstand das Werk: 1) „Möhler's Patrologie oder christliche Litterärgeschichte. Aus dessen hinterlassenen Handschriften mit Ergänzungen herausgegeben von Dr. F. R., I. Bd. Die ersten drei Jahrhunderte", Regensburg 1840. Obwol diese Schrift großen Beifall fand, so setzte R. dies Werk doch nicht mehr fort, sondern wendete die ganze Kraft seinem Hauptfache, nämlich der Exegese des neuen Bundes zu. Zunächst erschien 2) Der „Commentar zum Briefe an die Römer" 1845; 1847 folgte 3) die „Editio graeco-latina Novi Testamenti", eine Schulausgabe, meist nach Lachmann gearbeitet. Die vorzüglichsten Leistungen Reithmayr's sind aber 4) „Einleitung in die canonischen Bücher des neuen Bundes", Regensburg 1852 und 5) „Commentar zum Briefe an die Galater", München 1865; welch letzteres Werk einen bedeutenden Fortschritt in der exegetischen Methode im Vergleiche mit dem Commentare zum Römerbrief bekundet. Bemerkenswerth ist noch, daß R. 1868 die Oberleitung der in Kempten erscheinenden Bibliothek der Kirchenväter übernahm. Außerdem schrieb er gründliche Artikel in den Historisch-politischen Blättern gegen David Strauß (1842) und „Gedanken über das heil. Meßopfer" im „Katholik" (1842). Seine Vorleseschriften über Hermeneutik gab mit bedeutenden Ergänzungen versehen Dr. Thalhofer heraus unter dem Titel: „Dr. Fr. Reithmayr's Lehrbuch der Hermeneutik", Kempten 1874, worin auf S. VII—XLVII eine schöne, pietätvolle Skizze des Lebens Reithmayr's enthalten ist.

Vgl. auch K. Werner, Geschichte der katholischen Theologie, S. 530, 539 f. 561.

Otto Schmid.

Reithmeier: Wolfgang R., Uebersetzer populär-religiöser Schriften, geb. am 31. August 1810 zu Helfkam in Niederbaiern, zum Priester geweiht am 14. Juli 1841, verbrachte bald darauf vier Jahre an der Universität München zu seiner weiteren wissenschaftlichen Ausbildung, kehrte hierauf in die Diöcese Regensburg zurück; wegen dauernder Kränklichkeit wurde er für immer der Seel-

sorge enthoben und begab sich wieder nach München; im J. 1858 ging er als Kommorant-Priester nach Straubing, wo er am 9. Jan. 1863 starb. Er gab heraus: 1) „Des heil. Thomas von Aquin, Gebet des Herrn und der englische Gruß". Aus dem Latein. übersetzt. 8. 1842, Schaffhausen. 2) „Poujoulat, Geschichte von Jerusalem. Ein religiös-philosophisches Gemälde". Aus dem Französischen übersetzt und bearbeitet. gr. 12. 1844, Schaffh. 3) „Grosez, der Gesellschaft Jesu J. St. heiliges Tagebuch. Kurze Lebensbeschreibung der Heiligen". Nach dem Französischen bearbeitet, 3 Bdchn. 8. 1845, Schaffh. 4) „Leben des heil. Franz Xaver, Apostels von Indien und Japan." gr. 8. 1846, Schaffh. Neu bearbeitet von J. Firnstein. gr. 8. 1881. 5) „Erklärung der Episteln und Evangelien nach den heil. Kirchenvätern und andern guten katholischen Schriftauslegern", Bd. I in drei Lieferungen. gr. 8. 1847, Schaffh. 6) „Blumen der Heiligengeschichte der heil. Märtyrer, von mehreren französischen kathol. Geistlichen", herausgegeben von W. Reithmeier, 1. u. 2. Bdchn. 8. 1847, Schaffh. 7) „Robert Abbé, Lebensgeschichte des heil. Thomas Becket". Aus dem Französischen. gr. 8. 1847, Schaffh. 8) „Geschichte des heil. Cyprian, Bischofs und Märtyrers v. Carthago". gr. 8. 1848, Augsburg. 9) „Girault Abbé, Erklärung des apostolischen Glaubensbekenntnisses oder ausführliche Entwicklung der vorzüglichsten Wahrheiten". Aus dem Französischen, 2 Bdchn. 8. 1849, Schaffh. 10) „Erklärung der Episteln und Evangelien der heil. Fastenzeit nach den heil. Kirchenvätern und anderen guten katholischen Schriftauslegern". 8. 1851, Schaffh. 11) „Bautain, Conferenzen über Religion und Freiheit". Aus dem Französischen. 8. 1851, Schaffh. 12) „Abbé Raffray, Die Schönheiten des katholischen Kultus. Aus dem Französischen." 8. 1852, Schaffh. 13) „Berthold's, Bischofs von Chiemsee, Tewtsche Theologey, mit Anmerkungen, einem Wörterbuche und einer Biographie versehen" 1852, München. 14) „Flores Patrum latinorum et Hymni ecclesiastici. Ad optimarum editionum fidem recognovit et brevibus notis illustravit W. Reith.", 8. maj. 1853, Schaffhausen.

Otto Schmid.

Reithofer: Dionys Franz v. Paula R., Cistercienser, bairischer Historiograph, geboren von einfachen Bürgersleuten zu Landshut am 2. April 1767, † zu München am 7. August 1819, absolvirte die Gymnasial- und philosophischen Studien in seiner Vaterstadt und begann die Theologie in Freising, trat aber schon 1788 in die damalige freie Reichsabtei Kaisersheim (Kaisheim) Cistercienser Ordens in Schwaben, wo er am 25. November 1789 die feierliche Ordensprofeß ablegte. Am 9. October 1791 zum Priester geweiht, verwaltete er 1794 bis 1797 die Pfarrei im Kloster, dann in der Dauer eines Jahres jene im Dorfe Leitheim und kam im September 1798 als Missionsprediger in die evangelisch-lutherische Reichsstadt Eßlingen, in welcher sein Kloster ein Haus besaß. Nach der Säcularisation des Klosters im J. 1803 lebte R. bei seiner Familie in Landshut, von wo er um 1811 ob einiger Unannehmlichkeiten und Anfeindungen, die ihm seine „Kleine Chronik von Landshut" eingetragen hatte, nach München und von da 1813 in das Städtchen Wasserburg am Inn übersiedelte. Er starb an einer Magenverhärtung im allgemeinen Krankenhause zu München. R. war immer ein Freund des Studiums gewesen. Während seiner Seelsorgsjahre arbeitete er unverdrossen an der Erweiterung und Vertiefung seiner vielseitigen Kenntnisse besonders in der Theologie. Später beschäftigten ihn vornehmlich historische Studien, für welche er von Jugend auf große Vorliebe gehegt hatte und denen er sich während seiner unfreiwilligen Mußezeit ganz hingab. Als reife Frucht entsprangen denselben eine ansehnliche Reihe von Werken, die theils ungedruckt blieben, theils successive veröffentlicht

wurden. Für seine Verdienste um die Wissenschaft hatte ihn die Universität zu Freiburg i. Br. im J. 1815 mit dem Doctortitel der Theologie ausgezeichnet. Er hinterließ im Manuscript: „Geschichte der theologischen Wissenschaft unter den Katholiken"; „Statistisch-historische Bibliothek von Baiern", für welche ihn die Münchener Akademie mit einer goldenen Medaille und mit dem Versprechen der Drucklegung lohnte, die aber kaum effectuirt wurde; „Chronik der Stadt München von ihrer Entstehung bis auf unsere Zeiten"; „Geschichte der Bischöfe von Freising im 18. Jahrhunderte", die er nicht ganz vollendete; „Geschichte von Josephsburg in der Gemeinde Berg am Laim (seinem letzten kurzen Aufenthaltsort vor seinem Tode), der St. Michaels-Erzbruderschaftskirche, des ehemaligen Franciscaner-Hospitiums und der Schule". — Außerdem hatte er umfangreiche Materialien für die bairische Orts- und Gelehrtengeschichte gesammelt, aus welchen er bearbeitete und im Druck erscheinen ließ: „Die Kriegsereignisse in Landshut am 16. und 21. April 1809 als die ersten in diesem Kriegsjahre". Leipzig 1809; „Kurzgefaßte chronologische Geschichte der ehemaligen acht Klöster zu Landshut in Baiern". Landshut 1810; „Denkwürdige Geschichte der Stadt Landshut in Baiern im dreißigjährigen Kriege nach gedruckten und ungedruckten Quellen beschrieben". Ebendas. 1810; „Geschichte und Beschreibung der königl. bairischen Ludwig-Maximilians-Universität in Landshut". Ebendas. 1811; „Kleine Chronik der königl. bairischen Haupt- und Universitätsstadt Landshut". Ebendas. 1811; „Chronologische Geschichte der königl. bairischen Städte Landsberg und Weilheim, des Fleckens Ebersberg und des Klosters Ramsau". München 1815; „Kleine Chronik von Baiern unter Karl Theodor von 1777 bis 1799". Ebendas. 1816; „Chronologische Geschichte von Dachau in Baiern". Ebendas. 1816; „Geschichte des ehemaligen Augustinerklosters Schönthal in Baiern". Ebendas. 1816; „Biographie des Freiherrn Andreas v. Lilgenau ꝛc. Ein Beitrag zur bairischen Gelehrten- und Schulgeschichte, nebst Nachrichten von . . . merkwürdigen gebürtigen Erdingern". Ebendas. 1817; „Die letzten 31 Jahre von Kaisersheim". Ebendas. 1817; „Chronologische Geschichte der Stadt Aichach in Baiern". Ebendas. 1818; „Chronologische Geschichte des Marktes Haag in Baiern". Ebendas. 1818; „Die Klostergeistlichen Baierns als öffentliche Lehrer, gegen die HH. v. Westenrieder, Müller und Zschokke gerechtfertiget von Veit Arnpeck dem Jüngern". Ebendas. 1819. Auch für Zeit- und periodische Druckschriften lieferte R. manche bemerkenswerthe Aufsätze, so im Conspectus status ecclesiastici dioecesis Frisingensis für 1811, S. 269—279: Catologus literario-historicus, exhibens seriem scriptorum clericorum modo viventium Frisingensis dioecesis; im Landshuter Wochenblatte Nr. 30 ff. vom J. 1817: Merkwürdige gebürtige Landshuter u. a. m. Ueberdies verdankt ihm die Erbauungs- und katechetische Litteratur manche gern und viel gebrauchten Beiträge.

Felder-Waitzenegger, Gelehrten- und Schriftsteller-Lexikon der deutschen katholischen Geistlichkeit. Landshut 1817—1822, Bd. II, S. 145 u. Bd. III, S. 536. P. Ant. Weis.

Reittenberger: Kaspar Karl R., der Gründer von Marienbad, wurde am 29. December 1779 zu Neumarkt in Böhmen von achtbaren Bürgersleuten geboren und von diesen dem Prämonstratenserstifte Tepl anvertraut, daß er sich dem geistlichen Stande widme. Nachdem R. seine theologischen Studien in Prag beendet und 1804 die heiligen Weihen empfangen hatte, versah er im Stifte längere Zeit die Stelle eines Secretärs bei dem damaligen Abte Chrysostomus Pfrogner und lernte als solcher alle Einzelheiten der Stiftsverwaltung auf das gründlichste kennen. Als Pfrogner im J. 1812 starb, wurde R. 1813 mit Stimmenmehrheit zum Abte gewählt. In dieser Stellung richtete er sein erstes Augenmerk auf die in den Kriegswirren seiner Zeit herabgekommenen

Oekonomieverhältnisse des Stiftes; er ließ das Stiftsgebäude neu herstellen, neue Volksschulhäuser erbauen, die vorhandenen erweitern und erwies sich besonders in dem Hungerjahre 1817 der umwohnenden Bevölkerung als ein barmherziger Helfer. Dann richtete er seine Aufmerksamkeit auf die im Bereiche des Stiftseigenthums gelegenen Mineralquellen des heutigen Marienbades, die mitten in den damals fast noch unzugänglichen Sümpfen des Waldes unbenutzt lagen. Schon 1779 hatte der Stiftsarzt Dr. J. J. Nehr die Heilkraft jener Quellen erprobt, und ihm gebührt daher wol der Name eines Entdeckers des Marienbades, eigentlicher Gründer von Marienbad ist indessen unbestritten Abt R., der, als er zur Prälatur gelangte, seine ganze Thatkraft einsetzte, das Bad zu einer ergiebigen Einnahmequelle für das Stift zu gestalten. Nachdem er 1816 die Quellen nochmals hatte untersuchen lassen, ließ er 1817 die Promenade zwischen dem Kreuz- und Karolinenbrunnen anlegen; 1818 wurde Marienbad zum Range eines Kurortes erhoben, und schon für das nächste Jahr die Eröffnung der ersten Saison angekündigt; das Badehaus wurde mit großen Auslagen hergerichtet, die Umgebung in eine schöne Landschaft umgestaltet; auch wurde die Versendung des Kreuzbrunnens eingeleitet und Niederlagen davon in den Hauptstädten errichtet. Dann folgte die Umwandlung der inneren Einrichtung des Kurapparates nach dem Muster der bedeutendsten Kurorte Böhmens und Deutschlands, die Bestellung einer eigenen Badeinspection, die Erbauung eines Badehauses für Stahlbäder, 1820 die Errichtung eines Gasbades, dem sich bald Douche-, Dampf- und Moorbäder anschlossen, die Erbauung von Straßen, Brücken, Kanälen, Promenaden, Wasserleitungen, Brunnentempeln, eines Interimtheaters, eines Kursalons, einer Schule, einer Kapelle zur Abhaltung des Gottesdienstes, eines Kurspitals zur Aufnahme dürftiger Kranker ohne Rücksicht auf Religion und Nationalität, die Gründung einer Apotheke u. s. w., und dies alles geschah aus den Einkünften des Stiftes, jedoch in einer Weise, daß nirgends eine Verkürzung fühlbar ward, da niemand ein Opfer brachte, als nur der Abt R. allein, der sein Personaleinkommen diesem Zwecke widmete. So war binnen kurzer Zeit die frühere Armuth der ganzen Gegend, die bis dahin ohne Verkehr und Erwerb war, einem behäbigen Wohlstande gewichen, und die für den Kurort gemachten großen Auslagen lohnten sich bald in reichlicher Weise, da sich schon im J. 1824 ein Reinertrag von 30 000 Gulden herausstellte. Und der Lohn des Abtes für seine Opferwilligkeit? Hatte er im Anfange seiner Unternehmungen mit dem größten Unverstande seiner Umgebung zu kämpfen, so verwandelte sich derselbe nach ihrem Gelingen in häßlichen Neid. Alle diese Zerwürfnisse im Stifte wurden schließlich durch eine höchsten Orts befohlene Verschärfung der klösterlichen Disciplin noch gesteigert, so daß R. es für das Beste hielt, 1827 sein Amt niederzulegen. Er zog sich mit einer anständigen Jahresrente in das Stift Wilten nach Tirol zurück und ist dort am 21. März 1860 gestorben.

Nachruf an den Gründer von Marienbad Kaspar Karl Reittenberger ꝛc. Von Prof. Dr. Schneider. Marienbad 1868.

Brümmer.

Reitter: Johann Daniel R., Forstmann, geb. am 21. October 1759 zu Böblingen (Württemberg), † am 6. Februar 1811 zu Stuttgart an einem Schlagflusse. Er wurde von seinem Vater, welcher im Forstdienste angestellt war, gleichfalls zu diesem Berufe bestimmt und trat, nachdem er die Lateinschule seines Geburtsortes besucht hatte, auf Veranlassung des Herzogs Karl von Würtemberg, welcher bei einer Jagd auf ihn aufmerksam geworden war, 1772 in die Militärpflanzschule zu Solitude ein, aus welcher später die so berühmt gewordene hohe Karlsschule zu Stuttgart hervorging. Hier gab er sich — abgesehen von seinem Hauptfache — zumal den mathematischen und naturwissen-

schaftlichen Disciplinen mit solchem Interesse und Eifer hin, daß ihm bei den Jahresprüfungen wiederholt Prämien zu Theil wurden. Schon als Zögling dieser Anstalt schrieb er eine Abhandlung über die Erhaltung der Wildbahnen, welche aber nicht zum Abdruck gelangte. Im J. 1779 wurde er zum herzogl. Büchsenspanner ernannt, verblieb aber, dem Wunsche seines hohen Gönners entsprechend, noch ein Jahr auf der Akademie, um sein Wissen zu vervollkommnen. 1780 erhielt er den Charakter als „Hofjäger", und bereits 1782 wurde er zugleich mit dem forstlichen Unterricht der Leibjäger in Hohenheim betraut. In dieser Stellung wirkte er mit großer Pflichttreue und entschiedenem Erfolge bis 1793, in welchem Jahre das betreffende Institut, aus welchem viele tüchtige württembergische Forstmänner hervorgegangen sind, aufhörte. Durch wiederholte mit großem Geschick vollzogene vertrauliche Missionen an auswärtige Höfe und Reisen mit dem Herzog Karl nach Frankreich und den Niederlanden (1790 u. 1791) bot sich ihm Gelegenheit, seinen Gesichtskreis zu erweitern und seine praktischen Kenntnisse zu vermehren. In obige Lehrperiode fallen auch seine ersten schriftstellerischen Arbeiten, welche er theils in Moser's Forstarchiv (s. A. D. B. XXII, S. 385) veröffentlichte, theils in dem 1790 von ihm begründeten und in Verbindung mit einigen gleichgesinnten Freunden (s. später) herausgegebenen „Journal für das Forst- und Jagdwesen" niederlegte. Dieser Zeitschrift muß insofern eine gewisse Bedeutung beigelegt werden, als sie die erste war, welche von einem Berufsforstmann ausging. Die seitherigen forstlichen Journale (Allgemeines ökonomisches Forstmagazin, Neueres Forstmagazin, Forstarchiv) waren ausschließlich von sog. Forstcameralisten (J. Fr. Stahl, M. Jos. Franzmahdes, W. G. v. Moser) ins Leben gerufen worden. Dieselben berücksichtigten (besonders gilt dies von dem „Forstarchiv zur Erweiterung der Forst- und Jagdwissenschaft ꝛc.") bei dem Bildungsgange und der ganzen Richtung ihrer Herausgeber in erster Linie die Forst- und Jagdgesetzgebung, Forsthoheit, Forstdirection und Forstgeschichte. Die eigentliche praktische Forstwirthschaft fand in ihnen nur nebensächliche Vertretung, weil den Cameralisten die eigene Anschauung und Erfahrung auf diesem Felde abging. Im Gegensatze zu diesem Programm fanden in dem Reitter'schen Journal, an welchem sich tüchtige Mitarbeiter, wie Oettelt, W. Käpler, Zeitter, v. Jäger, Laurop u. A., betheiligten, speciell forstwirthschaftliche Fragen aus dem Gebiete der forstlichen Productionslehre (Waldbau, Forstschutz, Forstbenutzung) eingehende Bearbeitung, so daß in den fünf Bänden, welche bis 1799 erschienen, eine Menge trefflicher Beobachtungen und praktischer Erfahrungen über den forsttechnischen Betrieb niedergelegt sich finden. Die Gründung dieses Journals war eigentlich eine Frucht des 1787 ins Leben getretenen württembergischen Forstkränzchens, als dessen Stifter — außer R. — sein Schwager Georg Friedrich v. Jäger (s. A. D. B. XIII, 646), Johann Melchior Zeitter (s. A. D. B. XIII, 754) und Johannes Plessing genannt werden müssen. Daß in dieser Zeitschrift vorwiegend die forstlichen Verhältnisse Süddeutschlands berücksichtigt wurden, lag in der Stellung und den Wohnorten dieser Männer. 1794 trat er als Forstcommissär bei der Rentkammer in Stuttgart in den Verwaltungsdienst über, in welcher Stellung ihm bald der Charakter eines Forstrathes zu Theil wurde. Aber schon 1801 fand er wieder Verwendung als Lehrer bei dem herzogl. Leibjägercorps in Stuttgart und auch seine 1803 erfolgte Anstellung als wirklicher Rath bei dem neu errichteten Forstdepartement hinderte ihn nicht, noch bis zum Jahre 1807 wenigstens forstwissenschaftlichen Privatunterricht zu ertheilen, welchen dann Georg Ludwig Hartig (s. A. D. B. X, 661) noch einige Zeit fortsetzte. Als eine besondere wissenschaftliche Arbeit Reitter's ist noch die Erläuterung zu den von Abel gestochenen 125 „Abbildungen der 100 deutschen wilden Holzarten, nach dem Nummerver-

zeichniß im Forsthandbuch von F. A. L. v. Burgsdorf" (4 Hefte und 1 Supplementheft, 1797—1803) hervorzuheben. Die Forstbotanik war sein Lieblingsfach und in Verbindung hiermit der Waldbau, was er auch praktisch durch seine Vorliebe für das Culturwesen bethätigte; er war aber auch nach anderen Richtungen hin unablässig um Hebung des vaterländischen Forstwesens bemüht. Durch Verleihung des Ritterkreuzes des königl. württembergischen Civilverdienstordens und Wahl zum Mitgliede mehrerer gelehrter Gesellschaften wurden ihm bereits bei Lebzeiten Anerkennungen zu Theil. Der Nekrolog im Sylvan rühmt — neben seinen Verdiensten als Lehrer und Forstbeamter — von rein menschlichen Seiten seine zuvorkommende Dienstgefälligkeit, Jovialität in traulichen Zirkeln und sein herzliches deutsches Wesen.

Laurop und Fischer, Sylvan 1813, S. 3. — Monatschrift für das württembergische Forstwesen VI. 1855, S. 76. — Pfeil, Kritische Blätter für Forst- und Jagdwissenschaft, Bd. XLV. 2. Heft 1863, S. 170. — Fraas, Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft, S. 553. — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums rc. II. S. 172, Bemerkung 21, S. 181, 388 und 399. — Roth, Geschichte des Forst- und Jagdwesens in Deutschland, S. 615. — Heß, Lebensbilder hervorragender Forstmänner rc. 1885, S. 287.

R. Heß.

Reitz: Heinrich R., Medailleur, siehe **Reinhart**: Hans o. S. 71.

Reitz: Johann Heinrich R., bedeutend als pietistischer Schriftsteller reformirten Bekenntnisses, geboren 1655 zu Oberdiebach bei Bacharach, † am 25. November 1720 zu Wesel. Nach seiner Vorbildung auf dem Heidelberger Pädagogium bezog R. die Universität Leiden, wo der Cartesianer Christoph Wittich sein Hauptlehrer in der Theologie wurde. In Bremen hörte er den Cartesianer Swelingius in der Philosophie und in der Theologie den Coccejaner Cornelius v. Hase. Auch lernte er in dieser Stadt den ausgezeichneten Prediger Theodor Undereyck kennen, durch welchen er zuerst in die pietistische Strömung jener Zeit hineingeführt wurde, in welcher ihn dann J. Fr. Mieg zu Heidelberg, der reformirte Studienfreund und Schüler Spener's bestärkte. Nach Vollendung seiner Studien brachte R. einige Jahre im Schulfache zu. Im J. 1681 erhielt er die Pfarre zu Freinsheim bei Dürkheim, wo er die Erstlinge seiner theologischen Studien und auch das gediegenste seiner Werke herausgab, durch welches er sich einen bleibenden Namen in der Gelehrtenwelt erworben hat, nämlich die Uebersetzung der englischen Schrift des Oxforder Professor Thomas Goodwin über die jüdischen Alterthümer: „Moses und Aaron", in die lateinische Sprache, welche er mit vorzüglichen Anmerkungen versah. Dieses Buch erschien zu Bremen 1684 in erster und bereits 1685 in zweiter Auflage. R. hat dasselbe dem durch sein tragisches Geschick später so bekannt gewordenen Hofprediger J. L. Langhans zu Heidelberg, sowie seinen ehemaligen Lehrern Wittich und Hasaeus gewidmet. In diesen drei genannten sieht er und zwar in jedem derselben apart die drei Cardinaltugenden eines Theologen: Gelehrsamkeit, Gottesfurcht und Klugheit vereinigt. Die französischen Kriegsunruhen vertrieben R. 1689 auf das rechte Rheinufer, wo ihm die Inspectur Ladenburg übertragen wurde. Aber auch von da wurde er durch die Bedrückungen der Reformirten, welche fremde Ordensleute unter dem Schutze französischer Waffen ausübten, verdrängt und fand mit den Seinigen eine neue Heimath zu Aßlar im Solmsischen, von wo er wenige Jahre später als Inspector nach Braunfels befördert wurde. Eines Tages im J. 1697 wurde R. zu dem auf dem Greifenstein gefangen gehaltenen Schwärmer Balthasar Christoph Klopfer geschickt, um denselben von seinen verschrobenen Ansichten zu bekehren. Die äußere Gestalt, sowie das Auf-

treten dieses Menschen, welcher schon den Professor Heinrich Horche von Herborn dadurch bestochen, imponirten auch ihm so sehr, daß er demselben beifiel. Da er solches unumwunden öffentlich aussprach, wurde er abgesetzt und Landes verwiesen. Hierauf fand er eine Predigerstelle zu Homburg v. d. Höhe, welche er aber auf Anrathen Klopfer's bald wieder aufgab und sich nach Frankfurt a. M., wandte. Da ihm der Ruf von seiner widerkirchlichen Stellung vorausgegangen war, so mußte er sich hier erst reinigen, bevor ihm die Obrigkeit den Aufenthalt zugestand. R. that solches in einer kleinen interessanten Schrift betitelt: „Ein kurtzer Begriff des Leidens, der Lehre und des Verhaltens J. H. Reitzens". Offenbach 1698. Er sei, schreibt er darin, mit dem Zeichen Christi bezeichnet und versiegelt, auch gewürdigt worden, mit Jesu außer dem Lager d. i. der Kirche zu gehen. In Betreff seiner Lehre berief er sich auf den Heidelberger Katechismus, welchen er mit seinem Lehrer Coccejus als das accurateste unter menschlichen Schriften liebe und lobe. Seine besondere Meinung äußerte er vornehmlich in der Erwartung eines allgemeinen herrlichen Reiches Christi; das vor dem jüngsten Tage werde aufgerichtet werden. Trotzdem diese Schrift sehr gemäßigt gehalten war, so blieb sie und ihr Verfasser nicht unangefochten. Bereits im folgenden Jahre treffen wir R. mit Horche und Samuel König zusammen in Herborn, sodann in Eschwege, wo eine größere philadelphische Gemeinschaft, deren Haupt Horche war, bestand. Hierauf hielt er sich einige Jahre in Offenbach a. M. auf, wo er eine nicht unbedeutsame Schrift: „Von der Gerechtigkeit die wir aus und in Jehova durch den Glauben haben" 1701 und eine neue Uebersetzung des Neuen Testamentes 1703 herausgab, welche bei den damaligen lutherischen Theologen vielen Staub aufwirbelte. Bald darauf wurde R. zum Rector der reformirten lateinischen Schule in Siegen berufen. Aber auch aus dieser Stellung brachten ihn bald seine vorgenannten Freunde durch ihr leidiges Conventikelwesen, in welches sie ihn wieder hineinzogen. Hierauf wurde er Verwalter auf einem Gute bei Terborg in der holländischen Provinz Geldern, wo er sich in stiller separatistischer Zurückgezogenheit von der Kirche mit der Information seiner und fremder Kinder und mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigte. Die letzten Jahre seines Lebens brachte er, hochgeachtet von seinen Mitbürgern, unter denselben Arbeiten in Wesel zu. Seine Privatschule, welche er in dieser Stadt hatte und welche junge Leute bis zur Universität vorbereitete, erfreute sich allgemeiner Anerkennung.

Außer den schon genannten Schriften Reitz's verdienen noch angeführt zu werden: „Der geöffnete Himmel". Wetzlar 1696; „Fürbild der heilsamen Worte vom Glauben und Liebe". Büdingen 1705, ein Katechismus in Fragen und Antworten; „Die Nachfolge Jesu Christi". Wesel 1707; „Heinrich Myricke's Reise nach Jerusalem" 1719. Vor allem aber ist hervorzuheben das bekannteste Werk: „Die Historie der Wiedergeborenen", eine Sammlung kurzer Lebensbeschreibungen gottseliger Leute aus allen Ständen in fünf Theilen, von welcher schon bald nach dem Erscheinen der ersten Auflage eine zweite, und bald nach dieser eine dritte folgte. In seinen Schriften hat R. stets die Wiedergeburt betont, ebenso das innere Glaubensleben. Vielfach gebraucht er mystische Bilder und redet von dem inneren Lichte in ähnlicher Weise wie die Inspirirten. Von dem Lehrbegriffe der reformirten Kirche ist er in mehreren Punkten abgewichen. So in der Lehre von der Rechtfertigung, wo er im Gegensatze zu der 60. Frage des Heidelberger Katechismus, welche ganz auf reformatorischem Standpunkte steht, die Rechtfertigung in einseitiger Weise auffaßt und dem Wiedergeborenen das zuschreibt, was allein die Gnade wirkt. Doch finden sich auch manche tiefe theologische Gedanken, wie die von der Incarnation Christi, worüber er auf biblischer Grundlage, auf welcher sich hier die kirchliche tradi=

tionelle Lehre nicht ganz finden läßt, lehrt, daß Christus nicht das gesunde Fleisch des ersten Adam, sondern „unser krankes Fleisch, ja wie Paulus redet, das Bild des Fleisches der Sünde und den Leib des Todes angezogen". R. hat drei Söhne hinterlassen, deren Namen in der Gelehrtengeschichte der Niederlande von hervorragender Bedeutung sind: Wilhelm Otto, Professor der Rechte in Harderwyk; Johann Friedrich und Karl Konrad, beide tüchtige Philologen.

Jöcher. — Großes Universal-Lexikon Bd. XXXI. — Unschuldige Nachrichten. Jahrg. 1707, 1708, 1717. — Hulderici Irenaei Pagi Gerberus notatus. Leipzig 1730. — Vorlesungen der churpfälz. physikalisch-ökonomischen Gesellschaft III. Mannheim 1788. — Max Goebel, Gesch. des christl. Lebens in der rhein. westfälischen evangl. Kirche II. — Cuno, Gedächtnißbuch deutscher Fürsten und Fürstinnen ref. Bek. II. — Evang. Kirchenbote für die Pfalz. Jahrg. 1880, Nr. 29 ff. — Sachsse, Urspr. und Wesen des Pietismus. — J. H. Andreae, Commentatio hist. litt. de eruditis Palat. Belg. Sect. IV. — Neuer Gelehrtes Europa I. III. IX. — C. G. Hirsching, Hist. litter. Handbuch IX. — J. Fr. Buddei Isagoge hist. pol. — Jo. Fabricius, Hist. Bibl. fabric.

Cuno.

Reitzenstein: Christoph Ludwig Rudolph v. R. (a. d. H. Schwarzenstein untern Theils), königl. preuß. Generalmajor, geboren am 26. Februar 1736 zu Burg bei Greiz, begann 1752 seine Laufbahn als Page am Hofe des Markgrafen von Ansbach, trat dann in Ansbach'sche Militärdienste über und erreichte 1770 den Grad eines Hauptmannes, 1777 am 29. Januar den eines Majors. Als Markgraf Karl Alexander von Ansbach-Baireuth im nordamerikanischen Freiheitskriege 1777 mit anderen deutschen Fürsten dem König von England Truppen stellte, war Major v. R. anfänglich im Voith'schen Regimente betheiligt. Während eines sechsjährigen Aufenthaltes in Nordamerika rückte R. (1781 7. März) zum Oberstlieutenant und Chef im neuerrichteten Jägerbataillon vor, welches 1782 18. März auf ein Regiment vermehrt wurde. Schon im gleichen Jahre (1782) erfolgte die Beförderung zum Oberst. Was die Thätigkeit der Ansbach'schen Hülfstruppen betrifft, so halfen dieselben zunächst unter Generallieutenant Lord Clinton die Oeffnung des Delawareflusses erzwingen. Später wurden dieselben unter Generallieutenant Lord Cornwallis im befestigten Lager von Yorktown eingeschlossen und nach Eroberung desselben kriegsgefangen nach Virginien abgeführt. Am 9. December 1783 von Nordamerika, reich an Erfahrungen wieder nach Ansbach zurückgekehrt, blieb v. R., der 1785 den Orden de la sincérité erhalten hatte, noch 9 Jahre in Ansbach-Baireuth'schen Diensten. Er erhält 1787 das bisherige Regiment Seybothen und tritt in den Sold der Generalstaaten der Niederlande. Am 6. Februar 1792 leistet Oberst v. R. zu Nymwegen mit den Ansbach'schen Truppen dem König Friedrich Wilhelm II. von Preußen den Eid der Treue und wird am 3. März 1793 zum Generalmajor und Chef eines Füsilierregiments v. R. ernannt. Im nächsten Jahre 1794 wird er Chef des neuerrichteten Infanterieregiments R. Nr. 56 und stirbt am 27. März 1796 zu Ansbach.

Vgl. Hauptconservatorium der königl. bairischen Armee. Handschriftensammlung Nr. 751 Tg. Acta die ad Sereniss. ꝛc. erstatteten Rapports 1777 bis 1783. — Ferner Regimentsrechnungen ꝛc. 1780—1783. — Zedlitz, Pantheon, S. 283 u. 284. — Zeitungsanzeige der Berliner Zeitung vom 5. April 1796. — Wilbrand im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst Bd. XI, S. 43. — Pertz, Leben Gneisenaus, S. 22.

Karl Freiherr v. Reitzenstein.

Reitzenstein: Heinrich August Friedrich aus d. H. Schwarzenstein u. T., geboren am 22. December 1747 zu Schwarzenstein (jetzt königl. bairisches Bezirksamt Naila, Kreis Oberfranken). Nach der Sitte der Zeit aus dem elterlichen Hause als Page an den markgräflichen Hof zu Baireuth gebracht, trat R. 1768 in die Armee des großen Königs Friedrich II. von Preußen; 1771 bei dem neu errichteten Bataillon de Rosière in Potsdam angestellt ward R. 1776 auf Verwendung des Markgrafen Karl Alexander von Ansbach-Baireuth zu dessen in Vorpommern garnisonirendem Dragonerregiment Nr. 5 als Premierlieutenant versetzt. In demselben Jahre 1786 zum Capitän, 1787 am 26. Februar zum Major und Commandeur des zweiten Bataillons vorgerückt, nahm R. an den Rheinfeldzügen 1793 und 1794 Antheil und erwarb sich in der Schlacht bei Pirmasens (am 14. September 1793) den Orden pour le mérite. 1797 als Oberstlieutenant zu dem in Berlin stehenden Regiment Gensd'armes als Commandeur versetzt, wurde R. 1802 zum Generalmajor befördert und 1804 Inhaber des in der Altmark befindlichen Kürassierregiments Nr. 7 (vacant Borstell). Das thatkräftige Auftreten General Reitzenstein's bei entstandenen Unruhen trug ihm das Epitheton des „gestrengen Herrn der Altmark“ ein. Mit dem Kürassierregiment Nr. 7, aus welchem der im Befreiungskriege berühmt gewordene Major v. Lützow hervorging, nahm R. auch an dem unglücklichen Feldzuge 1806 Teil. In der Schlacht bei Auerstädt (1806 am 14. October) wurde R. bei dem Angriff, welchen Blücher auf das französische Corps Davout in der Nähe von Hassenhausen ausführen ließ, verwundet und kriegsgefangen. Während des Befreiungskampfes 1813 Inspecteur der vorpommer'schen Landwehr trat R., der sich den Ruf eines im Frieden und Kriege gleich bewährten Officiers erworben hatte, 1815 in den Ruhestand und starb am 18. April 1823 in Berlin. Kurz vorher (am 22. Januar 1823) wurde ihm seine Gattin Henriette Amalie Dorothea geb. v. Heyden-Linden, mit welcher er seit 1790 vermählt war, durch den Tod entrissen.

Vgl. Karl Freiherr v. Reitzenstein, Quellen zur deutschen Kriegsgeschichte von 1793. Weimar 1858. — v. Höpfner, Die Kriege von 1806 u. 1807 Bd. I, 335, 362, 439. — Müller, Rang- und Stammlisten der königl. preuß. Armee 1806 ꝛc. S. 249. — Ravenstein, Historische Darstellung der Ereignisse im königl. preuß. Kürassierregiment Königin. Berlin, Posen und Bromberg 1827. — Monteton, Geschichte des königl. preuß. sechsten Kürassierregiments. Brandenburg 1842. — Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, herausgegeben von der Kriegsgeschichtlichen Section des Großen Generalstabes, Heft I, S. 74. — v. Mülverstedt, Zur Militärgeschichte der Altmark ꝛc. 1879.

Karl Freiherr v. Reitzenstein.

Reitzenstein: Heinrich Hans Wilhelm v. R. (a. d. H. Schwarzenstein untern Theils), königl. preußischer Generallieutenant, ist geboren am 2. October 1796 zu Treptow a. d. Tollense, woselbst sein Vater in Garnison stand. Schon 1813 am 15. Februar zum Secondelieutenant befördert, war R. Gelegenheit geboten, im Verbande des königl. preuß. sechsten Infanterieregiments an dem Befreiungskriege 1813 Theil zu nehmen. Noch vor der Völkerschlacht bei Leipzig wurde R. in dem Treffen bei Häselich (1813 am 28. August) verwundet. In dem nun folgenden Kriege 1814 der Verbündeten gegen Frankreich zeichnete sich R. namentlich in der Schlacht bei Laon am 9. März 1814 rühmlichst aus und erwarb sich das eiserne Kreuz II. Klasse. Für seine Theilnahme am Feldzuge 1815 erhielt R. eine öffentliche Belobung. In der 1815 beginnenden Friedensepoche wurde R. seit März 1821 im Generalstabe verwendet, und rückte in demselben bis 1850 zum Generalmajor auf. Während dieser Zeit war R. auch bei der Herstellung der jetzigen königl. preußischen Generalstabskarte (vor-

her Reymann'schen Karte) von Deutschland betheiligt. Eine besondere Thätigkeit entfaltete R., der sich auch als Militärschriftsteller einen ehrenvollen Namen erwarb, im Bundestage zu Frankfurt a. M., in welchem er unter dem späteren Fürsten-Reichskanzler Otto v. Bismarck als preußischer Militärbevollmächtigter und Oberbefehlshaber über die Bundestruppen zu Frankfurt a. M. seine reichen Kenntnisse verwerthen konnte. Nach seinem Ausscheiden aus dieser Stellung ward R. 1858 Gouverneur der Bundesfestung Mainz. R., der am 6. November 1865 verstarb, war seit 24. Mai 1822 mit einer Tochter, Johanna, des Oberpräsidenten der Provinz Posen v. Baumann verheirathet.

Vgl. v. Conradi, Geschichte des königl. preußischen sechsten Infanterieregiments 1773–1856. Glogau 1857. — Dr. v. Poschinger, Preußen im Bundestag 1851–1859. Berlin 1882. — Beiheft zum Militärwochenblatt 1879. — Militärwochenblatt 1880, S. 1203. — H. Frhr. v. Reitzenstein II., Geschichte der militärischen Ereignisse in Belgien in den Jahren 1830 bis 1832. Berlin 1834.

Karl Freiherr v. Reitzenstein.

Reitzenstein: Karl Erdmann v. R., königl. preußischer Generalmajor, geboren am 10. Juli 1722 zu Hohenberg, königl. bairisches Bezirksamt Rehau, Kreis Oberfranken, hervorragender Reiterführer im kleinen Kriege zur Zeit des siebenjährigen Krieges. R. begann seine militärische Laufbahn in der kursächsischen Reiterei, in welcher er jedoch als Officier nur fünf Jahre (1741—1746) verblieb. Der Ruf, welchen sich im zweiten schlesischen Kriege das preußische Ziethen-Husaren-Regiment unter seinem ruhmvollen Führer erworben hatte, zog den thatendurstigen R. in die Armee des großen Königs Friedrich II. Mit dem Range eines Rittmeisters eingetreten, wurde R. schon im vierten Feldzugsjahre (1759) des siebenjährigen Krieges zum Major in Zieten's Regiment befördert, ein Beweis, daß er sich in den vorausgegangenen Feldzügen wol bewährt hatte. Eine Reihe kühner Ueberfälle gibt jetzt ein sprechendes Zeugniß von der besondern Begabung Reitzenstein's für den kleinen Krieg. R., der anfangs Mai 1759 noch bei Polnisch-Wartenberg, Pietschen und Creutzburg den Streifzügen russischer Vortruppen begegnete, treffen wir im September des gleichen Jahres in den Engwegen des Lausitzer Gebirges südlich von Zittau. Hier drang R. nach Erbeutung von österreichischen Proviantcolonnen unerschrocken bis nahe an das stark besetzte Gabel. Im nächsten Jahre (1760, Mai) stand das Regiment Zieten wieder in Schlesien keinem geringeren als Laudon gegenüber. Erst der Feldzug 1761 gab R., der noch im Vorjahre als Oberstlieutenant und Commandeur zum Dragonerregiment „Finkenstein“ versetzt worden war, in dieser höheren Stellung zum öftern Gelegenheit, sich als Reiterführer seines großen Lehrmeisters Zieten würdig zu erweisen. Abgesehen von dem Ueberfall bei Liebau (1760 am 14. Mai) zeichnete sich R. am 15. August 1761 durch den glänzenden Angriff bei Strachwitz und Kloster Wahlstatt auf zwei österreichische Kürassierregimenter aus, eine Waffenthat welche dem Führer den Orden pour le mérite, den Officieren aber ein noch übliches Vorrecht eintrug. Im gleichen J. 1761 sind noch die gelungenen Unternehmungen des Oberstlieutenant v. R. bei Kobylin und Gostyn (Mitte September) erwähnenswerth. Die geschickten Maßnahmen bei dem Reiterscharmützel bei Kammendorf (am 14. Juni 1762) waren nur geeignet, das Ansehen Reitzenstein's im preußischen Heere zu befestigen. Anfangs Juli 1762 dem Generallieutenant Grafen zu Neuwied unterstellt, bewährte sich die Tüchtigkeit Reitzenstein's im Aufklärungsdienste von neuem in hervorragender Weise. Noch in der ersten Hälfte Juli 1763 führte sodann R. einen ihm übertragenen Streifzug im nordöstlichen Böhmen über die Elbe zur Aupa mit einer Abtheilung der gefürchteten leichten Truppen glücklich aus. Nach Beendigung des

siebenjährigen Krieges 1764 zum Obersten befördert erhielt er 1769 als Generalmajor das bisherige Dragonerregiment Württemberg, welches er nur bis 1780 inne hatte. In diesem Jahre wegen Kurgebrauchs von den alljährigen Königsmanövern abwesend, wurde R. verabschiedet, und das Regiment dem General v. Kalkreuth verliehen. R. war seit 1775 mit Dorothea Sophie Auguste v. Podewils verheirathet, welche ihm das Gut Glotzin mit Brandsorge in Pommern in die Ehe brachte. Sein großer Kriegsherr Friedrich II. konnte dem General R., der sich im preußischen Heere den Ruf eines tollkühnen Sonderlings erwarb, in seinem militärischen Testamente kein schöneres Denkmal setzen, als wenn er ihn bei Besprechung der Kavallerie nach einem Seydlitz „einen Mann von großem Verdienst" nennt.

Vgl. Namentliches Verzeichniß sämmtlicher sächsischer Officiere: Handschriften-Sammlung der königl. sächsischen Staatsbibliothek. K, 6 m. — König Friedrich II. v. Preußen, Histoire de la guerre de sept ans. (Tom. IV, V der Oeuvres posthumes 1788). — Publicationen der preußischen Staatsarchive. — A. v. Taysen, Das militärische Testament Friedrich d. Großen. — G. F. v. Tempelhoff, Geschichte des siebenjährigen Krieges ꝛc., als eine Fortsetzung der Geschichte des Generals Lloyd. Berlin 1794—1801. — Henkel v. Donnersmark, Graf v., Militärischer Nachlaß. — J. F. Seyffart, Geschichte des seit 1756 in Deutschland und dessen angrenzenden Ländern geführten Krieges, 6 Thle. Frankfurt u. Leipzig 1759—1764. — Sammlung ungedruckter Nachrichten. — Dr. Winter, Hans Joachim v. Zieten. Leipzig 1883. — Graf v. Lippe, Husarenbuch. — Schenkenberg, Freicorps Friedrich des Großen.

Karl Freiherr v. Reitzenstein.

Reitzenstein: Karl Heinrich Friedrich Chlodwig Freiherr v. R., historischer Schriftsteller, wurde am 13. Januar 1823 als zweiter Sohn des damaligen königlich preußischen Majors im Generalstabe der 7. Division Karl Friedrich Ludwig Moritz v. Reitzenstein und seiner Gemahlin Bertha geb. Gräfin Chazot zu Magdeburg geboren. Er besuchte von 1836 bis 1842 das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Berlin und widmete sich alsdann dem Studium der Rechts- und Staatswissenschaft auf den Universitäten zu Berlin und Breslau. Am 25. März 1845 trat er als Auscultator in die praktische Vorbereitung für den Staatsdienst und arbeitete an den Stadtgerichten zu Neiße und Ratibor. Familienverhältnisse nöthigten ihn im September 1847 die Vorbereitung für den Staatsdienst aufzugeben und sich der Verwaltung des altväterlichen Rittergutes Schwarzenstein unteren Theils und Lippertsgrün im bairischen Regierungsbezirke Oberfranken zuzuwenden. Die Aufsuchung der für die Ablösung des Lehenverbandes nothwendigen Urkunden brachte ihn zuerst mit den Archiven in Berührung, was für seine spätere Lebensrichtung entscheidend wurde. Am 9. Februar 1850 vermählte er sich in erster Ehe mit Adele Freiin von Badenfeld, welche ihm nach zwei Jahren bereits durch den Tod entrissen wurde. Aus dieser Ehe entsprossen drei Töchter. 1851 verließ er Baiern wieder, lebte zunächst in Dresden, dann in Schadewalde in der Lausitz und in Hoblick in Böhmen. Seine Vorliebe für genealogische Arbeiten vermochte ihn, sich von da ab ganz den historischen Studien zu widmen. Er hatte sich die Bearbeitung der Urkunden der Grafen von Orlamünde als wissenschaftliche Lebensaufgabe erkoren, was um so dankenswerther war, als die Geschichte des so wichtigen und berühmten Hauses bis dahin (und auch jetzt) noch wenig Beachtung gefunden hatte. In Weimar, als dem Stammhause des Geschlechts — die Benennung nach dem anderen Sitz Orlamünde findet sich erst später — begann er 1857 seine Forschungen. In diesem Jahre erschien auch seine Erstlingsarbeit

„Quellen zur deutschen Kriegsgeschichte von 1793," in welcher er eine Anzahl von Actenstücken über den Antheil der Ansbacher Brigade an dem Feldzuge von 1793, welche aus dem Nachlasse seines Großoheims, des königl. preuß. Generalmajors Christoph Ludwig Rudolph v. R. (s. o.) stammten, der Oeffentlichkeit übergab. Von Weimar begab er sich 1858 nach München; hier waren es neben den für die orlamündische Regestensammlung wichtigen Archivgruppen besonders die Archivalien des hochberühmten Cistercienserklosters Waldsassen, welche als Hauptquellen für die Geschichte des dem Voigtlande benachbarten Egerlandes seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Nahezu zwei Jahre mit kürzeren Unterbrechungen brachte er damit zu, die reichen Schätze des Münchener Reichsarchivs für seine Zwecke zu durchforschen und zu copiren. Im J. 1859 hielt er sich auch mehrere Monate in Dresden auf, um eger- und voigtländische Urkunden zu sammeln, hieran reihte sich ein kurzer Aufenthalt in Prag zum Zwecke der Vervollständigung seiner Sammlungen aus den dort befindlichen zu jener Zeit noch wenig zugänglichen Archiven. Zu Ende des Jahres 1860 vermählte sich R. zum zweiten Male mit Karoline v. Rathgeb-Lautsch aus Marburg in Steyermark. R. dachte nunmehr daran, sich eine bleibende häusliche Niederlassung zu begründen, allein seine wiederholten Versuche, zunächst in Schlesien auf Altmannsdorf mit Dürrkunzendorf im Kreise Neiße, dann auf Kochsdorf in der Lausitz, endlich zu Thurn-Gallenstein in Krain eine gesicherte Lebensstellung zu gewinnen, schlugen in Folge einer Reihe widriger Geschicke, dann der Kriegsereignisse des Jahres 1866 sämmtlich fehl; er sah sich nach empfindlichen Vermögensverlusten gezwungen, eine lohnende Beschäftigung zu suchen. Zunächst übernahm er die Neuordnung der fürstlich reußischen Archive in Gera und Greiz. Nach Vollendung dieser Ordnungsarbeit begab er sich zu ähnlichem Zwecke nach Schleswig, um im Auftrage der königlich preußischen Staatsregierung aus den in Schleswig und Holstein zerstreuten Localarchiven das Staatsarchiv in Schleswig zusammenzustellen. Hierauf vorübergehend in Halle und Magdeburg mit archivalischen Studien beschäftigt, fand er im Sommer 1870 Verwendung im Curatorium des preußischen Staatsanzeigers, wo er die Referate über Elsaß-Lothringen bearbeitete und einige publicistische Brochuren verfaßte. Während dieses letzten Aufenthaltes in Berlin nahm er auch lebhaften Antheil an der Gründung des inzwischen so stattlich herangewachsenen und eine bedeutende Wirksamkeit äußernden heraldisch-genealogischen Vereins Herold; insbesondere war er als Vorsitzender auf Hebung der Vereinsthätigkeit in wissenschaftlich strengerer Richtung bedacht. Die Einrichtung der Landesverwaltung im Elsaß führte R. dahin; zuerst in der örtlichen Polizeiverwaltung in Mühlhausen, dann in St. Amarin verwendet, gelang es ihm, Januar 1872, endlich eine seinen Neigungen vollständig entsprechende Stellung als Custos der Universitäts- und Landesbibliothek in Straßburg zu erreichen. Nur kurze Zeit jedoch war ihm vergönnt, in behaglicher Ruhe zu leben und zu wirken; am 23. October 1874 endete der Tod dieses vielbewegte an Enttäuschungen und mißlichen Geschicken reiche Leben. Reitzenstein's Hauptwerk sind die Regesten der Grafen von Orlamünde aus babenberger und askanischem Stamme von 816—1628 mit Stammtafeln, Siegelbildern, Epitaphien und Wappen, auf Kosten des historischen Vereins von Oberfranken in Baireuth 1870—1871 gedruckt. Durch diese fleißige Quellensammlung, welche von allen, welche sich mit thüringischer Geschichte befassen, benutzt und verwerthet wird, hat er die Grundlage für die Geschichte des hervorragenden Grafengeschlechts, welches hoffentlich noch seinen Bearbeiter finden wird, geschaffen. Eine Frucht der Ordnung der reußischen Archive war sein Vortrag über Unächtheit und Fälschung einiger wichtigen voigtländischen Urkunden (1868), durch welchen er im Anschlusse an Adolf Cohns Forschungen die reußische Genealogie von einem Wuste chronologischer Wider-

sprüche freigemacht hat. Seine Copien voigtländischer Urkunden wurden erst jüngst 1880—1885 von J. Müller im Urkundenbuche für die Geschichte Plauens und des Voigtlandes verwerthet. Außerdem lieferte R. noch eine Reihe kürzerer Aufsätze und Quellenmittheilungen in das Correspondenzblatt des Gesammtvereins deutscher Alterthumsvereine, in die Zeitschriften des Vereins Herold, des historischen Vereins für Oberfranken in Baireuth, des thüringisch-sächsischen Vereins zu Halle u. s. w.

Quellen: Der deutsche Herold, Zeitschrift für Heraldik, Sphragistik ꝛc., Jahrgang V, Nr. 12, 1874. — Gothaisches genealogisches Taschenbuch der freiherrlichen Häuser 1879, S. 672. — Familiennachrichten.

H. v. R.

Reitzenstein: Karl Bernhard Freiherr v. R., württembergischer General, geboren am 18. Mai 1809 zu Oberkotzau bei Hof in Baiern, † am 15. October 1885 in Stuttgart, war der Sohn eines württembergischen Officiers und trat schon mit 15 Jahren als Regimentszögling (Avantageur) in das 5. Infanterieregiment ein. Im J. 1829 rückte er zum Unterlieutenant, im J. 1836 zum Oberlieutenant, im J. 1846 zum Hauptmann, im J. 1857 zum Major, im J. 1860 zum Oberstlieutenant, im J. 1865 zum Oberst vor. Als solcher zog er an der Spitze des 8. Infanterieregiments im J. 1866 in den Feldzug gegen Preußen und erhielt zur Anerkennung seines tapferen Verhaltens bei Tauberbischofsheim das Ritterkreuz des württembergischen Militär-Verdienstordens. Im J. 1868 bekam er als Generalmajor die in Stuttgart liegende 1. Infanteriebrigade, bestehend aus dem 1. Infanterieregiment, Königin Olga, dem 7. Infanterieregiment und dem 2. Jägerbataillon; er führte dieselbe als 1. württembergische Feldbrigade in den Krieg von 1870. Vor Paris, welches die Brigade, ohne in ein Gefecht gekommen zu sein, erreichte, trat in ihren Verband noch die 1. württembergische Artillerieabtheilung und das 4. württembergische Reiterregiment ein. Dieselbe hatte die Vorposten der württembergischen Felddivision an der Marne zwischen Brie — Le Plant — und Champigny zu stellen, einen durch das Feuer der Pariser Forts sehr erschwerten Dienst, welchen v. R. mit der größten Sorgfalt überwachte. Der Ausfall der Franzosen unter Ducrot am 30. November 1870, welcher zur Schlacht von Villiers (bei den Franzosen von Champigny) führte, traf mit seinem Hauptstoß auf die durch v. R. behütete Stellung. Daß dieser mit großer Ueberzahl und wuchtiger Energie gemachte Angriff von den Württembergern unter treuester Unterstützung durch die Sachsen ausgehalten und nach zähem Ringen zurückgewiesen wurde, ist das Verdienst v. Reitzenstein's. In seiner trefflichen Darstellung dieser Schlacht sagt der württemb. Major G. v. Niethammer: „Ein Bild eiserner Ruhe und persönlicher Todesverachtung leitete Generalmajor v. R. auch in den gefährlichsten Lagen die Schlacht mit fester, sicherer Hand. Fest entschlossen, keinen Fuß breit des ihm anvertrauten Postens aufzugeben, leistete er allen Angriffen des Feindes den zähesten Widerstand, durch sein persönliches Beispiel seine erschöpften Truppen zum freudigen Ausharren bis zum letzten Augenblicke ermunternd. Als gegen Mittag die Gefahr die höchste Stufe erreicht hatte, wagte General v. R., trotz der geringen Zahl der ihm zu Gebot stehenden Kräfte, aus der zuwartenden Vertheidigung herauszutreten. Mit ruhiger Ueberlegung warf er, unter Beihülfe der Sachsen, dem eben zum allgemeinen Hauptangriffe sich anschickenden Feinde einen Theil seiner Truppen entgegen und erreichte durch diese kühne That einen zweifachen Erfolg. Auf das äußerste überrascht verloren die Franzosen durch den unerwarteten Gegenangriff ihrem eigenen Geständnisse nach Fassung und Selbstvertrauen, um so mehr, als sie aus dem angriffsweisen Vorgehen auf die Ankunft

starker Rückhalte schließen zu müssen glaubten. Diese Eindrücke entschieden die Schlacht." Auch in der Schlacht von Champigny (oder der zweiten Schlacht bei Villiers) am 2. December führte v. R. seine tapfere Brigade mit gleicher Kaltblütigkeit und Umsicht. Der commandirende General des 2. (pommer'schen) Armeecorps, von welchem ein Theil an diesem Tage mit den Württembergern und Sachsen zusammen focht, sagte auf dem Schlachtfelde von Villiers zu dem General: „Das Mißlingen des feindlichen Durchbruchs ist Ihr Werk; es ist die Frucht der Arbeit Ihrer tapferen Brigade." Es sollte v. R. auch an weiterer Anerkennung nicht fehlen. Am 31. December empfing er von seinem Könige das Commenthur-Kreuz des Militär-Verdienstordens, am 1. Januar 1871 zu Versailles aus der Hand des Kronprinzen Friedrich Wilhelm das eiserne Kreuz I. Classe und aus dem Munde König Wilhelm's persönlichen Dank. Der König von Sachsen, dessen Truppen rühmlichsten Antheil an der Ehre dieser Tage genommen hatten, ehrte ihn mit dem Militär-St. Heinrichs-Orden, andere Fürsten mit ähnlichen Auszeichnungen, die Stadt Stuttgart am 29. Juni beim Einzug der heimkehrenden Truppen mit ihrem Ehrenbürgerrecht. Am 4. März 1872 wurde er mit der Führung der neugebildeten 26. (1. königl. württembergischen) Division betraut und am 6. August dieses Jahres zum Generallieutenant und Commandeur der Division ernannt. Ein erhebendes Fest war die Feier seines 50jährigen Dienstjubiläums am 6. Mai 1874, wozu ihm sein König das Großkreuz des Militär-Verdienstordens verlieh. Am 29. Juni desselben Jahres trat er in den Ruhestand über. v. R. war verheirathet mit Eleonore, geb. Freiin Holzschuher v. Zanlach, welche ihn überlebt hat. Der einzige Sohn, Freiherr Karl v. R., ist Major z. D. und Stallmeister S. Maj. des Königs Karl von Württemberg.

Vgl. außer dem Nekrolog der Schwäbischen Chronik, Jg. 1885, S. 814: Das deutsche Generalstabswerk, Th. 2, Bd. 1, S. 541 ff. — E. v. Schmid, Antheil der königl. württembergischen 1. Feldbrigade am Kriege gegen Frankreich 1870—71. Stuttgart 1874, und desselben: Die zweite Schlacht bei Villiers am 2. December 1870. Stuttgart 1881. — G. v. Niethammer, Die Schlacht bei Villiers am 30. November 1870. Stuttgart 1881 und in 2. Aufl. ebendaselbst 1887. — G. Schubert, Das XII. (königl. sächs.) Armeecorps während der Einschließung von Paris im Kriege 1870—71. Dresden 1875. — E. Niepold, Die Kämpfe zwischen der Seine und Marne vom 30. November bis zum 4. December 1870. (Erweiterter Abdruck aus der Allgemeinen Militär-Zeitung.) Darmstadt und Leipzig 1875. — Ducrot, La défense de Paris, 1870—1871, T. 2, S. 193 ff.

Wintterlin.

Reiz: Friedrich Wolfgang R., eigentlich Reitz, hervorragender Philologe des 18. Jahrhunderts. Er war in dem Reichsstädtchen Windsheim in Franken, wo seine Vorfahren durch eine lange Reihe von Geschlechtern hindurch Geistliche waren, als der Sohn des Stadtpfarrers M. Wolfgang Ludwig Reitz am 2. September 1733 geboren, erhielt seine Bildung auf dem heimathlichen Gymnasium und studirte dann von 1753 an in Leipzig, vorzüglich unter Christ's und Ernesti's Leitung classische Philologie. 1757 wurde er Magister, übernahm dann seiner Armuth wegen Hofmeisterstellen in mehreren Familien, auch Correcturen für die Breitkopf'sche Buchdruckerei in Leipzig. Erst 1766 konnte er sich habilitiren, erhielt bald darauf eine Collegiatur und wurde 1772 außerordentlicher Professor der Philosophie. Als Nachfolger von Morus, der zur theologischen Facultät übertrat, wurde er 1782 ordentlicher Professor der griechischen und lateinischen Sprache, 1785 nach Clodius' Tode auch Professor der Dichtkunst und Beredtsamkeit. Daneben war er Universitätsbibliothekar. Mehrfache Anerbietungen nach aus-

wärts hatte R., da er nur in Leipzig leben zu können meinte, abgelehnt, sich aber doch 1771 entschlossen, einer von St. Petersburg an ihn ergangenen Aufforderung zu einer archäologischen Reise nach Griechenland und auf die Inseln des ägäischen Meeres zu folgen; die Sache zerschlug sich jedoch. 1773 war er einige Zeit in Wien, um dort das dem Freiherrn v. Heß gehörige Antiquitätencabinet, welches Joseph de France, Schatzmeister der Kaiserin Maria Theresia begründet hatte, zu ordnen. — Er starb in Leipzig am 2. Februar 1790. — Als Lehrer, wie als Gelehrter gehörte R. zu den bedeutendsten seiner Zeit; sein Schüler Gottfried Hermann rühmt es, daß er von R. gelernt habe, immer nur einen Schriftsteller auf einmal zu behandeln und „nichts auf Treu und Glauben hinzunehmen, sondern nach den Gründen jeder Sache zu forschen". In seinen litterarischen Arbeiten, welche wahre Muster gründlicher Gewissenhaftigkeit sind, beschränkte R. sich fast ausschließlich auf die Grammatik, Metrik und Textkritik; bei der bedächtigen Sorgfalt seiner Arbeiten hat er auch nicht entfernt den Umfang der Schriftstellerei seiner Zeitgenossen erreicht. Aber Fr. Aug. Wolf, mit dem er in lebhaftem Verkehre stand, nennt ihn „einen Mann, den das Publicum aus seinen sehr wenigen Schriften nur sehr unvollkommen kennt, der so viele, zum Theil neue und selbsterforschte Kenntnisse mit aus der Welt nimmt, daß ein kleiner Teil in Schriften vorgetragen hinreichen würde, einem Gelehrten bleibenden Ruhm zu erwerben." Von Reiz's grammatischen Schriften sind die namhaftesten „De temporibus et modis verbi graeci et latini" 1766, in welcher er die Ansichten der Stoiker über das Wesen der Tempora und Modi vertrat, und namentlich die von F. A. Wolf nach seinem Tode (1791) herausgegebene Schrift „De prosodiae graecae accentus inclinatione", welche für die Lehre von den griechischen Accenten grundlegend geworden ist. In der Metrik folgte er als der erste deutsche Gelehrte, den Grundsätzen Bentley's, der ihm überhaupt das Ideal eines Krtikers war („Burmannum de Bentleii doctrina metrorum Terentianorum iudicare non potuisse" 1787); seine Ausgabe des Plautinischen Rudens mit vielfach verbessertem Texte, welche 1789 erschien, zeigte die praktische Anwendung von Bentley's Lehren. Von griechischen Schriftstellern hat ihn am meisten Aristoteles angezogen; 1772 gab er mit Christian Garve zusammen die Rhetorik heraus, 1786 den Text der Poetik; weitere Arbeiten sind ebenso wenig, wie seine Herodot-Ausgabe (1778, Buch 1—4) zum Abschluß gekommen. Seine Vorlesungen über römische Alterthümer erschienen nach seinem Tode 1796; die „Musei Franciani descriptio" war bereits 1781 in 2 Bänden herausgegeben worden. Von Reiz's formvollendeten lateinischen Dichtungen ist die bedeutendste „Saeculum ab inventis clarum" von F. A. Wolf der Ausgabe der „Accentus inclinatio" beigegeben worden.

Schlichtegroll, Nekrolog 1790, I, 127—140. — K. G. Bauer, F. W. Reiz, einige Grundstriche zur Characteristik desselben. — Baur, Gallerie hist. Gemälde aus dem 18. Jahrhundert, VI, 201—206. — G. Hermann, praef. ad acta societ. graecae I, S. VII f. — F. A. Wolf, kleine Schriften, herausgegeben von Bernhardy II, S. 1155. — Bursian, Geschichte der classischen Philol. S. 419—422. — Schriftenverzeichniß bei Meusel, XI, 211—213. — Die überaus anziehende Gedächtnißrede G. Hermann's auf R. befindet sich in den Verhandlungen der Dresdner Philologenversammlung (1844), S. 6—10.

R. Hoche.

Reizer: Adam R., Kanonist, geb. zu Mainz am 24. December 1714 † in Bamberg am 14. Februar 1791. Er trat im J. 1733 in den Jesuitenorden, machte die Universitätsstudien in Heidelberg, erwarb hier im J. 1744 die philosophische Doctorwürde, erhielt im selben Jahre die Professur des

Kirchenrechts in Bamberg und 1750 die Würde eines Doctors der Rechte. Auf Verlangen des Fürstbischofs Adam Friedrich von Seinsheim enthob der Provinzial ihn dieser Stellung und gab sie dem Jesuiten Mulzer (s. Bd. XXII); nach dessen Ableben (1772) wurde ihm dieselbe aushülfsweise von neuem übertragen. Schriften: „Diss. de collaterali, qui a primo acquirente non descendit, aut investitura simultanea non gaudet, de feudo sive dato s. oblato haud succedente", 1753, 4⁰; „Crimen in foro eccles. per parerga can. jur." 1756; „Jus ecclesiastico-civile universum", eod. „Disputationes can.-civ. de judiciis," 1761; „Assertiones can.-civ. de pactis et contractibus," 1762; „Brevis exegesis juridica in notum illud proverbium: major dividit, minor eligit," eod. Die „Diss. de jure et praxi circa sacra in castro nobili e triplicis aevi lapsu investigatis," eod. 1757, welche ihm in Schmidt, Thesaurus IV, zugeschrieben wird, ist in Wirklichkeit von Jos. Adam Behr verfaßt und nur unter Reiz's Vorsitz vertheidigt.

Jäck, Pantheon, Sp. 900. — De Backer, Bibl. IV, 629. — Weidlich, Biogr. Nachr. III, 256.

v. Schulte.

Rekared I., König der Westgothen, 586— (Mai) 601, Sohn des Königs Leovigild (s. A. D. B. XVIII, 406) und der Theodosia, Tochter eines vornehmen Byzantiners Severianus aus Karthagena, angeblich Schwester des Bischofs Leander von Sevilla, (eine neuerdings übrigens aus nicht ganz verwerflichen Gründen angezweifelte Ueberlieferung). Bei der Empörung seines älteren Bruders Hermenigild (s. A. D. B. XXIII, 411) gegen Leovigild im Jahre 580 wirkte R. für den König und Vater; als der Empörer in seiner letzten Zufluchtsstätte, der festen Burg Osser, bezwungen, die Zuflucht einer Kirche gesucht hatte, entfernte ihn R. aus derselben durch eidliche Zusicherungen im Namen des Königs. Hermenigild ward das Leben geschenkt, der Anspruch auf die Thronfolge — sofern in diesem Wahlreich überhaupt von solchem Sprache sein konnte — auf R. übertragen (584); im folgenden Jahre (585) ließ der König Hermenigild gleichwol hinrichten, wol mehr aus Sorge für die Zukunft, denn aus Rache wegen der Vergangenheit oder weil sich der Gefangene weigerte, vom katholischen zum arianischen Bekenntniß zurückzutreten. Leovigild hatte R. mit Chilperich's und Fredigundens Tochter Rigundis verlobt, durch solche Verbindung die Hülfe jenes merovingischen Theilkönigs zu gewinnen, falls, wie zu besorgen stand, Brunichildis, die Wittwe Sigibert's I., Hermenigild zu unterstützen trachtete, welcher mit ihrer Tochter Jugundis vermählt worden war (580). Allein nach Chilperich's Ermordung (584) legte Leovigild keinen Werth mehr auf jene Verbindung; die Braut, welche schon auf der Reise nach Spanien begriffen gewesen, kehrte um. Nun machte Chilperich's Bruder, König Guntchramn von Orleans, dessen Theilreich mit den gothischen Besitzungen in Südgallien grenzte, wiederholte Versuche diese zu erobern und so die „natürliche Grenze" der Pyrenäen zu gewinnen; aber während Leovigild die burgundische Flotte bei einem Landungsversuch fast bis zur Vernichtung schlug, trat R. zwei Heeren Guntchramn's, welche auf verschiedenen Straßen gegen Carcassonne und Nîmes vorrückten, entgegen. Von Nîmes mußten sie weichen, Carcassonne, das ihnen die Thore geöffnet, ward ihnen wieder entrissen, ihr Feldherr, Graf Terentiolus v. Limoges, fiel, und unter großen Verlusten durch Hunger, Seuchen und Schwert flohen sie, ihre Beute im Stiche lassend, vor R., der ihnen noch drei Grenzburgen an dem Rhone abnahm. Als Leovigild (15. April oder 21. Mai 586) starb, ward R. zum König gekoren. Während der Vater den Gothenstaat in der hergebrachten Weise hatte erhalten wollen, und die meisten Thaten seiner thatenreichen Herrschaft mit äußerster Kraft das arianische Bekenntniß in diesem Gothenstaat zwar nicht als Zwangs-

glauben, aber doch als Merkmal des Gothenthums aufrecht zu halten bezweckt hatten, war der erste Schritt seines Sohnes und Nachfolgers der Uebertritt zum Katholicismus und das Bestreben, seine Stammgenossen soviel er irgend konnte, zu diesem Bekenntniß als gothischer Staats- und Zwangsreligion hinüber zu drängen. Mag es hierbei an innerer Ueberzeugung nicht gefehlt haben, — als Prinz hatte R. die katholikenfeindliche Richtung des Vaters auf das eifrigste unterstützt — jedesfalles wirkten hier Gründe der Staatskunst auf das mächtigste mit. Allmählich mochte R. die unzweifelhaft geistige Ueberlegenheit der katholischen Lehre erkannt oder doch empfunden haben. Dies Bekenntniß war der folgerichtigste Ausdruck der christlichen Vorstellungen: daß die Gothen dieselben weiland, im IV. Jahrhundert, in der arianischen Gestaltung aufgenommen hatten, war durchaus nicht, wie man behauptet hat, innerlich in einer näheren Verwandtschaft dieser Lehre mit der heidnischen Vielgötterei, vielmehr lediglich äußerlich in dem Zufall begründet gewesen, daß zu der Zeit, da die Gothen das Christenthum annahmen, weil es die Staatsreligion des Römerreiches war, der Arianismus in jenen Landschaften überwog und Kaiser Valens, der ihnen die Aufnahme in das Reich — die einzige Rettung vor den Hunnen — verstatten oder verwehren mochte, eifrigster Arianer war und die Annahme s e i n e s Bekenntnisses zur Bedingung gemacht hatte. Wäre damals der Isis- oder der Mithrasdienst Staatsreligion gewesen, — die Gothen, vor die Wahl gestellt zwischen den Hunnen und dieser Religion, hätten die letztere ebenfalls angenommen. Sie glaubten, heißt es, den Priestern, welche Imperator Valens sandte; hätte Imperator Valens katholische Priester gesandt, so wären sie katholisch geworden. Es hatte ja auch in den vorhergehenden Jahrzehnten das rechtgläubige Bekenntniß ebenfalls Eingang gefunden in gothischen Gauen. Erst später ward der Arianismus mit einer gewissen Leidenschaft in engsten Zusammenhang mit dem Gothenthum gebracht, nachdem in den Reichen von Toulouse und von Toledo der Katholicismus als Bekenntniß aller inneren und äußeren Feinde des Gothenreiches bedrohlich auftrat; in den katholischen Unterthanen, zumal den Bischöfen, dieses Staates selbst, dann der Weströmer 476, der Franken, der Sueben, der Byzantiner. In der unablässigen Ueberwachung und Bekämpfung all dieser inneren und äußeren Feinde hatte sich bis dahin die Kraft der tüchtigsten Gothenkönige — sogar eines Eurich und Leovigild — verzehrt, ohne doch dem Katholicismus Boden abgewinnen, ohne den Arianismus kräftigen zu können. In Italien war der arianische Ostgothenstaat untergegangen, der Arianismus der Langobarden fing gerade damals an langsam dem Katholicismus zu weichen, wie auch die überwiegend arianischen Burgunden in Gallien katholisch geworden waren. Die gewaltigen Vortheile, welche den Merovingen die Annahme des katholischen Bekenntnisses seit fast einem Jahrhundert eingetragen, waren unmißkennbar. Dazu kam, daß im Gothenreich selbst der verfolgte Glaube Fortschritte machte, während dessen Bekenner unerschütterlich treu blieben und lieber die Heimath als den Glauben verließen. In den katholischen Erhebungen gegen die Krone nimmt die Zahl von (k a t h o l i s c h e n) Gothen stets zu; ja schon vor Rekared's Schritt finden wir mehrfach Gothen aus den edelsten Geschlechtern sogar in katholischen Bischofstühlen; so Bertchramn von Cadix, Mausona von Merida, Bado von Illiberi (später Granada), eine noch nicht beachtete, aber höchst beachtenswerthe Erscheinung. Wenn man übrigens die geistige Ueberlegenheit des Katholicismus, welche aus andern Gründen hinreichend fest steht, auch damit hat beweisen wollen, daß die arianische Geistlichkeit keine theologische Litteratur geschaffen habe, welche mit der katholischen verglichen werden konnte, so fordert die Billigkeit, zu erinnern, daß die Bücher der Arianer nach dem Siege des Katholicismus nach Staatsgesetz und Kirchengebot ausgeliefert und vernichtet

werden mußten. Der Sieg des Katholicismus ward aber auch dadurch gefördert, daß die arianischen Könige die Kirche ohne jede Folgestrenge bald bedrückt, bald geschont, bald zu gewinnen getrachtet hatten, daß die arianischen Priester gar oft dem katholischen Bekenntniß gegenüber Zugeständnisse machten, welche die Festigkeit der Ueberzeugung untergraben mußten, während die großartige Unbeugsamkeit des Katholicismus unter allen Bestürmungen auch nicht ein äußerstes Vorwerk des genialen Festungsbaues seiner Lehren preisgab, ohne doch den Ketzern den Uebertritt, z. B. durch das Erforderniß nochmaliger Taufe, zu erschweren. Durch Einverleibung des Reiches der katholischen Sueben durch Leovigild war die Zahl der Katholiken im Staat erheblich verstärkt worden; sollte die Verschiedenheit des Bekenntnisses die Ehegemeinschaft unter den beiden Germanenstämmen ebenso wie der Gothen mit den arianischen Spaniern ausschließen? (Uebrigens ward merkwürdigerweise auch durch Annahme des Katholicismus die Ehegemeinschaft zwischen diesen beiden nicht, sondern erst 60 Jahre später hergestellt.) Ein weiterer Grund für den König lag offenbar darin, gegenüber dem weltlichen Adel, welcher in diesem Staat längst über die Krone hinausgewachsen war, einen mächtigen Verbündeten zu finden in dem geistlichen Adel der katholischen Bischöfe und Aebte; diese Hoffnung schlug nicht fehl; von dem Glaubenswechsel ab hat der katholische Episkopat — mit kurzen Unterbrechungen — die Krone von der Ueberherrschung durch den Adel befreit: — aber freilich nur um den Preis vollständiger Unterwerfung des Königthums durch den Krummstab selbst. Wie weit Umwandlung der religiösen Ueberzeugung mit im Spiel war, entzieht sich unsrer Kenntniß. Jedesfalles aber bekundet es gesunde staatsmännische Einsicht, die gewaltigen Vortheile der Annahme des Katholicismus zu erkennen, und ein nicht geringes Maaß von Muth, das für ersprießlich Erachtete sofort, mit schroffer Verleugnung der eignen Vergangenheit, ins Werk zu setzen. Da jedoch das Geplante mit allen Ueberlieferungen dieser Krone, zumal aber mit der Staatsleitung des soeben verstorbenen gewaltigen Herrschers Leovigild in Widerspruch stand, auch Widerstand der eifrigen Arianer, zumeist ihrer Priesterschaft, zu erwarten war, auch etwa die Gothen, nachdem nun einmal der Arianismus mit deren Volksthum verwachsen war, in dem Plan eine Antastung desselben zu Gunsten des Römerthums erblicken mochten, so ging man — offenbar unter Leitung des geistig sehr bedeutenden Leander von Sevilla — mit einer aufhorchenden, vortastendenden Klugheit der Seelenbearbeitung zu Werke, in deren vorsichtig gewählten Schritten für ein geübtes Ohr der altüberlieferte Leisegang der Priesterschaft nicht zu verkennen ist. Vor allem mußte man versuchen, das Aergerniß abzuschwächen, welches treue Gothen der alten Art an dem Abfall des Sohnes von den Grundsätzen des großen Vaters — und den bisher eigenen! — nehmen mußten. Denn es blieb doch ein starkes Stück, daß R. nun zu dem Bekenntniß übertrat, um deßwillen mit — wenn auch nicht allein — sein älterer Bruder, der Thronerbe sozusagen, unter eifriger Mitwirkung Rekared's war von der Thronfolge ausgeschlossen und schließlich hingerichtet worden. Anknüpfend an die glaubhafte Thatsache, der Greis habe auf dem Sterbebette die Verurtheilung seines Erstgeborenen bereut, verbreitete man das hieran sich sehr natürlich reihende Gerücht, es habe die gesammte Staatskunst, welche in jener blutigen Strafthat gipfelte, die grundsätzliche Niederhaltung der katholischen Bischöfe bereut. Von da war nur noch ein kurzer Schritt zu der Erfindung, er habe sich zuletzt dem verfolgten Bekenntniß selbst heimlich zugewendet — dies nur aus Furcht vor seinem Volke zu zeigen nicht gewagt, Leovigild freilich höchst unähnlich — ja er habe befohlen, seinen nunmehrigen Erben in den katholischen Lehren zu unterweisen und zwar habe er zu diesem Auftrag ausersehen denselben Bischof Leander von Sevilla, welcher die schürende Kraft der

Empörung Hermenigild's und der bösartigste Feind des alten Heldenkönigs wie des bisherigen Gothenstaates gewesen war. Daß all diese Gerüchte und offenbaren Erfindungen zuerst bei Gregor dem Großen auftauchen, ist erst recht bedenklich; denn der Papst stand in vertrautestem Verkehr eben mit Leander, auf welchen so alle Spuren zurückführen. Dieser geistvolle Mann ist der früheste in der Reihe von spanischen Kirchenfürsten, die von da ab so oft an des Königs Statt die Geschicke der pyrenäischen Halbinsel geleitet und beherrscht haben. Auf die Verbreitung jener Gerüchte folgte eine ebenfalls meisterlich ausgesonnene That: R. ließ einen gewissen (Grafen?) Sisbert, welcher die Hinrichtung Hermenigild's (geleitet) vollstreckt hatte, in beschimpfenden Formen nun selbst hinrichten; dadurch ward die Verantwortung gewissermaßen von dem königlichen „mißleiteten" Vater auf das (doch gewiß ganz willenlose) Werkzeug abgewälzt. R. erschien als Rächer des Bruders, bethätigte seine brüderliche Liebe — allerdings etwas spät! — sühnte seine Mitwirkung an des katholischen „Martyrs" Verderben — heilig gesprochen ward Hermenigild allerdings erst auf Bitten König Philipp II., der ebenfalls einen Sohn hinrichten ließ — des Vaters Reue und Uebertritt zu dem katholischen Glauben ward dadurch sehr wahrscheinlich gemacht. Zugleich zeigte der König Arianern und Katholiken einschüchternd und ermuthigend den Umschlag in seiner eigenen Gesinnung. Aber man ging weiter. Allerlei Landplagen und Naturereignisse, welche nach Hermenigild's Untergang eingetreten waren, — ein gewaltig Erdbeben, welches die Felsen der Pyrenäen durchschütterte, verderbliche Heuschreckenschwärme, welche die Saaten um die Königsstadt Toledo zerstörten, — wurden als Strafgerichte Gottes für die Verfolgung der Bischöfe für das Blut des Bekenners gedeutet; freilich hausten die Heuschrecken noch schlimmer in dem eifrig katholischen Gallien, freilich ist es sehr zweifelhaft, ob Hermenigild um seiner Bekenntnißtreue willen war hingerichtet worden. Und um gegen etwaige arianische Empörungen auch fremde Hülfe katholischer Waffen zu gewinnen, näherte sich R. nun, in völligem Umschwung auch der bisherigen auswärtigen Staatskunst, den katholischen Frankenkönigen der anderen Gruppe; hatte Leovigild ihn mit Chilperich's Tochter vermählen wollen, so verband er sich nun mit Childibert II. — Guntchramn von Burgund war freilich noch nicht zu gewinnen, er hatte weder seine empfindlichen Schläge noch die Heißgier nach dem schönen Septimanien vergessen, es kam wieder zu Gefechten, in welchen die Gothen siegten, bis zum 10. Meilenstein vor Arles verfolgten sie. Aber mit Childibert kam jetzt schon ein Bündniß zu Stande, wahrscheinlich unter geheimer Ankündung des bevorstehenden Glaubenswechsels. Denn nun gingen R. und Leander an das Werk. Noch im December 586 oder Januar 587 berief der König die katholischen und die arianischen Bischöfe zu einem Religionsgespräche nach Toledo, in welchem sie beide ihre Lehrsätze vortragen, begründen, die Gegner überzeugen sollten. An wirkliche Ueberzeugung dachte dabei wol Niemand, der Ausgang des Religionsgesprächs war im voraus festgestellt, der König erklärte sich bei dessen Schluß aus himmlischen und — fügt er, aufrichtig genug, hinzu — aus irdischen Gründen bewogen, für die katholische Lehre. Viele vornehme Gothen traten jetzt schon mit dem König über, langsam folgte allmählich die Menge des Volkes. Die katholische Kirche erleichterte mit großer Klugheit den Schritt, indem sie, von einer zweiten Taufe, an welcher Viele würden Anstoß genommen haben, absehend, sich mit Handauflegung eines rechtgläubigen Priesters begnügte; auch der König ließ sich bekreuzen und salben. Daß aber auch die Mehrzahl der bei dem Religionsgespräch erschienenen arianischen Bischöfe damals gleich übertrat, erklärt sich wohl nur daraus, daß die Ueberzeugungsfestesten nicht erschienen waren. Nun kam sogar ein Verlöbniß Rekared's mit Childibert's Schwester Chlodosvintha zu Stande. Der Bräutigam zahlte einen Mautschatz (? oder schickte

nur ein Geschenk) von 10000 Solidi = 120000 Mark: so mächtig wirkte damals der Gegensatz der Bekenntnisse, daß Childibert nun sein Königswort brach, mit welchem er die Schwester vorher dem arianischen Langobardenkönig Authari verlobt hatte, um sie dem katholisch gewordenen Gothen zu geben, vorbehaltlich der Zustimmung Guntchramn's von Burgund, der aber zunächst noch unversöhnbar blieb und einen neuen Angriff auf Septimanien rüstete. Da der Katholicismus, sobald er nicht mehr verfolgt ward, selbst verfolgte, so die Arianer von allen Aemtern im Heer- und im Friedensdienst ausschloß, alle arianischen Bücher verbrannte, loderten rasch nach einander drei arianische Erhebungen auf, eine in Septimanien unter dem scharfsinnigen und charakterfesten Bischof Athalokus (Athalaiks) und zwei Grafen Granista und Wildigern; obwol von Burgund aus unterstützt, ward die Erhebung rasch unterdrückt. Ebenso eine Verschwörung der Arianer in dem neu einverleibten Suebenreich, der katholische Bischof Mausona entdeckte sie, ein Mirakel lähmte den Schwertarm des Grafen, der diesen hatte ermorden wollen; wie Athalokus weigerte auch hier der arianische Bischof Sunna nach der Ueberwältigung den Uebertritt. Endlich verband sich Rekared's Stiefmutter, Godisvintha, die Wittwe Athanagild's, eine leidenschaftliche Arianerin, welche bereits an Hermenigild's und Ingundens Untergang eifrig mitgearbeitet hatte, mit arianischen Bischöfen gegen R. und der so eifrig katholische Guntchramn besann sich doch nicht, mit diesen Ketzern sich einzulassen: er schickte abermals ein gewaltig Heer in das gothische Septimanien. Allein die Verschwörung ward entdeckt — die Greisin Godisvintha endete, wie es scheint, durch Selbstmord und das Heer Guntchramn's ward bei Carcassonne so großartig geschlagen, daß man darin die besondere Belohnung des Himmels für Rekared's Uebertritt erblickte. Jetzt gab Guntchramn, endlich mürbe geworden, seinen Traum von der „Pyrenäengrenze" auf; er willigte nun auch in die Verlobung Chlodosvintha's mit R., welche aber wahrscheinlich nie zum Vollzuge kam. Seitdem hatte R. nur noch selten das Schwert zu ziehen: die Empörung eines gothischen Dux Argimund — ob sie wegen der Unterdrückung des Arianismus erfolgte, wird nicht gesagt — ward blutig niedergeschlagen und der Versuch katholischer Basken, welche, vor Leovigild's Strenge ausgewandert, nun gegen Rekared's Willen in die verlassenen Sitze zurückkehren wollten, mit den Waffen abgewehrt. Im J. 589 tagte das große Bekehrungsconcil (das III.) in Toledo unter der Leitung Leander's von Sevilla und Mausona's von Merida: hier legten nun König, Königin und Laienadel das katholische Bekenntniß ab, der Arianismus ward verflucht. Aber sofort ward das Concil auch zum R e i c h s t a g, indem von demselben auch nur weltliche Beschlüsse gefaßt und vom König in sein Gesetzbuch aufgenommen wurden. Da nun aber auf diesen Versammlungen das für die Laien günstigste Stimmverhältniß gegenüber den Geistlichen etwa 20 : 80 betrug, so war die völlige Unterjochung des Staates durch die Kirche damit festgestellt: der Schild der Bischöfe wider den weltlichen Adel ward zum Tarpejaschild, der das Königthum erdrückte. Die Freude in Rom über das auf der pyrenäischen Halbinsel Erreichte war mit Grund eine große: nun erhielt sich der Arianismus, der einst Burgund, Südgallien, Spanien, Italien beherrscht hatte, nur noch bei den Langobarden und schon war Gregor an erfolgreichster Arbeit, ihn auch hier zu entwurzeln. R. und der Papst tauschten Geschenke, Leander erhielt das wohlverdiente Pallium, aber auch den Auftrag, den König, „den gemeinschaftlichen Sohn", welchem der Papst vor Allem „Demuth" empfiehlt, streng zu überwachen. R., jedesfalls eine hervorragende Persönlichkeit, hat, auch abgesehen von dem Glaubenswechsel, sehr vielfach in die neuere Entwicklung des Reiches eingegriffen: sehr starke Gründe sprechen dafür, daß auf ihn jene Fassung des Westgothenrechts zurückzuführen ist, welche unter dem Namen Antiqua (sc. Lex), Antiqua no-

viter emendata in den späteren Umgestaltungen so häufig erwähnt wird und von der Bruchstücke (in Paris) gefunden worden sind.

Quellen und Litteratur: s. die ausführlichen Angaben in Dahn, Könige der Germanen V, 1870, S. 168 f.; VI, 2, 1885, p. IX. S. 421 f. — Westgothische Studien 1874, S. 7 f. — In neuester Zeit hat Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte I, 1887, S. 321 Zweifel gegen die Urheberschaft Rekared's an der Antiqua erhoben. Dahn.

Rekared II., König der Westgothen, 620—621 (16. April?), Sohn des Königs Sisibut (612—620); dieser hatte bereits bei Lebzeiten die Wahl des Sohnes zum (Mitherrscher und) Nachfolger durchgesetzt. Derselbe starb jedoch schon bald nach dem Vater.

Dahn, Die Könige der Germanen V, 1870, S. 184. Dahn.

Rekisvinth, König der Westgothen, 22. Januar 649 bis 1. September 672, Sohn König Kindasvinth's (641—652, s. A. D. B. XV, 745), drei Jahre 649—652 Mitherrscher mit diesem, seit des Vaters Tod (1. October 652) Alleinherrscher; angeblich auf den Rath von Bischöfen hatte der greise Kindasvinth den Sohn zur Mitherrschaft berufen und ihm schon dadurch in diesem Wahlreich die Thronfolge gesichert. Vielleicht gerade gegen jene Maßregel empörte sich ein vornehmer Gothe, Froja, floh zu den räuberischen Basken, welche stets bereit waren, sich für die rauhe Armuth ihrer Berge an dem geplünderten Reichthum der spanischen Thäler schadlos zu halten. Sie folgten auch jetzt dem lockenden Rufe zur Beute, drangen unter Führung Froja's, der dabei nach der Krone trachtete, von den Pyrenäen herab in die Niederungen und schlossen, unter großen Verheerungen des Flachlandes, Saragossa ein. Erst hier, am Ebro, wurden sie von R. zurückgeschlagen und über die Grenze getrieben, wobei Froja den Tod fand (649). R. war eine milde Natur: — für seine Königsaufgabe in diesem priesterbeherrschten Staat den Priestern gegenüber nur allzu nachgiebig; bezeichnend ist die späte Ueberlieferung, er sei als Knabe zum geistlichen Stand bestimmt und bereits geschoren gewesen. Auch als Herrscher pflog er gar eifrig Religionsgespräche mit Geistlichen und gelehrten Verkehr mit Bischof Braulio. Er machte den Bischöfen und den weltlichen Großen eine Reihe von bedenklichen Zugeständnissen und gab manche Vortheile, welche sein Vater für die Krone bereits gewonnen, unter Mißbilligung seiner „Härte“, wieder auf. Er bewilligte auf der Versammlung zu Toledo alle Forderungen der geistlichen und der weltlichen Aristokratie, beantragte selbst Straferlaß für alle überwiesenen Empörer, welche sein Vater, der eiserne Greis, mit weisester Strenge, mit echt staatsmännischem Geist zu strafen gepflegt hatte — in diesem von Priestern und Junkern mißhandelten Staat das einzige Rettungsmittel für die Krone und für die Gesammtheit —; er besigelte aufs neue das verderbliche Wahlprincip, das jeder einsichtige Vorfahr, so zumal sein Vater, einzudämmen getrachtet hatte, er forderte selbst die Aufstellung von Schiedsrichtern, deren Ausspruch bei Streitigkeiten mit Privaten die Krone sich unweigerlich zu unterwerfen haben sollte. Im Uebrigen ist seine 23jährige Regierung an Thaten leer — abgesehen von eifriger Arbeit an der Neugestaltung der bisherigen Leges Visigothorum, von denen er eine neue Herausgabe vornahm — sie wird ausgefüllt durch zahlreiche Kirchenversammlungen, erneute Judenverfolgung, Kirchenbauten, Geschenke an Kirchen und die Erscheinung der heiligen Leokadia, deren er gemeinsam mit Bischof Hildifuns gewürdigt wurde: ein Stück ihres Schleiers, das der Bischof mit dem Dolche des Königs abschnitt, wird heute noch zu Toledo gezeigt. Er verbot bei Strafe lebenslänglicher Verbannung, des Verlustes des Vermögens und aller Würden jede Anfechtung der katholischen Lehre, was nicht mehr gegen

den erloschenen Arianismus, sondern gegen die jüdischen Gelehrten gerichtet war. Das an sich rührende Lob später Quellen: „er liebte Alle sehr und wurde von Allen sehr geliebt, denn er war so mild und demüthig, daß er unter seinen Unterthanen nur wie Einer ihres gleichen erschien", ist in Wahrheit ein vernichtender Tadel für einen König dieses Reiches, der vor Allem des königlichen Selbstbewußtseins bedurft hätte. In der Schwäche hohen Alters hatte er sich nach Gerticos, einer Villa bei Salamanca, zurückgezogen, wo er am 1. September 672 starb.

Quellen und Litt.: Dahn, Könige der Germanen V, 1870 S. 198 f.; über seinen Antheil an der Redaction der Lex Visigoth. Westgothische Studien (1874), aber auch Waitz (Götting. gel. Anz. 1875) und Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte I, (1887) S. 327. Dahn.

Relindis ist als Vorgängerin der Aebtissin Herrad von Landsberg, der Verfasserin des Hortus deliciarum, in der elsässischen Kirchengeschichte wohlbekannt. An ihre beide Namen knüpft sich der große geistige und religiöse Aufschwung des Klosters Hohenburg auf dem Odilienberge. Sowohl der Hortus wie ein noch erhaltenes Sculpturrelief des ausgehenden 12. Jahrhunderts, das beide Aebtissinnen zu Füßen der Madonna mit dem segnenden Kinde zeigt, weisen auf diese Gemeinschaft hin. R. oder richtiger Rilint, wie sie in dem ältesten urkundlichen Zeugniß, einer Bulle des Papstes Lucius III. vom Jahre 1185, genannt wird, wurde, wie man annehmen darf, aus dem Kloster Bergen bei Neuburg im Bisthum Eichstädt, in den fünfziger Jahren des 12. Jahrhunderts vom Kaiser Friedrich I. berufen, um in dem in Verfall gerathenen Hohenburg Zucht und Ordnung wiederherzustellen. Sie führte hier die Regel des heiligen Augustinus ein und legte den Grund zu der späteren Blüthe des Klosters. Bis zum Jahre 1167 scheint sie hier thätig gewesen zu sein, als ihren Todestag verzeichnen die Necrologien den 22. August. Die wenigen lateinischen Verse, die von ihr stammen, sind bedeutungslos. Man hat ihr auch die Uebersetzung und Erläuterung des Hohen Liedes zuschreiben wollen, doch sind die Bezeichnungen, die auf sie leiten, äußerst fraglicher Natur.

Straßburger Bezirks-Archiv G. 28, gleichzeitige Copie der Bulle Lucius' III. Vergl. über die Bergener Zeit C. Bruschius in seiner Monasteriorum Germaniae chronologia, Ingolstadt 1551, S. 97 und Grandidier, Oeuvres inédites II, 291 ff. — Ueber die litterarischen Beziehungen vgl. W. Scherer in der Z. f. d. A. XX, 198 ff. und T. Hayner in Paul und Braune's Beiträgen III, 491 ff. W. Wiegand.

Rellstab: s. am Schluß des Bandes.

Rem: Jakob R. (Rhem, Rehm). Geboren 1546 wahrscheinlich zu Kißlegg und nicht zu Bregenz; † am 12. October 1618 zu Ingolstadt. Sein Vater Gallus R. war Wirth und gehörte also gewiß ebenso wenig zu dem Bregenzer Patriciergeschlechte der Schwickart genannt Rem, wie er den Augsburger Patriciern Rehm verwandt war. Jakob besuchte das Gymnasium der Jesuiten zu Dillingen. Bald nach Beginn der Universitätsstudien erbat er 1566 die Aufnahme in den Jesuitenorden, wurde nach Rom geschickt und begann dort am 18. September das erste Noviziat. Nach Ablegung der Gelübde kehrte er im Herbst 1568 nach Dillingen zurück, studirte Philosophie, wurde Herbst 1569 Magister derselben, studirte Theologie und hielt nach Ablegung des zweiten Noviziates am 21. Mai 1573 seine Primiz. Seit dem Beginne der Theologiestudien war er Präfect, seit 1582 Subregens im Convict der Jesuiten. 1584 kam er als Minister in das Jesuitencolleg zu München. 1585 wurde er Präfect im dortigen Convict der Jesuiten zum h. Michael. 1586 wurde er Subregens im Jesuitenconvict zu Ingolstadt und blieb in dieser Stellung bis zu seinem Tode.

Die zweiten Gelübde durfte er erst am 29. Juni 1587 ablegen und er wurde dann unter die Coadjutores spirituales eingereiht. Er pflegte in hervorragendem Maße Weltentsagung und Gefühlsschwärmerei nach der Weise seines Ordens, hatte Verzückungen und Visionen, unterhielt regen Verkehr mit den „armen Seelen" und prophezeite. Er zuerst führte die in Rom von den Jesuiten geschaffene Marianische Congregation in Oberdeutschland ein, indem er eine solche 1575 unter Convictoren zu Dillingen errichtete und ausbildete. Am 4. Mai 1594 gründete er dann zu Ingolstadt aus der Congregation heraus das Colloquium Marianum, einen Verein, welcher durch Gebete, Gesänge und Unterredungen Maria in noch höherem Maße als die Congregation verherrlichen sollte und unter dessen Regeln die wichtigste war, daß jedes Mitglied, welches eine Todsünde begehe, bis zur Sühnung derselben der Mitgliedschaft und ihrer Gnadenwirkungen beraubt, sowie jeder aus dem Convict Ausgeschiedene vom Colloquium ausgeschlossen sein solle, wenn er nicht mindestens einmal jährlich einer Versammlung desselben beiwohne oder an den Verein schreibe. Wie also die Gewissensängstlichkeit in den Mitgliedern gesteigert wurde, so waren sie auch der strengsten Ueberwachung unterworfen und angetrieben, nach Vollendung ihrer Studien mit den das Colloquium leitenden Jesuiten in Verbindung zu bleiben. Da R., als sich das Colloquium aufzulösen drohte, im J. 1604 Verzückungen hatte, worin Maria ihm enthüllte, daß ihr unter allen Ehrentiteln der lauretanischen Litanei die Anrede Mater admirabilis am angenehmsten sei, bezeichneten die Colloquisten seitdem ihre Schirmerin vorzugsweise als Mater ter admirabilis, ein Beispiel, welches auch sonst Nachahmung fand. Das Colloquium gewann dann zahlreiche Mitglieder und, wie es scheint, besonders adlige. 1615 wurde für die nicht im Convict lebenden Studirenden das Colloquium externum errichtet, welches jedoch nicht bis ins 18. Jahrhundert hinein sein Dasein gefristet zu haben scheint. Das Colloquium internum überdauerte die Auflösung des Jesuitenordens (1773) und ging erst unter, als die Universität 1801 von Ingolstadt nach Landshut übersiedelte. Seit 1875 betreiben die Jesuiten die Heiligsprechung Rem's.

Franz Hattler, S. J., Der ehrwürdige P. Jakob Rem aus der Gesellschaft Jesu und seine Marienkonferenz, Regensburg 1881 mit Bildniß und Angabe der älteren Quellen, worunter die Hist. prov. soc. Jesu Germ. super. IV. die wichtigste ist. Stieve.

Rem: Lucas R. ist bekannt durch sein Tagebuch (von 1494—1541), welches nicht nur für die Handelsgeschichte, sondern für die Zeitgeschichte überhaupt von großer Wichtigkeit ist. Er entstammt einer alten, wohlhabenden und weitverzweigten Familie von Augsburg, die ihren Ursprung bis in die Zeit der Kreuzzüge zurückführt. Als ihr beglaubigter Stammvater ist Berchthold R., † 1325, anzusehen. Die Familie theilte sich bald in mehrere Linien, unter denen diejenige der R. v. Köz die bekannteste ist und eine Anzahl tüchtiger Männer hervorgebracht hat; im Laufe des 17. Jahrhunderts ist sie erloschen. Zur Familiengeschichte sei folgendes bemerkt. Mit dem zünftischen Stadtregiment (seit 1368) scheinen sich die R. nicht auf den besten Fuß gestellt zu haben: es gab häufig Streitigkeiten. Als ihnen 1479 der Rath die Aufnahme unter die Geschlechter anbot, lehnten sie dies ab; erst bei dem großen Geschlechterschub vom Jahre 1538 werden sie in das Patriciat der Stadt aufgenommen. Auch in Ulm, Lindau und Memmingen finden sich Glieder in dieser Familie, zum Theil in amtlichen Würden. Zu nennen sind außerdem Egydius R., der von 1526—1535 Bischof von Chiemsee war, der Dompropst Wolfgang Andreas (s. den folg. Art.) und der gelehrte Jurist Georg, Rathsconsulent zu Nürnberg und Prokanzler der Universität Altdorf. In der Reformationszeit trat ein Theil der Familie zur neuen Kirche über, der übrige verblieb in der alten. — Lucas R. wurde am

14. December 1481 geboren und ergriff wie die meisten seiner Vorfahren die Kaufmannschaft. Den vierzehnjährigen Knaben schickte sein Vater auf die damalige Hochschule des Handels, nach Venedig, von wo er nach 3½jähriger Lehrzeit, umfassend italienische Sprache, Rechnen und Buchhaltung, nach kurzem Aufenthalt in Mailand in die Welser'sche Factorei zu Lyon übersiedelte: hier erlernte er auch die französische Sprache. Auf drei Jahre ohne Besoldung, aber mit Verpflegung und Kleidung in den Dienst der Handelsgesellschaft Anton Welser und Konrad Vöhlin aufgenommen, wurde er mit der Buchführung betraut, aber auch auf Reisen geschickt, um Schulden einzukassieren, Safran einzukaufen und in den Nebenfactoreien die Rechnungsbücher und Kassen zu prüfen. Diese Reisen führten ihn weit und breit umher: in die Schweiz, nach Savoyen, nach Südfrankreich, ja bis nach Paris und in die Niederlande. Im J. 1503 bekam er den Auftrag, sich nach Lissabon zu begeben. Ueber Saragossa, durch Castilien, Medina del Campo und Salamanca ritt er dorthin. Er sollte dort beim Abschluß des Handelsvertrages mitwirken, welchen die Welser'sche Gesellschaft und andere Augsburger Kaufleute mit dem König von Portugal wegen „der Armazion 3 Schiff per Indiam" eingingen. Es ist dies die nämliche Angelegenheit, um derentwillen sich Dr. Konrad Peutinger durch Vermittelung des kaiserlichen Secretärs Blasius Hölzl an Maximilian I. wandte, mit der Bitte, sie möglichst zu fördern: „dann die Schif zu Portugal schier gen India fahren werden und uns Augsburgern ein groß Lob ist, als für die ersten Deutschen, die India suchen." Bis zum Jahre 1508 blieb er in Lissabon, damit beschäftigt, die indischen Schiffe zu armiren, die aus dem indischen Handel mit dem königlichen Hof erwachsenden Vertrags- und Geldgeschäfte zu erledigen, daneben auch große Einkäufe in allen gangbaren Handelsproducten zu machen und die im Interesse seines Hauses nöthigen Reisen zu unternehmen: bis in die Bretagne, in die Niederlande und England, aber auch nach Madeira, wo ebenfalls eine Welser'sche Factorei war, nach der canarischen Insel Palma, wo die Welser große Plantagen besaßen. Die Arbeit, welche er bei diesen Visitationsreisen zu bewältigen hatte, war ungeheuer und vielseitig; nicht geringer als die, welche er in Lissabon auszurichten hatte. Seine Geschäftskenntniß, sein Fleiß und seine Umsicht rechtfertigten vollständig das Vertrauen, das ihm sein Handelshaus schenkte. Aber auch am portugiesischen Hof war er ein geschätzter Mann. Der Erfolg der Rührigkeit Rem's und des Welser'schen Handels kam ja auch der königlichen Kasse zu gut. Derselben mußten, abgesehen von dem Vortheil aus dem Verkauf der Schiffe 40 Procent des Reingewinns aus der Einfuhr indischer Colonialwaaren ausbezahlt werden, laut Vertrag vom Jahre 1503. Außerdem war R. ein welterfahrner und gewandter Mann, mit dem der König gerne verkehrte, so daß R. gar oft „bey ihm sein muoßt". Kein Wunder, daß der König den trefflichen deutschen Kaufmann, nachdem er fast sieben Jahre in Portugal gewesen war, nur ungern scheiden sah. „Im Urlaubnehmen lüos (ließ) der King die Kunigin und all sein Kind mit vil Köstlichkeit in sein Kammer kommen: vier Sun und zwei Dochtern in Ordnung, küsset ihnen allen die Hend und nahm mein Abschied, ihnen mein Bruoder Hans hoch befehlend." Auf der Rückreise hatte er auch am spanischen Hofe vorzusprechen. Da König Ferdinand nach Aragonien verreist war, „da was el Infante, Don Fernando, mit dem ich redet, vil converfieret, Hand küsset." Auf der Reise traf er mit dem König selbst in Medina Celi zusammen und durfte ihn bis Saragossa begleiten. Nach seiner Heimkehr und einer überstandenen Krankheit sollte er nun die Leitung der Factorei Lyon übernehmen; zwar brachte er das dort in Unordnung gerathene Bücher- und Kassawesen wieder auf den rechten Weg, aber er bat dringend um eine Verwendung in dem zu rascher Blüthe gelangenden Antwerpen. Seinem Willen

wurde stattgegeben. Auch in Antwerpen harrte seiner eine große Arbeitslast, die noch durch große Unordnungen in der Kasse vermehrt wurde, verschuldet durch Anton Welser d. J., welcher „übel Haus gehalten“ und große Summen im Spiele verloren hatte. Aber auch im Hauptgeschäft zu Augsburg kamen Unregelmäßigkeiten und Unredlichkeiten vor, zu denen R. nicht schwieg. Die bösen Auseinandersetzungen führten schließlich dazu, daß er mit sammt seinen Brüdern Endres und Hans aus dem Dienst der Welser trat. „Also bin ich gemelter Gesellschaft vom 13. November 1499 bis 24. Dezember 1517 in ihrem Verpflicht, Kosten und Lohn gewest, nach meinem Verdienst aufs übelst belohnt.“ Lucas R. gründete nun seinen Hausstand und mit seinen genannten zwei Brüdern und noch zwei Theilhabern eine eigene Handelsgesellschaft. In Köln und Antwerpen errichtete er Factoreien, die er in den folgenden Jahren oft besuchte. R. hatte Glück im Geschäft. Schon als Diener im Welser'schen Haus hatte er eine Einlage von 2000 fl. im J. 1502 gemacht und damit sein Vermögen in der Zeit seines Dienstverhältnisses um fast das fünffache vermehrt, obwol er in Lissabon, wie er selbst sagt viel Geld „um neu Papagey, Katzen, ander seltzam lustig Ding“ und in Antwerpen „um Gemäl(de), Tafeln, Tücher ꝛc. den mehrteil verkramt und verschenkt“ habe. Um einen annähernden Begriff von dem Erträgniß eines kleinen und soliden Kaufmannsgeschäftes zu geben, sei aus seinem sorgfältig geführten Vermögensconto einiges erwähnt. Die im J. 1518 eingelegten 9000 fl. bezifferten im J. 1530 nach Abzug des Lebensunterhaltes und der Verluste 21 910 fl., im J. 1532 26 480 fl. Außerdem betheiligte er sich auch am Cruziadahandel der Fugger in Spanien mit einem Zehntel. Im J. 1540, als er sich von seinem Geschäft zurückzog, besaß er in demselben 56 980 fl., eine schöne Mehrung jener eingelegten 9000 fl. in einem Zeitraum von 22 Jahren. Es mag hierbei betont werden, daß es sich um eine streng rechtliche und mit kleinen Capitalien arbeitende Geschäftsführung handelte: jene großen Weltfirmen Augsburgs, welche ganz andere Capitalien einsetzten und durch ihr oft und heftig angegriffenes Monopolverfahren ungeheure Reichthümer in schneller Zeit zusammenbrachten, hatten allerdings höhere, fast unglaubliche Gewinnsätze zu verzeichnen. So weiß man aus einem Proceß, welchen ein Bediensteter der Ambrosius Höchstetter'schen Gesellschaft, Namens Bartholomäus R., mit seinem Hause 1517 führte, daß eine Einlage von 900 fl. in 6 Jahren sich bis zu 30 000 fl. vermehrte. Ein Zug Rem's, der von großer Klugheit und Fürsorge für die Zukunft seiner Familie zeugt, muß noch hervorgehoben werden: er legte einen beträchtlichen Theil seines Vermögens in liegenden Gütern und Leibgedingen an, um denselben vor den leichteintretenden Wechselfällen, denen das kaufmännische Capital immer ausgesetzt ist, zu bewahren. — Sein Tagebuch beansprucht keine litterarische Leistung zu sein; abgefaßt im trockenen Geschäftsstil und in einer zuweilen recht holperigen Sprache hat es jedoch den Vorzug der Zuverlässigkeit. Man sieht es dem Manne bald an, daß das Rechnen sein Hauptfach war. Auf umständliche Beschreibung dessen, was er in den vielen Ländern und Städten, die er besuchte, gesehen hat, läßt er sich nicht ein. Aber die Zeiten gibt er genau an, auch von seinem Befinden, das manchem oft ernstlichen Unwohlsein ausgesetzt war, meldet er, wie von den Kuren. Einige Male erwähnt er den Besuch schöner Kirchen und Klöster, Wallfahrten an besondere Gnadenorte, so namentlich eine Reise nach Loretto. Später ist er zur neuen Kirche übergetreten, ohne dies auszusprechen; man merkt es nur aus dem Umstand, daß seine Kinder in evangelischen Kirchen getauft werden. Die große Bewegung seiner Zeit scheint ihm wenig Interesse abgerungen zu haben: er spricht davon mit keinem Wort. Selbst den berühmten Reichstag von 1530 führt er nur nebenbei als blose Zeitbestimmung an einer einzigen Stelle an. Aber für das bürgerliche, insonderheit

kaufmännische Leben ist sein Büchlein eine werthvolle Quelle, die auch in die Verhältnisse seines Haushaltes und der Familie einen Einblick gewährt. Es zerfällt in folgende Abschnitte: 1) Meiner Eltern Geburt, Hochzeit und etwas Bescheids, 2) Mein Geburt, Theil meines Lebens, viel und groß Reisens, 3) Mein Hauptgut und Gewinn (im Geschäft), 4) Meine Heirath, Hochzeit, Vermögen der Frau, Hochzeitsgeschenke, 5) Was ich auf mehr Hochzeiten geschenkt hab, 6) Leibgeding und ererbte und erkaufte Güter, 7) Geburt meiner ledigen und geborn Kind, ihr Wesen, 8) Geburt meiner Ehekind, 9) Verzeichniß der Diener (im Geschäft), 10) Steuerrechnung. — Am 22. September 1541 starb Lucas R.

Stetten, Geschichte der adeligen Geschlechter der Stadt Augsburg. — Greiff, „Tagebuch des Lucas R. a. d. J. 1494—1541", in d. Zeitschrift des hist. Vereins von Schwaben und Neuburg, Jahrgg. 1860.

Wilhelm Vogt.

Rem: Wolfgang Andreas R. gehört zu der Köz'schen Linie seines Geschlechts und zu der zweiten Humanistengeneration in Augsburg, welche von der ersten unmittelbar ihren Unterricht erhielt. Er wurde geboren am 28. Februar 1511 zu Worms, wohin aller Wahrscheinlichkeit nach seine Mutter ihren rechtsgelehrten Mann Wolfgang auf einer Geschäftsreise begleitet hatte. In die lateinische und griechische Litteratur führte ihn der bekannte Otmar Luscinius (Nachtigall) ein, in der Mathematik unterwies ihn der unermüdlich fleißige Benedictiner Veit Bild von St. Ulrich. Eine zeitlang hielt er sich in Ingolstadt auf, zog dann auf die Hochschule von Padua, von wo er des Mailändischen Krieges wegen (1526) in die Heimath zurückkehrte. Die folgenden Jahre widmete er sich dem Studium der Rechte zu Tübingen unter Georg Symler, zu Toul unter Peter Fönix, zu Bourges unter Andreas Alciati und wird zum Doctor beider Rechte 1530 promovirt. Von nun an steigt der sprachengewandte und seiner juristischen Kenntnisse halber sehr geschätzte Mann als Geistlicher der Augsburger Diöcese rasch in den kirchlichen Würden empor, wird vielfach in wichtigen Missionen verwendet und mit Ehren überhäuft. So finden wir ihn 1531 als Abgeordneten auf dem Reichstag zu Regensburg, wo ihn Ferdinand zu seinem Rath ernennt; im gleichen Jahr erhält er auch noch die Würde eines Advocaten des Reichskammergerichts zu Speyer. Auf dem Reichstag zu Worms 1545 erhebt ihn Karl V. zum kaiserlichen Rath. In allen wichtigen Angelegenheiten bedienten sich die Bischöfe seines Talentes. Wie zu den Reichstagen sandten sie ihn an die Höfe der baierischen Herzöge und anderer Fürsten, übertrugen ihm die Leitung ihrer Diöcesansynoden und Abfassung ihrer Schreiben an die Päpste wegen seines „ciceronianischen" Lateins. Im J. 1545 schickte ihn sein Bischof Cardinal Otto, Truchseß von Waldburg (1543—1573) auf das Concil von Trient. R. hatte unter den Humanisten einen geachteten Namen, ihn und seinen Vater zählte Erasmus unter seine Freunde: auch Viglius van Zwichem war ihm wohlbefreundet. Seine angestrengte Berufsthätigkeit scheint ihm keine Zeit zu litterarischer Thätigkeit übrig gelassen zu haben; wenigstens ist nur eine einzige Schrft, eine Gedächtnißrede auf Bischof Christoph von Stadion, von ihm bekannt. Aber seine Mußestunden widmete er gerne den humanistischen Studien im weitesten Sinne. Davon legt sein Nachlaß Zeugniß ab: neben juristischen Werken hinterließ er 1400 Bücher allgemeinwissenschaftlichen Inhalts und sehr viele mathematische (physikalische) Instrumente. Er starb als Dompropst zu Augsburg am 31. August 1588.

Veith, Biblioth. Augustana de vita et scriptis eruditorum Aug. Vind. Alph. IV. — Khamm, Hierarch. Aug. — Placidus Braun, Geschichte der Bischöfe v. Augsburg, III. Band. Wilhelm Vogt.

Remak: Robert R., Arzt und Embryolog, ist zu Posen am 26. Juli 1815 geboren. Er studirte in Berlin die Heilkunde, mit besonderem Eifer Physiologie unter Johannes Müller, dessen enthusiastischer Anhänger er wurde, und unter dessen Leitung er mit Vorliebe mikroscopischen Untersuchungen sich widmete. Nebenher beschäftigte er sich als Student auch vielfach in Jüngken's Augenklinik, bei Froriep's Sectionen, denen er mit Aufmerksamkeit folgte, und in der Barez'schen Kinderklinik. Schon 1836 publicirte er als das Resultat seiner physiologischen und mikroscopischen Studien in Joh. Müller's Archiv eine kleine Arbeit: „Vorläufige Mittheilung mikroscopischer Beobachtungen über den inneren Bau der Cerebrospinalnerven und über die Entwicklung ihrer Formelemente", als deren Erweiterung im J. 1838, zugleich als seine Promotionsschrift, die „Observationes anatomicae et microscopicae de systematis nervosi structura" (Acced. II tabb. aeri incisae. 4 maj. Berolini 1838, Reimer) folgten. Später schlossen sich daran noch eine ganze Reihe weiterer Mittheilungen aus dem Gebiete der Physiologie bis zu dem Erscheinen der interessanten Arbeit: „Ueber ein selbständiges Darmnervensystem." (Mit 2 Kupfertafeln. Fol. Berlin 1847, Reimer.) Als Schönlein nach Berlin kam, trat R. zu ihm und seiner Klinik in ein näheres Verhältniß, fungirte von 1843—1847 als Assistenzarzt und beschäftigte sich während dieser Zeit mit pathologischen und namentlich embryologischen Forschungen. Die erste Frucht dieser Arbeiten war eine Monographie, betitelt: „Diagnostische und pathogenetische Untersuchungen in der Klinik des Geh. Raths Dr. Schönlein, auf dessen Veranlassung angestellt und mit Benutzung anderweiter Beobachtungen veröffentlicht" (mit 1 Kupferstich gr. 8. Berlin 1845, Hirschwald). 1847 habilitirte sich R. nach durch besondere Cabinetsordre Friedrich Wilhelm's IV. empfangener Erlaubniß, deren R. infolge seiner mosaischen Confession bedurfte, als erster jüdischer Privatdocent an der Berliner med. Facultät, erlangte aber erst 1859 die Ernennung zum Prof. e. o. Von 1856 ab wandte er sich mehr und mehr von seinen theoretischen physiologischen Forschungen ab und praktischen Studien zu. Speciell zog die größere Nutzbarmachung der Elektricität für therapeutische Zwecke sein Interesse auf sich, anfangs nur in Würdigung ihres wissenschaftlichen Werths in Bezug auf die Physiologie des Nervensystems, in der seine Untersuchungen vielfach wurzelten, dann aber auch hinsichtlich der praktischen Anwendung in bestimmten Krankheitsformen. Er begann mit Eifer als Elektrotherapeut zu prakticiren, erlangte sehr bald einen bedeutenden Clientenkreis, mußte aber seine anstrengende Beschäftigung mehrfach infolge von Kränklichkeit in seinen letzten Lebensjahren unterbrechen. Verschiedene herbe, äußere Schicksalsschläge, lange, gefährliche Erkrankung des einzigen Sohnes, der Tod seiner Gattin, auch Schönlein's plötzlicher Hingang wirkten so heftig auf seine, ohnehin schon reizbare Natur ein, daß er, erst 50 Jahre alt, am 29. August 1865 in Kissingen, wohin er sich zu seiner Erholung begeben hatte, starb. R. war ein selten begabter, fleißiger, strebsamer, von Ehrgeiz nicht freier Arzt. Seine Bedeutung für die Medicin ist eine dreifache. Einmal und in erster Linie sind seine, schon zum Theil oben angeführten, unsterblichen Arbeiten auf dem Gebiet der mikroscopischen Anatomie des Nervensystems zu nennen, denen auch die Entdeckung des sogen. „Axencylinders" und der seinen Namen führenden Nervenfasern zu danken ist. Dann ist R. durch seine ausgezeichneten „Untersuchungen über die Entwicklung der Wirbelthiere" (Berlin 1850—55) und verschiedene andere, hierher gehörige Arbeiten der Schöpfer einer angemessenen Reform der Embryologie geworden, insofern, als er die großen Schwierigkeiten, welche die Schleiden-Schwann'sche Zellentheorie dieser Disciplin in den Weg gelegt hatte, beseitigte. Indem er fand, daß das Ei der Thiere stets eine einfache Zelle sei, daß die 3 Keimblätter, welche sich aus dem Ei entwickeln und nur

aus Zellen zusammengesetzt sind, sich flächenartig ausbreiten und aus ihnen die Hauptsysteme des Körpers und alle die verschiedenen Gewebe durch „Differenzirung“ sich bilden, und indem er schließlich den Antheil näher feststellte, welchen die verschiedenen Keimblätter an der Bildung der verschiedenen Gewebe und Organsysteme besitzen, vereinfachte und klärte er dieses Gebiet ganz außerordentlich und führte eine Theorie durch, die später von anderen Autoren bestätigt und im wesentlichen auch heute noch, wenigstens für den Wirbelthierstamm, gültig ist. Endlich hat sich R. auch noch um die praktische Medicin dadurch verdient gemacht, daß er die Anwendung des constanten Stromes in die Behandlung der Nervenkrankheiten einführte, speciell die centrale Application auf Gehirn und Rückenmark, die trotz mannigfacher, anfangs dagegen erhobener Einwände und Widersprüche später doch volles Bürgerrecht erlangte, und fortab als wirkliche Bereicherung der Heilkunde angesehen wird. — Hinsichtlich der äußeren und Charaktereigenschaften Remak's ist noch nachzutragen, daß er ein schlanker Mann mit hervorstechenden Gesichtszügen, lebhaften Augen und dunklem Haar war, in seinen jungen Jahren eine überaus frische, lebendige Natur besaß, von freundlichstem Entgegenkommen und immer bereit zu Gefälligkeiten und kleinen Aufmerksamkeiten, namentlich gegen die fremden Aerzte war, die sich nach vollendeten Studien zu weiterer Fortbildung in den Berliner Kliniken einfanden. Später brachten es persönliche Ungunst der Verhältnisse, namentlich der Umstand, daß er durch zu langes Verharren in der bescheidenen Stellung als Privatdocent seine Thatkraft nach vielen Richtungen gelähmt sah, mit sich, daß sich Remak's ein gewisser Unmuth, eine Gereiztheit bemächtigte, die in wissenschaftlichen Fehden, wie in gesellschaftlichem Verkehr oft sogar verletzten. Zu seinen besondersten Eigenschaften gehörte eine lebhafte Phantasie, eine Neigung, an einmal erfaßte Dinge mit großem Enthusiasmus heranzutreten und sie weiter zu verfolgen. Nicht bloßer Ehrgeiz, auch der Wunsch, die Wissenschaft zu fördern und Anderen nützlich zu werden, leitete ihn bei seinen Arbeiten. Gern hätte er für seine Specialität der Elektrotherapie eine besondere klinische Abtheilung in der Charité errichtet gesehen, doch ist dieser Plan nicht verwirklicht worden.

Vergl. Biographisches Lexikon hervorragender Aerzte u. s. w., herausgegeben von A. Hirsch, Bd. IV, S. 702. Pagel.

Rembert, s. **Rimbert**.

Remboldt: Berthold R., bedeutender Buchdrucker, war einer jener Deutschen, welche mit Ulrich Gering, dem ersten Buchdrucker in Paris, die Druckkunst gemeinschaftlich ausübten. Gering hatte von 1470 ab auf Veranlassung des Rectors der Pariser Universität Sorbonne mit Martin Crantz und Michael Friburger eine Druckwerkstatt in dem geistlichen Institut der Sorbonne innegehabt, später aber in dem Hause „zur goldenen Sonne“ bis 1480 für alleinige Rechnung gedruckt, und, nachdem er einige Zeit mit George Maynyal zusammen gedruckt hatte, sich im J. 1489 mit Remboldt aus Straßburg verbunden. Diese beiden gaben mehr als 12 Folianten für Geistliche und Juristen heraus, darunter namentlich ein in drei Bänden, 1500, 1501 und 1504 erschienenes „Corpus juris Canonici glossis“, das in fünf Spalten roth und schwarz gedruckt, hervorzuheben ist. Eine Virgilausgabe ist so sorgfältig corrigirt, daß dieses Buch Remboldt's als völlig fehlerfrei gilt. Nach dem 1509 erfolgten Tode seines Gesellschafters Gering begann R. theils allein, theils mit anderen Typographen zusammen zu drucken; so erscheint er mit Jodocus Badius, Johannes Parvus, Thielmann Kerver, Durandus Gerlier, besonders aber mit Johannes Waterloes, den er bis zu seinem 1519 eingetretenen Tode als Socius behielt. Remboldt's Corrector war Johannes Chappreis. Das letzte Buch, welches R. ge-

meinschaftlich mit Gering gedruckt hat, trägt das Datum des 8. März 1508; das erste von ihm allein ausgegebene Werk: „Bruno in Epistolas Pauli“ erschien 1509. Aus demselben Jahre ist ein gemeinschaftlich mit Waterloes ausgeführter Druck: „Expositio Gregorij pape super Cantica canticorum Cantica Gregori sermone breui manifestat.: Dulcius vt castis auribus illa sonent“ bekannt, und im Jahre 1512 gaben sie ein Werkchen: „Beatissimi Cecilii Cypriani carthaginensis presulis oratoris“ heraus. Aus den Schlußschriften ist zu ersehen, daß auch sie ihr Druckhaus „zur Goldnen Sonne“ nannten. Wie Gering, so war auch R. ein Geschäftsfreund des Buchdruckers Koberger in Nürnberg, dieser ließ auch 1510 ein Werk seines Verlages bei R. in Paris drucken; auf den Sermonen Augustin's von 1510 findet sich wenigstens die Bemerkung: „Findest Du beim Drucker R. selbst und in den Offizinen des Hans Koberger und Jodocus Badius käuflich.“ R. hatte sich zu Anfang des 16. Jahrhunderts mit Charlotte Guillard verheirathete, die in der Schule ihres Mannes bald eine ausgezeichnete Druckerin wurde und die Kunst, auch nach seinem Tode noch, fast ein halbes Jahrhundert ausübte. Sie heirathete 1520 in zweiter Ehe den nicht minder bedeutenden französischen Drucker Claude Chevallon, der aber bereits 1542 starb, während sie noch bis 1566 lebte und thätig war. Remboldt's Wittwe druckte u. a. in den zwanziger Jahren einige Werke für Gottfried Hittorp in Köln; ein Franzose sagt darüber: „Ein Deutscher führte die Buchdruckerkunst in Frankreich ein, und die französische Frau eines Deutschen entwickelte sie zur höchsten Blüthe.“ Während ihrer Thätigkeit gab sie eine lateinische Bibel und die Kirchenväter Augustin, Basilius, Chrysostomus, Gregor, Hieronymus und Origenes in lateinischer Sprache, aber mit griechischen und hebräischen Verweisungen heraus. Das Signet Remboldt's war ein mit seinen Anfangsbuchstaben versehener Schild, der von einem aufrecht stehenden Löwen gehalten wird, doch kommt auch ein von zwei Knappen gehaltener Flammenstern, sowie eine Monogrammscheibe, aus welcher das Jupiterzeichen emporwächst, vor. Das Signet ist wahrscheinlich von R. selbst geschnitten, der vermuthlich, wie ja die meisten Buchdrucker, aus der Zunft der Briefmaler und Formschneider hervorgegangen war.

Kapp, Geschichte, S. 198, 283. — Linde, Geschichte, S. 717. — Maittaire, Annales typographici III, S. 93. — Weller, Annalen I, 395. — Madden, Lettres d'un Bibliographe, S. 229—262. — Nagler, Monogrammisten I, S. 873. — Klemm, Katalog, S. 396 u. s. w. —

J. Braun.

Rembrandt van Rijn, einer der besten holländischen Maler und Radirer; geb. in Leyden (nach Vosmaer) am 15. Juli 1607. Er war ein Sohn des Müllers Harmen Geritszoon und darum nach holländischer Sitte Harmenszoon genannt. Dies war also sein Familienname, Rembrandt sein Taufname und es ist eine irrige Annahme, wenn man glaubt, er hätte Paul R. geheißen. Die Eltern waren ziemlich bemittelt, sie besaßen ein Haus mit Garten im Weddesteg und am Rhein eine Windmühle, welche „der Rhein“ hieß. Daher stammt die Benennung „van Rijn“. Er war das sechste Kind seiner Eltern. Als jüngster Sohn sollte er die Lateinschule besuchen; der Ruf der Universität seiner Vaterstadt war nicht gering und zog viele Jünger der Wissenschaft an. Aber R. war unempfindlich diesen Verlockungen gegenüber. Seine Neigung zur Kunst muß frühzeitig und heftig zu Tage getreten sein und einem solchen Drange gegenüber mußte der Vater schließlich nachgeben. Sein erster Lehrer in der Kunst war Jacob Swanenburg, zu dem er etwa im Alter von 10 1/2 Jahren gekommen ist. Dieser sein Lehrer war längere Zeit in Italien gewesen; R. hätte also Gelegenheit gefunden sich mittelbar mit der italienischen classischen Kunst ver-

traut zu machen. Aber sein Lehrer hatte sich nicht an die classischen Vorbilder angeschlossen, sondern an einen lebenden deutschen Künstler, Adam Elzheimer, dessen Kunst so viele nordische Künstler, die sich in Rom aufhielten, anzog. R. konnte durch Stiche, die Goudt nach Elzheimer ausgeführt hatte, in den Kunstcharakter desselben eingeführt worden sein; er fühlte sich als Kunstjünger nahe mit diesem verwandt und in der That übte der deutsche Meister aus weiter Ferne seinen wohlthuenden Einfluß auf den jungen R. aus. Drei Jahre blieb R. bei Swanenburg, worauf ihn der Vater, wohl auf den Rath des Lehrers selbst, zur weiteren Ausbildung zu P. Lastman brachte, der sich in Amsterdam aufhielt. Auch dieser war in Italien gewesen und daselbst ein Anhänger Elzheimer's geworden. So bewegte sich R. bei Lastman in derselben Atmosphäre, wie bei seinem ersten Lehrer. Nur ein halbes Jahr blieb R. bei seinem zweiten Lehrer. Mit etwa 15 Jahren fing er an selbständig zu arbeiten. In dieser Zeit hielt er sich in Leyden im Hause seiner Eltern auf und studirte nach der Natur. Sobald er in die Oeffentlichkeit trat, fand er freundliches Entgegenkommen und Anerkennung, was ihm den Muth gab, auf dem eingeschlagenen Wege fortzuwandeln. Dieser Weg war aber ein neuer, bisher unbetretener. Wenn Rubens über Farben und Lichtglanz wie ein Fürst gebot, brachte R. den Kampf des Lichtes gegen die Finsterniß in die Kunst. Die wechselseitigen Beziehungen beider wußte er mit einer Virtuosität so unnachahmlich zu schildern, beide, Licht und Schatten so wunderbar in ihrem Kampfe und in ihrer Versöhnung, namentlich im Helldunkel zu betonen, wie kein Künstler vor ihm. Auf seinem ersten Bilde „Paulus im Gefängniß", das er mit seinem Namen und 1627 bezeichnete, erklärt er sich damit als volljährig in der Kunst. Zwei Quellen sind es, aus denen er vorzugsweise seine Stoffe entlehnt, die Bibel und die Wirklichkeit. Erstere erscheint ihm freilich nicht im idealen Lichte, er wählt die darin erzählten Begebenheiten, um sie in seine Gegenwart zu verpflanzen, selbst durch das Costum seinen Mitlebenden näher zu bringen. Im selben Jahre 1627 trat G. Dow als Schüler bei ihm ein. Bald wurde R. die Gelegenheit geboten, sich durch das Malen von Bildnissen Geld und Ehre zu erwerben. Er siedelte deshalb nach Amsterdam um 1630 über. Hier wurden Vliet und F. Bol seine Schüler. Ein Jahr darauf entstand das vorzügliche Bild: Simeon im Tempel (jetzt im Haag), das ihn zu einem der ersten holländischen Meister erhob. Wir wissen auch, wie sich R. für seine großen Bilder vorbereitete. Er zeichnete viel und rasch, die flüchtigste Zeichnung verräth den großen Meister, der das Charakteristische einer Person oder eines Gegenstandes mit wenigen Strichen zu betonen verstand. Dann ist R. in dieser Hinsicht auch als Radirer zu beachten. Er radirte viel, oft sehr eingehend seine Sache durchführend, oft auch nur mit flüchtigen Strichen seinen Stoff beherrschend. Er steht als erster, unübertroffener Meister der Radirnadel vor uns. Wenn auch dieses Spiel seines Genius auf der Kupferplatte ein schöner Zeitvertreib, eine leichte Erholung zu sein scheint, für ihn bot diese Beschäftigung zugleich Studien zu seinen Bildern. Oft wiederholt er denselben Vorwurf (wie Beschneidung, Anbetung der Hirten, Simeon im Tempel u. a.) auf verschiedene Art, bevor er sich für die Formgebung im Bilde entschließt. R. benützt auch lebende Modelle. Namentlich das Bettelvolk der Straße, die Gestalten des Ghetto liefern ihm ein reiches Material. Auch nackte Figuren kommen vor, bei den weiblichen sieht er aber keineswegs auf Schönheit der Form, seine nackten weiblichen Figuren (Bathseba im Haag und in Berlin) sind recht unschön. Sein erstes Menschenpaar (radirt) vom Jahre 1638 ist geradezu ein Monstrum von Häßlichkeit. Je mehr man ihn deshalb tadelte, desto eigensinniger hielt er an seinem Principe fest. Die Farbe und nur die Farbe allein sollte für die Form

entschädigen. Die Farbe ist freilich unübertrefflich. — Im J. 1632 war ein Porträtstück vollendet, die berühmte anatomische Vorlesung des Dr. Tulpius (im Haag), eines seiner größten Meisterstücke. Die Betonung der einzelnen Bildnisse, der Charakter des Vortragenden wie die Aufmerksamkeit der Schüler, das Spiel des Lichtes und endlich der starre Leichnam, der zum Untersuchungsobject dient, Alles ist wunderbar zu einem lebendigen Ganzen vereint. Es haben zwar vor R. andere Künstler solche Doctorenversammlungen gemalt, aber wie weit stehen alle bekannten Anatomiebilder gegen das von R. zurück! Sich selbst hat R. unzähligemal abconterfeit und auch radirt. 28 solcher Radirungen sind bekannt. Er scheint hier physiognomische Studien gemacht zu haben, da er sich lachend, grollend, drohend, mit wildem Ausdruck, dann auch wieder wie ein Herzog im Hermelin verewigte. Er war in allem und jedem originell. R. stand jetzt auf der Höhe seiner Schaffens; Aufträge von allen Seiten flossen ihm zu; aber man mußte, wie Houbraken bemerkt, ihm Geld zahlen und noch dazu sehr bitten und schließlich erst noch lange warten. Am 22. Juni 1634 heirathete R. (26 Jahre alt) die Saskia, eine hinterlassene Tochter des Bürgermeisters Ulenburgh von Leeuwarden. Da sie ihm ein schönes Vermögen zubrachte und er viel verdiente, so gestaltete sich das Leben des Meisters zu einem angenehmen. Er besaß seit 1639 ein eigenes Haus in der Joden Breet Straat, das er nach seinem Geschmack herrlich ausstattete. Es war eine Art Museum, denn R. war ein passionirter Sammler. So fremd die italienische Kunst seinem Wesen gegenüberstand, er sammelte doch Werke derselben. Wie aus dem erhaltenen Inventarium zu ersehen besaß er antike Statuen und Abgüsse derselben, Gemälde und Kupferstiche italienischer Künstler. Er zahlte, als echter Sammler, oft hohe Preise für dieselben. So kaufte er den Eulenspiegel von Lucas von Leyden (einem Landsmann, den er sehr verehrte) um 80 Thaler, damals eine hohe Summe und in einer Auction erstand er 14 schöne Blätter desselben Meisters um 1400 Gulden. Außerdem war er ein Freund von kostbaren Gewändern und blitzenden Edelsteinen: gern kleidete er sich in Sammt und Pelzwerk und sah auch seine Saskia gern in gleichen Gewändern, mit viel Geschmeide geziert. So malte er sie oft, ein solches Bild ist in Cassel. Sein volles Hausglück strahlt von dem Bilde in Dresden, wo er sich selbst darstellte, wie er in froher Laune seine geliebte Saskia über den Knieen hält. — In den nächsten Jahren entstanden die biblischen Bilder, „Die Aufrichtung des Kreuzes“, „Die Kreuzabnahme“, eine Wiederholung von Simeon im Tempel und viele Bildnisse, darunter als Hauptwerk das des Schiffsbauers und seiner Frau. Auch von Radirungen fallen mehrere Meisterwerke in diese frohe goldene Zeit der Flitterwochen. Wir nennen nur „Die Flucht nach Egypten“, den „Guten Samariter mit dem Verwundeten beim Einkehrhause“, „Die Verkündigung an die Hirten“, „Die Pilger in Emaus“, „Die Kreuzabnahme“, „Die Erweckung des Lazarus“. Letzteres Blatt beweist, daß R. auch des höchsten Pathos fähig war, wenn er wollte; sein Christus, der den todten Lazarus aus dem Grabe ruft, ist nicht minder imposant, wie der Gott des Michel-Angelo, der den ersten Menschen belebt. Wahrscheinlich in einer Stunde froher Laune hat er im Gegensatz zu Correggio's Ganymed, sein Bild mit demselben Gegenstand gemalt und an Stelle des Götterjünglings einen flennenden Jungen gesetzt, dem die Angst arg mitspielt (Dresden). Man glaubte annehmen zu können, daß R. im J. 1635 Italien besucht habe. Man las nämlich auf drei Radirungen das etwas unleserliche Wort Venetus. Wäre er wirklich nach Venedig gekommen, so wäre er damit doch kein Venetus geworden. Das Wort wird eine Latinisirung seines Namens van Rijn sein und Rhenetus

heißen. Nur ein Schatten fiel auf Rembrandt's eheliches Glück; es wurden ihm drei Töchter geboren, die aber alle starben; erst 1641 erhielt er einen Sohn, der Titus genannt wurde. — In Holland waren die sogenannten Schütterstücke sehr beliebt; ganze Gilden oder Zünfte haben sich vereint darstellen lassen und es haben sich viele solcher Bilder von namhaften Künstlern erhalten. R. hat diese alle weit übertroffen in seinem Meisterwerke, das eine Perle des Amsterdamer Museums ist. Man nennt es die Nachtrunde. Diese Benennung ist erst neueren Datums, denn es ist keine Nacht auf dem Bilde dargestellt. Ursprünglich hieß es der Auszug des Fähnleins von Franz Banning Cock. Es zieht die Wache, vielleicht aus dem Wachtlocale, eiligen Schrittes aus, direct zum Vordergrund, auf den Beschauer los, als wenn irgend einer Gefahr begegnet werden sollte — worauf der Schütze hinweist, der rasch im Gehen sein Gewehr ladet. Was man sich sonst als eine Truppe in Reih und Glied vorstellt, das hat R. genial aufgelöst und ein Kunstwerk geschaffen, das seinen Ruhm ewig künden wird. Wie ist die Vertheilung von Licht und Schatten, wie Ausdruck und Bewegung meisterhaft! Die Besteller waren freilich nicht zufrieden gestellt; keiner wollte im Hintergrunde, im Schatten stehen. Die Menschen bleiben sich immer und überall gleich, das kleine Ich will sich dem großen Ganzen, auch wenn dieses noch so herrlich ist, nie unterwerfen. Jetzt ist Holland stolz auf den Besitz dieses Meisterwerkes. Dies wird der Grund sein, warum R. später nicht öfter dergleichen Aufträge bekam. Die Auftraggeber wollten dem Maler die Art der Ausführung vorschreiben und darauf ließ sich R. nicht ein. Auch bei Familienbildern verstand es R., die Dargestellten zu einer lebendigen Gruppe zu vereinen, wie sein Familienbild im Braunschweiger Museum beweist. — Während der Arbeit an dem Auszug der Wache fiel ein trüber Schatten in sein Leben hinein, seine geliebte Saskia starb. Wie sich sein Leben im Wittwerstande gestaltete, wissen wir nicht. Die in dieser Zeit entstandenen Bilder und Radirungen geben Zeugniß, daß er nicht unthätig war. In diese Zeit fällt neben vielen anderen Arbeiten die Radirung mit dem Bildniß des Bürgermeisters Six, der, ein Kunstfreund und Sammler, Rembrandt's Freund war, dann sein radirtes Eigenbildniß, zeichnend, ein Meisterwerk der Auffassung und des Helldunkels. Dasselbe gilt von der Radirung „Das Hundertguldenblatt", so genannt, weil er es als Zahlung für verschiedene Kunstblätter, die ihm für 100 fl. angeboten wurden, gab. Es stellt Christum dar, der alle Arten von Kranken und Gebrechlichen heilt. Die Steigerung der Preise dieses Blattes im ersten Abdruck infolge der Zeit ist erstaunlich. Im J. 1755 galt es 7 Lstr., 1798 33 Lstr., 1844 schon 112 Lstr., 1867 aber 1180 Lstr. und 1868 endlich (etwas niedriger) 27 500 Frcs. Seit 1653 ist R. in traurigen Verhältnissen, obgleich ihm die Kunst viel einbrachte. Es ist noch nicht ganz aufgeklärt, was die Ursache war. Die Sammlungen konnten nicht so große Opfer beanspruchen, ein Verschwender war er nicht und doch wurde ihm sein Haus und später alle seine Sammlungen verkauft. Es kam damals überhaupt über Holland eine Krise, ein Krach, der viel Vermögen verschlang, und es ist immerhin möglich, daß sich R. an irgend einer unglücklichen Speculation betheiligte. Natürlich fiel für seinen Besitz nicht viel ab. R. mußte wieder in fremdem Hause wohnen, in Dürftigkeit leben. Aber sein Arbeitsmuth verließ ihn nicht. Er hat sich jetzt eine freie kecke Manier angewöhnt, die Farben gleichsam mit dem Spatel aufgesetzt und oft wunderbare Effecte damit erzielt. Freilich mußte man seine Gemälde aus der gehörigen Entfernung betrachten, denn in der Nähe angesehen erscheinen sie zuweilen, als ob sie nicht fertig wären. — Ein Schutterbild hat er doch noch gemalt, die Versammlung der „Staalmeesters" (die Stempelmeister, jetzt im Museum zu Amsterdam). Es ist vom Jahre 1661.

Die sechs dargestellten Personen, die in Lebensgröße vor dem Tische versammelt sind, bieten eine Musterkarte der feinsten Charakteristik und der Farbenskala. Es ist schließlich kein geringes Verdienst unseres Meisters, daß er die Landschaft oft zum Gegenstande seiner Thätigkeit wählte und auf die Entwicklung der holländischen Landschaftsmalerei wohlthätig und fruchtbringend einwirkte. In seinem radirten Werke sehen wir zahlreiche Proben dieser Richtung seiner Kunst. Es finden sich kleine Blättchen mit den geringfügigsten Entwürfen bis zu großen, eingehend ausgeführten Landschaften (unter letzteren z. B. die drei Bäume, die Landschaft mit drei Hütten, mit dem Heuschober, das Landgut des Goldwiegers u. a.). In allen offenbart sich ein tiefes Naturgefühl. Von Sammlern werden sie darum sehr geschätzt und theuer bezahlt. Auch die gemalten sind seiner hohen Kunst ganz würdig. Wir erinnern nur an die Landschaft in Kassel und an die noch mehr geniale in Braunschweig. Was R. auch berührte, das trägt den Stempel der Meisterschaft. Im J. 1668 starb sein Sohn Titus, der Kunsthändler geworden war. Aber auch sein eigenes Lebensende nahte mit raschen Schritten heran. Am 8. October 1669 nahm ihm der Tod Pinsel und Radirnadel aus der unermüdeten Hand, die so viel Meisterwerke geschaffen, die Kunst so verschwenderisch bereichert hatte. Zuerst fielen die armseligen Epigonen über den todten Löwen hin und zerfleischten ihn mit erbarmungsloser Kritik. Aber die Neuzeit hat ihm Ehre und Ruhm tausendfach wieder ersetzt. — Außer den oben genannten Schülern des Meisters nennen wir noch G. Flinck, J. Baker, Victor, Eckhout, Ph. Koningk, G. Kneller und viele mehr, die sich durchweg einen guten Namen als Künstler erworben haben: wie viele Canäle, durch die Rembrandt's Genius den nachfolgenden Geschlechtern übermittelt wurde. Ein Verzeichniß der Gemälde von R. ist hier unmöglich zu geben; eben so wenig der Stiche, die nach seinen Gemälden von den besten Künstlern ausgeführt wurden. Hinsichtlich der Stiche verweisen wir auf das Werk von A. v. Wurzbach. Das beste Verzeichniß seiner Originalradirungen hat Blanc geliefert.

Aus der großen Litteratur über R. heben wir hervor: Houbraken, C. Vosmaer, Scheltema, Kramm, Kolloff, Burger, W. Bode, H. Riegel u. a. m.

Wessely.

Rembt: Johann Ernst R., ein im 18. Jahrhundert berühmter und sehr gefeierter Orgelvirtuos und Componist für sein Instrument. Er war um 1749 oder 1750 zu Suhl geboren. Schon früh zeigten sich bei ihm die bedeutenden musikalischen Anlagen, und das Studium der Sebastian Bach'schen Werke bewahrte ihn vor der damals herrschenden Seichtigkeit im Orgelspiele und dem Compositionsstile. 1768 begab er sich auf Reisen und ließ sich als Clavier- wie Orgelspieler hören. Er ging durch Holland und Frankreich und erregte besonders in Paris durch seine eminente Technik großes Aufsehen, sodaß man Wunderdinge von ihm berichtete. 1773 erhielt er in seiner Vaterstadt Suhl den Organistenposten an der Hauptkirche und lebte fortan nur sich und der Composition von Orgelsachen, die er in reichlicher Menge schuf. Von 1787 ab erschienen bis 1797 bei der Breitkopf'schen Musikalienhandlung in Leipzig fünf Bände Orgelcompositionen, die mehr für den praktischen Gebrauch eingerichtet sind, darunter eine Orgelschule, Fugetten und Choralvorspiele. Seine größeren Compositionen dagegen blieben Manuscript, über die Gerber in seinem Lexikon von 1813 ein genaues Verzeichniß giebt. Gerber muß übrigens auch den Briefwechsel zwischen R. und K. Ph. Em. Bach in Hamburg gekannt haben, denn er schließt aus den Briefen Rembt's, daß er ein gebildeter Mann gewesen sein muß. Er starb zu Suhl am 26. Februar 1810 im 61. Lebensjahre, wie die Leipziger Musikzeitung 1810 S. 734 berichtet. Dort ist auch seine Lebensbeschreibung zu finden, sowie in 1808 S. 671 und 1810 S. 431 seine Werke

angezeigt und beurtheilt werden. Auch die Neuzeit hat seine Compositionen wieder hervorgesucht und sie zum Nutzen der Orgelspieler bekannt gemacht und und zwar in der 1857—60 bei Heugel in Paris erschienenen „Maitrise, Journal pour la Musique d'église par Niedermaier et d'Ortigue". Hierin sind 2 Fugen, 5 Fugetten und 30 Präludien von R. abgedruckt. Daß die Franzosen gerade auf den deutschen Orgelmeister verfallen sind, ihn der Vergessenheit zu entreißen, ist jedenfalls eine merkwürdige Thatsache.

Rob. Eitner.

Remedius, Bischof von Chur; 800; † am 27. Juni 820 —, auch Remigius genannt — war ein mit Alkuin befreundeter, wahrscheinlich aus der unter demselben stehenden Schule zu Tours hervorgegangener Geistlicher, der in den ersten Decennien des 9. Jahrhunderts dem Bisthum Chur vorstand. Briefe Alkuin's an ihn zeugen von dessen Freundschaft für R. Aus der frühern Zeit der Regierung des Bischofs stammen die merkwürdigen Capitula Remedii, eine mit Rath und Zustimmung der hervorragenden Dienstleute des Bisthums und wohl auch der Geistlichen erfolgte Aufzeichnung des Strafrechtes für das churische Rhätien, in welchem der Bischof neben der geistlichen auch noch die weltliche Gewalt übte, gemäß der von Karl dem Großen im J. 774 dem Bischof Constantius verliehenen Urkunde. Nur die Führung des Heerbannes und vielleicht auch die Gerichtsbarkeit über die in Rhätien angesiedelten freien Deutschen stand dem vom Kaiser bestellten Grafen zu. Später erfolgte aber von Karl dem Großen, und also noch zur Zeit des R. eine neue Verfügung, wodurch die weltliche Gerichtsbarkeit in Rhätien überhaupt von der bischöflichen Gewalt getrennt und den Grafen übertragen wurde; — ein Vorgang, der zu den bekannten, unter Ludwig dem Frommen waltenden Streitigkeiten zwischen Victor II. und dem Grafen Roderich führte. — Die Capitula Remedii, in welchen sich noch der alte Zustand der Dinge und eine wesentlich aus Romanen bestehende Bevölkerung des Bisthums zeigt, wurden zuerst von Hänel in einer St. Galler Handschrift des neunten Jahrhunderts entdeckt und 1838 in Richter's kritischen Jahrbüchern, sowie 1848 in seiner Lex Romana Visigothorum — nicht ohne mancherlei Versehen — herausgegeben; in richtigerm Texte und mit eingehender Erläuterung von Prof. Friedrich v. Wyß im Archiv für schweizerische Geschichte Bd. 7 (Zürich 1851). Ueber ihr Verhältniß zur Lex Romana Utinensis, von welcher die St. Galler Handschrift eine Copie enthält, deren Anhang sie daselbst bilden, vgl. die im ebenerwähnten Archive beigegebenen Bemerkungen, ganz besonders auch die neuesten rechtsgeschichtlichen Forschungen betreffend Rhätien von Dr. Rudolf Wagner in der Zeitschrift der Savignystiftung für Rechtsgeschichte, Bd. IV, Heft 3. Weimar 1883.

Eichhorn, Episcopatus Curiensis in Rhaetia. S. Blasii 1797. — Die oben erwähnten Schriften von Hänel, Fr. v. Wyß und Wagner. — P. C. v. Planta, Das alte Rhätien. Berlin 1872. — Kaiser, Geschichte des Fürstenthums Lichtenstein. Chur 1847. — Ein Abdruck der Capitula auch in Mohr, Cod. diplom. Raet. I, 278. Chur 1848.

G. v. Wyß.

Remer: Julius August R., geboren Ende Juli 1738 (nicht 31. Juli 1736, wie meist angegeben wird, da R. laut Kirchenbuch erst am 31. Juli 1738 getauft ist) zu Braunschweig, wo sein Vater Joh. Heinr. R. als Prediger zu St. Magni bereits einige Jahre darauf († am 30. April 1741) starb, bezog, zum Theologen bestimmt, am 3. October 1757 die Universität Helmstedt, beschäftigte sich hier aber vorzugsweise mit geschichtlichen Studien, die er später auf der Universität Göttingen fortsetzte. Im J. 1763 wurde er als öffentlicher Hofmeister am Collegium Carolinum zu Braunschweig angestellt und las als

solcher schon seit 1770 über die allgemeine Geschichte; 1774 erhielt er den Professortitel und die Direction des fürstlichen Intelligenzwesens. Mit dieser Stellung, in welcher er Fr. W. Zachariä zum Vorgänger hatte, war auch die Herausgabe der Gelehrten Beyträge zu den Braunschw. Anzeigen und der Neuen Braunschw. (polit.) Zeitung verbunden. Die Redaction der letzteren behielt er auch bei, als dieselbe, nun Braunschw. Nachrichten von politischen und gelehrten Sachen genannt, zu Neujahr 1775 der Meyer'schen Buchhandlung überlassen wurde. An Stelle des abgehenden Prof. Schmidt gen. Phiseldeck wurde ihm 1779 am Colleg der Vortrag der Universal- und Staatengeschichte übertragen und zugleich Sitz und Stimme im Lehrerconcilium eingeräumt. Zu Ostern 1787 siedelte R. als ordentlicher Professor der Geschichte und Statistik nach Helmstedt über; seine redactionelle Thätigkeit hatte er schon vorher aufgegeben. Unterm 14. December 1796 ward er zum Hofrath ernannt; er starb nach kurzem Kranksein am 26. August 1803 an einem Nervenfieber. Tags darauf hielt sein College P. J. Bruns ihm eine Gedächtnißrede. Er rühmt seine reichen Kenntnisse, die auch Politik und Rechtswissenschaft umfaßten, sowie die vielen Vorzüge seines Charakters; die Wahrheitsliebe, den Freimuth, die Gewissenhaftigkeit im Amte, den rastlosen Fleiß, den heiteren Geist, die Strenge, die er gegen sich selbst, das Wohlwollen, das er gegen Andere geübt habe. — R. hat ein arbeitsames zurückgezogenes Gelehrtenleben geführt, außer einer Reise ins Schleswigsche die Heimath niemals weit verlassen. Seine Lehrthätigkeit wird uns als eine sehr erfolgreiche geschildert. Als Schriftsteller war er kein bahnbrechender Geist, doch sind seine Werke das Ergebniß sorgfältiger Arbeit gewesen und haben zumal seine compendienartigen Lehrbücher lange Zeit in hohem Ansehen gestanden. Die Zahl seiner Schriften, die sich in Meusel's Gelehrtem Teutschland, 5. Aufl., Bd. VI, S. 305; Bd. X, S. 467; Bd. XI, S. 635; Bd. XV, S. 137 verzeichnet finden, ist eine beträchtliche. Sie behandeln die Universalgeschichte, sowie einzelne Theile derselben. Sein „Handbuch der allgemeinen Geschichte", das seit 1771 in verschiedenen Theilen erschien, ist sehr beliebt gewesen und noch bei seinen Lebzeiten vier Mal aufgelegt. Als seine Hauptwerke gelten seine Bearbeitung von Robertson's Geschichte der Regierung Kaiser Karls V. (1792—95) und seine „Geschichte der französischen Constitutionen" (1795, 2. Aufl. 1808). Auch der neuesten Geschichte seiner Zeit hat er, wie bei seiner zeitweisen Beschäftigung als politischer Redacteur wohl erklärlich ist, verschiedene Darstellungen gewidmet; eifrig verfolgte er die Entwicklung der amerikanischen Verhältnisse und sehr früh erkannte er richtig die hohe Bedeutung Washington's. Ebenso verdankt die Statistik ihm manche Förderung; von 1786–94 hat er die „Tabellarische Uebersicht der wichtigsten statistischen Veränderungen in den vornehmsten europäischen Staaten" herausgegeben. Daneben ist er auch als Uebersetzer englischer und französischer Werke hervorgetreten. — Verheirathet war R. seit dem 17. October 1774 mit Marie Dorothee Bierbaum (geb. 1750), seiner Cousine, deren Vater Joh. Wilh. B., ein ehemals reicher Kaufmann in Braunschweig, 1770 in Concurs gerathen war und 1777 starb. Die Gattin Remer's ist erst am 15. April 1824 zu Breslau gestorben. Ihr Sohn Wilhelm (Hermann Georg) R., geboren am 9. Juli 1775, wurde 1799 außerordentlicher Professor der Philosophie und Medicin, 1803 Director des klinischen Instituts und 1804 ordentlicher Professor der Medicin in Helmstedt, ging 1809 in gleicher Stellung nach Königsberg und 1815 nach Breslau über, wo er am 31. December 1850 gestorben ist.

Vgl. die Rede P. J. Bruns' im Braunschw. Magazin 1803, St. 37. — Baur, Handwörterbuch der im 1. Jahrzehend des 19. Jahrh. gestorbenen

Personen, Bd. II, Sp. 294 ff. — Eschenburg, Geschichte des Collegii Carolini, S. 83. — L. Hänselmann's (handschriftl.) Geschichte der Familie Bierbaum.
P. Zimmermann.

Remling: Franz Xaver R., Geschichtschreiber des Bisthums Speyer, geboren am 10. Juli 1803 zu Edenkoben in der Rheinpfalz, studirte in Mainz Theologie unter Liebermann, Räß, Weis und Klee 1819—24, setzte 1825 seine Studien in Aschaffenburg weiter fort, wurde 1827 Priester, Caplan in Landau, Domvicar in Speyer und Registrator am bischöflichen Archive daselbst. Diese Stellung gab ihm Gelegenheit, dem Studium der Diöcesangeschichte von Speyer sich völlig zu widmen; um im Archivwesen noch mehr sich auszubilden, ging er nach München, wo er am großen erzbischöflichen Archive sich übte und auch an der Universität Schelling und Görres hörte. Auf diese Weise theoretisch und praktisch ausgebildet, durchforschte er das Speyerer Archiv. Im J. 1833 wurde er Pfarrer in Hambach, 1852 Domcapitular, bischöflicher Theolog und Historiograph, 1853 correspondirendes Mitglied der königlich baierischen Akademie der Wissenschaften (Histor. Classe), 1856 Doctor philosophiae honoris causa an der Universität München. Der rastlos thätige Forscher starb am 28. Juni 1873. Seine zahlreichen Schriften, welche von immer größerer Vervollkommnung zeugen, behandeln alle die Diöcese Speyer theils in ihrem alten Umfange, theils in ihren neuen Grenzen und sind ebenso reichhaltig an historischem Materiale, als klar und durchsichtig in der Gruppirung und Darstellung, unparteiisch im Urtheile. Die chronologische Reihenfolge derselben ist diese: 1) „Urkundliche Geschichte des Klosters Heilsbruck", 1832. 2) „Urkundliche Geschichte der ehemaligen Klöster und Abteien in Rheinbayern", 2 Bände 1836. 3) „Die Maxburg bei Hambach (oder das sog. Hambacher Schloß)", Mannheim 1844. 4) „Urkundenbuch des Klosters Otterberg in der Rheinpfalz", Mainz 1845. 5) „Denkschrift über das Reformationswerk in der Pfalz", Mannheim 1846. 6) „Das Hospital zu Deidesheim", Speyer 1847. Sein Hauptwerk ist 7) „Die Geschichte der Bischöfe zu Speyer", 2 Bde., Mainz 1852—54; gleichzeitig damit und als Ergänzung erschien 8) „Urkundenbuch zur Geschichte der Bischöfe von Speyer", Mainz 1852—53, 2 Bde. 9) „Geschichte der Bened. Propstei St. Remigiberg bei Cusel in der Rheinpfalz", Separatabdruck aus den Abhandlungen der königl. baier. Akademie der Wissenschaften, III. Cl., VIII. Bd., 2. Abth., S. 311—416. 10) „Der Retscher in Speyer", Speyer 1858—59, 3 Hefte Streitschriften über einige historische Fragen, die dieses Gebäude betreffen. 11) „Der Speyrer Dom", Mainz 1861. 12) „Die Rheinpfalz in der Revolutionszeit von 1792—1798", 2 Bände 1865, 2. Ausgabe 1867. 13) „Neuere Geschichte der Bischöfe zu Speyer, sammt Urkundenbuch", 2 Bände, Speyer 1867. 14) „Nikolaus von Weis, Bischof zu Speyer im Leben und Wirken", 1871, 2 Bände. 15) „Kardinal von Geißel, Bischof von Speyer und Erzbischof zu Köln im Leben und Wirken. Sammt Urkundenbuch", Speyer 1873.

Vgl. Mittheilungen des historischen Vereins der Pfalz, Speyer 1874, S. 106—111. — Hülskamp, Literar. Handweiser Nr. 40, 47 und 142.
Otto Schmid.

Rempen: Johann R., geboren am 4. October 1663 zu Paderborn, verlor seinen Vater, der als Kornhändler in guten Verhältnissen lebte, im zweiten Lebensjahre, besuchte in seiner Vaterstadt die Schule und sodann die Theodorianische Universität, wo er schon im 17. Jahre seines Alters die Magisterwürde erlangte. Bald nachher (1680) trat er in Trier in den Orden der Jesuiten ein. Er erhielt dann sogleich eine Anstellung an der Paderborner Universität, von wo er 1682 als Repetent an das Jesuitencolleg zu Hildesheim kam. Unter

die magistri aufgerückt, wirkte er 1687 als prof. linguae graecae und catechista ruralis, im J. darauf als professor poeticae. Nachdem er dann Hildesheim auf einige Jahre verlassen hatte, war er 1698 als professor theologiae polemicae, confessarius und concionator templi wieder dort thätig. Im J. 1704 trat er bei den Jesuiten aus und bei den Benedictinern ein, um hier ebenfalls als Professor der Philosophie und Theologie zu wirken. Er zeigte sich als ein leidenschaftlicher Gegner des Protestantismus; es war ihm, wie er selbst schreibt, „höchste Lust, mit der Feder gegen die evangelische Kirche zu spielen". Insbesondere hat er gegen den Professor Joh. Friedr. Mayer in Greifswald heftige Streitschriften verfaßt. Aber die Beschäftigung mit der verhaßten Lehre seiner Gegner wurde ihm verhängnißvoll. Je tiefer er sich zu ihrer Widerlegung in sie versenkte, desto mehr fühlte er sich wider Willen von ihrer inneren Wahrheit überwunden. Er selbst erklärte, daß er vornehmlich durch das Studium des Examen concilii Tridentini von Martin Chemnitz von den Irrthümern des Papstthums und der Richtigkeit der Lutherischen Lehre überzeugt worden sei. Als fester ehrlicher Charakter zog R. mit entschiedener That die Folgerungen seiner Erkenntniß: am 8. September 1707 trat er bei dem lutherischen Prediger zu St. Jacobi in Hildesheim, Franz Theodor Bokelmann, mit welchem er früher in litterarischer Fehde gelegen hatte, zum Lutherthume über. Daß ihn innerer Wahrheitsdrang, nicht äußerer Vortheil zu diesem Bekenntnißwechsel bewogen hat, geht klar daraus hervor, daß er sich sogleich nach diesem Schritte thatsächlich in großer Bedrängniß befand. Er bat die hannoverische Regierung um eine außerordentliche theologische Professur in Helmstedt und nach einigen Verhandlungen mit der Regierung in Wolfenbüttel wurde ihm dort im Juni 1708 eine außerordentliche Professur in der philosophischen Facultät übertragen. Sein Uebertritt hatte auf katholischer Seite große Entrüstung erregt, die sich in scharfen Angriffen auf ihn von Seiten der Jesuiten Hasselmann und Freytag, des Capuziners Sixto, des Hildesheimer Priesters Joh. Sonnemann u. A. Luft machte. R. verfehlte nicht, ihnen sofort in gleicher Münze heimzuzahlen. Als sein ausführlichstes Werk sei hier „Die Schaubühne der evangelischen Wahrheit" genannt, welche 1721 zum zweiten Male aufgelegt wurde. Auch an der Universität bethätigte R. seine Streitlust. Wegen unangemessenen Opponirens bei den Disputationen erhielt er 1711 einen Verweis, und auch seine Schrift „Argumenta theologica, juridica et philosophica" (1711), durch welche einige seiner Collegen sich beleidigt fühlten, gab zu Beschwerden Anlaß. Im J. 1717 bat R. um eine Pfarre auf dem Lande, da er mit seinem schmalen Gehalte nicht auskommen könnte und Stadt wie Universität ihm wenig zusagten. Er erhielt eine Gehaltszulage und die Anwartschaft auf die nächste ordentliche philosophische Professur. Im Anfange des nächsten Jahres wurde er auch zum Propste des Klosters St. Lorenz bei Schöningen ernannt. Gegen Ende des Jahres 1724 wurde er dann endlich zum ordentlichen Professor in der philosophischen Facultät gemacht und ihm das Lehrfach der natürlichen Theologie übertragen, welche er jedoch schon seit 1710 vorgetragen hatte. Nur noch wenige Jahre hat er diese Stelle versehen. Der Zustand seiner Gesundheit — schon bei seiner Ankunft in Helmstedt hatte er an Gicht und Podagra zu leiden — verschlimmerte sich mehr und mehr; ebenso gestalteten sich seine Geldverhältnisse immer übler. Seine Haushälterin hatte sich mit einem Juristen Graßhoff verheirathet. Da die Anstellung des Letzteren sich hinzögerte, R. aber gutmüthiger Weise ihre Unterhaltung übernommen hatte, so gerieth er in große finanzielle Bedrängniß. Er bat daher Mitte des Jahres 1726 seine Professur niederlegen und nach Wolfenbüttel in das väterliche Haus Graßhoff's ziehen zu dürfen. In Rücksicht auf seine große Schwäche wurde sein Gesuch genehmigt und ihm der volle Gehalt gelassen. R.

lebte fortan still und zurückgezogen in Wolfenbüttel, wo er am 15. September 1744 gestorben ist. Außer zahlreichen Streitschriften theologischen Inhalts sind von R. auch einige Predigten, ein „Catalogus episcoporum Hildeshem.“ (1717), sowie Gedichte („Deliciae Parnassi s. poemata selectiora“, Helmstedt 1711) u. a. veröffentlicht worden. Diese Werke sind verzeichnet in Jöcher's Gelehrtenlexicon Thl. III, Sp. 2008, Fortsetzung Thl. VI, S. 1784.

Außer diesen vgl. über Rempen's Leben noch Fabricii Histor. biblioth. V, S. 313. — Unschuldige Nachrichten 1707 S. 916, 1708 S. 245, 1711 S. 941. — Schier, Nachrichten von Scheningischen Gelehrten (Wolfenb. 1756) S. 9. — Dunkel's Nachrichten von verstorbenen Gelehrten, Bd. I, 1 S. 294 u. a. m. — Nachrichten über den Hildesheimer Aufenthalt Rempen's von Herrn Oberlehrer J. Gebhard daselbst.

P. Zimmermann.

Renatus: R., Sohn des Grafen Heinrich III. von Nassau und der Claudia von Chalon und Orange, geboren 1518, † am 18. Juli 1544. Graf Heinrich hatte mit seinem Bruder Wilhelm die Besitzungen der ottonischen Linie des nassauischen Hauses, welche sie von ihrem Vater ererbt hatten, so abgetheilt, daß Wilhelm die rechtsrheinischen, also altnassauischen Landestheile erhielt, Heinrich die linksrheinischen d. h. niederländischen Besitzungen. Noch vor des Vaters Tod († 1538) kam R., welcher zugleich dessen einziger Erbe war, in den Besitz des schönen Fürstenthums Orange (Oranien, Uranien) in Südfrankreich, dessen Name fortan mit dem von Nassau verbunden blieb und durch seine Träger eine Zeitlang einer der gefeiertsten und gefürchtetsten Europas war. Es hatte nämlich in der Voraussicht eines frühen Todes Philibert von Orange, der Bruder der Claudia und Oheim des Renatus, durch ein Testament vom 3. Mai 1520 seine Schwester und mittelst Substitution deren Sohn R. zum Erben seiner sämmtlichen Güter und Herrschaften eingesetzt. So wurde denn, da Claudia frühe gestorben war, sofort nach Philibert's Tod (3. August 1530) bei dessen Begräbniß R. zum Fürsten (Prinzen) von Oranien ausgerufen und nahm Titel und Wappen desselben an. Zugleich aber wurde er auch Erbe der politischen Stellung seines Vaters und Oheims, die beide bekanntlich bei Karl V. in hohem Ansehen standen und bei den wichtigsten politischen und militärischen Angelegenheiten von ihm zu Rathe gezogen wurden. Schon frühe kam R. an den kaiserlichen Hof und erhielt dort seine Erziehung; trotz seiner Jugend übertrug Karl dem Erben seiner treuen Diener im J. 1540 die Statthalterschaften, welche Heinrich besessen hatte, Holland, Seeland, Friesland und Utrecht, zu denen er im J. 1542 Geldern hinzufügte, und verlieh ihm den Orden des goldenen Vließes; die Gunst des Kaisers kostete ihn freilich auch die zeitweilige Besetzung seines in Frankreich gelegenen Fürstenthums durch König Franz. — An dem Krieg von 1542—44 nahm R. in hervorragender Weise Antheil. Im ersten Jahre konnte er zwar mit seinen in der Eile zusammengerafften Truppen (3500 Mann) nicht hindern, daß die Franzosen (14 000 Mann) in die Niederlande einfielen, und zog sich mit Verlust zurück; doch treibt er sie bald wieder aus dem Lande und gewinnt das Verlorne zurück. Im folgenden Jahre wurde der Herzog von Cleve zur Unterwerfung gezwungen, dessen Schicksal R. durch seine Fürbitte zu mildern suchte. Der Feldzug des Jahres 1544 wurde dem Prinzen verderblich: bei der Belagerung von St. Dizier, welche der Kaiser selbst leitete, wurde er am 17. Juli von einer Stückkugel getroffen und starb am folgenden Tage zum großen Leidwesen des Kaisers, welcher ihn bis zu seinem Tode nicht verließ, und des ganzen Heeres. In Breda wurde er, wie sechs Jahre vorher sein Vater, begraben. Er war vermählt mit Anna von Lothringen, hinterließ aber keine legitimen Erben, da eine Tochter Marie drei Wochen nach

der Geburt gestorben war; ein natürlicher Sohn Palamedes wurde mit einer Leibrente abgefunden und heirathete später die Gräfin Polyxena von Mansfeld. — R. hatte kaum einen Monat vor seinem Tode — 20. Juni 1544 — auf Veranlassung des Kaisers den ältesten Sohn seines Oheims Wilhelm von Nassau, gleichfalls Wilhelm genannt, welcher damals elf Jahre alt war, testamentarisch zum alleinigen Erben aller seiner Besitzungen eingesetzt, wogegen derselbe auf seine Rechte an dem väterlichen Erbe verzichtete, am 13. Februar 1545. Dieser nahm nunmehr Namen und Titel eines Prinzen von Oranien an.

Arnoldi, Geschichte der oranisch-nassauischen Länder II, 240—248. — Münch, Geschichte von Nassau-Oranien II, 243—263.

Otto.

Renaud: Achilles R., Dr. jur., großherzoglich badischer Geheimrath und ordentlicher Professor der Rechte, geboren in Lausanne am 14. August 1819, † in Heidelberg am 5. Juni 1884. Dieser hervorragende deutsche Rechtslehrer stammt aus einer altadeligen hugenottischen Familie, welche nach der Aufhebung des Edictes von Nantes aus Frankreich vertrieben, nach der französischen Schweiz ausgewandert ist. Renaud's Vater war reformirter Geistlicher in Lausanne und wurde im dritten Jahre nach Renaud's Geburt als Pfarrer an die reformirte Kirche in Bern berufen, woselbst R. seinen Schul- und Gymnasialunterricht erhielt. Schon in früher Jugendzeit zeigte Achilles R. sehr bemerkenswerthe geistige Anlagen. Im Alter von 18 Jahren bestand er das Abituriентenexamen, worauf er zum Studium der Rechtswissenschaft zunächst die Universität zu Bern während eines Jahres besuchte. Er setzte alsdann die Rechtsstudien in Heidelberg und Berlin fort, um sie demnächst in Heidelberg zu beschließen. Thibaut, v. Savigny und v. Vangerow waren es vorzüglich, welchen R. seine juristische Ausbildung verdankte. In Heidelberg promovirte er unter v. Vangerow's Leitung nach vorzüglich bestandenem Examen zum Doctor der Rechte. Nachdem er sich zu seiner weiteren Ausbildung während eines halben Jahres zu Paris aufgehalten hatte, schrieb R. sein erstes juristisches Werk: „La mort civile en France, par suite de condamnations judiciaires, son origine et son développement“. Paris chez Maurat fils (168 S.) 1843. Diese Schrift entschied seinen Beruf als Universitätsdocent. Infolge derselben berief ihn die Berner Regierung zunächst als Privatdocent an die Universität daselbst, und zwar insbesondere, um das französische Civilrecht zu lehren. Nach sechs Monaten wurde R. bereits zum außerordentlichen Professor ernannt; außer dem französischen Civilrecht las er französische Staats- und Rechtsgeschichte, französisches Civilproceßrecht, gemeines deutsches Privatrecht, auch Kirchenrecht und einige kleinere Collegien. Im J. 1848 wurde R. als ordentlicher Professor an die Universität zu Gießen berufen, woselbst er bis zum Jahre 1851 mit großem Erfolge Vorlesungen über deutsches Privatrecht, deutsches Civilproceßrecht und französisches Civilrecht hielt. Nach dem Tode des Professor Morstadt erhielt R. einen Ruf an die Universität zu Heidelberg, welcher er von 1851 bis zum Tode während 33 Jahren angehörte. In Heidelberg hat R. deutsches Privatrecht (mit Einschluß des Lehen-, Handels- und Wechselrechts), Civilproceßrecht und als Nachfolger von Zachariä französisch-badisches Civilrecht, in den ersten Jahren seiner Wirksamkeit auch Kirchenrecht gelesen. In seinem Berufe als Rechtslehrer hat R. eine hohe Meisterschaft entwickelt. Er war einer der hervorragendsten akademischen Rechtslehrer der deutschen Universitäten. Er hatte von jeher die Ueberzeugung, daß nur ein freier lebendiger Vortrag die Studirenden zu fesseln und anzuregen vermöge (aus der Vorrede zu seinem Lehrbuch des gemeinen deutschen Privatrechts 1848 und wiederholt in der ersten Auflage des Civilproceßrechts 1866). Dieser Ueberzeugung getreu hat R. seine

akademische Lehrthätigkeit, welche für ihn ein Lebenselement war und im Vordergrund seines Wirkens stand, bis an sein Lebensende in der erfolgreichsten Weise ausgeübt. Mit der umfassendsten positiven Kenntniß des Lehrstoffs ausgerüstet, war R. gleichzeitig ein Meister in der klaren und plastischen Darstellung der behandelten Rechtsmaterie, so daß die Zuhörer von ihm für den vorgetragenen Lehrstoff intensiv angeregt und in denselben mit dauerndem Erfolg und mit Bereicherung ihres Wissens eingeführt wurden. Sein Vortrag auf dem Katheder war von einer ganz außergewöhnlichen Lebhaftigkeit, welche seinem angeborenen lebhaften Temperamente entsprach, dabei jedoch stets auf die Auffassungskraft der Studirenden berechnet. Diese Meisterschaft des mündlichen Vortrags bewährte sich in jedem Semester von neuem und zeigte sich noch in den letzten Vorlesungen, welche R., schon von der tödtlichen Krankheit erfaßt, gehalten hat. Renaud's unermüdliche und hingebende Thätigkeit als akademischer Lehrer zeigte sich vorzüglich auch darin, daß er während seiner gesammten Lehrthätigkeit der Gewohnheit strengster sorgfältiger Vorbereitung für die einzelnen Stunden seiner Vorlesungen treu blieb. Dabei verfolgte und verwerthete er die neuerscheinende juristische Litteratur auf dem Gebiete der von ihm vertretenen Fächer mit größter Aufmerksamkeit. Wie Geheimrath Professor Dr. Karlowa in der Gedächtnißrede am Grabe Renaud's sehr zutreffend bemerkt hat, gehörten Renaud's Vorträge namentlich auch in didactischer Beziehung zu den tief und immer wieder von neuem durchdachten. Keiner noch so schwierigen Aufgabe wich er bei seinem Vortrage aus, all sein Denken und Sinnen war bei der Vorbereitung darauf gerichtet, die didactisch angemessenste Weise zu finden, den Knoten vor den Augen der Zuhörer zu lösen und sie in den inneren begrifflichen Zusammenhang der von ihm behandelten Fragen einzuführen. Rücksichtlich der Form des Vortrags folgte R. der Eingebung des Augenblicks, und bei dem Feuer und der Energie, mit welchen er seine ganze Persönlichkeit bei dem Vortrage einsetzte, mußten die Zuhörer gepackt und in den Strom seiner Gedanken mit fortgerissen werden.

R. vereinigte in sich die Eigenschaften, welche einem akademischen Vortrag zum Vorzug gereichen, er war ein bedeutender Gelehrter, ein großer Lehrer und Redner. Seine Vorlesungen hatten deshalb eine stets steigende Anziehungskraft, nahezu 10 000 Zuhörer haben seine Vorlesungen besucht. Er gehörte zu den Männern, welche den Ruf der Heidelberger juristischen Facultät als einer Vereinigung hervorragender akademischer Capacitäten für lange Zeit befestigt haben. Gleich hervorragend wie als Lehrer war R. in seinen wissenschaftlichen Arbeiten als juristischer Schriftsteller. Sein Bestreben war es, nicht nur für den engen Kreis der Gelehrten, sondern für den größeren Kreis der juristischen Berufsgenossen, insbesondere auch insoweit die praktische Anwendung des Rechts in Frage kommt, zu schreiben. Sein Ansehen in der praktischen Rechtsprechung war darum nicht minder groß, als in der Wissenschaft. Vorzüglich zogen diejenigen Rechtsmaterien, welche dem modernen Verkehrsleben ihre Entstehung oder doch ihre volle Ausbildung verdanken, den praktischen Geist Renaud's an. Die diesen Instituten innewohnenden juristischen Gesetze zu ergründen, sie bis in die feinsten Verzweigungen zu verfolgen, die complicirtesten Verkehrsgestaltungen zu analysiren, das war es, wie Dr. Karlowa sagt, was für den reichen Geist Renaud's einen Hauptreiz bot. R. verstand es mit Meisterschaft, die außerordentliche Fülle der Einzelerscheinungen des praktischen Lebens, insbesondere im Handelsverkehr, unter die richtigen dogmatischen Gesichtspunkte zu gruppiren. Dabei wußte er mit großem Geschick das umfangreiche Material in den Einzelgesetzgebungen, in den Urtheilen der obersten Gerichtshöfe, in der Litteratur in seinen Arbeiten zu verwerthen und die Praxis des Verkehrslebens, welche er

nach allen Richtungen verfolgte, der rechtlichen Gestaltung zu unterziehen. So sind außer dem „Lehrbuch über das deutsche Privatrecht", I. Band, die auf langjährigen unermüdlichen Studien beruhenden umfassenden Werke Renaud's über Wechselrecht, über das Recht der Actiengesellschaften (1. Aufl. 1863, 2. Aufl. 1875), über das Recht der Commanditgesellschaften (1881), und das bei seinem Tode fast vollendete, von Professor Dr. Paul Laband herausgegebene und ergänzte Werk über die stille Gesellschaft (1885) entstanden. Außerdem hat R. über eine größere Anzahl von Einzelfragen aus dem Gebiete des Wechsel- und Handelsrechts, insbesondere aus dem Actienrechte Arbeiten in verschiedenen juristischen Zeitschriften veröffentlicht. Sowohl in Theorie als Praxis war R. gerade auf diesen Gebieten eine große Autorität gesichert. Sein Actienrecht vorzüglich wird stets das bedeutendste Blatt in seinem Ruhmeskranze bleiben. — Auch die auf das Handelsrecht und Wechselrecht sich beziehenden Gesetzentwürfe pflegte er einer eingehenden tiefdurchdachten Kritik zu unterziehen. So ist als eine seiner letzten Arbeiten die „Kritik zu dem Entwurf eines Reichsgesetzes betreffend die Actiengesellschaften und die Commanditgesellschaften auf Actien" (Busch's Archiv für Handels- und Wechselrecht, Bd. 45) erschienen.

Neben den erwähnten Materien war es vorzüglich das Civilproceßrecht, welches R. als Schriftsteller bearbeitete. Das gemeine deutsche Civilproceßrecht verdankt ihm außer zahlreichen Monographien das letzte Lehrbuch („Lehrbuch des gemeinen deutschen Civilprozeßrechts mit Rücksicht auf die neuen Civilprozeßgesetzgebungen. Der ordentliche Civilprozeß", 1. Aufl. 1867, 2. Aufl. 1873). In dem Nachwort über R. in der Zeitschrift für deutschen Civilproceß (Bd. VIII) haben die Vorzüge dieses Werkes gerechte Anerkennung gefunden. Es wird von diesem Werke gesagt: „In knappester Form und durchsichtiger Systematik birgt es die Frucht unendlichen Fleißes, eine erstaunliche Fülle des werthvollsten Materials. Praxis und Theorie sind im weitesten Umfange herangezogen. Klare scharfe Präcisirung der Grundbegriffe, reiche Durchführung im Einzelnen machen das Werk zu einem echten Lehrbuch. Obwol dasselbe hauptsächlich für die Bedürfnisse seiner Zuhörer bestimmt war, hat es sich dessenungeachtet durch die ihm innewohnenden Vorzüge hohes Ansehen auch in der Praxis erworben. In der Vorrede zur zweiten Auflage des Buches spricht R. es als seine Ueberzeugung aus, daß auch für die (damals noch zu erwartende) deutsche Civilproceßordnung das gemeine Proceßrecht die Grundlage der wissenschaftlichen Bearbeitung bleiben müsse. Der Wunsch Renaud's, auch ein Lehrbuch des neuen deutschen Reichsproceßrechts zu schreiben, konnte leider wegen seines zu früh erfolgten Todes nicht in Erfüllung gehen. Was die Wissenschaft an ihm verloren hat, beweist die Monographie Renaud's aus dem neuen deutschen Civilproceßrecht: „Zur Lehre von der gerichtlichen Zuständigkeit". Diese Arbeit (in der Zeitschrift für deutschen Civilproceß, Bd. V, S. 1 ff. veröffentlicht), zeigt alle Vorzüge der Renaud'schen Methode, die logische Folgerichtigkeit, die streng pragmatische, fest auf das Ziel gerichtete Tendenz in hervorragendem Maße. Renaud's Name wird mit dem deutschen Civilproceßrecht für immer verknüpft bleiben. Nicht nur durch seine schriftstellerische Thätigkeit hat R. einen bemerkenswerthen Einfluß auf die Praxis ausgeübt, sondern er hat auch eine unmittelbare praktische Thätigkeit entwickelt. Zunächst wurde er Mittermaier's Nachfolger als Vorsitzender des Spruchcollegiums der Heidelberger Juristenfacultät. In dieser Stellung, welche er bis zur Auflösung des Spruchcollegiums im J. 1879 eingenommen hat, fand R., wie Geheimrath Dr. Karlowa in seiner Gedächtnißrede hervorhebt, dauernd Gelegenheit, das auch sonst von ihm in vorübergehenden Stellungen an den Tag gelegte Talent, berathenden Collegien zu präsidiren, im glänzendsten

Lichte zu zeigen. Dem nothwendigen Meinungsaustausch über streitige Fragen vollen Raum gönnend, verstand er es zugleich, ziellosem Abschweifen der Discussion so bestimmt, wie in gewinnendster Form Schranken zu setzen, sie wieder in die Bahn zum Ziel zu lenken und die verhandelten Fragen abstimmungsreif zu gestalten. In dem eigenen Votum wußte er mit bewunderungswürdiger Sicherheit die rechtlich erheblichen Momente von den unwesentlichen zu sondern und durch scharfe präcise Fragstellung die Abstimmung einzuleiten.

Die hohe Begabung Renaud's in der Beurtheilung praktischer Rechtsfälle zeigte sich in der umfangreichen, von Jahr zu Jahr sich mehrenden respondirenden Thätigkeit. Das hohe Ansehen, welches sich R. auch bei den Gerichten erworben hatte, veranlaßte in nicht seltenen Fällen die Einholung von Rechtsgutachten, um sich entweder durch Renaud's Begutachtung über die Erhebung eines Rechtsstreits oder Unterlassung eines solchen bestimmen zu lassen oder auch die Ansicht des zur Entscheidung berufenen Gerichts für sich zu gewinnen. Die Art und Weise der Bearbeitung dieser Gutachten läßt die in der Jurisprudenz höchst wünschenswerthe Verknüpfung wissenschaftlicher und praktischer Thätigkeit in vollendeter Meisterschaft erkennen. Diese Rechtsgutachten, welche fast alle Gebiete des Privatrechts (gemeines Recht, einzelne Landesrechte, Handelsrecht, badisch-französisches Civilrecht), und auch das Gebiet des öffentlichen, insbesondere des streitigen Verwaltungsrechts umfassen, sind nach Renaud's Tode vom Landgerichtsdirector Hergenhahn in Cassel herausgegeben. (Rechtliche Gutachten von Dr. Achilles Renaud, 2 Bde. Verlag von J. Bensheimer, Mannheim 1886.) Für R. selbst hatte, wie Geheimrath Dr. Karlowa hervorhebt, diese Art der Thätigkeit den von ihm selbst sehr hoch geschätzten Vortheil, ihn durch sorgfältige Analysirung praktischer Fälle auf juristische Probleme hinzuleiten, auf welche er bei bloß theoretischer Durcharbeitung der betreffenden Materien nach seiner eigenen Angabe nicht aufmerksam geworden war. So erwies sich diese praktische Beschäftigung wieder mannigfach befruchtend und anregend für seine schriftstellerische und lehrende Thätigkeit.

R. hat übrigens nicht nur durch seine schriftstellerische und akademische Thätigkeit, während welcher er zweimal das Amt des Prorectors der Universität Heidelberg bekleidete, gewirkt, sondern er hat auch seine Mitwirkung, wo sie für die Aufgaben des öffentlichen Lebens in Anspruch genommen wurde, niemals versagt. So hat er die Universität Heidelberg als Mitglied der ersten badischen Kammer während längerer Jahre vertreten und in dieser Eigenschaft wesentlichen Antheil an der Berathung und Beschlußfassung vieler Fragen des öffentlichen Rechts genommen. Seine Meisterschaft in der Behandlung auch solcher Fragen hat R. durch die Abfassung verschiedener Commissionsberichte an den Tag gelegt, so insbesondere durch den Bericht betr. den Entwurf eines Gesetzes über Benutzung und Instandhaltung der Gewässer, ferner betreffend den Entwurf eines Gesetzes über besondere Bestimmungen für Verfassung und Verwaltung der Stadtgemeinden, und endlich betr. die Revision der Staatsverfassung. Auch als Mitglied des Bezirksrathes und des Heidelberger Stadtverordnetencollegiums ist er in ersprießlicher Weise thätig gewesen.

R. war eine vornehme Natur; es zeichnete ihn in allen Lagen und Verhältnissen Zuverlässigkeit, Geradheit, Offenheit und Ehrlichkeit seines Wesens aus. In seiner Berufsthätigkeit vor allem erfüllte ihn ein reges, ja fast empfindliches Pflichtgefühl, wie er denn noch in seinen letzten Lebenstagen mit eiserner Energie des Willens bis an die äußerste Grenze des Möglichen über seine körperlichen Leiden Herr zu werden suchte, um, wie er selbst sagte, sein den Studirenden gegebenes Wort einlösen zu können. Damit verband sich ein unermüdlicher Fleiß; Arbeit und immer wieder Arbeit war es, worin er allein dauernde

Befriedigung fand. R. besaß auch die glückliche Begabung, seine Thätigkeit und seltene Arbeitskraft auf bestimmte Fragen zu concentriren, wodurch es ihm eben gelungen ist, in den von ihm bearbeiteten Rechtsmaterien Hervorragendes zu leisten. Wenn R. auch ein nicht leicht zugängliches Wesen besaß und Fremden gegenüber sich reservirt hielt, so bewahrte er den Freunden treue Freundschaft, stets bereit, mit Rath und That ihnen zur Seite zu stehen. Im Freundeskreis entfaltete er seine volle Liebenswürdigkeit und gesellschaftlichen Talente. R. war ein hervorragender Lehrer, ein ausgezeichneter Gelehrter und ein guter Mensch.

Gedächtnißworte von Hofrath Professor Dr. Karlowa vom 7. Juni 1884. — Gedächtnißrede von Geheimrath Dr. Schulze in der Sitzung der I. Kammer vom 9. Juni 1884. Prot. S. 155. — Nachruf an Dr. Renaud von Dr. Felix Hecht, in der Zeitschrift für das gesammte Handelsrecht von Goldschmidt (Bd. XXXI), auch als Separatabdruck erschienen, woselbst auch sämmtliche schriftstellerische Arbeiten Renaud's speciell aufgeführt sind. — Nachruf an Renaud in der Zeitschrift für deutschen Civilprozeß von Busch, Bd. VIII.

Hergenhahn.

Renchen: Ludwig v. R. s. **Ludwig v. Renchen,** Bd. XIX, 599.

René I. von Lothringen würde weder seiner Abstammung nach noch nach der Hauptrichtung seiner Thätigkeit einen Platz in der A. D. B. beanspruchen können, wenn ihn das Geschick nicht eine Zeitlang in seinem wechselvollen Leben an die Spitze eines zum deutschen Reichsverbande gehörigen Landes gestellt hätte. Für uns kommen eigentlich nur die Jahre seines lothringischen Herzogthums, 1431—1453 in Betracht; doch wird ihre Bedeutung erst in dem weitern Rahmen seiner ganzen Lebensentwicklung verständlich, deren wichtigste Ereignisse zur Geschichte Frankreichs, Italiens, Englands und Spaniens in enger Beziehung stehen.

Am 16. Januar 1409 zu Angers als zweiter Sohn des Herzogs von Anjou geboren, hatte R. zunächst wenig Aussichten, bis seine ehrgeizige Mutter Yolanthe von Aragon ihm die Anwartschaft auf die Herzogthümer Bar und Lothringen zu verschaffen wußte. Sein Oheim Ludwig, der Cardinalbischof von Chalons und Herzog von Bar, adoptirte ihn 1419 als Erben, während im gleichen Jahre Karl II. von Lothringen seine älteste und Erbtochter Isabella mit ihm zu verheirathen sich verpflichtete. Schon im J. 1420 fand die Einsegnung dieser Verbindung statt und R. verbrachte von da ab seine Jugend abwechselnd bei seinem Oheim und seinem Schwiegervater. Seinen ersten Waffenkampf bestand er nicht ohne Glück gegen den Neffen Karl's II., den Grafen Anton von Vaudémont, der seine Ansprüche auf Lothringen durch jene Heirath bedroht sah, und sehr früh bewies er in hervorragender Weise seine selbständige Gesinnung. Obwol seine beiden Verwandten, Ludwig wie Karl, ihn durch jedes Mittel an die burgundisch-engländische Sache zu binden suchten und der Cardinal sogar für ihn dem englischen Statthalter den Lehnseid leistete, stellte sich R. doch, seiner Familientradition und dem Zuge seines Herzens folgend, ohne Zaudern auf die Seite seines schwer bedrängten Schwagers, des Königs Karl VII. von Frankreich. Vor den Mauern von Metz verließ er im Juli 1429 das lothringische Heer, nahm an Karl's Krönung in Rheims Theil, stürmte an der Seite der Jungfrau von Orleans vergeblich Paris und wiedereroberte dann die Champagne für die Krone Frankreich. Da rief ihn der Tod seines Oheims im Sommer 1430 nach Bar zurück, das er kaum völlig in Besitz genommen hatte, als schon das Hinscheiden Herzog Karl's im Januar 1431 ihm auch Lothringen in den Schoß warf. Freilich erfreuen sollte er sich des leicht errungenen Besitzes

nicht lange, so sehr ihn auch Adel und Volk willkommen hieß. Schon im März machte Anton von Vaudémont seine Ansprüche wieder geltend und seine Mitbewerbung gewann durch die kräftige Unterstützung, die ihr Herzog Philipp von Burgund lieh, eine sehr ernstliche Bedeutung. Die großen politischen Gegensätze der französischen Geschichte von damals lebten in dem Kampfe um Lothringen auf. König Karl hatte R. eine Hülfstruppe unter dem Befehl des alten erprobten Führers Barbazan gesandt. Bei Bulgneville an den Sichelbergen am 2. Juli 1431 trafen sich die Heere. Die Lothringer waren stärker, aber das Ungestüm ihres Herzogs riß sie zum übereilten Angriff auf die starke feindliche Stellung fort: sie wurden in voller Unordnung geworfen, Barbazan fiel, R. wurde gefangen genommen. Es war eine Entscheidung, die für sein ganzes Leben verhängnißvoll werden sollte.

Philipp von Burgund bemächtigte sich selbst der kostbaren Beute und hielt R. zu Dijon in strenger Haft. Zwar wußte seine tapfere Gemahlin Lothringen vor dem Feinde zu behaupten, aber jeder Versuch, den Gefangenen zu befreien, alle Vermittlung, ihn loszulösen, blieb zunächst vergeblich. Allerdings erhielt er gegen die schwersten Verpflichtungen, gegen die Vergeiselung seiner Söhne, im Mai 1432 provisorisch die Freiheit, mußte sich jedoch durch sein Wort binden, auf den Wink Philipp's sofort wieder ins Gefängniß zurückzukehren. So gewann er freilich die Zeit, seine und des Landes Angelegenheiten einigermaßen zu ordnen, mit seinem Gegner Anton von Vaudémont sich durch die Verheirathung ihrer Kinder erträglich zu stellen, auch mit Herzog Philipp schien sich ein Vergleich anzubahnen; aber als Kaiser Sigismund auf dem Concil in Basel im April 1434 die Rechtsfrage der lothringischen Nachfolge geprüft und sich zu Gunsten von R. erklärt hatte, fühlte sich der Stolz des Burgunders, der über diese Frage allein und eigenmächtig entscheiden wollte, so empfindlich verletzt, daß er R. im December 1434 anwies, sich wieder als Gefangener in Dijon zu stellen. Im gleichen Augenblicke, als der Tod seines älteren Bruders ihm den ganzen Familienbesitz der Anjous in Frankreich und der Provence, sowie die Erbansprüche seines Hauses auf die Krone von Neapel in die Hand gab, mußte R. wieder seinen Kerker betreten. In demselben blieb er bis zum Beginn des Jahres 1437, obschon sich alle seine fürstlichen Verwandten, auch der Papst, für seine Freilassung verwandten. König Karl gab ihn endlich bei seiner Aussöhnung mit Burgund preis und alle Verhandlungen scheiterten an den übertriebenen Geldforderungen Philipp's, der offenbar die Absicht hatte, seinen Gefangenen mürbe zu machen und ihn zur Abtretung des Herzogthums Bar zu zwingen. Erst als dieser festblieb und seine sicilianische Erbschaft ihn zahlungsfähig erscheinen ließ, verstand sich Philipp zur Nachgiebigkeit. Gegen die Auslieferung einiger flandrischer Herrschaften, die Verpflichtung, 400 000 Goldthaler ratenweise zu zahlen, und die Verpfändung mehrerer lothringischer Festen erhielt R. die Freiheit, allerdings mit so schweren finanziellen Lasten verknüpft, daß er unter ihrem Druck nahezu sein ganzes Leben blieb. Lothringen empfand sie zuerst, die erste Regierungshandlung René's war das Ausschreiben einer allgemeinen Steuer von zwei Sols für jede Familie, die herzoglichen Domänen wurden zum großen Theil veräußert und schon im Frühjahr 1437 verließ er das Land, um nach kurzem Besuche in Anjou und der Provence sich die Krone von Neapel zu erkämpfen. Vier Jahre lang, 1438—1442, stritt er mit hartnäckiger Tapferkeit und wechselndem Erfolge gegen Alfons von Arragonien, bis ihn Noth, Verrath und der Fall Neapels aus dem Lande trieben.

Von nun an ist René's politische Thätigkeit vorwiegend an die Geschicke König Karl's VII. geknüpft, wie an die Verwaltung seiner französischen Besitzungen. Dem Könige hilft er durch die Verheirathung seiner eigenen Tochter

Margarethe mit Heinrich VI. von England zu dem Erbfeinde Frankreichs friedliche Beziehungen knüpfen, wie er ihm im Kampf um die Eroberung der Normandie beisteht. Er ist bei den militärischen Reformen Karl's, den ersten Anfängen der stehenden Heere betheiligt und in seinem eigenen Lande, in Anjou vorzugsweise, schafft er eingreifende Verbesserungen der Verwaltung. In Lothringen erscheint er nur noch einmal, 1444—45, um in Gemeinschaft mit König Karl Metz zu belagern und zu unterwürfiger Nachgiebigkeit zu zwingen. Mit großen prächtigen Festen, die er zu Nancy im Sommer 1445 feiert, nimmt er von dem Lande Abschied, dessen Leitung er seinem Sohne Johann als Generalstatthalter von Lothringen und Bar anvertraut. Nach dem Tode seiner Gemahlin tritt er dann im März 1453 demselben Lothringen vollständig ab: von allen seinen Besitzungen lag es ihm am wenigsten am Herzen und war ihm am theuersten zu stehen gekommen, alle andern stammten von seiner Familie, dies war ihm nur durch seine Frau zugefallen und mußte nach lothringischem Landesrecht nach ihrem Tode an ihren Sohn kommen.

Nur die Hauptzüge seines ferneren Lebens seien hier kurz noch erwähnt. Nach Karl's VII. Tode verliert er seinen Einfluß am königlichen Hofe, Ludwig XI. verfolgt ihn, obschon er ihm im Kriege gegen den „Bund der öffentlichen Wohlfahrt" treu zur Seite steht, mit untilgbarem Mißtrauen und heimlicher Abneigung. 1471 zieht sich R. in die Provence zurück, um von dort aus den großen politischen Zielen seines Hauses, dem Erwerb Italiens und Arragons, näher gerückt zu sein. Aber er erreicht dieselben trotz aller glänzenden Scheinerfolge so wenig, wie er Anjou und Bar dauernd gegen die Habgier Ludwig's zu schützen weiß. Er muß sich die zeitweise Beschlagnahme dieser Länder gefallen lassen, Kinder und Enkel sieht er vor sich ins Grab sinken, bis auch er am 10. Juli 1480 aus seinem vielbewegten Leben abberufen wird.

Auch seine Bedeutung auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft kann hier nur flüchtig berührt werden, da sie durchaus der romanischen Culturgeschichte zugehört. In allen Künsten seiner Zeit wie im Kunsthandwerk, vor allem als Maler im Anschluß an die vlämische Schule von van Eyck, war R. selbstthätig und wußte die schaffenden Kräfte um sich zu sammeln und anzuregen, auch auf dem Felde der Poesie, namentlich im allegorischen Roman, versuchte er sich vielfach mit Glück. Mit den Gelehrten Italiens und Frankreichs in steter Verbindung, darf er vielleicht als der glänzendste und begabteste fürstliche Vertreter der Bildung und Gesittung seines Jahrhunderts gelten.

Die beste umfassende Monographie über René I. liegt jetzt vor in dem zweibändigen Werke von A. Lecoi de la Marche: Le Roi René, sa vie, administration, ses travaux artistiques et littéraires. Paris 1875. Vgl. dazu de Quatrebarbes, Oeuvres du Roi René. 4 Bände. Paris 1845—46, und für die lothringische Geschichte Dom Calmet, Histoire de Lorraine. — R. v. Liliencron, Histor. Volksl. Bd. I, S. 328 f. W. Wiegand.

René II. von Lothringen, 1451 als der Sohn des Grafen Ferry von Vaudémont und Yolanthe's, der Tochter König René's I. geboren, vereinigte in seiner Person die Ansprüche des alten elsässischen Herzogshauses und der Familie von Anjou auf Lothringen, die er auch ohne erheblichen Widerspruch, dem Wunsche der lothringischen Stände entsprechend, bei dem frühen und unerwarteten Tode des Herzogs Nicolaus im Sommer 1473 zur Geltung brachte. Die ersten Anfänge seiner Regierung sind von der unter Karl dem Kühnen gewaltig und glänzend emporsteigenden burgundischen Macht überschattet. Weder ihrer scrupellosen Energie noch der unzuverlässigen, hinterhaltigen Politik Ludwig XI. von Frankreich wußte der jugendliche Herzog die Stirn zu bieten, haltlos

schwankte er zunächst zwischen den beiden übermächtigen Rivalen hin und her. Zuerst mit Frankreich verbündet, nachdem ein Anschlag Herzog Karl's auf seine Person mißlungen, läßt er sich durch diesen schon im December 1473 für den engen Anschluß an Burgund gewinnen und im Sommer des folgenden Jahres tritt er bereits wieder auf die gegnerische Seite. Als er im Mai 1475 Karl dem Kühnen, dessen Macht vor Neuß festgehalten scheint, offen den Krieg erklärt, empfindet er sehr bald nach einigen kleineren Erfolgen im Luxemburgischen die Ueberlegenheit des Feindes, der am Niederrhein freigeworden, rasch heranrückt und in wenigen Monaten ganz Lothringen erobert. Von König Ludwig im Stich gelassen, muß R. das Land räumen, während Karl in Nancy vor den versammelten Ständen von dem Herzogthum feierlich Besitz nimmt.

Die große politische Wendung des Jahres 1476, die Niederlagen Karl's des Kühnen vor den Schweizern bei Gransee und Murten, brachte auch für den landflüchtigen R. den Glücksumschlag. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß bei Ludwig XI. auf thatkräftige nachhaltige Unterstützung nicht zu rechnen war, hatte er sich nach der Schweiz gewandt, und an der Murtener Schlacht in hervorragender Weise theilgenommen. Schon seit dem Mai 1474 in die Allianz der Eidgenossen, der elsässer Städte und des Herzogs Sigmund von Oesterreich aufgenommen, brach er jetzt mit ihren Hülfstruppen, nachdem ihm ein Aufstand in Vaudemont die Wege gebahnt hatte, in Lothringen ein und gewann schon im October seine Hauptstadt Nancy wieder. Doch noch einmal mußte er vor den Burgundern weichen, Karl der Kühne kehrte mit überlegener Macht zurück und zwang ihn, die Stellung bei Pont à Mousson zu räumen. Während er von neuem im Elsaß und in der Schweiz um Hülfe warb, die ihm die Luzerner Tagsatzung auch zusagte, rückten die Burgunder in die alten Laufgräben von Nancy, das bald in äußerster Bedrängniß den rettenden Entsatz von seinem Herzog dringend erflehte. Um Weihnachten hatte R. alle Vorbereitungen und Verhandlungen glücklich beendet, von Basel aus setzte er sich selbst an die Spitze der schweizerischen Gewalthaufen und drang über St. Dié in Lothringen ein. Zu St. Nicolas sammelte er seine Armee, die etwa 20000 Mann stark gewesen sein mag, und schon am 5. Januar 1477 stieß er auf den an der Straße nach Nancy ihm gegenüberstehenden Feind, der durch die langwierige Belagerung, wie durch die Unbilden der Belagerung arg gelitten hatte und numerisch bedeutend schwächer war. Anstatt ihn in der Front anzugreifen, wie Herzog Karl erwartet hatte, marschirte R., durch Wald und Schneegestöber in seinem Anmarsch verdeckt, in seine rechte Flanke und zersprengte durch seinen unerwarteten Angriff die burgundische Aufstellung völlig. Karl der Kühne fiel auf der Flucht, sein Heer wurde vernichtet, sein Reich zerfiel.

Von seinem großen Gegner befreite R. freilich diese Entscheidungsschlacht, auch sein Land gab sie ihm wieder, aber alle weitern sich daran knüpfenden Erfolge nahm ihm König Ludwig vorweg, der das burgundische Erbe mit Beschlag belegte. Nicht einmal den Anschluß des Herzogthums Bar an Lothringen, der des alten Königs R. Herzenswunsch war, gönnte ihm die französische Politik, noch weniger natürlich den Erwerb der Provence, überall kam Ludwig XI. den Anschlägen René's zuvor. Erst nach seinem Tode 1484 gelang es R. zum Lohn für die treue Unterstützung, die er Ludwig's Tochter, der Regentin Anna, im Kampf gegen die großen französischen Vasallen erwies, die Vereinigung von ganz Bar mit Lothringen zu erhalten, aber alle weitern Ansprüche fanden weder bei ihr noch bei Karl VIII. und Ludwig XII. Gehör. Nach den gewaltigen Schicksalen der ersten Jahre erscheint die fernere Regierungszeit René's gehaltlos, sein unruhiger Ehrgeiz, das Erbtheil des Hauses Anjou, findet nirgends Befriedigung und erreicht nirgends sein Ziel. Weder in dem Kampfe, den er für die

Republik Venedig gegen Ferrara 1482 ohne sonderlichen Ruhm führte, noch später im Jahre 1488 kamen seine Pläne einer Unternehmung auf Neapel zur Reise, auch seine Absichten auf die Stadt Metz, mit der er bis zum Jahre 1493 in fast ununterbrochener Fehde lebte, wie auf Toul schlugen fehl. 1496 bekriegte er den Herzog Robert von Bouillon, den sogenannten Eber der Ardennen. Sein einziger Gewinn war die Vogtei über Epinal, die er vom Bischof von Metz zu Lehen erhielt. Als deutschen Reichsfürsten sehen wir R. nur einmal an dem Reichstage von Worms 1495 theilnehmen, um sein Lehen vom Kaiser zu empfangen. Wie er hierbei eine Sonderstellung vor den übrigen Fürsten beanspruchte, so hat er sicherlich auch an den großen Reformversuchen Kurfürst Berthold's von Mainz keinen Antheil genommen. Für sein Land brachten seine abenteuerlichen Pläne eine empfindliche Steigerung der finanziellen Lasten, unter ihm wurde trotz des Widerstrebens der Stände die erste feststehende Steuer, die sogenannte Remigiensteuer, eingeführt. An Pracht- und Nutzbauten wie an der Wolfsjagd scheint R. in seinen letzten Jahren bis zu seinem Tode am 10. December 1508 besonders Gefallen gefunden zu haben. Nicht ohne classische Bildung, die er sich in seiner Jugend auf der Schule von Florenz erworben hatte, ist er besonders durch seine Vorliebe für geographische Studien und durch seine Verbindung mit Amerigo Vespucci, der ihm seine berühmte Reisebeschreibung, 1507 zu St. Dié gedruckt, widmete, in weiteren Kreisen bekannt geworden.

Von den gleichzeitigen Quellen führe ich nur an: La chronique de Lorraine, die höchst wahrscheinlich von einem Secretär Herzog René's, Chrétien de Châtenoy, verfaßt ist (Ausgabe von Marchal im Recueil de documents sur l'histoire de Lorraine, Band V, Nancy 1859). Nach Lepage soll die Bibliothek von Epinal eine bisher ungedruckte Geschichte René's II. besitzen. Vgl. außerdem Dom Calmet, Histoire de Lorraine und A. Digot, Histoire de Lorraine, tom. III.

W. Wiegand.

Reneccius: Jacob R., auch, obschon weniger richtig, Reineccius genannt, wurde im J. 1572 zu Salzwedel in der Altmark (nicht zu Tangermünde) geboren; er studirte zu Wittenberg Theologie und ward Magister. Seine erste geistliche Stelle erhielt er in Tangermünde; im J. 1701 ward er Propst zu St. Petri in Cöln an der Spree (Berlin) und Consistorialassessor; von hier aus folgte er einer Berufung in das Hauptpastorat zu St. Catharinen in Hamburg, wozu er am 21. September 1609 als Nachfolger Philipp Nicolai's erwählt war. Am 2. November 1609 führte ihn der Senior Vagetius in dieses Amt ein. R. war ein eifriger Lutheraner, der die Kirchenlehre auch mit den Mitteln seiner Philosophie bewies und vertheidigte. Deshalb nahm er auch lebhaften Antheil an der Gründung des Akademischen Gymnasiums in Hamburg, das vor allem die studirende Jugend vor Heterodoxien bewahren sollte; er ward vom Senate im J. 1612 zum ersten Inspector des Gymnasiums und Johanneums ernannt und erhielt im Nebenamte die Professur der Theologie am Gymnasium. Nachdem er durch eine Rede das Gymnasium eröffnet, hielt er im Winter 1612 auf 1613 eine Vorlesung über den Brief an die Galater. Nur kurze Zeit erfreute er sich dieser neuen Thätigkeit; schon am 28. Juni 1613 starb er, etwa 41 Jahre alt. Seine ziemlich zahlreichen Schriften sind größtentheils gegen katholische und reformirte Irrthümer gerichtet; als Polemiker war er jedenfalls ein würdiger Nachfolger Nicolai's.

Moller, Cimbria litterata II, 713 ff. — Jöcher III, Sp. 1987. Rotermund zum Jöcher VI, Sp. 1672 ff. — Lexikon der hamburg. Schriftsteller,

VI, S. 212 ff. — Herzog und Plitt, Theologische Realencyklopädie, 2. Aufl., XII, S. 607. An allen diesen Orten werden seine Schriften aufgezählt, am genauesten im Lexikon der hamb. Schriftsteller.

l. u.

Rener: Heinrich R., geb. 1593 in Huy an der Maas, † am 9. März 1639, studirte in Lüttich, beschäftigte sich dann in Löwen mit Philosophie und kehrte nach Lüttich zurück, um Theologie zu studiren. Die Schriften Calvin's aber machten auf ihn einen solchen Eindruck, daß er die Confession wechselte, worauf er sich nach Leyden begab, wo er um des Unterhaltes willen, da ihn sein Vater enterbt hatte, eine Privatschule eröffnete. Im J. 1628 ging er nach Amsterdam, wo er Descartes und Gassendi kennen lernte, deren ersterer ihm sogar nachfolgte, als er (1632) eine Professur der Philosophie in Deventer übernahm. Hier begann R. als der Erste in den Niederlanden die cartesianische Philosophie, zumal im Gebiete der Naturwissenschaft, als Lehrer zu vertreten (Logik las er nach Petrus Ramus). Nachdem ihm 1634 der Lehrstuhl der Philosophie in Utrecht angeboten worden, verließ er nach längeren Verhandlungen Deventer und siedelte 1636 nach Utrecht über, wo er bis zu seinem frühen Tode als einflußreicher Cartesianer wirkte. Es wird ausdrücklich bemerkt, daß er, abgesehen von ein paar kleinen Dissertationen, nichts Schriftliches veröffentlichte.

Casp. Burmann, Trajectum eruditum (1750), S. 301 ff. — Van der Aa, Biogr. Woordenboek der Nederlanden, Bd. XVI, S. 242 f. — G. Monchamp, Histoire du Cartésianisme en Belgique (1886), S. 33 ff. und 122 ff.

Prantl.

Renesse: C. A. R., holländischer Zeichner und Radirer, über den die Kunstgeschichte ein ungerechtes Stillschweigen bewahrt, so daß über seine Lebensschicksale nichts bekannt ist. Er arbeitete in der Zeit von 1650 bis 1670. Man hat von ihm Zeichnungen in schwarzer Kreide, welche Bildnisse, Figuren oder Gattungsscenen darstellen und sehr geistreich ausgeführt sind. Sie werden sehr geschätzt, kommen aber sehr selten vor. Auch seine Radirungen sind nicht sehr häufig anzutreffen; sie sind ganz im Geiste Rembrandt's ausgeführt, so daß sie auch zuweilen wirklich diesem zugeschrieben werden. R. muß daher sicher mit dem Meister der Radirnadel in irgend welcher Beziehung gestanden haben. Unter seinen Blättern ist hervorzuheben: „Die Dorfkirmeß mit dem Marktschreier", eine figurenreiche Composition, „Ein Knabe, der sich mit Seifenblasen beschäftigt", vom J. 1661, eine Landschaft mit Fernsicht und mehrere männliche Halbfiguren, Bildnisse, deren Namen unbekannt sind. Auf der Kreidezeichnung, die einen jungen Mann darstellt, fand van Eynden die Bezeichnung: A. Renesse, 1669.

Siehe v. Eynden u. v. Willigen. — Immerzeel. — Kramm.

Wessely.

Renesse: Ludwig Gerhard van R., reformirter Theolog, am 11. Mai 1599 zu Utrecht geboren. Schon 1603 verlor er seinen Vater, welcher als Capitän bei der Belagerung von Ostende den Tod fand. Nach vollendeten Studien an der Utrechter Hochschule ward er 1620 Prediger zu Maarssen und diente 1631 und später als Feldprediger. Zugleich wurde er von der Provinzialsynode von Utrecht zum Revisor der Bibelübersetzung ernannt und erwarb sich bei dieser Arbeit das Lob großer Gelehrsamkeit, besonders durch seinen „Commentariolus historicus actorum in revisione versionis Belgicae N. Test. et librorum apocryphorum," welcher nach seinem Tod im Archive der Bibelübersetzung niedergelegt ward. 1638 erhielt er die Predigerstelle zu Breda und widmete seine Thätigkeit der Reformation dieser Baronie und der Meierei

Herzogenbusch. Nach der Stiftung der Hochschule zu Breda ernannte der Statthalter Friedrich Heinrich ihn im J. 1646 zum Professor der Theologie, Rector Magnificus und Oberregent des Collegium Auriacum. In diesen Aemtern erwarb er sich die Anerkennung nicht nur seines Vaterlandes sondern auch der Oxforder Universität, die ihn 1657 mit dem Doctortitel ehrte. Sein arbeitsreiches Leben endete am 19. Februar 1671. Es sind mehrere Schriften von ihm gedruckt, die ihn besonders als kräftigen Förderer und Apologeten des Protestantismus zeigen. Die bedeutendsten sind folgende: „Apologia ecclesiarum Belgii epistola“ 1651, „Exercitia theologica de legitimo et illegitimo cultu virginis Mariae,“ 1669, „Gods voorzienigheid in het huwelijk,“ 1638, „De oratione dominica,“ „De providentia“ und „De doctrina ecclesiae Romano-Catholicae.“

Vgl. van Goor, Beschrijv. v. Breda, Bl. 185 ff. — Pacquot, Mémoir. litérair. I, 352 sqq. — Glasius, Godg. Nederl. und van der Aa, Biogr. Woordenb.

van Slee.

Renesse: Johann v. R., seeländischer Edelmann, wahrscheinlich um die Mitte des 13. Jahrh. geboren, erbte einen großen Gütercomplex namentlich auf der Insel Schouwen von seinem Vater Costin, der in den endlosen Streitigkeiten zwischen Flandern und Holland über Seeland dem Grafen Florens V. von Holland (s. A. D. B. VII, 126) treu zur Seite gestanden hatte. Nach dessen Tode stellte sich R., im J. 1289, an die Spitze der großen seeländischen Adelsrebellion, welche wahrscheinlich wohl durch des Grafen adelsfeindliche Politik veranlaßt war, aber doch auch gewiß von Flandern begünstigt wurde. Bald entspann sich zwischen R. und dem herrschsüchtigen Wolfert v. Borssele (s. A. D. B. III, 180) ein Kampf um die Führerschaft ihrer Partei, welche später, nach dem Tractat zu Biervliet, 1290, und der ersten Versöhnung des Grafen und des Adels, R. veranlaßte, als der Kampf bald wieder entbrannte, die Seite des ersten zu halten, und zum Siege des Grafen viel beigetragen haben mag. Dann aber trat R. mit an die Spitze der Verbindung gegen Florens, welche vom König Eduard I. im J. 1296 angezettelt wurde, um denselben für den Uebergang ins französische Lager zu strafen. Man weiß, wie einige der holländischen Verschwörer den Grafen ermordet haben, aber dadurch eine allgemeine Bewegung des Volkes wach riefen. Als dann Johann von Avesnes, der Graf von Hennegau (s. A. D. B. XIV, 221) mit Hülfe der Städte sich der Gewalt zu sichern versuchte, griff R. zu den Waffen und half denselben aus dem Lande treiben, was Florens schwachen Sohn Johann von Holland (s. A. D. B. XIV, 221) dem englischen Einfluß unterwarf. Aber nicht R., sondern Borsselen genoß die Früchte des Sieges, und R. büßte nicht allein allen Einfluß auf die Regierung ein, sondern sah sich gezwungen, aufs neue nach Flandern zu flüchten. Und als dann Borsselen gefallen war, kam nicht er, sondern der Hennegauer ans Ruder. Seine Verbannung wurde jetzt bestätigt, weil er als Mitschuldiger am Morde des Grafen Florens verurtheilt wurde auf immer außer Landes zu bleiben, seine Güter wurden confiscirt. Eine seiner Herrschaften, Haemstede, fiel dem Bastard des Grafen Florens, Witte (s. A. D. B. X, 311) zu. Als bald nachher, 1299, Johann von Holland gestorben und Johann von Hennegau an dessen Stelle getreten war, versuchte R., sich mit Letzterem zu versöhnen. Als es mißlang, schloß er sich den Borsselen's und deren Anhang wieder an und unternahm, 1300, an der Spitze der zahlreichen Gebannten, wol mit vlämischer Hülfe eine Landung auf Walcheren; der Graf wurde von den Gebannten bei Veere geschlagen. Da griff der König von Frankreich, Philipp der Schöne, der damals in Flandern herrschte ein, doch R., der wahrscheinlich mit der national-vlämischen Partei verbunden war, wollte sich dessen Schieds-

spruch nicht fügen. Er rief dagegen den Oberlehnsherrn, den deutschen König Albrecht an und bat ihn, er solle von seinem Rechte Gebrauch machen; wirklich gelang es ihm, denselben zu veranlassen, Holland und Seeland dem Hennegauer förmlich abzusprechen und was mehr war, (es gab ja so viele königliche Entscheidungen in der seeländischen Sache, von Philipp von Schwaben bis zum habsburgischen Rudolf, die sämmtlich ohne Folgen geblieben waren) den Rhein herab zu fahren nach Nimwegen, der alten Königspfalz, um daselbst förmlich über das offne Lehen zu Gericht zu sitzen und den Spruch auszuführen. R. fuhr mit einer großen Schiffsmacht aus den seeländischen Binnenwassern den Rhein herauf, ihm entgegen, um ihm die Ausführung seines Vorhabens zu ermöglichen, denn Albrecht hatte keine Kriegsmacht zur Verfügung. Aber Graf Johann stellte sich mit seiner ganzen Macht zwischen Beide und zwang Albrecht zur Umkehr. Jetzt war dem König die Sache verleidet; er hatte wol in derselben nur ein Mittel ersehen, seine Macht am Niederrhein aufs neue zu befestigen. Er schloß jetzt einen Tractat mit Johann, der jetzt R. und seine Genossen ohne große Schwierigkeit aus dem Lande trieb. Sie entwichen nach Flandern und warteten auf bessere Zeiten. Die sollten bald kommen, denn als die berühmte Schlacht bei Kortryk von den Vlämingen gewonnen war, 1302, ließ einer der Sieger, der junge Graf Veit von Dampierre sich bald genug veranlassen, die Eroberung Seelands mit ihrer Hülfe zu unternehmen. Sie schlugen das Heer des Johann bei Arnemuyden und eroberten Middelburg. Veit nannte sich Graf von Seeland. Doch R. hatte damit noch nicht seine Güter auf der Insel Schouwen zurückerhalten, wenn auch ein Stillstand den Gebannten, solange derselbe währte, die Nutznießung ihrer Güter in Seeland verhieß. Im Frühjahre des Jahres 1304 führte er die Vläminger dahin. Auf der Insel Duyveland wurde des Grafen Johann Sohn, Wilhelm von Ostervant geschlagen und dann in Zierikzee, der R. wie es scheint am ärgsten feindlichen Stadt, eingeschlossen. Darauf ergossen sich die Gebannten und ihre vlämischen Genossen über ganz Holland und das verbündete Utrecht, auch die Brabanter schlossen sich an. R. eilte nach Utrecht. Aber da trat im Sommer der plötzliche Umschwung der Dinge ein. Die Vläminger flüchteten; da wandte sich auch R., er suchte nach Seeland zu kommen, doch als er bei Beusichem über den Lek, wie der Rhein dort heißt, setzen wollte, ertrank er, August 1304. Die Züge dieser merkwürdigen Persönlichkeit lassen sich bei der Unzulänglichkeit der Quellen kaum wiedererkennen, sie sind uns nur von Gegnern überliefert, jedoch ersieht man genug, um in diesem Haupte des seeländischen Adels einen Mann zu schauen von außergewöhnlicher Beharrlichkeit und großer politischer Begabung, der sich mit Glück selbst auf dem Gebiet der großen europäischen Politik versuchte und fast die Verbindung Hollands mit dem Reiche, welche seit einem Jahrhundert sich zu lösen begann, wieder hergestellt hätte. Seine seeländischen Güter blieben confiscirt, doch erwarb sich sein Geschlecht bald andere in Utrecht, wo es noch längere Zeit eine Rolle spielte. Im sechszehnten Jahrhundert zeichneten sich viele Mitglieder desselben durch ihren Eifer für die Reformation aus und sind infolge dessen vom Rath der Unruhen verurtheilt. Ein paar endeten auf dem Schaffot. Das damalige Haupt der Familie aber, Johann v. R., Herr von Wulven und Wilp, hatte im J. 1566/67 an der Spitze der Calvinisten gestanden, war dann geflüchtet und erst nach dem sogenannten Satisfactionsvertrag vom Jahre 1577 zurückgekehrt. Von da an führte er die Unionspartei in seiner Provinz. Nachher gab es freilich viele Renesse's, jedoch keine bedeutenden.

Die vornehmste Quelle über R. ist natürlich Stoke's bekannte Reimchronik. (Neue Ausgabe von Brill 1887.) Doch ist dieselbe sehr parteiisch gegen ihn. Auch der Continuator der Egmonder Chroniken, Wilhelmus Procurator

hat Einiges über ihn, ebenso wie Lodewijk von Veldhem. Ein Theil seiner Geschichte läßt sich nur aus Urkunden feststellen. Kluit hat im bekannten Excursus septimus seiner Historia comitatus Hollandiae vieles Merkwürdige über die Ereignisse, in welche R. verwickelt war, gebracht. Von den neueren Historikern hat Arend wenig Persönliches über R. und ebenso Wenzelburger; Monographien über jene Zeit gibt es leider nicht.

P. L. Müller.

Rengger: a) Abraham R. v. Brugg, C. Aargau 1732—1794; er machte seine theologischen Studien an der Akademie zu Bern, ward 1755 Lehrer in Brugg, 1763 Pfarrer in Gebenstorf (Dorf im Gebiet der damaligen Grafschaft Baden), von wo aus er Pestalozzi's Ansiedlung im Birrfeld (Neuhof) vermittelte, 1773 Pfarrhelfer in Bern, starb als dritter Pfarrer am Münster daselbst, 27. Januar 1794: ein Mann von ungewöhnlicher Weitherzigkeit, Bildung und Popularität, welcher mit den hervorragendsten seiner Landsleute (Iselin, Zimmermann, Balthasar, Lavater, Pestalozzi) und vielen auswärtigen Gelehrten (Campe, Pfeffel, Nicolai) in Freundschaft und Verkehr stand. — Nekrolog in den Verhandlungen der helvet. Gesellschaft 1794 (von Pf. Stapfer).

b) Albrecht R., 1764—1835, der jüngste der drei Söhne des Pfarrers Abraham R., geb. in Gebenstorf am 8. Juli 1764. Als die Familie nach Bern übersiedelte, stieg Albrecht R. mit Auszeichnung in den Bernischen Schulen zur Akademie empor, um sich dem Studium der Theologie zu widmen, ward dann Hofmeister in der Familie des Landvogts Fellenberg in Wildenstein, als welcher er großen Einfluß auf die Entwicklung seines Zöglings, des nachmaligen Stifters von Hofwyl, gewann; es kam zwischen diesem und seinem Mentor schon in Wildenstein zu einem freundschaftlichen Verhältniß, welches erst der Tod löste. Fellenberg selbst bezeugt, wie R. schon in Wildenstein sich mit genauer Beobachtung der ihn umgebenden Natur beschäftigte; bald ging dieser denn auch, mit Einwilligung seines von ihm zärtlich geliebten Vaters, zum Studium der Medicin über, weil er in diesem Berufe mehr für das Wohl der Menschen zu wirken hoffte. 1785—88 finden wir R. auf der von den Bernern seit Haller mit Vorliebe besuchten Universität Göttingen, wo er unter Blumenbach, Gmelin, Lichtenberg u. a. seine Studien machte, als Doctor promovirte und mit einer Reihe dort studirender Schweizer, wie Escher (von der Linth), P. Usteri, Gruber, Lüthard, sich enge und bleibend befreundete. Reisen nach Wien und Italien vollendeten seine Bildung. 1789 ließ er sich als praktischer Arzt in Bern nieder. Als solcher erfreute er sich bald einer großen Beliebtheit; mit Vorliebe pflegte er die Armenpraxis, ward einer der Stifter und thätigsten Mitglieder der dortigen Armenverpflegungsanstalt, deren ersten Verwaltungsbericht er 1796 herausgab; daneben beschäftigten ihn wissenschaftliche Studien und Projecte zu periodischen fachmännischen Publikationen in Gemeinschaft mit seinem Freunde P. Usteri; im Winter 1797/98 wollte er pathologische Vorlesungen halten, als die politischen Verhältnisse dazwischen traten.

Schon früh hatte R. auch in weiteren Kreisen für das Volkswohl zu wirken gestrebt. Der Versammlung der helvetischen Gesellschaft zu Olten 1786 lag eine anonyme Arbeit „Vorschlag eines Nationalkalenders“ vor, die von derselben des Drucks im Anschluß an ihre Verhandlungen gewürdigt ward; der unbekannte Verfasser war R. Von 1790 an wurde dieser eifriger Theilnehmer an der Oltener Zusammenkunft, der er 1793 seine erste politische Schrift „über die Verketzerungssucht in unseren Tagen“ vorlegte. Der Briefwechsel mit seinen Freunden Escher und Usteri zeigt auch ihn mit Begeisterung für die Ideen der französischen Revolution erfüllt, aber gelegentlich die Ausschreitungen bei ihrer praktischen Verwirklichung lebhaft bedauernd. Gleich Fellenberg ahnte er schon frühe die

Gefahren, die seiner Heimath von der Entwicklung der Dinge im Nachbarlande drohten und suchte zu warnen; seit dem Staatsstreich vom 18. Fructidor (4. September 1797) sah er die Rettung des Vaterlandes nur noch in einer der Einmischung von Außen zuvorkommenden durchgreifenden politischen Reorganisation. In der Zeit des Uebergangs wurde er von seiner Heimathgemeinde Brugg als einer der 52 Ausgeschossenen gewählt, die mit dem stadtbernischen großen Rath zusammen als Vertreter der bisherigen Unterthanen eine Versöhnung der Gegensätze anbahnen sollten; aber eine Mission zu dem französischen Geschäftsträger Mengaud in Basel, die er mit zwei andern Vertrauensmännern der bernischen Regierung unternahm, hielt ihn während des entscheidenden Februar 1798, von Bern ferne, ohne der sinkenden Sache zu nützen, und am 5. März fiel Bern in die Hände der Franzosen. In der neuen Ordnung der Dinge ward R. zum Präsidenten des obersten Gerichtshofes in Helvetien, dann aber schon am 2. Juni 1798 zum Minister des Innern der helvetischen Republik gewählt.

Die Verwaltung dieses Ministeriums, das er mit nur achtmonatlicher Unterbrechung bis gegen den Schluß der helvetischen Periode (1803) bekleidete, war die Stellung, die Rengger's Scharfblick, Mäßigung, Arbeitskraft und Organisationstalent im hellsten Lichte zeigte und ihm die größten Ansprüche an die Dankbarkeit seines Vaterlandes bleibend gesichert hat. Er gewann sich die volle Achtung aller Parteien; die ihm amtlich am nächsten stehenden und competentesten Zeitgenossen verkünden sein Lob in neidlosester Weise; unter ihnen vor allem Laharpe und Zschokke. Ersterer, als Mitglied des Directoriums Rengger's Vorgesetzter, hebt (in seiner notice nécrologique) besonders die rastlose und nie entmuthigte Arbeit des Ministers inmitten der sich aufthürmenden Schwierigkeiten, die Klarheit und Bündigkeit all seiner Berichte an das Directorium hervor; Zschokke, der als Regierungscommissär in Waldstätten, später in Tessin und in Basel, sowie durch seine sonstigen Beziehungen zu den damaligen Regierungsmännern ungewöhnlich tief zu sehen Gelegenheit hatte, schreibt: „Aber auch den Namen jenes Mannes muß ich in der Reihe dieser Edeln nennen, dessen Talente und Tugenden selbst diejenigen bewundern mußten, die seine Partei haßten. Albrecht R. entwickelte in dem ganzen Laufe seines Geschäftslebens jene außerordentlichen Eigenschaften als Staatsmann mit einer Kraft und Größe, die ihn, wäre seine Bahn von längerer Dauer gewesen, nebenbuhlerisch in den Rang der vorzüglichsten Geschäftsmänner gestellt haben würde. Mit nie ermüdendem Fleiße paarte sich in ihm schneller Ueberblick des ganzen Chaos vor ihm ruhender Arbeiten und unbeschreibliche Gewandtheit in ihrer Behandlung. Während er nie das weitläufige Ganze und dessen innere Uebereinstimmung aus dem geübten sichern Blick verlor, hatte er den Muth, in die geringfügigsten Einzelheiten tausendfach verschiedener Geschäfte herabzusteigen, ohne sich in denselben zu verirren. Mit oft allzuharter Unbiegsamkeit verfolgte er seine Ideen, und viel zu ungeschmeidig für einen Staatsmann konnte er seine Verachtung und seinen Haß gegen diejenigen nie verbergen, die ihm gefehlt zu haben schienen. Streng gegen sich selbst in seinen Forderungen war er es gegen alle Anderen. Zwar wirft man ihm oft vor, daß er nicht die einem Geschäftsmann nöthige Menschenkenntniß besessen habe, und doch kann Niemand leugnen, daß die Bureaux seines bedeutenden Ministeriums jederzeit ausgezeichnete talentvolle Männer an ihrer Spitze hatten, wie einen Abel Merian von Basel oder einen Kasthofer von Bern. Rengger's Genie konnte vielleicht von Keinem richtiger beurtheilt werden, als von den ersten Magistraten in den verschiedenen Kantonen. Diese sahen was er wirkte und wie. Ohne ihn wäre heute die Schweiz vielleicht um die Hälfte elender und ärmer als sie ist."

R. gehörte zu denjenigen Staatsmännern jener Zeit, die neben möglichster

Wahrung der Unabhängigkeit eine starke Centralgewalt haben wollten. Als daher am 28. October 1801 die Föderalisten durch einen Staatsstreich siegten, trat R. von seiner Stelle zurück. Die neuen Machthaber verfuhren aber so einseitig, daß der französische Gesandte im Januar 1802 die Wahl von sechs der einflußreichsten Einheitsfreunde zur Seite der bisherigen fünf Mitglieder der Regierung (Vollziehungsrath) durchsetzte, um ein ausschließliches Parteiregiment zu verhindern. Unter diesen sechs Männern war auch R., der nun gleichzeitig für 1802 zum zweiten Landammann (neben Reding) erhoben wurde. Nachdem jedoch die neue Verfassung vom 19. Mai, die den Wünschen der Einheitsfreunde besser entsprach, durchgesetzt worden war, nahm R. seine Entlassung, willigte jedoch schon zehn Tage später (12. Juli) ein, das Secretariat des Innern wieder zu übernehmen. An der Consulta, die unter dem ersten Consul in Paris die Mediationsverfassung berieth, nahm er, obschon zum Mitglied derselben gewählt, nicht theil, da der plötzliche Tod seines als Pfarrer von Zimmerwald am 16. October 1802 gestorbenen Bruders Samuel und die Sorge um die drei von demselben hinterlassenen Waisen ihn in der Schweiz zurückhielt. Nach Inkrafttreten der Mediation Mitglied des aargauischen großen Rathes, ward er die Seele der Siebnercommission, die die Organisation dieses neuen Freistaates durchberieth und festsetzte. Allein der kleinlichen Verhältnisse, die ihn hier umgaben, bald müde, siedelte er schon Ende 1803 nach der Waadt über, erwarb dort das kantonale Bürgerrecht und in mehrfachen amtlichen Stellungen wie in seiner ärztlichen Praxis in Lausanne von Behörden und Volk hochanerkannte Verdienste. Da nach dem Sturze Napoleon's sich in Bern Gelüsten zeigten, die der Republik entrissenen Landschaften Aargau und Waadt auf die eine oder andere Weise zurückzugewinnen, nahm R. im Auftrag der aargauischen Regierung eine Mission ins Lager der Verbündeten zu Chaumont an, um die Situation zu sondiren (März 1814), konnte aber bald die beruhigendsten Versicherungen heimbringen. Im September 1814 reiste er dann als Gesandter für die Interessen des Aargau an den Wiener Congreß, gleichzeitig damit betraut, auch diejenigen anderer Kantone — St. Gallen, Thurgau, Tessin — zu vertreten und gemeinschaftlich mit Laharpe für Waadt zu handeln. Der achtmonatliche Aufenthalt in Wien war mit vollständigem Erfolge gekrönt. R. hatte den Muth, im kritischen Moment dem Congreß zu erklären: der Aargau könne blos durch die Gewalt der Waffen, durch ein dort stehendes reguläres Armeecorps gezwungen werden, seiner Unabhängigkeit auch nur theilweise zu entsagen oder anderweitige Concessionen zu machen, wodurch die Selbständigkeit und das Eigenthum des Landes und seiner Bürger irgendwie gekränkt werde. R. und Laharpe war es zu verdanken, daß die neuen Kantone in völlig gleiches Recht mit den alten gesetzt wurden; um so ehrender ist für den Erstern das Wort, das ein hervorragendes Mitglied der Versammlung über ihn ausgesprochen haben soll (Castlereagh): unter allen Schweizern, die ihm vorgekommen, habe er keinen einzigen Staatsmann außer R. gesehen; die andern Alle haben nur für ihre Kantone gesprochen, dieser Einzige habe auch das Allgemeine im Auge gehabt. Nach seiner Rückkehr gab R. Wohnsitz, Praxis und Aemter in der Waadt auf, siedelte nach Aarau über und ward am 8. Juni 1815 zum Mitglied des kleinen Rathes (der Regierung) seines Heimathskantons gewählt; mehrere Gesetze, so namentlich das aargauische Schulgesetz von 1816, sind aus Entwürfen Rengger's hervorgegangen. Aber noch vor Ablauf seiner achtjährigen Amtsdauer, im December 1820, schied er aus der Regierung; Kränklichkeit und Verstimmung hatten diesen seinen Freunden gänzlich unerwarteten Entschluß in ihm gereift; „ich habe mich in der That vom Menschenreich in das Steinreich geflüchtet", schrieb er an Usteri am 3. September 1821, „nicht, daß ich hier das Heil der Welt suchte oder für

die großen Interessen unserer Tage weniger empfänglich wäre wie ehemals, allein für die Beförderung von diesen vermag ich nichts und erreiche dagegen durch meine geognostischen Wanderungen den doppelten Zweck, etwas für meine Gesundheit sehr Wohlthätiges zu thun und zugleich die Natur in der Natur zu studieren."

So trat R., ehe er sein 57. Lebensjahr zurückgelegt, definitiv ins Privatleben zurück; mit solcher Abneigung wieder in die Oeffentlichkeit zurückzukehren erfüllt, daß er zwei Jahre später sogar die Ehrenstelle als Präsident der Versammlung der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft nicht nur ausschlug, sondern sich sogar von Aarau, während die Gesellschaft dort tagte, entfernt hielt. Um so eifriger wandte er sich seinen mineralogischen und geognostischen Studien zu. Vielfache Wanderungen sollten ihn dazu befähigen, eine erschöpfende „Beschreibung des aargauischen Juragebirges" zu schaffen, von welcher bei seinem Tod der erste Theil druckfertig dalag; die posthume Herausgabe scheiterte neben anderm an der Thatsache, daß R. ein Anhänger der neptunistischen Theorie gewesen, die inzwischen außer Curs gerathen. Doch schätzten Männer wie Leopold v. Buch und Elie de Beaumont seine Leistungen hoch und ein Fachmann, der Rengger's Arbeiten genau durchgesehen, urtheilte geradezu, es sei vielleicht kein Land so treu und vollkommen geognostisch erforscht worden, wie der Aargau durch R. Zugleich hatte seine wissenschaftliche Forscherthätigkeit solche Stärkung seiner Gesundheit zu Folge, daß R. noch als Sechziger oft 14 Stunden im Tage auf den Füßen war, ohne sich für länger als eine Viertelstunde niederzusetzen und ohne sich Abends wesentlich ermüdet zu fühlen. Eine große Freude und gewissermaßen ein Ersatz für die Lücken, die eben damals der Tod in dem Kreise seiner Jugendfreunde gerissen (Escher v. d. Linth, Lüthard), war es für den alternden Mann, daß im März 1826 sein Neffe, Dr. Joh. R. Rengger, aus Paraguay zurückkehrte und nun in Aarau in der Nähe seines väterlichen Freundes Wohnung nahm, „der seine Opfer und seine Bekümmernisse um den Sohn seines Herzens endlich durch ein längeres ungestörtes Beisammensein vergolten sah. Von da an widmete der Oheim einen Theil seiner Zeit seinem Neffen und dessen litterarischen Arbeiten, für deren sorgfältige und correcte Herausgabe er äußerst bemüht war. Die wissenschaftliche Ausbeute, welche der jüngere R. mit sich brachte, gab dem Dasein des Oheim einen neuen Reiz." Um so schmerzlicher war für diesen der Tod seines Neffen, 1832; durch diesen Verlust wurde der alte Mann physisch und geistig tief erschüttert. Von einem Schlaganfall, der ihn zu Anfang des Sommers 1834 traf, erholte er sich zwar scheinbar wieder fast völlig; es war ihm noch vergönnt, dem geliebten Neffen in der Herausgabe der „Reise nach Paraguay" ein Denkmal zu setzen. Wehmüthig genug leitet er das Buch als „die Trümmer eines Schiffbruchs" ein; drei Monate nachher sank auch der Herausgeber in Folge eines zweiten Schlaganfalls, der ihn am 23. December 1835 traf, todt nieder.

R. war ein Mann reicher Begabung und makelloser Sitten. Der Geist der Ordnung, der dem Biographen seines Vaters als dessen hervorstechendste Eigenthümlichkeit erschienen, war in hohem Maaße auf den Sohn übergegangen; selbst in den Wunderlichkeiten des Junggesellenlebens seiner spätern Tage, wie in der eigenthümlichen Eintheilung seiner Zeit, nach der er „nichts von den gewöhnlichen Lebensverrichtungen, Essen, Schlafen u. s. w. zu derselben Zeit that, wie andere," war er durchaus regelmäßig. Wie er in jungen Jahren in fast schwärmerischer Verehrung an seinem Vater hing, so war andererseits die Sorge für die Kinder seines verstorbenen Bruders, die ihm 1802 zufiel, für ihn wol das entscheidende Hinderniß, sich einen eigenen Herd zu gründen; einen Ersatz fand er dafür in der Familie seiner Nichte, in welcher er während der letzten zwanzig Jahre in Aarau lebte. In merkwürdiger Uebereinstimmung haben von

seinen Jugendjahren an seine Freunde die geistige Ueberlegenheit Rengger's, sein klares und scharfes Urtheil, verbunden mit Wärme und Wahrheit des Gefühls neidlos anerkannt. Seine Bildung war vielseitig und harmonisch; noch im Alter hat er die Abende theilweise mit Lectüre, ja sogar mit Uebersetzung der Classiker zugebracht. Der Klarheit seines Wesens entsprach die Klarheit seines Stils. „Kein Schweizer", urtheilte der ehemalige College Rengger's, der Minister Stapfer, selbst ein Mann feinsten Sprachgefühls und ungewöhnlicher Sprachgewandtheit, „hat meines Erachtens die deutsche Sprache so fehlerfrei und zierlich geschrieben; dabei behält sein ächtclassischer Stil seine eigenthümliche Farbe und trägt ein besonderes Gepräge von Besonnenheit und Simplicität, von Würde und Grazie, er ist edel und gehalten, ohne Spannung und Gesuchtheit." Namentlich in der Conception officieller Actenstücke, Gesetzentwürfe u. s. w. trat die Präcision des Ausdrucks wohlthuend hervor. In seinem Wirken zeigte er sich begeistert für menschliche und bürgerliche Freiheit; „er suchte jene in harmonischer Ausbildung von Geist und Herz, die bürgerliche einzig in der Herrschaft des Rechts, der Ordnung, in der Gleichstellung, aber Unterwerfung Aller vor dem Gesetz. Ohne Schwanken in seinen Ansichten über Staatswohl war er jedem gewaltsamen, unbesonnenen, leidenschaftlichen Treiben der Parteien von Herzen gram und entgegen. In Folge dieser Ansicht der Dinge und der Erinnerungen an seine eigene patriotische Laufbahn konnte er sich mit den politischen Vorgängen zu Anfang der dreißiger Jahre nicht mehr recht befreunden und neigte sich wol zu schroff dem Grundsatze zu: Alles für das Volk, aber nichts durch das Volk, sodaß er mehrfach, obwol mit Unrecht, als der stabilen oder retrograden Partei zugethan angesehen wurde." Seiner Individualität hatte am meisten das Wirken in einer der Einzelpersönlichkeit vollen Spielraum gebenden Stellung, wie das Ministerium des Innern eine solche gewesen, entsprochen: „Er erkannte, wie viel seinem Volke noch fehlte und besaß mit Selbstbewußtsein die richtigen Eigenschaften, ihm zu helfen; Geist und Kenntnisse, verbunden mit Reinheit und Adel der Gesinnung. Ja im Collegium paßte er schon darum weniger, weil er da selten Collegen von ähnlicher Schärfe des Urtheils und vielseitiger gründlicher Bildung antreffen mochte und die langsamen ungewandten Mitarbeiter seine Ungeduld reizten."

F. C. Laharpe, Notice nécrologique d'Albert Rengger (in den Verhandlungen der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft 1836). — Kleinere Lebensabrisse in der Gallerie berühmter Schweizer der Neuzeit von Hartmann und Hasler und (von Pfr. E. Zschokke) in Hunziker, Geschichte der schweiz. Volksschule, Bd. II, S. 67. Die Hauptquelle ist F. Wydler, „Leben und Briefwechsel von A. Rengger", zwei Bände, Zürich 1847; der Verfasser, der Gatte von Rengger's Nichte in Aarau, bei der R. 1815—35 wohnte, hat nur allzubescheiden auf eine zusammenhängende Biographie verzichtet; von bleibendem Werth sind die statt dessen eingefügten Correspondenzauszüge; dem Buch ist auch ein Verzeichniß sämmtlicher gedruckten Schriften und der vorhandenen Manuscriptarbeiten Rengger's beigefügt. Wir heben aus demselben hervor: a) Wissenschaftliche Schriften. 1792: „Ueber die Nahrungsart ganz junger Kinder" und „Ueber die zweckmäßigste Form und Bearbeitung eines medicinischen Volksbuches" in Rahn's gemeinnütziger Wochenschrift physischen und medicinischen Inhalts, S. 256 und 779. — 1824: „Beiträge zur Geognosie, besonders zu derjenigen der Schweiz." Stuttgart, Cotta. Erster Theil (der zweite Theil blieb, obwol im Manuscript vollendet, infolge Zusammentreffens hindernder Umstände ungedruckt). — 1829: „Ueber den Umfang der Juraformation, ihre Verbreitung in den Alpen und ihr Verhältniß zum Tertiärgebirge, als Einleitung einer Beschreibung des aargauischen Jura-

gebirges." Zürich. — 1831: „Ueber die Alpenpässe und Alpenstraßen" (in Leonhard's mineralogischem Taschenbuch). — 1835: „Reise nach Paraguay in den Jahren 1818—26 von Dr. Joh. R. Rengger, aus des Verfassers handschriftlichem Nachlaß herausgegeben von A. Rengger." Aarau, Sauerländer. b) Historische, politische u. s. w. Schriften. Eine Anzahl derselben ist von Prof. Kortüm 1838 herausgegeben worden: „Dr. Albr. Renggers kleine meist ungedruckte Schriften" (Bern, Jenni): a. Historische Denkwürdigkeiten. (Ueber die Ursachen und Wirkungen der französischen Revolution, Betrachtungen über die helvetische Revolution u. s. f.) b. Aufsätze gemeinnützigen Inhalts (Ueber die politische Verketzerungssucht in unseren Tagen u. s. f.) c. Staatswissenschaftliche Aufsätze (Bericht über den Zustand des Distrikts Stans 1799 u. a.). In diese Sammlung haben nicht Aufnahme gefunden der im biographischen Zusammenhang erwähnte „Vorschlag eines Nationalkalenders" 1786, sowie der „Bericht über die Armenerziehungsanstalt in Hofwyl, im Namen der zur Beaufsichtigung derselben niedergesetzten Commission." Tübingen 1815 (auch ins Französische und Englische übersetzt). Schließlich erwähnen wir noch die von R. 1830 (Aarau, Sauerländer) herausgegebenen „Briefe von J. G. Zimmermann".

Hunziker.

Rengger: Johann (Hans) Rudolf R., Reisender und Naturforscher, entstammte einem bekannten Geschlechte des „Prophetenstädtchens" Brugg und wurde am 13. Januar 1795 in Baden (Aargau) geboren, wo sein Vater Samuel R. als Pfarrer der reformirten Gemeinde wirkte. Da er beide Eltern sehr früh verlor, so nahm sich sein Oheim, der damalige helvetische Minister des Inneren, Albrecht R. (s. o.), des verwaisten Neffen an und sorgte hinfort wahrhaft väterlich für dessen Erziehung und geistige Ausbildung. Er übergab ihn zunächst einem Privatinstitute in Bern und hierauf vom Herbst 1805 bis zum Frühling 1812 der Kantonsschule in Aarau, welche zu jener Zeit unter der trefflichen Leitung des Hannoveraners E. A. Evers stand. Im Mai 1812 siedelte der junge R. nach Lausanne, dem Wohnorte seines Oheims, über, hörte zwei Jahre lang mathematische und naturwissenschaftliche Vorträge an der dortigen Akademie und vervollkommnete sich daneben in der französischen Sprache, worauf er zu Ostern 1814 die Tübinger Hochschule bezog, um sich unter Lehrern wie Autenrieth, Kielmeyer, Emmert und Gmelin dem Studium der Heilkunde zu widmen. Indem er aber auch der bereits in Lausanne gefaßten Neigung für die Naturwissenschaften treu blieb, verwendete er seine übrige Zeit vornehmlich auf diese und beschäftigte sich besonders eingehend mit der Beobachtung der Insecten. Die Ergebnisse seiner Forschung legte er am Ende einer vierthalbjährigen Studienzeit in der Abhandlung: „Physiologische Untersuchungen über die thierische Haushaltung der Insekten" nieder und erwarb sich durch dieselbe am 12. October 1817 den Grad eines Doctors der Medicin. — Den folgenden Winter verbrachte er in Paris, dessen reiche wissenschaftliche Sammlungen er zu seiner weiteren Ausbildung benutzte. Zudem erneuerte er die Bekanntschaft mit dem waadtländischen Arzte Dr. M. Longchamp, welchem er schon in Lausanne begegnet war, und verabredete mit ihm eine Forschungsreise nach Südamerika. Am 1. Mai 1818 schifften sich die Freunde in Havre ein und langten nach einer raschen und glücklichen Fahrt am 1. Juli in Buenos-Ayres an. Hier richtete sich ihre Aufmerksamkeit alsbald auf Paraguay, das sich unter der Regierung des Dictators Dr. Rodriguez Francia einer vielgepriesenen Ruhe und Sicherheit erfreute, während die Bewohner der Banda Oriental und von Entre Rios sich in wilden Parteikämpfen zerfleischten. So fuhren sie denn den Parana hinauf, mußten aber in Corrientes, wo der Indianerführer Artigas den

Stromverkehr gesperrt hatte, acht Monate verweilen, ehe sie nach dem Abzuge der Indianer ihre Reise auf dem Paraguay fortsetzen und Asuncion, die Hauptstadt des gleichnamigen Freistaates, erreichen konnten (30. Juli 1819). Die gehoffte Ruhe und Sicherheit fanden sie daselbst, aber sie gingen auch mit dem Eintritte in dieses von der Außenwelt abgeschlossene Land gleich den übrigen Bewohnern ihres eigenen Willens verlustig. Denn obwol es ihnen erlaubt war, dasselbe nach Belieben zu durchstreifen, so durften sie doch die streng gehütete Grenze nicht überschreiten, mußten für jeden Ausflug einen besonderen Paß erbitten und ihre Wiederkehr nach Asuncion dem Dictator jedesmal anzeigen. R. benutzte die ihm gewährte Erlaubniß mit dem ganzen Feuereifer des Naturforschers, während Longchamp meist in der Hauptstadt zurückblieb, die ärztlichen Geschäfte seines Freundes willig auf sich nahm und sogar dessen Reisen aus eigenen Mitteln unterstützte. Die Art, wie R. seine Forscherthätigkeit betrieb, hat er selbst mit den Worten gezeichnet: „Ich lebte sechs Jahre in diesem Lande, dessen Hauptstadt Asuncion mein gewöhnlicher Aufenthaltsort war. Von da durchreiste ich das Land nach allen Richtungen, besuchte aber vorzugsweise die wenig bevölkerten und die ganz öden Gegenden desselben. So brachte ich jährlich einige Monate bald in abgelegenen Meiereien, bald in menschenleeren Urwäldern unter freiem Himmel zu. Da mich die Zeit nicht drängte, die Naturgeschichte auf diesen Reisen mein Augenmerk war und das Leben in diesen Wildnissen durch die Schönheit und die Größe der umgebenden Natur, sowie die Befriedigung, welche überwundene Gefahren und Schwierigkeiten gewähren, mich nicht wenig anzog, so konnte ich mit der gehörigen Muße mich zoologischen Beobachtungen widmen. Ich verschaffte mir von den mehrsten Gattungen von Säugethieren eine ziemlich große Anzahl von Individuen, nach denen ich die charakteristischen Merkmale derselben und die Abänderungen, welche sie je nach dem Geschlechte, dem Alter, der Jahreszeit und der Individualität darbieten, bestimmte, und ging den Thieren oft Tage lang nach, um ihren Haushalt im Zustande der Freiheit kennen zu lernen. Zugleich scheute ich weder Mühe noch Kosten, um lebende Thiere zu erhalten und sie in unserer Wohnung aufzuziehen, wodurch mir über ihre Sitten und ihren Charakter, besonders aber über die Veränderungen, die sie mit dem Alter erleiden, mancher neue Aufschluß zutheil ward." Weniger befriedigend als diese wissenschaftliche Thätigkeit waren die gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen er sich mit Longchamp bewegte. Es fehlte an Umgang mit gebildeten Männern und an brieflichem Verkehre mit dem Auslande, namentlich mit der Heimath, weil der Dictator alle einlaufenden und abgehenden Briefe unterschlagen ließ, so daß die Angehörigen Rengger's nur durch Zeitungsnachrichten von seiner Lage einige Kunde erhielten. Schon versuchte man, ihn durch englische Vermittelung aus seiner unfreiwilligen Gefangenschaft zu erlösen, als ihm ganz unerwartet die Erlaubniß zur Abreise ertheilt wurde. Der Geschäftsträger Englands in Buenos-Ayres übermittelte nämlich im Auftrage seiner Regierung dem Dictator die Anerkennung der südamerikanischen Freistaaten, knüpfte aber daran die Bedingung, daß die in Paraguay verweilenden Engländer das Land verlassen dürften. R. benutzte diesen Anlaß zu einem gleichen Gesuche, erhielt aber erst nach acht Wochen eine zusagende Antwort und zwar nur zwei Stunden vor der Abfahrt des betreffenden Schiffes (25. Mai 1825). In aller Eile rüstete er sich mit Longchamp zur Reise, verpackte den kleineren Theil seiner Sammlungen, vertraute den größeren einem befreundeten französischen Handelsmanne an und kehrte über Buenos-Ayres, Bahia und Pernambuco nach Havre zurück, wo er nach beinahe achtjähriger Abwesenheit am 25. Februar 1826 den europäischen Boden wieder betrat.

Nachdem er während eines kurzen Aufenthaltes in Paris die Bekanntschaft Alexander v. Humboldt's und Cuvier's gemacht hatte und von diesen mit anerkennender Theilnahme begrüßt worden war, traf er am 16. März in Aarau ein, wo damals sein Oheim wohnte und eine seiner Schwestern verheirathet war. In der wohlthuenden Ruhe dieses Familienkreises ging er alsbald daran, die Ergebnisse seiner Forschungen zusammenzustellen und der gebildeten Welt vorzulegen. Weil aber die geheimnißvolle Persönlichkeit des Dictators von Paraguay die Zeitgenossen vielfach beschäftigte, so veröffentlichte er zunächst den „Historischen Versuch über die Revolution von Paraguay und die Dictatorial-Regierung von Dr. Francia" (1827, mit einer Karte), aus welchem bereits vorher die den Dictator betreffenden Abschnitte unter dem Titel „Der Doktor Francia" im Stuttgarter Morgenblatt (1827, Nr. 140—145) erschienen waren. Gleichzeitig ließ R. eine französische Ausgabe in Paris drucken, die ebenso wie die deutsche als Originalausgabe gelten kann. Er selbst hat beide allein verfaßt, wenn auch Longchamp's Name aus freundschaftlicher Rücksicht auf dem Titel mitgenannt ist. Die in dem „Historischen Versuch" enthaltene getreue Schilderung des Dictators und seiner Regierung drang auch nach Asuncion, wahrscheinlich in der 1828 zu Paris herausgekommenen spanischen Uebersetzung, und veranlaßte denselben zu einem die Wahrheitsliebe des Verfassers verdächtigenden Artikel in der Londoner Times (6. November 1830). R. enthielt sich in seiner Antwort (18. November) jeder Widerlegung und berief sich einfach auf das Zeugniß der Bewohner Paraguay's, die einst, ihrer Freiheit wiedergegeben, zwischen ihm und Dr. Francia richten würden. — Auf das genannte Buch folgte die „Naturgeschichte der Säugethiere von Paraguay" (1830, eigentlich 1829). Sie erfreute sich gleich bei ihrem Erscheinen des Beifalles der Fachgenossen, darunter ein Alexander v. Humboldt; ihre Bestimmungen gingen bald in das wissenschaftliche System über, und die darin niedergelegten sorgfältigen und genauen Beobachtungen haben ihren Werth bis zur Gegenwart behauptet. — Nach Vollendung der Naturgeschichte arbeitete R. an der für einen größeren Leserkreis bestimmten Reisebeschreibung, machte daneben Ausflüge in die Alpen und nach Frankfurt a. M., widmete sich auch ein Jahr lang der ärztlichen Thätigkeit in Aarau, ging dann aber im Herbst 1831 als Arzt und Reisebegleiter mit der blinden englischen Gräfin von Worcell nach Italien. In Neapel, wo er sich eben mit der Beobachtung der Meeresthiere beschäftigen wollte, befiel ihn am 15. Februar 1832 eine Lungenentzündung und warf ihn auf ein längeres Krankenlager. Unter der sorgsamen Pflege der Gräfin genas er soweit, daß er sich nach den Bädern von St. Julien bei Pisa begeben und nach deren Gebrauch die Rückreise nach der Schweiz antreten konnte; aber in Neuenburg traf ihn ein neuer Anfall der Krankheit, und in Aarau verschlimmerte sich sein Zustand immer mehr, so daß er am 9. October 1832 aus dem Leben schied. Als Grund seines frühen Todes ergab die ärztliche Untersuchung eine Art Lungenverhärtung (Hepatisation). Aus seinem Nachlasse gaben sein Oheim Albrecht R. und sein Schwager Ferd. Wydler die „Reise nach Paraguay" (1835) heraus. Sie enthält werthvolle Bruchstücke über Land und Leute, über einige Thiere aus der Klasse der Reptilien und Insecten und Auszüge aus des Verfassers Tagebuch; beigegeben sind eine Karte und vier lithographirte Abbildungen, darunter auf einem Blatte Rengger's Bildniß und Grabdenkmal.

Quellen u. Bibliographie in meinen „Aargauischen Schriftstellern". 1. Lief. Aarau 1887. S. 42—47. (Der oben angeführte Geburtstag nach dem Kirchenbuche der reformirten Gemeinde in Baden.)

Schumann.

Renneberg: Georg v. Lalaing, Baron v. Ville, Graf v. R., Statthalter von Friesland u. s. w., wurde wahrscheinlich um das Jahr 1536 als jüngerer Sohn des zu dem mächtigen im Hennegau ansässigen Hause Lalaing gehörenden Grafen v. Hoogstraten geboren. Dessen vielbekannter Nachfolger, der „kleine" Graf Anton v. Hoogstraten, der Freund Wilhelm's von Oranien, der 1568 starb, war sein ältester Bruder (s. A. D. B. XIII, 97). Von einem Onkel erbte er 1577 die Grafschaft Renneberg, während er bis jetzt nur den Titel Baron v. Ville führte, unter welchem er 1576 mit an die Spitze der nationalen Bewegung trat, welche die spanische Herrschaft abzuwerfen bezweckte, ohne aber weder dem Landesherrn noch dem katholischen Glauben untreu zu werden. Unter den jüngeren wallonischen Edelleuten gab es keinen, der mehr allgemein begabt war wie er, und kurz nachdem er als einer der Führer des Heeres der Generalstaaten aufgetreten war, wurde er von denselben, namentlich aber von Wilhelm von Oranien, der ihn wol seines Bruders wegen immer bevorzugte, ausersehen, den Provinzen des Nordens, Friesland, Groningen und dessen „Ommelanden", Drenthe und Overyssel als Statthalter vorzustehen. Die äußerst schwierige Stelle versah er mit einem politischen Geschick, das Bewunderung verdient. Denn fast nirgends in den Niederlanden war der Zustand so verwirrt, als in jenen, in den vorigen Jahrhunderten in die wüstesten Verhältnisse gerathenen nördlichen Ländern, wo der alte Parteihader und die alten Fehden noch keineswegs erstickt waren, und wo der eine sich gleich Spanien zuzuwenden drohte, wenn der andere sich den Patrioten anschloß. Dazu waren in den beiden wichtigsten Städten in Overyssel noch deutsche Garnisonen, welche den Staaten den Gehorsam versagten und dem Don Johann von Oesterreich schworen, während die eigenen Mittel der Provinzen durch die Erpressungen des Alba'schen Regiments erschöpft waren. In der ersten Zeit waren es namentlich die friesischen Verwicklungen, welche R. beschäftigten, und in welchen er gezwungen war, wenn er auch immer gut katholisch blieb, sich den Protestanten zuzuwenden, da die Katholischen im Norden, von Anfang der Bewegung an, ganz anders wie im Süden, zu den Spaniern hielten. Nachdem er leidlich Ordnung geschafft, u. a. die Macht des friesischen Gerichtshofs gebrochen hatte, machte er sich 1578 an die Befreiung der Ysselstädte, Campen und Deventer, welche von den daselbst Garnison haltenden Landsknechten des Obersten Pollweiler tyrannisirt wurden. Namentlich aber Deventer hielt sich lange, bis zum November. R. war jetzt Meister in seinem Gouvernement. Doch der schon mehr als ein Jahrhundert alte Streit zwischen der Stadt Groningen und den drei dieselbe umlagernden friesischen Gauen, den sogenannten Ommelanden zwischen Ems und Lauwers: Hunsingo, Fievelingo und Westerquartier, war nur provisorisch entschieden, nachdem im Sommer des Jahres 1578 von beiden Seiten Gewalt geübt war. Und eben jetzt rief die Frage der Utrechter Union sie aufs neue zu den Waffen. Die Groninger wollten so wenig von dem Bunde mit Holland und Seeland wissen, wie die Ommelanden von demselben lassen, und thaten ihr Aeußerstes, den Zutritt ihrer Nachbarn zu verhindern. Auch R. gerieth jetzt in arge Schwierigkeit. Die Bewegung der Malcontenten war entstanden, seine eigenen Verwandten standen an der Spitze, sie kämpften für die Erhaltung der von den Calvinisten gebrochenen Genter Pacification und die Erhaltung der katholischen Religion, jedoch noch immer gegen die Spanier. Zutritt zur Utrechter Union aber galt im Süden als Verbindung mit den Calvinisten; war doch selbst Oranien jetzt nicht mehr gewollt, dem Bunde gleich beizutreten. So zauderte auch R., aber die Haltung von Groningen, das sich dem Statthalter so unbotmäßig zeigte, wie jeder anderen Behörde, entschied. Allein von jetzt an scheint das Zutrauen zu ihm verschwunden, und unter den einnehmenden, vollendet

ritterlichen Formen des katholischen grand seigneur witterten die protestantischen Bürgermeister die verrätherischsten Absichten. Dazu mußte man einsehen, daß das Unrecht, welches die Katholiken von jetzt an überall, wo sie nicht die Herrschaft behaupteten, und namentlich im ganzen Gebiet der Union, zu leiden hatten, ihn empören, ja ihm die nationale Partei verleiden mußte. Am 11. Juni 1579 zeichnete er eine sogen. Adhäsionsacte, ganz wie Wilhelm von Oranien gethan hatte, am Tage da Groningen, welche Stadt sich seiner Vermittlung nicht fügen wollte und sich weigerte, seine Soldaten zu empfangen, nach kurzem Kampf capitulirte. Er gab dann einigen Reformirten Sitz in den städtischen Behörden, proclamirte den Religionsfrieden, nach welchem jede Religion, deren Ausübung durch 100 Hausväter angefragt ward, gestattet war, und gab den Reformirten, wenn sie auch nur eine Minorität ausmachten, ein paar Kirchen. Von jetzt an herrschte so ziemlich Ruhe und Ordnung und leidlicher Friede der Parteien im Norden. Doch eben jetzt war auch der kölnische Friedenscongreß auseinander gegangen, Versöhnung des Königs und der Staaten war nicht mehr möglich. R. mußte wählen. Fortwährend von seinen Verwandten, namentlich von seiner Schwester Cornelia, Baronin de Monceau, ermahnt, sich doch nicht länger zu trennen von den Blutsverwandten, den Lalaings, von den Standesgenossen, dem belgischen Adel, von den Stammverwandten, den Wallonen, die jetzt alle ihren Frieden mit dem König gemacht hatten, sich nicht länger mit den Ketzern gegen die Sache der Kirche zu verbinden, nicht länger der Herrschsucht des Prinzen von Oranien und der Holländer zu dienen, gegen den eigenen Landesherrn, der ihm den Besitz aller seiner Aemter, Besitzungen und Würden, Bestätigung von Allem dessen, was er gethan hatte, und viel Geld dazu versprach; von den eigenen religiösen Sympathien, von der Furcht, wirklich ein Rebell zu werden, denn bis jetzt glaubten er und seine Parteigenossen wirklich noch immer, dem Könige die Treue bewahrt zu haben, immer mehr angefochten, während die immer weiter schreitenden Uebergriffe der Calvinisten ihn empörten, und außerdem erdrückt vom Gefühl, er finde doch nicht Vertrauen, ob er verrätherisch sei oder nicht, scheint R. endlich, Januar 1580, als neue Unruhen die nördlichen Provinzen zu erfüllen begannen, sich entschieden und Maßregeln getroffen zu haben, sein ganzes Gouvernement dem Prinzen von Parma in die Hände zu liefern. Das mißlang ihm. Wilhelm von Oranien hatte gleich Beweise seiner Absichten in die Hände bekommen und lud ihn ein, zu ihm zu kommen. R. weigerte sich. Da machte sich Oranien nach dem Norden auf. Aber jetzt zeigte R., wie in solchen Zeiten auch der Beste allen moralischen Halt verlieren kann, denn auf die schändlichste Weise wußte er die Protestanten in Groningen zu beruhigen und er schwor ihren Häuptern an einem Festmahl, er sei immer derselben Gesinnung. Am frühen Morgen des nächsten Tags, des 3. März 1583, griff er sie an der Spitze von Soldaten und katholischen Bürgern meuchlerisch an, mehrere wurden getödtet, viele gefangen und verbannt, rief die Gilden zusammen und erklärte sich jetzt erst als des Königs gesetzmäßiger Statthalter. Die Stadtregierung wurde abgesetzt, Katholiken ans Ruder gebracht, die Bürger, deren übergroße Mehrheit gut katholisch war, dem König aufs neue vereidet. Doch mehr als die Stadt, was freilich viel war, gelang es ihm nicht, mit sich herüberzuführen. Die Soldaten verweigerten ihm den Gehorsam. Bald wurde er von einer ansehnlichen staatischen Macht belagert. Doch ein Sieg der Spanier unter Schenck über Hohenlohe bei Hardenberg (17. Juni) ließ dieselbe auseinander stäuben, und so kamen die Ommelanden wieder in seine Gewalt und konnte er selbst Friesland angreifen. Dann aber wandte er sich nach Overyssel, versuchte Zwolle zu überraschen und belagerte dann im October mit 6000 Mann Steenwyk, das hartnäckig von einem seiner eigenen

Hauptleute, Cornput, vertheidigt, im Februar von den Staatischen unter dem Engländer John Norris entsetzt wurde. R. hatte dabei den größten Theil seiner Truppen und die eigene Gesundheit eingebüßt. Von jetzt an gelang ihm nichts mehr. Er konnte die eigenen Truppen nicht mehr befehligen, er war zu krank; Gewissensbisse über seinen Verrath sollen ihn arg gepeinigt haben. Da gaben ihm die Niederlagen seines Heeres, das im Juli bis an die Mauern von Groningen getrieben wurde, den Todesstoß; er starb recht elend am 23. Juli 1581, selbst von den Gegnern mehr beklagt als verwünscht, weil man ihn sehr lieb gehabt hatte. Seine feinen Sitten, seine Liebenswürdigkeit gegen Hoch- und Niedriggeborene, seine Gerechtigkeitsliebe und Toleranz wurden von Jedermann gerühmt; nicht allein spätere Historiker, wie Hooft, loben dieselben, auch Zeitgenossen, welche sonst keinem Spanier und Katholiken ein gutes Wort gönnen. Es scheint wol, Wilhelm von Oranien habe in ihm einen Gesinnungsgenossen erblickt, der die nationale Sache über die religiöse stellte. Man sah schon damals ein, R. sei eigentlich ein Opfer der Politik. Der Lauf der Ereignisse gestattete in jenen Jahren Niemand, als wer sich offen zur politischen und religiösen Revolution bekannte, der nationalen Sache treu zu bleiben. Ein Katholik und ein seinem Lehnsherrn loyaler Edelmann mußte in den Jahren 1578 oder 1579 von den Staaten und dem Prinzen von Oranien scheiden. Nur das zeichnete R. aus, daß er darüber Gewissensbisse empfand, und daß er der letzte war, der überging. Freilich war dagegen die Art und Weise, wie er seinen Uebergang ausführte, eine überaus schändliche, welche seinem sonst unbefleckten Charakter einen unauslöschlichen Makel anheftet.

Vgl. R. Fresinga, Memoriën, in Dumbar's Analecta, Bd. III. — van Reyd, Bor, van Meteren, Hooft, Strada; Groen van Prinsterer, Archives, Bd. VI u. VII und die vielen anderen Brief- und Documentensammlungen über jene Zeit. — Von neueren außer den Werken von Wagenaar und Arend, Motley, Rise of the Dutch Republic, Bd. III. — Nuyens, Gesch. der Nederl. Beroerten, Bd. III u. IV. — Van Vloten, Opstand tegen Spanje, Bd. III. — Mein Staat der Vereenigde Nederlanden.

P. L. Müller.

Rennemann: Henning R., Jurist, wurde geboren am 30. April 1567 zu Nortstemmen, einem Dorfe des Amtes Pabenburg in Niedersachsen, als zweiter Sohn eines nicht ganz mittellosen Bauern, von welchem er nur mit Mühe die Erlaubniß und die Unterstützung zum Studium erlangen konnte. Vorgebildet von dem Pfarrer seines Heimathortes, Johann Brandis, besuchte er die Schulen zu Eltza, Hildesheim, Hannover und Braunschweig, an welchem letzteren Orte er die Vorlesungen des Martin Chemnitz (s. A. D. B. IV, 116 ff.) über Melanchthon's Locos theologicos hörte und damit zu einem neben seiner sonstigen Gelehrsamkeit stets gepflegten theologischen nicht unbeträchtlichen Wissen den Grund legte. Er erhielt sich während dieser Zeit, neben schmaler elterlicher Unterstützung, hauptsächlich durch Annahme von Kindern zur Privatinformation; 18 Jahre alt bezog er die Universität Helmstedt und erhielt schon 1588 die Stelle eines Sub-Conrectors an der St. Andreasschule zu Hildesheim; da ihm dort die Verhältnisse zu enge waren, resignirte er 1589, um sich abermals nach Helmstedt zu begeben, wo er noch in demselben Jahre zum Magister promovirt und bald darauf überrascht wurde durch einen Ruf nach Erfurt als Decan des dortigen Sachsencollegiums, einer von Tilemann Brandis im J. 1521 gegründeten Studienstiftung, unter deren augenblicklichen Stipendiaten einige früher in Hildesheim Rennemann's Schüler gewesen waren und nunmehr seine Wahl durchgesetzt hatten. In Erfurt warf er

sich sofort auf seine weitere Ausbildung, wobei er zum ersten Male in ausgiebigem Maße seinen juristischen Neigungen Rechnung zu tragen Muße fand; nach einer peregrinatio academica an holländische und rheinische Universitäten ward er zum zweiten Male an die St. Andreasschule zu Hildesheim, dieses Mal als Rector, gezogen und entschloß sich, unter Aufgabe des Sachsendecanats und Opferung seines juristischen Dranges, dorthin zu gehen, auf lebhaften Wunsch seiner alten Eltern, in deren Nähe er so wieder kam. Als diese aber gestorben waren, gelangte er 1602 nach Erfurt als Director des dortigen Gymnasii Senatorii zurück und nahm nun die alten Strebungen frisch auf; den 22. September 1603 erwarb er den juristischen Doctorgrad in Jena und ward 1604 Schlag auf Schlag wieder Decan des Sachsencollegiums, Assessor und Referendar bei der Erfurter juristischen Facultät und Professor der Institutionen in derselben; da allmählich auch seine gerichtliche Praxis zunahm, so sah er sich 1612 in der Lage, seine Schuldirectorschaft niederlegen zu können, welche ihn nie besonders angezogen noch befriedigt zu haben scheint, obschon er als tüchtiger Schulmann, trotz einigen Zesen'schen Eigenheiten, gerühmt wird. Seine Laufbahn ist von jetzt ab die gewöhnliche akademische, zu welcher städtische Ehrenämter hinzukamen; mit der Zeit rückte er in höher besoldete Professuren ein; siebenmal ist er Decan seiner Facultät, deren Senior er lange Jahre hindurch war, dreimal (1617, 1635, 1643) Rector der Universität gewesen; von seinen Mitbürgern wurde er 1631 zum Schloß-Rathsmeister ernannt, dann an Stelle des durch die Kriegswirren zersprengten kurmainzischen Gerichts 1632 bis zur Wiederkehr geordneter Zustände mit dem Prager Frieden 1635 als Stadtschultheiß mit der Handhabung der Rechtspflege betraut, 1638 zum Obristen Rathsmeister gewählt; verschiedenen Reichsstädten und Fürstlichkeiten diente er als Rechtsbeistand oder Rath; so hat er, hochangesehen auch wegen seiner persönlichen Sittenstrenge, Lauterkeit und Religiosität das hohe Alter von 79 Jahren erreicht; gestorben ist er, unter Hinterlassung zahlreicher Kinder aus drei Ehen, am 18. August 1646. — Seine Schriften sind theils ramistischen, theils kanonistischen, vor allem aber civilistischen Inhaltes; sie bestehen wesentlich aus einer unübersehbaren Menge von Disputationen, welche nach der Sitte der Zeit in kurze Sätze (Thesen) mit jedesmal beigefügten Belegstellen und Bemerkungen zerfallen; eine sehr große Zahl derselben, welche (wie üblich) einander so gefolgt waren, daß sie allmählich das ganze Rechtsgebiet durchwanderten, hat Lorenz Henrici, sein Schüler und später Erfurter Stadtschreiber, nach strengem System geordnet und als Henningi Rennemanni Jurisprudentia Romano-Germanica universa zu Erfurt in 4 Quartbänden von 1651—58 erscheinen lassen, unter Zufügung einer vortrefflich gearbeiteten Manuductio ad Studium Jurisprudentiae. Das Ganze zerfällt in 5 Hauptabschnitte, deren jedem synoptische Tabellen zur Veranschaulichung des Systems vorangehen; wie weit hier das Verdienst des Herausgebers reicht, was noch auf R. selbst zurückgeht, ist kaum zu entscheiden; auf letzteren weist hin der in der schablonenhaft scharfen Eintheilung hervortretende Ramismus, als dessen Anhänger er sich in anderweitigen Schriften bekannt hat. Uebrigens hat das etwas voluminöse und auch sonst schwerfällige Werk trotz seiner Vorzüge einen bedeutenderen Erfolg oder Einfluß zu erringen nicht vermocht.

Curriculum Vitae, in dem ersten Bande der Jurispr. Rom.-Germ., ohne Namen, aber offenbar von L. Henrici, wohl unter Benutzung autobiographischer Aufzeichnungen gearbeitet. — Biantes, Vitae illustrium eruditorum Erfurtensium Nr. 3 (S. 43 ff.). — Motschmann, Erfordia literata, 3. Sammlung, S. 373. Ernst Landsberg.

Rennenkampff: Karl Jacob Alexander v. R. wurde am 29. Januar (9. Februar) 1783 auf dem Familienschlosse Helmet in Livland geboren, trat,

nachdem er seinen Vater früh verloren hatte, in seinem 14. Jahre für kurze Zeit in das Feßler'sche Erziehungsinstitut in Berlin und kam später wiederum nach Deutschland, um sich unter Fichte's und Ancillon's Leitung weiter auszubilden. In die Heimath zurückgekehrt, war er in verschiedenen Aemtern thätig und bekleidete zuletzt dasjenige eines Landgerichtsassessors zu Pernau. Im J. 1805 legte er dieses Amt nieder, ging nach Göttingen, um unter Bouterweck, Fiorillo und Blumenbach sich dem Studium der schönen Künste und der Naturwissenschaften zu widmen, lebte dann in Lausanne, Genf und Coppet in dem Kreise der Frau von Staël und hielt sich in den Jahren 1807 und 1808 in Italien auf, wo er die Verbindung mit Wilhelm v. Humboldt, Rauch, Zoëga, Thorwaldsen, Riepenhausen, Bonstetten, Friederike Brun theils wieder anknüpfte, theils begründete. Das Jahr 1809 verbrachte er zu Paris im Umgange mit dem Fürsten Kurakin, dem Grafen Schlabrendorf, Gall, Alexander v. Humboldt, Haug u. A. und im Verkehre in den Cirkeln des Hofes. Nach seiner Rückkehr nach Rußland (1810) war er bei der Gründung eines Lyceums zu Zarskoje Selo thätig, an welchem er, da ein Lehrer der Litteraturgeschichte und der Aesthetik fehlte, für eine Zeitlang den Unterricht in diesen Fächern übernahm, verweilte aber viel in Petersburg, wo er mit Klinger, Krusenstern, Arndt und dem Freiherrn v. Stein in Berührung trat, nahm dann in der russisch-deutschen Legion als Rittmeister und Adjutant des Generals Grafen Wallmoden an dem Feldzuge von 1812/13 Theil und wurde im J. 1814 als Major zum Adjutanten des Erbprinzen, nachmaligen Großherzogs Paul Friedrich August von Oldenburg berufen, der damals als Gouverneur von Esthland den Grund zur Befreiung des Bauernstandes legte. Mit diesem Fürsten kam er im J. 1816 nach Oldenburg, wo er, als Kammerherr und später als Oberkammerherr thätig, sein Glück im Kreise seiner Familie und geistige Anregung und Erbauung in der eifrigen Beschäftigung mit der Kunst und den Naturwissenschaften suchte und fand. Mit vielen der bedeutenden Persönlichkeiten, denen er früher näher getreten war, blieb er auch in späteren Jahren in lebhaftem schriftlichen Verkehr; insbesondere aber ist hier des herzlichen Verhältnisses zu gedenken, in welches er wiederum zu dem ihm längst befreundeten Christian Daniel Rauch trat. Vom Jahre 1834 an bis zu seinem Tode unterhielt er mit dem trefflichen Künstler einen eingehenden Briefwechsel, bezüglich dessen eigenartiger Gestaltung auf die Mittheilungen von F. und C. Eggers (Christian Daniel Rauch, Bd. III, S. 65) verwiesen werden darf. — R. starb am 9. April 1854, nachdem er zuvor noch der tiefen Verehrung für den ihm im Tode vorangegangenen Fürsten, mit dem er in vierzigjährigem ununterbrochenen Umgang in treuer Anhänglichkeit verbunden gewesen war, in einem nur für Freunde bestimmten Schriftchen: „Am Morgen des 13. Juli 1853 in Oldenburg. Selbstgespräche", Worte geliehen hatte. Aber auch weiteren Kreisen hat er sich vielfach litterarisch bekannt gemacht durch in Zeitschriften veröffentlichte Aufsätze und durch größere Arbeiten. Sein Interesse für die Geschichte bekundet die Uebersetzung von Nicolo Macchiavelli's Geschichte des Castruccio Castracani von Lucca (1816), seine Liebe zu den Künsten und das Verständniß für dieselben bezeugt der „Essai sur l'essence et l'histoire des arts plastiques" (1813) und die Schrift: „Wilhelm Tischbein, seine Bilder, seine Träume, seine Erinnerungen in dem Herzoglichen Schlosse zu Oldenburg" (1822), und die „Umrisse aus meinem Skizzenbuche" (2 Bde., 1827 und 1828) enthalten neben Erinnerungen aus der Jugendzeit Mittheilungen über den Aufenthalt in Italien und in Paris und viele Züge aus dem Umgange mit den dortigen Persönlichkeiten.

Nachrichten über ihn enthält Theodor Distel, Aus Wilhelm v. Humboldt's letzten Lebensjahren (1883).

Mutzenbecher.

Renner: Franz R., Buchdrucker, aus Heilbronn gebürtig, druckte vom Jahre 1471 ab in Venedig unter dem Namen „Franciscus von Hailbronn". Im J. 1473 gesellte sich Nikolaus von Frankfurt zu ihm; von 1477 ab druckten dann beide wieder theils allein, theils in Gesellschaft Anderer. Aus der Zeit ihrer gemeinsamen Thätigkeit sind folgende Drucke zu erwähnen: „Leonardi de Utino Sermones Quadragesimales", 1473, die erste Ausgabe dieser Fastenpredigten; das große Werk: „Michael de Carchano Mediolanensis Sermonarium triplicatum per adventum et per duas quadragesimas", 1476, „Breviarium ad usum fratrum Predicatorum", 1477 und „N. de Ausmo, Supplementum summae Pisanellae", 1482. Das letzte bekannte Buch, das R. in Venedig, und zwar ohne Theilhaber gedruckt hat, ist die „Biblia Latina cum postillis Nicolai de Lyra", die 1476, 1480 und 1483 in drei Foliobänden erschien. Er scheint hierauf Venedig verlassen zu haben, und es ist nicht unmöglich, daß er mit dem 1491 in Nürnberg als Drucker erscheinenden Renner, der in den Bürgerbüchern dieser Stadt allerdings mit dem Vornamen Hans bezeichnet wird, identisch ist. Kurze Zeit darauf, im J. 1494, ließ sich R. in Ulm als Drucker nieder, hier wieder mit dem Namen Franz; doch mag wohl seine Wirksamkeit an diesem Orte keine sehr bedeutende gewesen sein, da sich in keinem Werk über die Geschichte des Buchdrucks, auch nicht in dem Werke Haßler's über Ulm, weitere Nachrichten vorfinden.

Klemm, Katalog S. 290, 291. — Hain, Repert. bibl. No. 2164, 3078, 3165, 4508, 16117. — Anzeiger für Kunde der Vorzeit 1860. Nr. 4 (Baader). — Neuer literarischer Anzeiger 1806, S. 344. — Linde, Geschichte, S. 715.

J. Braun.

Renner: Johann R., Bremischer Chronist, geboren um 1525 wahrscheinlich zu Tecklenburg in Westfalen. Er begegnet uns zum ersten Male am 1. Januar 1554 als Notar und hat dies Geschäft bis zu seinem Tode ausgeübt. Im Herbste 1554 treffen wir ihn in Speier, später in Livland, wo er wahrscheinlich vom Frühling 1556 bis zum Spätherbst 1560 verweilte. Er trat hier in die Dienste des deutschen Ordens, zunächst als Schreiber des Vogts von Jerven zu Weißenstein, Bernt v. Schmerten, später — von 1559 ab — als solcher des Comthurs zu Pernau, Rotger Wulf. Diese Stellungen gewährten ihm nahe Einsicht in die Verhältnisse und Geschicke des Ordens und Bekanntschaft mit manchen hochgestellten Persönlichkeiten, wie Erzbischof Wilhelm von Riga, Bischof Friedrich von Reval, Meister Gotthard Kettler, dem späteren Herzog von Kurland, Herzog Magnus von Holstein u. A. Er hat das Land vielfach durchreist, wichtigen Verhandlungen als Notar beigewohnt, geheime Correspondenzen als Schreiber kennen gelernt und Abschriften für sich zurückbehalten. Denn schon während seines Aufenthaltes in Livland faßte er den Plan zu einer Darstellung der Geschichte des Landes und führte erhebliche Partien der Arbeit aus. Er hat dabei die ältere historische Litteratur nicht ohne Kritik und ebenso fleißig benutzt, wie die ihm zugänglichen Urkunden und seine persönlichen Erfahrungen und Wahrnehmungen. Zu einer abschließenden Bearbeitung seines Werkes „Liflendischer Historien negen boker" ist er aber erst ganz gegen Ende seines Lebens gekommen, wahrscheinlich angeregt durch das Erscheinen der Chronik Balthasar Russow's im J. 1578. Das einzige, ganz von Renner's eigener Hand geschriebene Exemplar dieser Historien wurde erst im J. 1870 in Bremen aufgefunden und befindet sich jetzt in der dortigen Stadtbibliothek. Es ist 1876 von Rich. Hausmann und Konst. Höhlbaum unter dem Titel „Johann Renner's Livländische Historien" (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht) herausgegeben worden.

Die herannahende Katastrophe des Ordens bestimmte R. wahrscheinlich,

Livland, das er „umme versoekens willen“ aufgesucht hatte, wieder zu verlassen. Am 16. August 1561 treffen wir ihn wieder in Deutschland, zu Kniepens im Butjadinger Lande, als Notar thätig. Vielleicht hat er in den folgenden Jahren dem Bremischen Domcapitel als Secretär gedient und zur Belohnung seiner Dienste eine Domvicarie erhalten. Wenigstens bezeichnet ihn der Bremische Bürgermeister Heinrich Meier (s. A. D. B. XXI, 198) im folgenden Jahrhunderte (Assertio libertat. reip. Bremens. p. 722) als Bremischen Thumb-Secretarius und Vicarius. Daraus ist aber nicht zu schließen, daß R. Geistlicher war; das protestantische Capitel verlieh die Vicarie lediglich als Pfründe. R. scheint vielmehr Jurist gewesen zu sein. Vermuthlich zur weiteren Ausbildung in der juristischen Praxis hielt er sich vom Herbste 1564 bis in den Sommer 1566 am Sitze des Reichskammergerichts in Speier auf und erlangte hier auch seine Immatriculation als approbirter Notarius. Gegen Ende des Jahres 1566 kehrte er nach Bremen zurück und nahm hier nun seinen dauernden Aufenthalt. Vom Jahre 1568 an war er bis zu seinem Tode Notar im Dienste des Bremischen Raths mit einem jährlichen „solarium“ von 10 Thlrn. und freier Dienstwohnung. Die städtischen Rechnungsbücher (sog. Rhederbücher), welche dies mit Sicherheit ergeben, zeigen zugleich, daß R. im Auftrage des Raths zahlreiche Dienstreisen ausführen mußte, um in Oldenburg, Vörde, Minden, Verden oder an anderen Orten Mandate, Citationen oder andere Urkunden notariell zu intimiren. Auch zur Protocollführung wurde er verwandt, wie gleich im J. 1568 auf dem wichtigen Deputationstage zu Verden, welcher endlich die langjährigen sog. Hardenbergischen Streitigkeiten (s. A. D. B. X, 558) beendigte. So hatte R. auch in Bremen, wie früher in Livland, vielfältige Gelegenheit, in die öffentlichen Geschäfte der Stadt Einblick zu gewinnen, und dieser Umstand hat ihn hier wie dort zu eingehender Beschäftigung mit der Geschichte der Stadt geführt.

Daraus erwuchs seine zweibändige „Chronica der Stadt Bremen“, deren von Renner's Hand geschriebenes Originalmanuscript sich gleichfalls in der Bremischen Stadtbibliothek befindet. Die Chronik ist noch nicht gedruckt, aber in zahlreichen Abschriften in Bremen und anderen Orten verbreitet. Für die Darstellung der älteren Zeit hat R. sich im wesentlichen auf eine Wiedergabe der Rinesberch-Schene'schen Chronik (s. den Artikel) und ihrer bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts reichenden Fortsetzungen, doch unter Hinzufügung einiger eigenthümlicher Nachrichten beschränkt; für die spätere und namentlich für die von ihm selbst mit durchlebte Zeit aber ist sein Werk von großem Werthe. Im Originalmanuscripte bricht die eigenhändige Niederschrift Renner's im J. 1580 mitten in einem Satze ab. Eine andere Hand hat es dann, aber ohne Zweifel nach Renner's Entwurfe, bis in den Februar 1582 fortgeführt und noch zwei Notizen aus dem Jahre 1583 nachgefügt. Auch die livländische Chronik reicht bis in den Februar 1582. Noch ein drittes Werk ist uns von R. erhalten, ein kurzer gereimter Auszug aus seiner Bremischen Chronik. R. hatte bei seinen livländischen Studien den Werth der leicht im Gedächtniß haftenden gereimten Geschichtserzählung kennen gelernt, indeß hatte er bei Benutzung der beiden livländischen Reimchroniken „de rime bliven laten und historischer wise aver gesettet“. In seinem Alter hat er umgekehrt, aber freilich in der allerknappesten Weise, seine historische Prosa in Reime verfaßt. Es ist das werthloseste, aber das einzige bei seinen Lebzeiten und bis in die jüngste Zeit zum Drucke beförderte seiner Werke. Es erschien in seinem letzten Lebensjahre unter dem Titel: „Chronicon der löflichen olden Stadt Bremen in Sassen, so vele de vornemsten Geschichte, de sich im Ertzstiffte vnd der Stadt Bremen togedragen hebben, belanget dem Jar talle nach in dudesche verß

veruattet. Joan. Renner". Gedruckt tho Bremen by Dieterich Glüichstein. 1583. kl. 8⁰, 87 Seiten. Renner's Schwiegersohn, Johannes Hannover, hat „ersucht und gebetten" das Werkchen im J. 1642 in hochdeutsche Reime übertragen nochmals drucken lassen, Bremen bei Joh. Wessels s. Erben. Und zum dritten Male ist es wieder in seiner originalen niederdeutschen Gestalt 1717 von Georg Roth in Stade herausgegeben worden.

Vom Jahre 1580 ab kommt in den Rechnungsbüchern keine Notiz über auswärtige Sendungen Renner's mehr vor, nur noch seine halbjährige Besoldung ist eingetragen. Die größere, sei es nun Alters- oder Krankheitshalber oder aus andern Gründen ihm vergönnte Muße scheint er zur Durchsicht und Vollendung seiner historischen Arbeiten benutzt zu haben. Bis ganz nahe an seinen Tod muß er mit diesen Arbeiten beschäftigt gewesen sein. Michaelis 1583 wurde ihm zum letzten Male die halbjährige Gehaltsquote ausgezahlt, zu Ostern 1584 geschah die Zahlung des halben „Nachjahrs" an seine Witwe. Näheres ist uns über die Zeit seines Todes nicht bekannt. Die Witwe und Erben verehrten die große Bremische Chronik dem Rathe, welcher zum Danke dafür im November 1586 der Witwe die Dienstwohnung ihres verstorbenen Mannes für die Zeit ihres Lebens einräumte.

J. G. Kohl, Joh. Renner's äußere Lebensumstände in den Mitth. a. d. Gebiete der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands, Bd. XII, Heft 1, 1872. — Die hauptsächlichste und von Kohl zum ersten Male benutzte Quelle für Darstellung seines äußeren Lebensganges bilden die im Bremischen Staatsarchiv bewahrten drei Bände eigenhändiger Copien der von R. aufgenommenen Notariats-Instrumente; ferner die von Kohl nicht benutzten Rhederbücher des gleichen Archivs. Einige Modificationen der Darstellung Kohl's, soweit sie den livländischen Aufenthalt betrifft, in Hausmann's und Höhlbaum's Einleitung zu den Livländischen Historien, wo zugleich über die Art der Renner'schen Geschichtschreibung eingehend gesprochen ist. — Eine knappe Inhaltsangabe der zweibändigen Bremischen Chronik hat Pratje, Die Herzogthümer Bremen und Verden, 5. Sammlung, S. 7 ff. (1761) veröffentlicht.

v. Bippen.

Renouard: Karl R., kurhessischer Hauptmann und Militärschriftsteller, einer ihres reformirten Glaubensbekenntnisses wegen aus Frankreich nach Deutschland übergesiedelten Familie entsprossen, wurde am 2. März 1809 zu Kassel geboren. Dem Beispiel seines Vaters, welcher ebenfalls hessischer Officier war, folgend, und trotz Abrathens desselben, welcher in seinem Stande manche trübe Erfahrungen gemacht hatte, trat er in seinem 17. Lebensjahre als Musketier bei dem 3. Infanterieregiment zu Marburg in den Militärdienst, wurde am 13. October 1829 zum Secondlieutenant bei dem in Kassel garnisonirenden 1. Regiment ernannt und 1837 nach Hanau zum 3. Regiment versetzt, mit welchem er 1848 an der leichten Niederwerfung einiger in Süddeutschland gemachten Aufstandsversuche theilnahm; im Juni des nämlichen Jahres wurde er zum Lehrer an der Kriegsschule (Cadettencorps) zu Kassel ernannt, an welcher er Befestigungskunst vortrug und die praktischen Militärübungen leitete, am 15. Juli 1849 aber, unter Beibehalt seines Lehramtes, in den Generalstab versetzt. Der durch das Sturmjahr 1848 heraufbeschworene Zwiespalt zwischen dem Kurfürsten und den Landständen, in welchen, aus Anlaß ihrer im J. 1831 eingeführten Vereidigung auf die Verfassung, auch die Officiere hineingezogen wurden, machte Renouard's militärischer Laufbahn ein Ende. Er konnte seine soldatische Pflicht mit jenem Eide nicht vereinbaren und gehörte zu der großen Mehrzahl unter seinen Kameraden, welche im Herbst 1850, um diesem Zwiespalt aus dem Wege zu gehen, ihre Entlassung erbaten, erhielt dieselbe aber, als sie am 1. Novbr.

einem Theil derselben bewilligt wurde, nicht. Als darauf im Februar 1851 von den Officieren ein Revers verlangt wurde, durch dessen Ausstellung sie sich verpflichten sollten, alle behufs Ausführung der mit der Verfassung nicht in Einklang zu bringenden Septemberverordnungen von 1850 ihnen etwa zugehenden Befehle zu befolgen, forderte er von neuem seinen Abschied. Am 27. Februar 1851 wurde ihm derselbe zu Theil. Da er weder eine Pension erhielt, noch ein nennenswerthes Vermögen besaß, mußte er seinen Lebensunterhalt auf andere Weise zu verdienen suchen: er gab Unterricht in Mathematik und Kriegswissenschaften und schriftstellerte. Letzteres zunächst für die Darmstädter Allgemeine Militär-Zeitung und für die in Berlin erscheinende Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges. Dann führte ihn der Besitz von Handschriften, welche ein väterlicher Freund, der Oberst a. D. Kellermann, ihm überließ, zur Bearbeitung zusammenhängender größerer Aufgaben kriegsgeschichtlichen Inhaltes, bei welcher ihm von Nutzen war, daß er die Schauplätze der von ihm dargestellten Feldzüge und Ereignisse in früheren Zeiten durch eigenen Augenschein auf Reisen kennen gelernt hatte. Seine Leistungen auf diesem Gebiete sind hervorragende; sie zeichnen sich durch strenge Wahrheit und Unparteilichkeit der Schilderung, Sachlichkeit und Gründlichkeit des Urtheils und gefällige Darstellung aus. Die Titel seiner Veröffentlichungen sind: „Die Kurhessen im Feldzuge 1814", Gotha 1857; „Das Norddeutsche Bundescorps im Feldzuge 1815 mit besonderer Rücksicht auf die kurhessischen Truppen", Hannover 1859; „Geschichte des Krieges in Hannover, Hessen und Westphalen 1756—1763", Kassel 1863 (sein Hauptwerk); „Geschichte des französischen Revolutionskrieges", Kassel 1865; außerdem schrieb er ohne Nennung seines Namens: „Aus dem Leben eines Officiers. Anschauungen und Urtheile betreffs militärischer Verhältnisse und Leistungen", Hannover 1859. Der Umschwung, welchen die Einfügung des Kurfürstenthums in den Verband des preußischen Staates auf die öffentlichen Zustände ausübte, veränderte auch Renouard's äußere Lage, indem ihm die 1851 vorenthaltene Pension zu Theil wurde. Er starb zu Kassel am 14. Januar 1875.

O. Gerland, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten-, Schriftsteller- und Künstlergeschichte von 1831 bis auf die neueste Zeit, 1. Theil, Kassel 1863 (Eigene Lebensbeschreibung). — Piderit, Cassel, neu herausgegeben von Hofmeister, Kassel 1885. B. Poten.

Rensing: Bernhard Ambros Benedict R., katholischer Erbauungsschriftsteller, geboren am 9. März 1760 zu Dorsten, studirte daselbst am Gymnasium der Franciscaner die Theologie zu Köln, wo er am 5. April 1783 zum Priester geweiht wurde, wirkte zuerst als Caplan bis 1788, dann als Pfarrer zu Achsen an der Lippe bis 1797, von da als Pfarrer zu Buer in der Grafschaft Recklinghausen, wurde 1809 Kanonikus in dem Collegiatstifte zu Dülmen und 1810 zugleich Decan und Pfarrer daselbst, als welcher er am 4. Juli 1826 starb. Er schrieb: „Rede bei der ersten Communion der Kinder", Duisburg und Essen 1806; „Apologie der Schriften des Herrn B. Overberg, Lehrers der Normalschule zu Münster, wider die Recensionen derselben im 1. Stücke des 100. Bandes der neuen allgemeinen deutschen Bibliothek", Dorsten 1808; „Lebensgeschichte des hl. Franz von Sales, Bischofs von Genf", Dorsten 1817, Paderborn 1818; „Bericht über die Erscheinungen bei der A. K. Emmerich, Chorschwester des aufgehobenen Klosters Agnetenberg zu Dülmen, von dem Herrn Medicinalrath Bodde zu Münster, mit Entgegnungen von 2c.", Dorsten 1818; „Gebete vor und nach der hl. Communion. Ein Geschenk für Kinder bei der 1. hl. Communion"; „Biblische Litanei von der Mutter Gottes, zur Beförderung der häuslichen Andacht. Ein Geschenk für Kinder bei der

1. hl. Communion". Außerdem schrieb R. mehrere kleine Aufsätze für die ehemalige Kölner theol. Zeitschrift. —

Vgl. Raßmann, Münsterländisches Schriftsteller-Lexikon, Lingen 1814. 2. Nachtrag, Münster 1818. — Felder u. Waitzenegger, Gelehrten- und Schriftstellerlexikon der deutschen katholischen Geistlichkeit, Bd. III, 590—591. — Meusel, Gel. Teutschl., Bd. XIX, 315—316.

Otto Schmid.

Rentzel: Eduard R., Rechtsgelehrter und Senator in Hamburg. Dieser letzte Sproß eines alten angesehenen Geschlechts, dem viele Würdenträger der Reichsstadt Hamburg angehört hatten, war daselbst am 16. November 1772 geboren, eines Juristen Sohn. Auch er studirte die Rechtswissenschaft in Jena und Göttingen, woselbst er 1796 Doctor wurde. Nachdem er dann in Wetzlar die Praxis des Reichskammergerichts kennen gelernt, kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er als Advocat sich durch reiches juristisches Wissen, Scharfsinn und Geschicklichkeit bald auszeichnete. Auch gemeinnützigen Zwecken widmete er gern seine Kräfte und betheiligte sich längere Zeit an der Verwaltung des Armenwesens. 1807 wählte ihn das Collegium der Oberalten, die ständige Vertretungsbehörde der ganzen Bürgerschaft, zum Secretär und Consulenten, in welcher Eigenschaft er auch in legislativer Hinsicht eine einflußreiche Stellung einnahm. Dies Amt cessirte während der französischen Herrschaft in Hamburg. 1813 als die Stadt für einige Monate wieder frei wurde, kämpfte R. erfolgreich für Beibehaltung der alten bewährten Verfassung, deren Umgestaltung im modernen Sinnne manche Neuerungssüchtige erstrebten. 1814 nach Hamburgs definitiver Befreiung trat R. sein Amt wieder an. Nun förderte er kräftig die Errichtung eines besonderen Handelsgerichts mit öffentlichem und mündlichem Verfahren. Dies später als höchst nützlich anerkannte Institut fand als Project manche Gegner, selbst unter den bedeutendsten älteren wie jüngeren Advocaten, die dasselbe als undeutsch und zur Ungründlichkeit verleitend verwarfen. Daß das betreffende Gesetz dennoch von der Bürgerschaft genehmigt wurde, hat man mit Recht Rentzel's Einfluß zugeschrieben. Er wurde hierauf zum ersten Präsidenten dieses neuen Gerichtshofes erwählt, und, so wie er auf dessen Zustandekommen und Organisation verdienstvoll mitgewirkt, so verdankte man ihm auch die weitere Entwicklung und Regelung des Geschäftsganges. Zu seinem ehrenvollen Andenken schmückte sodann das Gericht den Sitzungssaal mit Rentzel's von Gröger gemaltem Bildniß, als er 1821 in den Senat Hamburgs gewählt wurde, in welchem Amte er als Mitglied des Obergerichts ein weites Feld für sein juristisches Wissen und Wirken bis an seines Lebens Ende fand. Er starb am 16. Juni 1832.

Hamburg. Schriftsteller-Lexikon, Bd. VI, S. 245.

Benecke.

Rentzell: Christoph Friedrich v. R., preußischer Generallieutenant, am 26. December 1702 auf dem väterlichen Gute zu Rombitten bei Saalfeld im ostpreußischen Kreise Mohrungen geboren, wurde im J. 1719 als Zögling des corps de cadets zu Berlin von König Friedrich Wilhelm I. ausgewählt, um dem damaligen Kronprinzen, nachmals König Friedrich dem Großen, den ersten Unterricht im Exercieren zu ertheilen. Daneben unterhielt er den jungen Prinzen von militärischen Dingen und that sich später viel darauf zu gute, daß er auf diese Weise den ersten Grund zu seines Kriegsherrn großen Thaten gelegt habe. Eine große Pünktlichkeit und Ordnungsliebe machten ihn für eine solche Verwendung besonders geeignet und mögen ihn dem Könige, welcher darauf großen Werth legte, für dieselbe empfohlen haben. Friedrich dem Großen war er später ein angenehmer, durch sein Flötenspiel noch wertherer Gesellschafter,

dem der König zeitlebens in hohem Grade gewogen blieb. R. verdiente die Gunst desselben aber auch durch gute Dienste, welche er im Frieden wie im Kriege leistete. Er war kein Heerführer, aber ein tapferer, kaltblütiger, pflichttreuer und strenger Officier. Im J. 1723 als Gefreiter-Korporal in die Infanterie getreten, war er bei Regierungsantritt seines königlichen Gönners Stabscapitän und erhielt 1741 eine Compagnie, die Schlacht bei Hohenfriedberg trug ihm den Orden pour le mérite ein. Schon wollte er als Capitän wegen schwerer Erkrankung an der Gicht den Abschied nehmen, da sandte ihn der König nach Aachen in das Bad und erreichte dadurch, daß R. dem Dienste erhalten wurde. Nach der Schlacht bei Zorndorf ernannte er Hinterleute von R. zu Oberstlieutenants; als dieser sich darüber beschwerte, sagte er ihm bei der Parole, er müsse diejenigen belohnen, welche sich im Kriege ausgezeichnet hätten, sei aber überzeugt, daß R., wenn sich ihm die Gelegenheit geboten hätte, das nämliche geleistet haben würde. Kurz darauf beförderte er ihn. 1762 erbat R. krankheitshalber von neuem den Abschied; dieses Mal erhielt er denselben, aber mit dem Bescheide, sich zu melden, wenn er wieder gesund sein würde. Als dies geschehen war, erhielt er 1763 das Königsbergische Landwehrregiment und die Amtshauptmannschaft zu Marienwerder, 1764 ward er General, 1766 versetzte Friedrich ihn als Chef des erledigten Regiments v. Puttkamer nach Berlin. 1777 zum Generallieutenant ernannt, starb er, aus Veranlassung des Bairischen Erbfolgekrieges nochmals zu Felde gezogen, am 4. Juni 1778 zu Frankenstein in Schlesien.

Militärisch-Genealogischer Calender auf das Jahr 1791. Mit Genehmhaltung der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. — Jahrbücher für Armee und Marine, Bd. LXV, Heft 1, Berlin, October 1887.

B. Poten.

Renz: Placidus R. Es sind zwei Gelehrte dieses Namens zu unterscheiden, welche beide dem Benedictinerorden und auch demselben Benedictinerstifte Weingarten angehörten. Man unterscheidet R. Placidus senior und R. Placidus junior. Die Lebenszeit des älteren R. fällt in die letzten Decennien des 17. und die ersten Decennien des 18. Jahrhunderts; R. P. der Jüngere gehört ganz dem 18. Jahrhundert an. Der erstere lehrte im Pantaleonskloster zu Köln und veröffentlichte eine „Philosophia ad mentem D. Thomae Aquinatis“ (3 Voll. 8°; erste Aufl. 1697, dritte Aufl. 1723 in Köln); nach seinem Tode wurde aus seinem Nachlasse eine „Theologia ad mentem Angelici Doctoris D. Thomae“ (Augsburg 1741; 1 Vol. Fol.) zum Drucke befördert. R. junior lehrte an der Salzburger Universität Philosophie und ließ eine „Philosophia Aristotelico-Thomistica“ erscheinen (Augsburg und Linz 1741); später in der Mitte des 18. Jahrhunderts erscheint er als Abt des Klosters Weingarten, als welcher er sein Leben beschloß.

Vgl. Ziegelbauer, Hist. lit. Ord. S. Ben. Tom. IV, p. 303.

Werner.

Repgow s. Eike Bd. V, S. 751.

Repsold: Johann Georg R., Mechaniker und Oberspritzenmeister in Hamburg. Geboren am 23. September 1771 zu Wremen im Hannoverschen, des dortigen Predigers Sohn, war R. schon als Knabe ein eifriger talentvoller Schüler der mathematischen Wissenschaft und ihrer Anwendungszweige, wobei er sich der gründlichen Unterweisung des damaligen Wasserbauconducteurs (späteren Directors) Woltmann zu Cuxhaven erfreute. Als 18jähriger Jüngling ging er 1789 zu seiner Vervollkommnung nach Hamburg, wo er seitdem seine Heimath und ein noch wenig bebautes Feld seiner Thätigkeit fand. 1795 war er als

Geometer beschäftigt, 1796 als Hydrotechniker zum Conducteur der Elbdeputation, einer Behörde für Verbesserung der Schiffbarkeit des Elbstroms erwählt, worauf 1798 seine Anstellung als Spritzenmeister erfolgte, und 1809 ihm die Leitung des gesammten städtischen Löschwesens anvertraut wurde mit dem Titel Oberspritzenmeister, in welchem verantwortungsvollen Amte er bis an seinen Tod sich die größte Anerkennung erwarb. — Neben Verbesserung der Löschgeräthe, des Dienstes der Löschmannschaft u. dgl., organisirte er auch ein besonderes Rettercorps, vorzüglich zu Gunsten der bei einem Brande gefährdeten Menschenleben, welches Corps im Laufe der Jahre sehr viele Personen vor dem Flammentode bewahrt hat. — Repsold's Lieblingsstudium war die Astronomie, weshalb er sich schon um 1800 ein kleines Observatorium am Wall (am sog. Stintfang) erbaut und mit selbstgefertigten Instrumenten versehen hatte. Zur Zeit der französischen Herrschaft stand diese Privatsternwarte der Fortification im Wege, weshalb sie beseitigt werden mußte. Nach dem Frieden gelang es Repsold's, von Dr. v. Heß und Director Reinke unterstützten Bemühungen, den Bau einer Staatssternwarte zu Stande zu bringen, welche R. mit seinen Instrumenten ausrüstete. Diese wurden später von einem patriotischen Kaufmannsverein erworben und der Sternwarte als Eigenthum überwiesen. — Daneben hatte er eine Werkstätte zur Anfertigung optischer und physikalischer Instrumente errichtet, aus welcher wahre Meisterstücke hervor- und in alle Welt gingen, und seinen Ruf im Auslande bei allen Sachkennern begründeten. Für die hamburgischen Leuchtthürme in der Elbmündung und andere ähnliche Anstalten schuf er die brauchbarsten Geräthe, geeignet, das rettende Licht in bisher unerreichte Entfernungen zu bringen, weshalb man ihn „den umsichtigen Leiter des Lichtstrahls" nannte. — Bei Ausübung seines Amtes fand der treffliche Mann am 14. Januar 1830 seinen rühmlichen tragischen Tod. — Aus einer Mittagsmahlzeit im Kreise befreundeter Honoratioren abgerufen zur Leitung der Bewältigung einer in der Hafengegend ausgebrochenen großen Feuersbrunst, bekämpfte R. mit gewohnter Kühnheit und Unerschrockenheit das verheerende Element. Auf seinem exponirten Posten wurde er, als schon der günstige Erfolg zweifellos war, von den Trümmern eines herabstürzenden Giebels erschlagen; sein neben ihm stehender, ihm assistirender Sohn, dessen tüchtige Haltung zu loben ein letztes, freudiges Wort des Vaters war, blieb unverletzt. — Die Trauer über seinen Verlust war bei Hamburgs Bevölkerung allgemein tief empfunden, und offenbarte sich würdig bei Beerdigung der Ueberreste des in allen Kreisen geehrten und beliebten Mannes. Den auf dem Sarge liegenden Commandeurhut des Verewigten schmückte eine Bürgerkrone in Eichenlaub mit der Inschrift „Dem Bürgerverdienste". Wochenlang brachten die Zeitungen Artikel zu Repsold's Ehren, Nachrufe, Erinnerungen, Gedichte u. dgl. Von mehreren Porträts ist das Speckter'sche das beste, da es Repsold's Eigenschaften am treuesten widerspiegelt: Geist, Denkkraft, Herzensgüte, selbst Humor. — Der hamburger Staat, dem R. fast 40 Jahre in löblichster Weise gedient, ehrte sein Andenken, indem ein einhelliger Beschluß des Senats und der Bürgerschaft „in dankbarer Anerkennung seiner großen und uneigennützigen Verdienste um die Wissenschaften und insbesondere um Hamburg", seiner Wittwe lebenslänglich das volle Gehalt ihres verstorbenen Gatten als Pension verlieh. — Seine Mitbürger aber errichteten ihm, auf Anregung der patriotischen Gesellschaft, aus rasch gesammelten freiwilligen Beiträgen, ein Ehrendenkmal auf dem Wall neben der Sternwarte, welches auf einem Unterbau die wohlgetroffene Büste Repsold's (vom Bildhauer O. S. Runge) trägt, mit der Inschrift: „Erfindungsreich waffnete er die Wissenschaft, bekämpfend die Feuersbrunst, von Trümmern erschlagen". — Auch zwei Medaillen wurden zu seinem ehrenvollen Gedächtniß geprägt. — Nach dem Urtheil seiner Zeitgenossen

war R. „anerkannt als erster Mechaniker Deutschlands, ausgezeichnet im ganzen Gebiete der Naturkunde, namentlich hochverdient um die astronomischen und geodätischen Wissenschaften, ein kraftvoller deutscher Mann, der unter schlichter Außenseite den edelsten gediegensten Charakter barg, ein liebenswürdiger Gesellschafter und ein wahrhaft frommer Christ." —

Nach archival. Quellen, Zeitungen u. s. w. — Vgl. auch den Neuen Nekrolog der Deutschen, 8. Jahrgang, Theil I, S. 54.

Beneke.

Resch: Hieronymus R. (auch Rösch), bedeutender Formschneider und Buchdrucker in Nürnberg, ein Zeitgenosse und Schüler Albrecht Dürer's, war zu seiner Zeit der geschickteste Künstler in seinem Fache. Ueber seine Lebensverhältnisse ist uns nur geringe Kunde geblieben. Da sich R. stets nur Hieronymus nannte, wurde häufig bestritten, daß dieser Formschneider auch wirklich R. hieß; doch ist hierin kein Zweifel mehr zu setzen, wenn man weiß, daß der berühmte Schreibmeister Neudörfer in Nürnberg, der mit R. insofern in geschäftlichem Verkehr stand, als er ihm Proben von Fracturschriften lieferte, die von R. dann in Holz geschnitten wurden, ausdrücklich bemerkt, daß dieser stets nur seinen Taufnamen gebrauchte, eine Sitte, die zu jener Zeit ja sehr verbreitet war. Zu gleicher Zeit mit Hieronymus R. lebte in Nürnberg ein Wolfgang Resch, der ebenfalls Formschneider aber nicht Buchdrucker, sondern nur Verleger war, wie später noch näher dargethan werden soll, und mit diesem wurde R. häufig seines Familiennamens, andererseits aber auch mit einem Formschneider Hieronymus Andreas, der aber R. selbst war, seines Vornamens wegen verwechselt. Als Johann Stabius im Auftrage des Kaisers Maximilian I. für diesen die Zeichnungen Albrecht Dürer's, wie die Ehrenpforte, den großen und kleinen Triumphwagen u. a. von Nürnberger Formschneidern in Holz schneiden ließ, wurde hierzu besonders Hieronymus R. beauftragt. Er wohnte in der Breitengasse, sein Haus mündete hinten in das Frauengäßlein, einer damals durch Dirnenunfug verrufenen Gasse, und infolge dessen entstand in Nürnberg ein Sprüchwort, der Kaiser, der während eines Aufenthaltes in Nürnberg beinahe täglich den Hieronymus aufsuchte, um sich von dem Vorschreiten der Dürer'schen Arbeiten zu unterrichten, „fahre abermahls ins Frauengäßlein". Diese Thatsache, daß der Kaiser den Künstler in seiner Werkstatt mehrfach besuchte, wird uns ebenfalls von Neudörfer berichtet, es ist deshalb auch unzweifelhaft, daß R. den Triumphwagen geschnitten habe, wogegen früher mancherlei Bedenken erhoben wurden (v. Rumohr, Zur Geschichte und Theorie der Formschneidekunst, S. 85). Im J. 1527 erhielt R. die Erlaubniß, eine eigene Buchdruckerei zu errichten, aus welcher verschiedene bedeutende Werke hervorgegangen sind, auf denen er sich stets deutlich Hieronymus oder Jeronymus Formschneider nannte. So druckte er im J. 1528 die berühmte Proportionslehre A. Dürer's, die unter dem Titel: „Hierin sind begriffen vier Bücher von menschlicher Proportion, durch Albrechten Durer von Nürnberg erfunden vnd beschrieben zu nutz allen denen, so zu dieser kunst lieb tragen" und mit der Schlußschrift: „Gedruckt zu Nürnberg durch Jeronymum Formschneider auff verlegung Albrecht Dürer's verlassen witib im jar von Christi geburt 1528 am letzten Tag octobris" erschien. Zu gleicher Zeit hatte R. von dem Maler Sebald Beham den Auftrag erhalten, sein Buch über Proportionen herauszugeben, aber der Rath der Stadt Nürnberg hatte hiervon erfahren und nahm nun für Dürer's Wittwe Partei, indem er den beiden am 22. Juli 1528 „bei Strafe an Leib und Gut verbot, das abgemachte Büchlein von der Proportion in Druck ausgehen zu lassen, so lange bis das rechte Werk, so Dürer vor seinem Ableben gefertigt und im Druck ist, ausgeh' und zu Licht

gebracht werde". Eine lateinische Uebersetzung dieses Werkes Dürer's druckte R. 1532—1534 für die Wittwe, sowie auch 1538 die zweite Auflage von Dürer's „Meßkunst" oder „Unterweysung der messung mit dem zirkel und richtscheyt" u. s. w. Ein anderes Werk aus der Officin Resch's, das mit fünf großen Holzschnitten versehen und sehr selten ist, betitelt sich: „Wahrhafftige Beschreibung des anderen Zuges der Böhmen in Oesterreich wider die Türken u. s. w. Nürnberg 1539, gedruckt durch Jheronimum Formschnyder". R. scheint nicht nur mit Dürer, sondern auch mit Hans Sachs in Geschäftsverbindung gestanden zu haben, wie sich aus einem Rathsbeschluß vom 27. März 1527 ergibt, in welchem Koberger befohlen wird, „dieweil Iheronymus Formschneider neulich auch eine Druckpresse aufgerichtet, doch noch nicht Pflicht gethan und zu diesem Büchlein (Hans Sachsens Reime zu den Bildern über den Fall des Papstthums) auch geholfen, ihn in die Pflicht als andern Buchdrucker zu nehmen." Wie Neudörfer mittheilt, hat R. auch für die dortige Münze vielfach Stempel in Eisen geschnitten, die dieser so hochschätzte, daß er sie neben die Schrift des Teuerdank's setzt, unter welche der Kaiser eigenhändig „Te Deum laudamus" schrieb. Neudörfer machte ihm Fracturbuchstaben, die R. zuerst in Holz, später in stählerne Punzen geschnitten und dann gegossen zu haben scheint, um sie auch in seiner Druckerei verwenden zu können. Auf dem St. Johanniskirchhof in Nürnberg befindet sich ein Grabstein, auf dem die Worte stehen: „A. D. 1556. Jar den 7. Tag May verschied der Erbar Jeronymus Andr. Formschneider dem Got genad A." Da nun auch Neudörfer dieses Datum als den Todestag Resch's bezeichnet, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß der unter dem Namen Hieronymus Andreas bekannte Gehülfe Dürer's unser R. war; selbst der Dürerforscher Thausing gibt diese Thatsache unwillkürlich zu, wenn er sagt: „Neudörfer kannte Hieronymus (Andreäe) persönlich, nennt ihn aber irrthümlich Hieronymus Rösch". Es ist aber doch wohl nicht anzunehmen, daß Neudörfer, der mit Hieronymus gelebt und verkehrt hat, geschrieben haben würde, „Hieronymus Rösch nannte sich stets nur nach seinem Taufnamen"; vielmehr liegt die Vermuthung nahe, daß R. als zweiten Vornamen Andreas besaß, und dieses stimmt wieder mit dem überein, was der Nürnberger Chronist Schreyer berichtet, indem er sagt: „1557 starb Veronica Jeronymus Andr. Formschneiderin in der Preiten gaß", in welcher Straße nach Neudörfer's Angabe über die Entstehung des oben erwähnten Sprüchwortes R. gewohnt hat.

Da die Lebensgeschichte der im 16. Jahrhundert in Nürnberg ansässigen Familie R. vollständig dunkel ist, sind die entstandenen Verwechselungen der einzelnen Glieder leicht erklärlich. Gleichzeitig mit Hieronymus R. lebte in Nürnberg ein Formschneider Wolfgang Resch, der zeitweise ebenfalls für A. Dürer an den Platten zum großen Triumphwagen der Kaisers arbeitete. Er besaß zwar keine Buchdruckerei, erscheint aber auf verschiedenen in Nürnberg vorgefundenen Schriften, größtentheils von Hans Sachs, als Verleger, als welcher er deutlich auf folgenden Werken genannt wird: „Ein New Visier-Büchlein, welches innhalt wie man durch Quadraten auff eines jeden Land's Eych, ein Rutten zu berayten vnd damit yetliches Faß Visieren vnd solches innhalt erkennen soll. Von Johan Frey, Bürger zu Nürnberg. Gedruckt zu Nürnberg bey Johann Stüchs. In Verlegung Wolff. Reschen, Formschneyder, da findt mans bey. 1531". — „Ein schöner Dialogus, oder Gespräch von zweyen Schwestern. In Verlegung Wolffgang Resch, Formschneiders zu Nürnberg. 1533." Außerdem kennt man von ihm noch einige Kupferstiche, wie ein Brustbild des Kaisers Maximilian und „Frauen schmieden ein Herz auf dem Ambos", die auf ein ziemlich hohes Alter des Künstlers schließen lassen, da er schon 1515 arbeitete.

Neudörfer's Nachrichten (1546), S. 46, 47. Nürnberg 1828. — Nagler,

Künstlerlexikon, Bd. XIII, S. 40. — Nagler, Monogrammisten, III, S. 544. — Passavant, Peintre-graveur I, S. 75. III, S. 170, 252. — Heller, Geschichte der Holzschneidekunst, S. 102—104, 155, 160. — Murr, Nürnberger Kunstgeschichte II, S. 158, 159. — Kipowski, Lexikon bayr. Künstler. — Andresen, Handbuch II, S. 375. — Goedeke, Grundriß I, 249. — Weller, Annalen II, 498. — Thausing, Dürer II, S. 119. — Hase, Koberger, S. 231, 250 u. s. w.

J. Braun.

Resch: Joseph R., tirolischer Schulmann und Geschichtsforscher, geboren am 3. September 1716 zu Heiligenkreuz bei Hall in Tirol, † zu Brixen am 15. Februar 1782; fand erst zehnjährig Aufnahme unter die Sängerknaben am Dome zu Brixen, als welcher er zugleich seine Gymnasialstudien machte, hörte hierauf zu Innsbruck Philosophie und canonisches Recht, trat ins Alumnat zu Brixen und wurde 1741 zum Priester geweiht, im nämlichen Jahre zum Supernumerar an der Pfarre Stilfes bei Sterzing angestellt, aber schon im nächsten Jahre als Präfect und Lehrer ans Brixener Gymnasium berufen und mit dem Katharinenbeneficium dotirt. In dieser Stellung blieb R. bis zum Jahre 1762, theils mit seinen Berufsarbeiten und Aushilfe in der Seelsorge, theils mit angestrengten historischen Studien, zu denen ihm der im J. 1745 verfügte Abbruch des alten Domes die erste Anregung gab, beschäftigt. Als erste Frucht derselben veröffentlichte er bei Gelegenheit der Weihe des neuen Fürstbischofs von Brixen, Leopold Graf v. Spaur, am 28. April 1748, eine gedrängte, noch ziemlich mangelhafte Geschichte der Bischöfe von Säben. In der Folge vertiefte er seine Studien, indem er sich eine werthvolle Büchersammlung anschaffte, die Bibliotheken zu Brixen, Neustift, Botzen, Uttenheim und Innsbruck ausgiebig benützte, die Archive in Brixen und Umgebung und später in Innichen durchforschte, auf Ferienreisen entferntere historische Monumente in Augenschein nahm und mit gelehrten Männern in Verbindung und Briefwechsel trat, und so die Bausteine zu seinem Monumentalwerke der Annales zusammentrug, deren erster Band im Jahre 1755 vollendet wurde. Leider konnte er es trotz allem wissenschaftlichen Streben und rastloser Thätigkeit und trotz vielfacher Versprechungen auch von hoher Seite zu keiner einigermaßen unabhängigen und sorgenfreien Stellung bringen. Wohl winkte ihm 1761 ein Canonicat zu Brixen und 1760 und wieder 1761 eine Professur in Innsbruck, im letzteren Jahre so sicher, daß er seine Präfectenstelle in Brixen niederlegte und nach Innsbruck abging, allein die Enttäuschung ließ nicht lange auf sich warten. R. mußte froh sein, sein Tirolisches Beneficium, welches er am 9. Januar 1761 erlangt hatte, noch unbesetzt erhaschen und wieder behalten zu können. Fürstbischof Leopold, der ihn am 7. Januar 1760 zum Consistorialsecretär und 1761 zu seinem geistlichen Rathe ernannt hatte, nahm ihn 1762 zu seinem Hofcaplan und verlieh ihm die Stelle eines Directors des fürstlichen Archivs, aber in seine pecuniären Verhältnisse brachten diese Aemter wenig Besserung. Auch die Professur der hl. Schrift im Brixener Alumnate, welche ihm mit Novbr. 1766 übertragen wurde, war nur mit einem geringen Gehalte verbunden, und das Canonicat an der Stiftskirche zu Innichen, welches ihm vom Papste Clemens XIII. am 24. November 1768 verliehen wurde, war eine Stelle mit einem Titel, aber mit keinem Gehalte; doch freute sich R. darüber sehr, weil sie ihm das reichhaltige Archiv zu Innichen zu unbehindertem Gebrauche öffnete. Wie eifrig er von diesem Vortheile Gebrauch machte, bezeugt seine „Aetas millenaria ecclesiae Aguntinæ“. Am 4. August 1775 erhielt er endlich das Beneficium zur hl. Katharina in der Runggad, eine der besseren

Brixener Pfründen und zugleich die Ernennung zum fürstbischöflichen Hofbibliothekar mit einem Gehalte von jährlich 40 fl.! Und dabei blieb es bis an sein Ende. An Auszeichnungen vom Auslande hatte es dem gelehrten und rastlos thätigen Manne nicht gefehlt. Zwei Päpste — Benedict XIV. und Clemens XIII. — zeichneten ihn durch Zuschriften aus, viele Kirchenfürsten und Gelehrte standen mit ihm in Correspondenz. Die Universität Padua verlieh ihm nach bestandener Prüfung und öffentlicher Disputation am 10. October 1759 den Doctorgrad in der Theologie, die Akademie degli Agiati zu Roveredo, begründet 1752, ernannte ihn zu ihrem Mitgliede, die Akademie der Wissenschaften zu München erwählte ihn 1762 zum Ehren- und 1777 zum wirklichen Mitgliede, der Fürstbischof von Regensburg, Anton Ignatz Graf v. Fugger, machte ihn 1770 zu seinem wirklichen geistlichen Rathe und lud ihn zur Uebersiedelung in seine Diöcese ein unter Antrag einer ehrenvollen Anstellung. Allein R. lehnte ab und blieb als guter Patriot in seinen bescheidenen Verhältnissen im Vaterlande. Baader und nach ihm Wurzbach lassen ihn um diese Zeit wirklich nach Baiern gehen und zeichnen genau die Orte seiner neuen Wirksamkeit daselbst auf: aber diese Fabel, wahrscheinlich durch einen baierischen Namensverwandten veranlaßt, widerlegt sich am besten durch Resch's eigenhändiges Tagebuch, im Auszuge abgedruckt bei Sinnacher I, 2. S. XLVI, und seinen Nekrolog in der Brixener Zeitung vom 23. Februar 1782. R. fand seinen Tod durch eine Erkältung in Klausen, wohin er zu einer Predigt geladen worden war, und sein Grab in der Kapuzinerkirche zu Brixen, wo ein einfacher Stein mit den Worten † Josephus Reschius seine Ueberreste deckt. Seine werthvolle Bibliothek und viele Handschriften vermachte er dem bischöflichen Seminar zu Brixen, seine Urkundensammlung hatte er am Tage vor seinem Tode seinem vertrautesten Freunde, dem Kanonikus Stephan von Mayrhofen geschenkt, den Sinnacher noch kannte und für seine Biographie Resch's berathen konnte. Mehrere fromme Stiftungen in Brixen und Umgegend erhalten das Andenken seines Namens. Hormayr faßt sein Urtheil über R. in die wenigen Worte zusammen: „Herr Dr. Resch war ein gelehrter, ein rechtschaffener, ein gottesfürchtiger, ein liebenswürdiger Mann." Resch's hinterlassene Werke theilen sich in solche, die seinem Lehrberufe, und solche, die seinen historischen Studien entstammen. Zu ersteren gehören: „Ars metrica", Brixinæ 1742, 8°, erlebte 3 Auflagen; „Phraseologia poetica", Lincii 1749, 8°; „Compendium prosodiæ universale", Venetiis 1750, 8°; „Harmonia quatuor Evangelistarum", Brixinæ 1771. Zu letzteren zählen: „Gloria filiorum proverb. 17, 6; i. e. Series et continuata successio episcoporum Sabionensium, hodie Brixinensium una cum historia ejusdem ecclesiae cathedralis", Brixinæ 1748, 4°; „Annales ecclesiae Sabionensis nunc Brixinensis atque conterminarum." Augustæ Vind., Fol., bald in 3 Bänden mit dem Jahresdatum 1755, 59, 67, bald in 2 Bänden mit dem Datum 1760 und 67 veröffentlicht; „Monumenta veteris ecclesiæ Brixinensis", Brixinæ 1765, Fol.; „Supplementum ad monumenta Brixinensia", Brixinæ 1776, Fol.; „Aetas millenaria ecclesiæ Aguntinæ in Norico seu Inticensis in Tyroli", Brixinæ 1742, 4°. — Außerdem verfaßte R. durch viele Jahre den Brixener Schreibkalender, dem er jährlich ein Stück aus der vaterländischen Geschichte einfügte und worin er vom Jahre 1763 an eine Chronik oder eine kurze Geschichte der Bischöfe von Chur lieferte, die bis zum Jahre 1233 reicht und zuletzt mit separatem Titelblatte und dem Datum 1770 eigens daraus abgedruckt wurde, jedoch in manchen Angaben unzuverlässig ist. Die übrigen bei Baader und Wurzbach verzeichneten Werke sind nicht von ihm, sondern wahrscheinlich von dem erwähnten gleichzeitigen bairischen Namensträger.

Sinnacher, Beiträge zur Geschichte der bischöflichen Kirche Säben und Brixen in Tyrol 1821, Bd. I, Heft 2, S. III—LXX. — Baader, Lexikon

verstorbener bair. Schriftsteller I, 2. S. 167. — Wurzbach, Biographisches Lexikon Bd. XXV, S. 301.

P. Ant. Weis.

Resch: Martin R., geboren am 13. September 1649 zu Gmunden in Oberösterreich, † am 21. Juli 1709 (nach anderer Angabe am 12. December) zu Kremsmünster. Nachdem er die philosophischen, theologischen und kanonistischen Studien zu München, Ingolstadt und Salzburg zurückgelegt hatte, wurde er Secretär des Bischofs von Gurk Polykarp Gr. v. Kuenburg (1673—1675), salzburgischer Hofrath, trat am 2. Februar 1680 in das Benedictinerstift Kremsmünster ein, erhielt im J. 1682 als Nachfolger des späteren Cardinals Cölestin Sfondrati die Professur des kanonischen Rechts in Salzburg, ging 1685 ins Stift zurück, bekleidete das Amt des Novizenmeisters, Priors, Pfarrers in Vorchdorf, wurde 1704 zum Abte gewählt, resignirte wegen Alters. Für das Stift wirkte er besonders durch Gründung einer Professur für Moral, Hebung der Bibliothek und Schule. Seine gedruckte „Disp. jur. de jure patronatus“, Salzb. 1685. 4° ist eine fleißige Darstellung des geltenden Rechtes.

Hist. univ. Salisb. p. 378. — Bibl. gen. Benedict. II, 464. — Purkmayr, Hist. chronol. series abbatum et religiosor. mon. Cremifanensis, p. 627 sqq., Styr. 1777. — Zauner, Biogr. Nachr. 55. — Zur Salzb. Biogr. (Sep.-Druck aus d. Salzb. Zeit.) S. 69. 1872. — v. Wurzbach Bd. XXV, S. 303.

v. Schulte.

Reschner: Martin R., siebenbürgisch-sächsischer Geschichtsforscher, ist geboren am 1. Mai 1791 in einem Bürgerhaus in Hermannstadt, und hier gestorben als emeritirter evangelischer Pfarrer von Thålmesch am 16. Februar 1872. Nachdem er die Gymnasialstudien in Hermannstadt absolvirt und vier Jahre im Hause des Maroscher Oberkönigsrichters Grafen Michael Teleki als Hauslehrer zugebracht, studirte er 1815—1817 in Jena Theologie, wo er von Luden nachhaltige geschichtliche Anregungen empfing, diente dann vom November 1818 als Lehrer am Gymnasium in Hermannstadt, wurde im Juni 1821 Pfarrer in Michelsberg, im September 1835 Pfarrer in Thålmesch, aus welcher Stelle er 1863 wegen Altersschwäche in den wohlverdienten Ruhestand trat. Die gesammte amtsfreie Zeit seines Lebens hat R. durch geschichtliche, auf die urkundlichen Quellen zurückgehende, die älteste Zeit seines Volkes aufklärende Studien fruchtbar ausgefüllt. Schon seine erste Arbeit: „De praediis praedialibusque Andreani“, Cibinii 1824 zeugt von ernster Forschung und umfassenden Kenntnissen. Die scharfen Untersuchungen über die rechtliche Natur der zuerst im Andreanischen Freibrief von 1224 erwähnten Prädien, die später in der rechtlichen und wirthschaftlichen Entwickelung der sächsischen Gaue eine so bedeutende Rolle spielen, die Nachweisungen über den, in jenem Freibrief „den deutschen Ansiedlern“ verliehenen Wlachen- und Bissenerwald bilden heute noch die werthvolle Grundlage weiterer diesbezüglicher Forschungen. Ein mit einigen Freunden unternommener Versuch (1828) zur Bearbeitung und Herausgabe eines Urkundenbuchs zur Geschichte der Siebenbürger Sachsen scheiterte an der Engherzigkeit der Zeit; dafür aber mehrte sich Reschner's eigene Sammlung fortwährend, in erster Reihe durch sorgfältige Abschriften aus dem sächsischen Nationalarchiv und dem Hermannstädter Capitulararchiv. Einen Theil ihrer reichen Schätze hat er verwerthet in den „Kritischen Beiträgen zur Kirchengeschichte des Hermannstädter Capitels vor der Reformation“ (Schuller's Archiv. Hermannstadt 1841 S. 263; Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde I, 3, 71; neue Folge III, 383); sie enthalten tiefe Blicke in die älteste Zeit der von Geisa II gerufenen deutschen Ansiedler; die früher nie gründlich untersuchte Frage über den Ursprung der Hermannstädter

Propstei und wie ein Theil der jungen deutschen Kirche unter den Bischof von Siebenbürgen gekommen, erfährt eingehende und fruchtreiche Behandlung, die auf das, auch auf dem kirchlichen Boden eigenartige, von den andern Landestheilen verschiedene Sonderrecht dieser Colonien sehr lehrreiches Licht fallen läßt. Eine lange Reihe werthvollster, bis dahin meist unbekannter, den Urschriften entnommener Urkunden erhöht die Bedeutung jener Abhandlungen. Selbst die für Viele so überraschenden Ergebnisse der 1871 veröffentlichten „Romänischen Studien“ von R. Roesler, daß die wlachische Bevölkerung der Norddonauländer und Siebenbürgens von einer verhältnißmäßig späten Einwanderung aus dem Süden stamme und nicht die älteste Volksschichte hier sei, hat R. bereits 1858 (Vereinsarchiv N. F. III, 411, 418) mit aller Entschiedenheit ausgesprochen. Am Abend seines Lebens, da sein Auge bereits schwächer wurde, übergab er seine außerordentlich reiche Sammlung von Urkunden und Akten, „die rastlose Arbeit eines Manneslebens voll Fleiß und Mühe“, achtzehn Folianten, darunter viel Kostbares, Weniggekanntes und Nieveröffentlichtes vorzüglich aus dem sächsischen Nationalarchiv, dem Hermannstädter Capitulararchiv und den reichen Gemeindekirchenladen des Hermannstädter Stuhles widmungsgemäß dem Brukenthalischen Museum in Hermannstadt (1865), damit sie dort künftigen Geschichtschreibern zugänglich sei. Es war der würdige Abschluß einer im Dienst der Wissenschaft gestandenen Lebensarbeit, der kaum entscheiden ließ, was größer und rührender: der innere Werth jener Gabe, oder die stille Anspruchslosigkeit, mit der sie der Wissenschaft dargebracht worden.

Jos. Trausch, Schriftstellerlexikon der Siebenbürger Deutschen III, 108. — G. D. Teutsch, M. Reschner im Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde X, 299. G. D. Teutsch.

Rese: Johann Karl August R., ein Nachzügler der Halberstädtischen Dichterschule. Er wurde am 3. Februar 1783 in Halberstadt geboren und studirte seit 1801 in Halle. Seit 1810 war er Collaborator am Martineum in Halberstadt. Dieses war damals noch Gymnasium. Später wurde es höhere Bürgerschule und ist jetzt Realgymnasium. Ob R. mit Gleim in Verbindung stand, bei dessen Tode er erst zwanzig Jahre alt war und der der hallischen Freitische wegen viel mit Studenten verkehrte, ist nicht zu ermitteln. Briefe von R. an Gleim sind nicht vorhanden. Mit Clamer Schmidt und seinem Schwiegersohn Lautsch verkehrte R. viel. 1813 wurde er in seiner Vaterstadt zweiter Prediger an der St. Moritzkirche, an der J. G. Jacobi Kanonikus gewesen war. 1830 wurde R. Oberprediger an derselben Kirche, blieb unverheirathet und ward 1840 in den Ruhestand versetzt. Drude in Quenstedt war sein Vorgänger oder Nachfolger. R. starb am 18. November 1847. Der elf Jahre ältere Christian Friedrich Raßmann, der mit ihm in Halberstadt gelebt hatte, gab 1823 in seinem „Pantheon jetzt lebender deutscher Dichter“ an, daß R. sich auch Giulio nenne, Mitglied der naturforschenden Gesellschaft zu Halle sei, 1806 in Halberstadt Gedichte und 1819 mit Kupferbeilagen daselbst die Monatsschrift „Emma“ herausgegeben habe. Ferner ständen Gedichte von ihm „im Taschenbuche Minerva, in Fouqué's Frauentaschenbuche, in Kind's Taschenbuch, in der Abendzeitung, Thusnelda u. s. w.“ Nach Goedeke's Grundrisse stehen Gedichte von ihm außerdem bei Meusel und in Symansky's Leuchte von 1810. In der Sammlung der halberstädtischen Druckwerke des Oberdompredigers Augustin, der bekanntlich auch biographische Notizen über die Schriftsteller hinterließ, finden sich außer den Gedichten von 1806 von R. nur: „Naturgeschichte der deutschen Schmetterlinge“, 1805, „Zerstörung Magdeburgs durch Tilly“, 1809, „De orationibus sacris“ zum Geburtstage des Oberpredigers zu St. Martini 1808. 1840 erschien bei F. A. Brockhaus in Leipzig „Literatur der schönen Künste

seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von J. Sm. Ersch. Neue bis zum Jahre 1830 fortgesetzte Auflage von J. K. A. R. und G. Geißler." Auch lieferte R. in Gemeinschaft mit Baur 1818 für Ersch' und Gruber's Encyclopädie 1. Band die Biographie von Kaspar und Friedrich Gottfried Abel. In der Biographie Kaspar Abel's findet sich, daß dessen Gedichte und Uebersetzungen in Gottsched's kritischer Dichtkunst Stück 16 sehr ausführlich, aber nicht günstig beurtheilt sind, was in dem Artikel Goedeke's über ihn (s. A. D. B. I, 12) nicht erwähnt ward. Friedrich Gottfried Abel, Kaspar's Sohn, war ein Halberstädtischer Arzt. Die Kataloge der königlichen Bibliothek zu Berlin schreiben R. auch das Büchlein zu: „Moralische Sprüchwörter der Deutschen, welche die wichtigsten Maximen zu einer weisen und tugendhaften Führung des Lebens enthalten. Deutschlands Söhnen und Töchtern bestimmt. Herausgegeben von D. C. A. R. 1822." Da schon wegen Rese's muthmaßlicher Verbindung mit Ersch wol anzunehmen ist, daß C. A. R., wie er sich statt D. C. A. R. oft unterzeichnete, Doktor war und da in der Vorrede Beziehungen zum Abt Resewitz in Magdeburg durchblicken, welcher C. A. R. als Historiker genau gekannt hat, so ist nicht daran zu zweifeln, daß diese Schrift wirklich von dem Prediger an der Moritzkirche herrührt. Die 18 Seiten lange Vorrede giebt eine gute Geschichte der älteren Sprichwörtersammlungen, so daß sie die Beachtung der Litterarhistoriker verdient. Als Grundlage für seine moralische Bearbeitung der Sprichwörter bezeichnet R. dann hauptsächlich zwei der beurtheilten Schriften. Alte volksthümliche Reime verbindet er dann auf den 170 Seiten seines Büchleins mit Versen von der eigenen poetischen Drechselbank, durch welche die volksthümlichen Gedanken nicht immer aufs beste gedreht und gewendet werden. Verlegt ist die Schrift von Vogler in Halberstadt, gedruckt bei Vogler und Hörling, woraus hervorzugehen scheint, daß die Hörling'sche Buchdruckerei dem reichen Dr. Vogler ihr Entstehen verdankt. Die Vogler'sche Buchhandlung war ursprünglich von Körte mit begründet. Die Frage, wie Rese's Sprichwörtersammlung zu der späteren Körte'schen sich verhielt, vermag ich nicht zu beantworten. Der damalige ziemlich regsame Verlagsbuchhändler Vogler in Halberstadt, welcher auch mit Delius in Verbindung stand, soll die Goethe zugeschriebene Dissertation über die Flöhe verfaßt haben. Schreiber dieser Zeilen hat sowohl Vogler als R. und Körte von Ansehen gekannt. R. war ein großer, starker Mann. Langsamen Schrittes ging er schon früh vereinsamt und stumm in der Stadt und auf dem Gleim'schen Poetensteige an der Holtemme umher, nach der er in der Jugend seine Monatsschrift „Emma" benannt hatte. Zuletzt soll er auch das Helm'sche Wochenblatt geleitet haben, in welchem er als Naturforscher und fleißiger Spaziergänger wol selbst alljährlich die ersten Boten des Frühlings, besonders die Maikäfer, anmeldete, worüber oft gescherzt wurde.

Außer den oben genannten Quellen handschriftliche Mittheilungen von Pastor Dr. Zschiesche und F. A. Brockhaus, mündliche von Pastor Dr. Junghann. H. Pröhle.

Resewitz: Friedrich Gabriel R., Schulmann und pädagogischer Schriftsteller, geboren am 9. März 1729 zu Berlin, † am 30. October 1806 zu Magdeburg. Vorgebildet auf dem Joachimsthal'schen Gymnasium zu Berlin bezog er 1747 die Universität Halle zum Studium der Theologie. Hier fesselten ihn besonders die Vorträge Baumgarten's, in dessen Schule er sich zum „denkenden" Theologen ausbildete. Daneben trieb er unter Meier philosophische Studien. Nach Beendigung der akademischen Studien kehrte er 1750 nach Berlin zurück. Nach wenigen Monaten ernannte ihn der Fürst Friedrich August von Zerbst zu

seinem Reiseprediger und nahm ihn zu einem einjährigen Aufenthalte mit nach Paris. Eine ihm darauf vom Fürsten angebotene Pfarrstelle in Jever schlug er aus, da er Bedenken trug, den verlangten Eid auf die symbolischen Bücher zu leisten. Das Jahr 1755 verlebte er als Privatgelehrter zu Berlin und wurde mit Moses Mendelssohn und Nicolai der Begründer einer gelehrten Gesellschaft, welche während dreier Jahre das Berliner Litteraturleben beeinflußt hat. Bei den monatlichen Versammlungen las ein Mitglied eine Abhandlung vor. Die von R. beigesteuerte Abhandlung handelt „über das Genie“ und ist in der „Sammlung vermischter Schriften zur Beförderung der schönen Wissenschaften und Künste“, Berlin 1759—1763, Bd. 2 S. 131—179 und Bd. 3 S. 1—69 abgedruckt. Sie erntete das Lob Thomas Abbt's (Vermischte Werke, Frankfurt und Leipzig 1786 Th. 3, S. 56). Während dieser Zeit übernahm R. die Erziehung des Sohnes des Ministers v. Danckelman und erhielt 1757, vom Minister Grafen v. Finkenstein der Prinzessin Anna Amalia v. Preußen, der wissenschaftlich und namentlich musikalisch gebildeten Schwester Friedrichs des Großen, welche seit 1756 dem Stifte Quedlinburg als Aebtissin vorstand, warm empfohlen, die erste Predigerstelle an der St. Benedictikirche zu Quedlinburg, die durch die Berufung des Oberhofpredigers Heinrich Meene in die Superintendentur zu Jever erledigt war. Obwohl R. durch sein geistliches Amt, mit welchem zugleich die Inspection des Gymnasiums verbunden war, sehr in Anspruch genommen wurde, so fand er doch noch Muße, die in Berlin angeknüpfte Verbindung fortzusetzen. Auf Nicolai's Anlaß übersetzte er Conybeare's „Vertheidigung der geoffenbarten Religion“ aus dem Englischen, eine Arbeit, welche Nicolai in seinen Verlag nahm; er unterhielt einen sehr regen Briefwechsel mit Moses Mendelssohn, und als Lessing sich von den „Briefen die neueste Litteratur betreffend“, zurückzog, wurde er durch Nicolai und Abbt veranlaßt, sich an der Mitarbeit zu betheiligen. Er begann dieselbe mit dem 267. Briefe am 12. Januar 1764 und setzte sie fast bis zum Schlusse der „Litteraturbriefe“ fort, denen Lessing am 5. Juli 1765 mit einer Anzeige von Meinhard's „Versuchen“ die Leichenrede hielt. Die zwanzig zum Theil sehr umfangreichen Recensionen Resewitz's sind fast alle im Tone pedantischer Lehrhaftigkeit gehalten, aber nicht ohne Schärfe und Sicherheit des Urtheils. Dasselbe läßt sich von seiner Mitarbeiterschaft an der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek“ sagen, die von 1765 bis 1780 währte und in die kraftvollste Zeit seines Lebens fiel. In seinen Recensionen erscheint er als ein unermüdlicher Vorkämpfer der Aufklärungsphilosophie und des theologischen Rationalismus. Im Jahre 1767 erhielt R., nachdem er ein Jahr zuvor eine „Sammlung einiger Predigten“ hatte erscheinen lassen, einen Ruf als Prediger an der deutschen St. Petrikirche zu Kopenhagen. Er folgte diesem Rufe und wurde am 2. August desselben Jahres durch den Stiftspropst Hegelund in sein neues Amt eingeführt. In der dänischen Hauptstadt schloß er sich dem nordischen Litteraturkreise an, indem er mit Klopstock, Joh. Andreas Cramer, Joh. Heinrich Schlegel und Gottfried Benedict Funk in freundschaftliche Verbindung trat. Sein Amtsgenosse war der als geistlicher Liederdichter und durch seine Bekehrungsgeschichte Struensee's bekannte Balthasar Münter (s. A. D. B. XXIII, 33), mit welchem vereint er das Schul- und Armenwesen der Petrigemeinde ordnete. Die erfolgreichen Bestrebungen Resewitz's auf diesem Gebiete, die er auch durch eine praktische, die Bedürfnißfrage geltend machende Schrift „Ueber die Versorgung der Armen“ (Kopenhagen 1769) bethätigte, veranlaßten den König Christian VII., ihm das Directorat des Kopenhagener Armenwesens zu übertragen. Gleichzeitig wurde er mit der Gründung und Einrichtung einer Realschule betraut. In seinem Predigtamte ließ er sich zu nicht geringem Verdruß seiner Gemeinde und des Kirchencollegiums fast regel-

mäßig durch einen Studenten der Theologie vertreten; dagegen hielt er mit besonderer Vorliebe theologische Vorlesungen an der Universität. Das Ergebniß seiner pädagogischen Reformversuche legte er in einem 1773 erschienenen Buche „Die Erziehung des Bürgers zum Gebrauche des gesunden Menschenverstandes und zur gemeinnützigen Geschäftigkeit“ nieder, welches für seine weiteren Lebensschicksale entscheidend wurde. In diesem Buche zeigte er, wie das Schul- und Erziehungswesen der Gegenwart neu zu gestalten sei, indem er eine bürgerliche Erziehungsanstalt verlangte, die sich in einer dreifachen Form zu zeigen habe, einmal als Land- und Ackerschule für den Bauernstand — eine Form, die mit dem gleichzeitigen Reformversuche des Domherrn v. Rochow zusammenfiel —, sodann als Handwerkschule für die Provinzialstädte und für die unteren Stände in der Hauptstadt, endlich als eine große Erziehungsanstalt in der Hauptstadt für die „gesittete“ Jugend. In der letzteren sah er die Realschule, neben welcher die gelehrte Schule, das Gymnasium, bestehen soll. Da R. zugleich auf eine Reform des Gymnasiums hinwies und damit den Lieblingswunsch des Chefs der preußischen Unterrichtsverwaltung Freiherrn v. Zedlitz traf, der mit edler Begeisterung die Erneuerung des Gymnasiums der Reformationszeit auf dem Boden des modernen Humanismus anstrebte, so wurde R. vom Minister, dem das Buch von der „Erziehung des Bürgers“ durch Nicolai vorgelegt war, zur Uebernahme der durch den Tod des Abtes Frommann (s. A. D. B. VIII, 139) erledigten Abtsstelle des Klosters Berge bei Magdeburg aufgefordert. R., der gerade nicht lange vorher an Nicolai geschrieben hatte, daß er nach Struensee's Falle sich in Kopenhagen in einer nicht ganz angenehmen Lage befinde, nahm den Antrag in der Hoffnung an, daß er in dem neuen Amte einem größeren Kreise und besonders dem Werke der Jugenderziehung wesentlichen Nutzen bringen könne. So wurde R. am 27. October 1774 zum Abt des Klosters Berge und zum Leiter des dortigen Pädagogiums berufen; am 30. April 1775 nahm er Abschied von der St. Petrigemeinde, von welcher 51 Mitglieder dem Kirchencollegium die Bitte vorgetragen hatten, der Gemeinde mit allen Mitteln den „redlichen und einsichtsvollen Lehrer“ zu erhalten; am 15. Juni desselben Jahres wurde er in sein neues Amt, mit welchem zugleich die Generalsuperintendentur des Herzogthums Magdeburg verbunden war, eingeführt. Er trat sein Amt sicherlich mit den besten Vorsätzen an, aber die großen Hoffnungen, die man an seine Berufung für einen neuen Aufschwung der Anstalt geknüpft hatte, gingen nicht in Erfüllung. Mancherlei Umstände haben dazu mitgewirkt, daß das Pädagogium sich nicht zu der gewünschten Blüthe erhob; aber den größten Theil der Schuld trägt unzweifelhaft R. selbst, der die Pädagogik mehr auf dem Wege der Theorie als auf dem der Praxis auszubauen bemüht war und in der dem Papier anvertrauten Instruction das Unterpfand für die gute Disciplin der Schule sah. Er begann seine Thätigkeit mit der Abfassung einer ausführlichen „Nachricht von der gegenwärtigen Einrichtung und Unterricht, Lehrart und Erziehung auf dem Pädagogio zu Kloster Berge“ (Magdeburg 1776. 164 S.), deren dritten Abschnitt die mit großer Sorgfalt ausgearbeiteten, nach sieben Kategorien und auf 64 Paragraphen vertheilten neuen Schulgesetze bilden, welche am 19. September 1775 mit einer Rede feierlich bekannt gemacht wurden. Zugleich ließ er eine neu bearbeitete Auflage seines Buches von der „Erziehung des Bürgers“ (Kopenhagen 1776) erscheinen, welche er dem Könige von Preußen widmete, um vor ihm, der den Verfasser mit Gnade und Vertrauen in das Vaterland zurückgerufen und einer ansehnlichen Erziehungsanstalt vorgesetzt habe, einen Beweis niederzulegen, daß er gern für die Erziehung geschäftig sein wolle. Bald darauf begann er die Herausgabe einer pädagogischen Vierteljahrszeitschrift, die unter dem Titel: „Gedanken, Vorschläge und Wünsche zur Verbesserung der öffentlichen

Erziehung" erschien und fünf Jahrgänge (1778—1784) erlebte. In diesem Werke legte R. ein reichhaltiges Material für Pädagogik nieder, das aber für die Gegenwart nicht mehr nutzbar ist. Die Aufsätze waren meist von ihm selbst verfaßt, er fand jedoch noch vier Mitarbeiter, von denen der eine, der Oberlehrer Grosse, der bereits seit 1781 außerhalb des Klosterbergischen Verbandes stand, noch 1788 in dem damals viel gelesenen „Braunschweigischen Journal" seinen früheren Chef als den vollendeten Pädagogen, den ruhmvollen Reformator des Klosterbergischen Pädagogiums gegen „unberechtigte" Angriffe der Presse in Schutz zu nehmen suchte. Der letzte Jahrgang der genannten Vierteljahrszeitschrift, der fast nur Reden enthält, die R. an seine Schüler bei der Eröffnung der Lectionen gehalten hatte, liefert den untrüglichen Beweis von der allmählich sich steigernden Ermüdung, welche den Herausgeber im Hinblick auf die Erfolglosigkeit seiner pädagogischen Bestrebungen überkam. Ueberhaupt zeigen alle pädagogischen Schriften Resewitz's den übertriebenen Theoretiker, den lehrhaften Schematiker, der in breiter, ermüdender Darstellung alle nur erdenklichen pädagogischen Fragen zum Gegenstand der Besprechung macht. Die geringen Erfolge Resewitz's auf dem Gebiete der Pädagogik äußerten sich nun auch in seiner amtlichen Wirksamkeit, sodaß die von seiner Berufung erhoffte Erhebung des Klosters Berge zu einer Musteranstalt nach dem Herzen des Ministers v. Zedlitz ein frommer Wunsch blieb. Zu den entfernten Ursachen des Verfalles der altberühmten Anstalt unter R. muß man die künstlich erzwungene Frequenz derselben zu Anfang des Directorates des Abtes Frommann — sie stieg in kurzem von 22 auf 136 Schüler — und die unter demselben und in der Zeit der Vacanz noch mehr gelockerte Disciplin rechnen, welche nur durch Anwendung der äußersten Strenge wiederhergestellt werden konnte. Als die näheren Ursachen darf man den schroffen Despotismus und die übertriebene Härte, mit welcher R. die Mehrzahl der Lehrer, und die parteiische Nachsicht ansehen, mit welcher er manche Schüler behandelte, während er wiederum gegen andere mit den strengsten Maßregeln vorging. In der Schulverwaltung verfuhr er mit absoluter Willkür; er hob das Rectorat eigenmächtig auf, stellte die Veröffentlichung der jährlichen Schulprogramme sowie die Abhaltung öffentlicher Schulfeierlichkeiten ein; er verletzte die Rechte des Conventes, indem er bei Aufstellung des Etats und in sonstigen die ökonomischen Verhältnisse des Klosters betreffenden Angelegenheiten diesen nicht zu Rathe zog, sodaß fortwährende Streitigkeiten zwischen Abt und Convent den Frieden störten. Auch gegen staatliche Anordnungen erhob R. Einwendungen, wenn auch vergeblich. Die von Wöllner 1789 angeordnete Untersuchung der ökonomischen Angelegenheiten des Klosters vermochte zwar strafbare Malversationen seitens des Abtes nicht zu entdecken, aber sie wies doch eine wenig haushälterische Wirthschaft desselben nach. Es entwickelte sich daraus ein mehrjähriger Proceß, der damit endete, daß der Abt, gegen den an 7800 Thlr. Ausstellungen ausgeklagt waren, für schuldig erklärt wurde, Defecte in Höhe von 1707 Thlr. zu erstatten, welche im Vergleichswege auf 500 Thlr. festgestellt wurden. Der Convent, den R. von der Mitwirkung bei der Verwaltung des Klosters fortgesetzt ausschloß, erhob deshalb bei der Regierung Klage und verlangte die Wiederherstellung seiner Gerechtsame durch ein Reglement. Der Regierung konnten diese Vorgänge nicht lieb sein, sie ordnete 1790 behufs der Vereinigung der Klosterbergischen Schule mit dem Halle'schen Pädagogium eine Untersuchung der Fonds des Klosters an, nahm aber auf Verwendung der Magdeburgischen Regierung und des Conventes die in Aussicht genommene Aufhebung der Schule zurück. Dazu kam, daß König Friedrich Wilhelm II. dem Domprediger Schewe zu Magdeburg 1790 die Anwartschaft auf die Abtstelle zusicherte, was der Convent für einen Eingriff in seine Rechte erklärte. Im

J. 1794 fand eine eingehende vierwöchentliche Revision der Anstalt durch eine aus den Oberconsistorialräthen Nagel und Hecker zu Berlin und dem Generalsuperintendenten Jani zu Stendal bestehende Commission statt, welche den Zweck hatte, nach den Ursachen des Verfalles der Klosterschule, deren Frequenz seit Beginn der Direction des Abtes R. von 107 sich stufenweise bis auf 24 Zöglinge herabgemindert hatte, zu forschen. Die Folge dieser Revision war der Erlaß eines Generalreglements vom 3. März 1795, durch welches die Einsetzung eines aus einem Rathe der Regierung und einem Landstande des Herzogthums Magdeburg bestehenden Curatoriums angeordnet wurde. In demselben Jahre erhob der Convent einen neuen Protest gegen die Anwartschaft des Dompredigers Schewe auf die Abtstelle, wurde aber durch eine fulminante Verfügung Wöllner's vom 22. März 1796 abgewiesen, in welcher die Conventsmitglieder im Wiederholungsfalle mit Cassation und Ausweisung aus dem Kloster bedroht wurden. Es folgte nun eine einschneidende Maßregel nach der andern: durch die Verfügung vom 9. November 1796 wurde der Domprediger Schewe zum Oberdirector des Pädagogiums und Adjunct des Abtes R. ernannt und die Einsetzung eines Curatoriums angeordnet; am 30. November folgte die Ernennung Gurlitt's zum Professor und zweiten Director des Pädagogiums. Abt R. wurde seines hohen Alters und seiner Schwächlichkeit wegen von der Direction des Pädagogiums und des damit verbundenen Schullehrerseminars unter Belassung seiner Aemter als Generalsuperintendent und Consistorialrath, sowie seiner jährlichen etwa 2000 Thlr. betragenden Einnahmen entbunden. So zog sich R. in einen ehrenvollen Ruhestand zurück. Auch jetzt noch glaubte er eine litterarische Thätigkeit ausüben zu müssen. Von der wissenschaftlichen Bedeutung seiner pädagogischen Vierteljahrszeitschrift überzeugt, wagte er eine zweite Auflage unter dem Titel „Erziehungsschriften“ (Berlin u. Leipzig 1797). Ferner veranstaltete er gleichsam als sein pädagogisches Testament eine Sammlung der von ihm gehaltenen Schulreden, denen er noch einige pädagogische Aufsätze hinzufügte: „Reden an die Jugend bey Eröffnung der Lectionen nebst einigen Erziehungsbeobachtungen“ (Magdeburg 1797). „Seine letzten Lebenstage waren ziemlich freudlos. Er war vereinsamt und verbittert; seine alte Energie war gebrochen. Er starb mit der schmerzlichen Empfindung, von der Stätte seiner Wirksamkeit verdrängt worden zu sein, und mit dem unverwundenen, noch herberen Gram, dieses Schicksal durch eigene Schuld heraufbeschworen zu haben. . . An seinem Sarge trauerten seine Wittwe, Charlotte geb. Godefroy, und zwei verheirathete Töchter.“

Resewitz's Selbstbiographie in Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 1829, S. 69—71. — W. Kawerau, Friedrich Gabriel R. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Aufklärung. Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg XX (1885), S. 149—195. — Holstein, Eine Entscheidung Wöllner's, im Beiblatt zur Magdeburg. Zeitung 1884 Nr. 30 u. 31; Derselbe, Geschichte der ehemaligen Schule zu Kloster Berge. Leipzig 1886, S. 55—94. H. Holstein.

Resinarius: Balthasar R., ein berühmter kirchlicher Tonsetzer des 16. Jahrhunderts aus Jessen (Jecinus, wie er schreibt) gebürtig, der um 1544 Bischof in Lippa (Leipa?), einer Stadt an der böhmischen Grenze, zwischen Dresden und Prag, war und nach der Aussage des Buchdruckers Rhau in Wittenberg 1544 sich schon im Greisenalter befand. Als Knabe war er an der kaiserlichen Hofkapelle Chorknabe unter Isaac's Leitung und studirte später Theologie. R. gab 1543 eine Sammlung „Responsorium Numero Octoginta, De Tempore et Festis juxta seriem totius anni. Libri duo“ in Wittenberg bei Georg Rhau heraus und ebenso veröffentlichte derselbe Drucker 1544 in seinem Sammelwerke: 123 neue deutsche Gesänge für die gemeinen Schulen, 26 deutsche drei- und vierstimmige

geistliche Lieder, nebst einem „Te Deum deutsch“. Das erste Werk befindet sich in der Stadtbibliothek in Augsburg und königl. Bibliothek in Berlin, das letzte in Berlin, Zwickau, Hamburg und Kassel. Johannes Bugenhagen und Rhau leiten die Responsorien von 1543 mit zwei Vorworten ein, in denen sie den Componisten feiern. Rhau scheint persönlich gut bekannt mit ihm gewesen zu sein, denn er nennt ihn „unseren emsigen Pastor“ und er lobt an den Gesängen ihre Einfachheit und Ungezwungenheit. Bugenhagen dagegen wünscht ihnen mehr „Heilsamkeit und Erbaulichkeit“, d. h. wol, sie sind ihm zu einfach und inhaltsleer. Winterfeld in seinem evangelischen Kirchengesange (I, 191) spricht sich über seine deutschen geistlichen Lieder sehr günstig aus und theilt in der Musikbeilage die beiden vierstimmigen Lieder „Christ lag in Todesbanden“ und „Nun bitten wir den heiligen Geist“ mit, doch fehlt ihnen meiner Ansicht nach die begeisternde Erhebung. Sie bewegen sich in den im 16. Jahrhundert gebräuchlichen Ausdrucksmitteln, doch ist der Ausdruck selbst matt und die Einfachheit grenzt an Unbedeutendheit. Seine Bedeutung wächst nur in dem Maaße, als er ein fleißiger Mitbegründer der neuen evangelischen Lehre war und seine Kräfte dem neu ersprossenden Kirchengesange widmete. In diesem Sinne wurde er auch von den Wittenbergern mit Freude und Dank aufgenommen und wir müssen ihn daher nicht von Seiten der Kunst aus betrachten, sondern als thätigen Mitarbeiter an der Begründung des evangelischen Kirchengesanges.

Rob. Eitner.

Resius: Philipp Valentin v. R., landgräflich hessen-kassel'scher Generalmajor, war ein im Dienst grau gewordener Officier, welcher seinen Grad und seinen Adel allein seinen im Krieg und Frieden erprobten und bewährten Leistungen verdankte, dann aber, als hoher Siebenziger, durch eine That des Kleinmuthes und der Schwäche seinen Namen für immer entehrte. Es geschah dies durch die Art und Weise, wie er im Jahre 1794 die Feste Rheinfels den Franzosen in die Hände lieferte. Seit 1793 war er Commandant derselben gewesen, als am 26. October 1794 die Vortruppen der von Coblenz durch den General Jourdan abgesandten 6000 Mann starken Division Vincent vor der Festung erschienen. Dieselbe war mit Lebensmitteln und Schießbedarf auf vier Monate versehen und hatte eine zuverlässige Besatzung von 3260 Mann; der Commandant hatte von seinem Kriegsherrn den bestimmten Befehl, seinen Posten zu behaupten, und ward durch jenen am 27. in Kenntniß gesetzt, daß er selbst mit Entsatztruppen im Anmarsche sei. Freund und Feind glaubten, daß R. dem Angriffe eine standhafte Vertheidigung entgegensetzen und daß der Rheinfels, wenn er auch, da die umliegenden Höhen seine Werke beherrschten, auf die Dauer und gegen eine regelmäßige Belagerung nicht haltbar war, nicht ohne weiteres von der Besatzung aufgegeben werden würde, zumal da R. wiederholt, mündlich wie schriftlich, den Vorsatz ausgesprochen hatte, sich hartnäckig zu widersetzen, und da die Officiere, welche ihm dabei zur Seite zu stehen hatten, sich sämmtlich des besten, auf tüchtige Kriegsthaten gegründeten Rufes erfreuten. Aber Unerwartetes geschah. — Beide Parteien blieben zunächst ziemlich unthätig: die Franzosen recognoscirten und warteten auf die Ankunft von Verstärkungen, namentlich auf Geschütz, da sie nur sechs leichte Kanonen hatten; die Hessen schickten ab und an kleine Parteien in das Vorland und feuerten täglich einige Schüsse ab, von denen der allererste, da die Bombe, weil die Lafette zerbrach, in der Feste platzte, einen Mann der Besatzung, den einzigen, den diese verlor, tödtete. Am 1. November langten jene feindlichen Verstärkungen in der Nähe an; am Nachmittage brachte ein französischer Trommler, welcher sich für einen Fahnenflüchtigen ausgab, übertriebene Nachrichten davon in die Festung, erzählte namentlich, daß am folgenden Tage ein Generalsturm erfolgen würde, und setzte den Commandanten dadurch

so in Schrecken, daß er, zugleich in der Befürchtung, ringsum eingeschlossen zu werden, Abends 7 Uhr einen Kriegsrath hielt, welcher sich dafür entschied, um 12 Uhr in der nächsten Nacht den Rheinfels in aller Stille zu verlassen und sich auf das jenseitige rechte Rheinufer zurückzuziehen. Man hatte es damit so eilig, daß man schon um 11 Uhr aufbrach. Den Soldaten gegenüber ward der Plan geheim gehalten; sie waren unter dem Vorwande versammelt worden, daß es sich um einen Ausfall handele; als sie die Wahrheit erfuhren, begegnete der Abmarsch lauter Mißbilligung. Letztere gab auch die Bürgerschaft der unter dem Rheinfels gelegenen Stadt St. Goar kund, durch deren Straßen der Marsch ging; ein Bürger wollte den General mit einer Axt todtschlagen, fiel aber im Augenblick, wo er den Streich führen wollte, und brachte ihm nur eine leichte Wunde bei. Alle Vorräthe, auch die Geschütze, blieben zurück, selbst einige Posten blieben in der Eile unabgelöst. Sobald der Landgraf Kunde von dem Vorgefallenen erhielt, ließ er in Ziegenhain ein Kriegsgericht zusammentreten, welches sämmtliche Unterzeichner des Beschlusses vom 1. November mit strengen Strafen belegte; R. ward zum Tode durch das Schwert verurtheilt. Der Landgraf milderte die Urtheile: Am 6. Januar 1795 fand auf dem Paradeplatze vor dem Schlosse zu Ziegenhain die Vollstreckung statt. R. wurde vor den Reihen einer zu seiner Erschießung bestimmten Abtheilung des Garderegiments eröffnet, daß er schon die Umwandlung der vom Kriegsrecht ausgesprochenen Strafe des Todes durch das Schwert in die durch die Kugel als eine Gnade anzusehen haben würde, daß aber der Landgraf seine Milde dahin ausdehnen wolle, ihm das Leben zu schenken; er solle infam kassirt, seiner Orden, Uniform und des Portepee für unwürdig und für ehrlos erklärt und zu lebenslänglichem Gefängniß nach der Festung Spangenberg gebracht werden. Der Auditeur übergab ihn darauf dem Henker, welcher des Generals Degen zerbrach, ihm die Stücke vor das Gesicht hielt und dann vor die Füße warf, ihm die Achselschnüre und die Aufschläge von der Uniform riß und ihm zuletzt einen entehrenden Tritt gab. In einem finsteren, kerkerähnlichen Gemach der Festung Spangenberg hat er bis zu seinem im Alter von achtzig Jahren am 19. März 1798 erfolgten Tode gelebt. Schon während der Untersuchung nur theilweise noch Herr seiner Geisteskräfte, war er zuletzt vollständig stumpfsinnig, sodaß er sich weigerte, sein Zimmer auch nur einen Augenblick zu verlassen, aus Furcht, dann hingerichtet zu werden. Seine Kinder erhielten die Erlaubniß, den Namen ihrer Mutter, einer geborenen v. Todenwarth, zu führen. Einen großen Theil der Verantwortlichkeit für die schmähliche Räumung des früher zu verschiedenen Malen gegen die französischen Gelüste tapfer vertheidigten Rheinfels trägt jedenfalls die hessische Kriegsverwaltung, welche einen abgelebten Greis auf einen so gefährdeten Posten stellte.

A. Grebel, Das Schloß und die Festung Rheinfels, St. Goar 1844. — Ch. v. Stramberg, Rheinischer Antiquarius, 2. Abtheilung, 6. Band, Coblenz 1857. B. Poten.

Reslhuber: Wolfgang oder — mit dem Klosternamen — Augustin R., Astronom und Meteorologe, geboren im Dörfchen Saaß unweit Steyr in Oberösterreich am 5. Juli 1808, † zu Kremsmünster am 29. September 1875. Sechs Jahre alt, kam der Bauernsohn in die Pfarrschule zu Aschach a. d. Donau; der Pfarrer nahm sich des aufgeweckten Knaben an, unterrichtete ihn privatim im Lateinischen und bewirkte so, daß derselbe bereits 1820 in das Stiftsgymnasium von Kremsmünster aufgenommen werden konnte. R. blieb diesem Kloster getreu und ließ sich, nachdem 1826 die philosophischen Studien beendet waren, daselbst als Novize aufnehmen, doch hatte er als solcher noch längere Zeit Theologie zu betreiben. Zu diesem Zweck ging er zunächst an das Lyceum in Linz und von

da an die Wiener Universität über, an welcher er drei Jahre verblieb und unter J. v. Littrow und A. v. Ettingshausen in den sein Interesse immer mehr erweckenden exacten Wissenschaften einen tüchtigen Grund legte. Zurückgekehrt, that er am 20. September 1832 Profeß in dem heimischen Benedictinerkloster, am 15. Juli 1833 empfing er die Weihen, und gleich darauf wurde er als Aushilfspriester in die Stadt Ried gesandt. Seines Bleibens war jedoch daselbst nicht lange, denn das Stift Kremsmünster hat es von jeher verstanden, seine Leute auf den richtigen Platz zu stellen, und so ward denn auch R. schon nach Jahresfrist als Adjunct des Astronomen heimberufen. Hier wirkte er nun lange Jahre mit aufopferndem Eifer an der altehrwürdigen Sternwarte, deren Direction er von 1847 an dreizehn Jahre lang selbständig führte; nebenher bekleidete er seit 1841 die Professur der Naturgeschichte an der mit dem Stifte verbundenen philosophischen Lehranstalt. Am 2. October 1860 wählten seine Brüder den auch in weltlichen Geschäften wohlerfahrenen Mann zu ihrem Abte, als welcher er 1861 auch Abgeordneter zum Linzer Landtage, 1867 Stellvertreter des Landeshauptmannes von Oesterreich ob der Enns und 1873 sogar lebenslänglicher Pair des Kaiserreiches wurde. Zahlreiche Decorationen schmückten Reslhuber's Brust, im J. 1865 überreichte ihm die Hochschule Wien das Diplom eines Ehrendoctors der Philosophie, und der Marktflecken Hall hatte ihn schon früher zu seinem Ehrenbürger ernannt. — Was R. als Mann der Wissenschaft und als ein Arbeiter von seltener Emsigkeit auf allen Gebieten der Astronomie und physikalischen Geographie geleistet hat, muß ziemlich mühsam durch das Durchforschen von Zeitschriften festgestellt werden, da die Verabfassung größerer Werke im allgemeinen nicht seine Sache war. Direct in Buchform erschienen nur die „Resultate aus den auf der Sternwarte zu Kremsmünster angestellten meteorologischen Beobachtungen“ (Linz 1857—70) und die Monographie „Ueber das magnetische Observatorium in Kremsmünster und dessen bis 1850 erlangte Resultate“ (Wien 1854). Daneben kamen als Separatdruck aus erstgenannter Schrift noch die „Untersuchungen über den Druck der Luft; ein Beitrag zur Klimatologie Oberösterreichs“ (Linz 1858) in den Buchhandel, und aus dem Selbstverlage des Verfassers konnte man die sehr inhaltreiche Studie „Ueber die wäßrigen Niederschläge aus der Atmosphäre“ (1863) beziehen, in welcher R. sowohl über diese verschiedenen Ausscheidungsformen des atmosphärischen Wasserdampfes, als da sind Thau, Reif, Rauchfrost, Glatteis, Regen, Schnee, Graupeln und Hagel, sowie über die entsprechenden Beobachtungsmethoden neue und dankenswerthe Mittheilungen macht, als auch mit Rücksicht auf die vom Freinberge und von Kirchdorf gelieferten Correspondenznachrichten wichtige Beiträge zur klimatischen Charakteristik des Kronlandes gibt. Abgesehen hiervon muß man Schumacher's „Astronomische Nachrichten“, den Jahresbericht des Museum Francisco-Carolinum zu Linz, Jahn's „Unterhaltungen“, verschiedene Volkskalender und vor allem die verschiedenen Veröffentlichungen der k. k. Akademie in Wien zu Rathe ziehen, wenn man sich über Reslhuber's Vielseitigkeit ausreichend orientiren will. Alle Probleme der Erdphysik zogen seine Theilnahme auf sich; er schrieb über Ozongehalt der Luft, über Nordlichter, Wetterleuchten, magnetische Constanten u. s. w., und wenn schon diese Arbeiten weniger, als sie es verdienen, bekannt geworden sind, so ist letzteres noch mehr zu bedauern hinsichtlich der Untersuchungen, welche R., einer der ersten, über die Temperatur von Quellen anstellte. In dem genannten Hauptjournale der Astronomen hat R. eine Fülle von Beobachtungen veröffentlicht, die sich sowohl auf Kometen als auch auf die alten und neuen Planeten beziehen, und zwar bediente er sich dabei durchgängig des Stampfer'schen Lichtpunktmikrometers, dem er auch eine besondere Abhandlung (in den Wiener Sitzungsberichten) widmete. Wie sehr ihm die Planetoiden

(zwiſchen Jupiter und Mars) am Herzen lagen, mag daraus erhellen, daß er für nicht weniger als 25 derſelben genaue Ortsbeſtimmungen bekannt gab: für Ariadne, Bellona, Ceres, Egeria, Europa, Flora, Fortuna, Harmonia, Hebe, Irene, Iris, Iſis, Juno, Kalliope, Maſſalia, Melpomene, Metis, Mnemoſyne, Pandora, Parthenope, Phokaea, Proſerpina, Thetis, Urania und Victoria. Schließlich wäre noch zu bemerken, daß R., ähnlich wie Steinheil in München und K. v. Littrow in Wien, auf dem Landhausthurme zu Linz ein trefflich fungirendes Feuer-Topoſkop einrichtete.

A. Baumgarten, Biographiſche Skizze von R., Oberöſterreichiſcher katholiſcher Volkskalender, 1866. — v. Wurzbach, Biographiſches Lexikon des Kaiſerthums Oeſterreich, 25. Theil, Wien 1873, S. 310 ff. — S. Fellöcker, Geſchichte der Sternwarte Kremsmünſter, Linz 1864. Günther.

Reſt: Quirin R., Abt zu Tegernſee, geboren um 1514 zu Schwaz in Tirol, † am 18. Juli 1594. Als talentvoller Jüngling in das Stift aufgenommen um das Jahr 1534, rechtfertigte er bald die Erwartungen, die man von ihm hegte, in vollem Maaße. In verſchiedenen Kloſterämtern, als Oekonom wie als Bibliothekar und Pfarrverweſer bewährte er ſich als einſichtsvoller Geſchäftsmann und ſo war es wol erklärlich, daß ihn am 17. März 1568 das Vertrauen ſeiner Mitbrüder zum Abte erwählte. Zu beſonderem Ruhme gereicht ihm die Errichtung einer Buchdruckerei, die er in einem eigens für dieſen Zweck erbauten Hauſe ins Werk ſetzte (1574). Ueber die Abſicht, die ihn dabei beſeelte, äußert er ſelbſt, er habe ſeine Druckanſtalt „der heiligen Religion zum beſten, dem Gotshauß zum wolſtand und den brüdern zu löblicher vbung mit ſchweren Choſten von newen erhebt," woraus man ſchließen möchte, es hätte ſchon früher einmal zu Tegernſee eine Preſſe beſtanden, die vielleicht nur ganz unbedeutende Erzeugniſſe lieferte. Die erſten Werke, die aus Abt Quirin's Druckerei hervorgingen, waren: „J. Keckii sermonum sacrorum silvula“ und „Catholiſche Teutſche vnd Lateiniſche Geſang nach Alter weiß vnd form“, beide gedruckt zu Tegernſee 1574, denen bald prächtige liturgiſche Bücher folgten. Ein im Fache der Typographie wohlerfahrener Mann, Adam Walaſſer aus Dillingen, auch als Schriftſteller bekannt, † 1581, ſtand dem Abte rathend und helfend zur Seite. Am 20. October 1576 ſtattete der Kaiſer Rudolf II. die Tegernſee'ſche Buchdruckerei mit einem Privilegium aus. Sein eigenes homiletiſches Werk, „Roſengarten“ betitelt, ließ Abt R. 1585 auffallender Weiſe zu Ingolſtadt bei Sartorius drucken. Am 2. Mai 1588 feierte er unter großer Betheiligung des Adels wie des Volkes ſein goldenes Prieſterjubiläum.

Pez, thesaur. III, 3, p. 558. — Oefelius. rer. boicar. script. II, p. 79. — Des Unterz. Statiſt. Beſchr. des Erzbisthums München-Freiſing III, S. 331. Gg. Weſtermayer.

Reß: Johann Heinrich R. wurde am 28. März 1732 zu Helmſtedt als Sohn des 1750 verſtorbenen Rectors der Stadtſchule daſelbſt, Joh. Proſper Reß, geboren, beſuchte die Schule ſeiner Vaterſtadt und wurde am 15. Decbr. 1749 behufs Studiums der Theologie auf der dortigen Univerſität immatriculirt. Im J. 1755 kam er als Candidat in das Predigerſeminar des Kloſters Riddagshauſen, am 18. September 1758 wurde er vor dem Conſiſtorium zu Wolfenbüttel ordinirt. Im October des folgenden Jahres wurde er zum Diakon in Vorsfelde und Paſtor in Parſau beſtimmt, trat aber dieſe Stelle nicht an, da er ſogleich darauf zum Paſtor und Inſpector des Waiſenhauſes B. M. V. in Braunſchweig ernannt wurde. Hier hat er ſeit Anfang des Jahres 1760 als Prediger und Schulleiter, insbeſondere als Lehrer und Examinator der angehenden Landſchulmeiſter eine Reihe von Jahren ſegensreich gewirkt, bis ihm im Auguſt 1765 die Superintendentur zu Thiede nebſt den

Pfarren zu Thiede und Steterburg übertragen wurde. Von hier kehrte er um die Mitte des Jahres 1773 in einen seiner vorigen Stellung ähnlichen Wirkungskreis zurück. Er wurde unter Beibehaltung seiner Superintendentur zum Archidiakon d. i. zweiten Prediger der Hauptkirche B. M. V. in Wolfenbüttel ernannt, zugleich aber auch zum Inspector des dortigen Schullehrerseminars und der von diesem aus geleiteten sogenannten kleinen Schulen der Stadt. Dieses Amt hat R. bis zu seinem Tode mit bestem Erfolge versehen und sich um die Ausbildung des Landschullehrerstandes nicht unwesentliche Verdienste erworben. Die Grundsätze, welche er hier vertrat, berührten sich zu einem guten Theile mit den Forderungen, welche der Zeit die Philanthropen erhoben. Er hatte vor allem das Bestreben, die Schüler brauchbar fürs Leben zu machen, sie praktische Lebensweisheit, nützliche Realien, wie z. B. selbst diätetische Regeln zu lehren; er wollte die Vorschriften des Christenthums in wahrem Zusammenhange mit beständiger Anweisung aufs Leben vorgetragen wissen; er suchte den Industrieunterricht kräftig zu fördern und verlangte für die Schulen gesunde Räume, freie Höfe u. dergl. In theologischer Beziehung war R. ein Anhänger derjenigen Richtung, welche insbesondere durch S. J. Baumgarten in Halle vertreten war. Am 16. November 1791 ward R. zum Propste des Klosters „zur Ehre Gottes" in Wolfenbüttel ernannt; 1793 rückte er nach dem Tode des Abtes Knittel (s. A. D. B. XVI, 299) zum Pastor prim. an der Kirche B. M. V. auf, erhielt aber zu seiner großen Betrübniß die von jenem verwaltete Generalsuperintendentur nicht, worauf er dann auch die bislang versehene Thieder Superintendentur aufgab. Er starb allgemein geachtet am 11. Januar 1803 an der Lungenschwindsucht und hinterließ außer seiner Wittwe einen Sohn und zwei Töchter. — R. ist als Schriftsteller auf dem Gebiete der Theologie, der Geschichte und der Landwirthschaft thätig gewesen. Ein großer Theil seiner zahlreichen Arbeiten, die sich in Rotermund's Fortsetzung zu Jöcher's Gel. Lex. B. VI, Sp. 1839 ff. und in Meusel's Gel. Teutschland 5. A. B. VI, S. 316, B. X, S. 469 und B. XV, S. 141 verzeichnet finden, erschien in dem Braunschweig. Magazin. Es sind zum großen Theile Aufsätze, welche mit seinem Bestreben, die Landschullehrer für das praktische Leben auszubilden, zusammenhängen, theils sind es fleißig angestellte localgeschichtliche Forschungen. Die umfangreichste Arbeit dieser Art ist erst nach seinem Tode herausgegeben: „Ueber Benennung und Ursprung aller Oerter des Herzogthums Braunschweig-Wolfenbüttel" (Wolfenbüttel 1806), ein Werk, das nach den reichen Erfolgen der damals erst sich entwickelnden deutschen Sprach- und Alterthumswissenschaft natürlich jetzt als völlig veraltet gelten muß. Wirklich bekannt in weiteren Kreisen ist aber Reß's Name nur durch seinen Streit mit Lessing geworden. In den von letzterem herausgegebenen Fragmenten eines Ungenannten waren in den Berichten der Evangelien über die Auferstehung Christi zehn Widersprüche aufgestellt. Lessing hatte dieselben zwar zugegeben, jedoch die aus ihnen gezogene Folgerung bestritten, daß die Auferstehung selbst deßhalb nicht glaubwürdig sei. Hiergegen wandte sich R. mit seiner Schrift „Die Auferstehungsgeschichte Jesu Christi gegen einige im vierten Beytrage zur Geschichte und Litteratur aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel gemachte neuere Einwendungen vertheidigt" (Braunschweig 1777) und suchte nachzuweisen, daß jene Widersprüche in der That gar nicht vorhanden seien. Obwohl das Buch anonym erschien, blieb Lessing der Verfasser nicht verborgen und er richtete gegen ihn, seinen „lieben Nachbar", indem er die Evangelien und sich als die Angegriffenen betrachtete, auf welche R. replicirt habe, „eine Duplik". Es war ihm ein Leichtes, die wissenschaftlichen Gründe des wohlmeinenden, aber ungeschickten Apologeten zurückzuschlagen. Er beginnt voll „Achtung gegen den frommen Mann, der sich in seinem Gewissen

verbunden gefühlt hat, die Auferstehungsgeschichte gegen das Fragment eines Ungenannten zu retten", bleibt auch im ersten Theile ruhig und sachlich, geht aber dann in einen äußerst leidenschaftlichen und höhnischen Ton über, der schon bei zeitgenössischen Verehrern Lessing's einen peinlichen Eindruck machte. R. hat keine Veranlassung zu diesem jähen Stimmungswechsel, zu solch rücksichtslosem Auftreten gegeben: wir haben dasselbe daher wohl durch äußere, hiervon unabhängige Verhältnisse, die Lessing's Laune verbitterten, vor allem durch den inzwischen erfolgten Tod seiner Frau, vielleicht auch durch den Lobspruch Goeze's über jenes Buch „als das vortrefflichste Meisterstück, das je geschrieben worden", zu erklären. R. antwortete noch mit einer Gegenschrift „Die Auferstehungsgeschichte Jesu Christi ohne Widersprüche, gegen eine Duplik" (Hannover 1779), welche Lessing unerwidert ließ.

Lessing von Danzel und Guhrauer und die sonstige Lessinglitteratur. — Matthias, Zur Geschichte des herzoglichen Lehrerseminars in Wolfenbüttel (Wolfenbüttel 1879) S. 47 ff. — Acten des herzoglichen Consistoriums in Wolfenbüttel.

P. Zimmermann.

Retberg: Ralf (Leopold) v. R., Erbherr auf Wettbergen (Hannover), Kunstschriftsteller und Culturhistoriker, geboren am 25. November 1812 zu Lissabon, wo sein Vater (die Mutter war eine geb. v. Schnehen) als Artilleriehauptmann der englisch-deutschen Legion cantonirte. Nach der Schlacht von Waterloo kamen die Eltern in die kleine Festung Condé an der flandrischen Grenze in Garnison; dort erhielt der kleine R. den ersten durch Zwang- und Strafaufgaben gründlich verleideten Schulunterricht im Französischen. Lebhaften Sinn für alles Deutsche, Vorliebe für Ordnung und Sauberkeit weckte der wackere Vater, welcher, als 1818 die Hannoveraner heimkehren durften, seinen Sohn über das Schlachtfeld von Belle-Alliance führte und ihm die Stellung seiner Geschütze und die Seite zeigte, woher rechtzeitig die rettenden Preußen gekommen waren: das machte einen mächtigen Eindruck auf den Jungen und weckte neue Abneigung gegen alles Französische. So erwuchs aus der innigen Verehrung seines edlen Vaters auch die seines Vaterlandes, noch ehe er dessen Grenzen betreten hatte. Erst 1819 zogen die Eltern über Ostfriesland nach Deutschland heim und der Vater erhielt als Major seinen Standort zu Stade an der Elbe. Hier fielen dem lebhaften Knaben die damals vielbeliebten Almanachbilder von Joh. Heinrich Ramberg in die Hände; indem er diese in ihrer Manierirtheit nicht gerade empfehlenswerthen Vorbilder nachzuzeichnen strebte, lernte er doch das künstlerische Sehen. Mit elf Jahren wagte er schon, eine Ansicht von Eutin nach der Natur zu zeichnen. Gleichzeitig regte sich seine Sammellust für allerlei naturgeschichtliche Gegenstände. In der „Quinta" machten 1824 die Kindermärchen der Grimm, Becker's Weltgeschichte und die haarsträubenden Ritter- und Räuberromane von Christian Heinrich Spieß, Karl Gottlob Cramer und Chr. August Vulpius ungeheuren Eindruck; deßungeachtet rückte der Knabe schon Michaelis 1825 nach „Tertia" vor. Verschiedene Schulen und Einzelunterricht förderten rasch genug, sodaß der Jüngling 1829 sein Lieutenantsexamen bestand, mehrere Jahre Adjutantendienste leistete und sich auch in technischen Fächern (z. B. der Gewehrfabrikation) praktische Kenntnisse sammelte. Nebenbei durchlas R. — was doch sonst schwerlich zur Passion eines jungen Kriegers gehört — die ganze Bibel, und zwar mit der Feder in der Hand, ebenso die Werke von Justus Möser, Lessing und Goethe, welche seitdem seine Leitsterne blieben. Verschiedene Reisen durch Deutschland, denen sich eine solche 1836—37 nach Wien, München, Paris und Belgien und 1838 nach Holland, Schottland und England anschloß, förderten die weitere Ausbildung und insbesondere die Neigung zur

Malerei und Kunstgeschichte. Am 21. April 1840 heirathete R. Fräulein Davide Caroline, die hochgebildete Tochter des aus einer alten Hugenottenfamilie stammenden Generaladjutanten Martin (Martäng). Mit seiner jungen Frau bereiste R. 1842 Italien und die Schweiz, machte dann 1844 einen längeren Aufenthalt zu Nürnberg, Leipzig, Dresden und Berlin, nahm hierauf, nach dem Tode seines Vaters, eines frühe sich einstellenden Gichtleidens wegen seinen Abschied vom Militär (1845) und siedelte 1846 nach München über, um sich daselbst in der Technik der Malerei weiter zu befestigen.

Inzwischen hatte R. schon zu der ihm unstreitig mehr zuständigen Feder gegriffen und mit zwei sehr achtungswerthen Arbeiten seinen entschiedenen Beruf zur Schriftstellerei bewährt. Zuerst erschienen in 13 großen Foliotafeln seine „Chronologischen Maler-Tabellen“ (Hannover 1841), welche den Zeitraum von Cimabue bis 1820 in übersichtlicher Weise umfassen und einen Einblick in das gediegene Wissen des vorsichtig und gründlich forschenden Autors gewähren. Dann kamen die „Nürnberger Briefe“ (Hannover 1846) mit einer großen, namentlich zur Geschichte der Nürnberger Kunst ausgearbeiteten und besonders ausgegebenen Tafel (in Querfolio) *). Hier schildert R. die Geschichte der Stadt in den romanischen und germanischen Stylepochen auf den Gebieten der Bau-, Bildnerkunst und Malerei, denen sich eine Uebersicht aus dem Gebiete des Holzschnitts und Kupferstichs anschließt. Eine völlig umgearbeitete und mit zahlreichen Holzschnitten ausgestattete zweite Auflage erschien unter dem Titel: „Nürnbergs Kunstleben in seinen Denkmalen“ (Stuttgart 1854). Das persönliche, der leichteren Briefform entsprechende Raisonnement ist hier ganz zurückgedrängt; dagegen das positive Material bereichert, der Inhalt und die Behandlung systematischer, in historischer Gliederung fortschreitend.

Die Malerei gab R. bald wieder auf, begann aber dafür eine kleine, ausgewählte Galerie von Bildern befreundeter Künstler anzulegen. Dann erweiterte er sein Wissen durch gründliche Forschung im Gebiete der deutschen Sprache, Geschichte und Kunst. Mit inniger Pietät vertiefte sich R. in das Studium Dürer's, sammelte mit einer wirklichen noblen Passion seine Stiche und Holzschnitte in den besten Drucken und brachte so einen überaus kostbaren Schatz zusammen, welchen er sorgfältig hinter Schloß und Riegel hielt, aber auch ebenso bereitwillig und kein Zeitopfer scheuend vor verständigen Freunden und Kennern erschloß **). Es gab eigene Dürer-Feste und -Tage, an welchen z. B. alljährlich einmal die große „Ehrenpforte des Kaisers Maximilian“ aufgelegt und zusammengestellt wurde, wozu dann besondere Einladungen erfolgten. Als neue Frucht ergaben sich einige Artikel in Eggers' „Kunstblatt“, im Anzeiger des germanischen Museums und Naumann's Archiv, dann das schätzbare kritische Verzeichniß über „Dürer's Kupferstiche und Holzschnitte“ (München 1871), welches in möglichst streng historischer Folge einen Einblick in Dürer's Thätigkeit erschließt, während die angehängten Register es selbst dem Laien leicht machen, sich schnell zurechtzufinden und jedes einzelne Blatt genau zu bestimmen. Auch reproducirte R. an dreißig der seltensten Holzschnitte, indem er selbe auf Stein copirte und die (sorgfältig numerirten) Abdrücke in kleiner Zahl an Freunde und Sammler vertheilte. Trotzdem daß Thausing's Monographie seine Pläne störte, machte sich

---

*) Mit der ihm für diese Form eigenen Vorliebe verfaßte R. bei Gelegenheit der 700jährigen Jubelfeier der Stadt München (1858) eine „Uebersichtstafel zur Begründung einer Geschichte der christlichen Kunst in Oberbayern“, welche er mit einer Widmung „an die Mitglieder des Historischen Vereines von und für Oberbayern“ auf eigene Kosten drucken ließ und an Freunde und Bekannte verschenkte.

**) Nach Retberg's Ableben durch Amsler u. Ruthardt in Berlin, im März 1886, zur Freude aller Sammler wieder versteigert.

R. doch noch einmal 1878 mit einem „Dürerbüchlein“ an die Arbeit, brachte dasselbe 1884 auch glücklich zur Vollendung, aber nimmer zum Druck.

Im richtigen Gefühle, daß eine Zeit nur aus allen Radien und Producten verstanden und begriffen werden könne, zugleich unablässig bemüht, die in seiner Jugendbildung gebliebenen Lücken zu füllen, vertiefte sich R. in gothischen, alt- und mittelhochdeutschen Studien (1855), trieb Diplomatik, vergrub sich in die Bilderhandschriften der Staatsbibliothek und zog darauf das Studium der Sigille und Numismatik in seinen Bereich. Nachdem er noch 1861 die Kunstsammlungen zu Sigmaringen durchforscht hatte, veröffentlichte R. im Anschluß an das in der fürstlich Waldburg-Wolfegg'schen Sammlung befindliche „Mittelalterliche Hausbuch“ (herausgegeben vom germanischen Museum, Leipzig 1866), seine „Culturgeschichtlichen Briefe“ (Leipzig 1865), ein Buch, welches als Vorläufer seines niemals abgeschlossenen, nur zu großartig und zu weitläufig angelegten Werkes über die „Deutsche Culturgeschichte“ gelten kann. Es bleibt immerdar zu bedauern, daß R. in der Ausführung seiner stets zu universell und schematisch angelegten Pläne von der Ironie des Zufalls durchkreuzt wurde. Als er mit der ihm eigenen Umständlichkeit alles Material für eine „Deutsche Kunstgeschichte“ geordnet hatte, erschien Ernst Förster's fünfbändiges Werk über den gleichen Gegenstand; als R. seine Forschungen über Albrecht Dürer endgültig abgeschlossen hatte, überraschte Thausing die gelehrte Welt durch seine originelle Monographie; als unser Forscher die Resultate seiner durch ein halbes Leben gesammelten culturgeschichtlichen Studien zu verarbeiten beginnen wollte, erschienen die Werke von Weiß, Rückert, Arnold u. a., welche neben den Publicationen der historischen Commission wenigstens Stillstand und neue Aufnahme des riesig anwachsenden Quellenmaterials geboten. Retberg's Arbeit, welche voraussichtlich Epoche gemacht haben würde, unterblieb, weil der Verfasser sich den Umfang selbst für seine eiserne Arbeitskraft als zu weitgreifend gesteckt hatte, dann aber auch, weil R. allmählich über Buchhändler und Verleger so eigenthümliche Ansichten sich bildete, daß von einer beiderseitigen Vereinbarung kaum mehr die Rede sein konnte. Mit welchen Gefühlen der Autor vor dem großen Wrack stand, zeigen nur einige kurze, seinen Tagebüchern anvertraute Zeilen. Dann trug er die Trümmer zu neuem Aufbau auf ein anderes Gebiet hinüber, um hier im Sande der Heraldik ein Fundament aus Granitblöcken zu legen, worauf dann frisch und sicher weiter gebaut werden könnte. Hiermit kam er am 18. März 1884 beiläufig zum Abschluß, ohne jedoch druckfertig in die Oeffentlichkeit zu treten. Seine „Geschichte der Wappenzierkunst“ — als abgesagter Feind aller Fremdwörter bildete R. oft recht abenteuerliche Umschreibungen — umfaßt deren Entwickelung vom Auftreten der Staufer bis 1480, wo das ritterliche Tragen der Wappen in Wirklichkeit abschließt. R. verfaßte ein alphabetisch geordnetes Reallexikon aller Wappenfiguren, welches zugleich eine vollkommen durchgeführte neue Kunstsprache aus den gleichzeitigen mittelalterlichen Quellen enthält und in den einzelnen Artikeln eine genaue Geschichte jeder heraldischen Figur bietet. Bei jeder dieser Figuren findet sich eine möglichst vollständige Liste aller deutschen uradeligen Familien, denen dieselbe zum Embleme gedient hatte. So bringt beispielsweise der Artikel „Adler“ eine ausführliche heraldische Styllehre dieses Zeichens; deßgleichen der „Löwe“ u. s. w. Aber damit wäre R. noch lange nicht zufrieden gewesen. Er schuf also fünf Wörterbücher der heraldischen Kunstausdrücke, in je fünf Sprachen alternirend: neu- und mittelhochdeutsch, holländisch, französisch und lateinisch, wozu bei jedem Schlagwort die betreffenden Wappenbeispiele nach gleichzeitigen Denkmalen beigezeichnet sind; ferner eine sogen. „Wappenrolle“ aus Quartblättern bestehend, auf welche, correspondirend mit dem Reallexikon, die Beispiele aufgeklebt wurden;

endlich ein Wappenrepertorium von etwa achtzigtausend Zetteln, welches wieder in zwei Theile gegliedert ist: der erste dient dazu, um zu einem Namen das Wappen, der andere, um zu einem Wappen den unbekannten Namen suchen zu können. Hierin sind adelige und bürgerliche Familien, Bisthümer, Klöster, Städte u. s. w. von ganz Deutschland, mit Einschluß von Deutsch-Oesterreich, der Schweiz, Belgien, Lothringen und der Niederlande, blühende wie ausgestorbene Geschlechter in einem phonetischen Alphabet enthalten. Einen neuen Begriff seines Bienenfleißes gibt die Einrichtung der Repertorienzettel: jeder enthält außer dem Namen das Land, das Datum des ersten Auftauchens, die Standeserhöhung, das Erlöschen, das Wappenbild, die Nebenbilder und die Quellenangabe. So umfaßt z. B. der Buchstabe M rund 2150, das R 2050 Nummern! Dieses ungeheure Material zur „Geschichte der deutschen Wappenbilder" schenkte R. wenige Wochen vor seinem Tode der Wiener Gesellschaft „Adler", welche den Schatz mit dem dazu gehörigen Materiale als „Retberg-Stiftung" zur systematischen Benützung und Weiterforschung aufstellte. Einen andern, freilich geringern, auf germanistische Litteratur bezüglichen Theil des Retberg'schen Nachlasses erbte Herr Professor Dr. Reinhold Bechstein zu Rostock, während alle auf deutsche Cultur- und Kunstgeschichte bezüglichen Manuscripte Retberg's der Hof- und Staatsbibliothek in München anheimfielen.

Damit ist aber noch immer nur ein Theil von Retberg's Thätigkeit gezeichnet. Er sammelte nebenbei alles Mögliche, z. B. Naturhistorisches, insbesondere Mineralien und Conchilien, wie er sich auch das Studium der Chemie angelegen sein ließ, er zeichnete und copirte Porträts — ein treffliches Bildniß Retberg's radirte Julius Thäter 1867 nach dem Leben —, verfaßte eine Menge Unterrichtsbücher für seine Kinder — darunter zwei hoffnungsvolle Söhne, welchen der Vater ins Grab sehen mußte. Dazu schrieb er viele Biographien bedeutsamer Männer, las immer mit der Feder in der Hand, brachte meist sein Urtheil über alle gelesenen Bücher zu Papier, correspondirte, auch als Ehrenmitglied vieler gelehrten Gesellschaften und Vereine, nach allen Seiten, dichtete fleißig — ein „Skizzenbüchlein" mit sinnigen, an Hans W. Lauremberg erinnernden Gedichten wurde als Handschrift für Freunde gedruckt und verschenkt — verfaßte, froh, seine Gefühlsübereinstimmung mit den Bestrebungen Preußens als deutschen Cultur- und Musterstaates auch öffentlich aussprechen zu können, einige politische Flugschriften und Brochüren, schrieb sechs Bände „Tagebücher des äußeren Lebens" und brachte in gleichem Umfange sein „inneres Leben" zum Abschluß. Wie ehedem Bogumil Goltz, so hätte auch R. von sich behaupten dürfen, er sei ein „gedankengequälter Geist". Alle Erscheinungen des Lebens genial umfassend, perlten und blitzten unablässig seine Gedanken und Ideen; das im Drang des Augenblicks nur mit flüchtigem Stift Festgehaltene überarbeitete er in den letzten Jahren seines Lebens, reihte Alles nach Materien und Schlagworten in alphabetischer Weise und schuf damit ein wahres Grundbuch seines Wollens und Denkens. Hier speculirte er als Philosoph, legte sich sein theologisches Lehrgebäude zurecht, ästhetisirte, politisirte, alles in netter Form, geistreich, bisweilen neckisch und ironisch, immer aber frisch, anregend und originell. Sein Wahlspruch „Christlich und deutsch" zieht sich als rother Faden durch das Ganze, daran die im tiefen Sinnen oft scharf- und hartgebohrten Perlen seiner Aphorismen sich zum Kranze reihen. Sein System huldigt in Geist und Leben, in Offenbarung, Kunst und Welt einer Trias, welche er als Denken, Empfinden, Wollen, oder als Satz, Gegensatz und Vermittelung, auch als Natur, Gemüth und Geist oder Wahr, Gut und Schön überall durchführt. Immer auf positivem Boden und von innerster Religiosität durchglüht, verwarf er alle äußere Manifestation. Seine Lebensweisheit, welche ihm bei gewöhnlichem

Umgang, in sympathischer Umgebung und Anregung, leicht vom Munde floß, erinnert wohl an Jean Paul Richter's Aphorismen, ohne jedoch deren Sentimentalität zu theilen. Großen Einfluß übte Melchior Meyr, dessen Meditationen über „Gott und sein Reich" R. „sozusagen auswendig wußte". An Flüssigkeit und Schönheit der Phantasie sind ihm nur die leider längst vergessenen „Streckverse" von Wolfgang Menzel vergleichbar. Manches klingt auch absurd; ein ehrenhafter Wahrheitssinn und eine ächte Nobility dringen aber überall durch. Der, wie es schien, kerngesunde und knochenfest gebaute Mann, welcher zeitweise durch ein hartnäckiges Gichtleiden gepeinigt wurde, starb nach langen, schweren Leiden am 12. März 1885 zu München. Eine Auswahl und Herausgabe seiner verschiedenartigen Schriften und Maximen wäre gewiß ein löbliches und lohnendes Unternehmen.

Vgl. Nekrolog in Beil. 278 Allgem. Ztg. vom 7. October 1885.

Hyac. Holland.

Rethel: Alfred R., Historienmaler, wurde als viertes Kind einer glücklichen Ehe im Hause Diepenbend bei Aachen am 15. Mai 1816 geboren. Sein Vater Johann Rethel, ein geborener Straßburger, war zu Anfang des Jahrhunderts als Präfecturrath nach Aachen übergesiedelt und hatte dort die Tochter eines begüterten Geschäftsmannes, Johanna Schneider, geheirathet. Auf Wunsch des Schwiegervaters verließ jener den Beamtenstand und errichtete auf Diepenbend eine chemische Fabrik. Als zartes Kind wurde Alfred durch Unwohlsein häufig an das Haus gefesselt. Die lebendigen Schilderungen der Mutter von Straßenkämpfen, welche während der Befreiungskriege in Aachen stattgefunden, von Durchzügen und Einquartirung fremder Truppen mögen früh auf die Phantasie des Knaben eingewirkt und ihr eine bestimmte Richtung gegeben haben. Später beschäftigten ihn die Kämpfe zur Befreiung Griechenlands gegen die Türken, von welchen damals in aller Welt die Rede war. Mit Bezug auf die ursprüngliche Vorliebe für die Verwerthung von Schlachtmotiven, welche durch zahlreiche aus der Kindheit erhaltene Zeichnungen beglaubigt ist, äußerte R. noch in späteren Jahren zu seinem Bruder Otto: „Von Kindesbeinen an war ich zum Schlachtenmaler bestimmt." Seit dem siebenten Jahre besuchte Alfred die Schule. Der Unterricht war jedoch ein dürftiger, nicht selten unterbrochen durch Kränklichkeit und schwere Unfälle. Die unfreiwilligen Schulpausen füllte er eifrig mit Zeichnen aus. Das Auge der Mutter entdeckte zuerst das Talent ihres Sohnes und prophetisch deutete sie die große künstlerische Zukunft desselben an, indem sie einer Freundin im J. 1824 die denkwürdigen Worte schrieb: „Ein besonderes Genie zum Zeichnen ist unserem Alfred angeboren. Das Getümmel von Schlachten verleiht ihm meistentheils Ideen zu seinem Machwerk, welches manchmal zum Bewundern ausfällt. Nur ein guter Unterricht! und ich glaube, daß er es weit bringen wird in dieser Kunst." Die gewünschte Anleitung wurde ihm einige Jahre später durch einen alten Maler, den Flamländer Bastiné, zu theil, der zugleich veranlaßte, daß die Zeichnungen des Knaben an den Director der Akademie zu Düsseldorf, W. v. Schadow, zur Einsicht und Begutachtung eingesandt wurden.

Das früh entfaltete Talent erregte dort das größte Aufsehen. Kaum dem Knabenalter entwachsen, wurde er im J. 1829 als Schüler in die Düsseldorfer Akademie mit Gewährung eines Stipendiums aufgenommen. Die Vermögensverhältnisse der Eltern waren inzwischen durch Unglücksfälle aller Art sehr geschmälert. Haus Diepenbend wurde durch eine Windhose vollständig zerstört und das übrige heimathliche Besitzthum ging in fremde Hände über. Die Eltern verließen Aachen und siedelten nach Wetter an der Ruhr in Westfalen über, wo der Vater eine Stellung als Buchhalter bekleidete. Diese Veränderung im

Leben der Familie traf zusammen mit dem Eintritt Rethel's in die Akademie. Obgleich der junge Schüler eine lebensfroh angelegte Natur war, so mögen doch jene ernsten Familienereignisse, unter welchen er aufgewachsen ist, das frühe Hinaustreten aus dem elterlichen Hause in eine ihm bisher fremde Welt nicht ohne Einfluß gewesen sein auf den tiefen, sittlich strengen Geist seiner Kunst, der in späteren Jahren sogar einen herben Charakter annimmt. Compositionen, in denen er dem Humor eine Stelle einräumte, sind sehr vereinzelt. — Die akademische Vorklasse, welche unter der Leitung von Th. Hildebrand stand, hatte R. in wenigen Jahren hinter sich. Lehrer wie Mitschüler staunten über die Schlagfertigkeit seiner Erfindungsgabe und seines Compositionstalentes. Die energischen Linien seiner ersten akademischen Blätter schienen einer geübten Künstlerhand, Empfindungen und Gedanken einer männlichen Anschauungsweise anzugehören.

Die Düsseldorfer Schule stand damals in ihren romantischen Anfängen. Ein sentimentaler Geist beherrschte alles Streben, man vermied mit Besorgniß den Ausdruck der Kraft und rauhen Wirklichkeit und gefiel sich in der Schilderung still bewegter Gestalten. Es war die Zeit, von welcher Immermann behauptete, daß „das Weiche, Ferne, Musikalische, Contemplative, Subjective vor dem Starken, Nahen, Plastischen, Handelnden vorwalte, daß die geniale Sicherheit, die überzeugende Kraft und Nothwendigkeit der Gestalten fehle.“ Schadow's Schule verzichtete auf den kühnen Wurf der Erfindung und suchte den Fortschritt in ängstlicher Abhängigkeit vom Modell. Man gerieth allmählich auf den Weg zum Kleinleben. Ohne Fühlung mit dem süßlich genrehaften Zuge dieser Richtung war Rethel's stolzer Sinn auf kräftiges Ergreifen der geschichtlichen Naturwirklichkeit gerichtet. Auf strenge Wahrung seiner ursprünglichen Begabung bedacht, entfremdete er sich seiner nächsten Umgebung bereits nach wenigen Jahren, sodaß er schließlich der Düsseldorfer Akademie nur die Erziehung und Anleitung zum künstlerischen Handwerk zu danken hatte.

In jenen Tagen, wo die Sehnsucht nach der nationalen Einheit völlig eingeschlummert war, lebte sich R. mit starkem Willen in die Geschichte des deutschen Volkes und seiner Kaiser ein. Seine Kunst, stets auf das Große und Erhabene gerichtet, ist von echt historischem Geiste getragen. Die lebhafte Phantasie des Künstlers bewegte sich mit Vorliebe in der Welt kühner Thaten, erschütternder Kämpfe und Leidenschaften. Dem Wildphantastischen und Dämonischen wußte er den ergreifendsten Ausdruck abzugewinnen. Von seinen Zeitgenossen durch die Richtung auf das Charakteristische unterschieden, suchte er seine Gestaltungen auf das Schärfste zu individualisiren, selbst bis zur Härte und zum Absonderlichen. Als Geistesverwandter eines Dürer und Holbein entfaltete R. einen Schwung und Muth der Wahrhaftigkeit, wie sie die deutsche Kunst nur selten bethätigt hat. Fr. Vischer erkennt in seinen Werken „eine epochemachende Vereinigung und Verschmelzung des großen plastischen Formenprincips der Italiener mit der derbkräftigen, scharf individualisirenden Physiognomik der altdeutschen Meister“. Dabei ist der Stil in allen seinen Darstellungen durch die größte Einfachheit und die Beschränkung auf das durchaus Nothwendige bedingt. Die einleuchtende Wahrheit, mit der sich seine Bilder selbst erklären, ermöglichen Jedem die unmittelbare geistige Besitznahme. Deßhalb ist R. auch als einer der volksthümlichsten unter den neueren deutschen Künstlern zu bezeichnen.

Sein Lebenslauf zerfällt in drei Hauptperioden: 1) die Düsseldorfer Zeit von 1829—1836; 2) die Frankfurter Periode unter dem Einflusse Veit's und Steinle's von 1836—1840; 3) die Zeit seiner höchsten Blüthe von 1840—1851 in Frankfurt, Dresden und Aachen.

Die Erstlingsbilder, welche seit dem Jahre 1832 in rascher Folge ent-

standen, galten der Verherrlichung des glaubensstarken Apostels der Deutschen, Winfried-Bonifacius, der nach der Legende in heiliger Thatkraft lehrend, gefaßt und ergeben den trotzig auf sich beharrenden heidnischen Germanen gegenübersteht. Bereits im Alter von 16 Jahren malte R., noch unter Leitung von W. v. Schadow, die Einzelfigur des heiligen Bonifacius, der auf dem Stumpfe der gefällten Wodanseiche das Kreuz aufgepflanzt hat (Nationalgalerie). — Der Erfolg ermunterte den glücklichen Kunstjünger zur Ausführung des figurenreichen Bildes „Der heilige Bonifacius predigt den Sachsen das Christenthum" (1835), im Auftrage des Kunstvereins für die Rheinlande und Westfalen, ein Werk, das ihn annähernd drei Jahre lang beschäftigte. Durch Ueberanstrengung verfiel der Künstler vor Vollendung des Gemäldes in ein typhöses Fieber, das ihn dem Tode nahe brachte. Schon zu dieser Zeit entstand eine Mißstimmung in ihm gegen die Düsseldorfer Schule und infolge dessen die Absicht, Düsseldorf zu verlassen. — Er vollendete indessen noch ein kleineres Bild aus dem Leben des Bonifacius: „Der Bau einer christlichen Capelle aus dem Holze der Wodanseiche" (1836). — Diese Staffeleibilder sind noch ganz in der glatten, farbenleuchtenden Manier der älteren Düsseldorfer Schule gemalt, an der R. nicht lange Gefallen fand. — Die Heldengestalt des deutschen Apostels hat ihn vielfach beschäftigt und so entstanden noch in Düsseldorf drei Entwürfe, welche das Martyrium des heiligen Bonifacius in den verschiedenen Stadien schildern. — Sind diese Zeichnungen zum Theil von akademischer Strenge, so gestaltet er andere gleichzeitige Compositionen freier und flüssiger.

Stark und entschlossen befreite sich R. von allen beengenden Fesseln, sobald er mit A. Dürer's Kunst vertraut wurde. Die Formgebung zeigt bereits das entschiedenste Streben nach Charakteristik. Die Darstellungen wenden sich zumeist dem geschichtlichen Leben zu und sind vorwiegend auf das wirkungsvoll Dramatische gerichtet. Ueberraschend ist bei so früher Jugend die zwingende Klarheit und Ruhe der Anordnung und Gruppirung, in der sich die unerläßliche Eigenschaft des strengen historischen Stiles kundgibt. — Einer anmuthenden Idylle gleich, von fröhlichen Gestalten belebt, ist die Composition „Zug der Longobarden nach Italien" besonders hervorzuheben. — In das Jahr 1832 fällt die Zeichnung „Karl Martell schlägt die Mauren bei Tours" voll lebendiger Schilderung des Stürmens und Kämpfens der Krieger. — Bewunderung ruft die Thatsache wach, daß der herrliche Entwurf „Gebet der Schweizer vor der Schlacht bei Sempach" schon dem Jahre 1834 angehört. Hier ist namentlich die Wahl des Moments der Darstellung, die Spannung vor der Schlacht beachtenswerth. Der Beschauer ist über den Kern des Ganzen völlig im Klaren. „Welche Versenkung der Seele in diesen hartknochigen Gestalten, wie rührend die Andacht dieser Graubärte! Man glaubt diesen Linienzügen nur noch einen Ruck ins Stilkräftigere geben zu müssen, um schon ganz den Meister vor sich zu haben, wie er nachher geworden ist." — In die nämliche Zeit gehört wol auch die Tuschzeichnung „Tod des Arnold von Winkelried bei Sempach", in der das Vordringen der Schweizer über die Leiche ihres bahnbrechenden Helden meisterlich dargestellt ist. — Von anderen Entwürfen, deren Entstehungszeit sich nur annähernd nach dem Charakter der Technik bestimmen läßt, ist der „Fall Adolf's von Nassau" erwähnenswerth, ferner „Gottfried von Bouillon vor Jerusalem", „Kaiser Heinrich IV. leistet dem Erzbischof Hanno von Mainz den Kaisereid" und „Die drei Stände", Lehr-, Wehr- und Nährstand, dargestellt durch einen Bischof, der Hand in Hand mit einem Krieger und Landmann schreitet. Ueber den Dreien ist Gott-Vater sichtbar und ein Engel mit dem Spruchbande: „Liebet Euch untereinander." —

Im J. 1833 machte R. mit einigen Freunden seine erste Rheinreise, auf der er dem Leben die heiterste Seite abzugewinnen verstand. Mit frischem Sinn nahm er die Natureindrücke in sich auf und trat bei festlichen Gelagen als einer der fröhlichsten Gesellen auf, in Lied und Rede ein jugendlicher Meister. Anmuthige Zeugnisse dieser Stimmung und eines Geistes, der seiner Kunst mit ganzer Seele anhing, sind seine Briefe, welche durch die eingestreuten landschaftlichen Schilderungen einen stark entwickelten Natursinn bezeugen. Ungeachtet der Bewunderung des damaligen unreifen, redseligen Deutschthums verband sich in seinem Gemüth warme Vaterlandsliebe und echter Freiheitssinn mit natürlicher Religiosität. — Im Herbste des folgenden Jahres verlebte R. nochmals genußreiche Tage auf freier Wanderschaft und gastfrohe Stunden im Hause seines Freundes und Biographen Wolfgang Müller v. Königswinter zu Bodendorf a. d. Ahr, wo manche schöne Gelegenheitsskizze entstand. Diese Ausflüge und eine Reise im Beginne des Herbstes 1835 ins baierische Gebirge und nach Tirol kräftigten seine Gesundheit und erweiterten den Gesichtskreis des jungen Künstlers. Er verweilte damals auch mehrere Wochen in München, wo der Vergleich der Kunstleistungen mit der Düsseldorfer Schule nicht gerade zu Gunsten der letzteren ausfiel.

Die Rheinreise hat augenscheinlich auf Rethel's Cyclus von 20 Federzeichnungen zum „Rheinischen Sagenkreis“, Gedichte von Adelheid v. Stolterfoth, fördernden Einfluß gehabt. Mit diesen von J. Dielmann gut lithographirten und im J. 1835 erschienenen Jugendblättern lenkte R., durch die dämmernde Sagenwelt befangen, merklich in die Art der Düsseldorfer Schule ein, doch zeigen sich auch hier Ansätze zu einer größeren Auffassung und liebenswürdige Züge aus dem Reiche der Romantik. — Aus der Düsseldorfer Zeit ist auch ein Radirversuch zu erwähnen, wol der einzige, den R. gemacht hat. Die Composition, die er später in Frankfurt a. M. mit einigen Abänderungen wiederholt hat, stellt als bildliche Wiedergabe der Lüge dar, wie dem alten Jacob das blutbefleckte Gewand Joseph's gebracht wird. — Es entstanden ferner noch mehrere Familienporträts, von welchen als das bedeutendste das Bild seiner Mutter, im Besitze von Otto R. in Düsseldorf, zu nennen ist.

Das mächtig aufstrebende Talent des jungen Künstlers hatte in Schadow nicht den richtigen Lehrmeister gefunden. Das einseitig coloristische Bemühen, die ins Kleine und Realistische sich verlierende Lehre konnte ihm auf die Dauer nicht genügen. Er suchte nach einem Führer, der die Kunst im Sinne ihrer monumentalen Würde auffaßte. Als damals Reibungen unter der Künstlerschaft entstanden, welche theilweise mit der politischen Stimmung in den Rheinlanden zusammenhingen, siedelten mehrere rheinische Künstler im J. 1836 von Düsseldorf nach Frankfurt a. M. über und mit ihnen Alfred R. Er war damals 20 Jahre alt.

Der Ruf und die Kunst Ph. Veit's, der als Director das Städel'sche Kunstinstitut leitete, zogen ihn mächtig an. Er schloß sich in aufrichtiger Verehrung und Hingebung dem Meister an. Mit offenen Armen empfangen, trat er bald in ein freundschaftliches Verhältniß zu seinem Lehrer, unter dessen Augen sich die künstlerische Kraft des Jüngers reifer und voller entwickelte. In regem Verkehr mit Steinle, Schwind, Passavant, Ihlee, dem originellen Ballenberger, der später auch sein Ateliergenosse wurde, und anderen Künstlern wie Kunstfreunden, gestalteten sich in Frankfurt a. M. seine Tage zu einem heiteren, freien und ergiebigen Leben. Wie in Düsseldorf, so weckte auch hier ein Compositionsverein unter den Freunden im edlen Wetteifer den erfinderischen Sinn. R. betrieb damals besonders eingehende Studien guter historischer Werke und classischer

Dichtungen. Was seinen Namen unsterblich gemacht, ist zum großen Theil in Frankfurt entstanden oder wenigstens dort angeregt und entworfen.

Hier gewann R. durch Ph. Veit, Steinle und Schwind unmittelbare Fühlung mit jener Schule streng monumentalen Stils, als deren Haupt Cornelius gelten darf. Vermöge der Großheit seiner Kunst und schöpferischen Energie steht er, zumal er gleichfalls an Dürer anknüpfte, unmittelbar neben jenem, den er zwar nicht an Universalität des Geistes erreichte, aber doch auf dem engeren Gebiete der Historienmalerei mittels seines durchgebildeten Formgefühls übertraf. Sein Schaffen und Denken wurzelte zudem in der Anschauungsweise unserer Zeit. Er gebot über die Fähigkeit, auch in unserer Erscheinungswelt den Zug mächtigen Empfindens und phantastischer Vorstellung zu spüren.

Bald nach seiner Ankunft in Frankfurt vollendete er mehrere Bilder, zu welchen die Entwürfe noch in Düsseldorf entstanden waren. Als dort eines Tages sein Freund, der Clavierspieler W. Steifensand, Bruder des Kupferstechers, die „Mondscheinsonate“ von Beethoven spielte, zeichnete R. unter dem Eindrucke der überwältigenden Töne eine gewaltige, tiefempfundene Composition: „Die Gerechtigkeit mit Waage und Schwert verfolgt den entfliehenden Mörder“. Die Göttin voll hehrer, unerbittlicher Gewalt wie die Nemesis der Alten hebt sich, durch die Lüfte schwebend, als Lichtgestalt von der düsteren Erscheinung des fluchbeladenen Mörders ab. Das ist so erschütternd wahr geschaut, daß wir an die Gerechtigkeit glauben müssen. Prudhon's „Rache und Gerechtigkeit“ im Louvre hat R. durch seine Formenstrenge und lautere Erhabenheit weit übertroffen. — Mit dieser ergreifenden Vision führte sich der junge Künstler Vertrauen erweckend in Frankfurt ein. Das Gemälde wurde 1837 vom Kunstverein daselbst angekauft und in der Verloosung von einem Beamten des Bundestages gewonnen. Nach dem bald darauf erfolgten Tode des Eigenthümers verkaufte die Familie desselben das Bild an den russischen Oberst v. Reutern. Später hat es Jos. Kehren in Colossalgröße für einen Gerichtssaal in Marienwerder copirt. — Noch in Düsseldorf hatte R. seinen „Daniel in der Löwengrube“ componirt, aber erst in Frankfurt ausgeführt. Der Mann des unerschütterlichen Vertrauens ist in seiner ehrfurchtgebietenden Haltung meisterhaft charakterisirt. Er hatte sich in diesem für das Städel'sche Kunstinstitut angekauften Bilde einer breiteren Maltechnik als in der „Justitia“ befleißigt. Am 13. April 1838 schrieb R., glücklich über sein Werk, den Eltern: „. . . Mein „Daniel“ ist, ich kann es kühn sagen, das Beste, was ich je gemacht habe, und mit einer inneren Zufriedenheit und Freude, ja mit einer Art von Verehrung und Andacht betrachte ich mein Bild, denn ohne eine göttliche Leitung und Aufsicht hätte ich es nicht zu Stande gebracht.“

Beglückt durch zahlreiche Beweise der Anerkennung wandte er sich sofort neuen Arbeiten zu. Nach einer Düsseldorfer Composition malte er den „heiligen Martin“, welcher vom Roß herab die Hälfte seines Mantels einem Armen übergibt. Unter der leicht getuschten Bleistiftzeichnung desselben Motivs brachte er noch Kindergestalten mit Laternen an, welche die Feier des Martinsabends am Niederrhein darstellen. — Charakteristischer für R., weil feurig und dramatisch, ist „Die Auffindung der Leiche Gustav Adolf's auf dem Schlachtfelde von Lützen“ (Kunsthalle in Stuttgart). — Es entstand ferner im Auftrage des Magistrats der Stadt Frankfurt a. M. „Die Aussöhnung Kaiser Otto's I. mit seinem Bruder Heinrich“. — Um sich auch in der Frescotechnik zu üben, malte R. auf die Wand seines Ateliers im früheren Städel'schen Kunstinstitut auf der Neuen Mainzerstraße in Frankfurt den Schutzengel des Kaisers Maximilian I. auf der Martinswand, in Gestalt eines Hirten. Diese Figur, welche später von Antonio

Zacchi aus Bergamo abgenommen und in das neue Städel'sche Museum überführt worden ist, entlehnte R. seinem kleineren Bilde „Kaiser Maximilian auf der Martinswand“ (1836).

Die in den arbeitsamen Jahren von 1837—1839 entstandenen Zeichnungen des Künstlers zeigen unverkennbar den Einfluß Ph. Veit's und Steinle's in der fast absichtlich hervortretenden Schönheit der Gewandung, der Stellung und äußeren Silhouette der Gestalten. Zum Theil sind es biblische Stoffe, die er mit Betonung des Gegensätzlichen und Dramatischen als geschichtliche Vorgänge ohne religiöse Beimischung behandelt. Anlehnungen findet man bei R. nicht, er ist durchaus original, aber man fühlt, daß er innig vertraut sein mußte mit den Werken Dürer's, Hans Sebald Beham's und Holbein's, deren naive Kraft und ethischer Zug nachhaltig auf ihn gewirkt. Hierher gehört u. a.: „Hiob mit seinen Freunden“ (1838) von furchtbarer Energie der Klage, die auch in der Localstimmung widerhallt, ferner zur Geschichte David's „Die Salbung“, sowie „David und Abisai im Lager Saul's“. — Von den alttestamentlichen Zeichnungen ist unstreitig die hervorragendste der „Moses“, wie er vom Sinai herabsteigend zornmüthig die Gesetzestafeln zertrümmert, da er die Israeliten in wildem Taumel um das goldene Kalb tanzen sieht. Das Landschaftliche in Feld und Wald ist hier mittels der breiten und energischen Strichführung der Feder zu ungewöhnlich großartigem Charakter durchgebildet. — Die Episode „Bileam's und der redenden Eselin“ aus der mosaischen Zeit hat R. gleichfalls behandelt. — Eine Tuschzeichnung aus dem Jahre 1840 verdeutlicht den Gegensatz zwischen Moses und Christus. Moses mit den Gesetzestafeln weist finsteren Blickes vor sich hin, während Christus mit dem Kreuze auf der Schulter und sein Antlitz verhüllend sich abwendet.

Die Mehrzahl der Compositionen, welche R. während des Frankfurter Aufenthaltes zeichnete, gehört stofflich der späteren Geschichte an. Zunächst sei die in der Unglückszeit des Künstlers überzeichnete Darstellung erwähnt, wie Bischof Ambrosius den mit Blutschuld beladenen Kaiser Theodosius am Eingange von St. Ambrogio in Mailand zurückweist und in die Acht erklärt. — Kühnheit und Kraft athmet die „Schlacht gegen die Hunnen bei Merseburg“ (1839), deren Mittelpunkt Kaiser Heinrich der Vogler mit seinen Rittern bildet. — Andere Blätter gelten der Geschichte Rudolf's von Habsburg. Das erste stellt den Kampf des Grafen gegen die Raubritter dar, ein anderes zeigt den Habsburger, wie er während der Belagerung von Basel die Königsbotschaft vernimmt. — Höchst anziehend ist jenes historische Idyllion, wie Rudolph von Habsburg dem Bischof Werner von Mainz sicheres Geleit über die Alpen gibt, ein Bild von ansprechender Naturwahrheit mit einer Fülle traulicher Gestalten aus dem mittelalterlichen Leben, zugleich eine Lieblingsarbeit des Meisters selbst. — Diese letzteren Compositionen bilden wol den Uebergang zu den bedeutendsten Werken seines künstlerischen Lebens. Wie bei den ausgeführten Bildern, so zeigt sich auch in den der Zahl nach überwiegenden Entwürfen, daß von Blatt zu Blatt sein Stil sich gefestigt hat. Er beherrscht die Schönheit der Gestalt, zugleich aber drängt ihn sein Geschmack entschiedener zu den altdeutschen Meistern. Diesen Stil behielt er fortan unwandelbar fest im Auge.

Zur Beglaubigung seiner Vollreife konnte R. jetzt nichts lebhafter wünschen als eine große monumentale Aufgabe. Das Glück schien ihm in überraschendem Maaße willfährig zu sein. Im J. 1840 beschloß der Gemeinderath seiner Vaterstadt Aachen, den alten Krönungssaal des Rathhauses in seiner ursprünglichen Gestalt wieder herzustellen. In Gemeinschaft mit dem opferwilligen Kunstvereine für die Rheinlande und Westfalen wurde eine Concurrenz ausgeschrieben, durch welche man die Künstler Deutschlands zur Einsendung von

Entwürfen behufs Ausmalung des Saales aufforderte. Man einigte sich auch darin, daß der Stoff zu den Wandgemälden der Geschichte Karl's des Großen entlehnt werden sollte, zumal Aachen des Kaisers Residenz und Lieblingsort gewesen. Mit Begeisterung nahm R. die Arbeit in Angriff. Unter Leitung seines Freundes Dr. Hechtel, der auf die geistige Entwickelung Rethel's von großem Einflusse gewesen, machte er umfassende Studien in der Geschichte des großen Kaisers und componirte, wohl vorbereitet, in verhältnißmäßig kurzer Zeit den berühmten Cyclus aus dem Leben Karl's des Großen. Ursprünglich aber beschränkte sich R. auf sieben Compositionen. Am 14. April 1840 schrieb er an seine Eltern: „Mit meinen sieben großen Aachener Bildern bin ich so ziemlich fertig." Diese Notiz bezieht sich zweifellos auf die folgenden Darstellungen: Die Zerstörung der Irmensäule, die Schlacht bei Cordova, die Taufe Wittekind's, die Kirchenversammlung zu Frankfurt a. M., die Krönung Karl's des Großen durch Leo III., die Uebergabe der Reichskrone an Ludwig den Frommen, Kaiser Otto III. öffnet die Gruft Karl's des Großen. Die Wahl dieser Motive hat R. in folgendem selbstverfaßten und bisher ungedruckt gebliebenen Berichte näher begründet.

„Die Geschichte Kaiser Karl's des Großen ist so reich und fruchtbar für künstlerische Darstellungen, daß, wenn auch nicht durch den Raum, wie das bei dem Aachener Unternehmen der Fall ist, Beschränkung geboten würde, doch schon die Masse des Stoffes auffordert, das Wesentliche von dem minder Bedeutenden zu unterscheiden und Momente aufzusuchen, welche den Hauptinhalt der karolingischen Geschichte mit scharfen Zügen bezeichnen. Nach diesem Grundsatz mußten Scenen, welche der Sage oder einer späteren Erfindung ihren Ursprung verdanken, aus meinen Compositionen ausgeschlossen bleiben. Daher konnte auch jene reizende Liebesgeschichte, obwol sie, wenn man an Einhard's Stelle Angelbert und an die Stelle der fingirten Emma Karl's zweite Tochter Bertha setzt, in der Hauptsache wahr ist, so sehr sie auch von einer Seite wenigstens das Familienleben Karl's trefflich charakterisiren würde, keinen Platz finden. Nur für die zweite Composition: die Schlacht bei Corduba 778, glaubte ich, weil die Quellen, die ich bei Pertz monumenta Germaniae historica I, II nachgelesen, nichts Näheres über den Hergang berichten, von meiner Regel insoweit abweichen zu dürfen, als ich nach Turpin's poetischer Bearbeitung Friedrich Schlegel's Werke Bd. 8, S. 57 ff. aus der Sage das Factum ergänzte. Da diese ganze Unternehmung Karl's ein abenteuerlich-romantisches Gepräge trägt, und jene phantastisch-zauberischen Gestalten dem Islam in seiner erobernden Epoche vorzüglich eignen, so verschwindet der Schein des Willkürlichen in meiner Auffassung gleichsam von selbst und nimmt das Vorrecht künstlerischer Freiheit in der Behandlung für sich in Anspruch. Das historisch Bedeutsame aber, welches mich bestimmt, gerade diesen Gegenstand unter die Hauptcompositionen aufzunehmen, liegt für mich darin, daß die Zeit der Kreuzzüge, sowie überhaupt das ganze Mittelalter seine kirchlichen und staatlichen Verhältnisse, die Kaiser ihre Prätensionen, die Päpste ihre an sie gemachten Schenkungen auf Karl zurückführten, in diesem Heereszuge gegen die Ungläubigen ein großartiges, ihren Glaubenseifer und Heldenmuth mächtig anfeuerndes Vorbild christlicher Ritterlichkeit verehrten. Läßt sich nun die ausschließliche Wahl rein historischer Gegenstände für die Hauptcompositionen aus den angegebenen Gründen rechtfertigen, so macht die Oeconomie des Raumes meiner Ansicht nach dieselbe auch insofern wünschenswerth, als man dann die ganze volle Fläche der Wand zu einer einzigen Composition benutzen und, was Frescobildern immer zum Vortheil gereicht und in der ursprünglichen Bestimmung dieser Art der Malerei liegt, die Dimension lebensgroß, womöglich die vorderen Figuren überlebensgroß gehalten sind.

Alle kleinlichen allegorischen Umgebungen, Arabesken und Verzierungen, die nur zu oft das Bild zur Nebensache machen, der Malerei mehr oder minder den Charakter einer Wandverzierung geben und den Totaleindruck stören, sind dem ernsten historischen Stile fremd. Die Sagen und Anekdoten aus dem Leben des Kaisers dürften dagegen in den Räumen über den Fenstern, wo sie den Blick nicht von dem Hauptgegenstande des Beschauers ablenken, eine bescheidene Stelle finden, wenn man nicht lieber in diesen Feldern die charakteristischen Bildnisse der merkwürdigen Zeitgenossen Karl's, z. B. des Eckhard, Anselm, Rutland, Turpin, Alkuin, Eginhard u. s. w., anbringen will. Dieses scheint mir insofern zweckmäßig, als es die Einheit des Ganzen nicht durch die Verschiedenartigkeit der Gegenstände beeinträchtigt und der Totalwirkung nichts benimmt. Bei der Anordnung der Hauptcomposition beginne ich absichtlich auf der rechten Seite des Haupteinganges und lasse die Scenen nach der Jahreszahl folgen, sodaß diejenigen, welche für Aachen specielles Interesse haben, die beiden Seitenwände füllen. Da nun bei der ziemlich bedeutenden Höhe des Bildes der obere Raum zu leer erscheinen wird, so bin ich gesonnen, eine Einfassung wie beiliegende zu der Taufe Wittekind's mit Bezug auf die Haupthandlung und in womöglich stets verschiedenem Charakter, doch durchaus als Nebensache behandelt, über jedem Bilde anzubringen. Doch gestehe ich gern, daß diesem Mißstande vielleicht auf eine noch zweckmäßigere Weise abgeholfen werden könnte.

„In Beziehung auf die Wahl der historischen Gegenstände ließ ich mich durch den Grundgedanken bestimmen, der sich in Karl's Leben ausspricht und in seinem geschichtlich folgenreichen Unternehmungen immer wiederkehrt: Durchdringung des Staats mit christlichen Principien, Ausrottung und Umgestaltung der heidnischen Natur und Verhältnisse, bewerkstelligt durch Einführung des Christenthums, als dessen Haupt der Papst gedacht wurde. Karl erscheint überall als der christliche Held, der Gegensatz gegen Heidenthum und Muhammedanismus. Dieser Gedanke spricht sich zunächst in der Composition, die den Cyclus eröffnet, in dem ersten Siege Karl's über die Sachsen bei Paderborn 772 aus. Durch diese Schlacht beginnt der junge Held seine Siegesbahn. Die Irmensäule stürzt, dem Sachsenvolke eine Wahrschau, daß den Waffen des christgläubigen Helden selbst der Pfeiler des Weltalls nicht zu widerstehen vermag; den frommen Kämpfern eine Weissagung künftigen Triumphs. Dem Islam, dem in Spanien das Kreuz zu erliegen droht, zieht Karl mit seinen Franken 778 entgegen und die entscheidende Schlacht bei Corduba sichert dem Sieger die spanische Mark zu. Die Einzelnheiten dieser zweiten Composition, deren Aufnahme in den Cyclus ich oben zu rechtfertigen versucht habe, erklären sich hinreichend aus der angezogenen Schlegel=schen Romanze. — Unterdessen waren die Wirkungen von Karl's Siegen über die Sachsen nur vorübergehend. Das Volk benutzt des Zwingherrn Abwesenheit und erhebt sich in Massen, um im verzweifelten Kampfe seine nationale Selbstständigkeit und den väterlichen Glauben zu vertheidigen. Erst mit der Taufe ihrer Anführer Wittekind und Alboin, die sich nach vielen Aufforderungen zu Attigny in der Champagne bei Karl freiwillig einfinden, verliert der Widerstand seine Kraft und der Sieg des Christenthums, der sich 803 zu Selz vollendet, ist durch die heilige Handlung 785, den Inhalt der dritten Composition, bedeutungsvoll vorbereitet. In der Ausführung war mir hier, weil die Quellen nichts Umständlicheres melden, der freieste Spielraum gegönnt. — Nicht allein unter den Heiden ausbreiten und begründen wollte Karl das Christenthum; auch gegen feindliche Einflüsse aus seiner eigenen Mitte her sollte es bewahrt bleiben, und wenn gefährliche Ketzereien die Einheit der abendländischen Kirche bedrohen, so war sein Ansehen und seine Gegenwart kräftig genug, den Geist der Zwietracht zu beschwören und den kirchlichen Frieden wiederherzustellen. Dies war ganz

besonders der Fall auf der Versammlung zu Frankfurt 794, der fünften, der Karl in Person beiwohnte. Von allen Seiten durch drängende Zeitereignisse bestürmt, (Pipin an der Spitze einer Verschwörung, die Sachsen in den Waffen, die Sarazenen in des Langedok's reichen Städten,) erhält der Monarch die Klagebriefe seiner rechtgläubigen Bischöfe, voll der übertriebensten Schilderungen gefährlicher Ketzereien, die sich über das fränkische Reich zu verbreiten drohen. Karl wußte Rath. Die Sachsen zu beobachten schickt er einen Heerhaufen an die nördliche Gränze, seinen Sohn Ludwig stellt er den Sarazenen entgegen und eilt selbst nach Frankfurt, wohin die Versammlung der Väter beschieden war. Baronius rechnet ihrer dreihundert. Die feierlichen Sitzungen wurden in Ermangelung einer geräumigen Kirche in dem kaiserlichen Palaste gehalten. In dem Sacrosyllabo Paulini, welches meiner Auffassung zu Grunde lag, heißt es: Multitudo antistitum, sacris obtemperando praeceptis, in uno collegio congregata convenit quadam die, residentibus cunctis in aula sacra palatii, assistentibus in modum coronae presbyteris, diaconibus cunctoque cleru sub praesentia praedicti principis und an einer anderen Stelle: Praeter Paulinum patriarcham Aquilejensem et legatos apostolicos adfuerunt: Petrus Mediolanensis archep.; Italiae, Galliae, Gothiae, Aquitaniae Galleciae episcopi. Alcuin natione Britannicus et monachi Aimo, Rabanus, Georginus cum fratribus. Die Verhandlungen betrafen die adoptianischen Streitigkeiten und die in Folge derselben veranlaßten Klagen gegen Felix und Elipandus. Wichtiger waren die Berathungen über die Verehrung der Bilder. Als die erste Macht des Abendlandes war das fränkische Reich in den Bilderstreit gezogen worden. Die Geistesgegenwart Karl's entschied gegen jede Bilderverehrung und eine unter seinem eigenen Namen 790 verfaßte Schrift, Libri Carolini, setzte den Grundsatz einer alleinigen Verehrung Gottes im Geiste und der Wahrheit den Beschlüssen der zweiten Nicänischen Synode entgegen. Dieselbe Ansicht wird hier auf dem Concil zu Frankfurt, in dem Momente, in welchem unsere Composition, als dem bedeutendsten sie auffaßt, mit offener Rüge einer Schrift Hadrian's für die Bilderverehrung ausgesprochen. Der Kaiser bringt hier auf die Stelle seines Buches Libri Carolini II, c. 21 hindeutend den Streit durch die Worte zur Ruhe: Solus igitur Deus colendus, solus adorandus, solus glorificandus est, de quo per Prophetam dicitur: Exaltatum est nomen ejus solius. Ps. 148, 13. — Dem Streben Karl's, alle Völker des Abendlandes unter seiner Herrschaft zu vereinigen, wird durch den Krönungsact am Christfeste 800 erst die höhere Berechtigung und Weihe zu theil. Der Ausspruch der Kirche galt als Gottes Ausspruch und was sie durch das Organ von St. Peter's Nachfolger befahl, ward als Wille des Himmels betrachtet. Seinem gütigen Patron und Vertheidiger verleiht der dankbare Leo III. durch seine Krönung eine Würde in der Vorstellung der Völker, durch welche Karl's Gewalt über das Abendland geheiligt wurde. Die Handlung geschieht in der alten Basilica St. Peter, über deren Bau und Einrichtung ich Zeichnungen eingesehen und, wo dieselben mangelhaft waren, aus Analogien der Architekturen dieser Zeit ergänzt habe. Der Kaiser erscheint nach Einhard's Bericht in der Kleidung eines römischen Patricius. Die Blindheit des Papstes, welche in dem Bilde angedeutet ist, gründet sich auf genaue Aussagen der Quellen, welche ich in den Anhängen der Bredow'schen Ausgabe des Eginhard nachgesehen. — Die Feinde in der Nähe und Ferne waren besiegt und der Kaiser erfreute sich seit dem Jahre 800 einer Ruhe, die er dazu verwendete, seinen Staatshaushalt zu ordnen und seinen Schöpfungen durch zweckmäßige Einrichtungen und Gesetze Dauer und Festigkeit zu geben. Auch über sein Leben hinaus erstreckt sich seine Sorge für des Reiches Wohl. Darum beruft er, als er das Ende seiner Tage nahe fühlte, im Herbste des

Jahres 813 seinen einzigen, ihm noch übrig gebliebenen ehelichen Sohn Ludwig in das Hoflager nach Aachen; zugleich beschied er die Reichsversammlung nach diesem Ort. Es war die letzte, die er hielt, und eine der glänzendsten. Zuerst ließ er seinem Sohne als König der Franken huldigen und dann fragte er die Anwesenden, ob sie es billigten, wenn er auch die römische Kaiserwürde auf seinen Nachfolger übertrüge. Die Versammlung gab ihre lebhafte Zustimmung zu erkennen, und der nächste Sonntag wurde zu diesem feierlichen Act anberaumt. An diesem Tage ging Karl im kaiserlichen Ornate in die Marienkirche. Nachdem er mit seinem Sohne lange und inbrünstig gebetet hatte, ermahnte er ihn vor der Versammlung mit lauter und fester Stimme, den allmächtigen Gott zu lieben, seine Gebote zu halten, die Kirche zu schützen, seine Geschwister und Verwandten mild zu behandeln. Ludwig versprach ihm, diesen Ermahnungen nachleben zu wollen. Darauf befahl ihm der Kaiser, die Krone sich selbst aufzusetzen. Dieser letzte Act ist von mir für die bildliche Darstellung gewählt, weil er symbolisch die ganze Begebenheit in einer bedeutungsvollen Handlung zusammenfaßt. Da über die Marienkirche keine nähere Beschreibung vorhanden und Einhard, selbst ein Bauverständiger, zwar mit der größten Bewunderung von dem Dome redet und sowol den Geschmack in der Ausführung als die Freigebigkeit in der Ausschmückung derselben lobt, aber leider nicht ins einzelne bestimmt, so verfuhr ich in Bezug auf die Architektur auf dieselbe Art, wie bei der Basilica Petri. — Unter Karl's Nachfolgern ist es keinem gelungen, dieses großen Reiches Herrlichkeit zu erneuern. In dem Drange schwerer Zeiten, welchem das Reich unter den übrigen Karolingern fast erlag, suchte das niedergebeugte Nationalgefühl sich durch liebevolle Betrachtung jener großen Vergangenheit für den Jammer der Gegenwart zu entschädigen und die ehrwürdige Gestalt des gewaltigen Karl bildet sich auf diese Weise in der Volksvorstellung zu einem Ideale aus, dessen Verwirklichung Ziel und Streben der kräftigsten Kaiser des Mittelalters wird. In hoher Begeisterung für die Tugenden seines großen Ahnen pilgert Otto III. nach Aachen, läßt sich die Gruft desselben öffnen und stärkt sich durch inbrünstiges Gebet vor der mächtigen Leiche zur kräftigen Nacheiferung in Gesinnungen und Thaten. Diese Darstellung, welche gleichsam als eine geschichtliche Apotheose des Helden betrachtet werden kann, nach welcher derselbe der dankbaren Nachwelt ein Gegenstand andächtiger Verehrung geworden ist, schließt den Cyclus meiner Compositionen. Die Auffassung der siebenten und letzten beruht auf der Darstellung Meyer's: Aachensche Geschichten ad annum 1000, S. 216." —

Der Erfolg, den der Meister mit seinem Werke davon trug, war ein entscheidender. Der 24jährige Künstler schlug seine Concurrenten siegreich aus dem Felde. Das akademische Collegium, welches den 16jährigen in die Düsseldorfer Akademie aufgenommen hatte, erkannte ihm, dem Sohne der alten Königsstadt, den ersten Preis zu und betraute ihn mit der Ausführung seiner Entwürfe in Frescomalerei. In Frankfurt wurde ihm ein glänzendes Ehrenfest gegeben. Ph. Veit überreichte dem jungen Sieger einen Ehrenpocal mit einem Lorbeerkranze. Alfred R. stand auf der Höhe seines Glückes und Ruhmes.

Unter den ersten Entwürfen fehlt der „Einzug Karl's des Großen in Pavia". Die Darstellung der „Kirchenversammlung zu Frankfurt a. M." wurde vom Comité der Stadt Aachen abgelehnt, weil ein weltlicher Herrscher in einem kirchlichen Concil nicht den Vorsitz führen könne. R. schloß diese Composition, die er für eine der gelungensten hielt, nur ungern von seinem Cyclus in der Hoffnung aus, dieselbe später als Oelgemälde auszuführen. Er entwarf zwei neue Compositionen „Karl der Große erbaut den Aachener Münster" und „Empfang der Gesandtschaft des Harun al Raschid", von welchen erstere gewählt

wurde, vielleicht weil sie Karl den Großen mit seiner Familie und die Legaten des Papstes darstellte, welche die Marmorsäulen von Ravenna zum Geschenk darbringen. — Außer den bereits erwähnten Blättern entwarf R. in den letzten Jahren seines Schaffens noch die Compositionen „Karl der Große auf der Jagd“ und „Karl der Große mit der Aachner Quellnymphe“, welche er zur Ausschmückung des Treppenhauses bestimmte. Ferner sei noch eine Federzeichnung erwähnt, welche den „Dombau in Aachen“ in einem größeren Mittel- und vier kleineren Seitenbildern darstellt. Unter derselben ist die Gruft Kaiser Karl's sichtbar, der noch als Leiche mit den Reichsinsignien geschmückt thront. — Sämmtliche Entwürfe sind einfache, wenig schattirte Blätter, welche ohne Abänderungen, durchs Quadrat vergrößert, später den Cartonzeichnungen zu Grunde gelegt wurden. — R. hoffte die Ausführung des Werkes bald beginnen zu können, doch das Schicksal gebot einen anderen Verlauf. Die ultramontane Partei in Aachen blickte mit Mißgunst auf den protestantischen Künstler, der in der katholischen Stadt das große Werk ausführen sollte, der Karl den Großen nicht als Ortsheiligen, sondern als historischen Helden und Kaiser darstellen wollte. Die Gegner gingen von der Entdeckung aus, daß die Hauptwand, welche für die Gemälde bestimmt war, in früheren Zeiten von Fenstern durchbrochen gewesen; man forderte demnach die Wiederherstellung des alten Kaisersaales mit dieser Zugabe. Die andere Partei trat energisch für die Ausführung der Gemälde durch R. ein. Es entspann sich ein heftiger Streit, der das Werk einstweilen in Frage stellte.

Noch vor Beginn der Entwürfe zu den Aachener Fresken hatte R. zehn vorzügliche, den jedesmaligen Vorgang durch wenige Figuren erläuternde Illustrationen zur Uebersetzung des Nibelungenliedes von G. O. Marbach geliefert, welche im J. 1840 veröffentlicht wurde. Dem Geiste der Dichtung entsprechend, lehnt sich die Zeichnung an die alte Holzschnittmanier. Die Heldengestalten, theils von Arabesken umschlungen, theils von architektonischem Grunde sich abhebend, sind von einer Kraft und Männlichkeit, welche seine Mitarbeiter Bendemann, Hübner und Stilke nicht zu erreichen vermochten. — An diesen Cyklus reihen sich die in den Jahren 1841—44 entstandenen 24 Illustrationen zu Rotteck's Weltgeschichte, welche 1848 auch als „Album historischer Skizzen“ erschienen. Die Reproductionstechnik des Stahlstichs beeinträchtigt zwar den künstlerischen Werth der Blätter, doch ist die prägnante, auf Verherrlichung weltgeschichtlicher Größen zielende Auffassung mit unverlierbarer Meisterschaft zum Ausdruck gelangt.

Ernste Historienbilder von eindringender Charakteristik der Persönlichkeit und ihrer Bedeutung sind die für den Römersaal in Frankfurt a. M. 1840—43 in Oel ausgeführten Kaiserbildnisse: Philipp von Schwaben, Maximilian I., Karl V. und Maximilian II. in ganzer Figur und über Lebensgröße. — Inzwischen hatte sich R. 1842 nach Dresden begeben. Unter dem nachhaltigen Eindrucke der dortigen Gemäldegallerie reiften bald neue Werke heran, so der „Tod des Kaisers Barbarossa im Flusse Kalykadnus“ (1844), von Franz Keller gestochen und den Mitgliedern des Kunstvereins für die Rheinlande und Westfalen als Vereinsgabe für 1849 dargebracht. — Eine charakteristische Composition Rethel's ist die vielleicht hierher gehörige Darstellung, wie ein Krieger, nach verlorener Schlacht von den Feinden verfolgt, umhüllt vom deutschen Reichsbanner, zur Rettung desselben in die Fluthen springt. Die Episode ist aus den Kämpfen Karl's von Anjou gegen die Hohenstaufen entnommen. Am Ufer knieen tiefgebeugt und von Schmerz ergriffen die Genossen, um sich dem Sieger zu ergeben. — Daneben behandelte R. geschichtliche Stoffe in einer Auffassung, welche die sagenbildende Phantasie festgestellt und dadurch der künstlerischen Darstellung zugäng-

licher gemacht hat. Die Veranlassung dazu gab der unter Veit, Steinle, Ballenberger, Rethel u. A. bestehende Compositionsverein. Zur Charakteristik der „Verwunderung“ wählte R. „Heinrich der Finkler am Vogelheerd“, dem der Zug der weltlichen und geistlichen Würdenträger sich nähert, um die Wahlurkunde, Krone und Schwert zu überbringen. — Als ferner die Aufgabe gestellt wurde, die „Faulheit“ darzustellen, lieferte R. das humoristische Blatt „Kaiser Wenzel der Faule als Erfinder des Pettschaftes“. Beide Blätter fallen vermuthlich in die Jahre von 1844—1846. — Daß R. auch die zarteren und innigen Seelenregungen zu verkörpern wußte, beweist die klar und groß gehaltene Darstellung der „Bestattung Heinrich Frauenlobs durch edle Frauen“. Welch' poetische Stimmung! Es ist der weihevolle Ausdruck edler, von wahrem Schmerze hingerissener Weiblichkeit. Diese Zeichnung, welche als eine der schönsten und ergreifendsten zu bezeichnen ist, hat R. drei Mal in den verschiedenen Perioden seines Künstlerlebens beschäftigt, zunächst für den „Rheinischen Sagenkreis“, dann 1840 in völlig veränderter Auffassung für die ihm befreundete Familie von Georg Springsfeld in Frankfurt a. M. (jetzt im Besitz des Senator Dr. Speltz daselbst) und endlich das dritte Mal für seine Braut im J. 1851.

Einige Jahre später als die Entwürfe zu den Aachener Fresken begann R., durch jenen Erfolg ermuthigt und in seinem künstlerischen Selbstbewußtsein gehoben, den herrlichen Cyklus des Hannibalzuges, zu welchem ihm sein Freund Dr. Hechtel den Livius XXI. als die wichtigste Quelle erschlossen hatte. In einem Briefe vom 10. December 1842 bemerkt R. ausdrücklich, daß er den Cyklus bereits unter Händen habe.

Im Herbste des Jahres 1844 unternahm der junge Meister eine Reise nach Italien und verblieb in Rom bis zum Frühjahr 1845. So wenig ihm das Leben und Treiben seiner Landsleute unter den dortigen Künstlern zusagte, so groß war der Eindruck, den die Meisterwerke der italienischen Renaissance auf ihn machten. Der Anblick der Fresken Rafael's gewährte ihm eine herrliche Bestätigung, daß der Weg, den Veit ihm angewiesen, der richtige sei. Ohne Zweifel haben in Italien auch die herbkräftigen Quattrocentisten wie Signorelli, Pollajuolo, Verrocchio, Mantegna u. A. auf R. eingewirkt, wenngleich das Studium des heimischen, ihm wahlverwandten Meisters Dürer in seiner Kunst merklich überwiegt. In Rom setzte er seine Arbeit rüstig fort. Er begann das Altargemälde für die Nikolaikirche zu Frankfurt a. M. „Die Auferstehung Christi“, deren Composition und Farbenskizze noch in Frankfurt entstanden war, wie aus einem Schreiben Rethel's an seinen Bruder Otto vom 18. Mai 1844 erhellt. Auch beschäftigten ihn Vorarbeiten zu dem großen Oelgemälde „Petrus und Johannes heilen den Lahmen an der Pforte des Tempels“ (Städt. Museum in Leipzig). — Gleichzeitig componirte er einige Scenen aus der Geschichte des Apostels Paulus, so „Die Steinigung des Stephanus“, zu der die Juden durch den stolzen Paulus entflammt wurden, ferner als Gegenstück „Die Bekehrung des Saulus auf dem Wege nach Damaskus“. Paulus liegt zu Boden gestreckt, sein Pferd steht mit aufgeblähten Nüstern erschreckt neben ihm. In den Wolken aber erscheint Christus, den Apostel berufend. — Hieran reiht sich „Das Opfer zu Lystra, mit welchem dem Paulus und Barnabas gehuldigt werden soll,“ endlich die überaus schöne Composition, „Christen holen die Leiche des heiligen Sebastian aus der Cloaca maxima zu Rom“. — Wahrscheinlich zeichnete R. damals auch die ersten Cartons zu den Aachener Fresken „Die Eröffnung der Gruft Karls des Großen durch Otto III. im Jahre 1800“ und „Die Zerstörung der Irmensäule“. — Die monumentale Großheit und erhabene Ruhe, welche der Composition „Josua's Zug durch den Jordan“ eigen ist, läßt gleichfalls die Entstehung des Blattes in Rom vermuthen. — Schließlich reifte der bereits in

Frankfurt begonnene Cyklus „Hannibals Zug über die Alpen", den er später al fresco auszuführen hoffte, in Rom seiner Vollendung entgegen. Auf Betrieb der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien sind diese in Blei- und Wasserfarben behandelten Compositionen durch den Holzschnitt von H. Bürkner reproducirt. Rethel's Kunst zeigt sich in dieser Folge zur reifen Blüthe entwickelt. Selten ist der Kampf von Mensch und Thier mit den Schrecknissen der Natur in der Alpenwelt mit packenderen Zügen geschildert. Tod und Leben bezwingt die stürmende Phantasie des Künstlers mit gleicher Gewalt. Nirgends vermißt man die mannhafte, auf Selbständigkeit beruhende Energie der Erfindung und des künstlerischen Ausdrucks, wie ein Blick auf die sechs Darstellungen erweist, welche folgenden Inhalt haben: 1) Einleitung: Schweizer Alpenhirten betrachten die im aufthauenden Schnee sichtbaren Spuren des Heerzuges der Karthager; 2) Hannibal's afrikanisches Heer erblickt im Anmarsch auf Italien beim Ueberschreiten der Druentia die schneebedeckten Berge; 3) Gefahren und Strapazen des Heeres bei seinem durch Angriffe der Helvetier erschwerten Marsche über die stürmischen Alpenpässe; 4) Kampf mit den Elementen in der Eisregion; 5) Blick in eine Gletscherspalte mit verunglückten punischen Kriegern; 6) Hannibal zeigt seinem Heere von der Höhe der Berge herab die Gefilde Italiens. — In diesen wie in den folgenden Werken Rethel's gewahrt man den erstarkten Zug in der markigen Charakteristik, ein Wachsen der Empfindung und des Gedankens ins Große. Mit dem Menschen war auch der Künstler in Rom ernster geworden. — Die nach der Heimkehr Rethel's entstandenen wenigen Oelgemälde, zu welchen u. a. „Der Eintritt Karls V. in das Kloster St. Just" gehört, theilen in der Zeichnung und Composition alle Vorzüge des Künstlers, sind aber in ihren malerischen Eigenschaften den früheren Gemälden zum Theil unterlegen.

Mittlerweile hatte die Ungewißheit über die Entscheidung der Aachener Fresken-Angelegenheit, die Jahre des Wartens und Harrens, auf das lebhafte Gemüth des Künstlers naturgemäß eine nachtheilige Wirkung zur Folge. Um der peinlichen Lage zu steuern, begab sich R. im März 1846 nach Berlin und erfreute sich einer Audienz beim Könige Friedrich Wilhelm IV., der als lebhafter Bewunderer seiner Kunst die sofortige Ausführung der Fresken im Aachener Rathhause anordnete. Beglückt erledigte R. noch einige Vorarbeiten in Frankfurt und verließ die Stadt, welche fast zehn Jahre lang seine künstlerische Heimath gewesen, im Frühjahr 1847. Dissonanzen in seinen dortigen Beziehungen hatten ihm den Aufenthalt verleidet. Er ist nicht mehr dahin zurückgekehrt. Während des Sommers von 1847—51 war R. durch die Ausführung der Fresken an seine Heimathstadt gefesselt. Er fand hier keineswegs die gewünschte Befriedigung, lebte einsam und entbehrte des mitfühlenden, fördernden Verständnisses seiner Umgebung. Mancherlei Reibungen mit der gegen ihn feindselig gestimmten Partei in der Stadt versetzten seinen Geist häufig in die trübste Stimmung. Sein berechtigter Ehrgeiz litt zu Zeiten unter den gröbsten Verletzungen. Nach Beendigung der im Sommer auszuführenden Arbeit nahm er seinen Wohnsitz im Winter abwechselnd in Düsseldorf oder in Dresden. An letzterem Orte setzte er zumeist die Cartonsarbeiten fort. Er führte sie, wie für den Holzschnitt bestimmt, überaus einfach in energischen Conturen mit wenigen schattirenden Strichlagen aus und übertrug diese mittels vergrößerter Pausen auf die Wand. Die Meisterschaft der Zeichnung verleiht den Cartons, die in der technischen Art des Zeichnens von einander erheblich verschieden sind, einen durchaus selbständigen Werth. Er erreichte in diesem Werke, von seinem auf kurzgefaßten Ausdruck bedachten Formgefühl geleitet, eine wahrhaft monu-

mentale Wirkung. Jeder Composition legte er überdies Farbenskizzen zu Grunde, sowie figürliche Detailstudien in Oel wie in Blei.

Bereits das von ihm zuerst ausgeführte Freskogemälde „Die Eröffnung der Gruft Karls des Großen durch Kaiser Otto III. im Jahre 1000" bestätigte seine Meisterschaft. Die allbekannten, oft und eingehend beschriebenen Darstellungen bedürfen keiner näheren Besprechung. Es sei nur der auf einem besonderen Blatte wiedergegebene Studienkopf des Kaisers erwähnt, welcher die wie zu Granit erstarrten Züge von einem Schleier leise verhüllt erscheinen läßt. Welche Erhabenheit der entseelten Hülle! — Den folgenden Winter brachte R. bei den Seinigen in Düsseldorf zu und malte hier sein letztes Oelbild, die Einzelfigur des heil. Bonifacius, für eine katholische Kirche in Wiesbaden. Zugleich beschäftigte er sich mit weiteren Vorstudien zu den Fresken und vollendete trotz der politisch aufgeregten Zeit im Sommer 1848 das zweite Freskogemälde „Der Sturz der Irmensäule", wo das milde Licht des Christenthums in die germanischen Wälder dringt, eine Verherrlichung des Sieges über den trotzigen Geist einer abgelebten Zeit. — Den Winter von 1848 auf 1849 verlebte R. in Dresden, in seiner Gemüthsstimmung aufgefrischt durch den Verkehr mit Schnorr, Rietschel, Bendemann, Hübner, Reinick und der Familie Grahl. Er zeichnete damals für ein Album die reizende humoristische Composition „Wissenschaft und Poesie", zwei schöne Frauengestalten auf Wolken thronend, während unter denselben Dichter, Maler, Theologen, Mathematiker u. s. w., schalkhafte Kinderfiguren, in einer lustigen Schlägerei begriffen sind. Alsdann führte er den Carton zu „Karls des Großen Sieg über die Sarazenen bei Cordova" aus, den er im August des folgenden Jahres al fresco malte. Das Bild zeigt den Meister in seinem wahren Elemente, wo die höchste dramatische Spannung waltet. Welch' ein Kaiser! Mit unwiderstehlicher Gewalt entreißt er, hoch zu Roß heranstürmend, das feindliche Banner. Man fühlt, der Sieg gehört den Franken. — Auch das vierte 1850—51 gemalte Fresko „Der Einzug Karls des Großen in Pavia" fesselt bereits durch das Motiv an sich. Wie einfach, groß und majestätisch zieht der Sieger unter rauchenden Trümmern in die eroberte Stadt ein! —

Mit all seiner Kunst schien der Meister der feindseligen Partei in Aachen nicht zu genügen. Die Anerkennung entsprach nicht dem Verdienste. Der Unverstand ließ sich wohl auch zu gehaltloser Beurtheilung hinreißen, die ihn verbittern mußte. Namentlich haben ihm völlig verkehrte Ansprüche an die Freskomalerei großen Verdruß bereitet. Dazu kam die unvermeidliche, bei zarter Körperkraft erschöpfende Anstrengung, der er auf die Dauer nicht gewachsen war. Es sollte ihm nur noch beschieden sein, im Winter von 1851 auf 1852 den Carton zur „Taufe Wittekinds" zu zeichnen, durch den Gegensatz des trotzigen, schwer gebeugten Sachsenherzogs und des kaiserlichen, edlen Siegers eine der schönsten Compositionen des Cyklus.

Rethel's Cartons und Fresken beweisen zur Genüge, daß er den geschichtlichen Stoff in jenem Stil, wie die Monumentalmalerei ihn fordert, zu behandeln verstand und das streng Charakteristische, die unerläßliche Bedingung historischer Darstellung festzuhalten wußte. Der dem Cyklus zu Grunde liegende Hauptgedanke, der siegreiche Kampf des großen Kaisers gegen die trotzigen Völker ist ein echt dramatischer und in jedem einzelnen Bilde kraftvoll hervorgehoben. Karl der Große tritt überall als Held auf, dem man die Kraft und Macht zutraut, die Welt in ihren Fugen zu erschüttern. So ist R. durch dieses Werk unser monumentaler Meister geworden, vor allem der rechte Künstler für die Verherrlichung deutscher Geschichte.

Zweifellos gehört R. zu den Meistern, deren Sprache in erster Linie die Zeichnung ist. Seine Malerei entbehrt völlig des Farbengepränges und ist mit großem Feingefühl auf monumentale Wirkung gestimmt. Bei kühner Breite des Vortrags wahrte er mittels gedämpfter Töne eine weise Mäßigung. Einzelne durch das Austrocknen der Farben entstandene Mängel in der Haltung des Ganzen zu beseitigen, war ihm nicht mehr vergönnt. — Ein günstiges Geschick bewahrte Rethel's Fresken bei dem Rathhausbrande am 29. Juni 1883 vor dem Untergange. Neuerdings sind leider die Nachwirkungen der durch jenen Brand bedingten Löschung so störend zu Tage getreten, daß eine Beseitigung der Schäden dringend erwünscht ist.

Schlimmere Gefahr noch drohte den Fresken zu Lebzeiten Rethel's, als er geisteskrank geworden und an der Fortsetzung der Arbeit verhindert war. Im Stadtrath von Aachen wurde der Antrag gestellt, die Gemälde herunterschlagen zu lassen. Doch fanden sich in Aachen selbst einige beherzte Männer, die der schwer gefährdeten Werke sich annahmen, in erster Reihe B. Suermondt und G. Schwenzer. Letzterer legte als Vertreter des rheinisch-westfälischen Kunstvereins seine schützende Hand auf das Werk, besonders als Lessing, Sohn und Wiegmann, die zur Begutachtung der Gemälde nach Aachen geschickt waren, einen begeisterten Bericht abstatteten. Jos. Kehren, der Mitarbeiter Rethel's, nahm infolge dessen von der Verpflichtung, die Fresken seines Meisters theilweise zu übermalen, Abstand und führte nach einem Carton und den übrigen Entwürfen die noch fehlenden Fresken „Die Taufe Wittekind's", „Die Krönung Karl's des Großen durch Leo III.", „Die Erbauung des Münsters zu Aachen" und „Karl der Große übergibt die Krone des Reiches seinem Sohne Ludwig dem Frommen" aus. Leider besaß Kehren nicht die erforderliche Pietät vor dem Farbenprincipe seines großen Vorgängers. In einer leuchtenden und gefallsüchtigen Farbe, die weder auf Rethel's Fresken, noch auf den Gesammteindruck des Saales Rücksicht nahm, zeigen Kehren's Malereien, daß er den Unterschied zwischen Fresko- und Oelmalerei nicht verstand und die Bedingungen monumentalen Stiles nicht erfüllte zum Nachtheil des Werkes und seiner selbst. Belgische und französische Meister jener Zeit waren begeistert von Rethel's Arbeiten. Horace Vernet und Paul Delaroche besuchten den Meister in Aachen und beglückwünschten ihn herzlichst. Die Cartons von Guffens und Swerts für die Börse in Amsterdam sind unverkennbar aus dieser Anregung hervorgegangen. Die Aachener Fresken sind Rethel's Hauptwerk, welches er nicht vollenden konnte und mit seinem Leben bezahlte.

Der Unterbrechung der Arbeit ging ein wechselnder Hang des Künstlers zum Trübsinn voraus. Den Winter von 1847 zu 1848 brachte er in Düsseldorf bei den Seinigen zu. Er war damals Zeuge des Straßenkampfes, welchen die entfesselten Leidenschaften der Demokratie in seiner Vaterstadt heraufbeschwor. Bald darauf erlebte er auch in Dresden den erbitterten Aufstand des Volkes, der seine Phantasie mächtig erregte. R. besaß ein starkfühlendes Herz für die Geschicke des Vaterlandes und für die Einheit Deutschlands; zugleich liebte er die Freiheit und jubelte, als König Friedrich Wilhelm IV. die Verfassung erließ. Allein er war ein entschiedener Feind der Ueberstürzung und rohen Gewalt. Darum schuf er das epochemachende Werk „Auch ein Todtentanz", in welchem er den Auswuchs der Freiheitsbewegung, die rothe Republik in der Person des Russen Bakunin, des Leiters des Dresdener Aufstandes, geißelte, indem er das menschenwürgende Scheusal die Maske des socialdemokratischen Agitators annehmen läßt. Die in wenigen Tagen entstandenen, nur das Nothwendige im Lapidarstil hinschreibenden sechs Bleistiftzeichnungen, welche H. Bürkner in die charaktervolle, auf breite Wirkung zielende Technik der alten Holzschnittmanier

übertrug und Rethel's Freund Rob. Reinick mit Versen begleitete, enthalten geisterhafte Motive, entnommen aus dem Volksglauben, schon lange vor R. häufig benutzt, von ihm jedoch neu und frei entwickelt. Die Gestalt des großen Schnitters lebte in Rethel's Phantasie, wie sie dem Meister Holbein vorgeschwebt. Wie hat der Künstler das wüste Straßentreiben jener Tage dargestellt! Er versetzt den grinsenden Knochenmann mitten unter das Volk. Dabei steht R. in der Auffassung des unbarmherzigen Sensenmannes, in der geistreichen Art, ihm den Ausdruck des Hohnes und Siegesbewußtseins abzugewinnen, auf gleicher Höhe mit Holbein. Die entsetzende Wahrheit, welche die einzelnen Blätter verkünden, bleibt jedem Beschauer des Werkes unauslöschlich: Eitelkeit, List, Lüge und die bösen Begierden rüsten in Sirenengestalt ihren Ritter, den Tod, mit den Attributen der gefesselten Gerechtigkeit zum Verderben des Menschen. — Er trabt auf seinem Klepper übers Feld zur Stadt. — Vor dem Wirthshause reizt er das Volk gegen die Machthaber auf, indem er eine Krone und einen Pfeifenstiel grinsend gegeneinander abwägt. — Als Volksbeglücker reicht er dem Pöbel, der Barrikaden errichtet hat, sein Schwert zur Selbsthülfe. — Er hält seine Ernte auf der Barrikade. — Als Revolutionsheld zieht er mit teuflischer Genugthuung über Leichen- und Trümmerhaufen von dannen. —

Eine unheimliche, geisterhafte Stimmung durchweht auch die Composition, welche den „Tod als Würger" (1850) darstellt. Die Anregung zu derselben bot ihm die Erzählung, wie im Carneval 1831 zu Paris mitten in der Freude eines Maskenballes die Cholera auftrat und ihre Opfer aus den Reihen der Tanzenden forderte. In angstvoller Hast verlassen Tänzer wie Spielleute den Saal. Nur ein mumienhaftes Gespenst, die Cholera, eine Gestalt des Entsetzens, behauptet wie versteinert ihren Platz und hält die siegreiche Geißel gleich einem Scepter in der Knochenhand. In der Mitte des Tanzsaales aber steht der Tod in langem Talar, als der einzige Spielmann mit der Knochengeige. Auf dem Boden liegen Leichen umher, noch angekleidet mit der Harlekinsjacke; unter der Larve der Masken lugen die verzerrten Züge hervor. Man bangt fast für den Künstler selbst, der eine solche dämonische Welt in sich trug.

Rührend aber und in milder Versöhnung die grausigen Eindrücke ausgleichend, tritt uns an der Hand des Künstlers der „Tod als Freund" (1851) entgegen. In hohem Thurmgemach, verklärt vom Strahl der scheidenden Sonne, ist der greise Thürmer, die welken Hände zum Gebet gefaltet, auf seinem Armstuhle selig entschlafen. Wie oft hat er den Heimgang eines Erdenpilgers in der Stadt mit den Feierklängen seines Glöckleins begleitet! Jetzt erweist der Tod ihm selber den Dienst, tiefernst und sinnend, aber ein barmherziger und vertrauter Freund, denn er weiß, er bringt dem müden Alter selige Ruhe und ewigen Frieden. — R. trug sich mit dem Gedanken, diese und eine dritte Composition „Der Tod als Diener" in Verbindung mit noch anderen Entwürfen zu einem größeren Cyclus zu vereinigen. Die allgemeine Ansicht machte sich geltend, daß er nur noch Ernstes und Grausiges zu schaffen vermöge. —

Während der in Dresden verbrachten Winter von 1848—1851 zeichnete R. noch manche andere Entwürfe, in welchen jedoch eine leise Abschwächung der bildenden Kraft wahrnehmbar ist. — Er betheiligte sich mit zwei Blättern: „Jesus verwandelt Wasser in Wein" und „Jesus der Obdachlose" an der im Verlage von J. G. Cotta 1850 erschienenen Prachtbibel. — Den gehaltvollen Compositionen aus guter Zeit steht wohl am nächsten „Die Poesie und die drei Stände". Die Poesie sitzt auf einer Anhöhe, zu ihren Füßen sprudelt ein Quell, in dessen Nähe ein Ritter, ein Geistlicher und ein Landmann stehen. — Ferner die schöne Composition „Die Musik und die Natur", umgeben vom Lehr-, Nähr- und Wehrstand. — Für das Album des Prinzen Johann von

Sachsen zeichnete R. nach Dante die großartige Darstellung „Manfred's Leiche" (1850), wiederum ein Meisterwerk nerviger Charakteristik. Der gefallene Held liegt nach der Schlacht bei Benevent neben seinem zerbrochenen Schilde in einem offenen ungeweihten Felsengrabe. Die feindlichen Krieger nahen und raffen Steine zusammen, um in tiefer Rührung den Todten zu bestatten. — Die späteren Blätter tragen bereits in den knorrigen, von zitternder, schwankender Hand gezogenen Linien Spuren der hereinbrechenden Krankheit an sich. — Nach den Fröschen des Aristophanes bearbeitete er wiederholt das Motiv, wie Sophocles durch Aeschylus, den Vater der griechischen Tragödie, gekrönt und Euripides verworfen wird. — Zu den Lieblingsblättern Rethel's zählt die Zeichnung „Phrygier bändigen das Pferd", als Darstellung der Kraft, welche er in krankhaftem Zustande leider überarbeitet hat. — Ein unvollendeter Cyclus aus dem Leben Alfred's des Großen (1852) schildert in sieben, auf einem Blatte ornamental verbundenen Feldern und zwar in zwei kleinen Mittelbildern: die Erziehung durch die Mutter und wie Alfred in der Bauernhütte das Brod verbrennen läßt, im großen Mittelfelde: Alfred als Sänger verkleidet im Lager der Feinde, als Seitenbilder: Alfred begehrt Einlaß und der Gewinn der Königskrone, unter der letzten Scene: Alfred verläßt seine Burg bei Nacht und errichtet nach dem Frieden neue Bauten. — In die nämliche Zeit (1851) gehören auch drei von A. Gaber in Holz geschnittene Compositionen zu Luther's Bild: „Ein' feste Burg ist unser Gott". —

Inmitten seiner schöpferischen, den Geist anspannenden Thätigkeit hatte den Künstler in den letzten Jahren eine große Sehnsucht nach der Gründung eines eigenen Heims ergriffen. Er hatte seinen Bruder Otto in dessen jungem Eheglück gesehen. Nach schwerer Tagesarbeit im Aachener Rathhause war er allabendlich der Gast im traulichen Hause des Bruders, dessen junge Frau durch Musik ihn zu erheitern suchte. Noch durchschwirrten sein Phantasieleben die gewaltigen Todtenbilder, als die Seinigen im J. 1850 plötzlich die Nachricht von seiner Verlobung mit Fräulein Marie Grahl in Dresden auf das freudigste überraschte. Die ganze Familie athmete jubelnd auf, man hoffte auf ein ungetrübtes Glück. Der Bräutigam beseligte seine Braut durch anmuthige Gaben seiner Kunst, unter welchen ein kleiner Kalender mit den Darstellungen der Monate in Kindergestalten (1851), ein Werkchen voll köstlichen kindlichen Humors, hervorzuheben ist. Dasselbe ist später von Frau Marie R. in Holzschnitten, mit sinnigen Versen begleitet, veröffentlicht. Es war der Wiederschein eines kurzen Glückes. Nach Beendigung des vierten Freskogemäldes in Aachen „Einzug Karls des Großen in Pavia" sah sich R. genöthigt, im September 1851 die Seebäder zu Blankenberge zu gebrauchen. Im October desselben Jahres fand die Hochzeit statt. Nach kurzer Zeit verfiel die junge Frau in ein schweres typhöses Fieber, das sie dem Grabe nahe brachte. Es bemächtigte sich seines Geistes unter dem Drucke des Erlebnisses eine immer trübere Stimmung. Doch sie genas und er feierte ihre Genesung durch eine tief empfundene, von ernster Schönheit durchhauchte Composition (1852), in der namentlich die Sorge und Pflege, sowie der innige Dank über das wiedergewonnene Leben der Theuern in unmittelbar ergreifenden Idealfiguren verkörpert ist. — Er vollendete auch noch mit unsicherer Hand den Carton zur „Taufe Wittekind's" für die Aachener Fresken und beschloß sein künstlerisches Dasein mit der Allegorie auf den Jahreswechsel (1853). Ein Eisenbahnzug, der den Lauf des Lebens darstellt, hält auf der Station. Der Gott der Zeit und ihm zur Seite der Tod als Heizer stehen auf der Locomotive. Der Moment als diensteifriger Schaffner bewillkommnet die neu Einsteigenden. Es ist das neue Jahr, ein blühender Jüngling mit dem Füllhorn, dem eine edle Jungfrau, der Frieden, folgt. Jubelnd und frohlockend werden sie von den

Fahrgästen begrüßt, während das alte Jahr mit dem Buche der Historie auf dem Rücken und einen den Frieden ankläffenden Hund, den Krieg, mit sich ziehend, den letzten Wagen verlassen hat und grimmig fortschleicht. Verächtlich wirft der Gepäckmeister der grämlichen Alten ihr Bündel „Erfahrung" nach, das sie zurücklassen wollte. Mit schneidiger Schärfe ist hier der Gegensatz von Hoffnung und Enttäuschung ausgeprägt. — Im Frühjahr 1852 begab sich R. auf Rath der Aerzte an den Rhein, nach Düsseldorf und Aachen, wo der Familie seine weiche Stimmung und seine unsichere Sprache auffiel. Er weinte, als er den Erstgeborenen seines Bruders Otto erblickte. Was ärztliche Kunst vermochte, geschah, um das kostbare Leben zu retten. Man hoffte zuversichtlich, durch einen Aufenthalt des Künstlers in Italien der bis zu zeitweiligem Stumpfsinn gesteigerten Abspannung entgegenwirken zu können. Im Spätsommer reiste R. mit seiner jungen Frau in den Süden. Der Winter wurde in Rom zugebracht, wo dem Elternpaare ein Töchterchen geboren wurde. In Rom aber meldeten sich zugleich die finsteren Vorboten der beginnenden Geisteskrankheit. Er machte noch Zeichnenversuche und überarbeitete zum Schaden der Zeichnung frühere Compositionen. So veränderte er im letzten Blatte des Hannibalzuges die Gestalt des Feldherrn, welche ursprünglich Rückenfigur war. Im Frühjahr 1853 kehrte die kleine Familie nach einer schweren Reise zurück. Als sein Bruder Otto und sein Schwiegervater Professor Grahl ihn alsdann nach Bonn brachten, führten sie ihn auf der Reise in den Kölner Dom, um sein künstlerisches Erkennungsvermögen zu prüfen. Bei dem Anblick der Münchener Glasmalereien winkte er mit einer Geberde des Unwillens ab. Die Fähigkeit der Sprache hatte er bereits verloren. Auch von den Steinle'schen Einzelfiguren im Chor wollte er nichts wissen, dagegen weilte sein Blick mit Entzücken auf den alten Glasmalereien. Die Gehirnkrankheit machte reißende Fortschritte und stellte sich als unheilbar heraus. In fast völliger Geistesnacht, von aufopfernder Liebe und Ausdauer der Seinigen gepflegt, verlebte R. noch über sechs Jahre in erschütternder Einsamkeit in Düsseldorf. Wenige Tage vor seinem plötzlichen Ableben machte sein Bruder Otto mit ihm und dem Wärter einen Spaziergang auf die sogenannte Rheinhöhe, einen Punkt des Düsseldorfer Hofgartens, von wo man den Rhein und die jenseitige Gegend überblickt. Die Sonne war untergegangen und ein schönes Wolkengebirge mit glänzenden Rändern stand vor den Augen der Brüder. Mit trunkenen Blicken sah er hin und zeichnete mit hochgehobener Hand die Umrisse der Wolke in die Luft. Bald darauf, am 1. December 1859, erschien auch ihm der Tod als Freund und zog die Sterbeglocke.

Den Künstler zeichneten in seinen gesunden Tagen die edelsten menschlichen Eigenschaften aus. Die Briefe an die Mutter und den geliebten Bruder beweisen seine Gemüthstiefe, wie er auch in werkthätiger Liebe zu seiner Familie das beste Herz kundgab. Seinem Lehrer Ph. Veit hatte er Zeit seines Lebens unerschütterliche Treue und Verehrung bewahrt.

Die Ursprünglichkeit seiner künstlerischen Kraft und sein großer Sinn für die Monumentalkunst haben ihm eine ganz hervorragende Bedeutung gesichert, die weit hinaus in die Zukunft gebietet. —

Vergl. Alfred Rethel, Blätter der Erinnerung von Wolfgang Müller von Königswinter. Leipzig 1861. — Zweite Ausstellung in der k. Nationalgalerie zu Berlin. December 1876. — Deutsche Künstler des 19. Jahrhunderts, Studien und Erinnerungen von Friedrich Pecht. 2. Reihe. Nördlingen 1879. — Altes und Neues von Friedr. Vischer. 3. Heft. Stuttgart 1882 (zuerst im „Illustrirten Familienbuch", herausgeg. v. Oesterreich. Lloyd. 12. Jahrg. 2. Bd. 1860). — Kleine Schriften von Hermann Hettner, Braunschw. 1884.

— Geschichte der neueren deutschen Kunst von Fr. v. Reber. 2. Aufl. 2. Bd. Leipzig 1884. — Geschichte der modernen Kunst von A. Rosenberg. 2. Bd. Leipzig 1887. — Katalog der Ausstellung von Werken Alfred Rethel's veranstaltet vom Freien Deutschen Hochstift zu Frankfurt a. M. Juni 1888. — Handschriftliche Mittheilungen von Otto Rethel.

v. Donop.

Rettig: Heinrich Christian Michael R., Philolog und Theolog des 19. Jahrhunderts, geboren 1795 zu Gießen, † am 24. März 1836 in Zürich. — Von zarter Gesundheit und in dürftigen Verhältnissen aufgewachsen, erhielt er seine Vorbildung auf den Schulen seiner Vaterstadt, studirte ebendaselbst Philologie und Theologie, wurde Lehrer am Gymnasium und Privatdocent an der Universität und betheiligte sich an der Leitung des philologischen Seminars. Anfangs der herrschenden rationalistischen Richtung huldigend, wandte er sich später einer mehr positiv biblischen Anschauung zu und trat in einer Aufsehen erregenden Schrift („Die freie protestantische Kirche oder die kirchlichen Verfassungsgrundsätze des Evangeliums", Gießen 1832) für Trennung der Kirche vom Staat und selbständige Organisation der evangelischen Kirche nach dem Vorgang „des großen, für die hessische Kirche ewig unvergeßlichen Lambert v. Avignon" und der Homberger Synode von 1526 ein. Im J. 1833 folgte R. einem Ruf als ordentlicher Professor der Theologie an die neugegründete Universität Zürich, wo er als Lehrer der Dogmatik und neutestamentlichen Exegese mit großer Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue freilich kaum drei Jahre wirkte. Litterarisch machte er sich bekannt neben einigen kleinen Schriften theils philologischen, theils theologischen Inhalts (wie Der Besuch der Magier in Bethlehem 1824, Ctesiae Cnidii vita 1827, Zeugniß für die Aechtheit der Apokalypse 1829, Quaestiones Platonicae 1831, Q. Philippenses 1831, exegetische Analekten 1831 ff.) besonders durch die von ihm mit musterhafter Treue und Sorgfalt besorgte Herausgabe einer Evangelienhandschrift aus der St. Galler Stiftsbibliothek („Antiquissimus IV Evangeliorum Codex Sangallensis graecolatinus interlinearis, nunquam adhuc collatus." Zürich 1836); an der Vollendung einer größeren von ihm beabsichtigten Arbeit, einer kritischen Ausgabe des Neuen Testaments, wurde er durch seinen frühen Tod verhindert.

Vgl. Augsb. Allg. Ztg. 1836, Nr. 90. — Neuer Nekrolog der Deutschen XIV, 277. — Conversationslexikon der Gegenwart; — besonders aber Herzog in der Realencykl. für prot. Theol. 1. Aufl. XII, 752; 2. Aufl. XII, 715.

Wagenmann.

Rettberg: Friedrich Wilhelm R., protestantischer Theolog und Kirchenhistoriker des 19. Jahrhunderts, geboren am 21. August 1805 zu Celle in Hannover, † am 7. April 1849 in Marburg. — Frühe verwaist, vorgebildet auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte er 1824 ff. in Göttingen und Berlin Philologie und Theologie, wurde 1829 Dr. phil., Gymnasiallehrer in Celle, 1830 theologischer Repetent in Göttingen, 1833 Hilfsprediger an der Jacobikirche daselbst, 1834 zugleich a. o. Professor der Theologie, 1838 Dr. theol. und ordentlicher Professor der Theologie in Marburg, 1847 zugleich Mitglied des oberhessischen Consistoriums, auch mehrmals, besonders in dem unruhigen Jahr 1848, Prorector der Universität. Arbeitsüberladung beschleunigte die Ausbildung eines unheilbaren Leidens, das seinem Leben ein allzufrühes Ende machte. — Unter seinen Schriften sind die bedeutendsten seine kirchenhistorischen Arbeiten über Cyprian's Leben und Wirken (Göttingen 1831), seine Fortsetzung des Handbuches der Kirchengeschichte von J. E. Chr. Schmidt (Gießen 1834), vor allem aber seine „Kirchengeschichte Deutschlands von den ältesten Zeiten bis zum Tode

Karls des Großen" (Göttingen 1845—48 2 Bde.), ausgezeichnet durch kritische Geschichtsforschung wie durch Klarheit der Darstellung, ein heute noch unentbehrliches und unübertroffenes Werk; außerdem zahlreiche kleinere Arbeiten über die verschiedensten Partien der Kirchengeschichte, die er theils in werthvollen Recensionen (bes. in den Göttinger Gel. Anzeigen), theils in Abhandlungen und Artikeln in der Zeitschrift für historische Theologie, den theologischen Studien und Kritiken, in Ersch und Gruber's Allgemeiner Encyklopädie und der protestantischen Realencyklopädie, theils in lateinischen Dissertationen und Programmen niedergelegt hat (z. B. über Passahstreit, Logoslehre, Luther's und Occam's Abendmahlslehre, über Patristik, hannoversche Kirchengeschichte, Sentenzen des Bandinus und des Lombarden, über das Leben des heiligen Gall, die Beziehungen der deutschen Glaubensboten zum römischen Stuhle u. s. w.). Aus Anlaß der Möhler'schen Symbolik schrieb R. eine polemisch-apologetische Schrift über die Heilslehren des Christenthums nach den Grundsätzen der evangelisch-lutherischen Kirche 1838 und seine Vorlesungen über Religionsphilosophie wurden nach seinem Tode 1850 herausgegeben.

Vgl. über sein Leben und seine Schriften E. Henke, Leichenrede, Nekrolog und lateinische Denkschrift 1849. — Oesterley, Göttinger Gel.-Gesch. S. 472. — Schmidt, Nekrolog XXVII, 276. — Gerland, hessische Gel.-Gesch. I, 108 ff.; — besonders aber Realencykl. f. prot. Theol. u. K. 2. Aufl. XII, S. 713 ff.

Wagenmann.

Rettenbacher: Simon R., Benedictiner, lateinischer Dichter und Historiograph, geboren zu Aigen bei Salzburg am 19. October 1634 (nach Baader am 22. März 1636, woraus bei Wurzbach 1630 wurde), † zu Kremsmünster am 10. Mai 1706, trat, nachdem er zu Salzburg die Gymnasial-, philosophischen und juridischen Studien absolvirt hatte, im J. 1660 in das Benedictinerstift Kremsmünster, wo er am 2. Februar 1661 seine Ordensgelübde ablegte und nach dreijährigem theologischen Studium am 28. October 1664 sein erstes heiliges Meßopfer feierte. Zu weiterer Ausbildung nach Rom gesandt, soll er sich dort vorzüglich auf fremde, namentlich orientalische Sprachen verlegt und an dem damaligen Custos der vaticanischen Bibliothek, dem gelehrten Leo Allatius, einen wohlwollenden Gönner gefunden, auch die heimathliche Bibliothek durch Ankauf werthvoller orientalischer und anderer Werke bereichert haben. Die Wiederbelebung und Erweiterung des daselbst um 1620 gegründeten Collegium Gregorianum zu einer Studienanstalt auch für deutsche Benedictiner, wofür er zu wirken beauftragt war, scheint ihm nicht gelungen und die Angelegenheit überhaupt an der Indolenz und Theilnahmlosigkeit der berufenen Kreise gescheitert zu sein. Nach seiner im J. 1667 erfolgten Rückkehr in sein Kloster wurde ihm durch vier Jahre die Leitung des Gymnasiums anvertraut, worauf er wieder durch beiläufig vier Jahre als Lehrer der Ethik und Geschichte an der Benedictineruniversität zu Salzburg wirkte und die an derselben üblichen theatralischen Aufführungen in Scene setzte, dann aber als Klosterbibliothekar bis zum Jahre 1696 fungirte. Nach einer weiteren zehnjährigen Thätigkeit in der Seelsorge als Pfarrer in Fischelham kehrte er als 72jähriger Greis am 8. April 1706 ins Kloster zurück, starb aber dort unerwartet schon am 10. Mai desselben Jahres. Seine litterarische Thätigkeit war eine vielseitige, sowie seine Studien und amtlichen Stellungen; Pachmayr führt 38 theils gedruckte, theils ungedruckte Werke von ihm auf, unter denen aber einige nur Uebersetzungen oder Studienhefte sind. Sein Hauptwerk sind die „Annales monasterii Cremifanensis". Salisburgi 1677. Fol. Seiner Stellung als Leiter der theatralischen Vorstellungen an der Salzburger Universität und wahrscheinlich auch am Hausgymnasium entsprangen die dramatischen Spiele: „Innocentia dolo circumventa seu Demetrius". Salis-

burgi 1672; „Ineluctabilis vis fatorum seu Atys". Ibid. 1673; „Perfidia punita seu Perseus, ultimus Macedonum rex". Ibid. 1674; „Callirrhoes ac Theophobi amores seu monasterii Cremifanensis fundatio, eversio et restauratio". (Cremifani?) 1677; „Misonis Erythræi ludicra et satyrica". Salisburgi 1678; „Prudentia victrix seu Ulysses". Ibid. 1680; „Selecta dramata diversis temporibus conscripta et in scena recitata". Salisburgi 1683. Seiner seelsorgerlichen Wirksamkeit verdankt man die Werke: „Consilia sapientiae . . . ex gallico . . . traducta". Salisburgi 1682, 12°, wiederum Lincii 1733; „Sapiens in suo secessu, hispanice descriptus a Didaco Henr. Villegas". Ibid. 1682, 12°; „Tuba evangelica sive sermones breves et expediti in omnes dominicas et festa mobilia". Ibid. 1685, 4°; „Sacrum connubium sive Theandri et Leucothoes sancti amores". Herbipoli 1700, 12°; „Flamma divini amoris". Viennæ 1703, 12°. — Dies sind die Werke Rettenbacher's, die im Drucke erschienen sind, die ungedruckten siehe bei Pachmayr l. c.

Pachmayr, Historico-chronologica series abbatum et religiosorum monasterii Cremifanensis. Styræ 1777, Fol., p. 531. — Baader, Lexikon verstorb. bair. Schriftsteller II, 2, S. 25. — Hagn, Das Wirken der Benedikt. Abtei Kremsmünster. Linz 1848, S. 79 ff. — Wurzbach, Biographisches Lexikon XXV, 121.

P. Ant. Weis.

Retzer: Joseph Friedrich Freiherr v. R., österreichischer Dichter und Schriftsteller, geboren zu Krems in Niederösterreich am 24. Juni 1754, erhielt seine Erziehung in Wien und zwar von 1762—74 in dem rühmlichst bekannten Theresianum, worauf er bei der Ministerial-Banko-Hofdeputation angestellt und im J. 1782 zum Hofconcipisten, 1787 zum Hofsecretär ernannt wurde. Retzer's erste litterarische Arbeiten datiren schon aus dem J. 1773, er war überaus belesen, beherrschte eine Zahl von Sprachen und stand mit den hervorragendsten geistigen Capacitäten Wiens und Deutschlands in Verbindung. Er wurde deshalb im J. 1783 zugleich zum Büchercensor ernannt, welche Stellung ihn in den unmittelbaren Verkehr mit der Schriftstellerwelt der Residenz brachte und zugleich gestattete, anregend und selbst befruchtend auf manches Talent zu wirken. Das weitere äußere Leben Retzer's hat keine hervorragenden Momente mehr aufzuweisen, er starb in Wien am 15. October 1824. Als Poet trat R. im J. 1774 mit der Sammlung: „Gedichte aus dem k. k. Theresianum" auf, denen mehrere Gedichte in Einzeldrucken, vorwiegend patriotischen Charakters und die „Sieben Gedichte" (Berlin 1806) folgten. Er war einer der Hauptmitarbeiter an dem „Wiener Musenalmanach", dessen Jahrgänge von 1780 an stets poetische Beiträge aus seiner Feder aufweisen. Obwol zumeist Gelegenheitspoesien, zeichnen sich Retzer's Dichtungen durch eine edle Sprache und durch Correctheit in Reim und Versification vortheilhaft vor vielen seiner österreichischen Zeitgenossen aus. Für die Verbreitung der damals noch wenig bekannten englischen Litteratur in Oesterreich war er eifrig thätig, insbesondere durch das anthologische 1783—86 erschienene sechsbändige Werk: „Choice of the best poetical pieces of the most eminent English Poets". R. gab auch die Werke des Hieronymus Balbi, Bischofs von Gurk, eines als Dichter, Redner und Rechtsgelehrter hervorragenden Mannes in lateinischer Sprache heraus unter dem Titel: „Hieronymi Balbi . . . opera poetica, oratoria ac politico-moralia", 2 Voll. (Viennae 1791—92), im Wiener Musen-Almanach für 1789 veröffentlichte er einige Proben der Poesieen Balbi's in deutscher Uebersetzung. Ein Jahr später gab er in deutscher Sprache das Buch: „Nachrichten von dem Leben und den Schriften des . . . Hieronymus Balbi" heraus. Noch seien aus der Zahl der Schriften Retzer's angeführt: „Mako's physikalische Abhandlung von den Eigen-

schaften des Donners und den Mitteln wider das Einschlagen" (1783); „Metastasio. Eine Skizze für seinen künftigen Biographen" (1782); „Tabakpachtung in den österreichischen Ländern von 1670 bis 1783" (1784); „Der Beichtvater und der junge Geistliche als Beichtkind" (1785). R. gab im J. 1776 eine Uebersetzung von Racine's Briefen, im J. 1793 die Schriften der Herzogin Julie von Giovane und im J. 1814 die Neuauflage der Werke C. v. Ayrenhoff's heraus, er war an hervorragenden deutschen Zeitschriften und poetischen Sammlungen, so am „Deutschen Museum", am „Neuen teutschen Merkur", an der „Berliner Monatsschrift", am „Hamburger Musenalmanach" durch längere Zeit Mitarbeiter.

Goedeke, Grundriß II, 606. — Wurzbach, Biogr. Lexikon XXV.

A. Schlossar.

Retzow: Friedrich August v. R., ältester Sohn des Generals Wolf Friedrich v. R. (s. u.), ist der Verfasser der als Quelle für des Vaters Lebensbeschreibung genannten „Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des Siebenjährigen Krieges in Rücksicht auf Ursachen und Wirkungen". R., am 13. Juli 1729, wahrscheinlich zu Maethlow im Havellande, geboren, war, nachdem er als Cadett in das von seinem Vater befehligte Garde-Grenadierbataillon (Nr. 6) eingetreten war, am 15. November 1747 zum Fähnrich, am 15. August 1750 zum Secondlieutenant befördert worden und befand sich in dieser Stellung während der drei ersten Jahre des Siebenjährigen Krieges, an welchem er als Adjutant seines Vaters theilnahm. Von dem Verdienste, welches letzterer sich bei Leuthen erwarb, nimmt er einen großen Theil für sich in Anspruch. Seit December 1758 fehlt sein Name in den Listen seines Truppentheiles und des preußischen Heeres überhaupt. Er führte später den Titel Capitän von der Infanterie außer Dienst, Erb-Lehens- und Gerichtsherr auf Maethlow, auch Erb- und Gerichtsherr auf Neu-Bellin, und ist zu Neu-Bellin (jetzt Hohen-Bellin), einem zum Kirchsprengel Zabakuk bei Genthin gehörigen Gute, welches seine Mutter, eine geborene v. Roeseler, 1759 von einem Hauptmann v. Randow gekauft hatte, am 18. October 1812 gestorben. Sein obenerwähntes Buch erschien zuerst zu Berlin im J. 1802 im Himburg'schen Verlage. Der Verfasser bezeichnete sich damals nur als einen „Zeitgenossen", aber schon in der im folgenden Jahre unter dem Titel: „Nouveaux mémoires historiques sur la guerre de sept ans" veröffentlichten Uebersetzung, welche der Prediger Erman zu Potsdam verfaßt hatte, nennt er sich „Mr. de Retzow, ancien capitaine au service de Prusse" und auch die 2. Auflage der „Charakteristik", welche im J. 1804 erschien, bezeichnet ihn als den Verfasser. Seine Schrift, welche lange Zeit als eine sehr zuverlässige Quelle für die Geschichte des Siebenjährigen Krieges gegolten hat und dies in mancher Hinsicht verdient, ist keineswegs unbefangen und ohne Parteilichkeit geschrieben; sie ist vielmehr von Gehässigkeit gegen den König erfüllt (vgl. Charakteristik I, 372, erste Ausgabe) und verherrlicht, im Gegensatze zu diesem, den Prinzen Heinrich über die Gebühr. Ihm ist das Buch gewidmet, der Prinz wird in demselben als der Held des Siebenjährigen Krieges bezeichnet. Schon früh indessen erhob sich Widerspruch gegen eine solche Auffassung und Darstellung. Bereits im J. 1803 veröffentlichte der Kirchenrath und erste Prediger bei der reformirten Gemeinde der St. Jerusalem- und Neuen Kirche zu Berlin, Gebhardt, eine „Vertheidigung Friedrichs des Großen in Ansehung der Fehler, welche ihm in der Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des Siebenjährigen Krieges Schuld gegeben werden" (Berlin bei Nicolai), wofür er vom König Friedrich Wilhem III. ein in der Berliner Zeitung abgedrucktes, sehr gnädiges Cabinetsschreiben (auch bei Preuß, Friedrich der Große II, 407, Berlin 1833) und eine große goldene Medaille erhielt; Friedrich Wilhelm III.

nannte es „ein verdienstliches Geschäft, den großen König selbst gegen ungegründete Vorwürfe zu schützen". Auffallenderweise hat man früher mannichfach den General Wolf Friedrich v. R. für den Verfasser der Charakteristik gehalten, obgleich dieser bereits im dritten Jahre des Krieges starb und die Geschichte des Letzteren bis zu dessen Beendigung in unveränderter Weise fortgeführt ist. Daß des Vaters Aufzeichnungen oder Mittheilungen als Quellen bei der Abfassung des ersten Theiles des Buches gedient haben, ist nicht ausgeschlossen (vgl. Charakteristik I, 348, erste Ausgabe); R., der Sohn, beruft sich in der Widmungsrede auf seine eigenen Erfahrungen und auf den Einfluß solcher Personen, die erhabene Posten im Staate bekleideten. Unter letzteren Personen wird wol Prinz Heinrich mit zu verstehen sein; Anzeichen, daß R. dem Kreise desselben angehört habe, finden sich nicht; bei der geringen Entfernung zwischen Retzow's Wohnsitz und dem gewöhnlichen Aufenthaltsorte des Prinzen, Rheinsberg, ist indessen nicht unwahrscheinlich, daß er auch in persönlichem Verkehr mit dem Bruder Friedrich's des Großen gestanden habe. Daß Beziehungen zwischen dem Prinzen und dem Verfasser vorhanden gewesen, läßt sich auch daraus schließen, daß R. sein Werk unmittelbar nach jenes Tode, als er selbst bereits 73 Jahre alt war, veröffentlichte. Als eine Quelle, aus welcher er geschöpft habe, bezeichnet er ausdrücklich das dem Ruhme des Königs wenig günstige Tagebuch von Gaudy. — 1818 wurde Retzow's Werk in das Russische übertragen.

Angaben über die nichtmilitärischen Lebensverhältnisse, welche anderweit mehrfach irrig gegeben sind, beruhen auf gefälligen Mittheilungen aus dem Kirchenbuche seitens des Herrn Pastor Pfau zu Zabakuk bei Genthin.

B. Poten.

Retzow: Wolf Friedrich v. R., preußischer Generallieutenant, Erbherr auf Maethlow bei Nauen, 1699 aus alter märkischer Familie in der Mittelmark geboren und auf der Ritterakademie zu Brandenburg an der Havel erzogen, trat 1716 als Fähnrich in das Infanterieregiment v. Schlabrendorf (Nr. 25) und wurde 1745 als Oberst Commandeur des Bataillons Grenadier-Garde (Nr. 6), welches Friedrich der Große 1740 nach seines Vaters Tode aus den drei Bataillons der großen Potsdamschen Grenadier-Garde gebildet hatte. R. hatte die beiden ersten schlesischen Kriege mitgemacht und sich namentlich 1742 durch seine tapfere Vertheidung des Magazinortes Pardubitz hervorgethan, 1747 übertrug der König ihm, nachdem General v. d. Goltz gestorben war, die Besorgung des Generalcommissariats, d. h. der obersten Verpflegungsbehörde für das Heer, und daneben nach und nach die Beaufsichtigung und Verwaltung einer großen Anzahl von anderweiten Anstalten, so der in der Nähe von Potsdam errichteten Colonien und ihrer Fabrikthätigkeit, des Potsdamer Militär-Waisen- und des Berliner Invalidenhauses, des Lagerhauses in Berlin, der dortigen Gold- und Silbermanufactur und seit 1756 auch der Münzen. R., ein thätiger und tüchtiger Mann, eifrig bemüht, was er zu lernen in der Jugend versäumt hatte, im Alter nachzuholen, rechtschaffen und pflichttreu, gewann in diesem Wirkungskreise die Gunst des Königs, welcher ihn scherzweise wol „mon petit Colbert" nannte. Als der Siebenjährige Krieg bevorstand, waren Schwerin und R. die ersten, welche in das bis dahin wol nur dem Könige selbst, Winterfeldt und Eichel bekannt gewesene Geheimniß gezogen wurden. R. mußte als Intendant Vorbereitungen für die Verpflegung des Heeres treffen. In letzterer Eigenschaft blieb er auch im Felde thätig, doch führte er daneben stets ein Truppencommando und war bei Prag und bei Roßbach, bei Leuthen und bei Hochkirch zur Stelle; während des Winters 1756/57 war er Commandant von Dresden; hier schloß er infolge seiner Thätigkeit bei den Münzen den Vertrag mit den jüdischen Unternehmern, welche die schlechten Geldsorten ausprägten. Ein besonders ruhm-

volles Gefecht lieferte er nach Aufhebung der Belagerung von Olmütz am 12. Juli 1758 bei Holitz; er befehligte damals eine der drei Heeressäulen, in denen sich der Abmarsch aus Mähren nach Böhmen vollzog, mittelst jenes Gefechtes gelang es ihm, die unter seine Befehle gestellten Truppen sammt allen Trains dem vorangegangenen Könige zuzuführen. Für die guten Dienste, die er bei Leuthen geleistet hatte, wo er die Infanterie des linken Flügels im ersten Treffen befehligte, ernannte ihn der König auf dem Schlachtfelde zum Generallieutenant. Nicht so zufrieden war er mit Retzow's Verhalten bei Hochkirch, wo dieser einen gesonderten Heerhaufen commandirte. Daß dieser eine wichtige Höhe, den Stromberg, nicht besetzt hatte, zog ihm sogar eine Arreststrafe, die erste in seinem Leben, zu; als der König überfallen war, trug aber R., welcher, weil er abseits stand, von dieser Widerwärtigkeit nicht mitbetroffen war, viel zur Rettung des Heeres bei, so daß Prinz Heinrich, welcher jede Gelegenheit benützte denjenigen Lobendes nachzusagen, welche von seines königlichen Bruders Ungnade betroffen waren, auf einem in Rheinsberg dem Prinzen August Wilhelm gesetzten Obelisken bei Retzow's darauf befindlichem Namen hinzufügen ließ: „qui sauva l'armée à Hochkirch“. In jenen trüben Octobertagen war R. an der Ruhr erkrankt, daneben wirkte der Verdruß über die wider ihn verhängte Strafe ungünstig auf seine Gesundheit. Er bat, zu seiner Herstellung nach Dresden gehen zu dürfen; der König schlug es ihm ab, weil er zu diesem Zweck von Daun, welcher die zu passirende Gegend besetzt hielt, einen Paß für R. hätte erbitten müssen. R. machte daher den beschwerlichen Marsch des Prinzen Heinrich durch das Gebirge nach Schlesien mit, kam todtkrank in Schweidnitz an und starb dort am 5. November 1758. — Der Name des Generals v. R. findet sich auch auf dem Postamente des dem König Friedrich d. Gr. im J. 1851 zu Berlin unter den Linden errichteten Denkmals. Die Berlinische Zeitung meldete seinen Tod mit dem ausdrücklichen Hinzufügen, daß der König ihn bis zu seinem Lebensabende der vorzüglichsten Huld und Gnade gewürdigt habe. Dieser selbst hat in seinen Schriften für R. nur Anerkennung und Lob (Oeuvres posthumes III, 324, 325); nirgends findet sich ein Wort des Tadels; nach dem Ueberfall bei Hochkirch hat der General allerdings den unberechtigten Vorwurf ertragen müssen, daß er durch die Nichtbesetzung des Stromberges das Unglück des Tages verschuldet habe.

Biographisches Lexikon aller Helden und Militärpersonen, welche sich in preußischen Diensten berühmt gemacht haben (vom Ordensrath König), 3. Theil, Berlin 1790. — Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des Siebenjährigen Krieges in Rücksicht auf Ursachen und Wirkungen von einem Zeitgenossen (von Retzow), Berlin 1802, I, 371.

B. Poten.

Retzsch: Friedrich August Moritz R., Maler und Radierer, geboren zu Dresden am 9. December 1779, † in der Hoflößnitz bei Dresden am 11. Juni 1857, wurde 1798 Schüler, 1816 Mitglied der Dresdener Kunstakademie und erhielt 1824 den Titel eines Professors. Er schloß sich in seinen künstlerischen Arbeiten mit Vorliebe an vorhandene Dichterwerke an und hat sich Beifall und Anerkennung vorzüglich durch seine Umrisse zu Goethe's Faust, zu Schiller's Kampf mit dem Drachen, Gang nach dem Eisenhammer, Lied von der Glocke und Pegasus im Joche, zu Bürgerschen Balladen und Shakespearischen Dramen erworben.

Mrs. Jameson, Sketches of Germany, Frankfurt a. M. 1837, S. 338 ff. — Nagler, Künstler-Lexicon, Bd. 13, 1843, S. 49 ff. — Künstlerlexicon, 2. Aufl., umgearb. von A. Seubert, Bd. 3, 1879, S. 133.

—d.

Reublin: Wilhelm R. hat als Prediger und Theologe zur Zeit der Reformation, zumal in der Geschichte des sog. Anabaptismus, seinen Namen bekannt gemacht. Er war zu Rothenburg am Neckar um das Jahr 1490 geboren. Er begegnet uns zuerst in Basel, wo er im J. 1521 Prediger an St. Alban war, nachdem eben dasselbe Amt erst von Caspar Hedio und dann von Wolfg. Fabr. Capito verwaltet worden war. Hier legte R. (nach den Worten des Baseler Chronisten Fridolin Ryff) „die heilige Schrift so christlich und wohl aus, daß dergleichen vorher nie war gehört worden, so daß er ein mächtig Volk überkam". Er hatte namentlich die Zünfte, vor allem den Oberzunftmeister Lux Ziegler auf seiner Seite, auch die einflußreichen Buchdrucker und Formschneider waren seine Parteigänger. Das Pfarrhaus von St. Alban war damals ein Mittelpunkt der Baseler Reformfreunde; auch auswärtige Gelehrte, wie Herm. v. d. Busche, fanden dort gastliche Aufnahme. Im Herbst 1522 mußte R. indessen seinen Gegnern weichen: er wurde aus der Stadt ausgewiesen. Im April 1523 finden wir ihn als Prediger zu Wytikon. Als im Herbst desselben Jahres zu Zürich der Conflict zwischen Zwingli und Konrad Grebel ausbrach, stellte sich R. auf Grebel's Seite und blieb den Grundsätzen, die er damit zu den seinigen machte, auch dann noch treu, als Zwingli's Sieg über seine evangelischen Gegner entschieden war, ja R. ist einer der thätigsten und erfolgreichsten Agitatoren gerade für den schweizerischen Anabaptismus oder für die „apostolischen Täufer", wie sie Bullinger nennt, geworden. Es gelang ihm zunächst, den Dr. B. Hubmaier zum Empfang der Spättaufe zu bestimmen und später hat er auch den Mich. Sattler zu Rothenburg am Neckar in die „Brüderschaft" aufgenommen. Nach mancherlei Schicksalen — zu Anfang 1529 ward er zu Straßburg eine Zeit lang in das Gefängniß gesperrt — wanderte er mit der Mehrzahl der strengeren Richtung nach Mähren aus, wo die „Schweizer Brüder" damals freie Bahn für die Ausgestaltung ihrer Ideen fanden. Indessen war R. doch zu einsichtig, um Alles zu billigen, was hier geschah, und so gerieth er mit den Mähren über die Frage der Gütergemeinschaft und Anderes in einen Streit, der seinen Ausschluß aus der Gemeinschaft zur Folge hatte. Ueber das Jahr seines Todes ist nichts bekannt.

Füßlin, Beiträge zur Erl. d. Kirchen-Ref.-Gesch. Zürich 1754, II, 374; III, 241; IV, 45, 83. — Ochs, Gesch. v. Basel, 1796, V, 357 ff., 436. — Heß, Joh. Oecolampad, S. 50. — Bullinger, Ref.-Gesch. I, 108. — Cornelius, Gesch. des Münsterschen Aufruhrs II, 16 ff. — Basler Chroniken, I. Bd. (Leipzig 1872) S. 33 ff. — Forschungen zur deut. Gesch. Bd. XXII, 445. — J. Beck, Geschichtsbücher der Wiedertäufer in Oestreich-Ungarn. Wien 1883, S. 86 ff. — L. Keller, Die Reformation und die älteren Reformparteien. Leipzig 1885, S. 381.

L. Keller.

Reuchlin: Christoph R., Professor der evangelischen Theologie in Tübingen, geboren zu Tübingen 1660, † ebendaselbst am 11. Juni 1707, war der Sohn von David R. (Stellung unbekannt) und Anna Elisabetha geb. Klein. Seine Familie, welche viele tüchtige Geistliche zu ihren Mitgliedern zählte, leitete ihren Stammbaum bis auf Dionysius R., den Bruder von dem Humanisten Johann R. zurück. Eine sehr sorgfältige Erziehung ließ die reiche Begabung des Knaben frühe zur Entfaltung kommen, schon 1671 wurde er als civis academicus in die Universität seiner Vaterstadt aufgenommen. 1679 ging er nach Wittenberg, um seine Studien fortzusetzen, er trieb besonders classische und orientalische Philologie; 1681 wurde er Magister, las seitdem und leitete Disputirübungen an der Universität. 1685 kehrte er nach Tübingen zurück, las Privatcollegien, wurde Feldprediger des Administrators Herzogs Friedrich Karl

von Württemberg, 1690 Diakonus an der Leonhardskirche in Stuttgart, 1692 wurde er Professor am Gymnasium in Stuttgart und zugleich Abendprediger an der dortigen Stiftskirche; 1699 wurde er zum dritten ordentlichen Professor der Theologie und Stadtpfarrer an der Stiftskirche in Tübingen ernannt, 1700 bezog er diese Stelle; in demselben Jahre wurde er zum Doctor der Theologie promovirt. 1705 wurde er Decan und zugleich Superattendent des herzoglichen Stipendiums (Seminar). In den letzten Jahren seines Lebens litt er an heftigem Kopfweh, am 18. Mai traf ihn ein Schlaganfall, von welchem er sich nicht mehr ganz erholte, doch predigte er zuweilen, so noch zwei Tage vor seinem Tode. Am 11. Juni 1707 (nicht 1704 wie bei Weizsäcker S. 93) brachte ihm ein zweiter Anfall den Tod. 1690 hatte er Sibylle Hechler geheirathet, von ihren vier Kindern überlebten ihn zwei Töchter.

R. ist in der württembergischen Kirchengeschichte dadurch bekannt, daß er ein Gönner und Beförderer des Pietismus war, und mit dazu beitrug, dem Pietismus in Württemberg die eigenthümliche Gestaltung zu geben, daß es zu keiner Separation von der Landeskirche kam. In seiner Wohnung sammelte er die Alten an Sonn- und Festtagen zu Erbauungsstunden und erklärte ihnen die Psalmen, bei seinen Vorlesungen durften die Studenten ihn fragen und ihre Bedenken ihm vortragen. Am 5. Mai 1706 gab er ein Votum ab — abweichend von der Erklärung seiner Collegen — günstig für die Privaterbauungsstunden, das auf den Erlaß vom 12. August 1706 nicht ohne Wirkung war. Der geisteskräftige klare, aber milde und sanfte, von Herzen fromme Mann stand besonders auch wegen seiner praktischen, gegen Heuchelei und Pharisäismus gerichteten Predigten in großem Ansehen; wie ein kühler Morgenthau sei alles gewesen, was man von ihm gehört, voll Kraft und Leben, rühmt Joh. Albr. Bengel von ihm. Von theologischen Schriften sind nur einige Disputationen („De diluvio“, „De fundamento fidei“, „De nova creatione“, „De officio Christi prophetico“ etc.) vorhanden; nach seinem Tode erschien eine Sammlung seiner Predigten: „Auserlesene Predigten“. Tübingen 1708.

Leichenpredigt von Andrea Adam Hochstetter. — Weizsäcker, Lehrer und Unterricht an der evangelisch-theologischen Fakultät in Tübingen. 1877.

Theodor Schott.

Reuchlin: Dr. Hermann R., Historiker, Sohn des Decans Johann Christoph Friedrich R. in Heidenheim (Württemberg), weiterhin von einem Bruder des berühmten Humanisten Joh. R. abstammend, geboren am 9. Januar 1810 in der Stadt Markgröningen bei Ludwigsburg, wo sein Vater damals die Stelle des Diakonus bekleidete, † zu Stuttgart am 14. Mai 1873. Nachdem er das Studium der Theologie in Tübingen absolvirt hatte, füllte er einen guten Theil der Zwischenzeit bis zu seiner Bedienstung auf eine ebenso genußreiche, als für seine Geistesbildung förderliche Weise aus durch Reisen ins Ausland und durch Uebernahme zweier Hofmeisterstellen, zuerst bei dem Architekten L. T. J. Visconti in Paris, dann bei dem Syndikus der freien Stadt Hamburg Karl Sieveking in Ham, in dessen feingebildetem Hause Vertreter der Diplomatie, der Kunst und der Wissenschaft aus halb Europa aus- und eingingen. In die Heimath zurückgekehrt, erhielt er 1842 die Pfarrei Pfrondorf, von wo aus er den anregenden Verkehr mit den Angehörigen der nahen Universität Tübingen und die wissenschaftlichen Hilfsquellen derselben sich reichlich zu Gute kommen ließ; 1857 legte er jedoch diesen Kirchendienst nieder, um fortan in Stuttgart ganz seinen litterarischen Arbeiten zu leben. Den ersten Anstoß zu schriftstellerischem Schaffen hatte ihm eine Bildungsreise nach Frankreich gegeben, welche durch die Uebernahme jener Stelle im Viscontischen Hause sich zu einem ein-

jährigen Aufenthalte in Paris erweiterte (1835—36). Die französische Nation interessirte den lebhaften jungen Mann sehr, trotzdem daß sie damals ganz den materiellen Interessen hingegeben zu sein schien; er kehrte an ihr eine weniger auf der Oberfläche liegende Seite hervor, indem er die religiösen Zustände ins Auge faßte, wie sie in der Kirche und in freien Vereinen, in der Volkssitte und in der Presse zu Tage traten. Seinem Buche: „Das Christenthum in Frankreich innerhalb und außerhalb der Kirche" (Hamburg 1837) wurde nachgerühmt, daß in ihm keine leidenschaftliche Parteinahme für die protestantische Minderheit sich bemerken ließ, vielmehr auch der katholischen Mehrheit eindringende Beachtung und Würdigung zu Theil wurde. Dem Verfasser erschien eine Verständigung beider Kirchen als erstrebenswerthes Ziel, und von diesem Gesichtspunkte aus sagte es ihm, dem protestantischen Theologen, zu, gerade aus der Geschichte der katholischen Kirche Frankreichs den Gegenstand für weitere umfassende Studien zu holen und eine im Schooße derselben erwachsene Richtung als Geschichtsschreiber zu behandeln, welche, wenn auch unbewußt, dem Protestantismus sich näherte. Die „Geschichte von Port-Royal" (Hamburg und Gotha 1839—44) schildert die Blüthezeit des französischen Jansenismus, welcher unter der Regierung Ludwig's XIV. trotz alles Gegenstrebens vom Hofe her an den edelsten Männern der Geistlichkeit und der Bürgerschaft offene Anhänger oder stille Förderer fand. Als Nebenarbeit hierzu ist anzusehen Reuchlin's Monographie über Pascal, welcher bekanntlich an der Seite der Männer von Port-Royal mit seinem glänzenden Witz gegen den Jesuitismus ankämpfte („Pascals Leben und der Geist seiner Schriften." Stuttgart 1840). Zur Zeit, da R. die Schrift über Port-Royal vollendete, deren zweiter Band nach dem Leben Pascal's erschien, hatten die gegenseitigen Beziehungen zwischen den beiden Kirchen schon eine Wendung genommen, welche eine Versöhnung derselben in weite Ferne rückte. Der Verfasser selbst, welchen die Vorarbeiten zu jenem Bande im J. 1840 nach Italien führten, gewann durch das eifrige Studium von Kirchenlehre und Praxis, wie sie ihm am Mittelpunkt des Katholicismus entgegentraten, ein schärferes Verständniß für die bestehenden Gegensätze, wovon die anonym erschienenen „Bilder und Skizzen aus Rom" (Stuttgart 1844) sattsam Zeugniß geben. Angesichts der im damaligen Rom herrschenden Unduldsamkeit gewährte es R. Befriedigung, eine (unter dem Namen Bernhard veröffentlichte, nachher nicht fortgesetzte) Reihe von „Lebensbildern aus den letzten Jahrzehnten des deutschen Kaiserreichs" mit der Schilderung eines Prälaten zu eröffnen, der bei tiefer katholischer Frömmigkeit die tolerante Gesinnung Joseph's II. theilte und sein geistliches Territorium nach den Maximen Friedrich's d. Gr. regierte: „Franz Ludwig von Erthal, Fürstbischof von Bamberg und Würzburg". Tüb. 1852. — Als im deutschen Volk die nationale Bewegung in Fluß kam, schloß sich ihr R. mit der ganzen Wärme eines früheren Burschenschäftlers an, namentlich begleitete er mit seiner Theilnahme die zum Kampf gegen den äußeren oder inneren Feind ausrückenden Truppen und er glaubte seine Liebe zu dem Volk in Waffen auf keine nützlichere Weise bethätigen zu können, als indem er unter dem Titel: „Der deutsche Soldat" von Fr. Bernhard" (1—10, 1849—51) eine gesunde Lectüre für Soldaten und Unterofficiere schuf, welche die Lust zum Kriegshandwerk in ihnen mehren, ihre Vaterlandsliebe stärken und ein richtigeres Urtheil über die Zeitereignisse unter ihnen verbreiten sollte. Alle seine Arbeitskraft aber concentrirte R. vom Jahre 1855 ab bis zum Ende seiner Tage auf die Geschichte einer mit den Deutschen gleichzeitig um ihre Einheit ringenden Nation, der italienischen. Schon die ersten Anläufe der Italiener zur Abschüttlung der Fremdherrschaft hatte er verständnißvoller und unparteiischer betrachtet, als die große Mehrzahl der Deutschen, die glänzende Durchführung des Einheitsgedankens

durch ihre Führer erhöhte noch seine Sympathie, welche übrigens nie in blinden Enthusiasmus ausartete. Der persönliche Verkehr mit Männern der verschiedensten Parteirichtungen und Lebensstellungen, welchen er bei wiederholtem Aufenthalt in Italien (1856, 1860, 1868) anknüpfte und pflegte, gewährte ihm reichen Einblick in die Zustände, Bestrebungen und Stimmungen des Volks, enthüllte ihm die Ziele der Parteihäupter, die Triebfedern der Regierenden, und dies war sehr viel werth in einer Zeit, da die Memoiren, Briefe und Documente für diese Periode noch sehr spärlich in die Oeffentlichkeit getreten waren. Uebrigens benützte R. neben der persönlichen Information die gedruckten Hülfsmittel in weitestem Umfang, nur daß er der Stimme der patriotischen Dichter Italiens nicht genug Gehör gab. Das Werk wuchs allmählich zu vier Bänden heran („Geschichte Italiens von der Gründung der regierenden Dynastien bis zur Gegenwart". Thl. 1—4. Leipzig 1859—73). Einen Theil des überreichen Stoffs verarbeitete R. noch in kleineren Monographien („Lebensbilder zur Zeitgeschichte." 1—3. Nördl. 1861—62) und Abhandlungen. Dem Werthe des Inhalts kam leider in Reuchlin's Schriften die Darstellung nicht überall gleich; es fehlt seinem Stil an Leichtigkeit; die Erzählung fließt nicht ruhig dahin, wird vielmehr gar zu oft unterbrochen durch Zwischengedanken, welche überdies häufig in eine wenig glückliche Form gehüllt sind. Aber belebend und anregend, nicht selten geistreich und fesselnd ist das, was er schrieb.

W. Lang, Hermann Reuchlin in: Von und aus Schwaben. H. 2. Stuttg. 1886. S. 90—109. — Bilder aus vergangener Zeit. Theil 2. Bilder aus Karl Sievekings Leben (Hamb. 1887). S. 157, 162, 304. — Familiennotizen. Heyd.

Reum: Johann Adam R., Dr. phil., Forstbotaniker, geboren am 16. Mai 1780 zu Altenbreitungen (Sachsen-Meiningen); † am 26. Juli 1839 zu Tharand. Nachdem er den ersten Schulunterricht in seinem Heimathorte und bei dem gelehrten Adjunct Mosengeil in dem nahen Frauenbreitungen genossen hatte, bezog er 1798 das Lyceum zu Meiningen und siedelte 1802 auf die Universität Jena über, um Theologie zu studiren. Neben den theologischen Studien trieb er aber auch und zwar mit weit größerer Vorliebe Philosophie und Naturwissenschaften. Von seinen akademischen Lehrern scheint Schelling die größte Anziehungskraft auf ihn ausgeübt zu haben, denn er folgte diesem Philosophen, nachdem er in Meiningen bereits das theologische Staatsexamen absolvirt hatte, später noch ein Semester nach Würzburg. Hier wurde er sich bald völlig darüber klar, daß die theologische Laufbahn seiner inneren Neigung weniger entspreche, als philosophische Studien. Er entsagte daher jener, ging einige Zeit auf Reisen und folgte 1805 der Aufforderung H. Cotta's, in das schon vor einem Jahrzehnt von diesem begründete Forstinstitut zu Klein-Zillbach als Lehrer der Mathematik und Botanik einzutreten. Von da ab blieb sein Geschick ohne Unterbrechung mit demjenigen seines nachmals so berühmt gewordenen Directors eng verbunden. Er promovirte 1808 in Jena als Dr. phil., siedelte 1811 — unter Beibehaltung seiner Lehrgegenstände — mit Cotta nach Tharand über und wirkte hier, seit 1816 als königl. sächsischer Professor mit seltenem Eifer, unwandelbarer Liebe zur Wissenschaft und musterhafter Berufstreue bis an sein Lebensende. Noch am Morgen seines Sterbetages hielt er in gewohnter Weise seine botanischen Vorträge im Forstgarten, nicht ahnend, daß ihn am Nachmittage ein Nervenschlag diesem Leben entrücken sollte. Zu dem guten Rufe der Forstlehranstalt Tharand hat er als langjähriger, pflichteifriger Mitarbeiter redlich das Seinige beigetragen. —

R. war ein reich begabter, scharfsinniger und äußerst anregend wirkender Lehrer. Seine Lehrmethode war nicht auf einseitige Schulung, sondern auf An-

leitung der akademischen Jugend zum selbständigen Denken gerichtet. Dabei war er zugleich ein warmer und väterlicher Freund seiner Hörer. Sein lebhaftes Interesse für die Wissenschaft riß ihn zwar zeitweise zum heftigen Disputiren hin, wobei er sich durch Widerspruch leicht verletzt fühlte; der besseren Begründung lieh er aber stets ein williges Ohr. Sein Lieblingsfach war die Botanik und zwar namentlich die beschreibende und die angewandte. Seine schriftstellerische Thätigkeit war eine ziemlich umfangreiche. 1814 veröffentlichte er einen „Grundriß der deutschen Forstbotanik" (2 Theile), welcher 1825 in zweiter und 1837 in dritter Auflage erschien und in das Französische übersetzt wurde. Der rein wissenschaftliche Theil dieses Werkes, welches sich lange Zeit eines vorzüglichen Rufes erfreute, entbehrt zwar der wünschenswerthen Vertiefung; der beschreibende Theil hingegen überragt alle früheren forstbotanischen Schriften. 1819 ließ er „Die deutschen Forstkräuter" als selbständiges Werk erscheinen, welches später wesentlich verbessert und vermehrt als 3. Abtheilung der „Forstbotanik" neu aufgelegt wurde. Es folgten: „Grundlehren der Mathematik für angehende Forstmänner", 2 Theile (1823), „Oekonomische Botanik, oder Darstellung der haus- und landwirthschaftlichen Pflanzen, zum Unterrichte junger Landwirthe" (1832), „Von der Zucht einiger Laubholzarten durch Saat und Pflanzung" (1833) und „Pflanzenphysiologie, oder das Leben, Wachsen und Verhalten der Pflanzen mit Rücksicht auf deren Zucht und Pflege u. s. w." (1835). Ferner ließ er als Manuscripte für seine Zuhörer drucken: „Uebersicht der Benutzung der Waldprodukte" (1827), „Uebersicht des Forstwesens" (1828) und „Anwendung der Raumgrößenlehre auf forst- und landwirthschaftliche Messungen, Berechnungen und Theilungen" (1836). Außerdem sind noch Abhandlungen von ihm in forstlichen Zeitschriften und in Oken's Isis enthalten. In allen diesen Schriften offenbart sich ein mit seinem Bildungsgange zusammenhängender naturphilosophischer Anstrich. In der Physiologie und Pathologie der Holzgewächse war er offenbar weniger bewandert, als in der Dendrographie, was bei seiner umfangreichen Lehrthätigkeit — er hatte später nebenbei auch noch Encyklopädie der Forstwissenschaft zu lesen — nicht Wunder nehmen kann. Rühmlicher Erwähnung bedarf noch seine unermüdliche Thätigkeit in Bezug auf den botanischen Garten zu Tharand. Er richtete denselben sehr zweckmäßig ein, wendete ihm dauernd eine sachgemäße Behandlung zu und ertheilte vortrefflichen praktischen Unterricht namentlich über Zucht und Pflege der forstlich wichtigen Pflanzen, wodurch er viele Generationen späterer Pfleger des Waldes befruchtete. Seine Eigenschaften als Mensch chararakterisiren die Worte auf dem ihm von seinem Freunde, Commerzienrath Tamnau (Berlin) gesetzten Grabstein: . . . . „Ein treuer Freund, sowie ein Mann von Wort; — Der Lüge Feind, der Unterdrückten Hort; — Ein Geist, der sich vor keinem Götzen beugte — Und, scheinbar rauh, ein fühlend Herz stets zeigte." — Eine ihm zu Ehren von seinen Schülern im botanischen Garten aufgestellte Büste wurde am 30. October 1863, bei Gelegenheit des Cottafestes, feierlich eingeweiht.

Gwinner, Forstliche Mittheilungen II. 6. Heft, 1839, S. 139. — Fraas, Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft, S. 580. — Fr. v. Löffelholz-Colberg, Forstliche Chrestomathie, III. 1, S. 673, Bemerkung 745 aa (Geburtsjahr unrichtig), S. 780, Nr. 984; III. 2, S. 889, Nr. 1448 a. — Ratzeburg, Forstwirthschaftliches Schriftsteller-Lexikon, S. 435. — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums u. s. w. II. S. 371, 372 und 384; III. S. 155, 317, 318 und 372. — Roth, Geschichte des Forst- und Jagdwesens in Deutschland, S. 644. — Heß, Lebensbilder hervorragender Forstmänner u. s. w., 1885, S. 290.

R. Heß.

Reumont: Alfred v. R., preußischer wirklicher Geheimrath, geboren am 15. August 1808, † am 27. April 1887 zu Aachen. Die Familie Reumont stammte aus Belgien, aus der Lütticher Hesbaye, war aber um die Mitte des 18. Jahrhunderts nach Aachen übergesiedelt. Hier wurde Gerhard R., der Vater Alfred's, 1765 geboren. Ein Mann von aufgewecktem, regsamen Geiste, hat er durch persönliche Eigenschaften und Erlebnisse auf den Sohn weitgehenden Einfluß ausgeübt. Zu Ende der 80er Jahre studirte er Medicin an der neugestifteten Universität Bonn, wo er in den vorzüglichsten Lehrern, Rougemont, Ginetti, Wurzer, Gönner und Freunde fand und seine Neigung zur schönen Litteratur im Umgang mit Fischenich und dem damals noch viel gerühmten Eulogius Schneider befriedigen konnte. Aber Wissensdrang und Wanderlust führten ihn in weitere Ferne. Mit guten Empfehlungen ausgestattet, zog er im Frühling 1791 nach Paris, wurde durch Vermittelung des Directors des Hôtel-Dieu, Pierre Joseph Desault, Hülfsarzt an diesem großen Hospital und begab sich beim Ausbruch des Krieges 1792 nach Schottland, wo er in Edinburg promovirte und zahlreiche Verbindungen anknüpfte. Am Sylvesterabend 1793 kam er nach Aachen zurück. Im Herbst des folgenden Jahres fiel die Stadt auf zwei Jahrzehnte in französische Gewalt; aber trotz des Krieges blieb R. in Verbindung mit England. Er wurde Mitglied gelehrter Gesellschaften und bei einer zweiten Reise nach London im J. 1800 der Freund und eifrige Anhänger Eduard Jenner's, so sehr, daß er auf dem Rückwege zu Paris im Institut in Anwesenheit Bonaparte's einen Vortrag über die Pockenimpfung hielt und am 17. April 1801 zuerst in den Rheinlanden an einem Vetter Richard die neue, bald allgemein verordnete Operation vollzog. 1805 wurde er Badeinspector, behandelte auch die Kaiserin Josephine und andere Mitglieder der kaiserlichen Familie, die zum Gebrauche der Bäder nach Aachen kamen. Bei alledem blieb sein Herz dem französischen Wesen fremd, und als ihm aus einer 1807 mit Lambertine Kraussen geschlossenen Ehe am 15. August, dem Napoleonstage, der erste Knabe geboren wurde, gab er ihm nicht, wie es nahe gelegen hätte, den Namen des französischen Kaisers, sondern Alfred's, des großen Königs von England.

Der Sohn, von schwächlichem Körper, aber geistig rasch entwickelt, zeigte schon auf dem Gymnasium 1821—24 entschiedene Neigung für historische und litterarische Studien. Ein alter Freund des Vaters, Lord Guilford, der sich durch die Gründung einer griechischen Universität in Corfu einen Namen gemacht hatte, wollte ihn schon als 16jährigen Jüngling an die neue Anstalt bringen und für sein späteres Fortkommen sorgen; aber die Schwierigkeit, damals während des Aufstandes einen Paß nach Griechenland zu erhalten, vereitelte den Plan. Alfred blieb, nachdem er das Gymnasium durchgemacht, im Hause des Vaters und befriedigte seinen Wissensdurst durch eine mehr eifrig, als planmäßig betriebene Lectüre französischer und deutscher Poeten, historischer und geographischer Werke, unter denen besonders Reisebeschreibungen ihn anzogen. Als im J. 1825 ein junger Schriftsteller, J. B. Rousseau, in Aachen zum ersten Mal eine litterarische Zeitschrift, die „Rheinische Flora“, herausgab, gehörte R. bald zu seinen Freunden und Mitarbeitern. Im Herbst 1826 bezog er die Universität Bonn; am liebsten hätte er Geschichte und Philologie studirt, aber der Vater, der den talentvollen Sohn als Gehülfen wünschte, bestimmte ihn, der Medicin sich zuzuwenden. Die Folge war eine wenig förderliche Zwitterstellung, da neben dem Fachstudium die Lieblingswissenschaft schon in Bonn und noch mehr während des zweiten Universitätsjahres in Heidelberg 1827—28 eifrig betrieben wurde. In dem Hause des Historikers Christoph Schlosser fand R. die freundlichste

Aufnahme, wurde, obgleich nicht Fachgenosse, zu den historischen Uebungen zugezogen und insbesondere auf das Studium Dante's hingewiesen.

Auf einer Wanderung in die Heimath begriffen, erhielt er ganz unerwartet zu Bonn die Nachricht, daß sein Vater am 27. August gestorben sei. Die Wittwe mit sechs unversorgten Kindern befand sich ohne Vermögen in der schwierigsten Lage; für Alfred fehlten sogar die Mittel, das Universitätsstudium fortzusetzen; Privatunterricht in befreundeten Häusern brachte nur kärglichen Gewinn. Und doch war dieser Todesfall, der ihm stets in schmerzlicher Erinnerung blieb, für seine Entwickelung eher förderlich als ein Nachtheil. Hätte er den Vater behalten, so wäre er aller Voraussicht nach ein mittelmäßiger Arzt und daneben ein mittelmäßiger Litterat geworden. Jetzt war er in den Stand gesetzt, ja genöthigt, seine Lieblingsneigungen zum Lebensberufe zu machen, und bald eröffnete sich eine glückliche Aussicht. Ein Freund seines Vaters, William Craufurd, empfahl den bedrängten jungen Mann einem in Florenz lebenden Bruder als Hauslehrer, stellte auch die Mittel für die Reise zur Verfügung, und am 5. December 1829 traf R. in der Arnostadt ein. Eine neue Welt that sich vor ihm auf. Die Stellung im Craufurd'schen Hause entsprach den Erwartungen, konnte aber gleichwohl bald mit einer noch günstigeren vertauscht werden. Infolge eigenthümlicher Verhältnisse war die preußische Gesandtschaft zu Florenz ohne ständigen Legationssecretär; R. erhielt den Antrag, in die Dienste des Gesandten Friedrich v. Martens zu treten, und seine Einwilligung konnte nicht lange zweifelhaft sein. Die Persönlichkeit des neuen Vorgesetzten war allerdings nicht gerade gewinnend; aber R. rühmt seine Geschäftskenntniß und gesteht, daß er viel von ihm gelernt habe. Auch die amtliche Stellung, wenngleich ohne öffentlichen Charakter, bot für einen jungen Mann gerade von Reumont's Eigenschaften unschätzbare Vortheile, insbesondere die Gelegenheit, sich mit den Zuständen des ihm bald so theuren toskanischen Landes vertraut zu machen und durch den Umgang mit bedeutenden Männern Kenntnisse und Lebenserfahrung zu erweitern. So machte er schon im Mai 1830 die Bekanntschaft Leopold Ranke's, im September des folgenden Jahres begann eine gleichfalls für das Leben dauernde Freundschaft mit Karl Witte. Martens selbst hatte ihn zu dem Buchhändler Vieusseux geführt, dessen berühmtes Lesecabinet der Mittelpunkt eines Kreises von Gelehrten und Politikern geworden war, unter denen insbesondere der Marchese Gino Capponi durch den Adel der uralten Familie, reichen Besitz, ausgebreitete Kenntnisse und die edelsten Eigenschaften des Charakters sich hervorthat. Es war ein besonderes Glück für R., daß er zu diesem ausgezeichneten Manne alsbald in nähere Beziehung trat und durch ihn auch mit Niccolini, Giusti, Savagnoli, Ridolfi, Capei, Galeotti und anderen Freunden seines Freundes bekannt wurde.

Im October 1832 begleitete R. Herrn v. Martens, der zum Gesandten in Constantinopel ernannt war, auf seinen neuen Posten und erlebte in der türkischen Hauptstadt die unruhig bewegte Zeit des Krieges zwischen Mahmud II. und Mehmed Ali. Im Sommer 1833 kehrte er, dem preußischen Ministerium bereits wohl empfohlen, über Griechenland und die jonischen Inseln nach Florenz zurück, um bei dem Grafen Karl Schaffgotsch dieselbe Stellung wie bei dessen Vorgänger zu übernehmen. Reumont's wissenschaftliche Bestrebungen hatten mittlerweile nicht gestockt; in Erlangen war er am 3. Mai 1833 zum Doctor der Philosophie promovirt. Die alte historische Gesellschaft Columbaria in Florenz hatte ihn auf den Antrag ihres Präsidenten Gino Capponi schon am 18. Februar desselben Jahres zum Mitglied erwählt, und als er im October an den Arno zurückkehrte, fand er die freundlichste Aufnahme. Vor allen

wandte Capponi dem jungen Deutschen seine Theilnahme zu; der Marchese erkannte mit richtigem Blick die Vortheile einer geistigen Verbindung Italiens mit Deutschland und in R. den geeigneten Mann, sie zu fördern. Mit bestem Erfolg wußte R. so günstige Verhältnisse zu benutzen; er hat damals, wie er selbst schreibt, „den Grund zu den Studien gelegt, denen ein bedeutender Theil seines späteren Lebens gewidmet war". An Welt- und Menschenkenntniß unendlich bereichert, begab er sich im Frühling 1835 nach Berlin, wo er am 28. Juni eine Anstellung im Ministerium des Auswärtigen erhielt und nach einem in Belgien und in der Heimath verlebten Urlaube den Winter zubrachte. Auch hier kam man freundlich ihm entgegen. Der Minister des Auswärtigen, Friedrich Ancillon, zog ihn in sein Haus und machte ihn mit Personen bekannt, die mit der kronprinzlichen Familie in näherer Verbindung standen. So geschah es, daß R. am 10. Januar 1836 zu einer Audienz bei dem Kronprinzen beschieden wurde. Er überreichte zwei nicht lange vorher von ihm herausgegebene Schriften: „Das Leben Andrea's del Sarto" und die „Reiseschilderungen und Umrisse aus südlichen Gegenden", welche sich zugleich über Toscana wie über Constantinopel und Griechenland verbreiteten. Diese Schriften boten den nächsten Stoff der Unterhaltung, welche somit bei der ersten Begegnung das berührte, was in späteren Zeiten den Lieblingsgegenstand derselben gebildet hat. „Ich habe allen Grund, mit meiner Audienz zufrieden zu sein", so schrieb R. in sein Tagebuch, und er hatte Recht. Gleichwohl war sie, wie die erste, auch für lange Zeit die letzte. Im Frühling 1836 wurde er zum Geheimen expedirenden Secretär im Auswärtigen Amte ernannt und Mitte Juni nach Italien zurückgesendet mit der Bestimmung, der Mission in Florenz beigegeben zu bleiben. Aber die Geschäfte waren hier von geringem Belang. Graf Schaffgotsch hatte längeren Urlaub erhalten, und R. wurde gestattet, die Rückkehr seines Vorgesetzten in Rom zu erwarten. Mit dem dortigen Gesandten, Josias Bunsen, war er schon von früher her bekannt, wurde von ihm, als die Geschäfte es wünschenswerth erscheinen ließen, zur Betheiligung herangezogen und verblieb in dieser provisorischen Stellung nicht weniger als zwei Jahre. So hat er auch den Streit, welcher durch die Frage der gemischten Ehen und die Wegführung des Erzbischofs Clemens August von Köln herbeigeführt war, in dem Brennpunkte mit durchlebt. Seine Stellung war um so bedeutender, als der Legationssecretär v. Usedom im Frühling 1837 Rom verließ; bald nachdem der Nachfolger desselben, der Legationsrath v. Buch, dort eingetroffen war, begab sich Bunsen selbst nach Berlin. Als er kurz vor Weihnachten zurückkehrte, war die Katastrophe in Deutschland bereits erfolgt, und bald erfolgte auch in Rom der Abbruch der Verhandlungen. Am 28. April 1838 verließ der Gesandte auf immer die ewige Stadt; wenige Tage später begab sich auch R. nach Florenz, um sein eigentliches Amt anzutreten. Aber schon im Herbst 1839 wurde er an Stelle des Legationssecretärs v. Thile nochmals der römischen Gesandtschaft zugetheilt, an deren Spitze nunmehr Herr v. Buch den bescheidenen Titel eines Geschäftsträgers führte. Mit diesem bereits aus der Aachner Jugendzeit ihm befreundeten Manne stand R. im besten Einvernehmen, nicht weniger mit dem Grafen Brühl, der von 1840 bis 1841 im besonderen Auftrage Friedrich Wilhelm's IV. die Herstellung guter Beziehungen zwischen Preußen und dem päpstlichen Stuhle anbahnte; bis zum Juni 1843 hat er die Geschäfte des Legationssecretärs in Händen gehabt.

Soweit seine Stellung es ermöglichte, wirkte er, ohne den Rechten des Staates etwas zu vergeben, für Annäherung und Versöhnung, man darf sagen, in dem Sinne Friedrich Wilhelm's IV. Daneben tritt schon jetzt seine litterarische Thätigkeit, ja seine vermittelnde Stellung zwischen Deutschland und

Italien hervor. Die Audienz vom 10. Januar 1836 hatte ihre Früchte getragen. Nicht lange nach der Ankunft in Rom erhielt R. von dem Kronprinzen den Auftrag, über die wichtigsten Erscheinungen der italienischen Litteratur und Kunst regelmäßigen Bericht zu erstatten, und in vorzüglicher Weise hat er bis in späte Jahre diesen Auftrag ausgeführt. Nach einem von Karl Hillebrand nachmals wieder aufgenommenen Plane ließ er 1838 zu Berlin den ersten, 1840 den zweiten Band eines Jahrbuchs „Italia" erscheinen, den ersteren mit Beiträgen von A. Hagen, Kopisch, Heinrich Leo, C. Fr. v. Rumohr, Karl Witte, Emanuel Geibel u. A., die sich laut der aus Frascati vom 23. Juli 1837 datirten Vorrede „in der Liebe zu Italien vereinigten". Es folgten zahlreiche kleinere Aufsätze in italienischen Blättern und 1841, zur Zeit der glänzenden Florentiner Gelehrtenversammlung ein Quartband unter dem Titel: „Tavole cronologiche e sincrone della storia fiorentina", eine Uebersicht der Florentiner Geschichte mit genauer Berücksichtigung von Litteratur und Kunst bis zur Gegenwart in Tabellenform. Recht eigentlich dem Deutschen, der sich in Italien aufhalten wollte, dienten die „Römischen Briefe von einem Florentiner" (4 Bde., Leipzig 1840—44), ein Werk, das nicht allein über Litteratur und Kunst, sondern auch über das soziale und politische Leben, die Lage des Volkes, die Familien des großen grundbesitzenden Adels eine Fülle ebenso wichtiger als zuverlässiger Nachrichten enthält.

Reumont's Ansehen als Kunstkenner war um diese Zeit schon so hoch gestiegen, daß ihm die durch den Tod Ludwigs v. Schorn erledigte Stelle eines Directors der Kunstsammlungen in Weimar angeboten wurde; aber eigene Neigung und der Wunsch des Königs hielten ihn im preußischen Dienst zurück. Man übertrug ihm eine dem Range des Legationssecretärs entsprechende Stellung in der politischen Abtheilung des auswärtigen Ministeriums; zugleich sollte er im Cabinet des Königs Verwendung finden. Im Juni 1843 kehrte er infolge dessen nach Berlin zurück, und nachdem er noch einen Urlaub benutzt hatte, um in Schottland alte Freunde seines Vaters aufzusuchen, war er Ende der ersten Septemberwoche wieder in der preußischen Hauptstadt. Zu einer günstigeren Zeit hätte er nicht eintreffen können: man kennt die Anregungen, welche Friedrich Wilhelm IV. dem Leben und der Gesellschaft Berlins gegeben hatte; welche Gelegenheit für R., die in Italien erworbenen Kenntnisse und Anschauungen zur Geltung zu bringen! Bei seiner Ankunft war der Hof noch abwesend; aber von Alexander v. Humboldt wurde er im Schlosse zu Potsdam aufs beste empfangen, und seine Beziehungen zu dem großen Gelehrten blieben bis zu dessen Tode von der freundlichsten Art. Am 23. November 1843 erhielt R. zum ersten Male eine Einladung nach Charlottenburg zur königlichen Tafel, überreichte den wahrscheinlich auf Anregung Friedrich Wilhelms verfaßten Aufsatz über die letzten Zeiten des Johanniterordens und legte verschiedene aus Italien für den König mitgebrachte Werke vor. Einige Tage später wurde er eingeladen, einen Abend im kleinsten Kreise mit der königlichen Familie zu verbringen, und gehörte von dieser Zeit an zu den regelmäßigen Gästen. Auch seine amtliche Stellung im Cabinet brachte ihn mit dem Könige in vielfache Berührung. Er hatte über litterarische Dinge Bericht zu erstatten, eingesandte Schriften durchzusehen, ferner die Antworten des Königs, namentlich französische und italienische, zu entwerfen, seinerseits auch manche neue Werke, besonders aus Italien, zu übereichen. Daß einem Manne, der so rasch zu einer ausgezeichneten Stellung gelangt war, in Berlin wie in Florenz und Rom alle Thüren sich öffneten, braucht nicht bemerkt zu werden. Es würde zu weit führen, wollte man auf dem Gebiete der Litteratur, Kunst und Diplomatie auch nur die Namen der Personen nennen, mit denen R. in freundschaftliche Berührung trat. Den ge=

bildeten Kreisen der Hauptstadt machte ihn mit einem Male ein Vortrag in der Singakademie bekannt, in welchem er am 13. Januar 1844 über die bis dahin wenig beachtete Litteratur Italiens seit dem Ausgange des 18. Jahrhunderts sich verbreitete. Reumont's Stellung zum Hofe und in der hohen Gesellschaft wird am deutlichsten durch seine Betheiligung an einem Feste bezeichnet, das am 24. Februar 1846 im Weißen Saale des königl. Schlosses stattfand. Aus den Personen eines glänzenden Festzuges, in welchem man den Prinzen von Preußen, den Prinzen Karl und viele andere Fürstlichkeiten erblickte, bildeten sich nach Motiven aus Musäus' Volksmärchen acht Gruppen, welche durch Prolog und poetische Erklärung verbunden wurden. Die dichterische Aufgabe fiel R. zu; in zehn Tagen mußte er sie beendigen und es mag dem für solche Auszeichnungen höchst empfänglichen, noch nicht vierzigjährigen Manne, der um diese Zeit auch in den Adelstand erhoben wurde, keine geringe Genugthuung gewesen sein, in der erlauchtesten Gesellschaft als Herold seine Verse vorzutragen. An wissenschaftlichen Arbeiten erweisen sich diese Jahre weniger reich als andere; das Hauptwerk war „Ganganelli, seine Briefe und seine Zeit, von dem Verfasser der römischen Briefe“ (Berlin 1847), ein Band, welcher außer einer litterarisch = historischen Bearbeitung der bekannten, von Caraccioli herausgegebenen Briefe einen Versuch über die Geschichte der Aufhebung des Jesuitenordens im Anschluß an eine Charakteristik Papst Clemens XIV. enthielt.

Vier Jahre dauerte Reumont's Aufenthalt in Berlin, freilich durch mehrfache Reisen nach Italien, an den Rhein und nach England unterbrochen, wo er auf Bunsen's Wunsch den Legationsrath v. Thile vom Juni bis September 1846 zu vertreten hatte. Im folgenden Sommer erbat er sich, da seine Gesundheit unter dem Einflusse der vier nordischen Winter gelitten hatte, einen längeren Urlaub. Der König bewilligte denselben nur mit Bedauern und wählte R. noch zu seinem Begleiter auf einer sechstägigen Reise, die von Triest über Venedig, Padua, Vicenza und Verona am 10. September an den Gardasee führte. Von Roveredo, wo R. am 11. sich vom König verabschiedet hatte, kehrte er nach Venedig zurück, um bis Ende des Monats an einer glänzenden Gelehrtenversammlung Theil zu nehmen. Schon dort, und noch mehr, als er die Reise über Bologna nach Florenz fortsetzte, konnte er die wachsende Aufregung gewahren, welche seit der Thronbesteigung Pius' IX. die italienische Bevölkerung ergriffen hatte. Der preußische Ministerresident, Graf Schaffgotsch, ernstlich leidend, hatte seit längerer Zeit nicht an das Ministerium berichtet; um so erwünschter waren die Mittheilungen, welche R., wenn auch nicht in amtlicher Eigenschaft, dem Könige zugehen ließ. Am 17. Februar 1848 hörte er in Florenz das neue constitutionelle Statut mit der schönen Einleitung seines Freundes Gino Capponi verlesen; am 28. Februar war er in Rom, wo die Bewegung bereits einen für den Papst bedrohlichen Charakter angenommen hatte. Hier verlebte er seinen Urlaub, wohnte dann in Florenz am 26. Juni der Eröffnung der Kammern bei und trat einen Monat später die Rückreise nach Deutschland an. Aber was für Zustände fand er in Berlin! Noch immer war die Fluth der Märzrevolution im Steigen; eine Abendgesellschaft bei dem Ministerpräsidenten v. Auerswald wurde am 21. August durch einen Regen von Pflastersteinen und Glasscherben unterbrochen, und am 25. September war R. in Sanssouci Zeuge der halb gereizten, halb niedergeschlagenen Stimmung, welche die Nachricht von der kläglichen Schwäche des neuernannten Ministeriums Pfuel in dem Könige hervorrief.

Recht zufrieden, so unerfreulichen Zuständen enthoben zu werden, trat R., zum Legationsrath bei der römischen Gesandtschaft ernannt, am 5. October die Rückreise nach Italien an. In Florenz, wo er am 14. anlangte, fand er

den Großherzog rathlos; aus Rom mußte der Papst am 24. November in einer Verkleidung seinen Bedrängern entfliehen. R., der in der ersten Hälfte Januars dort eingetroffen war, hörte in der Nacht vom 8. auf den 9. Februar die Republik ausrufen und hielt sich dem Mazzinischen Triumvirat gegenüber in einer rein beobachtenden Stellung, bis ihn ein gemessener Befehl des Königs im März 1849 anwies, sich aus dem „sündigen Rom" in die Nähe des Papstes nach Gaëta zu begeben. Länger als ein Jahr, bis zum April 1850, verweilte R. theils in Gaëta, theils in Neapel in der Nähe Pius' IX., mit dem er in Vertretung des beurlaubten Gesandten Usedom nicht unwichtige Verhandlungen zu führen hatte. Daneben suchte er seiner Gewohnheit gemäß durch zahlreiche Ausflüge sich mit Unteritalien und Sicilien genau bekannt zu machen, und widmete dem Lande, in dem er sich eben befand, das bedeutende Werk „Die Carafa von Maddaloni" (Berlin 1852), eine Schilderung Neapels unter der spanischen Herrschaft im 17. Jahrhundert. Am 12. April 1850 folgte R. dem Papste bei seinem Wiedereinzug in die ewige Stadt und stand dann noch länger als ein Jahr bis zur Rückkehr des Grafen Usedom am 18. Juli 1851 der Gesandtschaft vor zur größten Zufriedenheit des Königs, der in einem Briefe vom 18. Juli seine Geschäftsführung als meisterhaft bezeichnete. Die Folge war denn auch, daß er in Berlin aufs beste empfangen und im November 1851 zum Geschäftsträger in Florenz ernannt wurde. Eine selbständige Stellung in dem ihm so theueren Lande war seit längerer Zeit ein Ziel seiner Wünsche; aber das, was dort vorging, das Verfahren einer unvorsichtigen, auf fremde Waffen sich stützenden Reaction, entsprach wenig seinem ruhigen, gemäßigten Sinne. Vergeblich versuchte er auch in dem damals so viel besprochenen Maddiai'schen Processe die Grundsätze christlicher Toleranz dem beschränkten Eigensinn des Großherzogs gegenüber zur Geltung zu bringen. Dagegen waren alle persönlichen Beziehungen der freundlichsten Art. Als er am 5. December 1854 das 25jährige Jubiläum seiner Ankunft in Florenz beging, vereinigte Gino Capponi die älteren Freunde zu einem Mittagsmahl; der Großherzog schickte das Comthurkreuz seines Ordens, Friedrich Wilhelm IV. die beiden großen Medaillen für Wissenschaft und Kunst. Die Zuneigung des Königs, welche aus den begleitenden Worten sprach, steigerte sich noch infolge eines längeren Zusammenseins im nächsten Jahre. R. verweilte im Juni mehrere Wochen in Sanssouci, folgte im Juli einer Einladung des Königs nach Erdmannsdorf in Schlesien und begleitete denselben im September auf einer Reise von Frankfurt durch die Pfalz nach Aachen, wo ihm bei einem städtischen Feste der Kammerherrnschlüssel zu Theil wurde. Erst am 16. October konnte er von Sanssouci die Rückkehr nach Florenz antreten, und bereits am 15. Mai 1856 finden wir ihn wieder in Berlin. Das zunehmende Unwohlsein des Königs machte eine Kur in Marienbad räthlich, die freilich nach manchen Zögerungen erst am 2. Juli begonnen wurde. R., der sich im Gefolge befand, hatte die Aufgabe, nach dem Frühstück die eingegangenen Depeschen vorzulesen. Abends bildeten geschichtliche oder künstlerische Gegenstände meistens den Stoff des Gesprächs; nicht selten kam auch von den kleineren Arbeiten Reumont's die eine oder andere zur Verlesung.

Im März des folgenden Jahres dachte der König Rom zu besuchen und hatte schon im voraus R. für diesen Fall dorthin beschieden; aber die Verhandlungen bezüglich der Neuenburger Angelegenheit hinderten die Ausführung des Planes. Statt dessen hatte R. wieder wie im vorigen Jahre den König nach Marienbad zu begleiten, während die Königin in Teplitz zurückblieb. Der Erfolg der Kur — vom 12. Juni bis 5. Juli 1857 — schien auch jetzt ein wohlthätiger; aber eine Reise, die den König von Teplitz aus bei sehr heißem Wetter

zu aufregenden Verhandlungen nach Wien führte, wurde verhängnißvoll. R., der indessen einen Ausflug nach Marienburg und Danzig unternommen hatte, wollte sich am 16. Juli eben zur Begrüßung des königlichen Paares von Berlin nach Potsdam begeben, als er von dem Ministerpräsidenten v. Manteuffel die Nachricht erhielt, der König sei in Pillnitz von einem schlagartigen Anfall getroffen und noch immer leidend. Nach einem geräuschvollen Besuche der Kaiserin von Rußland schien ein Stillleben in Sanssouci während der ersten Hälfte des August die Kräfte wieder herzustellen. R., der in jeder Weise zur Erheiterung und Beruhigung des Königs beigetragen hatte, verabschiedete sich am 13. August, nicht ohne Besorgniß, aber doch nicht ohne Hoffnung. Allein schon am 10. October erhielt er in Florenz die Nachricht von dem Schlaganfall, welcher vier Tage früher, wenn nicht dem Leben, doch der Regierung des Königs ein Ziel setzte. Man nahm schon damals einen Aufenthalt im Süden und R. als Begleiter in Aussicht. Aber der Zustand des Königs nöthigte darauf zu verzichten; R. wurde angewiesen, sich zur Vertretung des beurlaubten Gesandten v. Thile nach Rom zu begeben. 5½ Monate blieb er auf dem Capitol und kehrte erst im Mai 1858 nach Florenz zurück; von hier aus wurde er unerwartet im Juli zu dem kranken Könige nach Tegernsee berufen.

Nun beginnt für R. eine neue Thätgkeit. Beinahe ein Jahr verweilte er in der Nähe des Königs, immer gleich in dem Bemühen, ihn zu erheitern und seine geistigen Kräfte zu beleben, zuweilen gehoben durch den Schein einer Besserung, die nur zu bald sich wieder als eine Täuschung erwies. Was den Kranken am meisten quälte, war das Verwechseln der Worte, die damit verbundene Verwirrung der Sätze, vor allem die Schwierigkeit, auf Orts- und Eigennamen sich zu besinnen. Hier war gerade R. der rechte Helfer. In unvergleichlicher Weise verstand er die Gedanken zu ahnen und die Worte zu finden, die der König auszusprechen wünschte. Sein stets bereites Gedächtniß, die Fülle seiner Orts- und Personenkenntniß machten ihm Combinationen möglich, auf die nicht leicht ein Anderer verfallen wäre; außer der Königin hat wol Keiner in solchem Maße sich dem Kranken verständlich zu machen gewußt. Zunächst verweilte man in Tegernsee. Ende August begleitete R. den König nach Potsdam zurück. Von da wurde am 12. October eine neue Reise angetreten, welche zunächst nach Meran, im November nach Florenz und gegen Ende des Jahres nach Rom führte, wo der König drei Monate mit gehobener Kraft in besserer Stimmung verlebte. Ein Aufenthalt in Neapel schloß sich an, und, als man in der Osterwoche nach Rom zurückkam, konnte man noch immer der Hoffnung Raum geben, obgleich R. bei der stets schwankenden Stimmung des Kranken an durchgreifende Besserung niemals geglaubt hat. Eine Störung in den Reiseplan brachte der Ausbruch des Krieges zwischen Oesterreich und Sardinien (23. April 1859); der König nahm auf einem russischen Kriegsschiff den Rückweg über Triest. R., der ihn andernfalls noch weiter begleitet hätte, mußte sich eilig nach Florenz begeben. Von hier war der Großherzog schon vier Tage nach dem Ausbruch des Krieges vertrieben worden, und R. konnte ein Jahr hindurch, wie er sich einmal ausdrückt, „Revolutionsstudien“ machen. Alle seine diplomatischen Collegen waren bereits abgereist, als der Einzug Victor Emanuel's im April 1860 seinem in jeder Beziehung unbehaglichen und vereinsamten Aufenthalte ein Ziel setzte. Am 5. Mai sah er in Sanssouci den König wieder, der seit dem vergangenen Sommer durch wiederholte Schlaganfälle in den traurigsten Zustand versetzt war. Als R. am 14. Juni dem kranken Fürsten zum letzten Male die Hand küßte, hatte er nicht einmal das Gefühl, von ihm erkannt zu sein.

Nach seiner diplomatischen Laufbahn, seinen Leistungen, seiner Geistes-

richtung war nunmehr die Gesandtschaft in Rom das nothwendig sich darbietende Ziel; ja er schien es beinahe erreicht zu haben. Als er mit dem Könige die Reise nach Italien antrat, war die Verabredung getroffen, er solle nach der Rückkehr den Gesandtschaftsposten in Rom einnehmen, der wohl gerade deshalb so lange unbesetzt blieb. Aber die Veränderung im preußischen Ministerium, die Umwälzungen in Italien und der Wegfall mehrerer Gesandtschaften, endlich das Bedenken, die Vertretung des preußischen Staates bei dem Papste einem Katholiken zu übertragen, ließen von R. absehen. Der frühere Gesandte in Neapel, Herr v. Canitz, wurde nach Rom versetzt, R. mit dem 1. Januar 1861, wie der amtliche Ausdruck lautet, zur Disposition gestellt. Nicht als Gesandter, sondern als Gast verweilte er während des Winters von 1860 — 1861 auf dem Capitol und empfing dort die Nachricht von dem am 2. Januar erfolgten Abscheiden seines königlichen Gönners. Sicher hat er die Vereitelung berechtigter Hoffnungen schmerzlich empfunden; übersieht man aber seinen Lebensweg im ganzen, so wird diese Wendung nicht als ein Nachtheil erscheinen. Wäre er in der diplomatischen Laufbahn geblieben, er hätte gewiß noch manche Auszeichnung, aber das, was seinen Namen auch für künftige Geschlechter bedeutend macht, sicher nicht in gleichem Maße erreicht. Durch die amtliche Beschäftigung war er freilich von schriftstellerischer Thätigkeit nicht abgehalten worden. Außer den genannten Werken hatte er eine große Anzahl Einzelarbeiten gesammelt und in den Jahren 1853, 1855 und 1857 jedesmal zwei Bände als „Beiträge zur italienischen Geschichte" veröffentlicht. Inzwischen erschien 1854 in erster, 1856 schon in zweiter Auflage „Die Jugend Caterina's de' Medici", demnächst (1860) „Die Gräfin von Albany", gleichfalls ein Frauenbildniß, hervorgerufen durch den reichen Nachlaß der Gräfin, welchen R. im J. 1853 in Montpellier untersucht hatte. Aber so lehrreich und werthvoll diese Arbeiten sein mögen, sie stehen doch zurück hinter den großen, umfassenden Werken, die von jetzt an die Marksteine für das Leben ihres Verfassers bilden. Zu Anfang der unfreiwilligen Muße erschien noch eine Sammlung biographischer Aufsätze in zwei Bänden unter dem Titel „Zeitgenossen" (Berlin 1862); aber dann folgte ein Werk, das für sich allein die Lebensarbeit eines bedeutenden Gelehrten hätte bilden können. Während eines Besuches in München im Frühling 1863 hatte R. von dem König Maximilian von Baiern den Auftrag erhalten, eine Geschichte der Stadt Rom von der ältesten bis auf die neueste Zeit für einen größeren Leserkreis zu schreiben. Mit unvergleichlicher Emsigkeit ging er ans Werk, und binnen acht Jahren hatte er den gewaltigen Stoff in vier Bänden (Berlin 1866, 1867, 1868, 1870) von mehr als 3500 Seiten bewältigt. Man staunt, wenn man die kaum übersehbare Fülle von Daten vor Augen hat; schwerlich besaß damals ein Anderer die umfassende Kenntniß der alten, mittleren und neueren Zeit, um einer solchen Aufgabe gewachsen zu sein. Das Erscheinen des großen Werkes bezeichnet für ein Jahrzehnt das Hauptereigniß in Reumont's Leben. Den Winter von 1860 auf 1861 und, wenn ich nicht irre, auch die folgenden Jahre verweilte er in Rom, 1865 siedelte er in die Nähe der Seinigen nach Aachen über, den ereignißvollen Sommer von 1866 brachte er bei der verwittweten Königin Elisabeth in Sanssouci zu. Im October 1868 nahm er seinen Wohnsitz in Bonn, im Bereich der Universität, die ihn bei dem 50jährigen Jubiläum am 3. August zum Ehrendoctor der Philosophie ernannt hatte.

Zehn Jahre, bis zum April 1878, hat R. in dieser Stadt verlebt, ohne amtliche Stellung, aber in unermüdlicher Thätigkeit. Denn kaum war der Schlußband seines Werkes über Rom veröffentlicht, als er sich der Geschichte der Stadt zuwandte, die doch eigentlich in seinem Herzen den ersten Platz be-

hauptete. Schon 1874 erschien in zwei stattlichen Bänden ein umfassendes Werk über Lorenzo de' Medici und seine Zeit, das während der beiden nächsten Jahre in den zwei Bänden der Geschichte Toscana's eine Fortsetzung und Ergänzung erhielt. Und damit nicht genug! 1872 hatte er unter dem von der Akademie der Arkadier ihm beigelegten Namen, Itasius Lemniacus, eine lateinische Dichtung aus dem 5. Jahrhundert in metrischer Uebersetzung in den Druck gegeben: „Des Claudius Rutilius Namatianus Heimkehr von Rom nach Gallien". 1877 folgten die „Briefe heiliger und gottesfürchtiger Italiener", und wir fänden kein Ende, wollten wir aufzählen, was er an kleineren Aufsätzen, biographischen und kritischen Arbeiten in Zeitschriften und Zeitungen veröffentlichte. Auch seine häuslichen Verhältnisse hatten sich angenehm gestaltet. Neigungen und Gesundheit machten freilich eine ausgedehnte Geselligkeit unmöglich; aber er fand doch einzelne Freunde, mit denen er gern und anregend verkehrte. Die Beziehung zur Königin Elisabeth hatte nach dem Tode ihres Gemahls an Innigkeit eher zugenommen als verloren; im Herbst, wenn die Königin auf Stolzenfels verweilte, pflegte R. einige Wochen in ihrer Nähe zuzubringen. Auch der Nachfolger Friedrich Wilhelm's IV., seine Gemahlin und der Kronprinz wandten dem treuen Begleiter des unvergeßlichen Todten eine Theilnahme zu, die im Laufe der Jahre sich stets erhöht und in zahlreichen schriftlichen Zeugnissen bis in die letzten Tage Ausdruck gefunden hat.

Neben den deutschen blieben auch die Verbindungen jenseits der Alpen ungeschwächt. In den Jahren 1851—59, während Reumont's officieller Stellung in Florenz, war der Verkehr mit den dortigen Freunden, vor allem mit Gino Capponi, besonders lebhaft gewesen. Eifrig betheiligte sich R. am Archivio storico und an den Bestrebungen der Crusca, die ihn — eine seltene Auszeichnung — 1852 unter ihre Mitglieder aufnahm. Doppelt werthvoll waren dabei die Anzeigen von den Arbeiten der deutschen Gelehrten über Italien. Sie wurden 1863 in einem Bande von beinahe 500 Seiten zu einer „Bibliografia dei lavori pubblicati in Germania sulla storia d'Italia" vereinigt und erweitert und im Archivio storico bis 1878 fortgesetzt. Die Verschiedenheit der politischen Ansichten bildete, wenn auch eine harte Probe, doch kein Hinderniß für die Freundschaft; von 1866—75 war R. mit einer einzigen Ausnahme alljährlich, meistens im Frühling für mehrere Monate Capponi's Gast. Gegenseitig sind sie sich vom größten Nutzen gewesen; R. hat das Leben Lorenzo's de' Medici und die Geschichte Toscana's in dem Palaste und unter steter Theilnahme Capponi's verfaßt und selbst wieder den seit 30 Jahren erblindeten Greis zum Hauptwerke seines Lebens, der Geschichte der Republik Florenz angeregt. Am 3. Februar 1876 erhielt R. die Trauerbotschaft von dem Abscheiden seines edeln Freundes, und alsbald schickte er sich an, ihm das würdigste Denkmal zu setzen in einer Biographie, welche die mit Capponi's Persönlichkeit mannichfach verknüpfte Zeitgeschichte, insbesondere die litterarische Entwickelung, mit solcher Genauigkeit zur Darstellung bringt, daß das Buch nicht bloß in Deutschland, sondern auch in Italien als die ergiebigste Quelle gewiß für lange, wenn nicht für immer sich behaupten wird.

Als das Werk im J. 1880 erschien, befand sich der Verfasser nicht mehr in Bonn; auf den Wunsch seiner Angehörigen war er im April 1878 nach Aachen übergesiedelt. Trotz seiner siebzig Jahre lag der Gedanke an Ruhe ihm noch fern. Schon im Mai 1879 entstand auf seine Anregung der Aachener Geschichtsverein; der Begründer wurde auch der erste Präsident und der eifrigste Mitarbeiter an der Zeitschrift des Vereins. Zugleich war beinahe jedes Jahr durch ein neues Buch bezeichnet. 1878 erschien eine Sammlung „Biographischer Denkblätter"; 1880 neben der Biographie Capponi's ein Band italienischer

Aufsätze „Saggi di Storia e Letteratura“, 1881 das Lebensbild der Vittoria Colonna, 1883 die zweite Auflage des Lorenzo de' Medici. Sie kam gerade rechtzeitig zur Feier des 50jährigen Doctorjubiläums, das am 3. Mai 1883 von Freunden und Verehrern diesseits wie jenseits der Alpen festlich begangen wurde. Die Vaterstadt ernannte R. — wie vordem Florenz und später Rom — zum Ehrenbürger; die italienische Regierung übersandte, sich und dem Empfänger zur Ehre, das Großkreuz des italienischen Kronenordens. Aber wie nahe sind im menschlichen Leben Glück und Unglück verbunden! Geistesfrisch und trotz mancher körperlichen Leiden noch immer voll Beweglichkeit und zäher Lebenskraft, hatte der Jubilar bald nach jenem Tage eine Reise nach Biarritz unternommen; auf dem Rückwege in Paris raubte ein plötzlicher Bluterguß dem rechten Auge völlig die Sehkraft. Mühevoll, unter großen Schmerzen, gelangte R. wieder nach Aachen zurück. Die Kunst der geschicktesten Aerzte blieb vergeblich, und die Schmerzen steigerten sich allmählich zu einem Grade, der die Wegnahme des Auges unerläßlich machte.

Es war vielleicht das erste große Unglück, welches ihn betraf; aber er hat die Probe meisterlich bestanden. Eine ernste, christliche Auffassung des Lebens, dazu eine bedeutende Arbeit, die zu vollenden ihm als Pflicht erschien, gaben in dieser Leidenszeit inneren Halt. Schon seit 1881 war er beschäftigt, seine Erinnerungen an die Person und die Umgebung Friedrich Wilhelm's IV. zu einem Charakterbild des Königs zu vereinigen. Nicht eine Geschichte der Regierung wollte er schreiben; seine Absicht war, den Fürsten zu schildern, der ihm sein Vertrauen schenkte, den Beschützer und Pfleger der Wissenschaften und Künste, inmitten seiner Familie, seines Hofes und der ausgezeichneten Männer, die sich um ihn versammelt hatten. Er wollte den Menschen schildern in den Jahren der Hoffnung und des steigenden Glanzes, während der Prüfungen einer schweren Zeit und endlich unter dem Druck eines Leidens, für dessen Linderung der, welcher es beschreiben mußte, seine besten Kräfte eingesetzt hatte. Seine beste Kraft wandte er auch jetzt an diese Schilderung, selbst die Katastrophe des Jahres 1883 konnte die Arbeit nicht unterbrechen; an dem Tage, an welchem das rechte Auge durch eine Operation entfernt werden mußte, hat er die Vorrede dictirt. Ende 1884 erschien das Buch, von Vielen, insbesondere von dem Kaiser mit lebhafter Theilnahme begrüßt, und es ist nicht abzusehen, wie diese feinsinnige, wohlwollende, aber nie in Schmeichelei sich verlierende, von der genauesten Personen- und Sachkenntniß getragene Schilderung jemals veralten oder ihren Werth verlieren könnte. Am 28. Juni 1885 waren 50 Jahre seit Reumont's Eintritt in den Staatsdienst verflossen; er wählte diesen Zeitpunkt, um seine förmliche Entlassung zu erbitten, und der Kaiser benutzte die Gelegenheit, Verdienste vielfacher Art durch die Ernennung zum Wirklichen Geheimen Rath zu ehren. Dem Dienste der Wissenschaft dachte R. aber auch jetzt nicht zu entsagen. Im J. 1886 erschien nochmals eine Sammlung von „Charakterbildern aus der neueren Geschichte Italiens“; aber stets wurde es einsamer um ihn; seine ältesten Freunde, Witte, Gachard, Ranke mußte er scheiden sehen. Allen dreien hat er noch ausführliche Nekrologe gewidmet; aber jetzt sank ihm selbst die Feder aus der Hand. Im November 1886 wurde er von einem Schlagfluß auf der einen Seite gelähmt; Wochen und Monate vergingen ohne Besserung, ohne Aenderung; nur der Geist blieb in dem hinschwindenden Körper noch regsam. Endlich, am Morgen des 27. April 1887, setzte ein sanfter Tod seinen Leiden ein Ziel.

Selten hat Jemand den Kreis seines Wollens und Könnens mit so richtiger Erkenntniß der Grenzen und des Zieles so vollkommen ausgefüllt, als R. Es wäre wenig zutreffend, wollte man ihn als einen Fürsten im Reiche der

Geister, als eine genial angelegte Natur mit großen schöpferischen Gedanken und Entwürfen bezeichnen. Aber er besaß ein klares, treffendes Urtheil, einen durchdringenden Scharfsinn, ein feines Gefühl für das Schickliche, sei es auf künstlerischem oder sittlichem Gebiete, ein unvergleichliches Gedächtniß, unermüdlichen Fleiß und eine Willensstärke, die den schwersten Prüfungen gewachsen war. Seine Fruchtbarkeit setzt in Erstaunen: ein von ihm selber angefertigtes Verzeichniß nennt aus den Jahren 1833—1885 nicht weniger als 150 größere Arbeiten. Schon diese Zahl läßt vermuthen, daß die Schriften mehr durch den Inhalt wirken als durch eine mühsam ausgefeilte künstlerische Form. Gewiß ist manches darin mit Wärme und Kraft, mit edlen, herzergreifenden Worten zum Ausdruck gebracht; besonders in den Lebensbildern zeugt die treffende Auswahl der charakteristischen Züge nicht selten von einer Meisterhand. Gleichwohl muß es befremden, daß ein Schriftsteller, der so viel mit der schönen Litteratur und der bildenden Kunst sich beschäftigte, gerade von Seiten der Form so manches zu wünschen läßt und eine gewisse Ungelenkigkeit des Satzbaues selbst wo es leicht gewesen wäre, nicht vermeidet. Der lange Aufenthalt in Italien, der ihm das fremde Idiom zu einer zweiten Muttersprache machte, hat wohl nicht zum Vortheil gewirkt. Aber für diesen Mangel entschädigt eine Fülle von Wissen und Gelehrsamkeit, wie sie selten einem Schriftsteller zu Gebote stand. Oefters erzählt er auch, was kein anderer zu erzählen vermöchte; seine Lebensstellung ist seinen Schriften zu gute gekommen, für wichtige Verhältnisse Italiens, für Friedrich Wilhelm IV., Capponi und andere bedeutende Persönlichkeiten haben sie den Werth einer ersten Quelle. Zuweilen ist er auch mehr als der Zeuge seiner Mittheilungen. Seine amtliche Stellung legte ihm freilich niemals eine wichtige Entscheidung in die Hand, aber sein Verhältniß zu Friedrich Wilhelm IV. ist in der That von historischer Bedeutung. Man dürfte jedem Fürsten wünschen, daß ihm ein Freund wie R. zur Seite stände, mit wahrer Zuneigung, verehrungsvoll, und doch mit eigenem, selbständigem Urtheil. Aber der Kern- und Höhepunkt in Reumont's Wirken ist die Vermittlerrolle zwischen zwei großen Nationen. Weniges abgerechnet, erscheinen seine Schriften als ein großes Werk, das die Gestalten Deutschlands und Italiens, sich die Hände reichend, als Titelvignette tragen könnte. Freilich ausgezeichnete Männer sind ihm in diesem Bestreben vorangegangen oder gefolgt. Aber mit der Vielseitigkeit, mit der Ausdauer, in dem Umfang wie R., hat wohl kein Anderer die Vermittlung der beiden Länder sich zur Aufgabe gemacht. Er ist nicht der Gesandte Preußens beim päpstlichen Stuhle geworden; aber lange, ehe ein Deutsches Reich und ein Königreich Italien sich bilden konnten, war er ein Gesandter deutschen Geistes und deutscher Wissenschaft bei der italienischen Nation, und von den tausend und tausend Fäden, aus denen das feste Band zwischen den beiden großen befreundeten Völkern zusammengewebt ist, wird immer eine beträchtliche Zahl auf Alfred v. Reumont zurückleiten.

Eigene Erinnerungen. — Eine autobiographische Aufzeichnung Reumont's. — Alfred v. Reumont von H. Hüffer in der Münchener Allg. Zeitung, Nr. 235 vom 26. August ff. 1887. — Die im Vorhergehenden angeführten Schriften Reumont's, insbesondere: „Aus Friedrich Wilhelm's IV. gesunden und kranken Tagen" und „Gino Capponi". — Tabarini, Alfredo di Reumont, Firenze 1883. — K. v. Höfler, Ein Gedenkblatt auf das Grab Alfred's v. Reumont, historisches Jahrbuch, 1888.

Hüffer.

Reusch: Erhard R., bekannter Philologe und Jurist des 17. und 18. Jahrhunderts. Er wurde am 2. Mai 1678 in Coburg als der Sohn des dortigen Stadthauptmanns Sebastian R. geboren, besuchte von seinem 15. Jahre an das

heimathliche Gymnasium und seit 1698 die Universität Altorf. Hier wurde er 1704 zum Magister promovirt und zugleich von Magnus Daniel Omeis zum Poeten gekrönt. Nachdem er dann verschiedene andere deutsche Universitäten auf kürzere Zeit besucht hatte, wandte er sich, um Konr. Sam. Schurtzfleisch zu hören, nach Wittenberg und blieb dort zwei Jahre, kehrte dann nach Altorf zurück und begann zu lesen. Inzwischen in Erfurt zum Licentiaten der Rechte ernannt, siedelte er 1715 nach Nürnberg über und unterrichtete hier in den alten Sprachen, der Philosophie und der Rechtswissenschaft. 1723 wurde er als Professor der Beredtsamkeit nach Helmstedt berufen und 1725 zugleich mit der Professur der Dichtkunst betraut. Er starb am 4. Februar 1740. — Von seinen zahlreichen philologischen Schriften hat einen dauernden Werth nur die Ausgabe der historia evangelica des Juvencus, welche 1710 erschien und u. a. auch Anmerkungen von Koenig, Omeis und Schöttgen enthält; beigegeben ist derselben eine Memoria Omeisiana. Außerdem ist hier nur noch zu nennen „Alter und Neuer Staat des Königreichs Dalmatien", 1718; alles Uebrige, wie auch die zahlreichen Reden, Gedichte und Programme, welche sein Biograph Mosheim aufzählt, ist vergessen.

J. L. Mosheim, Memoria Erhardi Reuschii cum catalogo ejusdem scriptorum. — Jöcher III, S. 1030 f. — Rotermund VI, Sp. 1865—1868, wo sich auch ein Verzeichniß seiner Schriften in 55 Nummern findet.

R. Hoche.

Reusch: Johann R. (Reuschius), gebürtig aus Rodach oder Rotach im Coburgischen. War anfänglich Cantor an der Stadtschule in Meißen, wurde aber 1547 auf Wunsch des Rectors Georg Fabricius an die Fürstenschule daselbst berufen, doch schon 1548 wählte man ihn zum Rector an der Stadtschule. Der Bischof von Meißen, Johann von Haugwitz, zog ihn bald darauf in seine Nähe und machte ihn zum Dechanten, dann zum Kanzler des Stiftes Wurzen, endlich ernannte ihn der Kurfürst August von Sachsen zum Geheimen Rath. Er starb am 27. Februar 1582 (s. J. A. Müller, Geschichte der chursächs. Fürsten- und Landesschule zu Meißen. Leipzig 1789). Von R. besitzen wir ein musiktheoretisches Werk, und eine kleine Anzahl Compositionen, die uns beweisen, daß er ein tüchtiger und begabter Componist war. Das erste ist eine Sammlung Grablieder auf die Rhau'sche Familie in Wittenberg, wo er wahrscheinlich einst studirte und mit der Familie bekannt geworden ist, sie trägt den Titel: „Epitaphia Rhauorum composita per Joannem Reuschium Rotachensem." Vitebergae 1550. (Die Gymnasialbibliothek in Zwickau besitzt das einzige bekannte Exemplar in 4 Stimmbüchern; Beschreibung desselben in Monatsh. f. Musikg. VII, 163.) 1553 erschien in Leipzig bei Gunther eine kleine musiktheoretische Arbeit, die er dem Knaben Julius Fritschius in Meißen widmete, dem er wahrscheinlich damals Musikunterricht ertheilte: „Elementa musicae practicae pro incipientibus". Sie besteht nur aus 20 Blättern. Das einzig bekannte Exemplar besitzt die Stadtbibliothek in Breslau. Aus dem Vorworte erfahren wir, daß Heinrich Faber, der bekannte Theoretiker, vor etwa 15 Jahren sein Lehrer gewesen ist; da sich nun Faber um 1538 in Naumburg als Rector an der Schule des Klosters St. Georg befand, so wissen wir dadurch zugleich, wo R. seine Studien gemacht hat. Auch wird hierdurch die Richtigkeit des Todesdatum Faber's bestätigt, da ihn R. 1553 als einen Verstorbenen bezeichnet (s. Monatsh. f. Musikg II, 18a). Das letzte bekannte Druckwerk von R. besteht aus Melodien zu den Oden des Georg Fabricius, die in Leipzig 1554 erschienen und wovon die Staatsbibliothek in München ein Exemplar besitzt. Ob die Angabe Fétis', daß von dem letzten Werke eine zweite Ausgabe 1574 in Zürich erschien, richtig ist, bedarf noch der Bestätigung.

Rob. Eitner.

Reusch: Johann Peter R., geboren am 15. August 1691 als Sohn eines Pastors in Almersbach bei Eisenach, † in Jena am 5. Juni 1758, machte seine Vorbereitungsstudien in der nassauischen Stadt Idstein und bezog 1709 die Universität Gießen, wo er Philosophie, Mathematik, Theologie und orientalische Sprachen studirte, welch letzteren Gegenstand er 1715 noch weiter in Marburg betrieb, sowie er auch noch 1716 in Halle Philosophie bei Wolff hörte. Im J. 1717 erwarb er in Jena die Magisterwürde mittelst einer Dissertation „De cognitione sui ipsius" und habilitirte sich gleichzeitig für Philosophie und Mathematik; auch die Ernennung zum Rector der Rathsschule zu Jena 1719 hinderte ihn weder an den Vorlesungen noch an der Uebernahme einer außerordentlichen Professur (1733); jedoch im J. 1738 wurde er Ordinarius für Logik und Metaphysik und 1755 trat er als solcher in die theologische Facultät über, welche ihn bei der Jubelfeier der Universität (1758) nachträglich zum Doctor der Theologie ernannte. Er schrieb: „Via ad perfectionem intellectus compendiaria" (1728), hierauf „Systema logicum" (1734, neue Auflagen 1741, 1750 und noch 1760), eine dickleibige Compilation der logischen Lehren des Aristoteles, des Christian Wolff und sogar des Petrus Hispanus, wozu mit Zustimmung Reusch's J. G. Waldin eine Introductio (1758) schrieb; in gleicher Ausführlichkeit ist auch das „Systema metaphysicum" verfaßt (1734, neue Auflagen 1743 und 1753), welches hauptsächlich an Wolff sich anschließt, ja mehrfach nur Auszüge aus demselben gibt. Als Wolffianer bewährte er sich auch im Gebiete der Theologie durch seine „Introductio in theologiam revelatam" (1744, 2. Aufl. von C. G. Müller 1762), in welcher er sich an Canz und Carpzov (s. A. D. B. III, 768 und IV, 8) anlehnt; durch seine „Theologia polemica" (1754) trat er in jene unerquickliche Controverslitteratur ein, von welcher man sich gerne abwendet; auch schrieb er Annotationes zu Joh. Wilh. Baier's (s. A. D. B. I, 774) Compendium theologiae positivae; seine „Theologia moralis" gab nach seinem Tode C. G. Müller heraus (1760).

Schröckh, Unparteiische Kirchenhistorie Bd. IV, S. 495, woselbst auch wie bei Meusel die kleineren Schriften Reusch's aufgezählt sind. — Gust. Frank, Gesch. d. protest. Theol. Bd. II, S. 405 (ebenso derselbe in „Die Jenaische Theologie" S. 80).

Prantl.

Reuschenberg: Johann v. R. (fälschlich Rauschenberg oder Ruschenberg geschrieben), aus altem rheinischem Adelsgeschlechte geboren, dessen gleichnamiges Stammhaus, jetzt in gräflich Fürstenbergischem Besitze, am linken Ufer der Wupper, unfern von deren Mündung in den Rhein liegt, wird im dreißigjährigen Kriege zuerst im Jahre 1634 genannt. Seine mannhafte Behauptung von Wolfenbüttel, welches er mit unbeirrter Zähigkeit gegen die Versuche der welfischen Herzoge, wieder in den Besitz ihrer am 4. December 1627 den Dänen durch einen Sturm abgenommenen und seit dieser Zeit durch die Eroberer ihnen vorenthaltenen Stadt zu gelangen, festhielt, machten ihm seit dieser Zeit einen hochangesehenen Namen. Als Herzog August aus der Erbschaft des 1634 verstorbenen Herzogs Friedrich Ulrich das Fürstenthum Wolfenbüttel erhielt, war R. Oberst im Dienste der Liga und Commandant der Stadt, deren Herausgabe jenem verweigert wurde, weil dann die Schweden einrücken würden. Zugleich führte R. Unterhandlungen, welche darauf hinzielten, den wenig zuverlässigen Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg an die kaiserliche Sache zu fesseln. Diese hatten kein Ergebniß; während der Zeit unternahm R. jedoch, trefflich unterstützt durch seinen Rittmeister Levin Zander, zubenannt Immernüchtern, häufige Streifzüge in die Umgegend und machte letztere sich und den Bedürfnissen der Besatzung zinsbar. Gegen Ende des Jahres 1640 änderte sich die Sachlage.

Die welfischen Herzoge dachten Ernst zu machen mit ihrem Anschlage auf Wolfenbüttel, bestimmten die weimarische Armee, ihnen Beistand zu leisten und schlossen Wolfenbüttel im Verein mit braunschweig-lüneburgischen Truppen ein; R. antwortete mit einer thätigen Vertheidigung, indem er zahlreiche Ausfälle unternahm. Am 28. Juni 1641 brachte das kaiserliche Heer unter Piccolomini und dem Erzherzog Leopold Wilhelm insofern Hilfe, als es die Stadt auf dem rechten Ufer der Ocker entsetzte. Am 29. kam es unter den Mauern von Wolfenbüttel zur Schlacht. R., eben zum Generalfeldwachtmeister ernannt, erntete hohen Ruhm. Neben Franz Mercy und Hannibal Gonzaga auf dem eigenen linken Flügel, wo meist Baiern fochten, befehligend, errang er, dem feindlichen rechten Flügel gegenüber, bedeutende Vortheile, Königsmark's und Hoditz's Schaaren wurden auf ihr Lager zurückgeworfen; da die Schlacht aber im übrigen ungünstig verlief, mußte der linke Flügel der Kaiserlichen dem allgemeinen Rückzuge folgen, und R. befand sich, nachdem der Erzherzog und Piccolomini abgezogen waren, wieder in seiner früheren Lage. Mit Wasser und mit Feuer, durch Aufstauung der Ocker und durch Beschießung suchten seine Gegner ihm beizukommen; dazu traf ihn das Unglück, daß Immernüchtern auf einem Streifzuge bei Lutter gefangen und bald darauf bei Hildesheim niedergemacht wurde, aber R.'s Muth und seine Widerstandskraft blieben ungebeugt, und am 1. September 1641 hoben die Uniirten die Belagerung auf. Er begann nun sofort seine Streifzüge in die Umgegend von neuem und behauptete den ihm anvertrauten Posten trotz mannigfacher Bedrängniß noch zwei Jahre lang; dann wurde er durch kaiserlichen Befehl angewiesen, Wolfenbüttel dem Herzoge auszuantworten. Am 24. September 1643 verließ „der brave R.", wie die Braunschweiger ihn nannten, die mit großer Zähigkeit behauptete Stadt. Kaum war es geschehen, so erhielt er Gegenbefehl, aber es war zu spät; er vereinigte sich nun bei Höxter mit Hatzfeld und zog nach dem Süden. Am 7. October überrumpelte er bereits im Verein mit Johann v. Werth Mannheim und bildete 1644 mit diesem aus den Trümmern der bei Jankau geschlagenen Truppen ein neues Heer. Er war jetzt Feldzeugmeister. In der Schlacht bei Herbsthausen oder bei Mergentheim am 5. Mai 1645 befehligte er das Fußvolk des linken Flügels und trug wesentlich zur günstigen Entscheidung des anfangs zweifelhaften Ausganges der Schlacht bei. Am 3. August hatte er die Niederlage bei Allersheim zu theilen. Dort war Mercy gefallen und Kurfürst Maximilian schien nicht abgeneigt, an seiner Stelle R. den Oberbefehl über die ligistischen Truppen zu geben; er mochte es aber nicht thun, weil Werth älterer General war, und bald darauf erhielt der aus der Gefangenschaft zurückgekehrte Geleen das Commando. Dieser genoß aber so wenig das Vertrauen des Kurfürsten, welcher seine treue Anhänglichkeit an den Kaiser kannte, daß R. sowol wie Werth angewiesen wurden, „vorzugreifen, falls jener der Ordonnanz nicht nachlebe". Der Kurfürst war des Krieges müde; sein Sinn stand danach, Frieden zu haben; er gebrauchte daher R. zu Unterhandlungen mit Schweden, Frankreich und Hessen, und dieser schloß und unterzeichnete am 14. März 1647 zu Ulm den Waffenstillstandsvertrag, durch welchen Baiern sich von der kaiserlichen Sache lossagte. Geleen nahm sofort seinen Abschied, Werth erhielt den Oberbefehl über die Reiterei, R. das Commando des Fußvolkes; beide wurden angewiesen, keinen Befehl von Gallas, dem kaiserlichen Oberbefehlshaber, anzunehmen. Als dann am 2. Juli Werth seine Reiter zu den Kaiserlichen nach Böhmen führte, folgte R. ihm anfangs, besann sich aber unterwegs und blieb dem Kurfürsten treu. Wieder schmeichelte er sich mit der Hoffnung auf den Oberbefehl der bairischen Truppen, aber diesen erhielt Gronsfeld und er selbst mußte sich mit dem selbständigen Commando in der Oberpfalz und mit dem Marschallstabe begnügen. Zum dritten Male wurde seine Erwartung

getäuscht, als Gronsfeld in Arrest gesetzt war, weil er die Lechlinie, zu deren Behauptung er sich nicht stark genug fühlte, aufgegeben hatte; nun ging er im Unmuth in kaiserliche Dienste und war mit der Armee auf dem Marsche von Hessen nach Böhmen begriffen, als der westfälische Friede, von dessen Abschluß er am 8. November 1648 zu Cham die Kunde erhielt, seinem Kriegsleben ein vorläufiges Ende machte. Er wird später als Kaiserlicher Geheimer Hofkriegsrath, Generalfeldmarschall und Commandant von Gratz genannt, stand 1651 noch einmal dem Pfalzgrafen von Neuburg bei seiner Fehde gegen Kurbrandenburg zur Seite und scheint bald darauf gestorben zu sein, wie es heißt, an unrichtiger Behandlung eines Hühnerauges.

Rheinischer Antiquarius herausgegeben von Chr. v. Stramberg, 3. Abth. 8. Bd. Coblenz 1861. B. Poten.

Reuschle: Karl Gustav R., Schulmann, geboren am 26. Decbr. 1812 in Mehrstetten (Oberamt Münsingen, Württemberg), † am 22. Mai 1875 in Stuttgart. Gleich vielen Württembergern vom Anfange des Jahrhunderts verband R. in Tübingen das Studium der Mathematik mit dem der Theologie. Nachdem er als Theologe die vorschriftsmäßige Prüfung in glänzender Weise bestanden hatte, ging er auf ein Jahr nach Paris, auf ein weiteres Jahr nach Berlin, um in der Mathematik sich zu vervollkommnen. Dem Lehrfach gehörte R. seit 1837 an, zuerst als Repetent am Seminar in Schönthal, dann in gleicher Stellung am Stift zu Tübingen (1838—39), dann seit 1840 als Professor am Stuttgarter Gymnasium. R. war vielfach schriftstellerisch thätig. Seine geographischen Lehrbücher werden geschätzt. Eine biographische Skizze von Kepler, 1841 veröffentlicht, gehört zu dem Besten, was über den großen Astronomen geschrieben ist. Verschiedene Programme und Aufsätze zeugen von seiner mathematischen Begabung. Am bekanntesten ist R. durch die Tafeln complexer Primzahlen, welche aus Einheitswurzeln gebildet sind. Begonnen in Anschluß an C. G. J. Jacobi's Canon Arithmeticus, gedruckt auf Kosten der Berliner Akademie, wurden sie einen Monat vor des Verfassers Tod vollendet, ein mühseliges, undankbares, aber für den Fachmann überaus nützliches Werk. Reuschle's Freunde bedauerten vielfach, daß seine reiche Begabung nicht fruchtbarere Verwerthung fand.

Zeitschrift für Mathematik und Physik Bd. XXI, historisch-litterar. Abth. S. 1—4. — Poggendorff, Handwörterbuch zur Gesch. der exact. Wissensch. II, 612. Cantor.

Reuser: Johann Valentin R., Hanauischer reformirter Theologe und katechetischer Schriftsteller, geboren um 1600 auf einem Hofe bei Hanau, † am 12. Januar 1672 zu Niederrodenbach. Gebildet auf dem Gymnasium zu Hanau und auf auswärtigen Schulen war er anfangs im Schulfache thätig. Im J. 1632 wurde er Prediger in dem Hanauischen Dorfe Rüdigheim, wo er bis 1647 im Amte stand und in den schlimmsten Zeiten des großen deutschen Krieges noch mehrere verwaiste Nachbargemeinden bediente. Hierauf kam er nach Niederrodenbach. R. hat sich für seine Zeit sehr große Verdienste erworben durch seine katechetischen Arbeiten. Verwilderung und Unwissenheit hatten während der langen Kriegsdauer in schrecklicher Weise überhand genommen. Als das beste Heilmittel dagegen erkannte er die Unterweisung in der christlichen Lehre. Daher schrieb er katechetische Lehrbücher sowol für die Erwachsenen als für die Schulkinder. Im J. 1653 gab er in deutscher Sprache das berühmte holländische Werk des Gellius de Bouma über den Heidelberger Katechismus heraus, welches mehrere Auflagen erlebte. In Betreff der Jugend ließ er sich von pädagogischen Grundsätzen leiten, indem er einen dreifachen Stufengang für den Unterricht

derselben setzt. Für die Anfänger gab er die fünf Hauptstücke christlicher Religion sammt dreiundzwanzig kurzen Fragen und Gebeten unter dem Titel: „David's fünf glatte Lehr= und Lebenssteine" heraus, nebst einem Anhange: „David's katechetische Hirtentasche". Für die Mittelstufe ist der kleine Heidelberger Katechismus bestimmt, den er unter der Aufschrift: „David's Katechismus=Schlauder" ausgezeichnet präcis erklärt. Der Oberstufe soll das erwähnte Werk des Gellius de Bouma dienen. Diese Schriften erlangten eine große Verbreitung. Noch im J. 1741 wurde zu Herborn von dem eben genannten Buche eine neue Auflage veranstaltet.

Dunkel, historisch=kritische Nachr. v. verstorb. Gelehrten II, 1. Theil. — Dr. v. d. Linde, Die Nassauer Drucke. — Handschriftliches.

Cuno.

Reusner: Jeremias R., geboren am 4. Mai 1590 zu Löwenberg in Schlesien als Sohn des dortigen Bürgers Franz R., † am 29. September 1652 als Professor der Jurisprudenz in Wittenberg. Eine gelehrte Erziehung verdankte er seinen Oheimen Nicolaus R. († 1602), Professor der Jurisprudenz, und Elias R. († 1612), Professor der Medicin, in Jena. Er besuchte die Schulpforte und dann die Universität Jena. Der Tod seines zweiten Oheims vertrieb ihn von dort und scheint ihn einige Zeit ganz mittellos gemacht zu haben, doch nahm sich ein Vetter Bartholomaeus, Professor der Jurisprudenz in Wittenberg, seiner an. Er promovirte 1615 in Wittenberg, wurde 1617 Assessor der Juristenfacultät, 1619 kurfürstlicher Hofadvocat, 1621 Professor und Hofgerichtsassessor. Zuerst las er über Digestum Infortiatum et Novum, seit 1628 über Digestum Vetus, seit 1639 über den Codex, seit 1640 über die Decretalen, nachdem er 1639 auch zum Assessor des geistlichen Consistoriums ernannt worden war. Daneben war er noch Director der Kriegscommission, welches Amt ihm viel Arbeit machte und seine schwache Gesundheit früh erschütterte, sodaß er schon seit 1640 leidend war. Sein Grabredner rühmt ihm große Frömmigkeit und zumal eine lebhafte Theilnahme für geistliche Musik nach. Seine litterarische Thätigkeit war nicht bedeutend, sie bewegte sich in Dissertationen und Quästionen, auch die Methodus juris feudalis, communis et Saxonici, die 1632 erschien und Gustav Adolf gewidmet war. Außerdem edirte er verschiedene Schriften seines Oheims Nicolaus, des Nic. Cisner und des Matth. Wesenbeck. Seit 1618 mit Anna Schröter verheirathet, hinterließ er sechs Kinder, während drei ihm im Tode vorausgegangen waren.

Seine Lebensbeschreibung ist an die Leichpredigt des Abr. Calovius, Wittenberg 1652. 4° angehängt. Seine Schriften verzeichnet Jöcher.

Markgraf.

Reusner: Nikolaus v. R., Rechtsgelehrter und Polyhistor, geboren zu Löwenberg am 2. Februar 1545, † zu Jena am 12. April 1602. R. gehört einer hochgeachteten Familie an, welche ursprünglich im östlichen Ungarn und in Siebenbürgen auf ihren Gütern lebte, und dann nach Schlesien zog, wo sie hauptsächlich in und um Löwenberg Grundbesitz erwarb. Dort ist auch des Nikolaus Vater, Franz R., geboren, und ging daselbst zu Rath. Er hatte neben Nicolaus drei Söhne; der älteste, Bartholomäus I (geboren 1532), war Dr. med., Arzt in Breslau, und starb 1572 als Stadtphysikus in Zittau. Von den beiden jüngeren lebte Elias (1555—1619) als Dr. und Professor der Medicin in Jena; Jeremias war Dr. jur. und stand als Rath in fürstlich Liegnitzischen Diensten. Sämmtliche vier Brüder behaupteten durch ihre Leistungen einen ehrenhaften Platz in der Gelehrtengeschichte, wie denn überhaupt im 16. Jahrhundert aus der Familie R. eine Reihe tüchtiger Männer hervorging, welche sich namentlich als Rechtsgelehrte und Mediciner auszeichneten; Jöcher hat in

seinem bekannten Gelehrtenlexikon und Rotermund (in dessen Fortsetzung Th. III, S. 2031—34; VI, 1871—82) neun bis zehn Glieder dieser Familie aufgeführt, welche sich auf litterarischem Gebiete einen Namen zu erwerben wußten. Nikolaus R. begann seine humanistische Ausbildung auf der Schule zu Goldberg und dem Elisabeth-Gymnasium zu Breslau. Frühzeitig entwickelt bezog er schon wenige Monate nach zurückgelegtem 15. Lebensjahre die Hochschule. Er entschied sich für Wittenberg, um bei dem damals größten Humanisten Deutschlands, bei Philipp Melanchthon seine Studien zu machen. Ehe er jedoch die Reise antrat, starb Melanchthon (19. April 1560). Trotzdem führte der lernbegierige Jüngling seinen Plan aus, um wenigstens bei Melanchthon's Schülern dessen Methode und Schriften kennen zu lernen. Er hörte Philosophie, Mathematik und die alten Sprachen; daneben trieb er auch Botanik und Anatomie. 1563 übersiedelte er nach Leipzig. Dort widerrieth ihm ein Verwandter, Georg Wirth, (obwohl selbst ein angesehener praktischer Arzt) das medicinische Studium in so eindringlicher Weise, daß er sich sofort der Jurisprudenz zuwandte, in welche ihn der gefeierte Modestinus Pistoris (s. dsn.), J. Thoming und Badehorn einführten. Im folgenden Jahre (1564) nach Wittenberg zurückgekehrt, setzte er das Rechtsstudium fort. Auf die Kunde, daß 1565 in Augsburg ein Reichstag abgehalten werde, eilte er dorthin, um sich den maßgebenden Persönlichkeiten vorzustellen, und auf diese Weise entsprechende Verwendung zu finden. Da sich die Eröffnung des Reichstages wider Erwarten längere Zeit hinauszog, übernahm er an der dortigen Schule durch Verwendung des Bürgermeisters Joh. Heinzel und des Gymnasialrectors Hieronymus Wolf (eines Schülers des gelehrten Ramus), an welche er durch Joachim Camerarius und Victorin Strigel warm empfohlen war, eine Stelle, legte sie jedoch mit Beginn des Reichstages nieder. Er schrieb nun theils Briefe, theils Gedichte an fürstliche Personen und Staatsmänner, welche seine Zusendungen günstig aufnahmen. Für sein Gedicht „Germania ad Caesarem et Electores Imperii“ wurde er sogar vom Kaiser Maximilian beschenkt, welcher ihm außerdem durch seinen Oberhofmeister Freiherrn v. Harrach und den Vicekanzler Ulrich Zasius lockende Zusagen machen ließ, welche jedoch R. aus uns unbekannten Gründen auf Rat seiner Freunde nicht weiter berücksichtigte. Im J. 1566 treffen wir unseren jugendlichen Gelehrten im Donaustädtchen Lauingen, woselbst ihm Peter Agricola, Rath und Prinzeninformator am pfalzgräflich Neuburgischen Hofe, an den er vom Augsburger Rector Wolf gewiesen war, ein Lehramt an dem damals blühenden Gymnasium verschaffte. In Anerkennung seiner Leistungen auf dem Gebiete der alten Sprachen, wurde ihm 1572 das Rectorat und außerdem der Lehrstuhl für Jurisprudenz übertragen. 1582 ging er aus Anlaß des Reichstages abermals nach Augsburg, um die alten Beziehungen zu befestigen und neue Bekanntschaften zu machen. Er fand zwar bei Fürsten wie Gesandten sehr wohlwollende Aufnahme, aber keine Verwendung. So bezog er denn 1583 die Universität Basel und erwarb sich dort im Sommer des genannten Jahres den juristischen Doctorgrad, worauf ihn der schwäbische Kreis zum Assessor am Reichskammergerichte präsentirte. Während sich R. den vorgeschriebenen Prüfungen unterzog, wurde ihm von der Straßburger Hochschule an des Giphanius Stelle eine juristische Professur angetragen, welche er dem Assessorate vorzog und daher sofort annahm. R. lehrte dort über fünf Jahre. Gegen Ende 1588 erhielt er einen Ruf nach Jena, wo die Juristenfacultät infolge Abganges dreier Docenten dringend einer Neubesetzung bedurfte. Nach längeren Verhandlungen und Correspondenzen mit dem Weimaraner Rathe Josias Marcus und dem coburgischen Vicekanzler Michael Wirth sagte R. zu und langte in den ersten Februartagen 1589 in Jena an, wo er sofort zum Senior der Juristenfacultät, zum Beisitzer des Hofgerichtes und Schöppenstuhles ernannt

wurde; zugleich erhielt er für Reisekosten eine Entschädigung von 1400 fl. und bald darauf sowohl vom weimarischen als coburgischen Hofe den Charakter eines wirklichen Rathes und deren Vertretung beim Reichskammergerichte. 1595 wurde er mit dem Merseburger Dompropst Johann Costiz an König Sigismund III. nach Krakau entsandt, um bei diesem und dem polnischen Reichstag im Vereine mit den brandenburgischen und Reichsgesandten die Abordnung polnischer Hilfstruppen wider die Türken zu erzielen. Er mußte jedoch unverrichteter Dinge abziehen. Um dieselbe Zeit (1594) ernannte ihn Kaiser Rudolf II. zum comes Palatinus und erneuerte den seiner Familie zustehenden Adel als Erbadel. Jene Ernennung rief zwischen R. und der Jenenser Juristenfacultät Meinungsverschiedenheit hervor; wie uns Limnäus in seinem Deutschen Staatsrechte des Näheren berichtet. R. behauptete nämlich, infolge jener Verleihung „allein" Doctoren creiren zu können, was ihm von der ganzen Hochschule bestritten wurde. Bis an sein Ende unablässig thätig, starb R. während seines zweiten Rectorates am 12. April 1602 im 58. Lebensjahre ohne Hinterlassung von Leibeserben, da seine mit Magdalena Weihemann zu Lauingen abgeschlossene Ehe eine kinderlose geblieben war. Die Universitätsbibliothek zu Jena verwahrt sein Bildniß. Nach diesem war er eine stattliche Erscheinung mit wohlwollendem Gesichtsausdruck. Wohlwollen und biederer Sinn bildeten auch die Grundzüge seines Wesens; daneben war er vielseitig gebildet — ein echter Polyhistor, wovon seine mannigfachen Schriften das beste Zeugniß liefern. R. selbst hat unter dem Titel: „Elenchus operum partim in lucem editorum, partim vero edendorum" zu Lauingen (1583) ein Verzeichniß seiner Arbeiten veröffentlicht, das einen ganzen Bogen füllt und in Jugler's Beiträgen zur juristischen Biographie finden wir (Bd. V, S. 302 f.) eine sorgfältige Zusammenstellung der Werke Reusner's, welche nicht weniger als 83 Nummern zählt, von denen einzelne noch Unterabtheilungen haben. R. verfaßte poetische, biographische, geschichtliche, rhetorische, philosophische, selbst naturwissenschaftliche Schriften. Etwa ein Sechstheil seiner Gesammtwerke sind juristischen Inhaltes und behandeln Gegenstände des Civil- und Lehenrechtes. Einzelne derselben erlebten wiederholte Auflagen, andere wurden von seinen Brüdern Elias und Jeremias zusammengestellt und veröffentlicht. Als Anhänger und Schüler des Ramus hat er bei seinen Arbeiten mit Erfolg Klarheit und methodische Darstellung angestrebt. Im übrigen sind sie von keiner hervorragenden wissenschaftlichen Bedeutung, und deshalb wol nicht mit Unrecht der Vergessenheit anheimgefallen. Unter denselben dürften kurz zu erwähnen sein: a) „Μικροτέχνη, s. ars parva et quasi medulla jurisprudentiae Justinian.", Lauingen 1579. Die Vorrede ist zu Straßburg geschrieben. Einen neuen verbesserten Abdruck lieferte der Bruder Jeremias, Frankfurt 1589. Die Methode dieses Handbuches besteht in Fragen und Antworten. — S. 186—216 folgen Jo. Th. Freigii Rudimenta Instit. juris nach derselben Lehrart; dann S. 224—84 Dion. Gothofredi Epitome Institutionum; endlich S. 285—308 P. Peccii Observationes aliquot insigniores, ad illustrationem Instit. Imper. — b) „Oeconomia juris utriusque. civilis et canonici", Argent. 1584 und 1626 4°. — c) „Quaestionum sive Consultationum juridicarum libri II", Basil. 1585. Das erste Buch handelt fast ausschließend von Ehesachen, das zweite von piis causis. — d) „Tractatus de jure testamentorum et ultimarum voluntatum", Jenae 1597 et 98. 2 Vol. 4°. Vorlesungen, vom Bruder Jeremias herausgegeben. — e) „Centuria thematum controversas et selectiores ex jure feudali universo quaestiones continens". Jenae 1597. Behandelt eine reichliche Anzahl lehensrechtlicher Streitfragen. f) Ein beliebtes Buch Reusner's war dessen „Χειραγωγία, s. Cynosura juris, quae est farrago selectissimorum libellorum isagogicorum de juris art. etc. etc.". Spirae 1588, wozu im nächsten Jahre ein kleiner Anhang

von drei Bogen kam; eine reichhaltige Zusammenstellung von Abhandlungen über die „ratio docendae et discendae jurisprudentiae“. Schon gegen Mitte des 16. Jahrhunderts hatte sich die Zahl von Tractaten, welche „methodologische Fragen“ besprechen, in einer Weise gesteigert, daß deren Sammlung räthlich erschien. Neben Winkel (Argent. 1553) und einem ungenannten Autor (Ictorum tractatus varii de studio legali recte instituendo. Colon. 1580, 1583) veranstalteten auch unsere Gelehrten eine solche Sammlung mit Tractaten von Nic. Everh. Middelburg († 1532), Apell († 1536), Duaren († 1559), Gribaldus († 1564), Modest. Pistoris († 1565), Goldstein († 1568), Everh. Amsterdamus († 1570), Balduinus († 1573), Thoming († 1576), Hopper († 1576), M. Wesenbeck († 1586) und mehreren anderen. Von den nichtjuristischen Werken Reusner's haben zwei bis auf den heutigen Tag in biographischer und kunstgeschichtlicher Hinsicht einen gewissen Werth behalten: „Icones, sive imagines virorum literis illustrium“, Argent. 1587 (2. Aufl. 1590), und „Icones, sive imagines vivae literis clar. virorum Italiae, Graciae etc“. Basel 1580. Die in beiden Werken zahlreich enthaltenen Porträts (Brustbilder) sind gleich den zierlichen Randleisten des ersteren Buches kräftig in Holz geschnitten, von Tobias Stimmer, der, in Schaffhausen geboren, später als Stecher in Nürnberg lebte und zu den hervorragenderen Kleinmeistern gegen Ende des 16. Jahrhunderts zählte. R. lieferte zu den Bildnissen biographische Disticha und andere Verse, welche jedoch großentheils nicht von ihm herrühren, sondern aus anderen Dichtern mit Namensangabe zusammengestellt sind. —

Ehe wir den Artikel abschließen, haben wir noch zwei junge Seitenverwandte unseres Gelehrten, dessen Neffen Bartholomäus und den Jeremias R. zu besprechen.

Ersterer, ein Sohn des gleichnamigen gelehrten Arztes Bartholomäus R. (des ältesten Bruders von Nikolaus), ist 1565 zu Breslau geboren und machte seine Studien am Gymnasium zu Zittau, wohin sein Vater als Stadtphysikus versetzt worden war. Von hier ging er nach Straßburg, um bei seinem Onkel Nikolaus die Rechte zu hören; mit diesem zog er auch nach Jena, als letzterer anfangs Februar 1589 einem dorthin ergangenen Rufe folgte. Nach dreijährigem Aufenthalte dortselbst erwarb er unter seines Onkels Vorsitz die juristische Doctorwürde, wobei er die Dissertation „de obligatione ex die vel ad diem contracta“ vertheidigte. Nachdem er einige Zeit juristische Privatvorträge gehalten, wurde er 1594 als professor institutionum nach Wittenberg berufen, trat 1607 an Stelle seines Schwiegervaters, des Professors Johann Zanger, und einige Wochen später als professor decretalium und primarius an jene des Professors Ludwig Personius; zugleich wurde er kursächsischer Rath und Mitglied des Consistoriums; 1624 Assessor des Oberappellationsgerichts in Dresden, mittlerweile zum Senior der Akademie vorgerückt. Am 16. November 1629 starb unser Gelehrter im 64. Jahre seines Alters und im 35. seines Professorates, nachdem er — im 60. Lebensjahre vom Schlage berührt — seine wesentlichsten Geschäfte in die Hände seines Eidams Georg Schultze gelegt hatte. Der damalige Rector der Hochschule, Daniel Sennert, Senior der medicinischen Facultät, verfaßte „in obitum luctuosum viri amplissimi et consultissimi Barth. Reusneri, Icti Celeberrimi“ ein längeres Programm mit umfassenden biographischen Notizen, welches Programm bei Witten, memoriae Ictorum nostri seculi etc. etc. (Dec. II, p. 137—144) abgedruckt ist. Bartholomäus R. besaß gleich seinem Onkel eine überraschende Vielseitigkeit der Bildung. Er beherrschte nicht nur neben dem Lateinischen vier Sprachen (Hebräisch, Griechisch, Italienisch, Französisch), war mit Astronomie, Geometrie und Erdkunde aufs innigste vertraut, und galt außerdem nicht nur als gründlicher Kenner der Musik, sondern auch als gewandter

Dichter religiöser Lieder. Daneben liebte er die Natur und ein schlichtes, ländliches Leben. Von seinen beiden Frauen war die erste Dorothea, Tochter seines Amtsvorgängers in Wittenberg, Johannes Zanger, welche ihm sieben Kinder gebar, indeß er mit seiner zweiten Gattin, Dorothea Brakelin, aus livländischem Adelsgeschlechte, welche er als Wittwe des dänischen Fischmeisters Johann Schreiter geheirathet, in kinderloser Ehe lebte. Bartholomäus verfaßte mehrere Disputationen, welche bei Witten und Sincerus (Tom. 2 p. 182) aufgeführt sind. Der comment. in septem leges difficillimas — Frankf. 1583, dann 1606 4°, eine gediegene exegetische Arbeit, wird von Jugler Bd. V, S. 327, dem Oheim Nikolaus zugeschrieben.

Eine hervorragende Kraft der Wittenberger Rechtsfacultät war auch der um mehrere Jahre jüngere Jeremias R. Am 4. Mai 1590 in Lemberg geboren, erhielt er dort seine erste humanistische Bildung, bezog sodann die Jenenser Hochschule und wurde zu Wittenberg Beisitzer der Juristenfacultät, auch Hofgerichtsadvocat; später ordentlicher Professor der Rechte und Consistorialassessor. Zur Zeit unseres Gelehrten wurde an vielen Hochschulen die analytisch-exegetische Lehrweise, welche man allgemein „mos Italicus“ nannte, unter dem Einfluß der Franzosen durch eine „methodisch-systematische“ Richtung erfolgreich bekämpft. Auch Jeremias zählte zu den Neuerern; dagegen wurde auf den kursächsischen Hochschulen an der alten Methode amtlich streng festgehalten, weshalb ihm und seinem Amtsgenossen Konrad Carpzov von dem Kurfürsten 1624 geboten wurde, sie sollten nicht mehr synopticos tractatus lesen, sondern den textus expliciren. Jeremias, der im Rufe eines eifrigen Docenten stand, verschied am 29. September 1652. Er hinterließ 16 Disputationen, eine „Methodum juris feudalis comm. et Saxonici“, Wittenberg 1632 und eine „Decadem controversarum juris positionum“, ebenda 1619 4°.

Ueber sämmtliche drei R. siehe: Stintzing, Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft 1. Abth. S. 710—14, 722 und 723 und die dort Genannten, besonders Witten.

Eisenhart.

Reuß: August Emanuel Ritter v. R., Professor der Mineralogie an der Universität in Wien, ausgezeichneter Paläontologe, zugleich auch vortrefflicher Mineraloge und Geologe, war am 8. Juli 1811 als Sohn des hochgeachteten Mineralogen und Brunnenarztes Fr. Ambrosius R. in Bilin geboren. Seinen ersten Unterricht erhielt er im elterlichen Hause, wo zugleich auch die Liebe und Neigung zu den mineralogischen Wissenschaften mit und in ihm aufwuchs. In Prag besuchte er dann das Gymnasium, hörte am polytechnischen Institut den berühmten Mineralogen Zippe und begann 1827 seine medicinischen Studien an der Universität daselbst, an der er auch mit der Inauguraldissertation: „Tentamen anatomico-pathologicum de Melanosi“ doctorirte. Nach kurzer Verwendung als Assistent an der Augenklinik des Professors Fischer in Prag siedelte R. infolge schwerer Erkrankung, um sich in der Landluft zu erholen, nach seiner Vaterstadt Bilin über, übernahm hier die Stelle eines Brunnenarztes und übte dann auch als Stadt- und Herrschaftsarzt eine umfassende medicinische Praxis aus. Zugleich griff er, vielfach angeregt durch die dortige prachtvolle fürstlich Lobkowitz'sche Mineraliensammlung, wieder zu den ihm von Jugend auf lieb gewordenen mineralogischen Studien und machte es sich zunächst zur Aufgabe, die an Mineralienschätzen reiche Sammlung auch durch paläontologische Erfunde aus der ergiebigen Umgegend von Bilin möglichst zu vervollständigen. Eine Reihe von Publicationen, deren erste: „Die geogn. Verhältnisse von Teplitz“ und „Ueber das Vorkommen des Pyrops in Böhmen“ 1838 in Karsten's Archiv erschien, beziehen sich wesentlich auf die böhmischen Mineralquellen. Sein nächstes

größeres Werk: „Geognostische Skizzen aus Böhmen", 1800 u. 1844, befaßte sich hauptsächlich mit der Schilderung des böhmischen Mittelgebirges. Wichtiger war eine bald darauffolgende sehr umfassende paläontologische Arbeit: „Die Versteinerungen der böhmischen Kreideformation" mit 51 Tafeln Abbildungen 1845 bis 1846, durch welche R. sich den Namen eines vortrefflichen Paläontologen erwarb. Diese mit großer Sorgfalt und kritischem Scharfblicke verfaßte Monographie war für lange Zeit eines der Hauptquellenwerke für das Studium der cretacischen Versteinerungen und bildet selbst jetzt noch die einzige umfassende Arbeit über die organischen Ueberreste der böhmischen Kreideschichten. Rasch folgten dieser Publication mehrere ähnliche, wie über fossile Polyparien des Wiener Tertiärbeckens (in v. Haidinger's naturwissenschaftlichen Abhandlungen II, 1 1847) und „Die Cytherinen des Wiener Beckens" (Wiener Berichte 1847, S. 417). Diese vortrefflichen Leistungen fanden eine verdiente Anerkennung durch seine Ernennung zum Mitgliede der damals gegründeten k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien im J. 1848. Von nun an widmete R. immer mehr seine Kräfte den paläontologischen Studien, insbesondere der Untersuchung und Beschreibung der aus den niederen Thierklassen stammenden organischen Ueberreste, vor allem der Foraminiferen, dann auch der Korallen, Bryozoën, Ostrakoden und Krabben. Dabei kam ihm eine große Fertigkeit in der bildlichen Darstellung des Beobachteten sehr zu statten, sodaß die den Reuß'schen Arbeiten beigegebenen Abbildungen zu den naturgetreuesten zu zählen sind, welche wir besitzen. Diese Studien verfolgte R. mit unermüdlichem Fleiße und trotz vieler körperlicher Leiden mit den glänzendsten Erfolgen bis zu seinem Lebensende. Schon 1849 gab er seine ärztliche Praxis in Bilin auf, um ausschließlich der Wissenschaft seine Kräfte widmen zu können, und nahm eine Berufung als Professor der Mineralogie an der Universität Prag an, wo er über Mineralogie und zum ersten Male auch über Geognosie Vorlesungen hielt. Aus dieser Zeit des Aufenthaltes in Prag und seiner Wirksamkeit an der dortigen Universität, zu deren Rector er im J. 1859/60 gewählt wurde, stammen zahlreiche Abhandlungen meist paläontologischen, zum Theil aber auch geologischen Inhaltes. Sie sind zu zahlreich, um sie hier einzeln aufzuzählen. Hervorgehoben mögen nur werden: die Süßwassergebilde des Nordwestens Böhmens und ihrer fossilen Thierreste mit zahlreichen Tafeln, der Entwurf einer systematischen Zusammenstellung der Foraminiferen, eine Arbeit von grundlegender Bedeutung, dann die Schilderung der Entwicklungsgeschichte der Pribramer Gangmineralien, die geognostischen Verhältnisse des Egerer Bezirkes mit geologischer Karte und eine große Anzahl von Foraminiferen-Monographien. Im J. 1853 wurde R. zum Mitglied der königlich Leopoldinischen Carol. Akademie der Naturforscher ernannt und 1854 mit dem Ritterkreuz des Franz-Josephordens beehrt. Nach dem Tode seines Vorgängers in Prag, des Regierungsrathes und Professors der Mineralogie an der Universität in Wien, Zippe, erhielt R. eine Berufung nach Wien an dessen Stelle und wurde daselbst auch zum Mitglied des Unterrichtsrathes ernannt, in dem er namentlich für die Förderung der Gymnasialstudien eifrig wirkte. Seine unermüdliche litterarische Thätigkeit setzte R. auch in Wien mit allem Eifer fort. Die Sitzungsberichte und Denkschriften der dortigen Akademie der Wissenschaften enthalten zahlreiche seiner Arbeiten aus dieser Zeit, unter anderen aus dem Jahre 1864: Ueber Lepadiden; Ueber Anthozoën und Bryozoën des Mainzer Tertiärbeckens; Zur Fauna des deutschen Oberoligocäns; Ueber einige Anthozoën der Kößener Schichten; aus dem Jahre 1865: Zwei neue Anthozoën aus den Hallstädter Schichten; Die Foraminiferen und Ostrakoden der Kreide am Kanarasee; Die Foraminiferen, Anthozoën und Bryozoën des deutschen Septarienthones; aus dem Jahre 1866: Beiträge zur Charakteristik der

Tertiärschichten des unteren und mittleren Deutschlands; Die Bryozoën, Anthozoën und Spongiarien des brauen Jura von Balin; aus dem Jahre 1867: Ueber einige Bryozoën aus dem deutschen Unteroligocän; Ueber einige neue Crustaceenreste aus der alpinen Trias; Paläontologische Studien über die älteren Tertiärschichten der Alpen I, II und III; Die fossile Fauna der Steinsalzablagerung von Wieliczka; aus dem Jahre 1868: Fortsetzung der paläontologischen Beiträge, 2. Folge; aus dem Jahre 1869: Zur fossilen Fauna der Oligocänschichten von Gaas; Ueber hemimorphe Barytkrystalle; Ueber tertiäre Bryozoën von Kischenew; aus dem Jahre 1870: Oberoligocäne Korallen aus Ungarn; Die Foraminiferen des Septarienthons von Pietzpuhl; Phymatocrinus aus dem Leithakalk des Wiener Beckens; aus dem Jahre 1871: Notiz über zwei neue Foraminiferengattungen; Die fossilen Korallen des österreichisch-ungarischen Miocäns; aus dem Jahre 1873: Die Bryozoën des österreichisch-ungarischen Miocäns in umfassenden Monographien, die zu beendigen ihm nicht mehr vergönnt war. Außerdem lieferte R. auch noch vielfach andere Beiträge, namentlich zu dem von Geinitz publicirten Elbthalgebirge, in welchem er die Beschreibung der Bryozoën und Foraminiferen besorgte; in die Abhandlungen der geologischen Reichsanstalt in Wien, in jene der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften und in verschiedene Zeitschriften. Der Umfang seiner litterarischen Thätigkeit läßt sich daraus ermessen, daß er in seinen verschiedenen Publicationen 20 geologische Karten und über 450 Tafeln Abbildungen von Versteinerungen lieferte. R. gehört zu jenen glücklichen Systematikern, welche es verstanden haben, durch sorgfältige Untersuchungen und scharfsinnige Unterscheidungen den Gegenstand ihrer Darstellung ebenso eng zu umgrenzen, wie für Andere leicht kenntlich zu machen. Daher werden die von R. aufgestellten Arten, so zahlreich sie auch sind, zu den am besten begründeten gerechnet. R. erhielt vielfache Beweise der Anerkennung seiner wissenschaftlichen Verdienste durch Ernennung zum Mitgliede zahlreicher wissenschaftlicher Vereine; er erhielt 1870 den Orden der eisernen Krone und wurde in den Ritterstand erhoben. Auch von Sachsen wurde er durch die Verleihung des Ritterkreuzes des sächsischen Albrechtsordens ausgezeichnet. In seinen späteren Jahren durch oft eintretende Anfälle von nervösem Herzklopfen belästigt, blieb er gleichwol rastlos bis zu seinem Tode, der am 26. November 1873 erfolgte, wissenschaftlich thätig.

Geinitz in Leopoldina IX, 67. — Verhandl. der geolog. Reichsanstalt 1873, 280. v. Gümbel.

Reuß: Ferdinand Friedrich v. R. wurde am 18. Februar 1788 in Tübingen geboren, woselbst sein Vater Christian Friedrich R. Professor war. Nachdem er seine erste Erziehung im elterlichen Hause erhalten, bezog er die Universität zu Tübingen, um Medicin zu studiren, und erwarb sich 1800 hier die Würde eines Lic. med. Dann wandte er sich nach Göttingen, woselbst seines Vaters Bruder Professor und Oberbibliothekar war, setzte seine Studien fort und wurde 1801 Dr. med. et chir. und gleichzeitig Privatdocent für allgemeine medicinische Chemie. Durch eine Untersuchung der Lymphe, welche R. in Gemeinschaft mit Emmert vornahm (Chemische Untersuchungen der Lymphe des Pferdes von R. und Emmert in Scherer's allgemein. Journal VI. Bd.), wurde R. bald bekannt. Wahrscheinlich war diese Arbeit die Veranlassung, daß er von der kaiserlichen Universität zu Moskau einen Ruf erhielt. Am 17. Februar 1804 traf R. in Moskau ein, wurde anfangs als außerordentlicher Professor der Chemie angestellt, aber bereits 1808 zum ordentlichen Professor ernannt; in diesem Amt blieb er bis zum Jahre 1832. Daneben war er von 1817—1839 Professor der Chemie und Pharmakographie an der Moskauer Abtheilung der

kaiserlichen medico-chirurgischen Akademie. Einige Jahre leitete er eine Apotheke, seit 1822 verwaltete er das Amt eines Universitätsbibliothekars und war zugleich Mitglied des Universitätsschulcollegiums. Außerdem war R. von 1804—1822 Secretär, von 1822 ab Präsident der physikalisch-medicinischen Gesellschaft, ferner seit 1821 Kirchenältester der lutherischen St. Michaelgemeinde, seit 1829 Director des Moskauer Gefängnißcomités, seit 1833 Glied, seit 1838 Präsident des evangelischen Consistoriums zu Moskau. R. war ein außerordentlich gelehrter und überaus thätiger Mann; ein ausgezeichneter Kenner der alten Sprachen; eine Zeit lang hielt er philologische Vorlesungen über die Werke des Celsus, um die Hörer der medico-chirurgischen Akademie im Lateinischen zu üben. Seine Vorträge über Chemie hielt er in lateinischer Sprache, klar, übersichtlich und verständlich. Bemerkenswerth ist in dieser Hinsicht eine 1818 verfaßte Rede: „Oratio de antiquorum nominum praestantia deque studii litterarum antiquarum praecipue vero latinarum utilitate incredibili". — Doch nicht allein als Lehrer war er eifrig, auch auf anderen Gebieten entwickelte er eine rastlose Thätigkeit. Er leitete die Ueberführung der Universitätsbibliothek in neue Räumlichkeiten, ordnete die Bücher und gab einen Katalog in drei Bänden heraus nebst einem Schlüssel dazu („Ordo Bibliothecae Universitatis Caesareae Mosquensis conditus a F. F. Reuss" 1826). Eine große Sorgfalt widmete er auch den Arbeiten und Sitzungen der physikalisch-medicinischen Gesellschaft, wobei er namentlich sich um die Herausgabe der Schriften (Commentationes Societatis physico-medicae) bemühte. Im J. 1839 ließ R. sich pensioniren, kehrte in seine Heimat zurück und ließ sich in Stuttgart nieder, woselbst er am 14. April 1852 starb. R. war mit der Tochter des Moskauer Professors Kereſturi verheirathet. —

Trotz der vielseitigen und angestrengten Beschäftigungen war R. auch für die Wissenschaft in erfolgreicher Weise thätig: eine Reihe litterarischer Arbeiten legt davon Zeugniß ab. Seine Arbeiten sind fast alle in den erwähnten Commentationes in lateinischer Sprache abgedruckt; die darin enthaltenen wissenschaftlichen Resultate sind langsam und sehr spät an die Oeffentlichkeit gedrungen. Von weitgehendem Interesse sind vor allem Reuß' Versuche über die Einwirkung des elektrischen Stroms auf Flüssigkeiten. Die ersten Notizen darüber finden sich in den Berichten über die Sitzungen der physikalisch-medicinischen Societät (Comment. Societ. physic.-med. Mosqu. Vol. I Part. I 1808), woselbst R. die Resultate seiner Forschungen mitzutheilen pflegte. Darunter sind zu nennen: Neue Versuche über die Veränderung (Metamorphosis) des Wassers durch die galvanische Elektricität, 7. April 1806; Beschreibung der chemischen Wirkung der galvanischen Elektricität, 10. März 1807; Mittheilung über eine neue, bisher unbekannte Wirkung der galvanischen Elektricität, 5. November 1807. Ausführlicher handelt R. darüber in „Effectuum chemicorum electricitatis galvanicae historia" (Comment. Soc. physico-med. Mosqu. Vol. I Part. I 1808) und „Notice sur un nouvel effet de l'électricité galvanique" (Mem. de la societé Imp. des Naturalistes de Moscou. Tom. II, 1809). R. beobachtete unter anderem, daß infolge des galvanischen Stromes — im Wasser suspendirte Theilchen in einer dem Strom entgegengesetzten Richtung fortgeführt werden. Diese Thatsache wurde erst viel später 1860 durch Jürgenson aufs neue entdeckt. R. ist auch der eigentliche Entdecker der sogenannten elektrischen Endosmose oder der Elektrotransfusion: Wird die von einem galvanischen Strom durchzogene Flüssigkeit an irgend einer Stelle durch eine poröse Wand unterbrochen, so bewegt sich die Flüssigkeit durch die Wand in der Richtung des positiven Stromes hindurch. R. nannte das Motus stoechiagogus. Das Experiment wurde später von Porret ohne wesentliche Abänderung wiederholt und erhielt fälschlich den Namen Porret'sches Phänomen; es müßte eigentlich Reuß'sches Phänomen genannt werden.

Die hierauf bezüglichen Beobachtungen Reuß' sind niedergelegt in einer Abhandlung: „Ueber die potestas oder vis hydragoga der galvanischen Elektricität und ihre Betheiligung bei verschiedenen Naturerscheinungen" (Comment. Societ. physico-medic. Vol. II Part. II Mosqu. 1821). Hierher gehört auch die in demselben Band enthaltene Arbeit: Reuß' und Loewenthal's physikalisch-chemische Versuche über den animalischen Magnetismus und anatomisch-physiologische Untersuchung der Kräfte, welche das Blut bewegen, wobei bewiesen wird, daß die Hauptkraft die potestas hydragoga der Elektricität ist. —

Ferner hat R. eine Anzahl von Abhandlungen medicinischen Inhalts verfaßt; es seien hier genannt: „Kurze Anleitung zur Anwendung der neuen sicheren Mittel zur Verhütung der Ansteckung der Pest, der pestartigen Fieber und anderer ansteckender Krankheiten", Moskau 1810 (ist auch in russischer Sprache erschienen). „Theoremata de miasmatum contagiosorum origine, natura et effectibus" (Comm. Soc. physic.-méd. Mosqu. Vol. I Part. II 1811). „Nouvelle analyse du principe febrifuge de quinquina". Moscou 1810. Die ganze Auflage dieser Schrift verbrannte 1812 in Moskau und deshalb wurde die Abhandlung noch einmal in den Schriften der physik.-med. Gesellschaft (Vol. II Part. II Mosqu. 1817) abgedruckt. In deutscher Sprache ist die Abhandlung in Crichton's, Rehmann's und Burdach's Russischer Sammlung (II. Bd. Riga-Leipzig 1817) erschienen. „Description et Analyse chimique des eaux minérales de Sémènovskoje", Moscou 1811. Derselbe erste Theil des zweiten Bandes der Schriften enthält auch die Resultate von Versuchen, welche sich auf Pharmacie beziehen. darin über den Liquor magnesiae carbonicae und über Natrum supercarbonicum. Der zweite Theil des zweiten Bandes Moskau 1821 enthält unter anderem: Ueber die Wirkung verschiedener Mittel, insbesondere der Scutellaria laterifolia gegen Wasserscheu. Das im J. 1830 herausgegebene Bulletin de la Soc. physico-médicale enthält: Ueber die Heilkraft des Geranium scabrum; über die erstaunliche Wirkung des schwefelsauren Kupfers gegen Croup; über das Asthma acutum periodicum Millari. Ferner verfaßte R. eine besondere Schrift: „Der Gebrauch des Chlors als Schutz gegen die Cholera". Moskau 1830 (in russischer Sprache).

Unter den verschiedenen öffentlichen Reden, welche R. gehalten, hebe ich folgende hervor: De incendiis spontaneis eorumque legibus et causis oratio, 1809; de studiorum Academicorum rectius instituendorum prosperius celebrandorum et felicius absolvendorum ratione, 1809; Memoria coronationis et sacrae unctionis Imperatoris ac domini nostri Nicolai primi 12. Januar. 1827. Eine Gedächtnißrede auf den verstorbenen Professor der Geburtshilfe W. Richter 2. October 1822 (Comm. Soc. Vol. III Part. I 1823).

Biogr. Lexikon der Professoren und Lehrer der Mosk. Universität Bd. II. Moskau 1855, S. 329—340 (russisch).

L. Stieda.

Reuß: Franz Ambrosius R., Badearzt in Bilin und sehr eifriger Forscher auf den Gebieten der Mineralogie und Geognosie, namentlich in Bezug auf die in Böhmen herrschenden Verhältnisse, denen er auch zahlreiche Publicationen widmete. Geboren am 3. October 1761 zu Prag, wendete sich R. zunächst dem Fache der Medicin zu, betrieb aber nebenbei sehr eifrig mineralogische und geognostische Studien, denen zulieb er auch Freiberg aufsuchte, um Werner zu hören. Er erwarb sich zuerst einen Ruf durch die Publication: „Lehrbuch der Mineralogie" 3 Bde. 1801—1806, welches als das vollständigste Compendium von Werner's geognostischen Ansichten und Lehren gelten kann. Außerdem hat R. vielfache eigene Beobachtungen über mineralogische Verhältnisse in Böhmen angestellt und in vielen Schriften darüber Bericht erstattet. Sie bildeten

lange Zeit hindurch die Hauptquelle unserer Kenntnisse von dem Mineralreichthum Böhmens. Es ist sehr bemerkenswerth, daß R. als treuer Schüler Werner's in allen seinen Schriften die neptunische Entstehung des Basaltes vertheidigte, was um so auffallender erscheinen muß, als gerade Böhmen eines der reichsten altvulkanischen Länder ist, in welchem zahlreiche vortreffliche Aufschlüsse über den feuerflüssigen Ursprung des Basaltes keinen Zweifel lassen. Zu den namhaftesten Publicationen von R. sind zu zählen: „Orographie des nordöstlichen Mittelgebirges in Böhmen", 1790, in welcher er namentlich die Basaltfrage behandelt, ferner „Mineralogische und bergmännische Bemerkungen über Böhmen" 1801, „Neues mineralogisches Lexikon", „Mineralogische Geographie von Böhmen", 2 Bde. 1794—1797. Außer diesen entwarf er zahlreiche, zum großen Theil sehr schätzenswerthe Beschreibungen der Umgebung der hauptsächlichsten böhmischen Mineralquellen, z. B. vom Franzensbad, Bilin, Liebwerda, Saidschütz, Witschitz, sowie über das Vorkommen böhmischer Mineralien. Er starb am 9. September 1830 in Bilin.

Poggendorff, Biogr.-litter Handw. II, 614.

v. Gümbel.

Reuß: Jeremias Friedrich R., gelehrter Theolog, geboren am 8. December 1700 in der Stadt Horrheim in Württemberg, wo sein Vater Stadtvogt war. Er genoß eine christliche Erziehung im elterlichen Hause und den Unterricht der Stadtschule, aber im 16. Jahre kam er durch die Gnade des Herzogs in die Klosterschule zu Denkendorf, wo namentlich J. A. Bengel sein Lehrer ward, der bleibenden Einfluß auf ihn übte. Von da kam er in die höhere Klosterschule zu Maulbronn, 1721 auf die Universität Tübingen, wo er neben Theologie auch Philosophie und Mathematik studirte. Insbesondere hörte er hier Pfaff und Weismann. 1723 erwarb er die Magisterwürde. Die „Diss. de principio rationis sufficientis" ist im Wolfischen Geist abgefaßt. 1727 ward er Hofmeister eines jungen Adeligen und 1729 Repetent in Tübingen. Spener und Zinzendorf wirkten in dieser Zeit sehr auf ihn ein. 1731 machte er eine Reise nach Leipzig, Halle, Jena, auf der er die persönliche Bekanntschaft von Spangenberg, A. H. Francke u. A. machte. In diesem Jahre bekam er einen Ruf nach Jena, den er jedoch nicht annahm. Dagegen folgte er dem Ruf, der durch Graf Zinzendorf an ihn erging. Dieser war nämlich in Kopenhagen gewesen und hatte von dem frommen König Christian VI. den Auftrag erhalten, ihm einen rechtschaffenen und gelehrten Mann als Hofprediger und Professor der Theologie zu besorgen. Er hat hier eine bedeutende Stellung eingenommen. Der König hörte gern auf seinen Rath. In Verbindung mit dem gleichgesinnten und ihm befreundeten Hofprediger Bluhme und Professor E. Pontoppidan hat er zur Ausbreitung wahrer Frömmigkeit segensreich wirken können. 1737 schrieb er gegen die Zeitphilosophie, 1738 gegen den mißverstandenen Bußkampf der Pietisten „Meletemata de luctu poenitentium". Pars prior. Mehr erschien nicht. 1739 ward er Mitglied der Commission zur Verbesserung der dänischen Bibelübersetzung. 1742 ward er rite promovirt zum Dr. theol. Diss. „De officiis christiani erga se ipsum". König Christian VI. starb 1746. R. blieb noch, obwol die Verhältnisse in Kopenhagen sich dadurch wesentlich veränderten, bis er am 24. Februar 1749 zum Generalsuperintendent der Herzogthümer Schleswig und Holstein und Oberconsistorialrath ernannt ward und nach Rendsburg übersiedelte. Dieses hohe Amt verwaltete er nun bis 1757, da er vom Herzog von Württemberg zurückberufen ward und die erste theologische Professur der Universität Tübingen erhielt, zugleich als Kanzler der Universität, Stiftspropst und Abt des Klosters Lorch mit dem Charakter eines herzoglichen Raths. Er glaubte nach 26jähriger Entfernung diesem Rufe in sein engeres Vaterland Folge leisten zu müssen. Es war ihm denn auch vergönnt,

noch 20 Jahre lang hier diese Aemter auszurichten. Er starb am 6. März 1777. — Von ihm sind erschienen: „Etliche Predigten über einige Grundstücke des Christenthums". Kopenh. 1737; „Die Lehre von der Rechtfertigung in 4 Pred." Leipzig 1739; „Sammlung heiliger Reden". Nürnberg 1743; „Predigten, in Kopenhagen gehalten". Tüb. 1759. Viele akademische Dissertationen, die gesammelt als „Opuscula" Tübingen 1768, 2 Bde. erschienen sind.

Von seinen Söhnen war Christian Friedrich R., geb. am 7. Juli 1745 in Kopenhagen, 1783 Professor an der Universität Göttingen; August Christian R., geb. am 2. Februar 1756 in Rendsburg, Dr. med., württemb. Leibarzt und Professor, † am 9. October 1824; Jeremias David R., geb. am 18. Juni 1750 in Rendsburg, Geheimer Justizrath, Professor und Oberbibliothekar in Göttingen, † am 15. December 1837 (s. d.).

Dänische Bibliothek VI, 694. — Zwergius jällandske Clerisei. Kbh. 1754. — Scholz, Holstein. Kirchengeschichte, 1791, S. 267. — Jensen-Michelsen, S.-H. Kirchengeschichte IV, 138. — Dr. J. Möller, Dr. J. F. R. in Falcks staatsb. Magazin X, 2, 403. — Bouginé IV, 628. — Meusel, Lexikon. — Nyerup. — L. Helweg, D. danske Kirkes Historie efter Reform II, 14 ff. Carstens.

Reuß: Jeremias David R., Litterarhistoriker, geboren am 18. Juni 1750 in Rendsburg, wo der Vater damals als schlesw.-holst. Generalsuperintendent lebte (s. o.), studirte Philologie und promovirte, erst 18 Jahre alt, 1768 zum Dr. philos. in Tübingen. Darauf habilitirte er sich als Privatdocent an der Universität daselbst und ward dann auch Custos an der Universitätsbibliothek. Als Philolog lieferte er zur Zweibrücker Ausgabe des Plato: „Lectionum varietas ad Platonis dialogos ex Cod." 1780; nahm Theil an Fischer's dritter Ausgabe von Plato's Eutyphro ꝛc. 1783 und gab Beiträge zu J. A. Fabricii Bibliotheca graeca 1790. Doch vorzugsweise beschäftigte ihn die Gelehrtengeschichte. In Tübingen verfaßte er weiter die „Beschreibung einiger Handschriften aus der Universitätsbibliothek in Tübingen" 1778, „Beschreibung merkwürdiger Bücher aus der Univ.-Bibl. in Tübingen" 1468—77 (1780). — 1782 ward er prof. extraord. der Philosophie in Göttingen, 1785 ordentl. Prof. der Gelehrtengeschichte, 1789 Unterbibliothekar das., 1803 königl. großbrit. Hofrath, später Geheimer Justizrath, 1814 Oberbibliothekar. Hier verfaßte er „Das gelehrte England" 1791 und sein großes Werk: „Repertorium commentationum a societatibus litterar." (1801 — 1822) in 16 Bänden; „Alphabetical Register of the authors in Greath-Britain and in United-Provinces of Nord-Americain" 1804, 5 Volum.; „Conspectus societatis regiae scientiarum" Gött. 1808. Aus dem Spanischen übersetzte er eine „Sammlung der Instructionen des Spanischen Inquisitionsgerichts" (1788). Auch lieferte er Beiträge zu Meusel's histor. Magazin und zu Paulus' Sammlung der merkwürdigsten Reisen im Orient u. s. w. Er starb am 15. December 1837, 88 Jahre alt. Seine, namentlich in bibliographischer Hinsicht reiche Bibliothek (7000 Nrn.) ward der Tübinger Universität vermacht.

Saalfeld, Gelehrtengeschichte der Universität Göttingen II, 182; III, 336. — Rüter's Conversationslex. III, 790. — Wendeborn's Leben II, 717. — Poggendorff's biogr.-liter. Handwörterbuch II, 606. — Falck's N. staatsb. Magazin II, 437. — Die Schriftstellerlex. von Kordes, Lübker-Schröder und Alberti s. v. Carstens.

Reuß: Johann August v. R., Staatsrechtslehrer, ist geboren am 5. December 1751 zu Horrheim, wo sein Vater August Amtmann war; als dieser sodann nach Marbach versetzt wurde, besuchte unser Johann August dort

bis zu seinem 12. Jahre die lateinische Schule und kam hierauf zu einem Freunde des Vaters, dem damaligen freiherrlich Halberstädtischen Consulenten und Amtmann Walter in Bischofsheim, unter dessen fünfjähriger Leitung er sich „in den wichtigsten Schreibereigeschäften übte“. An der Universität Tübingen absolvirte er sein Triennium und erwarb sich später dort, nachdem er inzwischen als Hofgerichtsadvocat zu Stuttgart zugelassen worden war, im Juli 1772 die Doctorwürde; 1776 wurde ihm die Professur des Staats- und Lehnrechtes an der damaligen herzoglichen Militärakademie übertragen; das Gehalt, welches er in dieser Stellung Georgi 1778—79 bezog, betrug 700 fl.; er war Mitglied der Commission, welche betraut war mit Bearbeitung der bei der Umwandlung der Anstalt in die hohe Karlsschule nothwendig werdenden neuen Statuten, und zeichnet in einem von dieser Commission dem Herzog erstatteten Bericht d. d. Stuttgart, den 7. Februar 1782 an erster Stelle, welche er überhaupt häufig unter den Lehrern (direct nach Intendant und Stallmeister) einnimmt; er blieb, unter Ablehnung einer Berufung nach Jena, in diesem seinem Amte, in welchem sich nach und nach sein Gehalt, hauptsächlich durch die aus seiner Nebenstellung als Lehnsreferent fließenden Bezüge auf 950 fl. erhöhte, bis zur Auflösung der hohen Karlsschule im J. 1794. Schon vorher aber, 1788, war sein Uebergang zum diplomatischen und Verwaltungsdienst durch die Ernennung zum wirklichen Regierungsrath vorbereitet worden; nunmehr widmete er sich demselben ganz, wohnte 1802 dem Reichsdeputationstag in Regensburg als Gesandtschaftsrath bei, wurde nach seiner Rückkehr zum geheimen Legationsrath befördert, 1806 in den Adelsstand erhoben, 1807 Oberregierungsdirector bei dem Regiminal- und Oberlehnsdepartement, 1811 Staatsrath und 1817 endlich Ministerialdirector bei dem königl. Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, welchen Posten er bis zu seinem am 6. Juni 1820 eingetretenen Tode ausfüllte. — Gerühmt wird von ihm, außer der großen Arbeitskraft, vor allem die Tiefe und Stetigkeit der selbst in den schlimmsten Tagen jener üblen Zeiten nicht erschütterten staatlich-monarchischen wie religiösen Ueberzeugungen; bekannt gemacht hat er sich hauptsächlich als Herausgeber der „Deutschen Staatskanzlei“, welche er von 1783 bis zum Ende des alten Deutschen Reiches in Ulm erscheinen ließ und welche eine reiche Fülle von Staatsschriften, Recursrechtfertigungen, Reichstagsverhandlungen, Beschwerdesachen, Proceß- und Visitationsacten vom Reichskammergericht u. dgl. m. bringt; um größere Schriften ganz abdrucken zu können, ließ er daneben noch 1785—1799 eine besondere „Deduktions- und Urkunden-Sammlung“ hergehen. Die so zusammengekommene stattliche Bändereihe bietet einen erschreckenden Einblick in die zopfigen Formalien, kleinlichen Auseinandersetzungen, unerquicklichen Zwistigkeiten, Mißbräuche und Jämmerlichkeiten der absterbenden Reichsverfassung, zugleich aber eine Menge historisch wichtigen Materials. In Sammlung und Anordnung desselben wie in den hin und wieder eingeschalteten eigenen Bemerkungen bewährt sich R. als genauer Kenner jener verwickelten Zustände und kann infolge dieser seiner Wirksamkeit wohl seinen Platz beanspruchen als der Letzte in der Reihe jener bedeutenden Staatsrechtslehrer der alten Schule, deren Thätigkeit hauptsächlich in Beobachtung, Sammlung und gelegentlicher Beleuchtung der reichsrechtlichen Praxis bestand. Außerdem hat er eine Reihe kleinerer Arbeiten, hauptsächlich Gelegenheitsschriften staatsrechtlich-cameralistischen Inhalts, verfaßt.

Leichenpredigt und derselben beigefügter Lebensabriß, anonym. — Heinrich Wagner, Geschichte der hohen Karlsschule, I, 602, 607, 635, 636; II, 148, 20; Ergänzungsband 19, 41 und mehrfach. — Gradmann, Das gelehrte Schwaben 490.

Ernst Landsberg.

Reuß: Karl August v. R., Forstmann, geboren am 26. October 1793 zu Großebersdorf (bei Weida); † am 30. April 1874 zu Berlin. Er gehörte einer alten bürgerlichen Försterfamilie an und war daher schon von frühester Jugend ab dem Forstfache und Waidwerke mit Leib und Seele ergeben. Durch Privatstunden bei Lehrern und Pastoren der Umgegend, namentlich in dem nahe gelegenen Dorfe Markersdorf (1803—5) hinlänglich vorbereitet, besuchte er von 1807—10 das Gymnasium in Gera und absolvirte dann auf dem Tautenburger Revier unter Leitung des Wildmeisters Richter seine forstliche Lehre. Gegen Ende des Jahres 1811 fand er als Vertreter eines beurlaubten Revierförsters die erste Verwendung im Staatsforstdienste, und schon am 1. September 1812 erfolgte seine Vereidigung als Forstassistent des damals königlich sächsischen Forstreviers Großebersdorf, mit der Anwartschaft auf künftiges Aufrücken zum Revierförster. Von dem Bedürfnisse nach wissenschaftlicher Fortbildung durchdrungen, begab er sich aber noch im November desselben Jahres mit Urlaub nach Tharand, woselbst der nachmals so berühmt gewordene H. Cotta (s. A. D. B. IV, 521 u. f.) wirkte. Allein die kriegerischen Ereignisse jener Zeit gönnten ihm bei seinen vaterländischen Gesinnungen keine Rast. Er trat daher im November 1813 als freiwilliger Jäger zu Pferd in das sächsische Banner ein, avancirte kurz darauf zum Officier und nahm nach dem Feldzuge im Juni 1814 seine forstlichen Studien in Tharand wieder auf. Für die vielfältige ihm hier zu Theil gewordene wissenschaftliche Anregung und Belehrung bewahrte er dem Meister dieser Anstalt zeitlebens eine dankbare Verehrung. Als sein Heimathsort 1815 an die Krone Preußen fiel, entschied er sich für den preußischen Staatsforstdienst, weil ihm dieser ein größeres Feld im Avancement eröffnete. Nach vorübergehenden Verwendungen theils in der Oberförsterei Zeitz bei Regulirung der Landesgrenze zwischen Preußen und Sachsen, theils als Forstreferendär bei der Regierung zu Merseburg, wurde ihm 1817 die Oberförsterstelle Burgliebenau, jetzt Schkeuditz (Merseburg) übertragen. Die vorzügliche Erledigung mehrerer ihm während dieser Verwaltung übertragenen Commissorien hatte schon im Herbste 1819 sein Aufrücken zum Forstinspector zu Schleusingen zur Folge, in welcher Stellung er 1823 den Charakter als „Forstmeister“ erhielt. Seine weitere dienstliche Laufbahn gestaltete sich wegen seiner hervorragenden Leistungen zu einer sehr günstigen. 1828 wurde er als Regierungs- und Forstrath nach Gumbinnen versetzt. Zu Anfang 1831 erfolgte seine Einberufung als Hülfsarbeiter in das Finanzministerium nach Berlin, und noch im October desselben Jahres wurde ihm die Ernennung zum Geheimen Finanzrath und vortragenden Rath für Forstsachen zu Theil. Schon von dieser Zeit ab machte sich, da der damalige Oberlandforstmeister Georg Ludwig Hartig (s. A. D. B. X, 659 u. f.) in hohem Alter stand, sein Einfluß als technischer Leiter des Forstwesens geltend. Formell wurde er aber erst 1836 durch seine Beförderung zum wirklichen Oberlandforstmeister hierzu berufen; 1840 schloß sich hieran seine Ernennung zum Mitdirector im Ministerium mit dem Range eines Raths erster Classe und — aus Anlaß der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. — seine Erhebung in den Adelstand. 1843 wurde er auch zum Mitgliede des Staatsraths ernannt, und bei Gelegenheit seines in aller Stille im Wildbade Gastein am 1. Septbr. 1862 verlebten 50jährigen Dienstjubiläums rückte er zu der für einen Forstmann gewiß seltenen Würde eines wirklichen Geheimeraths mit dem Ehrenprädicate „Excellenz“ auf. Die preußischen Staatsforstbeamten bewiesen ihm ihre Theilnahme an diesem freudigen Ereignisse durch Ueberreichung einer in den wärmsten Ausdrücken gehaltenen Adresse und eines durch freiwillige Beiträge zusammengebrachten Fonds von etwa 5300 Thaler mit der Bitte, zum ewigen Gedächtnisse dieser Jubelfeier einer Stiftung den Namen zu verleihen, welche zur Erziehung

bedürftiger und würdiger Waisen verdienter königlicher Forstbeamten begründet werden solle. Durch einen weiteren Beitrag (1000 Thlr.) Sr. Majestät des Königs und einen desgleichen (300 Thlr.) des Jubilars selbst wuchs der Fonds der Reuß-Jubilar-Stiftung alsbald auf den stattlichen Betrag von 6600 Thlr. Am 1. November 1863 trat R., durch andauernde Kränklichkeit veranlaßt, in den ehrenvollen Ruhestand, bei welcher Gelegenheit ihm der Kronenorden I. Cl. verliehen wurde. Der rothe Adlerorden I. Cl. war ihm schon 1858 zu Theil geworden. Er zog sich hierauf nach seinem Gute Schilddorf (Altmark) zurück, siedelte aber 1870 wieder nach Berlin über und verbrachte hier den Rest seiner Tage. Sein Leichnam wurde, seinem Wunsche gemäß, nach Großebersdorf übergeführt und hier neben der sterblichen Hülle seiner Eltern gebettet.

R. hat durch sein umsichtiges, pflichtgetreues und rastloses Wirken in allen Stufen der Forstverwaltung den vaterländischen Forsten die ersprießlichsten Dienste geleistet. Unter seiner zielbewußten, thatkräftigen Leitung hob sich der gesammte Zustand und Ertrag der Staatsforste in ziemlich gleichmäßigem Voranschreiten. Seine Fürsorge galt dem Culturbetriebe und der Verwerthung der Forstproducte in gleichem Maße, wie dem Forstvermessungs- und Betriebsregulirungswesen. Sein organisatorisches Talent und seine Sachkenntniß hat er durch Erlaß einer Reihe von Instructionen, zumal auf dem Gebiete der Forsteinrichtung (Anweisung zur Erhaltung, Berichtigung und Ergänzung der Forstabschätzungs- und Einrichtungs-Arbeiten vom 24. April 1836) bekundet. Gleichzeitig war er unablässig bemüht, durch Förderung der seinem Curatorium unterstellten Forstlehranstalt zu Eberswalde, sowie regen Verkehr mit deren Lehrern (Ratzeburg) u. s. w. einen Kern tüchtiger Forstverwaltungsbeamten heranzubilden. An die Leistungen derselben stellte er zwar, wie an sich selbst, strenge Anforderungen; jedoch lag ihm als Ersatz hierfür deren materielles Wohl stets am Herzen. Als ein entschiedener Gegner von jedem öffentlichen, insbesondere litterarischen Hervortreten unseres Faches sah er es nicht gern, daß sich die Forstbeamten durch Besprechung amtlicher Angelegenheiten oder Discutirung forstlicher Tagesfragen an der Litteratur betheiligten. Hierin ist wohl der Grund der an sich gewiß nicht gut zu heißenden Thatsache zu suchen, daß während seines Regiments von den preußischen Forstleuten eine überraschend geringe litterarische Thätigkeit ausging und daß das preußische Forstwesen bezüglich seiner letzten Ziele so wenig an die Oeffentlichkeit trat (namentlich im Vergleiche zu den süddeutschen Staaten). Uebrigens ist dieses Verhältniß auch nach seinem Tode nicht viel besser geworden. Von rein menschlichen Eigenschaften, welche ihn auszeichneten, sind Treue und aufopfernde Hingebung für König und Vaterland, strenge Unparteilichkeit, Humanität gegen Untergebene und tactvolles Wesen im dienstlichen Verkehr rühmend hervorzuheben.

Grunert, Forstliche Blätter, 5. Heft, 1863, S. 224 (Dienstjubiläum); 7. Heft, 1864, S. 229 (Pensionirung). — Allgemeine Forst- und Jagdzeitung, 1864, S. 75 (Pensionirung); 1874, S. 324 (Nekrolog). — Ratzeburg, Forstwissenschaftliches Schriftsteller-Lexikon, S. 438. — Forstliche Blätter, N. F. 1874, S. 293 (Nekrolog). — Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen VII. 1875, S. 383. — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums ꝛc. II. S. 311; III. S. 63—66 und 264. — Heß, Lebensbilder hervorragender Forstmänner ꝛc., 1885, S. 292.

R. Heß.

Reuß: Maternus R., geb. am 22. Februar 1751 in Neustadt a. d. S., † am 26. September 1798 in Würzburg, machte in letzterer Stadt sowohl seine Vorbereitungs- als auch die Universitätsstudien, welche auf Philosophie und Medicin gerichtet waren. Da nach Vollendung derselben (1777) sich ihm keine

Aussichten auf eine gesicherte Lebensstellung eröffneten, trat er in das Würzburger Kloster St. Stephan in den Benedictinerorden ein, wo er Zeit und Gelegenheit fand, sich mit den bis dahin erschienenen Schriften Kant's zu beschäftigen. Es gelang ihm (1782) an der Universität eine soeben erledigte Professur der Philosophie zu erreichen, in welcher Stellung er zu den ältesten Vertretern der kritischen Philosophie gehörte; ja er reiste, um den Kantianismus näher kennen zu lernen, nach Königsberg und Jena (von wo aus er auch Wien und Göttingen besuchte), und in einer Schrift „Soll man auf katholischen Universitäten Kant's Philosophie erklären" (1789) gab er mit Muth und Klugheit eine bejahende Antwort dieser Frage. Litterarisch bekundete er seine Anhänglichkeit an Kant durch: „Aesthetica transscendentalis Kantiana" (1788), „Logica universalis et analytica facultatis cognoscendi purae" (1789), „Theoria facultatis repraesentandi" (1793), „Theoria sensualitatis" (1793), „Theoria rationis" (1793), sowie „Vorlesungen über die theoretische und praktische Philosophie seit dem Jahre 1789 gehalten und nun für seine Zuhörer und für jene Denker, welche das Wesentliche nach den Grundsätzen der kritischen Philosophie zu verstehen wünschen, herausgegeben" (2 Theile, 1797). Die noch vor seinem Tode begonnene Schrift „Initia doctrinae philosophicae solidioris, Pars I Initia logicae" (1798) ergänzte Metzger durch Hinzufügung des 2. Theiles (1801).

Oberdeutsche Literatur-Zeitung, 1798, S. 667 f. Prantl.

Reußner: R., eine bedeutende Buchdruckerfamilie, die vom Jahre 1640 bis 1742 in Königsberg thätig war. In dieser Stadt war die Buchdruckerkunst erst 1523 durch Hans Weynreich eingeführt worden, dessen Officin nach seinem 1558 erfolgten Tode, nach vielen Wandlungen in den Besitz der Familie R. überging. Zur Zeit der dritten Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst war dieselbe in den Händen von Johann Friedrich R., der in demselben Jahre 1740 mit den andern Königsbergern Buchdruckern auch das 100jährige Jubiläum seiner Firma festlich begehen konnte, von welcher Feier 12 Festschriften Zeugniß ablegen. Die R. scheinen von dem Kurfürsten Georg Wilhelm ein Privilegium erhalten zu haben, wonach außer ihnen in Preußen Niemand eine Druckerei anlegen durfte, denn als der Buchdrucker Joh. Heinr. Hartung (s. A. D. B. X, 713—15) bei dem König von Preußen um die Erlaubniß zur Anlage einer neuen Druckerei daselbst einkam, bot J. F. R. alles auf, damit das Gesuch abschläglich beschieden würde, indem er sich auf genanntes Privileg berief und dabei klagte, daß er zu Grunde gehen müsse, wenn noch eine vierte Druckerei in Königsberg angelegt würde, nachdem er seit Bestehen der drei anderen dortigen Druckereien schon viel verloren habe. Hartung erhielt infolge dessen die Genehmigung nicht, übernahm dann aber die J. Stelte'sche Buchdruckerei daselbst und erwarb 1742 noch die Reußner'sche Officin, wodurch er auch Verleger der seit 1640 erscheinenden Königsberger Zeitung und Hof- und Akademischer Buchdrucker wurde.

Meckelburg, Geschichte der Buchdruckereien in Königsberg, 1840, S. 2 ff. — Königsberger Zeitung 1830, Beilage Nr. 108. — Weller, Annalen II, 96, 97, 384, 566. J. Braun.

Reußner: Georg R. v. Reußenfels (so schrieb er sich meistens, vereinzelt auch Reißner v. Reißenfels), geboren am 21. Mai 1673 in Hermannstadt, stammte aus einem alten sächsischen Patriciergeschlecht. Er studirte mit großem Fleiß die Rechtswissenschaft auf einheimischen und deutschen Anstalten und widmete sich nach seiner Heimkehr an der Universität Wittenberg dem öffentlichen Dienste seiner Vaterstadt, wo er 1698 als Amanuensis, seit 6. November 1700 als Vicenotär und seit 8. Januar 1702 als Senator eine eifrige Amtsthätigkeit entfaltete. Mittelst Diploms vom 10. Juni 1701 ward

er von Kaiser Leopold I. unter Verleihung des Prädicates v. Reußenfels im Adelstande bestätigt. Er starb sehr früh infolge eines Sturzes vom Pferde und ward am 11. Mai 1703 in Hermannstadt feierlich begraben. — In Wittenberg hielt R. öffentliche Vorträge über das siebenbürgisch-sächsische Statutarrecht, die er unter dem Titel „Disputationes“ und „Exercitationes“ gleichzeitig veröffentlichte. Voraus ging eine im J. 1693 publicirte Abhandlung „De feudis impropriis“. Seine gesammelten „Disputationes ad jus statutarium Saxonum in Transsilvania“ erschienen zuerst in Wittenberg 1695 und wurden ebendaselbst 1722 mit einem neuen Titelblatte neu herausgegeben: „Georgii Reussneri Cibiniensis Transylvani Commentatio succincta ad jus statutarium Saxonum in Transylvania una cum textu locis debitis inserto“. Vitembergae, Impensis Georgii Marci Knochii. A. 1722, 416 S. Reußner's Sohn, der als Senator in Hermannstadt am 16. April 1748 verstorbene Johann Georg R. v. R. gab die „Commentatio succincta“ neu heraus, Leipzig 1744 (XXX und 758 S., dann der deutsche Text der Statuten 110 S.). Dieser werthvolle und vielgebrauchte Commentar des sächsischen Statutarrechtes ist jedoch nicht völlig Reußner's Werk, der in seinen Exercitationes bloß bis zur Erklärung des 2. Theiles des 3. Buches der Statuta gelangt war. Der Rest rührt vom Reichshofrath Johann Heinrich v. Berger her. Mit Reußner's Urenkel, dem am 4. September 1818 verstorbenen Georg Andreas R. v. R. starb die Familie aus; derselbe widmete sein ganzes über 100 000 Gulden betragendes Vermögen einer noch heute segensreich wirkenden, seinen Namen führenden wohlthätigen Stiftung.

J. Seivert, Nachrichten von siebenbürgischen Gelehrten und ihren Schriften, Preßburg 1785. — J. Trausch, Schriftsteller-Lexikon der siebenbürger Deutschen, Kronstadt 1875, III. Bd., S. 109. O. v. Meltzl.

Reuter, Organist in Wien, s. **Reutter**.

Reuter: Christian R., deutscher Dichter, getauft am 9. October 1665 zu Kütten bei Zörbig, Sohn eines wohlhabenden Bauern, Steffen R. Von seiner früheren Jugend weiß man nichts Bestimmtes. Seit 1688 studirte er in Leipzig und zwar zunächst Theologie, später Jurisprudenz. Mit einem Freunde wohnte er bei einer Wittwe Müller in dem Gasthaus „zum rothen Löwen“. Da die „Hausbursche“ indessen die Miethe nicht bezahlten, entfernte die Wittwe Müller dieselben aus dem Hause. R. rächte sich dadurch, daß er in einer Komödie die Wittwe Müller und ihre Kinder dem allgemeinen Gelächter preisgab. War mit dieser einmaligen Verhöhnung Reuter's Racheburst noch nicht genügt, oder hatte, was wahrscheinlicher ist, der satirische Dichter in dem Leben und Treiben der Familie Müller einen ungemein dankbaren und ergiebigen Stoff gefunden — genug, er ließ sich durch Strafen, die von der Universität über ihn verhängt wurden, nicht abhalten, noch einige andere Schriften zu verfassen, die mehr oder weniger ihre Spitze gegen die Familie Müller kehrten. Wegen dieser satirischen Dichtungen wurde er endlich 1697 auf sechs Jahre relegirt. Indessen gelang es ihm, in hochadligen Kreisen einflußreiche Gönner zu finden; die Relegation wurde zwar nicht ausdrücklich aufgehoben, aber R. durfte sich ungescheut in Leipzig sehen lassen. Er trat als Secretär in den Dienst des angesehenen Kammerherrn v. Seyfferditz und vermochte in dieser Stellung allen Wühlereien seiner persönlichen Feinde, unter denen der Advocat Mauritius Volkmar Götze damals der erbittertste war, Trotz zu bieten. — Wann R. diese Stellung aufgegeben, wissen wir nicht. Im J. 1703 finden wir ihn plötzlich in Berlin; der Glanz des Hofes Friedrich's I. und die Vorliebe der Königin Sophie Charlotte für Theater und Singspiele mögen R. veranlaßt haben, sich hierher zu wenden. Als Textdichter von Festspielen hatte er bei Hofe zuerst entschiedenes Glück; indessen scheint dieser erste Erfolg nicht vorgehalten zu haben. Dichtungen Reuter's — meist

Festspieltexte und Gelegenheitsgedichte, auch ein Passionstext — lassen sich noch bis zum Jahre 1710 nachweisen. Ueber seine persönlichen Verhältnisse während dieser Zeit ist nichts Sicheres bekannt; eine Notiz des Taufbuches der Schloßgemeinde aus dem Jahre 1712 scheint zu beweisen, daß er in recht dürftigen, gedrückten Verhältnissen lebte. Sein Todesjahr ist unbekannt.

Der Pasquillant hat in R. den Dichter geweckt. Die Komödie, in der seine Wirthin und ihre Familie verhöhnt werden sollten, ist das erste Werk von ihm, das wir kennen. Sie führt den Titel: „L'Honnête Femme Oder die Ehrliche Frau zu Plissine" (entstanden 1695). Die Hauptintrike, auf welcher die zweite Hälfte des Stückes sich aufbaut, ist aus Molière's Les précieuses ridicules entlehnt, welche auch in Einzelheiten Reuter's Komödie vielfach beeinflußt haben. Bei der Bearbeitung dieser aus Molière entlehnten Motive verräth sich noch die unsichere Hand des Anfängers; auch die in dem Stück auftretenden Nebenfiguren sind recht dürftig und schablonenhaft ausgestattet. Dagegen sind die Hauptgestalten mit einer für die Zeit ganz ungewöhnlichen Gabe der Charakteristik gezeichnet: man erkennt, daß der Dichter hier unmittelbar aus dem Leben schöpft, wenn er auch natürlich die bezeichnenden Züge caricaturmäßig gehäuft hat. Eine wohlhabende Bürgerfamilie, die über ihren Stand hinausstrebt, wird uns vorgeführt; und der wunderliche Contrast zwischen dem Bestreben der einzelnen Familienmitglieder, möglichst vornehm zu erscheinen und ihrem plumpen und rohen Benehmen, ist mit großer Kraft herausgearbeitet und zu den mannichfaltigsten komischen Wirkungen gesteigert. Zunächst die Mutter, eine beschränkte und rohe Frau, die aber trotz ihrer wüsten Sitten die lächerlichsten Prätensionen macht; dann die beiden Töchter, bei denen derselbe Gegensatz so grell als möglich hervortritt. Schließlich die Söhne: der Landstreicher Schelmuffsky, der zerlumpt von seinen weiten Reisen zurückkommt und von seinen Reiseerlebnissen unglaublich aufschneidet und das verhätschelte Muttersöhnchen, der altkluge und naseweise Däfftle, der die Aufschneidereien seines Bruders nicht glauben will und dadurch mit diesem fortwährend in Streit geräth. Vortrefflich ist es, wie Schelmuffsky und seine Mutter beständig dieselben Redensarten im Munde führen und sie bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit anwenden. In diesen Partien erhebt sich R. über die ganze gleichzeitige dramatische Production in Deutschland, auch über Christian Weise, von dem er für die sceniſche Technik manches gelernt hat.

In dieser Kunst der Charakteristik weist das folgende Lustspiel: „Der ehrlichen Frau Schlampampe Krankheit und Tod" (1696) keinen sichtbaren Fortschritt auf. Dagegen spürt man, daß der Dichter in der Handhabung der dramatischen Technik bei weitem sicherer geworden ist. Auch in diesem Stück können wir beobachten, wie R. im einzelnen an Molière anknüpft; neben dieser Einwirkung des Kunstdramas macht sich aber auch der Einfluß des deutschen Volksdramas geltend. Ebenso können wir in den beiden Harlekinsspielen (Harlekins Hochzeitsschmaus und Harlekins Kind-Betterin-Schmaus), welche der Ausgabe der „Ehrlichen Frau" angefügt sind, verfolgen, wie R. unter dem Bann des Volksdramas steht.

Auch einen Text für die Hamburger Oper: „Der anmuthige Jüngling Schelmuffsky und die ehrliche Frau Schlampampe" hat R. in dieser Zeit verfaßt. Die Oper hat im wesentlichen den gleichen Inhalt wie die „Ehrliche Frau", die meist wörtlich benutzt ist; außerdem hat R. einzelnes aus der Reisebeschreibung hineingearbeitet und sich in der Ausführung mehrfach an die Technik der Hamburger Operntexte angelehnt. Reuter's glückliches Talent, sich in Versen von ungleicher Länge zu bewegen, das man schon in den beiden Nachspielen beobachten konnte, kam ihm hier sehr gut zu statten und gibt der Darstellung

etwas Natürliches und Ungezwungenes. Dazu kommt, daß einige Situationen, wie namentlich die Eingangsscenen, von großer komischer Wirkung sind.

Noch bevor R. den Operntext verfaßt, hatte er bereits die Dichtung entworfen, die ihm für immer einen ehrenvollen Platz unter den bedeutendsten Humoristen sichern sollte: „Schelmuffskys Reisebeschreibung". Unter dem Namen Schelmuffsky war, wie bereits erwähnt, der Sohn der Wittwe Müller, Eustachius, in den Kömödien vorgeführt und als lächerlicher Aufschneider verhöhnt worden. Schon in dieser episodischen Verwendung hatte die Gestalt ihre komische Kraft bewährt; kein Wunder, daß R. dieselbe zum Mittelpunkt einer selbständigen Dichtung machte. — Auch hier sind die Grundlagen die gleichen, wie in den Komödien. Die Familie Müller wird, allerdings mit größerer Vorsicht, in ihren einzelnen Mitgliedern eingeführt; auch für andere Gestalten des Romans, so z. B. für den Bruder Graf, Schelmuffsky's Reisebegleiter, haben stadtbekannte Persönlichkeiten Leipzigs Modell gesessen. Aber die Kenntniß dieser persönlichen Beziehungen ist zu einer Würdigung des Romans durchaus nicht nothwendig — ein Beweis, wie es dem Dichter gelungen ist, die rein persönliche Satire zu vermeiden oder wenigstens einzuschränken und dergestalt das Pasquill zum reinen Kunstwerk auszugestalten.

Wir besitzen den Schelmuffsky in zwei Fassungen, die eine (1696, nur den ersten Theil enthaltend) vor, die andere unmittelbar nach der Oper entstanden (1696/97). Die erste ist kurz und skizzenhaft, manche derjenigen Situationen der zweiten Bearbeitung, die noch heute mit unmittelbarer Kraft auf uns wirken, sind hier erst im Keime vorhanden. Allerdings läßt sich andererseits auch nicht bestreiten, daß bei dem sichtlichen Bestreben Reuter's, in der zweiten Fassung die Farben etwas stärker aufzutragen, manche gute Einzelheiten der ersten Bearbeitung verwischt und durch minder passende Züge ersetzt worden sind. Auch die aus der soeben entstandenen Oper in die zweite Fassung herüber genommenen Züge zur näheren Ausmalung der Gefangenschaft Schelmuffsky's stimmen doch nicht so gut zu der niederen Sphäre, in welcher der Roman spielt, wie der in der ersten Bearbeitung berichtete Fluchtversuch Schelmuffsky's und sein Aufenthalt im Hundestall.

Die nächste Absicht Reuter's war wol, in dem Roman die lügenhaften Reiseschilderungen zu verspotten; das ergibt sich aus der Art, in der Schelmuffsky in den Komödien und in der Oper behandelt ist. Die Lügenmärchen, wie wir sie im 16. Jahrhundert verfolgen können, die lächerlichen Aufschneidereien und Schwänke, wie sie etwa Vincentius Ladislaus in dem Lustspiel des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig erzählt, haben offenbar auf R. großen Eindruck gemacht, da er sie in seinem Grafen Ehrenfried nachbildete. Auch der Finkenritter scheint den Schelmuffsky im Einzelnen beeinflußt zu haben; und diese Gattung der Lügendichtung hat R. in der Reisebeschreibung Schelmuffsky's zu einer Art classischer Vollendung gebracht.

Indeß ist mit dieser Satire gegen die lügenhaften Reiseschilderungen der Inhalt des Schelmuffsky noch keineswegs erschöpft. R. hat etwas von der Tendenz der „Ehrlichen Frau" in den Stoff hineingetragen. Schelmuffsky erzählt nicht bloß von den gefährlichen Reisen zu Wasser und zu Lande, die er gemacht hat, sondern er will während dieser Reisen auch in der feinsten Gesellschaft verkehrt und überall durch sein cavaliermäßiges Benehmen Aufsehen und Erstaunen hervorgerufen haben. Von allen Männern will er gefürchtet, von allen Damen geliebt worden sein. Zu diesen seinen angeblichen Erfolgen in der besten Gesellschaft steht aber die einfältige Art, in der er davon erzählt, sowie das unglaublich unflätige Wesen, welches er dabei unbefangen hervorkehrt, in dem lächerlichsten Contrast, ebenso wie die Aufschneidereien von seinen Reiseerlebnissen zu seiner Unkenntniß der angeblich von ihm bereisten Länder. Wie

die Komödien, so richtet sich also auch die Spitze des Romans zum Theil gegen das über seinen Stand hinausstrebende Bürgerthum; und das Bild eines aus diesen Kreisen stammenden Menschen, der es in klugem und galantem Wesen dem Adel gleichthun möchte, dabei aber auf Schritt und Tritt seine Dummheit und seine wüsten Sitten verräth, ist im Schelmuffsky mit vollendeter Meisterschaft gezeichnet.

Vortrefflich ist es R. gelungen, in dem Roman Schelmuffsky zu einer durchaus lebenswahren Gestalt heraus zu arbeiten. Die Mittel, durch welche er das erreicht hat, liegen einmal in dem oben erwähnten Gegensatz zwischen Schelmuffsky's Erzählungen und ihren realen Grundlagen und andererseits in der ausgedehnten Benutzung und glücklichen Weiterbildung der Züge, durch die Schelmuffsky bereits in den Komödien charakterisirt worden war. Schelmuffsky wiederholt nämlich bei der Erzählung beständig dieselben Redensarten und die gleichen Erfindungen kehren fortwährend wieder; aber der Dichter fällt mit diesen Wiederholungen dem Leser keineswegs lästig, sondern er weiß dieselben vielmehr in ausgezeichneter Weise zur Charakterisirung seines Helden zu benutzen. Dahin gehört vor allem Schelmuffsky's Fluch: „Der Tebel hohl mer", weiter seine regelmäßig wiederkehrende Betheuerung, daß er ein brav Kerl wäre, „dem was rechts aus den Augen sähe" oder „der sich was rechts auf der Welt versucht hätte und noch versuchen wollte". Ebenso kehren die typischen Züge in der Erfindung immer wieder. Von jeder Dame, mit der Schelmuffsky zusammenkommt, erzählt er: „sie gab Freyens bei mir vor"; sein Glück bei den Damen erweckt ihm dann regelmäßig Nebenbuhler, mit denen es zu Reibereien kommt. —

Ist im Schelmuffsky die persönliche Satire fast völlig zurückgedrängt, so tritt sie in dem Lustspiel „Graf Ehrenfried" (1700) wieder entschiedner hervor. Doch nicht mehr der Familie Müller, gegen die R. außer den bereits erwähnten Dichtungen noch das scharfe Pasquill: „Letztes Denk- und Ehrenmahl der Frau Schlampampe" (1697) geschleudert hatte, galten die Pfeile seiner Satire; vielmehr empfängt die Hauptschläge jener Götze, der als boshafter und nichtswürdiger Rabulist hingestellt wird. Auch andere Leipziger Persönlichkeiten sind in dem Stück abgeschildert worden und der Hauptfigur hat ein am sächsischen Hofe lebender Adliger zum Vorbild gedient. Aber über diese Züge rein persönlicher Satire hinaus richtete R. seine Aufmerksamkeit auf eine Frage, die damals ganz Sachsen in Aufregung erhielt: auf den Religionswechsel des sächsischen Herrscherhauses, den R. mit ungemeiner Kühnheit parodirt. Der Held des Stückes, Graf Ehrenfried, tritt nämlich, um seine Verhältnisse zu verbessern, zum Katholicismus über: kein Zweifel, daß diese Anspielung von Jedermann verstanden wurde. — Seinem sonstigen Inhalt nach bildet der Graf Ehrenfried gewissermaßen das Gegenstück zu dem Stoffkreise, aus dem R. bis jetzt seine Dichtungen geschöpft hatte: der Held ist ein bettelarmer Graf, der sich aber mit guter Laune über seine Armuth hinwegsetzt und durch allerhand phantastische Mittel den Schein einer gräflichen Hofhaltung aufrecht zu erhalten sucht. Die Eulenspiegeleien dieses wunderlichen Heiligen und seiner Umgebung sind mit frischem Humor geschildert, der dramatische Aufbau läßt dagegen viel zu wünschen übrig und das Stück zerbröckelt in eine Reihe nur lose mit einander verbundener Scenen.

Graf Ehrenfried ist das letzte Lustspiel Reuter's; seit seiner Uebersiedlung nach Berlin scheint sich seine dichterische Production im Wesentlichen auf Gelegenheitspoesie beschränkt zu haben. Seine ersten Dichtungen aus dieser Zeit, die beiden cantatenartigen Festspieltexte: „Die frohlockende Spree" und „Mars und Irene" (beide aus dem Jahre 1703) haben noch die frische und flotte Art, welche Reuter's Oper und seine Nachspiele auszeichnet. Dagegen überragen die Gelegenheitsgedichte, die wir aus den Jahren 1705 und 1708 von ihm besitzen,

weder im Inhalt noch in der Form die Durchschnittsproducte der damaligen Gelegenheitspoesie; auch die Cantate „Das frohlockende Charlottenburg" (1710), in welcher R. im Gegensatz zu dem Alexandrinerschritt der Gelegenheitsgedichte, wieder seine Kunst, sich in Versen von ungleicher Länge und in mannichfaltigen Rhythmen frei zu bewegen, zeigen konnte, weist nicht mehr die glückliche Freiheit auf, mit der R. in seinen früheren Dichtungen diese Formen handhabte. — Von einer besseren Seite lernen wir Reuter's damalige dichterische Thätigkeit in den „Passionsgedanken" (1708) kennen, einem wohlgelungenen Passionstext, der im Wesentlichen eine Umschreibung der Bibelworte in freien Versen gibt. Gegenüber der opernhaften Behandlung der Passionstexte, wie sie namentlich in Hamburg unter dem Einfluß der Oper üblich geworden war, führt R. die Passionsdichtung wieder zu größerer Einfachheit zurück — ein Verdienst, das man bisher für Brockes in Anspruch genommen hat, dessen 1712 entstandener Passionstext aber vielmehr durch R. beeinflußt zu sein scheint. —

Was wir von Reuter's Leben wissen und was wir aus seinen Dichtungen schließen können, scheint darzuthun, daß es ihm an moralischem Halt und innerer Festigung des Charakters gefehlt hat. Wol daraus ist es zu erklären, daß trotz seiner reichen Begabung sein Talent nicht zu der vollsten Reife sich zu entwickeln vermochte; daraus erklärt es sich auch, daß der Dichter so schnell von der erreichten Höhe herabsinkt und wir den glücklichen Schöpfungen seiner Leipziger Periode etwas auch nur annähernd Ebenbürtiges aus seiner späteren Lebenszeit nicht gegenüberstellen können. — Reuter's Komödien haben eine nicht unbedeutende Wirkung ausgeübt. Die Lustspiellitteratur des ausgehenden 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts ist von ihnen beeinflußt worden; und wie das Volksdrama auf R. eingewirkt, so wirkt er wieder auf das Volksdrama zurück und der Hauptvertreter desselben, Joseph Stranitzky, versäumte nicht, von ihm zu lernen. Das Nachspiel: „Hannswurst's Hochzeitsschmauß" erhielt sich lange auf der Bühne und gab noch Goethe die Anregung zu seinem mikrokosmischen Drama: Hanswursts Hochzeit. Der Schelmuffsky war wol niemals ganz vergessen. Seine wirkliche Auferstehung aber erlebte er erst in den Tagen Arnim's, Brentano's und der Brüder Grimm; seitdem wird er immer allgemeiner als eine der glänzendsten Schöpfungen des deutschen Humors anerkannt.

Der Name des Dichters des Schelmuffsky galt lange als unbekannt. Zwar wurde derselbe gelegentlich von Weller genannt, der auch die persönlichen Beziehungen andeutete, die den ersten Komödien und dem Schelmuffsky zu Grunde lagen; indessen fand die Notiz keine Beachtung. Uns mit einer der interessantesten und individuellsten Gestalten der deutschen Litteraturgeschichte im 17. Jahrhundert wieder bekannt gemacht zu haben, ist das Verdienst Zarncke's, der auf Grund eines glücklichen Fundes des Buchhändlers Kirchhoff und eigener sorgfältigster Nachforschungen Reuter's Leben und Dichten dargestellt hat in dem Buch: Christian Reuter, der Verfasser des Schelmuffsky, sein Leben und seine Werke. Leipzig 1884. Nachträge dazu hat Zarncke gegeben in den Berichten der königlich sächs. Gesellsch. der Wissensch. 1887, S. 44 ff., 253 ff., 306 ff.; ferner Jahrgang 1888, S. 71 ff., 201 f. Weiter vgl. Creizenach im Archiv für Litteraturgesch. Bd. XIII, S. 434 ff. und Ellinger in der Zeitschr. für deutsche Philol. Bd. XX, S. 290—324; ebendaselbst Bd. XVIII, S. 256 f. Neudrucke der beiden Fassungen des Schelmuffsky von Schullerus in Braune's Neudrucken (Halle 1885), der drei Singspiele von Ellinger in den Berliner Neudrucken, Bd. III. — Für freundliche Unterstützung bei der Beschaffung des Materials bin ich Zarncke, Reinhold Köhler und Herrn Prof. Lamprecht vom Grauen Kloster in Berlin zu Dank verpflichtet.

Georg Ellinger.

Reuter: Heinrich Ludwig Christian Fritz R. ist am 7. November 1810 in Stavenhagen geboren. Sein Vater, Friedrich R., war fast 40 Jahre hindurch Bürgermeister und Stadtrichter des kleinen mecklenburgischen Städtchens und hat unter dem schweren Drucke der französischen Herrschaft, als namentlich die Continentalsperre den Handel lähmte, durch Festigkeit, unermüdlichen Fleiß und aufmunternde, anregende Thätigkeit als Landwirth dem Gemeinwesen treffliche Dienste geleistet. In der „Franzosentid" schildert Fritz den Vater als den furchtlos entschlossenen Mann, den „krätigen Kirl", der, wenn er einmal etwas für recht erkannt hatte, so „steinpöttig" war, wie ein richtiger Mecklenburger nur sein kann, aber auch bereit, trotz dem französischen Auditeur, seinen Bürgern beizustehen, und wenn soviel Franzosen im Lande wären, daß man „Schweine damit füttern könnte". Er schreibt im „grisen Röckschen" hinter dem Gerichtstisch, daß ihm die Finger knacken, während Rathsherr Herse die „Würde und den Glanz besorgt". „Luth, lach hei düchtig, äwer lach hei fix tau"! Im Gefühl seiner Kraft spricht er nicht gern von einer Noth, solange er sich selbst helfen kann. Mecklenburgischer Frohsinn ist ihm so fremd wie das Verständniß für litterarisches Genießen, selten hat „Vatting de koite Jack an". So wirkt er auch in der Erziehung des Knaben belehrend, nicht unterhaltend und schickt mit eiserner Zähigkeit den aus der Haft entlassenen 30jährigen Fritz nach Heidelberg, um die gehaßten Rechte zu studiren. In glücklicher Ergänzung stand diesem klugen und charaktervollen aber nüchternen Manne die Frau Johanna, Tochter des Bürgermeisters Oelpcke, geb. 1790 zu Tribsees, zur Seite. Schwere Krankheit hatte den Körper gelähmt, aber in stiller Ergebung ertrug sie ihr Leid. Fritz rühmt ihren lebendigen Geist und ihr lebhaftes Vorstellungsvermögen. Ihre Liebe für deutsche Dichtung hat sie auf den Knaben übertragen, in wehmüthiger Freude erinnert sich dieser der abendlichen Plauderstunden, in denen sie mit dem ehrwürdigen Amtshauptmann Weber Gedanken und Erfahrungen, Lust und Leid austauschte. Vom bedeutsamsten Einfluß auf die Ausbildung der lebendigen Phantasie Reuter's in ihrer Richtung auf die naive Vermenschlichung der Natur wurde der Onkel aller Stavenhagener Kinder, der Rathsherr Herse, der unermüdliche Spielgefährte und Spielerfinder, der Romantiker und Märchenbildner des Städtchens, der Deuter der Vogelstimmen: Hürt Ji woll: Rathsherr Hers' — kumm hir her! — kumm hir her! — Scheit mi dod! — Ick bün hir. — Wo's Grischow? u. s. w. selbst ein Stück Wahrheit und Dichtung, voll kindlicher Naivetät und Einfalt des Herzens. Bedeutsam für die hervorragendste Begabung Reuter's, das Belauschen der Natur, ihr Erfassen mit der ganzen Kraft des Herzens, war die Vaterstadt selbst. Die Abgeschlossenheit und Begrenztheit der Heimath ließen ihm auch das Kleine bedeutungsvoll erscheinen und Leben gewinnen, und die behagliche, epischtreue Malerei seiner Stimmungsbilder in „Kein Hüsung" und „Hanne Nüte" sind aus dieser Schule hervorgegangen, wie seine menschlichen Gestalten die Züge der Menschen tragen, die seine Kinderzeit belebten.

Der Jugendunterricht Reuter's war ein durch die Umstände gebotenes unmethodisches Durcheinander wunderlichster Art. Auf die Mädchenschule bei Mamsell Schmidt, wo Fritz, ein körperlich zartes Kind, als „Eule unter den Krähen" saß, von den „kleinen, gebildeten Megären" fortwährend gepeinigt, folgten alle möglichen und unmöglichen Privatlehrer, auf den gestrengen candidatus theologiae die Gelehrtenschulen zu Friedland und Parchim. In Friedland lebte er vom Herbste 1824 bis Ostern 1828, wo er das Parchimer Gymnasium bezog, Die Parchimer Zeit nennt R. den schönsten Abschnitt seiner Jugendzeit, doch gilt diese Erinnerung wohl vorwiegend der Persönlichkeit seiner Lehrer Gesellius und Zehlicke, denn „das schrecklich roth perlustrirte Exercitium",

diese Illustration des namentlich den sprachlichen Unterricht beherrschenden Formalismus, verfolgte ihn noch später in seinen Träumen. Ein Musterschüler ist R. nie gewesen, selbst seine Primanerzeugnisse zeigen, daß seine innerlich reiche, zum phantasievollen Ausschmücken des Lebens geneigte Natur des Zwanges benöthigte. Neigung und Abneigung tritt deutlicher hervor, der Entwurf der Aufsätze ist besser als die Ausführung, Zehlicke redet von dem prächtigen Thor zu einem herrlichen Bau, hinter dem ein Schilderhaus steht. Mathematik und Zeichnen sind bevorzugte Disciplinen. Dem mit ererbtem Geschicke geführten Zeichenstift liefert der immer mehr hervortretende neckische aber stets liebenswürdige Humor den Stoff, freilich nicht immer zum Ergötzen der Lehrer, die von Störungen reden. Diese ausgesprochene und späterhin noch eifrig betriebene Lust am Zeichnen hat ihm das geistige Auge geschärft, während ihn sein Herz vor der einseitigen Auffassung der Schwächen seiner Mitmenschen bewahrte. So hat er „die Erinnerungsschachtel mit den gutherzigen, blauäugigen Jungen mit einem schiefen Zahn im Oberkiefer", von der er in einem Briefe an Vincke spricht, sammeln gelernt. In diese Schulzeit fällt die eifrige Lectüre Walther Scott's, von dem er in einem Briefe an Dörr sagt, daß er von allen Schriftstellern den größten Einfluß auf ihn geübt habe. Auf einem Ausfluge erzählt er den lauschenden Kameraden in packender Anschaulichkeit den Ivanhoe, wohl möglich, daß den heranreifenden Jüngling der Kampf der unterdrückten sächsischen Bauern gegen die normännischen Ritter zu einem Vergleiche mit den heimathlichen Zuständen aufforderte. Daß er offene Augen hatte, zeigt ja schon der erste schriftstellerische Versuch des 12jährigen Knaben, dem auf seiner Reise nach Braunschweig die Eigenart des hannöverschen Bauern aufgefallen war. In die Parchimer Schulzeit fällt endlich auch, wie billig, die erste Freundschaft, die erste Liebe und das erste Gedicht, aber auch die ersten bitteren Tropfen in den Lebenskelch, der Tod der heißgeliebten Mutter und Onkel Herse's. Im October 1831 bezog R. die Universität Rostock, um, dem Zwange des Vaters folgend, der ihm den Malerberuf versagte, die Rechte zu studiren. Was der junge Student darunter verstand, erzählt er im Eingange seiner Reis' nach Constantinopel, jedenfalls haben ihn die Institutionen des Professors Elvers weniger begeistert, als die Vorlesung Fritzsche's über Aristophanes. Auch die Lectüre Shakespeare's scheint in diese Zeit zu fallen, soweit studentischer Uebermuth und das frohe Gefühl, dem Schulzwange entlaufen zu sein, ihn dazu kommen ließ. Hier, stärker aber in Jena, das er schon im zweiten Semester (Ostern 1832) besuchte, wirkten nun die allgemeinen Zeitverhältnisse auf den Jüngling ein. Wenn Goethe es als die Hauptaufgabe der Biographie hinstellt, den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt und ihn begünstigt, wie er sich seine Welt- und Menschenansicht daraus bildet und wie er sie als Künstler, Dichter, Schriftsteller wieder nach außen abspiegelt, so gilt dies für R. in Bezug auf seine engere und weitere Heimath. Auf die mühselige Erweckung der socialen Lebensthätigkeit des deutschen Volkes und die dadurch ermöglichten Freiheitskriege war eine starke rückläufige Bewegung erfolgt, in der sich der Absolutismus mit dem Feudalismus und der das Mittelalter idealisirenden Romantik die Hand reichte. Die erwerbenden Classen der Gesellschaft verfielen wieder in politische Lethargie, aber die in den Kämpfen gereiften, ideellen Zielen nachstrebenden Professoren und Studenten der Universitäten, die Jenenser voran, stifteten zur Verwirklichung ihrer Reformbestrebungen die allgemeine deutsche Burschenschaft (s. A. D. B. XV, 66 ff., Art. Kamptz). Weniger die harmlos verlaufende Wartburgfeier als die Ermordung Kotzebue's und die Kundgebung der süddeutschen Liberalen auf dem Hambacher Feste am 27. Mai 1832 gaben den Regierungen und dem Bundestage die gewünschte Veranlassung die

bekannte Demagogenhetze in Scene zu setzen. Den eigentlichen Rechtstitel der weitgehendsten Verfolgung aber gab der Frankfurter Putsch vom 3. April 1833, und mit einem nur durch das Bewußtsein ihrer Schwäche erklärlichen Groll ergriffen die Regierungen neben den Schuldigen auch die unreifen und schuldlosen Schwärmer, unter ihnen auch den schon vor dem Putsch von dem besorgten Vater nach Hause berufenen R. (Ostern 1833).

Die preußischen Richter Dambach, v. Tzschoppe, v. Kleist haben sich das traurige Verdienst erworben, Reuter's und seiner Genossen Proceß zu einer Haupt- und Staatsaction aufzubauschen. Am 31. October 1833 erfolgte Reuter's Verhaftung in Berlin, wohin er sich zur Fortsetzung seiner Studien begeben hatte. R. wurde nicht an Mecklenburg ausgeliefert, sondern nach drei qualvollen Jahren der Ungewißheit in der Hausvoigtei und in den Casematten preußischer Festungen, wegen versuchten Hochverraths zum Tode verurtheilt und zu dreißigjähriger Festungshaft begnadigt. Seine mecklenburgischen Kameraden von Jena her waren mit höchstens einem Jahre abgekommen, einer studirte schon wieder, als er noch in der Untersuchungshaft saß. Am 15. November 1834 verließ R. Berlin; im Februar 1837 wurde er von Silberberg nach Glogau, von da nach 6 Wochen nach Magdeburg gebracht. Dreimal verlangte die mecklenburgische Regierung vergeblich seine Auslieferung. In der Zelle ohne Licht mit der „Luftheizung“ wurde aus dem „rothbackigen, frischen Jungen das bleiche Steinbild“; „was Räubern und Mördern zu gute kam, uns wars abgeschnitten, in 4 Jahren hat keiner was vom christlichen Gottesdienst oder einem Priester gesehen“; „der eine bekam Tuberkeln, der andere Rückendarre, Schwindsucht, Leber- und Augenleiden, ein anderer verfiel in Wahnsinn“. Endlich sieht das Ministerium ein, daß sie auch Menschen sind, „wenn ok man swart-roth-goldne“. Auf dem Wege nach Graudenz hatte er noch einmal die Qualen der Berliner Hausvoigtei zu leiden. Im Februar 1838 hat er hier unter „Onkel Dambach“ vier Nächte bei starker Kälte in ungeheizter Zelle hungernd auf dem Fußboden zugebracht. Graudenz mit seinem menschenfreundlichen Befehlshaber bildet den Uebergang zu dem gemüthlichen Dömitz in Mecklenburg. Bei der Amnestie, die Friedrich Wilhelm IV. nach dem Tode seines Vaters (7. Juni 1840) erläßt, wird R. vergessen und endlich von Paul Friedrich auf eigene Hand freigelassen.

„Und pflückt ich von den Disteln Feigen
So denk, verwunden ist das Leid!“

steht über der „Festungstid“, die er 22 Jahre nach seiner Freilassung herausgab, in der er diese Leidenszeit schildert. Sieben schwere Jahre lagen hinter ihm, und, sagt er, „in dese Johre was nicks gescheihn mi vörwarts tau helpen in de Welt, un wat sei mi maeglich nützt hewwen, dat lag deip unnen in'n Harten begrawen unner Haß und Fluch un Grugel. Ick müggt nich doran rögen, t' was as süll ick Gröwer upriten un süll minen Spaß mit Dodenknaken bedriwen“. Er sieht den gleichaltrigen Freund im Amte und Familienkreise, ihm ist zu Muth, als ob er mit schmutzigen Stiefeln in eine reine Stube hineingetreten ist. Die Oede packt ihn, der Vater ist ihm fremd geworden, er hat sich gewöhnt den Sohn so anzusehen, wie er sich selbst ansah, als ein Unglück. „Ich stand nicht mehr in seinem Rechenexempel“. Dazu kam als schrecklichste Folge der Festungszeit jene Erkrankung der Magennerven, die Neurose, mit ihrem unüberwindlichen Reiz nach Spirituosen, die mit der größten Energie nur hinauszuschieben, nicht zu überwinden ist. Noch im Alter hat der Aermste darin weniger die physische Folge seiner Leidenszeit als ein sittliches Laster gesehen und unendlich schwer an der „frevelhaften Lust“ getragen, wie ein Brief an

Vincke zu erkennen gibt. Daran scheitert der letzte Versuch des Vaters, ihn im Herbste 1840 in Heidelberg zum Studium der Rechte zurückzuführen. R. wird 10 Jahre Oekonom, aber dem mittellosen, verkannten Manne, „dem Keiner hilft, aus dem Nichts wird", dem nur der treue aber selbst mittellose Fritz Peters die Freundeshand reicht, kann auch die Landwirthschaft kein Brot bieten. Hier aber, in Demzin bei Malchin, lernt er seine künftige Frau Luise Kunze, eine Predigerstochter kennen, die bei einem Prediger in der Nachbarschaft als Erzieherin lebte. 1844 finden wir ihn bei Fritz Peters in Thalberg bei Treptow, 1845 stirbt sein Vater. Die Thalberger Wasserkur heilt sein Leiden nicht, ohne festes Lebensziel bleibt er bei dem Freunde bis 1850. Seiner Luise zu Gefallen, die ihm im Frühjahr 1851 die Hand reicht, wird er mit 40 Jahren Privatlehrer in Treptow, die Stunde zu 2 Groschen, aber in den Wehtagen der furchtbaren Krankheit, während die Seele sich in schlaflosen Nächten klärend emporrang, ging ihm das Bewußtsein seines dichterischen Berufes auf, ihm und der treuen Frau, die ihm in entsagungsvoller Liebe die Hand gereicht, zum Heile.

Wie mußte nun der Dichter R. die gewonnene Welt- und Menschenkenntniß widerspiegeln? Man könnte das Bild a priori construiren, selten sind Ursache und Wirkung in klarere Beziehungen getreten. R. thut sich Unrecht, wenn er sagt: „die Leute wundern sich, wie einer Demokrat werden kann. Als wir eingesperrt wurden, waren wir es nicht, als wir herauskamen, waren wir's Alle." Er ist im Grunde seines Herzens ein königstreuer Mann geblieben und hat sich später durch die Bitterkeit seiner Erfahrungen mit Preußen den Blick für Preußens nationale Aufgabe nicht trüben lassen, aber er hat seine Waffe, den Humor, mit der ganzen Kraft seines Geistes als Kämpfer für die sociale und politische Freiheit seines kleineren und größeren Vaterlandes geschwungen. Wie aus jeder Noth für den, der ein Bildner ist, auch ein segensreiches Gebilde hervorgehen kann, hat er auch aus den Festungsjahren sittliche Früchte gezogen. Eine eigene Philosophie hat er sich herausgebildet, aus dem kindlichen Gottvertrauen erwuchs ihm der unerschütterliche Glaube an die ausgleichende Gerechtigkeit. So schreibt er seiner Luise: „Je mehr Kummer Du jetzt erduldest, desto weniger hast Du vor Dir. Einem jeden Menschen ist sein Maß von Freude und Kummer gesetzt". Auch der Dichter als Schilderer des Lebens hat Gewinn daraus gezogen. Zu der natürlichen Anlage das Leben von der angenehmen, heiteren Seite zu erfassen ist die Schärfung des Blickes für die Nachtseiten der Noth und des Elends gekommen; die vorhandene Beobachtungsgabe für das Kleinste ist geschärft worden. Auf der anderen Seite aber mußte die Schärfe der Satire sich erst wieder zu der Milde des Humors abklären, die verbitternde Erkenntniß des Widerspruchs zwischen Ideal und Wirklichkeit geläutert werden. Daß ihm das schwer geworden ist, wer wollte es verkennen, aber der reine Genuß der Dichtung wird uns öfter getrübt durch diese Erinnerungen. So stört in der schönen, tief empfundenen lyrischen Partie in Hanne Nüte, Fritzens Abschied von Dürten, der Kampfeston für den „dummen Bur und die Reihmamsell". Ferner in der Abschiedsscene zwischen Hanne Nüte und dem Pastor das Schwanken des Pastors zwischen der Bewunderung der reinen schönen Natur und ihrer Verurtheilung als Theilhaberin menschlicher Verderbtheit, das fast an die Caricatur streift. Wiederum aber hätte der Dichter ohne jene Noth kaum den kraftvollen Gegensatz des bittern Elends der armen Marie in „Kein Hüsung" zu der Fülle des sie umgebenden Erntesegens gefunden, wie überhaupt die elementare Leidenschaftlichkeit dieser „mit seinem Herzblute im Dienste der leidenden Menschheit" geschriebenen Dichtung nur aus dem starken Quell solcher Erfahrung hervorbrechen konnte. Bezeichnend hat er dies Werk seinem Vorbild der Jugend, Ernst Moritz Arndt, zugesandt.

Trotz seines vorgerückten Alters ist R. weder die Erkenntniß seines Berufes noch die Eigenart seiner dichterischen Begabung und der Mittel sie zur Darstellung zu bringen rasch aufgegangen. Der Grund dafür liegt sowohl in dem durch den Druck der Verhältnisse gegebenen Mangel an Selbstgefühl, wie in der noch stürmenden, weil zu frischen und unobjectivirten Gewalt des gesammelten Erfahrungsstoffes. Endlich war es auch, wie er selbst sagt, seine Art, einen zu bearbeitenden Stoff erst Jahre lang mit sich herumzutragen. Außer einigen lyrischen Versuchen voll Byron'schen Weltschmerzes und Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies der Kindheit sind seine ersten Pläne Entwürfe geblieben; 1845 begann er seine Reise nach Belgien und schrieb seine Stromtid, beide hochdeutsch, die Stromtid als „lästiges Fragezeichen“ für sein Pult. Um dieselbe Zeit erschien seine scharfe Satire auf die Beschränktheit, Frömmelei und den Uebermuth der mecklenburgischen Feudalen: Ein gräflicher Geburtstag (Graf Hahn) namenlos im mecklenburgischen Volksbuche (Jahrg. 1846 und 1847). Namentlich der Schluß derselben athmet die unüberwundene Bitterkeit und klingt an die Schärfe Moscherosch'scher und Logau'scher Epigramme an. Da zeigte ihm Klaus Groth's 1852 in niederdeutscher Mundart erschienener Quickborn den Weg, den er fortan gegangen ist, und in dem sich der Norden unseres Vaterlandes mit dem schon im Anfange unseres Jahrhunderts in der mundartlichen Dichtung unter Hebel, Sailer, Arnold, Castelli und Holtei vorangeschrittenen Süden und Osten berührte.

Noch wagte sich aber R. mit keinem größeren Werke hinaus, sondern die am 18. Octbr. 1853 erschienenen „Läuschen und Rimels“ mußten erst das Eis brechen. Wir müssen es uns versagen, das Glück zu beleuchten, das der Erfolg dieser „Congregation kleiner Straßenjungen“ in ihrer Urwüchsigkeit und Naturwahrheit in das bisher so sorgenschwere Haus des Dichters gebracht hat. Die Gewalt, die der beengende Rhythmus des Verses darin dem nach behaglicher Breite verlangenden Stoffe anthut, weist schon darauf hin, daß der Prosaroman Reuter's eigentlichstes Feld werden sollte.

Der erste bildnerische Griff in den Stoff hinein, der der Satire den Mund verschloß und dem Humor die Schwingen löste, war „De Reis' nah Belligen“ (1855). Wie die Landwirthschaft den Dichter körperlich gesund gemacht hat, so hat die Anschauung des urwüchsigen, kindlich einfältigen Bauersmannes auch die seelischen Wunden geheilt, und wenn der Humor sich in dieser Dichtung öfter etwas allzu drastisch Luft macht, so vergißt man diese gesunde Reaction der sich selbst wiederfindenden Natur Reuter's gern neben der unwiderstehlichen Komik der bildungsbedürftigen, mit dem Muth eines Kolumbus und den Vorräthen einer Polarexpedition ausrückenden Bauern und ihren in glücklicher Steigerung geschilderten Schicksalen. Ja, dies Werk eröffnet in seinen Stimmungsbildern und Charakterzeichnungen, Gegensätzen und psychologischen Motiven eine Perspective auf die meisten typischen Gestalten der Reuter'schen Dichtungen, Witt-Jochen Nüßler, Dürten-Fiken, den Pastor u. a. In einer darauf folgenden Reihe kleinerer hochdeutscher Schriften läßt uns der Dichter in die Genesis seiner größeren Werke hineinschauen. Sie erschienen in dem ein Jahr durch von ihm geführten, am 1. April 1855 zuerst herausgegebenen „Unterhaltungsblatte für beide Mecklenburg und Pommern“. In „Meine Vaterstadt Stavenhagen“ kehren wir ein in die kleine Welt, die ihn nicht wieder losgelassen hat; die „Memoiren eines alten Fliegenschimmels“ sind bedeutsam für die sich in R. vollziehende Wandlung, weil der Ton geistvoller Satire darin immer mehr verklingt neben der gemüthvollen Versenkung in das fremde Leid, und wenn der Dulder auch nur das geplagteste aller Thiere ist. Auch die Skizzen zu der prächtigsten Schöpfung des Reuter'schen Humors, freilich ohne die Vertiefung

der Stromtid, tauchen in dem Gewande der ureigensten sprachlichen Schöpfung des Dichters, im „Missingsch" in den Briefen des „immeritirten Inspectors" Bräsig und dem stark possenhaften „Abendteuer des Entspectors Bräsig" vor uns auf. In Neu-Brandenburg, wo R. die fruchtbarsten Jahre seines Schaffens 1856—1863 verlebte, entstanden seine Hauptwerke: „Kein Hüsung" (1857); „Ut de Franzosentid" (1860); „Hanne Nüte" (1860); „Ut mine Festungstid" (1862) und der Anfang von „Ut mine Stromtid" (1862). Zugleich erschien 1861 „Schurr-Murr", eine Sammlung kleinerer Schriften. „Kein Hüsung" ist die leidenschaftlichste und gewaltigste seiner Dichtungen, der letzte entscheidende Kampf des mit dem an sich selbst empfundenen Wehe der Menschheit sich abfindenden Dichters, das Gewitter mit all seiner dämonischen aber läuternden Urgewalt — schade nur, daß es in ein Wetterleuchten hinausläuft. Die Erfindung ist einfach und nur zu mecklenburgisch-lebenswahr; der vom Gutsherrn mit Füßen getretene, von der frömmelnden Herrin in seinen heiligsten Gefühlen verhöhnte Leibeigene, das die Liebe des Herrn abweisende, dem Knecht sich hingebende Mädchen, die Seelenqual der nach einem Obdach ringenden Liebenden und der schonungslose Mißbrauch des Buchstabenrechtes zur teuflischsten Rache. Der bis aufs Blut gereizte, geistig wie körperlich mißhandelte Knecht ersticht den Herrn in überwallender Leidenschaft — soweit ist alles psychologisch wahr. Johann ist kein Mörder, Marie sagt sich das selbst: „Hei was kein Mürder!", aber sie versagt dem Geliebten nicht nur die Begleitung in das Land der Freiheit, sie nimmt nicht einmal Abschied. Daniel, der Richter der Dichtung, verweigert ihm die Geliebte und gesteht sich doch selbst: „mit mi hadd't just so warden künnt". Diese Schwäche der Composition kommt offenbar noch auf Rechnung des unüberwundenen Leides des Dichters, der sich in Johanns Leid noch nicht genug gethan hatte, der auch Marie noch zertreten und im Wahnsinn untergehen läßt. Wohl verdanken wie dem Fehler die wunderbar schöne, Shakespearesche Meisterschaft zeigende Wahnsinnsscene, aber der Schluß ist Raisonnement. Von vollendeter Schönheit sind die einzelnen Stimmungsbilder; die Sonntagsruhe im Stalle, der Sonnenaufgang sind Schilderungen ersten Ranges, bei deren Auffassung sich Maler- und Dichterauge vereinigt haben:

„Un as sei upgeiht in ihr Pracht
Wakt Schall un Farw ut Slap un Nacht —"

unwillkürlich klingt Ariel's Gesang im Faust an und die altgermanische Vorstellung vom tönenden Lichte (sonum insuper emergentis [solis] audiri —). Wie schön ist endlich im vierten Gesange das Hohelied der Arbeit! Zu solcher dichterischen Kraft hat sich R. nicht wieder aufgeschwungen, und seine Vorliebe für dies den schmerzlichsten Ton des Leides erklingen lassende Selbstporträt ist erklärlich genug. Die Franzosentid ist der erste größere Prosaroman, in dem der Dichter die Grenzen des engeren Vaterlandes überwand. Der große geschichtliche Hintergrund, der überall glücklich hindurchscheint, die warme Vaterlandsliebe, der Aufbau der Handlung, die reizvolle Mischung von Scherz und Ernst, die eigenartige und glücklich getroffene Widerspiegelung eines weltbewegenden Gedankens in der kleinen Stavenhagener Welt lassen dies Werk als das schönste erscheinen, wenn die Schönheit in der Gesetzmäßigkeit beruht. Es hat Reuter's Ruhm begründet.

Die Vogel- und Menschengeschichte „Hanne Nüte un de lütte Pudel" wirkt wieder weniger als Ganzes als durch die Schönheit der einzelnen Theile. Das Vorbild des alten Thierepos von Reineke Voß hat der Dichter nicht zum Vortheil der Dichtung verlassen. Dadurch, daß er die menschlich denkenden, empfindenden und handelnden Thiere und zwar als Vorsehung gesteigert neben die Menschen stellt, zwingt er uns zur Vergleichung und reißt uns aus der Fabel, wenn wir uns eben in dieselbe eingelebt haben. So müssen uns die

Thiere wie altkluge Kinder erscheinen, so gemüthvoll die Stimmungsbilder an sich betrachtet sind. Kräftiges Gepräge aber zeigen die menschlichen Charaktere, vor allem der alte Schmied. Es weht uns wie altgermanische Heldenkraft an bei der Betrachtung dieses kernigen Mannes, der seinen Abschiedsschmerz wie den Jammer um sein schwer verklagtes Kind unter dröhnendem Hammerschlage bezwingt, hart und weich zugleich wie sein Eisen. Stark aber versöhnter als in Kein Hüsung klingt auch hier das eigene Leid des Dichters durch: Das Gefühl des Verlassenseins: „Kein Moders Leiw is, de em höllt, kein Vadders Hand hei faten kann". Die Noth und Angst des unschuldig Verklagten: „Uns' Herrgott in den Himmel swiggt, und mäglich is't nah lange Pin, denn kann dat sin, dat hei för di Erbarmen kriggt un dat hei gnedig hürt di an. Nu sitt du man!" Bemerkenswerth ist endlich der sich in Hanne Nüte's Lied: Ick weis einen Eikbom, de steiht an de See — aussprechende Stolz auf die bewahrte Eigenart der niederdeutschen Sprache, „dies einfache, treuherzige Kind, dessen Reinheit und Biederkeit" der Dichter begreifen gelehrt hat. — Die Festungstid ist zum Glück keine Geschichte der Festungszeit, sondern eine Illustration zu dem Goethe'schen Spruche: ist Not vorüber, sind die Nöthe süß. Werthvoll ist sie, abgesehen von der Kunst der Erzählung für die Erkenntniß des Gemüthes Reuter's und als culturgeschichtliche Skizze, wie denn überhaupt unser Dichter für einen künftigen Culturhistoriker unseres Jahrhunderts eine bedeutsame Quelle werden dürfte. Die geistige Verwandtschaft mit dem Liebling des reiferen Mannes, mit Boz, zeigt die Stromtid am deutlichsten. Das Problem dieses epischen Prosaromans ist ein ganz modernes: die Ueberwindung und Versöhnung der ständischen Gegensätze innerhalb der menschlichen Gesellschaft auf dem Boden der reinen Menschlichkeit. Der Dichter von Kein Hüsung, der Kehrseite der Stromtid, hat überwunden und der Humorist kommt zur vollen Geltung. Nicht sowohl die Noth als die überwältigende Erkenntniß wahrhafter Nächstenliebe in dem von ihm aufs schwerste gemißhandelten Hawermann bricht in Axel das Eis ständischer Vorurtheile. Axel fehlt aus Vorurtheil, der Herr in Kein Hüsung aus Vorurtheil undBöswilligkeit. Darum ist diese Gestalt in der Stromtid getheilt in Axel und Pomuchelskopp; beiden gegenüber steht die Idealgestalt Franzens, des Edelmanns von Geburt und Gesinnung. Bedeutsam ist die Aufgabe, die der Dichter der Frau zuweist: während Axel als einzigen Ausweg aus Noth und Schande den Selbstmord zu erkennen glaubt, sucht und findet Frida das Menschenherz. Die Handlungen der Hauptgestalten sind im Ganzen durch eine treffliche Charakterzeichnung innerlich begründet, doch tritt, dem Epos zum Trotz, der Dichter zuweilen in Form einer naiven Controverse mit einer psychologischen Analyse aus dem Rahmen der Dichtung heraus. So sagte er, als Hawermann sich in verletztem Ehrgefühl von einem Brandmal gezeichnet wähnt: „Dat was nu, bi Licht beseihn, pure Unverstand, un Männigeinward hie mit Recht seggen: wat tred hei nich mit sin gaud Gewissen fri un frank vör de Welt un trotzte gegen ehre Laegen?" u. s. w. Bei Jung Jochen sind die Farben zu stark aufgetragen, und bei der hochdeutsch redenden, etwas madonnenhaften Luise tritt das Anpassungsbedürfniß des Dichters stark hervor, aber das sind gegenüber dem Ganzen verschwindende Einzelheiten. Schwerer wiegt der Mangel an Einheit der Zeit, denn der Dichter zwingt uns im 4. Capitel, uns die Menschen 11 Jahr älter vorzustellen.

Die köstlichste Gestalt der Reuter'schen Humors ist Onkel Bräsig, der Mann, der sich in seinem Leben nie geschämt und gefürchtet hat, wie der alte Amtshauptmann Weber, der drollige, allezeit heitere Onkel Herse mit der komisch-ernsten Hans Quastsnatur, der Schalk mit dem treuesten Herzen, der überall thätige Vermittler, ja der naive Vermittler des naiven Dichters in der

durch ihn hergestellten Einheit des Ortes der Dichtung. Der mit behaglicher Breite sich „weiter schiebende" Roman umfaßt alle Stände der mecklenburgischen Gesellschaft in getreuer Darstellung und hat als socialer Roman culturgeschichtliche Bedeutung. An kunstvollem Aufbau übertrifft ihn die Franzosentid, an dichterischer Leidenschaft Kein Hüsung, in seiner Charakterzeichnung, seinem Vorwurf, seiner in Thränen lachenden Darstellung steht er an erster Stelle.

Hier sei es mir vergönnt noch auf eine besondere dichterische Stärke Reuter's hinzuweisen, auf seine nach Homer's Vorbilde und mit Homer's Kraft ausgeführten Vergleiche. Von ihnen nenne ich nur in Hanne Nüte: die Schnitter und die Kraniche, die weinende Nacht, der Winter als Weber; in der Franzosentid: das Leben als Wasserlauf, das Glück und die Kette. Aus den übrigen Schriften: Dorf- und Landmädchen, die Gräber und die Treibbeete, die sociale Noth und die kranke Tanne u. s. w.

In die Zeit seines Brandenburger Schaffens gehört auch ihrem Werthe nach noch die 1859—62 geschriebene „Urgeschicht von Meckelnborg" hinein, in der der Humorist allerdings vor dem Satiriker zurücktritt. Nachdem beginnt der vom Dichter selbst erkannte Niedergang seiner schöpferischen Kraft. Der harten Nöthigung seines Lebens hatte er in seinen Hauptwerken Ausdruck verliehen, die bequeme Muße des Eisenacher Lebens hat nur schwächere Wiederholungen hervorgebracht, R. war eben eine Natur, die ohne den Druck der Verhältnisse nichts geleistet hätte. 1858 feierte er in Jena die 300jährige Jubelfeier der Universität, und es beginnt die Zeit des Lebensgenusses im Reisen und in der Anknüpfung freundschaftlicher Beziehungen. 1861 führt ihn eine größere Reise durch Deutschland nach Thüringen; in Leipzig lernt er Julian Schmidt kennen, besucht Jacob Grimm in Berlin. 1863 verleiht ihm die Rostocker Universität den Doctor h. c., im Sommer desselben Jahres siedelte er nach Eisenach über, wo er sich am Fuße der Wartburg sein neues Heim erbaute. Im Frühjahre 1865 unternahm er seine Reise nach Constantinopel, auf die erst 1868 sein gleichnamiges Werk folgte, während 1866 sein „Dörchläuchting" vorangegangen war. Die Selbstkritik des Dichters, der seinen Leserkreis nicht „mit überreifen Birnen tractiren will", erspart sie dem Biographen; R. hat sich auch über die Schwäche seiner Lustspiele nicht getäuscht. Eine besondere Gunst des Himmels war es, daß der alte Burschenschafter die Gestaltung der Ideale, um die er gelitten und gerungen hatte, die Einigung Deutschlands, noch erleben durfte. 1868 bezog er seine Villa, in der er noch 6 Jahre lebte, aber leider die schönste Frucht des Alters, die geistige, geklärte Freude des Rückblickes auf das Erstrebte und Erreichte, nicht rein genießen konnte. Sein alter, in den Jahren seines besten Schaffens auch mit besserem Erfolge durch den Willen gebändigter Feind, die periodische Trunksucht, ließ ihn und die Seinen durch ihn und um ihn das Schwerste leiden, und es ist eine traurige Thatsache, daß seine geistige wie körperliche Kraft daran zu Grunde gegangen ist. Rückkehrende Klarheit des Geistes und innige Dankbarkeit war der letzte Lohn für die aufopfernde Pflege der Gattin; mit Dankesworten auf den Lippen ist R. am 12. Juli 1874 sanft gestorben. Unter den dünngesäeten Humoristen Deutschlands steht er an erster Stelle, als plattdeutscher Dichter hat er uraltes Volksthum vor dem Untergange bewahrt.

Fritz R. Sein Leben u. s. Werke von H. Ebert, Güstrow 1874. — Glagau, Fritz R. u. seine Dichtungen, Berlin 1875. — Fr. Reuter's Leben u. Werke von Ad. Wilbrandt, in der Volksausgabe, Wismar 1883. — Latendorf, Zur Erinnerung an Fr. R., Pösneck 1880. — Trinius, Erinnerungen an Fr. R., Wismar 1886. — Bärwinkel, Ueber den religiösen Werth von Fr.

Reuter's Stromtid, Erfurt 1876. — Illustrationen von Hiddemann, F. und H. Lüders, Beckmann, Specter.

Boëß.

Reuter: Johann R., geb. im Luxemburgischen 1680, † in Trier 1762. Er war 1706 in den Jesuitenorden eingetreten und seine letzten acht Lebensjahre Professor der Moral in Trier. Er ist der Verfasser von zwei casuistischen Werken, die, wenn auch nicht zu den hervorragendsten, doch zu den verbreitetsten derartigen Productionen seines Ordens gehören: „Theologia moralis quadripartita“, zuerst zu Köln 1750, auch 1756, nachgedruckt zu Bologna 1754 und 1768, und „Neoconfessarius practice instructus“, 1750—63 fünfmal zu Köln gedruckt, 1850 zu Paris und 1870 zu Regensburg (mit Zusätzen) neu gedruckt, in unserem Jahrhundert auch übersetzt ins Deutsche, Regensburg 1841, (3. Aufl. 1870), und ins Spanische, Madrid 1849.

de Backer. — Lit. Handw. 1870, 298.

Reusch.

Reuter: Johann Georg R., Numismatiker, geb. zu Mainz am 9. October 1737, † zu Aschaffenburg am 4. October 1810. Er studirte in Mainz, wurde Licentiat der Rechte, prakticirte an den obersten Reichsgerichten in Wien und Wetzlar und bereiste zum Zweck höherer allgemeiner Ausbildung Italien und Frankreich. Nach der Vaterstadt zurückgekehrt wurde er 1767 zum kurfürstlichen Hof- und Regierungs- sowie Hofgerichtsrath ernannt, 1789 zum Revisionsgerichtsrath, 1791 zum Geheimrath befördert. Bei der ersten französischen Occupation des Jahres 1792 gehörte R. zu den wenigen Mitgliedern der Landesregierung, welche es vorzogen, anstatt an der fast allgemeinen Flucht der höheren Kreise theilzunehmen, durch ihr Bleiben der bedrängten geängstigten Bevölkerung nach Kräften zu nützen. Er ließ sich auch nach anfänglichem Sträuben bewegen, in die von Cüstine eingesetzte provisorische Administration einzutreten, da man ihn wegen seiner Fähigkeiten und seiner allgemeinen Beliebtheit nicht missen wollte, blieb aber den clubistischen Kreisen entschieden fern. Dies und seine Weigerung, sich in das sog. rothe Buch eintragen zu lassen, rief heftige Angriffe hervor, gegen die er sich aber energisch zu vertheidigen wußte. Am kurfürstlichen Hofe dagegen hatte man ihm dieses Verbleiben in Mainz schwer verdacht, so daß er, als Mainz zum zweiten Mal in feindliche Hände fiel, seinem Kurfürsten sofort folgte. Unter letzterem, sowie unter dessen Nachfolger Dalberg blieb er dann noch in Aschaffenburg, seinem nunmehrigen Wohnsitz, bis zu seinem Ende thätig. Außer den Berufsgeschäften widmete R. seine beste Kraft antiquarischen Studien; die Geschichte seiner Vaterstadt und besonders das Gebiet der Münzkunde waren es, deren namhaftesten Vertretern zu jener Zeit man ihn beizählen darf. Infolge dessen unterhielt er nach vielen Seiten hin eifrigen Briefwechsel, so u. a. mit Bodmann. Mit der Aufsicht über das Universitätsmünzcabinet betraut, fertigte er in höherem Auftrag einen Katalog desselben an und arbeitete außerdem an Herstellung eines umfassenden Verzeichnisses aller Mainzer Münzen. Ferner entstammen seiner Feder eine Reihe von größeren und kleineren Werken, von denen ein Theil im Druck erschienen ist; sie zeigen streng quellenmäßige Grundlage und umfassende Gelehrsamkeit und haben das gewiß nicht zu unterschätzende Verdienst, daß darin die Numismatik nicht bloß um ihrer selbst willen, sondern als Hülfswissenschaft der Geschichte im besten Sinne dieses Wortes behandelt erscheint. Diese Vorzüge zeigt besonders ein größeres Werk: „Albansgulden oder kurze Geschichte des Ritterstifts zum hl. Alban bei Mainz“, Mainz 1790. Sein Hauptwerk wäre geworden: „Der Martinsgulden oder Geschichte und Erklärung der von dem ehemaligen hohen Domkapitel zu Mainz geprägten, den hl. Martin, ihren Patron darstellenden Goldmünzen“; dasselbe

liegt aber nur zum Theil vollendet im Manuscript vor. Auch hier war beabsichtigt, zugleich eine Geschichte des Domstiftes und des Dombaues zu geben. Weitere Druckschriften sind: „Palmzweige auf Siegeln und Münzen des Mittelalters", Nürnberg 1802, „Audolendis, eine alte christliche Steinschrift", Mainz 1803, „Sonne, Mond und Sterne auf Siegeln und Münzen des Mittelalters", Nürnberg 1804, „Ueber Krönungsmünzen der römischen Könige Rudolf I., Adolf, Albrecht I. und Heinrich VII.", Nürnberg 1804, „Vögel auf Siegeln und Münzen, was sie bedeuten", Nürnberg. Seine eigene, sehr bedeutende Münzsammlung ging nach seinem Tode durch Kauf in den Besitz des Domherrn v. Wamboldt über und bildete den größten Theil von dessen berühmter Sammlung. Den handschriftlichen Nachlaß besitzt der Verfasser dieses Artikels.

Vgl. einen Nekrolog im Erlanger Allgem. Kameral-Polizei-Oekonomie- u. s. w. Korrespondenten, Bd. X, 1810. — F. Werner, Der Dom zu Mainz, 1. Th. 1836. — K. G. Bockenheimer, Die Restauration der Mainzer Hochschule, Mainz 1884.

Henner.

Reuter: Quirinus R., reformirter Theologe, geb. am 27. September 1558 zu Mosbach in der Kurpfalz, † zu Heidelberg am 22. März 1613. Kaum zehn Jahre alt kam er in das Pädagogium zu Heidelberg. Am 31. März 1573 als Schüler des Sapienzcollegiums daselbst immatriculirt, studirte er unter Boquin, Tremellius, Zanchius, und besonders Zach. Ursinus mit bestem Erfolge, bis er 1578, als Kurfürst Ludwig VI. die reformirten Lehrer entließ, an die von Pfalzgraf Johann Casimir zu Neustadt a. H. gegründete Hochschule übersiedelte. Ende 1579 wandte sich der bekannte frühere ungarische Bischof Andreas Dudith zu Breslau mit der Bitte an Ursinus, er möge ihm einen Schüler als Erzieher für seinen Sohn zusenden. Ursin wußte keinen Tüchtigeren als Quirin R. zu empfehlen und entließ denselben, als er die ehrenvolle Berufung annahm, mit der Mahnung, ernst und emsig weiter zu studiren, damit er einst sein Nachfolger werden könne. Am 13. April 1580 kam R. in Breslau an und blieb nun während über zwei Jahren im Hause Dudith's, welcher ihn seines vollen Vertrauens würdigte und an allen seinen Arbeiten theilnehmen ließ. Als Dudith 1589 starb, fühlte sich darum R. in erster Linie berufen, dessen Rechtfertigung gegen den Vorwurf arianischer Gesinnung zu übernehmen. Er gab 1590 zu Offenbach Dudith's Orationes heraus und wies in der beigegebenen vita nach, daß derselbe zwar eine Zeitlang geschwankt hatte, aber längst von seinen vorübergehenden unitarischen Neigungen wieder abgekommen sei.

Eine Zuschrift des Tossanus vom 11. April 1582 rief R. in seine pfälzische Heimath zurück, wo man seiner Kraft im Kirchendienste bedurfte. Am 15. Juni dieses Jahres von Dudith entlassen und reichlich mit Reisegeld versehen, scheint er sich unterwegs längere Zeit aufgehalten zu haben. Denn erst Ende März 1583 kam R. nach Neustadt zurück. Sein Gönner Ursin, welcher ihn hatte einladen lassen, in seinem Hause Wohnung zu nehmen, war wenige Wochen vorher gestorben. In Neustadt beschäftigte sich R. zunächst mit Aushilfe in Unterricht und Predigt, sowie mit litterarischen Arbeiten. Als nach dem Tode des Kurfürsten Ludwig die reformirten Theologen in die Kurpfalz zurückkehrten, nahm R. am 4. April 1584 an der von dem Pfalzgrafen Casimir zwischen Reformirten und Lutheranern veranstalteten Disputation in Heidelberg Theil und wurde noch in demselben Monate Lehrer an dem Pädagogium daselbst. Die ihm vorher angetragene dritte Pfarrstelle in Neustadt hatte er ausgeschlagen, nahm aber noch Ende 1584 eine Ruf als Pfarrer in Bensheim an. Von da wurde er im Juni 1587 als Pfarrer nach Neuhausen bei Worms berufen, wo

Pfalzgraf Casimir die unter dem Kurfürsten Ludwig eingegangene reformirte Fürstenschule wieder eröffnet hatte. Im Februar 1590 übernahm R. die Stelle eines zweiten Lehrers an dem Sapienzcollegium zu Heidelberg, wo er nun auch am 6. April 1592 zum mag. artium promovirt wurde. 1593 zum Pfarrer an der unter kurpfälzischem Patronate stehenden Egidienkirche zu Speier berufen, wirkte er dort über fünf Jahre, bis er Ende 1598 nach Heidelberg zurückkehrte, um hier an Stelle des David Pareus die Leitung des Sapienzcollegiums zu übernehmen und so wirklich, wie ihm Ursin einst in Aussicht gestellt hatte, dessen Nachfolger zu werden. Am 26. Juni 1600 wurde er Doctor der Theologie und 1602 nach Tossan's Tode Professor des alten Testamentes an der Universität. Da er zugleich das mühevolle Ephorat des Sapienzcollegiums beibehielt, so ruhte nunmehr auf R. eine doppelte Arbeitslast, unter welcher seine Kräfte allmählich zusammenbrachen. Zugleich hatte er mancherlei häusliche Trübsal zu erfahren. Seit dem 24. August 1585 mit einer Stieftochter von Joh. Jungnitz verheirathet, sah er von seinen zwölf Kindern neun in das Grab sinken. Besonders tief erschütterte ihn 1611 der Tod eines hoffnungsvollen sechzehnjährigen Sohnes. Wohl vorbereitet auf sein Ende verschied er 1613 mit den Worten: „Ich bin ein Kind des Lebens", und wurde in der Peterskirche zu Heidelberg beerdigt. Schon am 21. September desselben Jahres folgte ihm seine Gattin im Tode nach. Sein Sohn David war Pfarrer in Heppenheim. Ohne selbst große Originalität zu besitzen, war R. ein „ächter Schüler Ursin's", in dessen Sinne er auf die studirende Jugend wirkte. Er hat denn auch die Werke Ursin's gesammelt und von 1612 an in drei Foliobänden herausgegeben. Reuter's eigene Werke zählt u. A. Melch. Adam auf. Unter denselben sind hervorzuheben: „Censura catecheseos Heidelbergensis", 1584, „Diatribe de ubiquitate", „Oratio de vita et morte Joh. Casimiri", 1592, „Aphorismi theologici", 1602 ff.

Reuter's Leben haben Simon Stenius in seiner Oratio parentalis in obitum dni Quir. Reuteri, und nach diesem Melch. Adam in den Vitae German. theol. u. A. beschrieben. Vgl. noch J. Schneider in der Theol. Realencykl., 2. Aufl., Bd. XII, S. 726 ff. und Gillet, Crato v. Crafftheim und seine Freunde, Bd. II, S. 320 ff., endlich Töpke, Matrikel der Univ. Heidelberg.

J. Ney.

Reutern: Gerhard v. R. ist ein Sohn der deutschen Ostseeprovinzen Rußlands. Er erblickte im J. 1785 auf dem elterlichen Gute Köſthof im nördlichen Livland das Licht der Welt. Wie die meisten jungen Edelleute des baltischen Landes zu jener Zeit genoß er eine militärische Erziehung. Es war damals nicht blos standesgemäß, sich der militärischen Laufbahn zu widmen, sondern auch der sicherste Weg zum höheren Staatsdienst. Die Zahl der höhern Staatsbeamten, der Schriftsteller, Dichter und Künstler, die aus den Reihen der Garde und der Armee hervorgingen, war damals in Rußland eine sehr große, wie auch heute noch aus den Reihen der Officiere ein nicht geringes Contingent sich den litterarischen und künstlerischen Kräften des russischen Volkes anreiht. Mehr noch, wie heute, vertrat aber am Anfange unseres Jahrhunderts der Officierstand das strebende und geistig lebendige Element in Rußland. Das erklärt die auffallende Erscheinung, daß Officiere, die sich später dem Künstlerberuf zuwandten, mit verhältnißmäßig geringer Schule, zum Theil als Autodidakten, den frühern Dilettantismus leicht abstreiften und rasch zu ernster, gediegener Künstlerschaft gelangten. Ein Beispiel solcher Entwicklung ist auch Gerhard v. R. Schon als Knabe hatte er Liebe und hervorragendes Talent zur Kunst bewiesen, aber den Beruf eines Künstlers zu ergreifen, lag damals noch außerhalb der Sphäre der standesmäßigen Tradition. Das Schicksal mußte ihn von dieser

Schranke befreien. Er hatte mit Auszeichnung in den Kriegen gegen Napoleon gefochten, auf dem Schlachtfeld bei Leipzig riß ihm eine Kugel den rechten Arm weg und machte ihn zu weiterem Kriegsdienst untauglich. Nun wandte er — der Einarmige — sich ganz und mit voller Kraft der Malerei zu. Seine frühere Beschäftigung mit derselben erleichterte ihm das fernere Studium. Das angeborene Talent, der entschlossene Wille, die ernste Lebensführung überwanden bald die Hindernisse, welche ihm die unsystematische Vorbildung in der Kunst und seine körperliche Invalidität in den Weg legten. Ob mit rechter oder linker Hand, er wollte ganz Künstler werden, und er wurde es. Nach kurzem Aufenthalt in Dorpat, der erst vor anderthalb Jahrzehnten zur Landesuniversität gewordenen Provinzialstadt, wo zwar geistiges und wissenschaftliches Leben seine erste hoffnungsfrohe Blüthe entfaltete, doch künstlerische Interessen noch geringe Pflege fanden, wandte er sich nach Düsseldorf, das zu Ende der zwanziger und zu Anfang der dreißiger Jahre die reichste Belehrung und Anregung auf künstlerischem Gebiete bot. Gerhard v. R. malte Bildnisse wie Landschaften, figurenreiche Compositionen und Historien. Die Spuren des früheren Dilettantismus waren bald abgestreift. So gewann er als Künstler bald Achtung und Ansehen; seine persönliche Erscheinung, sein echter Seelenadel, seine warme und wahre Liebenswürdigkeit, wie seine vielseitige Bildung und sein tiefer Lebensernst erwarben ihm eine hervorragende Stellung in dem Kreise der Berufsgenossen, wie in der übrigen Gesellschaft. Aber sein Verhältniß als russischer Pensionär, dann als kaiserlich russischer Hofmaler, brachte es mit sich, daß er seine Bilder zu großem Theil nach Rußland senden mußte, wo sie der Kenntniß des deutschen Publicums und der deutschen Kunstwelt verloren gingen. Viele derselben sind in den kaiserlich russischen Schlössern verstreut, eines, das Opfer Abrahams, ist eine Zierde der modernen Abtheilung der Eremitage in St. Petersburg. In deutschen Galerieen ist unseres Wissens keines von seinen größeren Bildern vorhanden, wohl aber im Privatbesitz manches vortreffliche Bildniß, manche werthvolle Landschaft mit reicher Staffage, manches feine Genrebild und namentlich eine Zahl schöner Aquarelle. — Von Düsseldorf siedelte R. im Beginn der fünfziger Jahre nach Frankfurt a. M. über, wo er in künstlerischem Schaffen den Abend seines Lebens verbrachte. Er starb als Mensch und Künstler hochgeachtet daselbst am 22. März 1865. Ein talentvoller Sohn, der sich früh der Malerei gewidmet und schon einige vielversprechende Bilder, namentlich eine Madonna von tiefinniger Auffassung, geschaffen hatte, war ihm 1858 in Düsseldorf durch den Tod entrissen.
L. Pezold.

Reutlinger: Ignaz R. Ueber sein Leben sind andere Angaben nicht aufzufinden, als die aus dem Titel sich ergebenden, daß er Jesuit und Dr. theol. und jur. can. war. Sein Werk „Magnum matrimonii sacramentum casibus practicis expositum“. Augsb. 1716. 4°. ist eine eingehende scholastische Erörterung der einzelnen Materien an der Hand fingirter Rechtsfälle.

De Backer, Bibl. VI. 505.

v. Schulte.

Reutter: Georg R., auch Reitter der Aeltere. Unsere Musiklexika verwechseln fast durchgängig den Aelteren mit dem Jüngeren, da sie beide gleiche Vornamen und theilweise gleiche Aemter bekleideten, erst durch die trefflichen biographischen Werke von v. Köchel über Fux und Pohl über Haydn sind wir im Stande, ihren Lebenslauf und ihre Werke kennen und würdigen zu können. Der Aeltere wurde zu Wien im J. 1656 geboren, 1686 erhielt er den Organistenposten an St. Stephan daselbst und 1700 den Hof- und Kammerorganistendienst an der katholischen Hofcapelle. Außerdem gehörte er schon 1697 der Hofcapelle als Theorbist (Theorbe ist ein Lauteninstrument) an. Im J. 1712 erhielt er an

Stelle des J. J. Fux, der nach Zächer's Tode Essentialcapellmeister bei St. Stephan wurde, die Capellmeisterstelle beim Gnadenbild daselbst und gleichzeitig 3 der Sängerknaben in Kost. Im St. Stephan, auch der Dom genannt, bestanden damals zwei verschiedene Capellen, erstens die eigentliche Domcapelle und zweitens die zum ungarischen Gnadenbilde. Gemeinsam hatten sie auch die Musik in der Salvatorkirche zu besorgen, wurden aber außerdem noch bei solennen Aemtern in den verschiedensten Kirchen Wiens verwendet, wofür die Mitglieder ein besonderes Honorar bezogen, so in der Hofburgcapelle, bei den Jesuiten, Schotten, Dominicanern, Augustinern, Kapuzinern, Karmelitern, Paulanern, Ursulinerinnen, Schwarzspaniern von Montserrat, bei St. Joseph, in der Xaveri- und Favoritcapelle; anderwärts aber auch in Schönbrunn, Laxenburg und Klosterneuburg. Im J. 1715 rückte er an Stelle des zum Hofcapellmeister ernannten Fux zum ersten Domcapellmeister vor, behielt aber die Stelle beim Gnadenbilde bei. Außerdem erhielt er 6 Sängerknaben in Kost und Unterricht, wofür er 1200 fl. und 550 fl. Gehalt empfing. 1728 wurde er jubiliert, wie es in den Acten heißt, das ist pensioniert, behielt aber die 6 Sängerknaben. Im J. 1695 am 8. Januar wurde ihm vom Grafen Franz Sforza, des heiligen römischen Reiches Fürst, in Rom die Ritterwürde ertheilt, die ihn in den Adelstand erhob, doch hat er wie Mozart von dem Wörtchen „von" nie Gebrauch gemacht. Er starb im 82. Lebensjahre am 29. August 1738. Fux rühmt in einem Gutachten auf das Gesuch der Wittwe Reutter's um ein Gnadengehalt, Reutter's zu jeder Zeit geleisteten virtuosen Dienste und sein Accompagnement bei der Oper. R. war sowohl als Kirchen- wie Operncomponist seiner Zeit sehr geschätzt, ohne gerade Hervorragendes zu leisten. Die Wiener Hofbibliothek bewahrt von 1728 bis zu seinem Tode geschriebene Kirchen-, Kammer- und Opernmusik auf. 1728 trat er sogar mit dem berühmten Caldara in die Schranken und componirte den ersten Act zu der Oper „La forza dell' amicizia in Oreste e Pilade", Text von Pasquini, während Caldara die Composition des 2. und 3. Actes übergeben wurde. 1731 wurde das Oratorium „Il martirio di S. Giovanni Nepomuceno" in Wien aufgeführt, doch ist die Musik verloren gegangen. Dagegen finden sich in der Hofbibliothek noch 6 „Festa di Camera", (weltliche Cantaten) und 4 „Serenata", ebenfalls in der Form der weltlichen Cantate gehalten, vor.

Einen größeren Ruf als Componist erlangte sein Sohn

Georg Karl Reutter, gewöhnlich nur Georg R., genannt. Er war zu Wien am 6. April 1708 geboren. Bereits 1724 wünscht der Vater ihn als Hofscholar in die k. k. Hofcapelle aufgenommen zu sehen, doch verweigert der Obercapellmeister Fux das Gesuch, da alle Stellen überfüllt sind. 1726 wiederholt der Vater sein Gesuch, ihm den Sohn als Hilfe im Organistendienst zu geben, doch Fux muß abermals ablehnend antworten, da bereits sechs Organisten im Amte sind, trotzdem er dem jungen Manne das beste Zeugniß gibt und ihn einen „feinen Orgelspieler" nennt. Jetzt hilft sich der alte Mann selbst und läßt den Sohn statt seiner das Organistenamt verwalten, so daß, als der Vater 1728 pensionirt wird, der Sohn nun als Stellvertreter das Amt für sich verlangt. Abermals abgewiesen sucht ihn aber Fux dadurch zu entschädigen, daß er ihm die Composition von Kirchen- und Opernsachen überträgt, da, wie er sagt „er gute Hoffnungen erwecke". Dennoch muß er den Organistendienst weiter versehen haben, denn er wird 1731 als Organist supernumerarius von Fux erwähnt und ihm am 1. März desselben Jahres die Stelle eines Hofcompositeurs übertragen. Außerdem bekleidete er aber seit 1726 noch den Organistenposten im hochfürstlichen Stifte der Klosterfrauen zur Himmelpforte. Als Hofcompositor erhält er einen Gehalt von 400 fl., der sich bis zum 3. April 1733

bis auf 1200 fl. gesteigert hat. Diese schnelle und ungewöhnliche Steigerung im Gehalte hatte ihren guten Grund in dem Unvermögen der beiden alternden Capellmeister Fux und Caldara und R. war nicht der Mann, sich eine solche Gelegenheit entgehen zu lassen. Der Bedarf an Musik war am kaiserlichen Hofe ein ganz ungeheurer, und da man zu jeder Feier, jeder Festlichkeit nur ein neues, besonders dazu gedichtetes und componirtes Werk aufführte, so war der junge und gewandte Mann eine gesuchte Persönlichkeit. Bei jedem neuen Auftrage lag auch schon das Gesuch um Erhöhung seines Gehaltes bereit, und da ihn keiner zu ersetzen im Stande war, so lautete das Gutachten Fux's stets günstig für ihn, trotzdem er, der bescheidene Künstler, sich mit einem derartigen Treiben nicht einverstanden erklären konnte. So schreibt Fux am 3. April 1733, nachdem Reutter's Gehalt erst vor kurzem auf 1000 fl. erhöht war und er abermals um eine Erhöhung um 500 fl. einkam, daß ihm 1200 fl. bewilligt werden möchten, die „300 fl. betreffend, weilen es mir ein unzeitiges Begehren scheinet, kan ich in selbige nit einrathen". 1737, nach dem Tode seines Vaters, wird ihm die Domcapellmeisterstelle übertragen, die er auch noch beibehält, als er zum zweiten Hofcapellmeister ernannt wird. Er hatte als solcher die Kirchen-, Kammer- und Tafelmusik bei Hofe zu dirigiren, außerdem hatte er nach wie vor die Composition für Aufführungen und Feste zu besorgen, obgleich ihm jetzt eine Reihe angesehener Componisten zur Seite standen, wie Georg Wagenseil, Guiseffo Bonno und der schon ältere Matteo Pallotta. Trotzdem Predieri erster Capellmeister war, hatte R. es verstanden, sich bei Hofe durch ein feines und einschmeichelndes Wesen so beliebt zu machen, daß er thatsächlich als der gebietende Capellmeister erschien, obgleich ihm diese Stelle erst nach Predieri's Tode im Jahre 1769 zufiel. — Am 27. November 1731 verheirathete sich R. mit Ursula Anna Theresia Holzhauser, einer vortrefflichen Sängerin (geb. am 22. October 1708 zu Wien, Tochter des Heinrich Holzhauser, Componisten und Musikdirectors der Capelle der verwittweten Kaiserin Amalia). Drei Jahre lang hatte sie unentgeltlich an der Oper und bei Hoffesten gewirkt und endlich im J. 1728 erreichte es der Vater durch endloses Petitioniren, daß sie mit 750 fl. angestellt wurde, die sich aber bald bis auf 3500 fl. steigerten, als sie bemerkte, daß sie unentbehrlich geworden sei. Man verstand sich sogar dazu, ihre Schulden von 4000 fl. zu decken (v. Köchel, Fux, Actenstücke). Fux betrieb mit Eifer ihre Anstellung und lobt in den Gutachten wiederholt ihre makellose treffliche, drei Octaven umfassende Sopranstimme, ihren Triller und namentlich ihre Fertigkeit in der Musik, so daß sie alles prima vista singe, „welches ihr wenig Sängerinnen nachthun können — sie scheine zur Musik geboren", schreibt Fux am 24. Februar 1728. Erst im Jahre 1766 zog sie sich ins Privatleben zurück und bewohnte nach dem Tode ihres Mannes ein eigenes Haus in der Vorstadt Landstraße von Wien, wo sie als wohlhabende Frau am 7. April 1782 im 74. Lebensjahre starb. Neben verschiedenen Legaten zu wohlthätigen Zwecken bestimmte sie auch testamentarisch 500 fl. zur Ablesung von „tausend Messen für ihr Seelenheil". Am 21. April 1740 wurde R. von Kaiser Karl VI., der auch seinen ältesten Sohn über die Taufe gehalten hatte, in den österreichischen Adelstand erhoben und zwar, wie es in dem Diplome heißt „in Berücksichtigung der treuen und langjährigen Dienste seines Vaters und seiner eigenen vortrefflichen Eigenschaften, stattlichen Erfahrenheit und bisher geleisteten guten Dienste und dadurch erworbenen Meriten". Gegen Ende der fünfziger Jahre scheint R. durch Gluck, Hasse, Jos. Scarlatti und Traetta aus seiner bevorzugten Stellung verdrängt worden zu sein. Als letztes Werk, das von R. bei Hofe aufgeführt wurde, wird ein einactiges „componimento dramatico", betitelt „il Sogno", Text von Metastasio, genannt, welches im Jahre 1756 in den kaiserlichen Gemächern von

der Erzherzogin Marianne und zwei Hofdamen aufgeführt und im nächsten Jahre wiederholt wurde. Bei den im Jahre 1760 stattgefundenen Vermählungsfeierlichkeiten des Erzherzogs (nachmaligen Kaisers) Joseph wurde die Leitung der Hofmusikfeste mit Beseitigung Reutter's geradezu Gluck übergeben. Georg Edler von Reutter starb am 12. März*) 1772 im 63. Lebensjahre, bis zum letzten Athemzug seinem Amte vorstehend. Im Gegensatze zu seinem Vater, dessen Begräbniß nach testamentarischem Wunsche ohne jegliches Gepränge und mit möglichst geringsten Unkosten stattfand, wurde der Leichnam des Sohnes mit allem erdenklichen Pomp unter Begleitung von 35 Priestern verschiedenen Ranges in einer Gruft bei St. Stephan beigesetzt. Reutter's Porträt existirt als Kupferstich (ohne Namenangabe des Künstlers), als Oelgemälde (im Museum der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien) und als Pastellzeichnung (Musikzimmer der Sängerknaben des Stiftes Heiligenkreuz bei Baden nächst Wien). Es zeigt einen schön geformten Kopf mit intelligenten etwas strengen Gesichtszügen. — Reutter's Charakter war nicht makellos; er wird als ein rücksichtsloser, habgieriger und aufgeblasener Charakter von Pohl in seiner Haydn-Biographie geschildert. Zur Zeit Reutter's höchster Stellung an der kaiserlichen Hofmusik wurde der Bestand der Capelle aufs äußerste beschränkt, im Februar 1751 ging man mit dem Sparsystem sogar soweit, die gesammte Hofmusik R. in Pacht zu geben, wofür er die Summe von 20 000 fl. erhielt. Er nutzte diese Machtvollkommenheit nach seinen persönlichen Vortheilen in einer Weise aus, daß der Nachfolger Gaßmann die Capelle im kläglichsten Zustande fand. Die vorhandenen städtischen Amtsberichte klagen R. mannigfach der Habgier und der Vernachlässigung seines Kirchenamtes an. So tief ergeben er sich den Hofmitgliedern gegenüber zeigte, so hochfahrend und nachlässig war er den ihm Gleichgestellten oder Untergebenen gegenüber. Trotz der vielfachen Aemter die er bekleidete, speculirte er z. B. dennoch auf den frei gewordenen Capellmeisterposten am ungarischen Gnadenbilde an St. Stephan, und als der Magistrat den Chorregenten Ferdinand Schmidt bestimmte, suchte er die Wahl in gehässiger Weise rückgängig zu machen, worauf die Stadtbehörde ein geharnischtes Promemoria an die niederösterreichische Regierung richtete, in der Reutter's Anklage Punkt für Punkt widerlegt wird. R., heißt es unter anderen, fände ohnedies in seinem doppelten Amte Beschäftigung genug; nachdem er aber beim gewöhnlichen Kirchendienst am allerwenigsten anzutreffen sei und öfter die ganze Woche hindurch kaum ein- bis zweimal den Chor frequentire, stehe es zu vermuten, daß er auch beim Gnadenbilde eine gleiche Fahrlässigkeit bezeigen werde u. s. f. (siehe Pohl, Haydnbiogr. I, 40). — R. ist als Componist ungemein fruchtbar gewesen und war seiner Zeit außerordentlich beliebt, da er so schrieb, wie es seine Zeit gern hörte. Das Stift Klosterneuburg besitzt z. B. 29 Messen, ein Requiem und eine große Anzahl kleinerer Kirchencompositionen. Im Stifte Heiligenkreuz, auf der kaiserlichen Hofbibliothek und im Archiv der Musikfreunde in Wien liegen Oratorien und Opern in großer Menge. Die früheste Erwähnung einer Oper von R. geschieht im Jahre 1727 zum Namenstage der Kaiserin Elisabeth. Von da ab schrieb er jährlich mehrere Opern und Oratorien zu Festlichkeiten am Hofe und hohen Feiertage der Kirche. Reutter's Kirchencompositionen zeichnen sich fast durchgehends durch äußeren Glanz und eine feurig bewegte Instrumentation aus und wurden daher an Festtagen mit Vorliebe gewählt. „Rauschende Violinen à la Reutter" sind sprichwörtlich geworden. Seine sogenannte Schimmelmesse wurde noch vor etwa 30 Jahren stets beim Frohnleichnamsfeste in St. Stephan aufgeführt. Schimmel-

*) v. Köchel, Register der königl. Hofmusikkapelle in Wien 1869, S. 85, nennt unter Nr. 1118 den 11. März als Todestag nach dem Wiener Diarium.

messe wurde sie genannt, da ihm dieselbe die Gunst des Gebrauches einer Hofequipage einbrachte, nach der er sich lange gesehnt hatte und die ihm die Kaiserin nach Anhörung der Messe gewährte (Pohl a. a. O. S. 39). Der Historiker und Musikgelehrte Burney urtheilte freilich über eine Messe von R., die er bei seinem Besuche der Kaiserstadt hörte, sehr abfällig und nennt sie mattes, trockenes Zeug; man könne von dieser Musik, fügt er hinzu, höchstens sagen: sie mache viel Geräusch und sage dabei sehr wenig. Seine deutschen Landsleute urtheilten dagegen anders. Das Wiener Diarium vom Jahre 1766 Nr. 84 schreibt z. B. unter anderem: „R. ist unstreitig unser stärkster Componist, das Lob Gottes zu singen, das Muster aller hiesigen in dieser Sphäre arbeitenden Männer. Denn wer weiß besser als er das Prächtige, das Freudige, das Frohlockende, wenn es der Gesang erfordert, auszudrücken? Wer ist pathetischer, harmoniereicher als eben er, wenn der Gesang eine Traurigkeit, eine Bitte, einen Schmerz verlangt? Seine Messen ziehen jederzeit eine Menge musikalischer Zuhörer nach sich, und jeder geht erbaut, gewonnen und belehrter hinweg." Der beste Beweis für seine Popularität sind wohl die wiederholten Aufführungen einzelner Werke bis weit in unser Jahrhundert hinein. R. hat aber noch ein weiteres Interesse für uns, denn Joseph Haydn war von 1740—1750 Sängerknabe unter seiner Leitung und genoß sowohl dessen musikalische als leibliche Erziehung. Wenn letztere auch in mancher Hinsicht streng und oft knapp gehalten war, wie Pohl klagt, so war bei dem Wildfange Haydn die Strenge gewiß angebracht, denn bei allen tollen Streichen, die von den Alumnen ausgeführt worden, war gewiß Haydn der Anführer und der Muthwilligste, so daß selbst die Kaiserin mehrfach Gelegenheit nahm, ihren Capellmeister anzuhalten, den blonden Dickkopf in strengere Zucht zu nehmen. Dennoch hat Haydn seinem Lehrer stets ein treues und dankbares Andenken bewahrt. Rob. Eitner.

Reutter: Johann R., Kanonist. Weder über seine Herkunft, noch über die Zeit seiner Geburt sind Nachrichten erhalten. Er erscheint an der Wiener Universität im Jahre 1384 als artistischer magister regens, kam dann in die juristische Facultät, führte als licentiatus juris canonici für den Rector magn. Friedrich von Görz das Rectorat vom Herbst 1386 bis April 1387, erwarb dann wohl in Wien die Doctorswürde im kanonischen Rechte und bekleidete 1404 das Amt des juristischen Decans. Für die Geschichte der Universität hat er durch Theilnahme an der Revision der Statuten (1387—1390) Bedeutung. Zugleich war er Domherr bei St. Stephan und ist nach dem Necrologium am 12. April gestorben, das Jahr 1420 ist später zugeschrieben worden. Von großem Interesse ist die handschriftlich erhaltene (Wiener Hofbibl. Cod. Nr. 3601 und 4164) Abhandlung Super quaestionibus formatis per magistros in tractatu de contractibus, welche die von Heinrich von Langenstein und Heinrich von Oyta aus Veranlassung der vom Herzog Rudolf IV. erlassenen Ablösungsgesetze aufgestellten Thesen in einer Weise beantwortet, in den wichtigsten Punkten abweichend mit dem Erfolge, daß Langenstein seine Meinung änderte. Eine zweite Abhandlung Decisio de cura animarum deleganda (Wiener Hs. Nr. 4444) ist wohl durch eine praktische Veranlassung ebenfalls hervorgerufen.

Aschbach, Gesch. der Wiener Universität I. 51, 54, 121, 125, 305, 412 fg., 579, 586, 611. — Ad. Bruder, Studien über die Finanzpolitik Herzog Rudolfs IV. von Oesterreich, Innsbr. 1886 S. 60. v. Schulte.

Reutz: Alexander Magnus Fromhold v. R., namhafter Forscher auf dem Gebiete der russischen Rechtsgeschichte, wurde am 28. Juli 1799 auf dem Gute Röstshof im Dörptschen Kreise geboren. Nachdem er den Lehrgang auf dem Gymnasium zu Dorpat beendet, bezog er die dortige Landesuniversität,

auf der er zuerst Theologie, dann Rechtswissenschaft studirte. Während seines Aufenthalts auf der Hochschule gehörte R. zu den ausgezeichnetsten Studirenden und fast unmittelbar nach dem Abschluß seiner Studien wurde er 1825 zum außerordentlichen Professor des russischen Rechts in Dorpat berufen, nachdem ihm bereits ein Jahr vorher die Universität Tübingen für eine Abhandlung über das russische Vormundschaftsrecht den Doctorgrad ertheilt hatte. Seit 1830 ordentlicher Professor, unternahm R. wiederholt wissenschaftliche Reisen nach Böhmen und den slavischen Ländern der österreichischen Monarchie behufs Erforschung und Sammlung der Quellen für slavisches Recht und Verfassungsgeschichte. Gleichzeitig entwickelte R., der sich als Vorkämpfer für das gute Recht Livlands durch Freimüthigkeit und Charakterfestigkeit auszeichnete, eine einflußreiche Thätigkeit auf dem livländischen Landtage, dem er als immatriculirter livländischer Edelmann angehörte. Kurz vor der Katastrophe des Jahres 1842, durch welche die Dorpater Hochschule ihrer hervorragendsten Lehrer Ulmann, Bunge, Volkmann, Madai und Preller beraubt wurde, schied R., dessen Gesundheit stark erschüttert war, aus seinem Lehramte, weil er von der Ueberzeugung durchdrungen war, unter den derzeitigen Verhältnissen als Lehrer des Rechts nicht mehr erfolgreich wirken zu können. Nach einigen Jahren der Muße entschloß sich R. zu einer neuen amtlichen Thätigkeit, indem er als Inspector der kaiserlichen Rechtsschule zu St. Petersburg und als Mitglied der Consultation des Justizministeriums wieder in den Staatsdienst eintrat. Nach Verlauf dreier Jahre sah er sich veranlaßt, auch diese Stellung aufzugeben, und seither lebte er als Landwirth im Gdow'schen Kreise, sich zuletzt mit den durch die Emancipation der russischen Leibeignen hervorgerufenen Fragen lebhaft beschäftigend. Sein Tod erfolgte am 2. Juli 1862.

Die Schriften, welche R. zur Geschichte des russischen Rechts veröffentlicht hat, sind von großer Bedeutung. 1821 erschien sein „Versuch einer historisch-dogmatischen Darstellung des russischen Vormundschaftsrechts", der 1825 unter dem Titel: „Versuch einer geschichtlichen Entwickelung der Grundsätze des russischen Vormundschaftsrechts" in erweiterter Gestalt herausgegeben wurde. 1829 erschien in Mitau das später ins Russische übertragene Werk: „Versuch über die geschichtliche Auffassung der russischen Staats- und Rechtsverfassung". Die Hauptarbeit Reutz's: „Verfassung und Rechtszustand der dalmatinischen Küstenstädte und Inseln im Mittelalter, aus ihren Municipal-Statuten", die erste vollständige Rechts- und Staatsgeschichte jener Inseln und Küstenstädte, wurde 1840 von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg mit dem Demidowpreise gekrönt und erschien 1841 im Druck. Kleinere Arbeiten, wie z. B. „Ueber die freien Landgemeinden in Montenegro," „Ueber Gewohnheitsrecht und Codification in Rußland," brachten Mittermaier's und Zachariä's Zeitschrift für Rechtswissenschaft des Auslandes, die Dorpater Jahrbücher ꝛc.

Th. Beise, Zur Erinnerung an Dr. A. M. F. v. Reutz im Dorpater „Inland" 1863.

Alexander Buchholtz.

Reutz: David R., Magister, Generalsuperintendent von Pommern, geb. am 3. April 1576 in Rostock als Sohn des aus Gollnow in Pommern gebürtigen Pastors an der St. Nicolaikirche daselbst, Magister Matthäus Reutz und der Anna Alberti, Tochter des Superintendenten Erasmus Alberti in Neubrandenburg. Der Sohn folgte dem wegen Flacianismus verfolgten Vater in jungen Jahren nach Holland, Oesterreich, Kärnten, besuchte die Schulen in Görlitz, Güstrow und Lüneburg, und bezog 1598 die Universität Rostock, später die zu Wittenberg. 1604 ernannte ihn Anna, Wittwe des Herzogs Bogislav XIII. (s. A. D. B. III, 55) zu ihrem Hofprediger, und am 1. Mai 1618 wurde er zum

Generalsuperintendenten des „Orts“ Stettin berufen und genoß als solcher das Vertrauen Herzogs Philipp II. (s. A. D. B. XXVI, 34) in hohem Grade, wie die Correspondenz beider Männer beweist. Aus seiner Amtsführung ist zu erwähnen, daß er den Uebergriffen der Stadt Stargard hinsichtlich ihres Patronatsrechtes mit Erfolg entgegentrat; bekannter ist er als Kanzelredner. Man hat von ihm eine Predigtsammlung „Puer Sunamiticus“, Stettin 1611; eine andere „Conceptus biblicus, d. i. Auslegung aller Sonn- und Festtagsepisteln“, Stettin 1616; 2. Aufl. 1627, sowie eine Anzahl Gelegenheitsreden. Er starb am 11. August 1634 als letzter pommerscher Hofprediger und Generalsuperintendent, seine Gattin Marie Brunsow war bereits 1618 mit Hinterlassung einer Tochter Sophie gestorben, welche den pommerschen Geschichtschreiber Johann Micraelius (s. A. D. B. XXI, 700) heirathete.

Vanselow, Generalsuperintendenten. v. Bülow.

Reventlow: Friedrich Karl, Graf v. R. Er entstammte einer angesehenen altadeligen Familie in Schleswig-Holstein als Sohn des wirklichen Geheimraths und Oberkammerherrn, Grafen Detlev v. R., der 1764 das adelige Gut Emkendorf, Kirchspiels Westensee, Kreis Rendsburg in Schleswig-Holstein angekauft hatte, und war geboren im J. 1754. Er studirte die Rechtswissenschaften in Kiel und Göttingen. Am letzteren Orte schloß er Freundschaft mit Heinrich Christian Boie (s. A. D. B. III, 85), die sich nachher in der Heimath fortsetzte. Darnach widmete der Graf sich der diplomatischen Laufbahn und war königlich dänischer Gesandter in London. Hier jedoch 1789 abberufen, zog er sich auf sein Gut Emkendorf zurück, das er 1787, nach dem Tode des Vaters ererbt hatte. Er war vermählt mit Julia, Gräfin v. Schimmelmann (s. u.), 1795—97 machte das Ehepaar eine italienische Reise, auf der sie eine Menge Kunstschätze alter und neuer Meister erwarben, mit denen sie nun ihr Schloß Emkendorf schmückten, das dadurch sehenswerth und berühmt ward. Ein Katalog darüber ist gedruckt, Altona 1829. Im J. 1800 ward der Graf zum Curator der Universität Kiel ernannt, wozu er sich vorzugsweise eignete, als ausgezeichneter Kenner und Freund der Wissenschaften. Hier trat er als entschiedener Gegner des damals herrschenden vulgären Rationalismus auf und hatte dafür harte Kämpfe zu bestehen. Eine anonyme und ohne Druckort 1805, erschienene, vermuthlich von dem Vorkämpfer des Rationalismus, Pastor Dr. N. Funk in Altona, dem Herausgeber der bekannten, nachher unterdrückten Altonaer Bibel, verfaßte Schrift, griff ihn in seiner Amtswirksamkeit heftig an, legte ihm namentlich zur Last die Entlassung des Professors Heinrich Müller (s. A. D. B. XXII, 556) am Schullehrerseminar in Kiel und die Ernennung von dessen Nachfolger Hermes aus Berlin, der allerdings als unfähig erkannt, nach einem Jahre wieder entlassen werden mußte; die große Bevorzugung der medicinischen Facultät, die unverhältnißmäßige Kosten erfordere; die Errichtung der Kieler Hebammenanstalt, wodurch die gleichen Anstalten in Flensburg und Altona geschädigt würden; die Zurücksetzung des, um Stadt und Universität verdienten Professors Weber bei Errichtung des Sanitätscollegiums u. s. w. Mit Unrecht wird ihm auch die Berufung Kleuker's, des bedeutendsten Gegners der Rationalisten (s. A. D. B. XVI, 179) Schuld gegeben, der doch schon 1798, vor Reventlow's Antritt, angestellt war. Der Verfasser fürchtet Glaubensschwärmerei und Proselytenmacherei. Es entspann sich hieraus ein nicht geringer Schriftenwechsel. Dieses, wie andere Ursachen veranlaßten den Grafen, das Curatorium 1808 niederzulegen. Er zog sich nun wieder auf sein Gut Emkendorf zurück. Hier starb 1816 seine tiefbetrauerte Gemahlin, die Gräfin Julia, durch deren Tod er sich sehr vereinsamt fühlte. Er trat deswegen 1817 wieder in den Staatsdienst als königlich dänischer Gesandte und bevollmächtigter Minister am Berliner Hofe. 1823 vermählte er sich hier wieder mit Gräfin Charlotte

v. Schlippenbach. Er starb in Berlin als Geheimer Conferenzrath, Großkreuz vom Danebrog und Danebrogsmann am 28. September 1828 und ward in Westensee beigesetzt. — R. war streng conservativ, Feind aller demokratischen Strömungen seiner Zeit, vielseitig gebildet, Freund der Wissenschaft und Kunstkenner, witzig und von geistiger Schärfe, fest im orthodoxen Glauben der lutherischen Kirche, aber tolerant gegen Andersdenkende, ein liebenswürdiger Edelmann und feiner Diplomat.

Altonaer Merkur 1828, Nr. 163, S. 3473.

Seine erste Gemahlin, die oben genannte Friederike Juliane (Julia) Gräfin v. R., geb. Gräfin v. Schimmelmann, war geboren im J. 1762 als Tochter des Grafen Heinrich Karl v. Schimmelmann († am 23. Januar 1782), der als Kaufmann Millionär geworden, erst in den Freiherrn- und dann in den Grafenstand erhoben, dann königlich dänischer Finanzminister ward. Sie hatte sich eine mehr als gewöhnliche Bildung angeeignet und war in Kopenhagen in dem Kreise, der dort um Klopstock sich sammelte, so zu sagen, aufgewachsen und dann mit dem Grafen Friedrich Karl v. R., der bis 1789 in London als königlich dänischer Gesandte lebte, vermählt worden. Nach dieser Zeit lebte sie zunächst mit dem Gemahl auf Emkendorf, dessen sonst reizlose Umgebung durch hübsche Anlagen geschmückt ward. In den Jahren 1795—97 machte sie mit dem Gemahl die italienische Reise. Schon vor derselben und mehr noch nach derselben ward Emkendorf ein Sammelplatz und Mittelpunkt eines bald sich erweiternden, bald verengernden Kreises von geistreichen Männern und Frauen, welche aus der Nähe und Ferne in der mächtigen Strömung des religiösen und politischen Denkens und Handelns während dieser Zeit von der Verwandtschaft der Gesinnung des Besitzers und seiner vortrefflichen Gemahlin dahin gezogen wurden. Es verkehrten hier und hielten sich zum Theil längere Zeit in dieser gastfreien Behausung auf: Klopstock, Boie, M. Claudius, Lavater, Joh. Heinr. Voß zeitweise, Hensler, Fried. Heinr. Jacobi, Perthes, Nicolovius, Schönborn, die Stolberg, Kleuker, Pfaff, Hegewisch u. s. w., sowie manche französische Emigranten. Boie ward später abtrünnig und Joh. Heinr. Voß ging soweit, daß er das Haus eine Schmiede für Geistesknechtschaft nannte. Die Gräfin war die Seele des Hauses, geistreich, liebenswürdig, in hohem Grade wohlthätig, zugleich insbesondere besorgt für die Bildung und das Wohlsein ihrer Gutsuntergehörigen. Sie zog Alle, die mit ihr in Verbindung kamen, mächtig an durch Seelenmilde, zartes Gefühl, lebhafte Empfänglichkeit. — Als Dichterin hat sie 1777 im Göttinger Musenalmanach drei Gaben gespendet: S. 6, 95 u. 99. In Georg Jacobi's Taschenbuch 1796, S. 147 stehen drei kleine prosaische Parabeln von ihr. Zunächst für ihre Gutsuntergehörigen verfaßte sie: „Sonntagsfreuden des Landmanns“ 1791 und „Kinderfreuden oder Unterricht in Gesprächen“ 1792. Nur der erste Theil ist erschienen und auch ins Dänische übersetzt von Nygaard 1796. — Mit dem bekannten Münsterschen Kreise Fürstenberg's und der Galitzin unterhielten sie einen lebhaften Verkehr, blieben jedoch der lutherischen Kirche getreu, obwol gegen die katholische sehr tolerant, wie sie auch gestatteten, daß ihre Pflegetochter (ihre Ehe blieb kinderlos), die Gräfin Ina Holk auf jener italienischen Reise in Rom zum Katholicismus übertrat. — Pestalozzi charakterisirt die Gräfin als „Julia-Engel“. In ihren letzten Lebensjahren kränkelte sie fortwährend und hat viel gelitten, aber ihr Leiden stets mit großer Geduld echt christlich ertragen und dabei sich immer geistig frisch gehalten. Sie starb, 54 Jahre alt, am 27. December 1816.

Ueber sie und das Emkendorfer Leben vgl. Rist, Schönborn 1836, S. 30 ff. — Nicolovius, Denkschrift 1841, 51. — Perthes' Leben I, 53. — Bippen,

Eutiner Skizzen 1859, 218. — Menge, Stolberg 1862, I, 235, 265. — Herbst, Claudius 1863, 353. — Mönckeberg, Claudius 1869, 304. — Weinhold, Boie 1868, 120. — Ratjen, Hegewisch, im Schlesw.-Holst. Jahrbuch VII, 277. — Flensb. Religionsbl. 1835. — Wilh. Röseler in Itzehoer Nachrichten 1886. — Im gegnerischen Ton J. H. Voß in Sophronizon 1819, I, 3, 13, 58. Carstens.

Reventlou: Graf Friedrich v. R., der älteren Linie der alten schleswig-holsteinischen ritterschaftlichen Familie angehörig, war als zweiter Sohn des Generalmajors und Erbherrn auf Wittenberg und Kaltenhof, Grafen Heinrich v. R. († am 31. Januar 1848), und der Gräfin Anna Sophia geb. v. Baudissin († am 23. December 1853) am 16. Juli 1797 in der Altstadt Schleswig geboren, wo sein Vater damals als Rittmeister in Garnison stand. Wie viele seiner Familie besuchte er das Katharineum in Lübeck, schlug aber nicht die militärische Laufbahn ein wie sein Vater, sondern wandte sich dem Studium der Jurisprudenz zu. Mit dem Anfang des neuen Jahrhunderts tritt nämlich in den Herzogthümern die eigenthümliche Erscheinung auf, daß der heranwachsende junge Adel die militärische Laufbahn fast gänzlich zu meiden beginnt, um statt dessen nach Beendigung der Universitätsstudien sich der Diplomatie oder der Verwaltung und der Richtercarriere zu widmen, wenn er nicht in der Lage war, auf seinen Gütern in völliger Unabhängigkeit zu leben. Auch R. hat diesen Weg eingeschlagen und sich damit wie viele seiner damaligen Standesgenossen eine Bildungsbasis gewonnen, die eine exclusive und engherzige Stellung in allen öffentlichen Fragen ausschließen mußte. Nach Vollendung seiner Studien in Göttingen, Jena und Kiel bei der Staatsprüfung mit dem Charakter „sehr rühmlich" ausgezeichnet, arbeitete er zuerst als Auscultant bei dem Obergericht in Glückstadt; dann zum Rath desselben ernannt, ward er (1834) Mitglied des Oberappellationsgerichts in Kiel, welches für Schleswig-Holstein und Lauenburg gemeinschaftlich bestand. Am 16. Juni 1831 vermählte er sich mit Luise geb. Freiin Löw von und zu Steinfurth († am 27. Mai 1864) und wurde dann 1836 zum Propst des adeligen Klosters zu Preetz gewählt. Die Würde eines Prälaten wies ihm in den beginnenden staatsrechtlichen Kämpfen von vorn herein eine bestimmte Stellung an, da die politische Frage der Verbindung der Herzogthümer im engen Zusammenhang mit den Rechten und Freiheiten der Ritterschaft stand und der Socialnexus derselben und die fortwährende Deputation der Prälaten und Ritterschaft das einzige Band war, welches staatsrechtlich die alten Verhältnisse noch aufrecht hielt; es war keine Frage, daß die rechtmäßige Fortbildung des Verfassungswerkes ganz besonders von dem Verhalten der Ritterschaft abhängig war. Mit ihr hielt R. an dem Grundsatze fest, daß Vorrechte zwar dem Rechte, aber auch nur dem Rechte weichen sollten; mit ihr war er bereit, eine allgemeine Landesvertretung anzuerkennen, wenn der Landesherr ihre Freiheiten und damit die Untrennbarkeit beider Herzogthümer gewährleiste. Von der Natur mit einer ausdrucksvollen, männlich kräftigen Erscheinung ausgestattet, von gewinnendem, leutseligem Wesen, aber auch scharf und schneidig, wo es noththat, verband er mit der Gabe einfacher, aber entschiedener und zu Herzen dringender Beredsamkeit ausgezeichnete Kenntnisse und eine Beharrlichkeit des Willens, die ihresgleichen sucht. Von dem conservativen Standpunkt des geschichtlichen Rechtsbodens hielt er ebenso sehr fest an dem althergebrachten Landesrechte gegen die auf Umsturz derselben gerichteten Uebergriffe der dänischen Regierung als an den Privilegien seines Standes im Gegensatz zu den Bestrebungen der demokratischen Richtung, die auf Vernichtung der Vorrechte und auf Durchführung der allgemeinen Gleichstellung der Staatsbürger hinausliefen. So gingen bei ihm Hand in Hand die nationale Opposition nach außen gegen den Landesfeind

und die politische Opposition gegen innere Umwälzungen. Wie er die Herstellung eines neuen Katasters und die auf eine neue Steuervertheilung gerichteten Bestrebungen bekämpfte, um den Zollfonds, der den adeligen Gütern und Klöstern bei Aufhebung der Zollfreiheit gewährt ward, sich eifrig bemühte, so war er daneben doch auch ein eifriger Verfechter der Aufhebung der bisherigen Trennung der adeligen und bürgerlichen Gutsbesitzer und der Einführung einer neuen Landgerichtsordnung. Weit bedeutsamer aber war seine Stellung in den politischen Fragen, die mit Errichtung der gesonderten berathenden Ständeversammlungen (1834) alles andere bald in den Hintergrund drängten. In allen entscheidenden Berathungen hatte er in der Itzehoer Ständeversammlung die Führung, besonders als die schleswig-holsteinische Erbfolgefrage infolge des Algreen-Ussing'schen Antrages in den Roeskilder Ständen (October 1844), das dänische Königsgesetz der weiblichen Erbfolge mit Gewalt auf die Herzogthümer zu legen, hier alles in Bewegung setzte. Wie er es war, der die berühmte, die staatsrechtliche Verbindung der Herzogthümer scharf wahrende Adresse an den König vom 21. Decbr. 1844 beantragte, so stand er auch im Vordergrund des Kampfes, als der „offene Brief“ Christian VIII. (8. Juli 1846) das Landesrecht zu vernichten suchte. „Es stehen uns vielleicht schwere Zeiten bevor, erklärte er damals, aber mein und unser aller Trost ist der, daß wir diese Verwickelung nicht veranlaßt haben. Wir boten in der vorigen Diät friedlich und versöhnend die Hand; es wurde uns geantwortet mit Incorporation und Gewalt. Von diesem Augenblicke an stammt die Kränkung; wer diese herbeigeführt hat, der trage die Verantwortlichkeit.“ Die Adresse an den König, deren Annahme verweigert ward, wie die Beschwerde an den Bundestag sind wesentlich sein Werk. Auch ging er voran, als 38 Mitglieder der Itzehoer Stände jede weitere Verhandlung weigerten, so lange nicht das Recht der Stände gesichert sei, und die Versammlung verließen. „Jeder feindlichen Stimmung und jeder absichtlichen Trennung von Dänemark fremd“, wie er erklärte, entschloß er sich, während der traurigen letzten Königsreise Christians in den Herzogthümern, zu dem äußersten Schritt, um einen drohenden Conflict abzuwehren. Aber sein Gesuch um eine Audienz bei dem Könige in Plön führte nicht zum Ziel: er ward im Vorzimmer mit der Erklärung abgewiesen, „der König wolle weder ihn noch ein anderes Mitglied der pflichtwidrigen Ständeversammlung sehen“. War mit dem Jahre 1847 in Holstein und Schleswig die Stimme der Stände verstummt, so trat unter Reventlou's Führung die „fortwährende Deputation der Prälaten und Ritterschaft“ für die Rechte des Landes ein. Wie klar R. schon damals die Lage durchschaute, geht besonders aus der Adresse vom 19. Januar hervor, worin er in scharfen Sätzen dem Könige vorhielt: „Die Zeit drängt hin zu einem Wendepunkte; der langjährige Zwiespalt will entschieden sein, und nur nach zwei Richtungen kann die Entscheidung fallen. Entweder die Rechte der Herzogthümer werden für aufgehoben erklärt, das dänische Königsgesetz auf dieselben gelegt und mit Gewalt erzwungen, was das Recht versagt, oder die Rechte der Herzogthümer werden anerkannt in ihrer vollen Bedeutung und alle daraus fließenden Folgen in einer Verfassungsurkunde festgestellt und mit genügender Garantie versehen.“ Die Adressen wurden entweder als unangemessen zurückgesandt oder nicht beantwortet. Die Verhältnisse hatten so mit Ende des Jahres 1847 schon einen solchen Charakter angenommen, daß eine Katastrophe unvermeidlich schien. Es wäre unverantwortlich gewesen, wenn die Führer sich nicht über Maßnahmen gegen weitere Angriffe auf das Landesrecht verständigt hätten. Dies geschah ohne Zweifel bei einer ersten Zusammenkunft, die R. im Herbste 1847 mit Beseler in Schleswig hatte. Eine neue Wendung brachte der plötzliche Tod Christian VIII.

(20. Januar 1848) und die Verkündigung einer Gesammtstaatsverfassung seitens seines Nachfolgers Friedrich VII. R. erklärte sich vor allem bereit, die Wahl der „erfahrenen Männer“ vorzunehmen, die die Verfassung prüfen sollten — aber unter Wahrung des Landesrechts; noch auf der Zusammenkunft der ständischen Abgeordneten beider Herzogthümer, die unter Beseler's Vorsitz am 18. März 1848 in Rendsburg ohne landesherrliche Berufung, aber mit Erlaubniß der Regierung stattfand, hielt er diesen Standpunkt fest, da man sein Wort gegeben, und war nicht dafür, eine Deputation mit bestimmten Forderungen nach Kopenhagen zu senden; auch wirkte er mäßigend auf die Beschlüsse der Versammlung ein und fand sich bereit, mit Beseler und Bargum nöthigenfalls die Versammlung ständischer Abgeordneter von neuem zu berufen. Noch waren die Abgesandten in Kopenhagen und der Erfolg ihrer Unterhandlungen, die man hatte ruhig abwarten wollen, unbekannt, als die Entscheidung in gänzlich unerwarteter Weise erfolgte. Auf die erste Kunde von den revolutionären Vorgängen in Kopenhagen, dem Sturz des Ministeriums durch die siegreiche eiderdänische Partei unter der Führung Orla Lehmann's, Tscherning's und Monrad's (21. März) eilte Beseler von Schleswig nach Kiel (23. März). Außer dem Prinzen Friedrich von Nöer wurde R. von Preetz durch Eilboten berufen. Schon hatten sie sich in der Nacht vom 23. auf den 24. März in dem Hause Bargum's über die Bestellung einer provisorischen Regierung und den Wortlaut eines Aufrufs an das Land verständigt, als eine Versammlung von Männern, die der demokratischen Richtung mehr oder weniger angehörten, mit weitergehenden Forderungen dazwischentrat. Nur dem entschiedenen Auftreten Reventlou's, sowie dessen eindringlichen Worten war es zu danken, daß die Einigkeit erhalten blieb. Tiefbewegt gelobten endlich alle auf seine Aufforderung ihm durch Handschlag, dieselben Wege wandeln zu wollen (Prinz von Nöer in seinen Aufzeichnungen S. 58 gibt seine damals gehaltene Rede aus Parteirücksichten nur sehr entstellt wieder). Die berühmte Proclamation vom 24. März erklärt im Sinne Reventlou's „den Landesherrn für unfrei“ in seinen Entschlüssen; die provisorische Regierung will „zur Aufrechthaltung der Ordnung, zur Vertheidigung der Grenze, zur Sicherung der Rechte des Landes und seines angestammten Herzogs in seinem Namen die Regierung führen“. Diesen Standpunkt hat R., der die Leitung der diplomatischen Angelegenheiten übernommen hatte, gegen den Landesherrn (vgl. Schreiben an den König vom 25. März) und gegen die deutschen Mächte mit unerschütterlicher Consequenz bis zu Ende aufrecht erhalten und niemals gegen den Landesherrn, sondern gegen die Revolution in Kopenhagen, gegen das dänische Ministerium Krieg führen wollen, ohne doch hindern zu können, daß seine conservative Opposition gegen alle revolutionären Angriffe der dänischen Regierung von der Reaction und deren einflußreichen Vertretern für Rebellion gegen den Landesherrn erklärt wurde. Es war eben ein Unglück für Schleswig-Holstein, daß gerade die französische Revolution es sein mußte, die hier die Funken des lange schon stillen Krieges zu hellen Flammen auflodern ließ und eine conservative auf dem Rechtsboden stehende Bewegung mit einer demokratischen Umwälzung verwechseln ließ. Die diplomatischen Verhandlungen jener Tage geben einen deutlichen Beweis, wie R. seiner Aufgabe gerecht ward. Am allerwenigsten blieb ihm die Erfahrung erspart, wie wenig die provisorische Regierung auszurichten vermochte, seitdem die schleswig-holsteinische Frage zu einer europäischen geworden war. Zur Bezeichnung seiner Auffassung der Lage heben wir hervor, daß er vor Beginn des Kampfes einer Abtretung des nördlichen Schleswigs nicht abgeneigt war, in der vollen Erkenntniß, daß eben die nordschleswigsche Sprachfrage das Mittel in der Hand der Dänen war, um das Landesrecht zu sprengen; nachdem aber Blut geflossen, nahm er das ganze

Herzogthum für Deutschland in Anspruch. Um über seine persönliche Stellung innerhalb der provisorischen Regierung keine Zweifel bestehen zu lassen, erklärte er wiederholt, sofort zurücktreten zu wollen, sobald die Rechte und Ansprüche des Landes gesichert seien. Trotz aller üblen Erfahrungen in den Unterhandlungen mit dem preußischen Ministerium hat er doch niemals ganz das Vertrauen zu Preußen verloren, selbst da nicht, als die Malmöer Waffenstillstandsunterhandlungen schon begonnen hatten. Am 12. Juli eilte er nach Berlin und erlangte ein verhältnißmäßig günstiges Resultat in seinen Besprechungen mit dem Minister Auerswald wegen Aenderung der Bedingungen. Am 14. Juli war er wieder in Hadersleben im Hauptquartier Wrangel's, um mit diesem weiter zu unterhandeln. Der General theilte ihm den vollständigen Text der Waffenstillstandsbestimmungen mit, und in seinem Zimmer versuchte er mit seinem Staatssecretär Schleiden durch veränderte Redaction die gefährlichen Punkte des Entwurfes annehmbar zu machen. Wrangel gab ihm die Hand, daß er keinen schimpflichen Vertrag eingehen, lieber seine Entlassung nehmen werde. Die Verhandlungen mit Dänemark wurden infolge dessen vorläufig abgebrochen. Als R. dann am 22. Juli vor den Vortretern des Landes die Lage darlegte, sprachen diese ihm einstimmig den Dank für seine rührigen und unermüdlichen Bestrebungen aus. Am 4. August richtete er eine erneuerte Mahnung an Auerswald; die provisorische Regierung erklärt sich der preußischen Regierung für die geleistete Hülfe zu Dank verpflichtet, aber betont auf das schärfste, daß, so lange das gegenwärtige Ministerium in Kopenhagen herrsche, nicht durch Nachgiebigkeit, sondern nur durch energische Fortführung des Krieges auf einen Frieden hingewirkt werden könne; Preußen stehe am Scheidewege; Kleinmuth werde Preußen wie Deutschland zerreißen. R. vermochte den Abschluß des Waffenstillstandes nicht zu hindern (26. August 1848), erklärte aber, den abgeschlossenen, dem ausdrücklich ausgesprochenen Willen der Reichsgewalt widersprechenden Waffenstillstand vor Eingang der Befehle der Centralgewalt nicht als rechtsverbindlich ansehen zu können. Mitten unter furchtbarer Aufregung, die das Land ergriffen, führte die provisorische Regierung ihr Amt weiter. Erfolgreich hielt R. die Wogen der Volksstimmung nieder durch persönliches Eingreifen, als einem Mitglied der neu designirten Regierung gegenüber die Bevölkerung in Itzehoe zur Selbsthülfe geschritten war. Auch dann, als die Genehmigung des Waffenstillstandes in Frankfurt (15. September) erfolgt war, wirkte er im Sinne der Nachgiebigkeit auf die Landesversammlung ein. Mitten unter den schwierigsten Verhältnissen trat er mit der provisorischen Regierung ins Privatleben zurück (22. October), während die sogenannte gemeinsame Regierung die Verwaltung des Landes übernahm. Zwei Tage vor der Genehmigung des Malmöer Waffenstillstandes durch die Nationalversammlung war auch von ihm noch das von der Landesvertretung beschlossene Staatsgrundgesetz mit verkündet, das bei den Friedensunterhandlungen als Grundlage dienen und dem Landesherrn zur Genehmigung vorgelegt werden sollte. Es enthielt neben mehr oder weniger freiheitlichen Bestimmungen die Sicherstellung der Personalunion mit Dänemark im strengsten Sinne des Wortes. Erst die Kündigung des Waffenstillstandes von Seiten Dänemarks (26. März 1849) rief ihn mit Beseler wieder an die Spitze der Verwaltung. Von der deutschen Centralgewalt zu Statthaltern ernannt, übernahmen er und Beseler die Pflicht, unter Vorbehalt der Rechte des Landesherrn im Namen der Reichsgewalt nach den Bestimmungen des in thatsächlicher Wirksamkeit stehenden Staatsgrundgesetzes die Regierung bis zum Abschluß des Friedens zu führen. Entschlossen, dieser Pflicht bis zu Ende treu zu bleiben, hat R. sich mit aller Entschiedenheit gegen Bestrebungen erklärt, die auf völlige Aufhebung der Personalunion hinausliefen, und die Landesversammlung

in ihrer Mehrheit auf seiner Seite behalten (Juni 1849). Die damalige Erklärung der Statthalterschaft ist zu bezeichnend für Reventlou's Stellung, um sie übergehen zu können: das mit Vorbehalt der Abänderung beschlossene Staatsgrundgesetz solle die Grundlage des Friedens bilden und durch unmittelbare Verhandlung durch Vertrauensmänner nach alter Landesweise eine Verständigung versucht werden. „Zwar sind im Lande Stimmen laut geworden, daß im Frieden das Band gelöst werden möge, welches seit Jahrhunderten durch die Person des gemeinsamen Herrschers bestanden und auch nach dem Inhalt des Staatsgrundgesetzes bis zum Aussterben des Mannesstammes unverletzlich besteht. Die Sache der Herzogthümer aber hat ihre Kraft in ihrem Rechte und wer diese erhalten wissen will, hat vor allem sich zu hüten, daß er von dem Rechte nicht abweiche. Schleswig-Holstein wird sich nicht selbst der stärksten Stütze, der Gerechtigkeit seiner Sache, berauben wollen, welche allein uns den Beistand Deutschlands erworben hat und dauernd erhält." So dachte R. noch wenige Tage vor dem Schlage von Fridericia, kurz vor dem Waffenstillstande und den vorläufigen Friedensabmachungen, die die Untrennbarkeit der Herzogthümer völlig aufgaben und in der Folge die Statthalterschaft und die Landesversammlung von Schleswig nach Kiel überzusiedeln zwangen und ihre Befugnisse auf Holstein beschränkten. Vergeblich führte er damals dem preußischen Ministerium zu Gemüthe, so lange noch Treue und Glauben in Deutschland herrsche, sei ein solcher Friede nicht möglich. Das waren die Folgen jenes denkwürdigen Feldzuges unter General v. Prittwitz, bei dem nur das eine zweifelhaft ist, ob mehr die Kriegführung sich die Aufgabe gestellt hatte, die Diplomatie zu lähmen, oder ob mehr die Diplomatie bestimmt war, auf die Kriegführung in einer Weise einzuwirken, daß dem Feinde um keinen Preis irgend ein Nachtheil zugefügt werde. Jedenfalls wurde beides erreicht trotz aller Anstrengungen der Statthalterschaft. Wol wurden die anfänglichen Friedenspräliminarien aufgegeben, die unter der formellen Vermittelung Englands nur Rußlands Interessen dienten; aber auch der im Namen des Bundes (2. Juli 1850) abgeschlossene sogenannte einfache Friede überließ die Herzogthümer sich selbst; verlassen von den deutschen Regierungen, aber unterstützt von den Sympathien des deutschen Volkes, war auch R. entschlossen, den tödtlichen Zweikampf mit Dänemark mit den Kräften des eigenen Landes auszufechten. In dem berühmten Manifest vom 22. Juli legte er noch einmal „vor allen Thronen und ihren Räthen, vor allen Völkern und ihren Parlamenten" die Sache Schleswig-Holsteins dar. Die Worte „Wir werden von dem besiegten Feinde nicht mehr verlangen als unser Recht, und von dem siegreichen Feinde niedergeworfen, werden wir aufstehen und wieder aufstehen und nicht weniger verlangen als unser Recht", bezeichnen Reventlou's Standpunkt und sind prophetisch für die Zukunft geworden. Ebenso stellen die Sätze: „Wenn der König, unser Herzog, in Person zu uns herüberkommen will, so wird er das alte Volk in alter Treue wiederfinden; wenn er aus eigenem freiem Herzen zu uns reden will, so wird ihn das Volk in altem Glauben hören", die immer noch loyale Gesinnung gegen den angestammten Herzog klar vor Augen. Auch unter den schwierigsten Verhältnissen, in einem Augenblick, wo nach der Meinung nicht bloß der auswärtigen Mächte, sondern ganz besonders des österreichischen und preußischen Hofes allein noch in Schleswig-Holstein die Rebellion aufrecht stand, war er bemüht, alles fern zu halten, was der Erhebung einen revolutionären Anstrich geben konnte. Wie schon 1848, so hielt auch R. vor und nach der Schlacht bei Idstedt daran fest, keine Freischaaren in Schleswig-Holstein zu dulden; ja er nahm zu einer Zeit, wo jegliche Hülfe willkommen schien, einer Gesandtschaft von fremden Officieren das Ehrenwort ab, auf jede Bildung von Freischaaren zu verzichten. „Ich weiß," sprach er damals, „daß es Menschen

gibt, die unsere Erhebung Empörung, uns Aufrührer und Rebellen nennen; ich weiß, daß man Schleswig-Holsteins Sache mit in den Kreis trauriger Revolutionen anderer Länder ziehen will: wir aber haben das Schwert gezogen, um zu unserem guten, gesetzlich uns zustehenden Rechte zu gelangen; wir werden es niederlegen, sobald wir unser Recht erlangt haben." Und dann fügte er ein Wort hinzu, denkwürdig für alle Zeit: „Wir bleiben unserem theuren Herzoge, dem König von Dänemark, auch im feindlichen Lager treu." Wie der Revolution gegenüber, so hat R. als Leiter der diplomatischen Verhandlungen auch den Mächten gegenüber namens der Statthalterschaft seine auf dem Rechtsboden ruhende Stellung unbeirrt und ohne Schwanken stets festgehalten, ein wie schwerer Schlag auch den Herzogthümern durch das Londoner Protokoll vom 2. August 1850 durch die europäischen Mächte zugefügt war; freilich hatten sich die deutschen Mächte anfangs noch fern gehalten, aber unter dem Eindruck der Schlacht bei Idstedt wurde das Protokoll trotz des preußischen Protestes unterzeichnet, „wonach die Aufrechthaltung der Integrität der dänischen Monarchie als mit den allgemeinen Interessen des europäischen Gleichgewichts zusammenhängend, von hoher Wichtigkeit für die Wahrung des Friedens sei". Am 23. Aug. unterzeichnete auch Oesterreich, und Preußen wich Schritt für Schritt zurück. Als nun am 23. Octbr. die preußische Regierung die Statthalterschaft aufforderte, „sich nunmehr jedes aggressiven Verfahrens zu enthalten und sich bereit zu erklären, zu einem rein militärischen Waffenstillstande die Hand zu bieten", erklärte R. sich zur Verständigung bereit auf Grund eines einjährigen Waffenstillstandes, ohne doch die Etnwilligung Preußens zu gewinnen. Im Namen der Statthalterschaft weigerte er sich auch der einseitigen Aufforderung Oesterreichs (2. November), die Feindseligkeiten einzustellen und das Heer hinter die Eider zurückzuziehen unter Androhung einer Execution, mit Hinweis auf Preußens Widerspruch gegen den erneuerten Bundestag Gehorsam zu leisten. Er erklärte mit aller Entschiedenheit, nur den Befehlen einer allseitig anerkannten Bundesgewalt, von der die Statthalterschaft ihre Vollmachten empfangen, Folge geben zu können, und richtete am 5. November 1850 jene Note an den Grafen Thun, deren meisterhafte Exposition damals viel Aufsehen erregte. „Die Herzogthümer", so schließt die Note, „sind entschlossen, auf ihrem guten Rechte zu beharren bis zum Aeußersten. Sie wollen es erwarten, ob es möglich ist, daß deutsche Fürsten dieses Recht niedertreten, nachdem es ihresgleichen vertheidigt haben. Wir werden dieses mit Fassung ertragen. Denn wenn es uns bestimmt sein soll, zu fallen, so ist es uns am ehrenvollsten, wie schmachvoll es für Deutschland sein mag, durch Deutsche zu unterliegen." Noch immer glaubte er, trotz der Londoner Abmachungen, wonach durch einen Act europäischer Anerkennung den Anordnungen über die Erbfolge eine fernere Bürgschaft der Stetigkeit gegeben werden sollte, daß bei der schwankenden Haltung Preußens eine Einigung von ganz Deutschland zur Unterdrückung der Herzogthümer nicht zu fürchten sei. Erst der Tag von Olmütz (28. November 1850) legte die Gefahr vor Aller Augen klar, nachdem Preußen sich in vollem Widerspruch mit dem Artikel 4 des Friedens vom 2. Juli verpflichtet hatte, sich an der Execution zu betheiligen. Vergeblich hoffte die Statthalterschaft, durch einen erneuerten Kampf dem Rechte mit den Waffen die versagte Anerkennung zu verschaffen. Eine regnerische Witterung machte indeß jede größere Bewegung des Heeres unmöglich. So trafen denn am 6. Januar 1851 die österreichischen und preußischen Generäle v. Mensdorff und v. Thümen als Vertreter des deutschen Bundes in Kiel ein, mit der Forderung, die Feindseligkeiten einzustellen, das Heer hinter die Eider zurückzuziehen, dasselbe bis auf ein Drittel zu entlassen und die Landesversammlung aufzulösen; 50 000 Mann ständen bereit, ihren Worten den Erfolg zu sichern. Wenn je, so hat damals

in den Verhandlungen mit jenen Männern R. eine Hoheit der Gesinnung und eine Festigkeit der Ueberzeugung bewiesen, die ihn weit über alle seine Gegner emporhebt. Er bestritt es, daß die Schleswig-Holsteiner sich gegen ihren Landesherrn empört, und hinderte die Bekanntmachung der Commissäre, die diesen Vorwurf aussprach; er duldete den Ausdruck, der von der Calamität der letzten drei Jahre sprach, auch nicht im Munde der Commissäre; er war bereit zu einer neuen Loyalitätsadresse an den König und glaubte den Worten der Mächte, den status ante bellum wiederherzustellen. An einen bewaffneten Widerstand dachte er nicht mehr, nachdem ein Kriegsrath der Officiere in Rendsburg denselben vom militärischen Standpunkt für unmöglich erklärt hatte. Auch die Mehrheit des Staatsrathes stand auf seiner Seite, wenn sie auch die Legitimation der Commissäre bestritt. Beseler vertrat die Minorität und forderte eine schleunige Geldbewilligung zur Fortsetzung des Kampfes. Am 9. Januar erschienen beide Statthalter vor der Landesversammlung, um ihre Anschauungen darzulegen. R. beantwortete die Frage, ob ein Widerstand noch rathsam sei, auch hier mit einem entschiedenen Nein, dem bündigen Versprechen der Großmächte, den Zustand vor dem Kriege wieder herzustellen, müsse man Glauben schenken; von einem besonnenen Nachgeben sei nicht das Aufgeben, sondern die Erhaltung des Rechts zu erwarten; ein Widerstand werde das Landesrecht völlig vernichten. Wer sich den deutschen Regierungen mit den Waffen in der Hand entgegenstelle, könne nicht länger behaupten, eine deutsche Sache zu führen. Beseler stützte sich dagegen auf die ungenügende Vollmacht der Commissäre; für die Erfüllung ihrer Versprechungen fehle jede Gewähr; das Recht, für das die Herzogthümer sich erhoben, könne wol für einige Zeit unterdrückt, aber nicht vernichtet werden; das Land sei nach göttlichen und menschlichen Rechten verpflichtet, Widerstand zu leisten. Als sich die Mehrheit der Landesversammlung in der bewegten Nachtsitzung vom 10. auf den 11. Februar gegen Beseler entschied, und derselbe infolge dessen seine Entlassung nahm, entschloß sich R. im Interesse des Landes, die Regierung allein fortzuführen. Insbesondere hatte auch der preußische Commissar ausdrücklich erklärt, die Ausführung der gestellten Forderungen durch die Statthalterschaft selbst sei das einzige Mittel, die fremden Truppen vom Lande fernzuhalten (vgl. Proclamation R. vom 11. Januar 1851 an das Land und das Heer). Aber weder von dem „status ante bellum", noch von dem Zurückziehen der dänischen Armee aus dem südlichen Schleswig, noch von der Besetzung Rendsburgs und Friedrichsorts mit ihrem Rayon, noch von der Erhaltung der Cadres der Armee, noch von der Sicherstellung alles Kriegsmaterials, noch von dem Fernbleiben der Execution, wenn kein Widerstand erfolge, war in den ferneren Unterhandlungen weiter die Rede; für die Rechte des Landes hatten die Commissäre kein Wort mehr. Wie R. in seiner Proclamation vom 1. Febr. 1851 von seiner Heimath Abschied nahm, hat er noch einmal die Versprechungen der Mächte: „das Recht und die Interessen des Landes und das altherkömmlich berechtigte Verhältniß der Lande zu schützen und nach festgestelltem Verhältniß in die Hände des rechten Landesherrn zurückzugeben", laut vor Aller Ohren verkündet. Nachdem er Abschied von seinen Räthen genommen, noch möglichst die Lage der Beamten, die unter ihm gedient, sicher zu stellen gesucht und insbesondere unter dem 29. Januar ein ergreifendes Schreiben an den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen gerichtet hatte, worin er demselben das Schicksal der schleswig-holsteinischen Officiere dringend ans Herz legte, verließ er die Stadt Kiel und begab sich nach Preetz. Doch war ihm hier nur kurze Zeit Ruhe gegönnt; mit zahlreichen Landsleuten verließ er bald als Verbannter sein Vaterland. Auch er hat das Schicksal gehabt, als Führer eines Aufstandes gemieden zu werden und erst nach einigen Jahren eine bleibende Wohnstätte zu

finden. Seit dem Jahre 1853 weilte er auf seinen neuerworbenen Gütern Starzeddel in der Niederlausitz und hat sich während der Reactionszeit der fünfziger Jahre aus naheliegenden Gründen von aller öffentlichen Thätigkeit in der schleswig-holsteinischen Frage im Gegensatz zu Beseler ferngehalten. Erst am Ende des Jahres 1863 trat er zu Gunsten seiner alten Heimath mit einer gewichtigen Rede im preußischen Herrenhause hervor, zu dessen lebenslänglichem Mitgliede er schon mit Beginn des Jahres 1861 von dem König Wilhelm berufen war. Die Befreiung seines Vaterlandes hat er noch erlebt, und später 1870 seinem Genossen in der Statthalterschaft, dem Curator Beseler in Bonn, die Hand zur Versöhnung gereicht, nachdem sie im Anfang des Jahres 1851 in Unfrieden voneinander geschieden waren. Auch ward ihm noch — als ein merkwürdiges Zeichen der Wandlung der Anschauungen am preußischen Hofe — die Freude zu Theil, daß seine älteste Tochter Fanny zur Obergouvernante der kronprinzlichen Kinder (1866) berufen ward. Er starb am 24. April 1874 in Starzeddel, nachdem ihm seine Gemahlin schon am 27. April 1864 vorangegangen war. Seiner Bestimmung gemäß wurde seine Leiche von seinem Sohn Kurt v. R., dem Klosterpropsten in Preetz und jetzigem Landtagsmarschall der Provinz Schleswig-Holstein, in die Heimath zurückgeführt und auf dem Kirchhofe zu Preetz an der Seite seiner Gemahlin und seiner beiden Töchter am 3. April 1884 bestattet. Sein Andenken steht noch heute im Lande in hohen Ehren; denn an opferwilliger, patriotischer Gesinnung, thatkräftigem Wollen und consequentem Handeln ist lange seines Gleichen nicht in Schleswig-Holstein gewesen. Nachdem in dem neuen Regierungsgebäude in Schleswig schon sein Bildniß in Relief angebracht ist, wird ihm und Beseler in den nächsten Jahren ein größeres Landesdenkmal, wozu die Provinz eine namhafte Summe beigesteuert hat, in Schleswig errichtet werden.

Außer einer Reihe Privatmittheilungen sind benutzt: Die Herzogthümer Schleswig-Holstein und das Königreich Dänemark. Actenmäßige Geschichte der dänischen Politik seit dem Jahre 1806. Hamburg 1850 (von Droysen und Samwer). — Actenstücke zur neuesten schleswig-holsteinischen Geschichte. 3 Hefte Leipzig 1852; anonym von dem Staatssecretär Reventlou's, dem Justizrath Schleiden, herausgegeben, bilden sie die einzig zuverlässige urkundliche Grundlage zu einer Geschichte jener Zeit. — Actenstücke zur schleswig-holsteinischen Frage. 5. Heft. Waffenstillstandsverhandlungen im October und November 1850. Kiel 1850. — O. Fock, schleswig-holsteinische Erinnerungen (Leipzig 1863), vertritt den demokratischen Standpunkt und wird ebenso wenig wie Prinz von Nöer in seinen „Aufzeichnungen“ R. völlig gerecht. Einzelne Punkte sind einer Reihe seltener Broschüren jener Zeit entnommen. — Graf Friedrich v. R. und Wilhelm Hartwig Beseler. Ein Vortrag von Dr. Aug. Sach. Schleswig 1886.

August Sach.

Reventlow: Hartwich R. (Revitlo oder Revetlo), Ritter, ein Dienstmann des holsteinischen Grafen Gerhard des Großen (Rendsburger Linie), kommt zu dessen Zeiten öfter als Zeuge in Urkunden (1315—1340) vor. Sein Name steht ebenfalls unter der am 11. November 1323 auf drei Jahre geschlossenen Einigung von 88 holsteinischen Rittern und Knappen, welche sich zu einträchtiglichem Zusammenhalten, namentlich gegen etwaige Gewaltthätigkeiten des holsteinischen Grafen Johann (Plöner Linie) verbanden. Auch wird in dem Friedensschluß zwischen Gerhard und dem Lande Dithmarschen vom 21. Juli 1323 eine alte Blutrache zwischen dem Geschlecht der Revitlo und zwei Dithmarscher Geschlechtern vorbehalten. Jedoch Hartwich's Andenken knüpft sich insbesondere an den Ueberfall der Burg Segeberg, wo der holsteinische Graf

Adolf (Kieler Linie), wie er im Bette bei seiner Frau lag, ermordet wurde (August 1315). Die feste Burg nahm Graf Gerhard an sich; doch hat die spätere höfische Geschichtschreibung es so dargestellt, daß Hartwich mit dem Todtschlage den Auftrag seines Dienstherrn überschritten und deshalb, von Gewissensbissen gequält, eine Wallfahrt nach Rom gemacht, auch dem Kloster zu Itzehoe einen kostspieligen Neubau habe errichten lassen. Dagegen hat die Volkssage den gewaltthätigen Ritter damit entschuldigen wollen, daß Graf Adolf ihm die Hausfrau oder Tochter geschändet habe; und sie fügt hinzu: Hartwich habe sogar seinen eigenen Sohn, der als Knappe bei dem Grafen in der Kammer war, erschlagen, damit derselbe nicht ein Verräther seines Dienstherrn gescholten werde.

Vgl. Chronicon Holtzatiae, auctore presbytero Bremensi und die verschiedenen Versionen bei Müllenhoff: „Sagen, Märchen und Lieder aus Schleswig-Holstein und Lauenburg".

Handelmann.

Reventlow: Dr. Lüder R., Astrolog, entstammte als Sohn von Lüder R., erbgesessen auf Schalkendorf (Schmool) und Merte Breyde vom Hause Kaden, dem bekannten alten Rittergeschlechte. Er muß um 1470 geboren sein, hatte die Weihen erhalten, blieb daher unvermählt, war aber seit 1518 der lutherischen Lehre zugethan. 1498 war er am gottorpischen Hofe. Wo er studirt und den Doctortitel erworben hat, ist nicht bekannt; schon 1515 in Kopenhagen bei der Hochzeit Christian's II. glaubte man, daß er sicher die Zukunft verkünden könne. Er prophezeite damals, Herzog Friedrich werde König von Dänemark werden; auch Karl V. soll er 1545 im Lager vorhergesagt haben, er werde die Protestanten besiegen. Um 1500 war er mehrere Jahre am Hofe des Kaisers Maximilian; in Hamburg hatte er bis 1520 den „Schaumburger Hof" zum Nießbrauch inne, war 1520—1526 in England, auch in Holland, ebenfalls in Pommern. Er wird, wie Christiani und Voß aus vorhandenen Briefschaften melden, von den Fürsten Leibmedicus, Doctor und sicher seit 1527 auch Ritter genannt. Die der Familie durch Verkäufe entfremdeten Güter Gaarz und Kaden suchte er vergeblich zurückzuerwerben, nur Ellerau und Heideesch erlangte er 1539 aus der letzteren Begüterung zurück. Noch 1545 wurde er mit dem Hofe Hvitöve auf Seeland belehnt. Eine That seines Lebens hat ihn mit der Geschichte von Altona verbunden: 1538 am 2. September erstach er einen Mann „to dem Altona", vermuthlich im Zweikampf; das ist das älteste Vorkommen des Namens der jetzt so großen Elbstadt — damals wahrscheinlich ein Ausspann oder Wirthshaus an der Weichbildsgrenze von Hamburg. 1546 scheint er gestorben zu sein.

v. Stemann in Zeitschr. f. Schlesw.-Holst.-Lauenb. Gesch. III, S. 189. — Lappenberg, Hamb. Chronik in niedersächs. Sprache S. 159. — Liebolt in Mitth. des V. f. Hamb. Gesch. 3. Jahrg. S. 24—27 (wo Heinze's Kielisches Mag. von 1783 cit.).

Krause.

Revius: Jacob R., reformirter Theologe und Kirchenhistoriker von weitumfassender Gelehrsamkeit, indem er sich auch als bedeutender Sprachkundiger, Philosoph und Jurist auszeichnete; im November 1586 zu Deventer geboren, wo sein Vater, Richard de Rèves, Bürgermeister war. Nach dem Uebergang dieser Stadt in spanische Gewalt zogen seine Eltern nach Amsterdam. Dort erhielt er seine erste wissenschaftliche Erziehung und studirte nachher Theologie zu Leiden. Die arminianischen Zwistigkeiten waren ihm aber so gründlich zuwider, daß er zur Fortsetzung seiner Studien nach Franeker zog, um sie seit 1610 in Frankreich, und besonders an der Universität von Saumur zu beendigen. 1612 ward

er Prediger in einer Dorfgemeinde unweit Deventer, folgte aber schon nach zwei Jahren dem Ruf der Gemeinde seiner Vaterstadt und erwarb sich hohe Achtung durch Eifer und Gelehrsamkeit. Ungeachtet seines jugendlichen Alters wurde ihm das Präsidium der Provinzialsynode von Overyssel 1619 übergetragen, wie auch die Mitrevision der Bibelübersetzung. Umsonst suchten 1619 und 1632 die Gemeinden zu Leiden und Rotterdam, ihn als Prediger für sich zu gewinnen; die Ernennung zum Regenten des Staatencollegiums zu Leiden, an Stelle des Festus Hommius aber schlug er nicht aus. Löblich und mit pädagogischem Tact verwaltete er dies Amt bis zum Lebensende und erwies sich im vollen Sinne als Führer der ihm anvertrauten Studenten. Er suchte sie dem Einflusse des ihm verhaßten Cartesianismus zu entziehen und trat dieser Philosophie in mehreren Schriften kräftig entgegen. Die Hochschule belohnte 1643 seine Verdienste mit dem Doctorgrad der Theologie, mußte ihm aber größere Mäßigung empfehlen, als er 1648 mit zu großer Schärfe die Philosophie des Cartesius angefochten hatte in seiner „Consideratio theologica methodi Cartesianae“ und der „Abstersio macularum, quae ab anonymo quodam, calumniosae praefationis in notas Cartesianas autore, ipsi aspersae fuerunt“. 1650 folgte seine „Materia philosophiae Cartesianae“ und 1654 „Cartesiomania“. Obengenannten Schriften sind noch andere theologischer Art hinzuzufügen. Schon im J. 1617 war von ihm zu Deventer eine Streitschrift wider H. Herberts erschienen, sowie zu Leiden die „Libertas christiana circa usum capellitii defensa“ (1617). Nun folgten 1623 zu Amsterdam die „Belgicarum ecclesiarum doctrina et ordo graece et latine“, welche 1627, 1638 und 1660 in neuen Auflagen erschien; 1630 zu Amsterdam und in Deventer 1638 „Laurentii Vallae libri duo de collatione N. Test.“ und 1644 zu Leiden: „Suarez repurgatus, sive syllabus disputationum metaphysicarum Francisci Suarez societatis Jesu theologi cum notis S. Revii“. Weit bedeutender aber sind seine historischen Schriften, besonders die „Historia vitae, doctrinae et rerum gestarum Davidis Georgii, heresiarchae, conscripta ab ejus genero N. Blesdykio, nunc primum in lucem prodita ex musaeo Jac. Revii“, Dav. 1642 und „Daventria illustrata“, Lugd. Bat. 1651. Noch verdanken wir ihm die Ausgabe des „Martyrium Io. Pistorii, conscriptum a Gnaphaeo“, Lugd. Bat. 1659, die „Historia pontificum Romanorum contracta ad ann. 1632“, Amst. 1632, „Examen dissertationis Nic. Vedelii de episcopatu Constantini Magni, seu de potestate magistratuum reformatorum circa res ecclesiasticas“, Amst. 1642 und „Oratio de origine et usu gymnasiorum et nominatim Collegii theologici Lugdunensis apud Batavos“. Lugd. Bat. 1642.

Vgl. Pacquot, Mém. litér. III, p. 509 ss., — Siegenbeek, Leidsche Hoogesch. I, bl. 162 v. v., Ryl. bl. 284 v. v. und die von Glasius, Godgel. Nederl. und v. d. Aa, Biogr. Woordenb. genannten Quellen.

J. C. v. Slee.

Rewich: Erhard R. (auch Reuwich, Renwich, Rewig genannt), hervorragender Maler, Formschneider und Buchdrucker, war aus Utrecht gebürtig. Als im J. 1483 Bernhard v. Breydenbach (s. A. D. B. III, 285) mit dem Grafen zu Solms und Ritter Philipp v. Bicken eine Reise nach Palästina und Aegypten unternahm, begleitete diese drei Pilger R. auf Kosten Breydenbach's, um Städteansichten, Trachten, Thiere und Pflanzen abzumalen und später in Holz zu schneiden. Im J. 1484 kehrte die Gesellschaft nach Mainz zurück, wo Breydenbach unter seinem Namen ein Werk über ihre Reise, die erste gedruckte Reisebeschreibung, vorbereitete. R. hatte unterdessen seine Bilder in Holz geschnitten, die Holzschnitte vermuthlich auch selbst illuminirt, und erwarb nun von Peter Schöffer einen größeren Vorrath von Lettern, der ihm jedenfalls auch die Presse dazu aufstellte. Das Werk erschien dann 1486 zuerst in lateinischer

Sprache unter dem Titel: „Opusculum sanctarum Peregrinationum ad sepulcrum Christi in Jierusalem“ und einige Monate später auch in deutscher Sprache. Wie aus diesem „B. v. Breydenbach's heylige reyssen gen Jherusalem“ hervorgeht, war es R., „der all dis gemelt in diesem buch hat gemalet, vnd die Druckerey in seinem huß volfuret“, auch findet sich am Schlusse Rewich's Firma als Drucker. Das Buch ist mit der ersten rein deutschen Schrift, der sogenannten „Schwabacher“, gedruckt, die Schöffer zum erstenmale in dem Werk „Johannes v. Cuba: Hortus sanitatis vff teutsch eyn gart der gesundheit“ 1485 angewendet hat. Wie dieses Buch sehr schöne Holzschnitte enthält, deren Hersteller wahrscheinlich R. war, so ist auch das Reisewerk Breydenbach's durch die vielen Holzschnitte von R., die eine für jene Zeit ungewöhnliche technische Leistung genannt werden müssen, ganz besonders werthvoll. Das Werk erregte damals solches Aufsehen, daß bald darauf Uebersetzungen in die französische, spanische und niederländische Sprache nöthig wurden, an welchen R. neben der lateinischen und deutschen Ausgabe auch jene in holländischer Sprache unter dem Titel: „Die heylighe beuaerden tot dat heylighe graft in iherusalem“ druckte, und zwar in dem gleichen Jahre 1488, in dem auch Anton Sorg zu Augsburg die deutsche Ausgabe nachdruckte. Auf der Stadtbibliothek zu Elbing befindet sich noch eine andere deutsche Ausgabe mit ausführlicherem Titel und ohne Druckort, Firma und Jahreszahl, es scheint demnach noch von anderer Seite nachgedruckt worden zu sein, wie dies auch 1487 von Prüß in Straßburg geschehen ist. Da außer diesen drei Ausgaben der Breydenbach'schen Reise ein anderer Druck Rewich's nicht bekannt ist, nimmt man an, daß er die Lettern von Schöffer nur entliehen hat, die Herstellung aber jedenfalls „in seinem Haus zu Mainz“ vornehmen ließ. Ueber eine anderweitige Thätigkeit, sowie über seine Lebensverhältnisse ist nichts bekannt.

Nagler, Künstlerlexikon XIII, S. 55. — Zapf, Geschichte S. 94 ff. — Schaab, Geschichte I, S. 530, 632; III, S. 422. — Faulmann, Geschichte S. 172, 203, 207, 220. — Lorck, Geschichte S. 41. — Falkenstein, Gesch. S. 149. — Kapp, Geschichte S. 78. — Klemm, Katalog S. 32, 33, 429. — Passavant, Peintregraveur I, S. 63. — Naumann, Archiv III, S. 221. — Serapeum 1842, S. 56 ff., 65 ff., 81 ff.; 1861, S. 231. — Panzer, Annalen I, S. 63, 64. — Rumohr, Formschneidekunst S. 77. — Lempertz, Beiträge I, u. s. w. J. Braun.

Reyberger: Anton R., Abt und katholischer Theologe, geboren am 21. Januar 1757 zu Göllersdorf in Niederösterreich, studirte in Wien bei den Jesuiten, trat am 13. November 1774 in das berühmte Stift Melk ein, wo er am 4. März 1781 die feierliche Profeß ablegte und im selben Jahre zum Priester geweiht wurde. Nachdem er einige Jahre am Hausgymnasium zu Melk die classischen Sprachen gelehrt hatte, wurde er 1786 zum Professor der Pastoral an der Universität Pesth ernannt, 1788 aber erhielt er die Professur der Moral an der Wiener Universität, welche Lehrkanzel er 22 Jahre lang bekleidete. Im J. 1800 war er Decan der theologischen Facultät, 1808 theologischer Büchercensor, 1810 erhielt er den Titel eines k. k. niederösterreichischen Regierungsrathes, wurde für das nächste Studienjahr zum Rector der Universität, am 7. November d. J. jedoch fast einstimmig zum Abte seines Stiftes gewählt. Als solcher beförderte er trotz der schwierigen Zeitverhältnisse das Wohl der Abtei Melk aufs beste; er errichtete u. a. ein Convict an dem Hausgymnasium, wie er überhaupt immer ein großer Freund der Wissenschaften war. Nachdem er 1817 zum Verordneten der niederösterreichischen Stände gewählt worden war und in dieser Stellung sich in Wien oft aufhielt, starb er daselbst am 3. Octbr. 1818, seine Leiche wurde am 7. October in Melk bestattet. Sein Hauptwerk

verfaßte er als Professor der Moral: „Systematische Anleitung zur christlichen Sittenlehre oder Moraltheologie", 1. Band Wien 1794, worin er beeinflußt von seiner Zeitrichtung ähnlich wie Schwarzhueber, Geishüttner u. a. die Moral mehr vom philosophischen, als kirchlich-positiven Standpunkte aus behandelte, vielfach den Werken von Schenkl, Döderlein, Feder u. a. folgte, jedoch von förmlichen Irrthümern im ganzen sich frei erhielt; zu leicht urtheilte er über die Erlaubtheit der Nothlüge. R. war sonst ein Mann von gründlicher Bildung und ungeheuchelter Frömmigkeit. Statt des zweiten Bandes des obengenannten Werkes erschienen später: „Institutiones ethicae christianae seu theologiae moralis, usibus academicis adcommodatae", 3 tomuli, Viennae 1805—1809. Hiervon erschien 1813 die zweite, 1815 die dritte Auflage, beide unverändert. Außerdem erschien von ihm im Druck: „Predigt über Psalm CXXVI, Vers 4, gehalten in der Kirche des Benedictinerstiftes Altenburg in Niederösterreich bei Gelegenheit der Jubelfeier, welche der hochwürdige Herr Berthold Reisinger als 50jähriger Abt dieses Stiftes am 20. April 1818 beging". Handschriftlich sind von ihm vorhanden: Rechtfertigung des Professors R. gegen die ihm allergnädigst mitgetheilten Bemerkungen über sein Lehrbuch der Moraltheologie, Wien 9. Octbr. 1801 und: Memorabilia Abbatiae Mellicensis ordinis S. B. in Austria inferiori, einige Bogen in Folio, die er kurz vor seinem Tode dem Melker Stiftspriester und späteren berühmten Historiographen Melks, Ignaz Keiblinger, übergab, wie er ja überhaupt die Absicht hatte, den Plan und die Arbeiten der allbekannten Melker Historiker Bernhard und Hieronymus Pez wieder aufzunehmen.

Vgl. Felder und Waitzenegger, Gelehrten- und Schriftstellerlexikon der deutschen kathol. Geistlichkeit II, 149—53. — Oesterr. Nationalencyklopädie von Gräffer und Czikann IV, 382. — K. Werner, Geschichte der katholischen Theologie, 262. — J. Keiblinger, Geschichte des Benedictinerstiftes Melk, 1. Bd., Wien 1869, S. 1078—1091. — v. Wurzbach, Biograph. Lexikon, 25. Bd., S. 398—99. — Scriptores Ordinis s. Benedicti, Vindob. 1881, p. 368-69. — Hurter, Nomenclator III, S. 692. — Wappler, Geschichte der theologischen Facultät an der k. k. Universität zu Wien, S. 426.

Otto Schmid.

Reyger: Arnold v. R., Jurist, Erbherr von Glabeck, geboren am 17. Januar 1559, mußte (gegen 1581 oder 1586?) aus seiner Heimath, den Niederlanden, wegen politischer und kriegerischer Unruhen fliehen und fand bei Münsinger (s. über diesen A. D. B. XXIII, 22 f.) zu Helmstedt gastliche Aufnahme mit nahem Anschluß; für das ihm dort erwiesene Wohlwollen trug er seinen Dank ab, indem er die zwei bedeutendsten Werke Münsinger's, dessen Apotelesma sive Corpus perfectum Scholiorum ad Institutiones, sowie dessen Singularum Observationum Iudicii Imperialis Camerae Centuriae sex mit werthvollen laufenden Noten und Zusätzen versah, welche die Litteratur nachtragen, auf einander ergänzende Stellen verweisen, hin und wieder auch sachliche Verbesserungen enthalten, und mit diesen Noten und Zusätzen versehene spätere Ausgaben der beiden Schriften in besserer Anordnung und Ausstattung besorgte (Apotelesma zuerst 1589, Observationes zuerst 1591), deren Erscheinen Münsinger selbst († 1588) nicht mehr erleben sollte. R. erwarb sich sodann 1593 den juristischen Doctorgrad zu Jena, wurde ebendort Professor, trat aber schon 1596 in kurbrandenburgische Dienste über, in welchen er unter den Kurfürsten Joachim Friedrich und Johann Siegmund thätig war, zuerst als Magdeburgischer Rath in Halle, dann als erzbischöflicher Geheimrath in Magdeburg selbst; schließlich als Vicekanzler wie auch Assessor in der Niederlausitz und Altmark mit dem Sitze in Berlin. Trotz der schweren Last der Staatsgeschäfte, Gesandtschaftsreisen u. dergl. m., welche ihm solche Stellungen auferlegten, fand er 1604 Zeit,

ein früher, 1589, von ihm aus den nachgelassenen Papieren des Magdeburger Schöffen Martin Doberrin herausgegebenes Repertorium sive Promptuarium iuris einer gründlichen Um- und Durcharbeitung, allerdings unter Mitwirkung mehrerer Hülfsarbeiter, zu unterziehen, so daß dasselbe in wesentlich verbesserter Form und mit auf das Doppelte vermehrtem Umfange 1605 unter dem Titel Thesaurus iuris ans Licht treten konnte. — Außerdem besitzen wir von ihm auch selbständige Werke, von welchen die in Jena entstandenen „Disputationes ad processum iudiciarium“ besonderen Erfolg gehabt zu haben scheinen. Ueber seine etwaigen weiteren Lebensschicksale und sein Todesjahr, welches von Einigen ganz willkürlich auf 1615 gesetzt wird, ist nichts bekannt.

Sweertii Athenae Belgicae 144. — Andreae, Bibl. Belgica 86. — Freher, Theatrum eruditorum II, 1006. — Zeumer, Vitae prof. Jenensium 2, 76. — Jugler, Beiträge 2, 11 f. u. 14 f. — v. Stintzing, Geschichte der D. R. W. I, 490. — Titelblätter und Vorreden seiner verschiedenen Werke.

Ernst Landsberg.

Reyher: Karl Friedrich Wilhelm (von) R., königlich preußischer General der Cavallerie und Chef des Generalstabes, wurde am 21. Juni 1786 in Groß-Schönbeck bei Liebenwalde in der Mark geboren, wo sein Vater Cantor und Organist war. Nachdem er den Unterricht desselben in der Dorfschule genossen hatte, verließ er schon im dreizehnten Lebensjahre das elterliche Haus, um zunächst auf einem benachbarten Amte zum Amtsschreiber, also für eine landwirthschaftliche Thätigkeit, ausgebildet zu werden: am 20. Mai 1802 wurde er Soldat, indem er freiwillig bei dem in Berlin garnisonirenden Infanterieregiment des General v. Winning in den Dienst trat. Seine ansehnliche, stattliche Persönlichkeit, sein gewinnendes Aeußere, seine Gewandtheit im Verkehr, seine geselligen Eigenschaften und seine musikalische Begabung verschafften ihm schon damals zahlreiche Gönner und Freunde und eröffneten ihm den Zutritt in Kreise, von denen der gemeine Soldat sonst ausgeschlossen war; seine schöne Handschrift und seine Fertigkeit im Rechnen bewirkten, daß er bald nach seinem Eintritt in den Dienst Regimentsschreiber wurde. Mit Eifer lag er seiner geistigen Weiterbildung ob. Als 1805 Krieg mit Frankreich in Aussicht stand, war er Unterofficier; als solcher machte er die Mobilmachung dieses Jahres und den Krieg des folgenden mit; während der Schlachten vom 14. October 1806 war er zur Bagage commandirt; nachdem durch die erlittene Niederlage das Heer aufgelöst war, ging er zu Schill nach Pommern. Am 9. August 1807 traf er bei diesem ein, ward sofort zum Feldwebel ernannt, als „Secretär“ zum Stabe seines Chefs befehligt und trat demnächst als Wachtmeister und Regimentsschreiber zum 2. Brandenburgischen Husarenregiment über, dessen Commando Schill 1808 erhielt. Mit diesem machte er im Frühjahr 1809 den Zug nach Stralsund, wo er verwundet wurde, mit, entging der Gefangenschaft und ward mit dem Rest der Schill'schen Cavallerie dem westpreußischen Ulanenregiment zugetheilt, dessen Stabsgarnison das Städtchen Konitz war. Damals sah ihn General v. Yorck und sagte, befriedigt durch die Antworten, welche R. ihm auf seine Fragen nach den Verhältnissen jener Abtheilung gab, zu seinem Adjutanten: „Dieser Wachtmeister R. ist mir lieber als das ganze Detachement.“ In dem neuen Verhältnisse wurde sein langjähriger Chef, der damalige Major v. Katzeler, zuerst sein Vorgesetzter. Es war die Zeit, wo die neue Ordnung der Dinge einem Jeden, welcher die nöthigen Kenntnisse und Bildung besaß, den Weg zu den Epauletten eröffnet hatte. Als einen Mann, der solcher Beförderung würdig sei, bezeichnete die allgemeine Stimme im Officiercorps bald den Wachtmeister R., Katzeler war damit um so mehr einverstanden, als er die Absicht hatte, ihm dann den freiwerdenden Adjutantenposten zu übertragen. Dazu mußte aber R.

zunächst das Officiersexamen machen. Nachdem er dies bestanden hatte, wurde er unter dem 13. Juli 1810 zum Secondlieutenant ernannt. Die Fürsorge seines Commandeurs und seiner Kameraden stand ihm bei der Beschaffung seiner Ausrüstung zur Seite; die Verwendung seines Regiments zu Strandbesetzungen an der Ostsee und die Katzeler aus diesem Anlasse zufallenden umfangreicheren Dienstobliegenheiten führten R. allmählich in größere militärische Verhältnisse ein. Dann ward das Regiment nach Schlesien verlegt. R. war hier bemüht, durch Studium und Unterricht seine Kenntnisse zu vermehren, lebte aber daneben stets in der Geselligkeit der vornehmen Welt fort.

Da kam das Jahr 1813. Katzeler (s. d.) erhielt das Commando der mobilen brandenburgischen Cavallerie und R. ward am 10. März zu seinem Brigadeadjutanten ernannt. Bei Groß-Görschen machte er am 2. Mai seine erste Schlacht mit; Katzeler hebt in seinem Berichte „das brave Benehmen seines Adjutanten" hervor und durch königliche Cabinetsordre vom 19. jenes Monats ward derselbe für sein Wohlverhalten öffentlich belobt; für Bautzen, wo er Theil an Katzeler's Lorbeeren und selbst ein demontirtes preußisches Geschütz gerettet hatte, erhielt er seinen ersten Orden, das eiserne Kreuz; der zweite folgte sehr bald, es war der russische Wladimirorden, welchen er für Auszeichnung im Treffen bei Reichenbach am 22. Mai empfing; Katzeler commandirte bei letzterer Gelegenheit eine Nachhut und R. hatte, die gefahrvolle Lage bemerkend, in welcher eine russische Infanterieabtheilung sich befand, preußische Reiterei zu deren Rettung herangerufen und zu letzterer auch im Gefechte beigetragen. Als während des Waffenstillstandes die schlesische Armee neugebildet wurde, kam Katzeler's Brigade zu dem Armeecorps Yorck's, welchem bei der vielfachen Thätigkeit jener Armee der Hauptteil der Arbeit zufiel, und Yorck wiederum übertrug Katzeler die Führung seiner Avantgarde, meist 6000—8000 Mann stark, eine Aufgabe, bei deren Lösung diesem R. als einziger Adjutant zur Seite stand. Sie war um so schwieriger und mühevoller für R., als Katzeler im Sattel und angesichts des Feindes ihr freilich vollständig gewachsen war, übrigens aber Alles seinem bewährten Adjutanten überließ. Als R. einige Tage krank war, meldete Katzeler am 7. September an Yorck: „Das Unglück will, daß mein einziger Adjutant krank geworden ist .... Es ist mir nun unmöglich, Alles, was mir obliegt, mit Schnelle und Pünktlichkeit zu besorgen ..." Um ihn zu ersetzen, bat er um Zusendung des Oberstlieutenants v. Valentini oder eines anderen geeigneten Officiers. Für Auszeichnung in der Schlacht an der Katzbach war R. zum Premierlieutenant vorgeschlagen; Blücher, welchem dieser bereits persönlich bekannt war, erkundigte sich eingehend nach „Katzeler's gewandtem Adjutanten". Als Katzeler bei Möckern verwundet war, trat R. für eine Zeit lang zu Yorck's eigenem Stabe über; als jener genesen am Rheine wieder bei den Seinen eintraf, übernahm R. seinen Dienst bei ihm von neuem und zwar, als Katzeler General geworden war, als Generaladjutant, den weißen Leibrock mit grünem Sammetkragen und den Federhut gegen die Ulanka und die Czapka eintauschend. Im Verlaufe des Feldzuges hatte er vier Schlachten und elf bedeutendere Gefechte mitgemacht.

In derselben Weise ging es im J. 1814 über den Rhein und in Frankreich hinein; York's Corps war immer am Feinde und im Kampfe mit demselben und Katzeler's Avantgarde dem Corps voran. Katzeler mußte seine Truppe krankheitshalber zweimal auf kurze Zeit verlassen, aber R. war immer bei derselben gegenwärtig, stets umsichtig, gewandt und brav. Mehrfach wurden seine Pferde getroffen, er selbst blieb unverletzt. Von seinem persönlichen Ergehen erzählen Briefe an seinen Vater, in zärtlicher Kindesliebe blieb er mit seinen Eltern und Verwandten in steter Verbindung, und freigebig wandte er seinen

Geschwistern von seinen nach und nach reichlicher werdenden Mitteln zu; die Briefe, welche er in die Heimath schrieb, legen beredtes Zeugniß ab für seinen vortrefflichen Charakter. Für Auszeichnung im Treffen bei La Chaussee ward er Premierlieutenant, alle dort thätig gewesenen Regimentscommandeure hatten in ihren Gefechtsberichten seiner lobend Erwähnung gethan; die betreffende Cabinetsordre vom 31. Mai bemerkte ausdrücklich, daß seine Beförderung nicht auf Grund seines Dienstalters, sondern wegen seines ausgezeichneten Benehmens erfolge; die Einnahme von Paris trug ihm das eiserne Kreuz erster Klasse ein, welches für den Feldzug jenseits des Rheins nur sieben Lieutenants empfingen.

Nach Beendigung des Krieges wählte York, welcher zum commandirenden General in Schlesien ernannt war, ihn zu seinem Adjutanten und bewirkte am 8. October seine Ernennung zum Stabsrittmeister. Als aber der Krieg im J. 1815 von neuem entbrannte und York zurückbleiben mußte, ward R. in den Generalstab versetzt. Damals nahm er York's ältesten Sohn mit, welcher am 6. Juli an seinen bei Versailles als brandenburgischer Husar unter Sohr erhaltenen Wunden starb. R. selbst kam zur Brigade des aus sächsischen Diensten in preußische übergetretenen Generals v. Ryssel I, dem Armeecorps des Generals Graf Bülow v. Dennewitz angehörig. Der Feldzug begründete fest seinen Ruf als gewandter Generalstabsofficier; die Art und Weise, wie er sich eines ihm gewordenen schwierigen Auftrages zur Beobachtung der Maßnahmen Grouchy's nach der Schlacht bei Ligny entledigte, gab seinem Brigadechef gegründete Veranlassung, ihn wieder zu einer königlichen Belohnung zu empfehlen. Dazu kam erneute Auszeichnung im Treffen bei Wawre und die Folge davon war seine im October erfolgende Beförderung zum Major; laut königlicher Ordre vom 2. jenes Monats geschah sie ausdrücklich als Belohnung für jenes Treffen. R. durfte jetzt schon darauf rechnen, nach der Rückkehr aus dem Kriege zum Commandeur eines Cavallerieregiments ernannt zu werden, während er vor Jahresfrist seine Augen nur bis zur Stellung eines Schwadronchefs erhoben hatte. „Mein Avancement ist in der That beispiellos in der Armee. Vor vierzehn Monaten war ich noch einer der jüngsten Secondlieutenants im Regiment und heute schon Major! Die Folgen dieses Sprunges sind nicht zu berechnen," schrieb er seinem Vater am 8. October aus Mortagne im Departement Orne. Bei aller Bescheidenheit war er nicht ohne Ehrgeiz, er dachte schon daran, dereinst General zu werden. Vor allem hoffte er jetzt seine Eltern wiederzusehen.

Daraus ward aber für das Erste nichts. Er war bestimmt, mit seinem General v. Ryssel bei den in Frankreich zurückzulassenden Truppen zu verbleiben. Hier gewann er durch seine Friedensthätigkeit dieselbe hohe Anerkennung, welche seine kriegerischen Leistungen gefunden hatten. General v. Reiche, Chef des Generalstabes des Generals v. Zieten, welcher die preußischen Truppen in Frankreich befehligte, sprach sich sehr lobend über die unter Reyher's Leitung gefertigten Aufnahmen und Recognoscirungsberichte aus und sehr günstig ward seine Thätigkeit als Director und Lehrer der in Stenay, dem Brigadestabsquartierorte, errichteten Feldkriegsschule, an welcher er Taktik, Strategie und Waffenlehre vortrug, beurtheilt. Daneben studirte er selbst fleißig, und die großartigen äußeren Verhältnisse, mit welchen seine Stellung ihn mannigfach in Berührung brachte, wirkten vortheilhaft auf seine weltmännische Bildung ein. Als im J. 1818 das Besatzungsheer aus Frankreich zurückgezogen wurde, kam R. mit dem zum Commandeur der 12. Division ernannten General v. Ryssel zunächst nach Neisse, aber schon im folgenden Jahre ward er zum Generalcommando des ersten Armeecorps nach Königsberg in Preußen versetzt. Wieder dachte er an das Commando eines Reiterregiments, aber mit Rücksicht auf den Ruf, dessen er als praktischer

Officier genoß, ward er im Generalstabe zurückbehalten und ist nie wieder in die Truppe zurückgekehrt. 1820 verheirathete er sich zu Königsberg mit der Tochter des Regierungspräsidenten v. Baumann, 1823 trat er zu dem durch Müffling neugebildeten Großen Generalstabe in Berlin über. 1824 kehrte er als Chef des Generalstabes des VI. Armeecorps, dessen Commando General Graf Zieten zu Breslau inne hatte, nach Schlesien zurück; im nämlichen Jahre war Königsmanöver, bei welchem er sich ebenso bewährte wie bei dessen Wiederholung im J. 1828, wo Zieten's glänzende Empfehlung Veranlassung war, daß ihm der Adel verliehen wurde. Als im J. 1830 die Julirevolution die Möglichkeit des Eintretens kriegerischer Zwischenfälle in den Vordergrund rückte, wurde R. in seiner bisherigen Eigenschaft dem Prinzen Wilhelm (später Kaiser Wilhelm I.) an die Seite gegeben, welcher damals das III. Armeecorps commandirte; als der Prinz dieses Commando 1837 mit dem des Gardecorps vertauscht hatte, ward auch R. zu diesem versetzt. Die Vorschriften, welche er in dieser Zeit für die Friedensübungen entworfen hatte, fanden im ganzen Heere Eingang. Bis zum Jahre 1840 blieb er in dieser Stellung, dann vertauschte er sie mit einer noch wichtigeren, indem er Chef des allgemeinen Kriegsdepartements im Kriegsministerium wurde, wo während seiner Amtsführung eine große Reihe hochwichtiger Fragen zum Austrage kam. Am 1. April 1848 übernahm er an Rohr's Stelle einstweilen jenes Ministerium selbst; seine erste Thätigkeit bestand darin, Truppen nach Berlin zurückzuführen und die Hauptstadt wieder militärisch besetzen zu lassen. Am 1. Mai gab er das Portefeuille an den General v. Canitz ab. In der nämlichen Zeit war der Posten eines Chefs des Generalstabes der Armee neu zu besetzen. Die Wahl fiel auf R. Damals kennzeichnete ihn ein dem König Friedrich Wilhelm IV. besonders nahestehender General mit nachstehenden Worten: „General v. R., der Sohn eines schlichten Landschullehrers, ein kühner Kämpfer unter Schill, als Adjutant der Avantgarde York's immer der nächste am Feinde, ein leuchtendes Vorbild militärischer Tüchtigkeit, dann viele Jahre lang Chef des Generalstabes eines Armeecorps, mit vielen gründlichen Kenntnissen und mit der Gabe ausgerüstet, im Felde ebenso praktisch zu sein, als sich mit Vorgesetzten und Untergebenen leicht zu verständigen. Später in seiner hohen Stellung im Kriegsministerium mit der Heeresverfassung in ihren Vorzügen und Mängeln auf das Genaueste vertraut, nicht minder orientirt in Kriegsgeschichte. Ein Mann unbescholtenen Wandels, mit leichter Fassungsgabe — vielleicht zu bescheiden, um in gewöhnlichen Verhältnissen seine Ueberzeugung geltend zu machen; ich hoffe, dies jedoch nur im Salon — und ist das der Fall, dann ist er gewiß zum Chef des Generalstabes der Armee ganz geeignet." Am 13. Mai 1848 ward ihm die Stellung zu Theil. Er hat sie bis zu seinem am 7. October 1857 zu Berlin erfolgten Tode innegehabt. Die im J. 1852 erfolgte Neuformation des Generalstabes und die weitere Ausbildung und Förderung der Generalstabsübungsreisen sind die hauptsächlichsten äußeren Spuren seiner Thätigkeit in derselben gewesen. Von 1848—1850 stand er daneben vorübergehend an der Spitze des Militärerziehungs- und Bildungswesens; auch der zweiten Kammer gehörte er als Abgeordneter an, ohne jedoch am parlamentarischen Leben Geschmack zu finden. Er starb, ohne Söhne zu hinterlassen.

Beihefte zum Militär-Wochenblatt, September 1860 bis Mai 1861; 5.—8. Heft 1869; 1.—4. Heft 1870; 3. und 6. Heft 1873; 3.—4., 7. bis 8. Heft 1874; 3.—4. Heft 1875; 7.—8. Heft 1876 vom General v. Ollech: eine sehr eingehende Schilderung der Verhältnisse, unter denen R. gewirkt, und der Ereignisse, an denen er theilgenommen hat.

B. Poten.

Reyher: Samuel R. ward am 19. April 1635 zu Schleusingen in der Grafschaft Henneberg geboren, er starb am 24. November 1714 in Kiel. Sein Vater, Andreas R., war erst Schulrector in Schleusingen, demnächst in Lüneburg und von 1642 an Rector des Gymnasiums in Gotha. An dieser Lehranstalt wurde Samuel R. unterrichtet, bezog dann 1654 die Universität Leipzig, wo er mathematische, juristische und philosophische Vorlesungen hörte, 1655 wurde er Baccalaureus und 1656 Magister der freien Künste. Der Senator Andreas Winckler in Leipzig unterstützte R., nahm ihn auf seinen Reisen nach Holland mit und empfahl ihn in Leyden, wo sich R. noch dem weiteren Studium der Mathematik und Jurisprudenz widmete, sich auch mit andern Fächern u. a. mit dem Studium orientalischer Sprachen beschäftigte. Sodann lebte R. einige Monate bei seinem Vater in Gotha, wo der Herzog Ernst auf ihn aufmerksam wurde. Dann ging R. nach Leipzig, ließ 1660 eine Dissertation „De antinomiis in jure“ drucken und hielt als Privatdocent, obgleich er noch nicht Doctor der Rechte, aber Magister der Philosophie war, juristische Vorlesungen. 1665 wollte R. wieder nach Leyden gehen, um dort die juristische Doctorwürde zu erwerben, wurde aber, infolge der in Holland herrschenden Pest, einige Zeit in Rinteln aufgehalten. Hier wurde er mit dem Philosophen Mich. Watson bekannt, welcher nach der in Kiel zu stiftenden Universität berufen war als Professor der Philosophie. Watson vermittelte für R. den Antrag, als Professor der Mathematik nach Kiel zu gehen. Bevor dies geschah, promovirte R. 1666 in Leyden mit der Dissertation: „De jure primogeniorum“ (diese kleine Schrift ist verbessert aufgenommen in Reyher's „Mathesis mosaica sive loca pentateuchi mathematica mathematice explicata“. Kiliae 1679, 4°, p. 526—568). R. las zuerst als ordentlicher Professor der Mathematik über Elemente der Geometrie und Arithmetik, über die Grundsätze der Astronomie in Verbindung mit der Geographie, über den Gebrauch der Mathematik in der Militärarchitektur oder die Fortificationslehre, über Pneumatik, Hydraulik, Optik, Mechanik, Akustik, Geodäsie und Civilbaukunst.

1672 verheirathete sich R. mit der Tochter eines Gottorfischen Beamten, spätern königl. Rathes in Schleswig, J. A. Beselin. 1673 erhielt er zu der ordentlichen Professur der Mathematik eine außerordentliche der Rechtswissenschaft, 1683 ward er ordentlicher Professor der Institutionen und 1692 des Codex. Beide Aemter in der philosophischen und juristischen Facultät bekleidete R. bis zu seinem Tode. Seine Leiche ward in Schleswig im Begräbniß seines Schwiegervaters Beselin beigesetzt. Wegen seiner vielseitigen Kenntnisse, seiner unermüdlichen Thätigkeit und seines ehrenvollen Charakters genoß R. der allgemeinen Achtung. Der Herzog von Gotha verlieh ihm 1686 den Rathstitel und die Berliner Societät der Wissenschaften ernannte ihn 1702 zu ihrem Mitgliede. R. hat 49 Jahre an der Kieler Universität gewirkt, und wenn auch seine juristischen Schriften selbst für die damalige Zeit kaum genügten und das Einmischen entlegner Dinge in ihnen störend wirkt, so hat er doch als Rechtslehrer anregend gewirkt. Bedeutender dagegen ist seine wissenschaftliche Thätigkeit auf dem Gebiete der Mathematik und verwandten Disciplinen gewesen. R. hat als Lehrer eine umfassende Thätigkeit bewiesen. Außer den schon erwähnten Vorlesungen als Professor der Mathematik, hat er als Professor der Rechtswissenschaften Vorträge über allgemeine Rechtsgeschichte, Erklärungen des Pandektentitels De verborum significatione, Justin. Institutiones, Jurisprudentia Romano-German. nach Struve's Compendium, Justin. Codex nach Brunnemann's Memoriale gehalten.

Als Schriftsteller war R. von außerordentlicher Fruchtbarkeit. In Rotermund's Gel.-Lex. sind 83 Schriften Reyher's verzeichnet und dies wird kaum

ein vollständiges Verzeichniß sein. Zahlreiche Abhandlungen Reyher's finden sich in Dissertationen, welche er für Disputationen schrieb. Solche Abhandlungen sind dann vielfach in erweiterter Form zu einer besondern Schrift zusammengefaßt oder einer anderen größern Arbeit einverleibt worden. So ging aus solchen Disputationen und aus einzelnen Theilen seiner juristischen Vorlesungen später Reyher's „Historia jurium universalis“ hervor, die umfänglichste seiner juristischen Arbeiten. So sind der „Mathesis mosaica sive Loca Pentateuchi mathematica mathematice explicata, cum appendice aliorum S. Script. Locorum mathematicorum“, Kiliae 1679, 808 Seiten in 4^{0}, zahlreiche Disputationen einverleibt, welche sich auf die verschiedenartigsten Dinge beziehen. Dies sonderbare Werk, welches noch im folgenden Jahrhundert manchen ähnlichen Schriften als Fundgrube diente, entsprach der damaligen Zeitrichtung, die Wissenschaften durch den Nachweis ihres usus in theologia zu verherrlichen. Auf Grundlage von Bibeltexten ließen sich wissenschaftliche Kenntnisse verbreiten und durch die Hinzufügung mancher Curiosa die Aufmerksamkeit fesseln. Loca mathematica waren dabei alle Stellen, die, wenn auch nur entfernt, eine Beziehung zur Mathematik in ihrem weitesten Sinne haben konnten. So kommen von den juristischen, dem Werke einverleibten Disputationen vor: die schon erwähnte „De jure primogeniorum“, dann „De mappa geographica Palestinae“, „De columnis templi Salomonici“, „De aeneo Salomonis mari“ u. s. w. Bei der Erwähnung des ersten Regenbogens wird die Cartesische Theorie des Regenbogens vorgetragen. Zu der in das Buch eingefügten Disputation „De diluvio Noachico“ wird auf die Angabe der Dauer vom 17. bis 27. Tage des zweiten Monats hingewiesen, doch ließ sich R. hierbei, wie Weyer bemerkt, die merkwürdige Beziehung entgehen, daß diese Dauer dem Unterschiede der Tage des Sonnenjahres und Mondjahres entspricht. Bei den Mauern Jericho's wird das Mitklingen von Tönen abgehandelt u. dergl. mehr. Vielfach verquickt sind Reyher's Schriften mit alchimistischen und astrologischen Angaben, denen R. sehr nachgiebig gegenüber steht, was um so merkwürdiger ist, als er andrerseits sich durch eine große Zahl guter, nüchterner und nach damaliger Zeit auch strenger Beobachtungen bekannt gemacht hat. Reyher's astronomische Beobachtungen hat Weyer zusammengestellt, da manche derselben nur in den Lectionskatalogen enthalten und anderweitig nicht bekannt gemacht sind. Eine der wichtigeren Beobachtungen ist die der Sonnenfinsterniß am 23. September 1699, welche in der Geschichte der Astronomie deshalb merkwürdig ist, weil sie die erste Sonnenfinsterniß war, aus deren Beobachtung die geographische Länge bestimmt wurde. Cassini berechnete aus den Beobachtungen jener Finsterniß zuerst die Länge dreier deutscher Städte: Nürnberg, Kiel und Greifswald.

Bemerkenswerth ist die von R. angewendete Methode zur Beobachtung von Finsternissen. Er benutzte eine objective Darstellung, indem er von dem Objective das Bild der Sonne oder des Mondes auf einen Schirm fallen ließ und den Eintritt, Verlauf und Ende der Finsterniß an einer auf dem Schirm angebrachten Theilung beobachtete („De observationibus astronomicis“ 1703). Dasselbe Verfahren wurde auch bei der Beobachtung des Fortrückens der Sonnenflecke, welches er 1704 recht gut bestimmte, angewendet. Zur Geschichte des Mikrometers macht bei Gelegenheit der Besprechung eines Mikrometers von O. Römer R. die Bemerkung, daß er schon 1659 bei Basilius Tilesius in Leipzig gesehen habe, wie dieser zufällig ein in der Glaslinse eines Teleskopes befindliches Bläschen benutzte „ad cognoscendas siderum distancias“. Ueber Bestimmung der Mittagslinie, der Zeit und der Polhöhe hat R. geschrieben und wird von ihm eine Polhöhenbestimmung von Kiel, 54^{0} 20′ angeführt, welche für die Zu-

verlässigkeit seiner Beobachtungen spricht. Den veränderlichen Stern im Walfische (Mira Ceti) hat R. 44 Jahre lang beobachtet. Die Periode des Lichtwechsels wird auf 333 Tage angegeben. Bei Rechnungen bediente sich R. von ihm erfundener Rechenstäbchen („S. Reiheri Baccilli sexagenales et de meridianorum differentiis accurate et facile inveniendis.“ Kiliae 1688, 4⁰). Diese Stäbchen werden noch von Klügel im mathem. Wörterbuch, Art. Instrumentale Arithmetik erwähnt.

Sehr eingehend hat sich R. von 1697—1706 mit der Kalenderreform beschäftigt. In dieser Angelegenheit hat er viel mit Leibnitz correspondirt, der die von R. vorgeschlagenen Einschaltungen nur unbequem fand, übrigens die Grundlagen für beachtenswerth hielt. R. schickte seine Vorschläge an die Reichsversammlung in Regensburg ein. Der eine Vorschlag, dem Kalender die „rechte, wahrhafte“ Jahreslänge zu Grunde zu legen, ist durch Beschluß des Reichstags 1699 zur Geltung gekommen, dagegen hatten Reyher's Einschaltungsvorschläge keinen Erfolg. Die Arbeiten Reyher's über die Kalenderreform hat Weyer in der Chronik der Universität Kiel 1858 sehr ausführlich dargestellt.

Von Arbeiten Reyher's aus der reinen und angewandten Mathematik findet sich eine beträchtliche Zahl. Er gab eine deutsche Bearbeitung der sechs ersten Bücher des Euklid heraus (Kiel 1699, 4⁰). Ferner Schriften, welche sich vorzüglich mit der Methode des mathematischen Unterrichts für einen jungen Prinzen beschäftigten („De rege mathematico“ 1670 und „Mathesis regia“ 1693). Die Geometrie und Arithmetik galten R. als Vorbereitungen für die Kriegswissenschaften, über welche er Vorlesungen hielt, praktische Uebungen veranstaltete und einige Schriften veröffentlichte. Diese jetzt von den Universitäten verschwundene Wissenschaft hat sich an der Universität in Kiel bis 1802 erhalten, in welchem Jahre von F. Valentiner noch architectura militaris angekündigt wurde.

Einen großen Umfang nahmen Reyher's physikalische und besonders die meteorologischen Beobachtungen ein. Leibnitz hatte 1679 den Wunsch Mariotte's an R. übermittelt, einige Monate Beobachtungen über Luftdruck, Luftwärme, Wind und Himmelsansicht täglich drei Mal anzustellen. R. ging gleich auf diesen Wunsch ein, fügte noch Beobachtungen am Hygrometer hinzu und beobachtete 34 Jahre lang von 1680—1713. Von den physikalischen Untersuchungen möge Folgendes erwähnt werden: In einer kleinen Schrift: „Aquae marinae dulcedo die 6. Februar. Anni 1697“ gibt R. an, daß ein fußdickes Eisstück bei Friedrichsort (nach dem hübschen Bilde, welches der Abhandlung beigegeben ist, wol nah bei dem jetzigen Bellevue) aus der Bucht entnommen, sich ganz salzfrei ergeben habe. Ebenso das Wasser dicht unter dem Eise. Wasser aus 1½ Fuß Tiefe sei schon etwas salzig gewesen. Wasser aus 5 Fuß Tiefe geschöpft, ergab beim Verdampfen von 4 Pfund Wasser 1 Unze und 1½ Skrupel Salz. Dies würden nahezu 1,8 Procent sein, und mit der uns jetzt bekannten specifischen Schwere des Winterwassers sehr gut übereinstimmen. Ferner ist die ganz richtige Beobachtung angeführt, daß das Wasser der Swentine und Levensaue sich lange an der Oberfläche des Hafenwassers erhalte, sich in der Strömung bis zum Ausgang des Hafens durch abweichende Farbe auszeichne und sich nur bei der Bewegung infolge der Winde mit dem Salzwasser vermische. Das Leuchten des Wassers im Kieler Hafen, welches autumnali tempore praecipue stattfände (gewöhnlich geschieht es von Ende August an), hat R. ebenfalls schon beobachtet, wenn er die Ursache auch nicht richtig erkannte, sondern das Leuchten auf die Salztheile zurückführte. Reyher's Erklärung von dem Ausscheiden des Salzes beim Erstarren des Meerwassers ist freilich sehr undeutlich. Er gibt zwei Gründe an: 1) Bei Zusammenpressung des Wassers werden die Salztheilchen herausgepreßt, was aber kein Grund, sondern das Ergebniß ist. 2) Das Salz scheidet

sich wegen seiner Schwere aus, durch welche es von selbst zu Boden sinkt. Wichtiger als diese Erklärungen und die sonstigen wunderlichen Bemerkungen, welche R. an die Beobachtung schließt, ist die Mittheilung einer kleinen Tabelle (S. 14) von dem Tage der Beobachtung (6. Februar) und einigen anderen Tagen, weil dadurch vielleicht noch die Verwerthung der nachher zu besprechenden meteorologischen Beobachtungen Reyher's ermöglicht wird. Eine mehrfach herausgegebene Schrift Reyher's „De aere sive de pneumatica“ behandelt eine Menge der verschiedenartigsten Beobachtungen, welche sich auf die Eigenschaften der Luft beziehen, außerdem noch Manches sonst. Es sind theils Beschreibungen und Erklärungsversuche von Beobachtungen Anderer, z. B. die Magdeburger Experimente mit der Luftpumpe, Heronsbrunnen, Capillarität, Glasthränen, über leere Räume in Kieselsteinen, wobei die uns sehr wundersam klingenden Erläuterungen Reyher's zwar ergötzlich zu lesen sind, aber jetzt keinen Werth haben.

Zu bedauern ist, daß Reyher's vollständige meteorologischen Beobachtungen nicht erhalten zu sein scheinen. Es finden sich, außer in der erwähnten Schrift „Novum experimentum“ noch einzelne ausführlichere Zusammenstellungen. So in der letzten Ausgabe der Schrift „De aere“ vom Jahre 1713, Excerpte der Beobachtungen am Barometer, Thermometer und Hygroscop von Februar 1680 bis Januar 1681 und ein Verzeichniß der niedrigsten Temperaturen in den Jahren 1679—1713. Ein nur die Jahre 1679—1701 umfassendes, aber ausführlicheres Verzeichniß der niedrigsten Wärmegrade ist abgedruckt in: „Miscellanea Berolinensia“. Berol. 1710, S. 379. Das von R. benutzte Thermometer war ein in 100 Grade nebst Viertelgraden getheiltes Weingeistthermometer. Der Werth der Theilung ist aber nicht zu ermitteln, da Reyher's Beschreibung der von ihm benutzten Instrumente sehr mangelhaft ist. Die niedrigsten Temperaturen, welche R. verzeichnet, sind 1684 Januar 28 u. 30 mit $-\frac{1}{4}^{0}$ 1685 Januar 5 mit $-\frac{1}{2}^{0}$, 1709 Januar 13 mit -2^{0} angegeben. Als höchste in der Schrift „De aëre“ angegebene Temperatur findet sich 80^{0} am 20. Juni 1680. Das Reyhersche Hygroscop ist auf der Drehung einer Darmseite beruhend, die Theilung war ebenso wie bei dem Thermometer 100 Theile in Viertel. Der Werth der Theilung dieses ohnehin schon sehr wenig brauchbaren Instrumentes ist noch weniger zu ermitteln. Die Angaben für die Feuchtigkeit im J. 1680 81 schwanken zwischen 0 am 13. Februar und 92 am 13. Januar 1681. Wie es von Weyer bedauert wird, daß Reyher's astronomische Instrumente spurlos verschwunden sind, so ist dasselbe auch bezüglich der physikalischen Instrumente zu sagen, da es von Interesse sein würde, die lange Reihe niedriger Wärmegrade aus der damaligen Zeit mit denen der Neuzeit zu vergleichen. Dies gilt aber allgemein. Welche Fülle von Beobachtungen älterer Zeiten, wieviel aufgewendete Mühen würden noch nutzbar gemacht werden können, wenn man früher, wie es jetzt mehr geschieht, die älteren zu den neuen Forschungen nicht genügend erscheinenden Geräthe, wenn auch nur aus historischem Sinne aufbewahrt hätte.

Poggendorff, Biogr.-liter. Handwörterbuch II, 617, wobei zu bemerken ist, daß die daselbst angegebene Schrift Epist. ad Schelhamerum nicht besonders zu existiren scheint, sondern als ein später der Schrift De aëre von 1713 zugefügtes Kapitel vorhanden ist. — Moller, Cimbria literata, Art. Reyher. — Rotermund VI, 1916. Besonders H. Ratjen und G. Weyer in den Aufsätzen zur Geschichte der Universität. A. Die Professoren der juristischen Facultät in Kiel. Chronik der Universität Kiel aus dem Jahre 1858, S. 4—30. Aus der letzteren Quelle ist die obige Darstellung im wesentlichen entnommen und ist auf dieselbe zur Würdigung der mathematischen

und astronomischen Thätigkeit Reyher's mit Einschluß seiner Betheiligung an der Kalenderreform ausdrücklich hinzuweisen.

R.

Reymann: Daniel Gottlob R., Kartograph, geboren zu Lüben in Schlesien am 24. November 1759, † zu Berlin am 20. October 1837. Als Sohn eines Zimmermanns in Plan- und Meßarbeiten frühe eingeführt, bildete sich R. unter der Bauinspection Liegnitz zum Geometer aus und legte, kaum dem Knabenalter entwachsen, beim Wiederaufbau von Jauer Proben seiner Tüchtigkeit ab. Als 1778 der bairische Erbfolgekrieg drohte, trat er als Conducteur d. h. Ingenieur-Geograph in die Armee ein. Seine Vorbildung erleichterte ihm hier das Eingehen auf die neuen Gesichtspunkte, welche einer der vorzüglichsten Topographen dieser Zeit, der Ingenieurmajor Müller, in militärgeographischen Arbeiten festhielt. Nach Potsdam berufen, wurde R. längere Zeit hindurch ausschließlich mit der Herstellung von Karten für den militärischen Gebrauch beschäftigt; die große Kriegskarte in 240 Blättern und die Kriegskarte von Schlesien sind Zeugen einer angestrengten Thätigkeit, welche er hier in großer Stille während der 80er Jahre entfaltete. Die Verwaltung der Kartensammlung des Königs und die 1788 erfolgte Ernennung zum Inspector der Plankammer, die Zufriedenheit, welche der König selbst über einige seiner Arbeiten äußerte, belohnten ihn für die angestrengte Arbeit dieser Jahre, in welchen die damals in Preußen übliche, fast geheimnißkrämerische Behandlung des Kartenwesens seine Stellung einerseits erschwert, andererseits mit einer ganz besonderen Würde ausgestattet hatte. 1806/7 hatte er das Verdienst, die Plankammer beim Anrücken der Franzosen nach Königsberg zu retten und erst 1815 kehrte er mit derselben nach Berlin zurück. In seinem 40. Dienstjahre durch die Verleihung des rothen Adlerordens III. Classe ausgezeichnet, trat er 1837, nur vier Monate vor seinem Tode, wegen geschwächter Augen als Hauptmann in den Ruhestand, nachdem er die Leitung seines größten Werkes, des geographischen Specialatlas von Deutschland und den Nachbarländern im Maßstabe von 1 : 200,000 schon 1836, nach dem Erscheinen des 142. Blattes, an Professor Berghaus abgegeben hatte. Erst durch v. Oesfeldt, später durch Handtke fortgeführt, war das große, von Friedrich Wilhelm III. mit veranlaßte Werk auf mehr als 330 Blätter, d. h. 3/4 des Ganzen gediehen, als es vom preußischen Generalstab 1876 durch Kauf übernommen wurde. Ein gut Stück Geschichte deutscher Kartographie liegt zwischen diesem Datum und dem Erscheinen der sechs ersten Sectionen (Wieck, Arcona, Stralsund, Bergen, Demmin, Anclam) im Unglücksjahr 1806, dessen düstere Geschicke sofort die Publication unterbrachen. Die ursprünglich nur für Deutschland geplante Karte wurde 1844 von Grodno bis Paris ausgedehnt und von 342 auf 462 Sectionen vermehrt. Das Werk ist wesentlich in Kupferstich hergestellt, ausgenommen eine Anzahl von Sectionen der Nachbarländer, und ist trotz seines nun einem Jahrhundert bald sich nähernden Alters in allen Blättern so gründlich durchgeführt, als die vorhandenen Materialien es zuließen. Das Urtheil, welches der competenteste Richter, E. v. Sydow, gefällt hat: „Die Grundlage der Reymann'schen Karte ist eine so durchaus gediegene, der Maßstab für die rechte Mitte zwischen topographischer Specialität und allgemeiner Uebersicht ein so glücklich gewählter…, daß sie für viele Bedürfnisse den Mangel topographischer Specialkarten ersetzt", hat sich bis heute als das zutreffendste bewährt. In einem Gebiete so vielfältig verschiedener, nach Zeit, Art und Güte fast ins Unmögliche auseinandergehender Landesaufnahmen wie Centraleuropa, war dieses einheitliche Kartenwerk eine Leistung von allgemeinerer Wichtigkeit, es erwarb sich einen Weltruf und

in Deutschland, von dessen Officieren im Kriege von 1870/71 gegen 5000 mit der Reymann'schen Karte ausgestattet waren, erkannte man ihm mit Recht ein nationales und wissenschaftliches Verdienst zu.

Neuer Nekrolog der Deutschen 1837, II. — Mittheilungen von Carl Flemming in Glogau. — E. v. Sydow's Berichte über den kartographischen Standpunkt Europas in den Geogr. Mitth. bes. 1857 und 1872.

Friedrich Ratzel.

Reymann: Matthäus R., ein Lautenist, aus Thorn in Preußen gebürtig, gab 1598 ein Lautenbuch mit Präludien, Fantasien, Passemezzi, Paduanen, Galliarden und anderen Tänzen heraus, betitelt: „Noctes musicae, studio et industria Matthaei Reymani Toronensis Borussi concinnatae. Editio est Voegeliana“. Eine offic. Voegeliana befand sich in Heidelberg. Im Kataloge der Brüsseler königlichen öffentlichen Bibliothek ist Leipzig als Druckort bezeichnet, doch fehlt dem dortigen Exemplare das Titelblatt. Fétis berichtet, daß sich R. als Lautenist im Dienste des Kurfürsten von Köln befunden habe. Allerdings gab R. sein zweites Lautenbuch, betitelt: „Cythara sacra, sive Psalmodiae Davidis ad usum testudinis accommodatae“, in Köln 1613 heraus und läßt sich diese Annahme daher wol rechtfertigen. Das Lautenbuch von 1598 besitzen noch die Stadtbibliotheken in Breslau und Hamburg und das von 1613 die königliche Bibliothek in Berlin.

Rob. Eitner.

Reymann: Placidus R., Fürstabt von Einsiedeln, war geboren zu Einsiedeln im J. 1594, legte 1611 die Ordensgelübde ab, wurde 1618 Priester und besuchte zu seiner weiteren Ausbildung die Universität Dillingen. Nachdem er Lehrer an der Klosterschule, Beichtiger in Münsterlingen und Oekonom in Einsiedeln gewesen, ward er am 9. März 1629 als Nachfolger des Augustin Hofmann zum Abt gewählt. Er verwandte Vieles zur Ausbildung seiner Religiosen z. B. in Lyon und Rom; da aber dieses mit großen Kosten und sittlichen Nachtheilen verbunden war, beschloß er, seine jungen Leute im Kloster selbst heranzubilden und sorgte für tüchtige Lehrer, wie Augustin Reding u. A. Er vermehrte die Bibliothek durch wichtige juridische und theologische Werke, den Kirchenschatz durch eine kostbare Monstranz, kaufte von der Stadt Ueberlingen die Herrschaft Ittendorf und gewährte verschiedenen durch den dreißigjährigen Krieg aus Deutschland vertriebenen Aebten und Mönchen Gastfreundschaft. Er ordnete und registrirte mit großem Fleiß das Archiv des Klosters und errichtete im J. 1664 eine Buchdruckerei zum Zwecke, die Urkunden des Klosters und seiner Besitzungen vor dem Untergang zu bewahren. Diese „Documenta Archivii Einsidlensis“ 1665—74, bilden fünf Foliobände, von denen zwei die Acten des sogenannten Amtes Einsiedeln, die drei anderen jene von Pfäffikon, St. Gerold und Ittendorf enthalten. Sie wurden zum Gebrauch geistlicher und einiger weltlicher Beamten des Stiftes nur in wenigen Exemplaren gedruckt und sind daher äußerst selten. Die Druckerei bestand bis zum Einbruch der Franzosen 1798 und lieferte später eine Masse liturgischer und theologischer Bücher und Büchlein. Weniger glücklich war die Regierung des selbstbewußten und thatkräftigen Prälaten wegen verschiedener Reibungen mit den Nachbarn von Schwyz, den Schirmherren des Gotteshauses und hauptsächlich durch den Streit, welchen er gegen den Bischof und das Domcapitel von Constanz führte, was ihm selbst von Seite des Bischofs Suspension und Interdict, dem Decan Augustin Reding und 15 Capitularen die Excommunication zuzog. Die Entzweiung dauerte unter seinen Nachfolgern noch über ein Jahrhundert. R. starb am 10. Juli 1670.

(P. Gall Morel) Geschichtliches über die Schule von Einsiedeln. Programm 1855. — G. E. Haller, Bibliothek der Schweizergeschichte III, Nr. 1216. — J. B. Kälin, Die Schirm- und Kastvogtei über das Gotteshaus Einsiedeln. 2. Abth. Mittheilungen des Hist. Vereins des Kantons Schwyz. Heft 2. (Einsiedeln 1883.) S. 50—94. — Die Einsiedler Chroniken.

P. Gabriel Meier.

Reypchen: Georg R. (Reypchius) aus Kronstadt in Siebenbürgen, Pfarrer in Sindelfingen in Württemberg, verfaßte „ein schön neuw Spil von den siben Weysen aus Griechenland sampt einem Epicureer, darauß man beyde, Bürgerliche zucht vnd rechte Gottesforcht', erlernen mag: Auch wie ein armer Sünder sich zu Gott soll bekeren" (Pforzheim 1559). Dasselbe erlebte in Sindelfingen am 20. Februar 1558 eine Aufführung. In der poetischen Widmung an den Schultheißen, Bürgermeister, Gericht und Rath der Stadt Sindelfingen nennt er sein unbedeutendes Stück selbst einen Bettelsack, doch edel und gut ist sein Geschmack dem, der es liest aus Herzensgrund. Er empfiehlt sein Stück jedem, der zur Engelschaar kommen wolle, der lerne das Spiel auswendig.

„Ein armer Bettler, bloß und nackt,
Will er voll haben seinen Sack,
So nimpt er einen guten Stab
Und sammlet die Gassen auf und ab;
Also hab ich auch viel Mühe vollbracht,
Bis ich dies Spiel hab zusammengebracht,
Aus vielen Büchern gemacht also,
Hie genommen ein Spruch, den andern do."

Zuerst läßt er die sieben Weisen auftreten und ihre Sprüche hersagen. Er benutzte dazu des gekrönten Poeten und Geschichtsschreibers Kaspar Brusch (s. A. D. B. III, 453) um 1550 verfaßtes Spiel, eine Paraphrase des Ludus septem sapientum des Joachim Camerarius. Dann hören zwei junge Gesellen, Schlemmer und Schlucker, beim Weine die von den Engeln gesungenen zehn Gebote, sowie die von der edlen Weisheit mit ihren zwei Töchtern vorgetragenen Lehren an. Hierzu benutzte R. Gengenbach's Spiel von den zehn Altern der Welt (s. A. D. B. VIII, 566). Eins der Weltkinder wird bekehrt, das andere stirbt unbußfertig. Das Spiel, über das der Diakonus und Schulmeister Jacob Cappler zu Sindelfingen ein höchst schmeichelhaftes Urtheil in Versen fällte, steht in einem losen Zusammenhange mit den Dramen der Everhmangruppe.

Goedeke, Everyman, Homulus und Hekastus. Hann. 1868, S. 110 f. — Derselbe, Grundriß II, 382.

H. Holstein.

Reyscher: August Ludwig R., geboren am 10. Juli 1802 zu Unterriexingen an der Enz in dem württembergischen Oberamt Vaihingen, gestorben zu Cannstatt am Neckar am 1. April 1880, Rechtslehrer und Staatsmann, wohlverdient um die Geschichte, die Verfassung und das Recht seiner engeren Heimath, treu ergeben der Sache des deutschen Vaterlandes. Erziehung und den ersten Unterricht erhielt R. von dem Vater Karl Ludwig, der, ein Alters- und Studiengenosse Hegel's und Hölderlin's, 42 Jahre lang als Geistlicher in dem genannten Pfarrdorfe wirkte. In diesem Orte, welcher zu einem Theil zu Württemberg gehörte, zum anderen Theil ritterschaftlich war, hatten schon die beiden Vorväter das Amt eines edelmännischen Stabsamtmanns bekleidet; die Heimath der älteren Ahnen war Weinsberg. Die Mutter Reyscher's war eine Tochter des Universitätskanzlers Le Bret (s. A. D. B. XVIII, 100). Als eine Eigenthümlichkeit in der Bildungslaufbahn des nachmaligen akademischen Lehrers darf immerhin erwähnt werden, daß R. unmittelbar nach der Confirmation d. i.

mit dem fünfzehnten Lebensjahre in eine „Schreibstube" eintrat, zunächst in die Kanzlei eines Amtsschreibers und Ortsvorstehers, dann in die des Stadtschreibers in der Oberamtsstadt und von da aus auch schon 1819 die Stelle des zweiten Beamten bei dem Oberamt Gmünd, d. i. bei einem königlichen Bezirksamt, für ein Jahr provisorisch übernehmen konnte. Die angehenden Beamten sollten, dies war damals die Ansicht, vor allem den Dienst praktisch kennen und das Volk verstehen lernen. In diesem Sinne war in Altwürttemberg das „Schreiber"-institut eine Pflanzschule für die Bureaukratie des Landes. Nach einem weiteren Vorbereitungsjahr, wieder unter der Leitung des Vaters, bezog R. an Ostern 1821 die Universität Tübingen zum Studium der Rechtswissenschaft. Mitglied der Burschenschaft und innerhalb dieser einem engeren Freundeskreise angehörend, zu dem u. A. auch Wilhelm Hauff zählte, eifriger Turner, kühner Reiter, tapferer Schläger, fehlte er doch in den Vorlesungen nicht und bezeichnete in späteren Jahren noch C. Schrader und K. G. Wächter als diejenigen Lehrer, denen er das Meiste dort verdankte. Gekrönt mit einem akademischen Preis und mit einem ehrenvollen Doctordiplom ausgestattet, verließ R. im August 1824 die Hochschule und trat für einige Monate, er, der spätere Volksvertreter und Mann der Freiheit, in den Posten eines Privatsecretärs bei dem württembergischen Gesandten, Staatsrath von Schmitz-Grollenburg in München ein. Es war das letzte Regierungsjahr des Königs Maximilian Josef I. von Baiern und bei Herrn v. Schmitz, dem Nestor der in München beglaubigten Diplomaten, ein lebhafter Verkehr der Collegen, Schmitz selbst damals beschäftigt mit den ersten Verhandlungen wegen der baierisch-württembergischen Zolleinigung und mit seinem Rath noch zugezogen bei der Ordnung der Verhältnisse der katholischen Kirche in Württemberg, für welche er im J. 1819 als Gesandter bei der Curie unmittelbar in Rom gewirkt hatte. Auf diese Weise bereichert durch manche Einblicke in weitere und größere Verhältnisse, welche sich Wenigen in so jungen Jahren erschließen, erhielt R. nach der Rückkehr in die Heimath und nach Erstehung seiner Referendärsprobezeit, im Mai 1826 eine Verwendung bei dem Secretariat des Justizministeriums, welche einige Monate später einen festeren Charakter annehmen sollte, als, durch die Beförderung Paul Pfizer's (A. D. B. XXV, 669) auf eine höhere Stelle, der Posten erledigt wurde. R. zog es jedoch vor, auch jetzt noch unter der freundlichen Gönnerschaft des Justizministers Freiherrn v. Maucler (A. D. B. XX, 687), einer größeren litterarischen Unternehmung sich zuzuwenden: der Erforschung, Sichtung und Sammlung der württembergischen Rechtsquellen. So entstand der Plan zu der „Vollständigen, historisch und kritisch bearbeiteten Sammlung der Württembergischen Gesetze", zu einem Werk, für welches R. selbst die 3 ersten Bände, enthaltend die „Staatsgrundgesetze", die ausführliche geschichtliche Einleitung in dieselben und die gleichfalls umfangreiche Vorrede, in der Zeit von 1828 bis 1830 geliefert, für welches er aber die Verantwortung noch bis zu dessen Abschluß im J. 1851 fort zu tragen hatte, welches aber auch zuerst seinen Namen in weiteren Kreisen bekannt gemacht hat. Ihm verdankte er zunächst die Berufung auf ein Lehramt bei der Landesuniversität Tübingen, 1829, 23. Juli, als Privatdocent mit dem Titel als außerordentlicher Professor, 1831, 31. August, als wirklicher außerordentlicher und 1837, 25. Januar, als ordentlicher Professor. Er trat im Herbst 1829 das Amt an, nachdem er die letzten Wochen vorher noch zu einer Reise nach Paris benutzt hatte, wo eben das für die Restauration verhängnißvolle Ministerium Polignac an die Regierung gelangt war. Berufen wurde R. für deutsche und württembergische Rechtsgeschichte; seit seiner Anstellung als Professor umfaßte der Lehrauftrag deutsches und württembergisches Privatrecht, deutsches Staats- und Bundesrecht; statt der zuerst gelesenen Anfangscollegien über Naturrecht

und Rechtsencyklopädie wurde ihm 1839 Kirchenrecht übertragen; auch Institutionen und Geschichte des deutschen Privatrechts, Geschichte der württembergischen Verfassung finden sich in dem Verzeichniß seiner Vorlesungen. Redeübungen wurden in Verbindung mit der Vorlesung über Staatsrecht wiederholt veranstaltet. Als Lehrer war R. beliebt; seine Vorträge zwar mögen des unmittelbar anregenden Reizes entbehrt haben, waren aber erschöpfend, dem damaligen Stand der Wissenschaft entsprechend. Sein Freimuth, der Ausdruck einer wahrhaft unabhängigen Gesinnung, wurde von der akademischen Jugend bald erkannt und geschätzt, welcher hinwiederum der Professor das richtige Verständniß für den guten Kern und die idealen Ziele in ihrem studentischen Treiben entgegenbrachte. Das Rectoramt der Universität bekleidete R. von Ostern 1844 bis 1845. In diese Zeit fällt das gegen den Aesthetiker Friedrich Vischer eingeleitete Verfahren, dessen Antrittsrede in den Residenzkreisen Anstoß erregt hatte. Vermochte der akademische Senat von Vischer wenigstens die ihm anfangs drohende völlige Entfernung vom Amte, dagegen nicht die zweijährige Suspension von der Ausübung desselben fern zu halten, so waren Reyscher's Bemühungen in einem zweiten, weniger bekannten Falle noch erfolgreicher, indem er einen jüngeren Collegen der katholisch-theologischen Facultät, der auf dem vorangegangenen Landtag sich zur Opposition gehalten hatte, durch die dem Ministerium gemachte Vorstellung, daß der angestrebte Frieden zwischen Staat und Kirche mit solchen Mitteln nicht zu erreichen wäre, vor der beabsichtigten Versetzung auf eine Pfarrei und überhaupt vor Weiterem bewahrt hat. Der damals bedrohte Gelehrte (Hefele) hat seither reichlich Gelegenheit gehabt und geübt, in einer hohen geistlichen Würde das Vertrauen der Regierung zu rechtfertigen. Von den litterarischen Arbeiten und Unternehmungen Reyscher's aus dieser Zeit sind zunächst hervorzuheben: „Publicistische Versuche, mit besonderer Rücksicht auf württembergisches Staatsrecht" 1832, „Sammlung altwürttembergischer Statutarrechte", 1. Band 1834, „Die grundherrlichen Rechte des württembergischen Adels" 1836, „Das gesammte" — oder nach dem Titel der zweiten Auflage: „Das gemeine und — württembergische Privatrecht", 3 Bände, 1837 bis 1848, endlich die von R. begründete, zuerst mit Wilda, später auch mit Beseler und zuletzt mit Stobbe herausgegebene „Zeitschrift für deutsches Recht und deutsche Rechtswissenschaft", deren erster Band 1839, deren zwanzigster und letzter 1861 erschienen ist. In Tübingen trat R. zuerst in die Ehe im J. 1833 mit Emma, einer Tochter des Oberjustizprocurators Gmelin und Enkeltochter des Göttinger Professors Johann Friedrich G. (A. D. B. IX, 270); nach dem Tode dieser Gattin im J. 1842 vermählte R. sich zum zweiten Mal an Weihnachten 1844 mit Dorothea, der Tochter von Friedrich Christoph Dahlmann; aber auch diese Ehe wurde schon drei Jahre später, um Weihnachten 1847, durch deren frühen Tod wieder gelöst. Kurz darauf griffen die politischen Ereignisse auch in Reyscher's Leben tief ein.

Bei der Tübinger, von Uhland verfaßten Adresse vom 2. März 1848, in welcher die Ausbildung der Gesammtverfassung Deutschlands im Sinn eines Bundesstaats mit Volksvertretung, die Revision der württembergischen Verfassung unter Herstellung einer ungemischt aus Volkswahlen hervorgehenden Abgeordnetenkammer, die Preßfreiheit, das Vereins- und Versammlungsrecht, Volksbewaffnung zur Sicherstellung gegen einen möglichen äußeren Feind, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege u. A. gewünscht wurden, war R. wesentlich mit betheiligt. Auch am Vorparlament hatte er theilgenommen. Er unterlag bei der Wahl zum Parlament, erhielt dagegen im Herbst 1848 von dem Oberamtsbezirk Mergentheim das Mandat in die württembergische Abgeordnetenkammer. Auf dem sogenannten langen Landtag vom September 1848 bis August 1849

war R. insbesondere als Mitglied der Commission für die Ablösungsgesetze und in der Kammer bei Berathung des Hauptfinanzetats thätig. Eine allgemeinere geschichtliche Bedeutung gewann in dem Reichsverfassungssturm vom April 1849 seine Betheiligung an der sog. Fünfzehner-Commission der Kammer. Das württembergische Märzministerium, mit Römer an der Spitze, wollte die vollständige und unverweilte Anerkennung der Reichsverfassung bei dem Könige durchsetzen; dieser jedoch verweigerte sie. Dem hierauf eingereichten Entlassungsgesuch der Minister wurde nicht stattgegeben und auf eine am 20. April durch eine Kammerdeputation persönlich vorgetragene Adresse, welche R. verfaßt hatte, von dem König Wilhelm erwidert: „Die deutsche Verfassung werde ich in meinem Lande durchführen, wie ich die Grundrechte zuerst eingeführt habe; aber dem Hause Hohenzollern unterwerfe ich mich nicht.“ In der Frühe des 23. April verlegte der Hof die Residenz von Stuttgart nach Ludwigsburg. Damit wurde die Krisis eine bedenkliche. Von zwei Seiten, von der des Hofs und von Seiten der Radicalen, sollen weitergehende Schritte erwogen worden sein: die Absicht des Königs sei gewesen, sich ins Ausland zu begeben, er habe eine Zeitlang auf einen militärischen Rückhalt bei einer Nachbarregierung gehofft; die radicale Partei dagegen steuerte auf eine Art Absetzung des Königs, auf die Einsetzung einer provisorischen Regierung los, was auch Schoder ziemlich deutlich in der Kammer öffentlich angekündigt hat. „Die Kammer ließ sich aber“, schreibt R. in seinen „Erinnerungen“ S. 148, „trotz der Unruhe, die sie umgab, nicht zu einem ungesetzlichen Schritt verleiten. Indessen wurde am 23. April eine Commission von 15 Mitgliedern niedergesetzt zu fortlaufender Berathung und Berichterstattung während der politischen Krisis. Da ich zufällig die meisten Stimmen hatte (65), so wählte mich die Commission zum Vorstande. Man hat diese Fünfzehnercommission später als einen Revolutionsausschuß verschrieen und besonders mir aus der Theilnahme an derselben einen Vorwurf gemacht. Mit Unrecht! Dadurch, daß die einflußreichsten Mitglieder der Kammer, und zwar aus verschiedenen Parteien, in dieser Commission vereinigt waren, wurde allerdings das Ansehen derselben gehoben und ein übereinstimmendes Handeln der Kammer selbst vorbereitet. Darin lag aber zugleich eine Bürgschaft, daß nicht zu weit gegriffen werde. In der That hat eine der Verfassung oder den Gesetzen widerstreitende Thätigkeit, namentlich ein Verkehr der Commission mit Deputationen oder Volksausschüssen, nicht stattgefunden. Die Minister wurden zu den wichtigsten Sitzungen stets eingeladen. Der Inhalt unserer Berathungen blieb kein Geheimniß. Die Protokolle, geführt von Hölder, (gest. als Minister des Innern 1887), sind in der ständischen Registratur aufbewahrt.“ Zunächst wurde die Krisis beendigt durch die am 24. April erfolgte, am 25. der Kammer von dem Gesammtministerium eröffnete unumwundene königliche Anerkennung der Reichsverfassung, einschließlich der Bestimmungen über das Reichsoberhaupt. Was diesen Entschluß bei dem Könige erwirkt hat, ob die eindringlichen Vorstellungen der Märzminister, welche andernfalls sich der Gefahr gegenüber sahen, weiter nach links gedrängt zu werden (vgl. „Die Gegenwart“, eine Wochenschrift, 1884, S. 105), oder die Bemühungen des ritterschaftlichen Abgeordneten Freiherrn v. Linden bei dem König unmittelbar oder das Versagen des nach unten demokratisch unterwühlten, in seinen Spitzen streng verfassungstreuen Militärs, wird jetzt kaum mehr sicher festzustellen sein. Es war eine der bittersten Stunden im Leben des Königs Wilhelm, die er niemals überwunden hat. Auch R. sollte dies später zu fühlen bekommen. Und doch muß man diesem Recht geben, wenn er in seinen „Erinnerungen“ schreibt: „Das Zusammenhalten des Ministeriums mit der Kammer und die schließliche Nachgiebigkeit der Krone haben damals das Land vor einer großen Verwirrung bewahrt. Nicht bloß die augen-

blickliche Erregung wurde dadurch beschwichtigt, die Folge war auch, daß die Mehrheit der Kammer den späteren Versuchen, das Land in eine Umsturzbewegung zu verwickeln, Hand in Hand mit dem verfassungstreuen Ministerium entgegentrat.“ R. hat dabei die Reutlinger Volksversammlung vom 28. Mai 1849 und die mit der Uebersiedlung des Frankfurter Parlaments nach Stuttgart in Verbindung stehenden Vorgänge im Auge. Auf jener war das Bestreben dahin gegangen, die Revolution aus der bairischen Pfalz und aus Baden auch nach Württemberg herüberzuleiten. Das Rumpfparlament aber stellte gleich durch einen seiner ersten Beschlüsse am 8. Juni 1849, durch die Wahl einer Reichsregentschaft von 5 Mitgliedern, die Regierung und die Kammer abermals vor eine wichtige Entscheidung. Auch in diesen Fragen war R. als Vorstand der noch fortdauernden Fünfzehnercommission und Berichterstatter der staatsrechtlichen Commission vor anderen berufen seine Person einzusetzen, indem er treu und fest dem Ministerium Römer zur Seite blieb. Dies schloß nicht aus, daß R. es war, welcher den Antrag auf eine genaue Untersuchung der Vorgänge bei der Sprengung des Rumpfparlaments am 18. Juni 1849 eingebracht hat. Das Ergebniß der Untersuchung aber war „keine dem Ministerium oder dem von ihm dem Militär beigegebenen Civilcommissär zur Last fallende Verschuldung“. Bei den folgenden drei verfassungberathenden Landesversammlungen vom 1. bis bis 22. December 1849, 15. März bis 3. Juli und 4. October bis 6. November 1850 zählte R. zu der ungefähr 15 Mitglieder umfassenden Minderheit, den Freunden des am 28. October 1849 abgetretenen Märzministeriums, welcher Minderheit auf der linken Seite 40 bis 50 Stimmen, auf der rechten einige wenige Ministerielle gegenüberstanden. Nachdem wie die beiden ersten, so auch die dritte jener zunächst zur Revision der Landesverfassung berufenen Versammlungen, und zwar diese wegen der Verweigerung der Geldmittel zum Zweck einer kriegerischen Aufstellung gegen Preußen in Kurhessen, aufgelöst worden war, mit dem Vorbehalt weiterer Verfügung zum Wohl des Landes auf Grund des § 89 der Verfassung, hatte die Landesversammlung in den von ihr noch gewählten ständischen Ausschuß auch R. berufen. Selbst diesen Ausschuß wollte die Regierung, das seit 2. Juli 1850 im Amte befindliche Ministerium Linden, nicht anerkennen. Seine Mitglieder wurden sogar wegen der von ihnen erhobenen Vorstellung gegen weitere verfassungswidrige Schritte der Regierung in eine Untersuchung gezogen, welche freilich durch gerichtlichen Beschluß vom 3. Mai 1851 wieder eingestellt werden mußte, unter Ueberweisung der Kosten auf die Staatskasse. R. aber, der sich durch die von ihm in diesen bewegten Jahren stets bewiesene unabhängige Denkart zuletzt den Haß von beiden Seiten, der Demokratie und der Reaction, zugezogen hatte, erhielt zu seiner und zur allgemeinen Ueberraschung am 31. März 1851 seine Versetzung auf eine Rathsstelle bei der Kreisregierung in Ulm unter ganz nichtigen Vorwänden, — ein Verfahren, das in gleich absoluter, dabei recht ungeschickter Weise im J. 1845 gegen Robert Mohl, im J. 1866 nochmals gegen Reinhold Pauli (A. D. B. XXII, 749, XXV, 271) eingeschlagen wurde und dem erst neuerdings durch Art. 19 des Beamtengesetzes vom 28. Juni 1876 für die Zukunft vorgebeugt worden ist. Es scheint, daß der persönliche Groll des Königs gegen R. dabei wohl mitgewirkt hat. Dessen Thätigkeit in der Fünfzehnercommission war unvergessen. Dazu kam folgender Vorfall: ein Jahr zuvor war in der „Deutschen Zeitung“ eine Correspondenz gestanden, welche in Stuttgart unangenehm berührte. Durch den Cabinetschef ließ der König bei R. anfragen, ob er der Verfasser sei, wobei ausdrücklich an seine Wahrheitsliebe und an seinen Muth appellirt wurde. R., welcher der Verfasser nicht war, erwiederte, auf eine so gestellte, einen Zweifel in die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung aussprechende Frage

habe er den Muth und die Ehre, nicht zu antworten. — Auf die Eröffnung von seiner Versetzung erbat sich R., welchem wenigstens das Vertrauen seines Wahlkreises ungetrübt erhalten blieb, zunächst Urlaub, um seinen Sitz in der jetzt nach den früheren verfassungsmäßigen Bestimmungen wieder gewählten Abgeordnetenkammer einnehmen zu können. Als ihm aber der Urlaub verweigert wurde, nahm und erhielt er seine Entlassung, 5.—6. Mai 1851 (vgl. die Schrift: „Drei verfassungberathende Landesversammlungen und mein Austritt aus dem Staatsdienste" 1851). Im Munde seiner Freunde ist er darum doch stets der „Professor" R. geblieben. Von Anträgen anderer Universitäten, welche ihm die Fortsetzung seiner Lehrthätigkeit ermöglicht hätten, vermochte ihn keiner ganz zu befriedigen. Er wählte deshalb den Beruf eines Rechtsanwalts und siedelte von Tübingen zuerst nach Stuttgart, dann 1853 nach Cannstatt über. Als Rechtslehrer hatte R. Fühlung mit der Rechtspraxis gesucht und darum 1845 den Vorsitz im Handelsschiedsgericht zu Reutlingen gerne übernommen. Jetzt gab ihm die Thätigkeit als Anwalt nicht selten Anregung zu weiteren wissenschaftlichen Arbeiten, von denen nur genannt werden sollen: „Der Rechtsstreit zwischen den Verwandten des zu Paris gestorbenen Karl Friedrich von Mecklenburg, Erbfolgerecht, zunächst gerichtliche Zuständigkeit und den Wohnsitz des Erblassers betreffend", als Handschrift gedruckt Stuttgart 1856, „Rechtliches Gutachten in Betreff der Holzgerechtigkeiten der vormaligen Klosterorte Königsbronn, Itzelberg u. s. w." 1857, „Die Rechte des Staats an den Domänen und Kammergütern nach dem deutschen Staatsrecht und den Landesgesetzen, insbesondere der sächsischen Lande", Leipzig 1863, „Der Rechtsstreit über das Eigenthum an den Domänen des Herzogthums Sachsen-Meiningen", Leipzig 1865. R. hatte als Advocat meist gutächtlichen Rath zu ertheilen, die unmittelbare Vertretung einer Partei vor Gericht unternahm er nur selten. Die Redaction der Zeitschrift für Deutsches Recht und die Bearbeitung von Aufsätzen für diese erforderte gleichfalls noch bis 1861 viel Zeit und Arbeit. Auch in der Abgeordnetenkammer blieb er thätig; diese ehrte ihn besonders durch die Wahl in den weiteren ständischen Ausschuß und in eine Reihe von Commissionen, von welchen vier ihm den Vorsitz übertrugen. Gesundheitsrücksichten veranlaßten ihn, am 11. Juli 1855 das Mandat für den Oberamtsbezirk Mergentheim niederzulegen. Als jedoch das im J. 1857 zwischen der württembergischen Regierung und der Curie zustande gekommene Concordat mehr und mehr Beunruhigung in dem zu zwei Dritttheilen evangelischen Lande erregte und die Frage jetzt vor den Ständen zur Erörterung gebracht werden sollte, erinnerte die Wählerschaft der gerade erledigten Abgeordnetenstelle der Stadt Stuttgart im September 1858 sich Reyscher's, welcher in einer auf seine früheren kirchenrechtlichen Studien zurückgreifenden Schrift: „Das österreichische und das württembergische Concordat nebst den separaten Zugeständnissen, verglichen und beleuchtet", 1858, die Bedenken dargelegt hatte, die das getroffene Abkommen principiell und in seinen einzelnen Bestimmungen, an einzelnen Stellen sogar wegen der fehlenden Uebereinstimmung zwischen dem deutschen und dem lateinischen Texte bei ihm erregte. „Das kanonische Recht solle damit in einem Umfang eingeführt werden, wie es niemals bei uns bestanden." Am 16. März 1861 fiel in der Kammer der Abgeordneten die Entscheidung gegen die Vereinbarung mit der Curie. Der Vorstand des Cultdepartements Rümelin nahm die Entlassung. Seinen Nachfolger Golther unterstützte R. darauf bei den Bemühungen, die staatsrechtlichen Verhältnisse der katholischen Kirche auf gesetzlichem Wege zu regeln, in allen wesentlichen Punkten. Vor dem Schlusse der diesbezüglichen ständischen Verhandlungen wußte R. es durchzusetzen, daß eine nun auch die mehr autonome Stellung der evangelischen Kirche bezweckende Eingabe von nahezu 100 evange-

lischen Geistlichen der Regierung wenigstens zur Kenntnißnahme überwiesen wurde. Nach dem Schlusse des Landtages im J. 1862 fast einstimmig von der Stadt Stuttgart wieder gewählt, sah R. im December 1863 abermals durch eine Krankheit sich genöthigt, auf den Abgeordnetensitz zu verzichten.

Die Pflichten gegen das engere Vaterland hat R., wie das bisher Mitgetheilte zeigt, redlich erfüllt. Ein großer Theil seiner Schriften, seine ganze Lehrthätigkeit, sie bezogen sich auf das Recht und die Geschichte Württembergs. Die Theilnahme an den Arbeiten von 7 Landtagen und nach diesen noch im Frühjahr 1869 an der ersten evangelischen Landessynode zeugt genügend für seine Anhänglichkeit an die schwäbische Heimath. Aber noch höher stand ihm doch die Ehre, Freiheit und Einheit Deutschlands. Schon sein im Auftrag der Tübinger Juristenfacultät abgegebenes Rechtsgutachten in der hannoverschen Verfassungsfrage hatte zu Ende der dreißiger Jahre seinen Namen in alle deutschen Lande hinausgetragen. Und wenn die tapfere That der Göttinger Sieben im J. 1837 zuerst wieder in Deutschland den Sinn für die allgemeinen vaterländischen Dinge geweckt hat, so klang bei R. diese Saite fortan harmonisch mit, wo sie angeschlagen wurde. So ist auch seine Auffassung des Deutschen Rechts zu verstehen. Der Zweck seiner Zeitschrift insbesondere war, „nicht bloß einen Vereinigungspunkt für Untersuchungen im Gebiet des einheimischen Deutschen Rechts abzugeben, sondern auch zur Förderung eines nationalen Rechtsstudiums und damit zur Gründung einer vaterländischen Rechtswissenschaft mitzuwirken". Auch die Germanistenversammlungen in den vierziger Jahren gewinnen, in solchem Lichte betrachtet, ein besonderes Ansehen, und R. ist es gewesen, der ihren Gedanken zuerst erfaßt hatte, auf dessen Betreiben wesentlich die erste im J. 1846 zu Frankfurt a. M. zu stande gekommen war. Wo von da an eine der großen Fragen aufgetaucht ist, an denen der vaterländische Sinn wach erhalten wurde, aus welchen nach und nach die deutsche Einheit herausgewachsen ist: die schleswig-holsteinische Angelegenheit nach dem offenen Brief des Königs Christian VIII. von Dänemark vom 8. Juli 1846, die Berufung des vereinigten Landtages in Preußen durch die Verfassung vom 3. Februar 1847, das Vorparlament in Frankfurt a. M. vom 31. März bis 3. April 1848, die Wahlen für die deutsche Nationalversammlung im Frühjahr 1848, später der Verfassungsstreit in Kurhessen, da war stets R. mit auf dem Plan und bereit, über die rechtliche und nationale Bedeutung dieser Fragen Licht und Klarheit unter den weniger Eingeweihten zu verbreiten. Als nach der Uebernahme der Regentschaft in Preußen durch den nachmaligen Kaiser Wilhelm I. am 9. October 1858 und nach dem durch den Frieden von Villafranca am 11. Juli 1859 vorschnell beendigten Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich die Hoffnungen auf eine nationale Entwicklung in Deutschland neu sich belebten, war es von den Württembergern wieder zuerst R., der 1859 mit Heinrich v. Gagern, Gervinus, Häusser u. A. bei dem Comité für ein Nationaldenkmal des Reichsfreiherrn Karl vom Stein sich betheiligte und neben Rudolf v. Bennigsen, Schulze-Delitzsch, Karl Brater in den Ausschuß des neu gegründeten Nationalvereins eintrat. Zum Steindenkmal hat auch König Wilhelm von Württemberg einen Beitrag von 1000 Gulden gespendet. Der Nationalverein aber bildete hier lange Zeit noch bei der Regierung und bei der Bevölkerung einen Gegenstand des Mißtrauens, Beamten gegenüber selbst der Verfolgung. Erst 1861 gewann der Verein mehr Anhänger in Württemberg. Nun konnte R., wie seine Gesundheitsverhältnisse es wünschenswerth machten, wenigstens von dem Wirken im Ausschusse eher sich zurückziehen, in dessen Auftrag er u. A. noch im J. 1861 eine Schrift über die Bundeskriegsverfassung veröffentlicht hatte. Im Jahr 1866 jedoch ließ es den alten Publicisten nicht ruhen; er mußte in einer Reihe von Artikeln, welche zuerst in der Schwäbischen

Volkszeitung, später erweitert und wiederholt aufgelegt in einer eigenen Broschüre erschienen sind, über „Die Ursachen des Deutschen Kriegs und dessen staatsrechtliche Folgen“ auch seine Ansichten im Gegensatz zu denen der Mehrzahl seiner leidenschaftlich erregten Stammesgenossen offen kundgeben. In dem Zollparlament fand R. so wenig einen Platz, als irgend ein anderes Mitglied der deutschen Partei in Württemberg. Doch war ihm beschieden, Größeres mit zu erleben, das einige und geeinte Deutschland, Kaiser und Reich wieder erstehen zu sehen und in den ersten deutschen Reichstag als Vertreter seines Heimathbezirks mit einziehen zu dürfen. Gesprochen hat er dort nur dreimal. Mit großer Aufmerksamkeit folgte er den für die Neugestaltung des Reichs so wichtigen Verhandlungen der ersten Session bis zu deren Ende, wo er freudig bewegt in Berlin am 16. Juni 1871 dem Triumphzug der aus dem Kriege mit Frankreich heimkehrenden Truppen als Zeuge anwohnte. Glücklich darüber, in seinen alten Tagen erfüllt zu sehen, wofür er als Jüngling geschwärmt, als Mann gestritten hatte, trat er, durch die Wiederkehr der älteren Leiden ernstlicher gemahnt, am 12. Mai 1872 von dem parlamentarischen Kampfplatz endgültig ab. Kurze Zeit nachher gab er auch den Beruf als Rechtsanwalt auf. Eine seiner letzten Handlungen in dieser Eigenschaft war die Abfassung des Testaments der Königin-Mutter Pauline, welche ihn, den noch König Wilhelm als einen unabhängigen Mann bezeichnet und zu welchem die hohe Frau das meiste Vertrauen habe, zu sich rufen ließ, um ihre letzte Willensmeinung ihm kund zu thun. Auch hierin lag eine versöhnende, alle Theile ehrende Ausgleichung für frühere bittere Erfahrungen. — Das Verzeichniß der wissenschaftlichen und politischen Schriften Reyscher's umfaßt, ohne Einrechnung der kleineren Recensionen und biographischen Arbeiten, 80 Nummern. In seiner letzten Mußezeit bearbeitete er noch für die Allgemeine Deutsche Biographie die Artikel über Johann Friedrich v. Cotta (IV S. 526) und Christian Gottfried Elben (VI S. 1). Außerdem entstand in diesen Jahren als Erweiterung des von ihm 1869 für die Familie verfaßten und gedruckten Familienbuchs das umfangreiche Manuscript der „Erinnerungen aus alter und neuer Zeit von A. L. Reyscher“, das bis zum Jahr 1878 fortgeführt ist und die Hauptgrundlage für das von dem Verfasser gegenwärtigen Artikels im J. 1884 herausgegebene, in der akademischen Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr zu Freiburg i. Br. und Tübingen erschienene Buch gleichen Titels bildet. Am 6. October 1874 beging R. die Feier seines Doctorjubiläums; es war gewissermaßen sein Abschied vom öffentlichen Leben. Fortan gehörte er fast ausschließlich seinen Kindern an, von welchen zwei die Wohnung mit ihm theilten, zwei Töchter am gleichen Orte den eigenen Herd gegründet hatten. R. hat in seinem Leben manche Krankheit durchgemacht, ist oft längere Zeit leidend gewesen; — schon 1841 feierten die Studirenden seine Genesung mit einem Fackelzug. Er erhielt sich aber durch eine einfache Lebensweise, durch viele körperliche Bewegung und, wenn es ernster zu werden drohte, durch Wasserkuren. Den Pindar'schen Spruch, daß Wasser das Beste sei, findet man öfter in seinen Aufzeichnungen. Bald zur Wiederherstellung der angegriffenen Gesundheit, bald zur Erholung und Stärkung, bald auch nur zum Studium von fremder Art und Sitte, dann wieder zum Naturgenuß wurde gar manche Reise ausgeführt, und den Zug aufs Land hinaus, zum Begehen von Feldern und Wäldern, zum Verkehr mit dem Volke hat er von seiner Kindheit an behalten. Sein Aeußeres blieb lange unverändert das eines kräftigen frischen Mannes; daß er in den Jahren schon weiter vorgerückt sei, ließ dasselbe nicht ahnen. Erst seitdem ihn vom September 1877 an Schwindelanfälle immer häufiger heimsuchten, machte sich das Greisenalter in seinem Aussehen kenntlich. Doch erhielt sich seine aufrechte Haltung, sein Gedächtniß, die Klarheit des Geistes bis zu seinem Tode, der um die Mittagsstunde

des 1. April 1880 fast plötzlich an ihn herantrat. Ein interessantes reiches Leben hat damit sein Ende erreicht, auf welches aber auch der Goethe'sche Wahlspruch paßt, den er selbst an die Spitze seiner Erinnerungen gestellt hat: „Nur der verdient die Freiheit und das Leben, der täglich sie erobern muß.“ R. war eine edel angelegte Natur mit einem Zug zum Idealen, wenn schon die menschliche Unvollkommenheit auch bei ihm sich fühlbar machte. Ein Grundzug seines Wesens war die volle Hingabe ans Vaterland. Wahrheit und Recht gingen ihm über Alles und bedingten seine Unabhängigkeit und Selbständigkeit auch gegenüber von politischen Rücksichten und Parteitaktik. „Ich liebte zu wenig den Schein und zu sehr die eigene Freiheit, um mich absonderlichen Parteizwecken und Clubbeschlüssen ein für allemal unterzuordnen.“ Fest in den eigenen Grundsätzen und bereit, dafür einzustehen, blieb er duldsam gegen Andersdenkende; Gelehrtendünkel war ihm fremd. Den Freunden bewahrte er Treue, seine Liebe gehörte der Familie. Wohl bewußt der Vergänglichkeit alles Irdischen, vertraute er gläubig auf die Fügungen der göttlichen Vorsehung. Wir schließen mit den letzten Worten seiner „Lebenserinnerungen“: „Noch halte ich mich aufrecht und folge mit Theilnahme der weiteren Entwicklung unserer vaterländischen Angelegenheiten. Aber ich weiß auch, daß es ein Ende mit mir nehmen wird, daß das Leben ein Ziel hat und ich davon muß. Einstweilen preise ich meinen Schöpfer, der mir bisher Kräfte gegeben hat, und danke ihm besonders dafür: „Daß ich in Glück und Unglücksschein — Stets konnte guten Muthes sein!“

Karl Riecke.

Reyser: Michael und Georg R., zwei Incunabelndrucker, sehr wahrscheinlich Brüder, waren in Eichstädt geboren und führten daselbst die Buchdruckerkunst ein. Das erste in dieser Stadt gedruckte Buch ist 1478 unter dem Titel: „Henrici de Segusio s. de Bartholomaeo vulgo Hostiensis summa super titulis Decretalium“ erschienen; der Drucker hat sich zwar nicht genannt, ist aber ohne Zweifel Michael R. gewesen, der bis 1500 gemeinschaftlich mit Georg R. in ihrer Vaterstadt eine Officin besaß, aus welcher bis 1500 verschiedene, meist lateinische Werke hervorgegangen sind. In Eichstädt muß wohl Michael R. die in gemeinsamem Besitz befindliche Druckanstalt geleitet haben; denn schon im J. 1479 hatte der Bischof Rudolf v. Scherenberg in Würzburg Georg R. zu sich berufen, um hier mit zwei Genossen die erste Presse aufzustellen. Seine Gesellschafter waren Joh. Bekenhub, der acht Jahre in Heidelberg studirt und hierauf einige Zeit in Gemeinschaft mit Georg Husner in Straßburg die Druckkunst ausgeübt hatte, und Stephanus Dold. Das erste von dieser Buchdruckergesellschaft hergestellte Werk war das „Ordo divinorum secundum Chorum Herbipolensem. Breviarium Dioecesis Herbipolensis. Herbipoli, St. Dold, Jeorius Ryser et Joan. Bekenhub“, welches 1479 die Presse verließ. Dieser erste Druck Würzburg's ist zugleich das erste in Deutschland durch einen Kupferstich illustrirte Buch. Nach Vollendung dieses Breviers trennten sich die Typographen, und R. führte die Druckerei allein fort, während wir Bekenhub 1484 in Bamberg bei Sensenschmidt, 1487 als Buchführer in Regensburg und 1489—1491 bei Koberger in Nürnberg als Corrector wieder antreffen, dagegen Dold's Spur verloren geht. R. druckte in Würzburg bis 1504 hauptsächlich Agenden, Breviere, Meß- und Choralbücher, bischöfliche Mandate, Todesanzeigen, Leichenzettel, Schießbriefe und Kalender. In dem ersten Druck findet sich ein vom 20. September 1479 datirtes Privilegium des Bischofs, vermöge dessen die oben genannten drei Drucker (artis impressoriae peritissimi magistri) kanonische Bücher drucken und denselben das Wappen des Bischofs beifügen dürfen. Doch als R. alleiniger Eigenthümer der Druckerei wurde, erhielt er von dem Dom-

capitel einen neuen „Schutz=, Schirm= und Befreiungsbrief“ auf sechs Jahre, der ihm von Zeit zu Zeit erneuert wurde und der in einigen Drucken von 1481 bis 1484 und 1491 mit eingefügt ist. Durch seine vortrefflichen Leistungen hatte sich R. so sehr die Zufriedenheit des Bischofs Rudolph († 1495) erworben, daß dieser ihn seinen „getreuen beeidigten Buchdrucker=Meister“ nannte, und ebenso erfreute er sich der Gunst des Nachfolgers, Lorenz v. Bibra, und wurde sogar mit dem Ehrenbürgerrecht und der Befreiung von bürgerlichen Abgaben versehen, wie aus den geistlichen Fiscalatsrechnungen von 1503 und 1504 zu ersehen ist. Die Zahl seiner bekannt gewordenen Drucke, die zum Theil in wiederholten Auflagen erschienen, beträgt mit Einschluß von zwei Wandkalendern 22. Das erste von ihm allein gedruckte Werk ist: „Liber missalis Eccles. Herbipol.“ von 1480, dem dann 1482 die „Agenda eccles. Dioec. Herbipol.“ folgte. In dem lateinischen Texte dieses Buches finden sich auffallender Weise auch einzelne deutsche Worte, ja sogar ganze Sätze in deutscher Sprache. Ein sehr schöner Druck von R. ist ferner: „L. Brunonis Episc. Herbipol. Psalterium latinum c. comm.“ von 1486. Die zwei Kalenderdrucke aus seiner Presse von 1485 und 1486 sind betitelt: „Diez almanach helt aderlasz und artzny gebung.“ Was die Ausstattung seiner Drucke betrifft, so zeichnet sie sich durch einen eigenthümlichen, eine Zeitlang beliebten Typenschnitt (die sogenannte „R.“'sche oder „Eichstädter“ Type) aus; ob die verschiedentlich beigegebenen Holzschnitte von seiner Hand stammen, läßt sich nicht bestimmen, es wird vielmehr von einer Seite als Formschneider sein Nachfolger Schubart bezeichnet. Von der Eichstädter Officin sind noch anzuführen: „Rituale Benedictionale siue Obsequiale“ 1483, „Statuta Synodalia“ 1484 und die „Missale“ von 1486, 1489 und 1494, sowie „Albertus Magnus de secretis mulierum“, welches Werk, wie auch der „Breviarius cathedralis ecclesiae Eystettensis“ u. a. ohne Firma und Jahrzahl erschienen sind (s. Nachtrag zu diesem Band). Ueber das Leben und den Tod der beiden Brüder R. ist nichts bekannt: die Eichstädter Officin scheint 1500 und die Würzburger 1504 zum letzten Male in Thätigkeit gewesen zu sein.

Schelhorn, Anleitung, S. 110. — Meusel, Magazin II, 307. — Gropp, Coll. scriptor. Wirceb. I, 161. — Schwindel, Bibl. univers. IV, 2. — Leich, De orig. typogr. 12, 24. — Sprenger im Litterar. Magazin für Katholiken I, 1 ff. — Ebert, Lexikon II, 135. — Serapeum 1840, 97—104. 1845, 165. 1858, 377. 378. — Naumann, Archiv II, 184—189. — Panzer, Annales I, 385—92. 450, 460, 461. V, 525. — Annalen, Suppl. 28. — Weller, Annalen II, 296. — Denis II, 521. — Kapp, Geschichte 85, 174, 334. — Falkenstein, Geschichte, 178. — Schmidt, Geschichte d. Bibl. 80. — Jäck und Heller, Beiträge, 85 u. s. w.
J. Braun.

Rez: Peter v. R., der Verfasser eines gereimten Berichts über die Schlacht bei Nicopolis, stammt eher aus dem niederösterreichischen Städtchen Retz, als aus dem alten schlesischen Adelsgeschlechte desselben Namens; adlige Abkunft ist nicht bezeugt; die Sprache des Gedichts gewährt nicht genug zu sicherer Entscheidung. Im Heere König Sigmund's machte P. den Zug gegen Bajazet mit; als das christliche Heer am 25. September 1396 bei Nicopolis (Schiltarn) auf die Türken traf, war P. bei der Bagage zurückgeblieben; in die Panik der Flucht mit fortgerissen schlug er sich unter den größten Entbehrungen durch die Walachei nach Siebenbürgen durch. Er hat seine Erlebnisse selbst in holprigen Reimpaaren und in knapper reizloser Sprache erzählt; zu einiger Wärme steigert sich die nüchterne Darstellung nur in den Versen, welche die Strapazen der Flucht uns klagen. Dürftig ist auch die historische Ausbeute der

R.'schen Reimerei: wenn er den Verlust der Schlacht nicht unbedachter Tollkühnheit der französischen Ritter, sondern dem Verrath der Ungarn zur Last legt, so beruht das wol auf mangelhafter Beobachtung und parteiischem Urtheil.

Die historischen Volkslieder der Deutschen, gesammelt von R. v. Liliencron, I, 155—160. Roethe.

Rhabanus: s. Rabanus, Bd. XXVII, S. 66.

Rhagius: Joh. R., s. Aesticampius, Bd. I, S. 133.

Rhamba: Johann R. war ein bedeutender Buchdrucker in Görlitz. Sein Vater war Hans R., gebürtig von Buxtehude, der mehr als 50 Jahre hindurch die Buchdruckerkunst in Leipzig ausgeübt und daselbst u. A. auch „Adam Rise's Rechnung auff der linien vnd federn in zal, masz vnd gewicht" 1561 und N. Selneccer, „Theses de doctrina Sacramentorum Novi Testamenti: Additus est libellus D. D. Hermanni Hamelmanni collectus ex Patribus, De vera praesentia et manducatione Corporis et Sanguinis Christi in Coena." Lipsiae 1578, sowie „Multi integri loci sacrae scripturæ Veteris et Novi Testamenti, ex Hebraica et Graeca lingua in latinum et germanum sermonem translati. Item pia quaedam cantica." Lipsiae 1562 gedruckt hatte. Daß er aber, wie Geßner in seiner „Buchdruckerkunst" (I, 98—99) erzählt, 1541 die Tochter des Ambrosius Fritsche geheirathet habe, ist unrichtig; vielmehr kommt diese Tochter, mit Namen Martha, dem Sohne zu, der dieselbe am 11. November 1591 ehelichte. Johann R., der Sohn, übernahm die Officin am 10. Juni 1595. Seine Druckschriften in lateinischer, griechischer und deutscher Sprache belaufen sich auf ungefähr 50 Stück. Darunter sind besonders bemerkenswerth: M. Consius, „Grammatica graeca" 1599; „M. Molleri Praxis Evangeliorum" 1601; „Jos. Scaligeri Iambi gnomici, ed. a Dan. Heinsio" 1608; „Gregor. Richteri Axiomata historica" 1599, ecclesiastica 1602 und politica 1604. Das zweite Werk hiervon wurde später zu Leipzig und Goslar nachgedruckt, und das letzte war so beliebt, daß es 1610 zu Görlitz und 1618 zu Jena auf Kosten des Joh. R. durch Tobias Steinmann und 1654 zu Stettin im Verlage von Jer. Mamphrasius durch Daniel Stark neu gedruckt wurde. Durch ihn erschien ferner 1614 von Richter: „Appendix ad regulas historicas continens axiomatum centurias tres." Von Dornarius druckte er dessen „Juridiae encomium" 1614 und „Calumniae repraesentatio" 1615. Auch einige Schriften des Jac. Böhm gingen aus seiner Presse hervor, doch ohne Benennung des Ortes und des Autors; so 1622 die drei Tractate von der Buße, der Gelesenheit und dem übersinnlichen Leben, welchen Druck Abraham von Franckenberg veranstaltete. Gegen diese Schrift erschien 1624 ein „dreifaches Gutachten". Nichtsdestoweniger wurden diese Böhm'schen Abhandlungen doch von R. nochmals auf Kosten des Franckenberg 1628 unter dem Titel: „Weg zu Christo" neu aufgelegt. Bei seinen Unternehmungen war ihm besonders auch Melchior v. Räder sehr förderlich; einer seiner ersten Drucke war ein „Donat", der 1598 erschien. R. war es auch, der die Mahlmühle zu Moyß 1609 in eine Papiermühle verwandelte. Sein Druckerzeichen stellte ein Schiff auf hochgehendem Meere dar; dabei befindet sich auf dem Lande ein knieender betender Mann, der einen Anker vor sich liegen hat; Blitz und Regen treffen das Schiff, eine Hand aus den Wolken aber, über welcher der Name Jehovah zu lesen, hält einen Zettel, mit den Worten: Salus tua ego sum." Die Umschrift des Bildes lautet: „Auxilium meum a Domino, qui fecit coelum et terram." Nach dem 1634 erfolgten Tode des R. setzten seine Erben die Officin noch 10 Jahre unter der Leitung von Factoren fort, unter denen der letzte Martin Hermann war, dem dann 1644 die Druckerei zu seinem Eigenthum überlassen wurde. Unter der Vorstandschaft Hermann's wurden

noch 18 größere Schriften, außerdem viele Programme, Leichenpredigten und Carmina gedruckt, darunter des Gymnasialrectors Joh. Theil's „Poemata sacra potiss. ex libro Proverbiorum Salomonis“ 1651 und des Mag. Dav. Bechner „Aenigmatum atque Logogriphorum sylvula“ 1652. Ueber die näheren Lebensumstände Rhamba's ist nichts bekannt geworden.

G. Köhler, Zur Geschichte der Buchdruckerei in Görlitz. 1840. — Ch. Knauth, Annales typogr. Lusatiae. 1740 S. 47—58. — J. Clessius, Elenchus 1602. I, 30. — E. Weller, Annalen 1862. II, 72. 462. 565. 566. — Goedeke, Grundriß I, 336. 420. II, 444 u. s. w.

J. Braun.

Rhaw: Balthasar R., lutherischer Theolog des 17. Jahrhunderts, geboren am 8. December 1601 zu Greifswald, † am 28. März 1658 zu Stralsund. — Er stammte aus einer angesehenen, aus Schlesien nach Pommern übergesiedelten Theologen- und Juristenfamilie. Sein Vater war Augustin Rhaw (Rau, Rhawe), Dr. beider Rechte und ordentlicher Professor an der Universität Greifswald, † als herzoglicher Rath und Vicekanzler; sein Großvater Balthasar Rhaw, der Aeltere, Dr. theol. und ordentlicher Professor der Theologie an derselben Universität, geboren 1527 zu Naumburg in Schlesien, † am 30. December 1601 in Greifswald. Erzogen in dem Hause seiner frommen Großmutter, einer geborenen Schurff aus Wittenberg, vorgebildet von Privatlehrern und auf der Schule seiner Vaterstadt, widmete sich der junge Balthasar zuerst nach seines Vaters Wunsch und Vorbild dem Studium der Rechte, vertauschte dieses aber bald, der eigenen Neigung und dem Vorbild des Großvaters folgend, mit dem der Theologie, zuerst in Greifswald, dann in Wittenberg, wo die Theologen Balduin, Franz, Meisner, Nikolaus Hunn, zuletzt in Jena, wo der große Johann Gerhard seine vornehmsten Lehrer waren. Im J. 1625 erhielt er, obwohl erst 24 Jahre alt und soeben erst in Wittenberg zum Magister creirt, die Professur der Logik und Metaphysik an der Universität seiner Vaterstadt, wurde 1627 Licentiat der Theologie, 1628 Pastor an der Marienkirche, 1629 Assessor des Consistoriums und trat 1630, mitten unter den Kriegsstürmen, in die Ehe mit Katharina Krakewitz, der Tochter des bekannten pommerschen Generalsuperintendenten Berthold von Krakewitz (s. A. D. B. XVII, 25). Bald darauf aber trat nach dem Aussterben des Herzogshauses 1637 jener Regierungswechsel in Pommern ein, der sich in allen Verhältnissen fühlbar machte. Nachdem R. bisher mehrere an ihn gelangte auswärtige Berufungen abgelehnt hatte, folgte er nunmehr 1638 einem Ruf des Rathes der Stadt Stralsund als Superintendent und Pastor an der dortigen Nikolaikirche (als Nachfolger des durch seine heftige Polemik gegen Papstthum und Jesuiten bekannten Superintendent Zäumann). Hier wirkte er noch zwanzig Jahre, von seiner Gemeinde geliebt und geachtet wegen seiner aufrichtigen Frömmigkeit, Sanftmuth und Geduld, von seinen Zeit- und Glaubensgenossen geschätzt als gewaltiger Prediger, gewandter Katechet und eifriger Polemiker gegen Jesuiten und Calvinisten. Eine Brustkrankheit machte seinem Leben ein rasches und sanftes Ende. Von seinen Schriften waren die bedeutendsten seine „Theologia catechetica.“ Stralsund 1657 und 1664 und seine, freilich erst 50 Jahre nach seinem Tod von seinem Enkel Zacharias Grapius in Rostock herausgegebene „Theologia polemica“ in 4 Bänden (Rostock 1709. 10. 11 in 4°), „ein Extrakt aus den allerbesten scriptoribus polemicis“, vgl. Unschuld. Nachr. 1710 S. 178; 1711 S. 745. Außerdem gab er noch heraus einige kleinere polemische Schriften gegen Papstthum und Jesuiten, besonders eine Vertheidigungsschrift gegen die jesuitische Behauptung, daß die Bezeichnung des Papstes als des Antichrists ein crimen laesae majestatis enthalte; ferner eine akademische Rede „De imminente ruina academiae“ 1638,

mehrere Schriften aus Anlaß des damaligen Streites über das Verhältniß von Philosophie und Theologie („De philosophia propriis limitibus circumscripta“ und „De ministeriali opera, qua servit theologiae philosophia sobria“ 1627 fg.), eine dogmatische Abhandlung „De satisfactione Christi“, „Predigten über den Propheten Daniel“ 1647 und „Schmuck des heiligen Ehestandes“ 1647 und 1650.

Nachrichten über sein Leben gibt sein Enkel Grape in der Vorrede zu Rhaw's Theologia polemica. — Friedlieb, Oratio funebris ,abgedruckt bei Witten, memoriae theol. S. 1259 ff. — Dähnert, Pommersche Bibl. II, 174. — Jöcher-Rotermund III, 2042. VI, 1937. — Sein und seiner Vorfahren Grabsteine und Bildnisse befinden sich in der Nikolaikirche und in der Universität zu Greifswald, s. Pyl, Geschichte der Greifswalder Kirchen S. 443 1405. Wagenmann.

Rhaw: Georg R. (Rhau), ein vielseitig verdienter Mann, der sich durch seine praktische Wirksamkeit einen unvergänglichen Namen erworben hat. Er war aus dem Städtchen Eisfeld an der Werra im „Fürstenthum Coburg“ gebürtig, und zwar muß er 1488 das Licht der Welt erblickt haben; denn in der neuen Auflage seiner „Erklärung der Artikel unsers christlichen Glaubens“, 1563 von den Erben herausgegeben, liest man unter seinem Portrait die Verse:

„Also war ich Georg Rhaw gestalt,
Da ich nun sechzig jar war alt,
Und nam darnach gar bald ein End,
Befahl mein Geist in Gottes hend.“
Anno M.D.XLVIII.

Diese Verse finden sich auch in lateinischer Sprache abgedruckt in den „Epitaphia Rhauorum, composita per Joan. Reuschium.“ Vitebergae 1550. Dort ist auch der Todestag Rhaw's mit dem 6. August 1548 „aetatis suae 60“ angezeigt. In dem Matrikelbuche der Universität zu Leipzig ist er 1518 bereits als Baccalaureus der Philosophie unter dem Namen „B. Georgius Rauch de eßwelth“ eingetragen, und 1519 muß er Cantor an der Thomasschule daselbst gewesen sein, denn in der „Isagoge de compositione cantus“ von Galliculus, gedruckt 1520, schreibt Letzterer im 1. Capitel: „Non enim plerisque ignotum est, Georgium Rhav cantorem Lypsicum, hominem mihi familiaritate junctissimum, quaedam (l. quondam) in divi Thomae aede, circumstante maxima hominum turba, sacrificium duodecim vocum harmoneis conflatum, depromisisse.

Man nimmt allgemein an, daß damit die Disputation zwischen Luther und Eck (27. Juni bis 16. Juli 1519) gemeint sei, welche durch eine solenne Musikaufführung eingeleitet wurde, fügt dem aber noch hinzu, daß die zwölfstimmige Messe von der Composition Rhau's gewesen sei. Dies Letztere läßt sich schwer aufrecht erhalten; denn die obige Bezeichnung „conflatum“ kann man doch nicht mit „componiren“ übersetzen; auch hat sich R. nie mit größeren Compositionen beschäftigt. Einige Beispiele in theoretischen Werken abgerechnet, läßt sich weder im Druck, noch im Manuscript irgend eine Composition von ihm nachweisen, trotzdem er als späterer Notendrucker und Verleger die beste Gelegenheit hatte, seine Werke zu veröffentlichen, wie es z. B. seine Fach- und Zeitgenossen Antonio Gardano in Venedig, Tylmann Susato in Antwerpen und Andere gethan haben. Schon im J. 1520 finden wir R. als Schulmeister in Eisleben angestellt, denn sein Freund Christoph Hegendorf nennt ihn in der Zuschrift seines „Libellus de Syntaxi Latinorum“ vom J. 1520 einen „Ludimagistrum Eyslebium“. In dem Schulprogramm der Leipziger Thomasschule vom J. 1817 befindet sich eine litterarische Arbeit vom Rector Fr. Wilh. Ehrenfried Rost (Leipzig bei Wilh. Staritz in 4°), deren 60 Seiten langer

Umfang größtentheils Georg R. gewidmet ist; hier wird als Grund des schnellen Verlassens der angesehenen Stellung eines Cantors an der Thomasschule der Einfluß religiöser Sinnesänderung angenommen, die sich während der Anwesenheit Luther's in Leipzig vollzogen hatte, indem er sich dermaßen für die neue Lehre begeisterte, daß es ihm nicht mehr möglich war, der alten Kirche mit voller Hingebung zu dienen. Auch spricht dafür der Umstand, daß er wenige Jahre darauf nach Wittenberg übersiedelte und Aufnahme bei seinem Bruder Johann, welcher daselbst Stadtdiaconus war, fand. Hier ertheilte er anfänglich Unterricht in der Musik und schrieb über musikalische, arithmetische, theologische und pädagogische Gegenstände, bis er im J. 1525 eine Buchdruckerei daselbst gründete, die er in segensreichem Wirken bis zu seinem Ende fortführte. In dem oben erwähnten Programm von Rost befindet sich S. 49—60 ein nach den Jahren geordnetes Verzeichniß seiner Drucke, die von 1525 bis 1546 aus seiner Officin hervorgingen; doch fehlen dabei größtentheils die Musikdrucke, die uns hier vorzüglich beschäftigen sollen und auch allein seinen Namen bis in die Neuzeit getragen haben. Ueber Rhau's Leben selbst ist noch nachzutragen, daß er zweimal verheirathet war. Seine erste Frau, Anna, starb 30 Jahr alt am 23. März 1534. Ueber seine zweite Verheirathung ist zwar nichts Näheres bekannt, doch wird in der Leichenpredigt auf Rhau's Tochter Margarethe, vom J. 1557, der noch lebenden Wittwe Rhau's Erwähnung gethan. — Das Jahr 1547 war für R. ein Jahr großer Trauer, denn es starben ihm, wie aus den bereits erwähnten „Epitaphia Rhauorum“ ersichtlich ist, am 5. Februar sein Bruder Johann R., Quästor an der Schule zu Wittenberg, 56 Jahr alt, am 6. Juli sein Sohn Georg, 22 Jahre alt (im Matrikelbuch der Universität Wittenberg ist S. 157 ein Georgius Rahu wittenbergensis 1535 eingetragen, welches kein anderer als der Obige sein kann) und am 27. August sein Sohn Johann, 9 Jahre alt. Er selbst überlebte sie nur um ein Jahr und starb, wie schon erwähnt, am 6. August 1548. Die von ihm vorhandenen Porträts zeigen ein gemüthvolles biederes Gesicht mit langem Bart und vollem Haupthaar. Die Epitaphia enthalten übrigens zwei verschiedene Porträts von ihm, das eine mit Bart und das andere ohne Bart. Rost druckt S. 45 fünf Briefe Rhau's ab, die sich handschriftlich auf der Zwickauer Rathsschulbibliothek befinden. Sie enthalten nichts Bemerkenswerthes.

Als R. noch Baccalaureus in Leipzig war, schrieb er eine kleine musiktheoretische Abhandlung, welcher zwei Jahre später eine andere folgte; sie erwarben sich durch ihre Kürze und Einfachheit eine so allgemeine Anerkennung, daß sie beide unzählige Auflagen erlebten. Die erste ist betitelt: „Enchiridion musices ex variis musicorum libris depromptum rudibus hujus artis Tyronib. saneque frugiferum.“ Am Ende: Lipsiae ex aedibus Valentini Schumann Anno 1518. In 12°. In der Ausgabe von 1520 ist die Isagoge von Galliculus angehängt. Die von 1531, die in eigenem Verlage erschien, ist zum Theil umgearbeitet. Weitere Auflagen lassen sich bis zum Jahre 1553 verfolgen (s. Monatshefte für Musikgeschichte X, 124). Das zweite kleine theoretische Werk, betitelt: „Enchiridion musicae mensurabilis: μουσικὴν ἔρως διδάσκει“, erschien im J. 1520 ebenfalls bei Schumann in Leipzig, später bei R. in Wittenberg und erlebte bis 1546 ebenso zahlreiche Auflagen. Der starke Verbrauch an solchen theoretischen Werken darf uns nicht in Verwunderung setzen; denn in den damaligen lateinischen Schulen, Klosterschulen und Cantoraten wurde die Musik als Wissenschaft gelehrt, und dienten daher solche Abhandlungen den Schülern als Leitfaden. Werthvoller als diese Schulbücher sind die von Rhau selbständig veranstalteten und herausgegebenen Musiksammelwerke, die er nicht nur der Kunst halber veröffentlichte, sondern auch um dem evangelischen Gottesdienste

auf Grundlage der lutherischen Lehre eine reiche und gediegene Auswahl angemessener Kunstgesänge zu verschaffen. Diese Sammelwerke, von denen wir vom Jahre 1538 bis 1545 zehn große Sammlungen besitzen (s. die Bibliographie der Musiksammelwerke des 16. und 17. Jahrhunderts vom Unterzeichneten) erhalten noch einen ganz besonderen Werth durch die Aufnahme von Compositionen unserer größten deutschen Meister aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, von denen wir außer in den Rhau'schen Sammelwerken nur sehr wenig besitzen. So enthalten die 1542 erschienenen Sacrorum Hymnorum ll. 22 Compositionen von Heinrich Finck und 39 von Thomas Stoltzer. Besonders um die Erhaltung der Compositionen des Letzteren hat er sich ein vornehmliches Verdienst erworben; denn während in anderen Sammelwerken dieser Zeit nur 25 Compositionen von ihm sich finden, hat R. im Ganzen 63 veröffentlicht, die uns erst die Möglichkeit gewähren, Stoltzer nach allen Seiten hin kennen und schätzen zu lernen. Doch noch mancher andere Componist ist durch ihn der Nachwelt erhalten, so Balthasar Resinarius, die Gesänge Galliculus', Simon Cellarius', mancher Gesang von Sixt Dietrich u. A. Besonders werthvoll aber ist das Sammelwerk „Newe Deudsche Geistliche Gesenge 123. Mit 4 und 5 Stimmen für die gemeinen Schulen", werthvoll sowol wegen der Kirchenmelodieen, die es enthält, als der kunstvollen Bearbeitung der damals bedeutendsten Meister, wie Arnold von Bruck, Ludwig Senfl, Stephan Mahu u. A. v. Winterfeld widmet diesem Werke einen breiten Raum in seinem evangelischen Kirchengesange I, 187 f. Auch für das deutsche Volkslied war er durch die Veröffentlichung seiner Bicinia von 1545 thätig, und manches alte Lied ist uns hier noch aufbewahrt. In wie hoher Achtung R. im ganzen deutschen Lande stand, ist recht aus der Vorrede Martin Agricola's zu seiner 1545 erschienenen „Musica instrumentalis deudsch" ersichtlich (abgedruckt in Monatshefte für Musikgesch. XX, 120), wo Agricola am Ende sagt: „Welche Musicam instrumentalem ich euch als meinem günstigen lieben Herrn und sonderlichen guten Freunde und Förderer allhier zuschicke, als einem der nicht ein geringer Mithelfer ist in dem, daß die edele Frau Musica mit aller Zugehörung ganz klar verständlich und fein geschmückt hervor an den Tag kommt . . . und euch aufs freundlichst bitten . . . mich, wo es von Nöthen sein würde, vor den Verächtern . . . gleichsam ein trefflicher Starker mit solcher Kunst Gewappneter beschützen und verteidigen helfen."

Rob. Eitner.

Rhediger: Thomas R., s. **Rehdiger**, Bd. XXVII, S. 588.

Rhegius: Urbanus R., Humanist und Theolog des 16. Jahrhunderts, Reformator des Herzogthums Lüneburg, ist geboren im Monat Mai 1489 zu Langenargen am Bodensee, † am 23. März 1541 zu Celle in der jetzigen Provinz Hannover. — Ueber seine Familienverhältnisse ist nichts Sicheres bekannt; wahrscheinlich war er, wie seine Gegner ihm vorwarfen, er selbst nirgends bestreitet, der Sohn eines katholischen Priesters. Sogar sein Familienname ist streitig: nach Angabe seines Sohnes hieß er König, wahrscheinlicher aber (nach Dr. Eck's Angabe) Rieger; seinen latinisirten Namen schrieb er selbst Rhegius, nicht, wie später üblich wurde, Regius. Obgleich von Haus aus mittellos, erhielt er doch durch fremde Beihülfe eine gelehrte Bildung auf der Stadtschule der seinem Geburtsort benachbarten freien Reichsstadt Lindau (weshalb er später auch, z. B. in der Basler und Tübinger Matrikel, als U. R. ex Lindaw bezeichnet wird) und bezog 1508 die Universität Freiburg, um hier zuerst als Schüler und Hausgenosse des Humanisten und Juristen Ulrich Zasius humaniora und jura, später, im Anschluß an den damals in Freiburg docirenden Dr. Eck, Theologie zu studiren. Als dieser 1510 wegen eines Conflictes mit den akademischen Behörden Freiburg verließ und nach Ingolstadt übersiedelte, folgte ihm

R., nachdem er zuvor in Freiburg Baccalaureus geworden, nach der bairischen Universität. Nachdem er hier Magister geworden, suchte er durch Annahme von adligen Kostgängern sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen, kam aber dadurch zeitweise in solche Geldverlegenheiten, daß er, um vor seinen Gläubigern sich zu retten, sich als Landsknecht anwerben ließ. Von seinem Lehrer und damaligen Gönner Dr. Eck aus dieser Lage errettet, erhielt er durch dessen Verwendung eine Lehrstelle für Rhetorik und Poesie und wurde 1517 sogar von Kaiser Maximilian in Anerkennung seiner zwar formgewandten, aber inhaltlich wenig bedeutenden lateinischen „Poemata“ (eine Sammlung derselben erschien 1712 in Wittenberg ed. studio G. Wagneri) zum poeta laureatus gekrönt. Unterdessen hatte R. seine in Freiburg begonnenen theologischen Studien wieder aufgenommen und suchte sich, um sich den Eintritt in eine kirchliche Laufbahn zu eröffnen, durch eine im J. 1518 während eines Ferienaufenthaltes in Constanz verfaßte, freilich mehr rhetorisch als theologisch gehaltene Schrift „De dignitate sacerdotum“ dem damaligen Weihbischof Johann Faber und durch ihn dem Bischof von Constanz, Hugo von Landenberg, zu empfehlen. 1519 empfing er in Constanz die Priesterweihe und (nach einem kurzen Aufenthalt in Tübingen, wo er unter dem 20. August 1519 als Urbanus Regius ex Lindaw, Magister Ingolst. immatriculirt ist) erwarb er sich zu 1520 zu Basel die theologische Doctorwürde. In demselben Jahre wurde er von dem Bischof Christoph von Stadion auf Faber's Empfehlung als Domprediger nach Augsburg berufen. Unterdessen aber hatte sich ganz allmählich und in der Stille ein innerer Umschwung in ihm vollzogen. Er hatte die Schriften Luther's studirt in der Absicht, sie zu widerlegen; unvermerkt, „nicht durch plötzlichen Affekt, sondern durch ruhiges Urtheil bewogen“, wurde er aus einem Gegner ein Freund, ja bald ein begeisterter Anhänger Luther's und wurde von den Freunden Luther's in Augsburg gleich bei seinem Eintritt als „trefflicher Lehrer und Vorkämpfer der evangelischen Wahrheit“ begrüßt, ja bald galt er als Hauptvertreter der Sache Luther's in der schwäbischen Reichsstadt, sowie als Verfasser verschiedener dort erschienener anonymer und pseudonymer Flugschriften zur Vertheidigung Luther's (so eines deutschen Gesprächs: Fritz und Kunz, einiger lateinischer Schriften unter dem Pseudonym Simon Hessus, einer Schrift über den Schaden der römischen Bulle ꝛc.). Auch seine Predigten wurden mehr und mehr evangelisch (z. B. eine Predigt am Fronleichnamsfest, eine am Tag der heiligen Katharina, beide 1521 in Augsburg gehalten und gedruckt), fanden Beifall bei dem Volk und besonders in den Kreisen der Gebildeten, erregten bald aber auch das Mißfallen des Domcapitels, das ihn als „lutherischen Ketzer“ zu beseitigen suchte. Infolge eines persönlichen Conflicts mit einem der Domherren, der ihn thätlich beleidigte, und eines dadurch erregten tumultuarischen Austritts in der Kirche mußte R. im December 1521 Augsburg verlassen und hielt sich mehrere Jahre (1522—24) theils in seiner Heimath Langenargen und Tettnang auf, wo er in der Stille eifrig mit dem Studium der heiligen Schrift und der Schriften Luther's sich beschäftigte, theils zu Hall im Innthal, wohin er von der Gemeinde als Prediger berufen wurde. Obgleich er sehr vorsichtig auftrat, erhob sich doch auch hier bald Widerspruch von Seiten des Bischofs von Brixen und des Erzherzogs Ferdinand, der ihm das fernere Wirken unmöglich, den Aufenthalt in Tirol gefährlich machte. Er kehrte daher 1524 nach Augsburg zurück, wo er zunächst privatisirte, bald aber vom Rath als Prediger zu St. Anna angestellt wurde. Jetzt erst brach er völlig mit der katholischen Kirche, theilte zu Weihnachten 1524 mit seinem Collegen Frosch das Abendmahl unter beiderlei Gestalt aus, traute denselben im März 1525 und trat bald darauf am 16. Juni 1525 selbst in die Ehe mit Anna Weisbrucker, einer geist- und gemüthvollen,

auch um ihrer Gelehrsamkeit willen berühmten Tochter einer angesehenen Augsburger Familie. Der Rath ließ geschehen, was er nicht hindern konnte, scheute sich aber zu einer durchgreifenden Aenderung des Kirchenwesens die Hand zu bieten. So kam es, daß in den folgenden Jahren große kirchliche Spaltung und Verwirrung in der Stadt und ihrer Umgebung herrschte: Römische, Lutheraner, Zwinglianer und Wiedertäufer lagen mit einander im Kampf; Bauernkrieg, Wiedertäuferunruhen, Abendmahlsstreit machten dem Rath wie den Predigern viel zu schaffen; zu einer einheitlichen und allseitigen Neugestaltung des kirchlichen Lebens kam es in Augsburg, so lange R. daselbst wirkte, nicht. Doch war dieser wenigstens redlich bemüht, Extreme und Ausschreitungen fern zu halten, die Gegensätze zu vermitteln, durch Predigten, Schriften und persönliche Einwirkungen die Bewegung in ruhige Bahnen zu lenken. So tritt er 1525 zur Zeit des ganz Süddeutschland durchtobenden, auch die Stadt Augsburg bedrohenden Bauernkrieges mit einer sehr gemäßigten und zum Frieden mahnenden Schrift auf: „Von Leibeigenschaft oder Knechtheit, wie sich Herren und Eigenleute christlich halten sollen, Bericht aus göttlichen Rechten zu Augsburg gepredigt durch U. R." 1525, 8°, niederdeutsche Uebersetzung Rostock 1530, sowie mit seinen „Schlußreden von weltlicher Gewalt wider die Aufrührischen" (o. O. 1525). Im Abendmahlsstreit hielt er sich, wenn auch nicht ohne einige Schwankungen und Schwenkungen, auf Seiten Luther's gegen Carlstadt („Wider den neuen Irrsal Dr. A. Carlstadts des Sacraments halb Warnung" 1524) und gegen seine früheren Freunde Zwingli und Oekolampad, suchte eine Zeitlang zu vermitteln, stellte sich dann aber doch zuletzt entschieden auf die Seite Luther's (vgl. hierüber Keim, Schwäbische Ref.-Gesch. 1858, S. 52 ff.; Uhlhorn, in den Jahrb. f. d. Theol. 1860, S. 3). Insbesondere aber waren es die in Augsburg stark um sich greifenden Wiedertäufer (Hetzer, Denk, Langenmantel, Hans Hut 2c.), die ihm viel zu schaffen machten: er schrieb 1527 seine „Warnung wider den neuen Tauforden", hatte mündliche Besprechungen mit ihnen, die aber meist vergeblich blieben, und suchte in der allgemeinen Unruhe und Aufregung nach allen Seiten hin zu beschwichtigen und zu versöhnen, zu rathen, zu trösten und zu vermitteln (vgl. seine in dieser Zeit erschienenen, zum Theil wiederholt aufgelegten Schriften: „Summa christlicher Lehren" 1527; „Seelenarznei für Gesunde und Kranke zu diesen gefährlichen Zeiten" 1529 u. a., auch in lateinischer und niederdeutscher Uebersetzung).

Der Reichstag des Jahres 1530 bildet den Höhepunkt, aber auch das Ende von Rhegius' Augsburger Wirksamkeit. Zu Anfang desselben, vor dem Eintreffen des Kaisers, predigte er wiederholt vor den anwesenden evangelischen Fürsten, besonders dem Kurfürsten von Sachsen und dem Herzog von Braunschweig-Lüneburg, nahm auch Theil an den Unterhandlungen der Theologen über das dem Kaiser zu überreichende Bekenntniß, wie er denn noch oft in seinem späteren Leben sich darüber freute, daß er „dieses Bekenntniß habe machen helfen". Als aber der Kaiser gleich nach seinem Einzug am 16. Juni Einstellung der evangelischen Predigten in der Stadt Augsburg verlangte und der Rath ohne Widerrede sich fügte, so war auch R. verabschiedet. Er blieb noch bis zum 26. August in Augsburg und folgte dann dem Ruf des Herzogs Ernst des Bekenners von Braunschweig-Lüneburg, der ihn in Augsburg kennen gelernt und ihn, vorerst für einige Jahre, als Hofprediger und Superintendent nach Celle berufen hatte. Am 26. August 1530 verließ R. Augsburg, machte unterwegs einen Besuch bei Luther in Koburg, von dem er tiefe, unvergeßliche Eindrücke mit hinwegnahm, und traf den 30. September in Celle ein. Hier erwarteten ihn schwierige und vielseitige Aufgaben. In dem Herzogthum Lüneburg war die Reformation seit

1527 zwar eingeführt, aber noch nicht überall zur Durchführung gekommen; insbesondere waren es verschiedene Klöster und die größte und reichste Stadt des Landes Lüneburg, die noch Schwierigkeiten bereiteten. Kaum hatte R. in Celle seine Wirksamkeit als Prediger und Superintendent (seit 1531) begonnen, so wurde seiner Gegenwart in Lüneburg dringend begehrt. Zweimal reiste er dahin, 1531 und 1532, verweilte beide Male längere Zeit, predigte, disputirte, verhandelte mit dem Rath und den Häuptern der katholischen Partei, überreichte dem Rath eine Kirchen- und Schulordnung, ordnete das Kirchen-, Schul- und kirchliche Güterwesen, führte eine Zeit lang das Amt eines Stadtsuperintendenten und schied zuletzt, wenn er gleich nicht Alles nach seinen und des Herzogs Wünschen erreicht hatte, doch mit dem Bewußtsein, das Evangelium Christi rein und treu gepredigt und einen guten Grund zur weiteren Entwicklung gelegt zu haben (Näheres bei Uhlhorn und Wrede a. a. O.). Nach seiner Rückkehr nach Celle übernahm er nun erst definitiv seit 1534 das Amt eines Superintendenten des cellischen Landes, suchte, von dem Herzog und seinem Kanzler Förster treulich unterstützt, die kirchlichen Einrichtungen allseitig zu befestigen und weiter zu entwickeln, vor Allem die Gemeinden mit tüchtigen Predigern zu versehen, junge Prediger heranzubilden, die vorhandenen zur rechten Verwaltung ihres Amtes anzuleiten, die Klöster zu visitiren und zu reformiren, die kirchlichen Vermögensverhältnisse zu ordnen, störende Einflüsse, wie sie theils von den Anhängern der alten Kirche, theils von den Schwärmern und Wiedertäufern drohten, mit ebenso großer Entschiedenheit als Mäßigung fernzuhalten. Besonders charakteristisch ist in dieser Beziehung die von ihm verfaßte Pastoralinstruction u. d. T. „Formulae caute loquendi de praecipuis christianae doctrinae locis oder Wie man vorsichtig reden soll" 2c. (zuerst gedruckt 1535 in Wittenberg, später in mehr als 20 neuen Ausgaben, deutsch und lateinisch, erschienen, und durch die Aufnahme in das Corpus Doctrinae Wilhelminum und Julium für mehrere norddeutsche Kirchen zu symbolischem Ansehen erhoben — wol eine der besten, jedenfalls aber die berühmteste und weitverbreitetste seiner Schriften). Auch zwei Katechismen verfaßte er, einen kleinen 1535 und einen größeren 1540, beide jedoch nur zum Privatgebrauch bestimmt und niemals zu kirchlicher Einführung gelangt. Aber auch weit über die Grenzen des Lüneburger Landes hinaus erstreckte sich seine Wirksamkeit: so richtete er 1530—31 einen Trostbrief an die bedrängten und verfolgten Protestanten in Hildesheim, half 1533 f. mit zur Neuordnung des Kirchenwesens in der Stadt Hannover, nachdem hier die Reformation im Widerspruch mit dem Landesherrn, Herzog Erich I., nicht ohne starke Erschütterung zur Durchführung gekommen war; half mit bei der Reformation der Städte Minden, Soest, Lemgo 2c. Viel Noth machten ihm auch jetzt in Niederdeutschland wieder wie dereinst in Augsburg die Wiedertäufer, die unter dem Volk viele Sympathien hatten: „nicht bloß dem papistischen Greuel, sondern auch allen Rotten ist R.," wie Luther von ihm rühmt, „mit Ernst feind gewesen, das reine Wort Gottes aber hat er herzlich lieb gehabt und mit allem Fleiß und Treue gehandelt", — als „ein rechter Bischof der niedersächsischen Länder".

Und auch die allgemeinen Angelegenheiten der lutherischen Kirche nahmen ihn — zumal in seinen letzten Lebensjahren — in Anspruch: insbesondere betheiligte er sich an den Verhandlungen über eine zwischen der sächsischen Reformation und den Oberländern herbeizuführende „Concordie": mit Luther wie mit Melanchthon und Butzer persönlich befreundet, hat er einen Hauptantheil an der 1536 zu Stande gekommenen sogenannten „Wittenberger Concordia"; ebenso betheiligte er sich im Auftrag seines Herzogs 1537 an den Verhandlungen in Schmalkalden, sowie an den auf Wunsch des Kaisers eingeleiteten Vergleichsver-

handlungen zu Hagenau 1540. Diese war aber auch seine letzte Arbeit. Schon lange, im Grunde seit seiner Uebersiedelung nach Norddeutschland, wo er sich nie ganz acclimatisirte, kränkelte er und beschäftigte sich mit Todesahnungen, wie er diese besonders ausspricht in seinem 1532 verfaßten, 1537 im Druck erschienenen, später oft wieder abgedruckten und vielgelesenen erbaulichen „Dialogus von der trostreichen Predigt, die Christus den Jüngern in Emmaus gehalten“. Von Hagenau krank nach Celle zurückgekehrt, erholte er sich nicht wieder, sondern starb, erst 52 Jahre alt, am 27. Mai 1541, von Vielen, insbesondere von seinem Herzog und von M. Luther tief betrauert und von diesem mit einem warmen Nachruf geehrt. R. gehört zwar nicht zu den schöpferischen Geistern, nicht zu den grundlegenden Organisatoren, nicht zu den heroischen Charakteren des Reformationszeitalters; ist mehr ein receptives und reproductives Talent, mehr humanistisch als eigentlich theologisch gerichtet, mehr ein Mann der Vermittlung als des Kämpfens und Stürmens, in seinem theologischen und kirchlichen Verhalten theilweise schwankend und unsicher; aber er ist ein ernster, ehrlicher, maßvoller Charakter, ein vielseitig begabter, besonders schrift- und redegewandter, treuer und gewissenhafter Arbeiter und Haushalter in seinem Beruf, weder ein großer Poet, noch ein großer Theolog: aber unter den Reformatoren zweiten Ranges, unter den Mitarbeitern am Bau der evangelischen Kirche in Nord- und Süddeutschland einer der ehrenwerthesten und der liebenswürdigsten.

Seine zahlreichen Schriften (mehr als hundert) sind von seinem Sohne Ernst R. ziemlich vollständig gesammelt und herausgegeben worden: die „Opera latina“, Nürnberg 1561 in drei, die deutschen Nürnberg 1562 und Frankfurt 1577 in vier Foliobänden. Die Titel und Inhaltsangaben siehe bei Jöcher-Rotermund III, 1965; VI, 1566, und im hannoverschen Magazin 1819, Stück 46—47; besonders aber bei Uhlhorn. — Eine ältere Monographie von Heimbürger (U. Rh. nach gedruckten und ungedruckten Quellen. Hamburg und Gotha 1851), sowie die sämmtliche frühere Litteratur ist jetzt theils benutzt theils beseitigt durch das Werk von G. Uhlhorn: „Urbanus R., Leben und ausgewählte Schriften“, Elberfeld 1861, (Väter und Begründer der lutherischen Kirche. Eingeleitet von Nitzsch, VII. Theil). Außerdem sind noch zu vergleichen Keim, schwäbische Reformationsgeschichte, 1858. Roth, Augsburgische Reformationsgeschichte. München 1881. A. Wrede, Einführung der Reformation im Fürstenthum Lüneburg. Göttingen 1887 und Uhlhorn's Artikel in der Protestantischen Realencyklopädie, 2. Aufl. Bd. XIII, 147 ff.

Wagenmann.

Rheidt: Melchior v. R., ein sehr geschickter Kunstschreiner, war schon vor 1590 in Cöln thätig und vollendete im Jahre 1602 die vortrefflichen geschnitzten Arbeiten an den Thüren und Bänken des großen Rathssaales. Wegen des Preises gerieth er mit dem Rath in Zerwürfniß, so daß 1603 zwei erfahrene Meister des Schnitzlerhandwerks von Frankfurt zur Abschätzung berufen wurden. Sie fanden das Portal in und vor der Rathskammer, sowie das Binnenwerk, kunstreich und mit allem Fleiß gefertigt und schätzten das Ganze auf 700 Reichsthaler. Aus den Rathsverhandlungen geht übrigens hervor, daß er ein unfriedlicher Mann gewesen, der durch sein „stetiges Trinken und Schwärmen“ scandalöse Auftritte veranlaßte. Zuletzt ist seiner beim Jahre 1624 erwähnt.

J. J. Merlo.

Rheinau: Walther v. R., geistlicher Dichter aus dem Aargau, der um die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts ein nahezu 15 000 Verse umfassendes Marienleben auf Grund der damals sehr beliebten Vita beatae virginis et salvatoris metrica — vgl. über diese den Artikel Philipp der Karthäuser — dichtete. Der Dichter nennt sich am Schlusse dieses Werkes und gibt als seine

Heimath Bremgarten a. d. Reuß an; er lebte in dürftigen Verhältnissen und mußte sich mit Schreiberarbeit seinen Lebensunterhalt verdienen (289, 40 ff. nôtig gnuog nâch und vorn, des meistig aller bejag an schrîbens arbeit gelag). Er kann also nicht Mönch im Benedictinerkloster Rheinau gewesen sein, und der Zusatz von Rînouwe bei seinem Vornamen weist uns auf ein Geschlecht de Rinouwe, das sich in den seiner Heimath benachbarten Städten Zürich und Winterthur nachweisen läßt. Ein besitzloser Sprößling dieser angesehenen und begüterten Familie mag unser Walther gewesen sein. Die landläufige theologische Gelehrsamkeit kann er leicht in einer Klosterschule mit dem Latein erworben haben.

Seine Sprache würde noch auf die Zeit vor 1300 passen. Da er aber bereits das Passional kennt, welches schwerlich vor dem letzten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts gedichtet ist, so dürfen wir sein Werk wol erst um den Anbruch des neuen Jahrhunderts ansetzen. Er steht seiner Quelle mit weniger Tact und Selbständigkeit gegenüber als andere Dichter und folgt ihr zuweilen auf Irrpfaden des Geschmackes, welche selbst der trockene und poesielose Karthäuser Philipp gemieden hatte. Aber er hat an den Personen der heiligen Geschichte mehr als das Interesse des frommen Herzens: in den Seelenschilderungen tritt das Streben nach psychologischer Vertiefung deutlich hervor. Der Mangel eigener Begabung und eines höheren Schwungs der Phantasie wird besser als etwa bei Bruder Philipp verdeckt durch eine gute litterarische Bildung. Auf Walther's Sprache ruht noch ein Abglanz der höfischen Blüthezeit, deren beste Traditionen ihm durch Konrad v. Würzburg und besonders durch den Dichter des Passionals vermittelt werden. Vielleicht stand auch er wie dieser Letztere in Beziehungen zu einer Commende des deutschen Ordens, in dessen Kreisen sich die lateinische Quelle und ihre Bearbeitungen besondern Ansehens erfreuten.

Handschriften: in Stuttgart (Cod. theol. N. 22) und in Karlsruhe (Nr. 35, besser, aber am Schlusse defect), dazu ein Züricher Fragment. — Ausgabe der Stuttgarter Handschrift (mit theilweiser Heranziehung der Karlsruher) von A. v. Keller in vier Tübinger Fest- und Decanatsprogrammen 1849, 1852, 1853, 1855. — A. Voegtlin, W. v. R. und seine Marienlegende (Straßb. Diss.) Aarau 1886. — A. Hauffen im Anzeiger f. deutsch. Alt. 14, 35 ff. und in der Zeitschrift für deutsches Alterthum 32, 337 ff.

Edward Schröder.

Rheinbaben: Albert Baron v. R., preußischer General der Cavallerie, als Sohn des 1843 zu Neisse gestorbenen Generallieutenants Baron Heinrich v. R. am 3. Mai 1813 zu Breslau geboren, im Cadettencorps erzogen, kam 1830 als Secondlieutenant zu dem in Breslau in Garnison stehenden 1. Cürassierregiment, in welchem er fast sechzehn Jahre lang diente, bevor er Premierlieutenant wurde, doch war er bereits früher in die höhere Adjutantur gelangt, ein Verhältniß, welches ihm 1849 ein Commando zur österreichischen Armee nach Ungarn vermittelte. Er war Adjutant beim Generalcommando des 6. Armeecorps in Breslau, als dieses Anfang Sommer jenes Jahres den Auftrag erhielt, einen Officier zu entsenden, welcher über den Verlauf des Krieges zwischen den Oesterreichern und den mit ihnen vereinigten Russen einer-, den aufständischen Magyaren anderseits fortlaufend berichten sollte. General v. Lindheim sandte den Premierlieutenant v. R., welcher sich der Aufgabe mit Geschick entledigte. Nicht lange nachher kam dieser in den Generalstab, ward dann militärischer Begleiter des Prinzen Albrecht (Sohn) von Preußen, kehrte 1857 in den Truppendienst zurück und nahm am Kriege von 1866 in Böhmen als Commandeur der 1. leichten Cavalleriebrigade im Cavalleriecorps der 1. Armee theil, 1868 ward er Commandeur der 9. Division in Glogau. Als im J. 1870 zum Kriege gegen

Frankreich mobil gemacht und Cavalleriedivisionen aufgestellt wurden, denen eine vielseitige Verwendung auf dem Schlachtfelde und eine, von der bisher gewohnt gewesenen abweichende, Thätigkeit im strategischen Aufklärungs- und Sicherheitsdienste zugedacht waren, erhielt Generallieutenant v. R. das Commando der stärksten unter denselben, der 5.; sie zählte 8 Reiterregimenter, während die anderen 6 oder 4 hatten. Mit einem Theile derselben griff er schon am 6. August bei Spicheren in das Gefecht ein; dann war es seine Division, welche zuerst in dem beabsichtigten Sinne zu strategischen Zwecken verwendet wurde, indem sie auf dem Wege nach Metz den dorthin marschierenden Armeen voranging. An den Kämpfen des 16. August bei Vionville-Mars la Tour hatte sie reichen Antheil, focht aber nicht vereint, sondern brigaden- oder regimenterweise. Während der Kämpfe um Sedan war sie zur Aufklärung und Sicherung gegen Mézières und Rheims entsendet, und während der Belagerung von Paris hatte sie die Einschließungstruppen gegen Angriffe von Westen her zu decken; gegen Ende des Feldzuges rückte sie unter dem Großherzog von Mecklenburg nach dem Perche und der Normandie. Bald nach Beendigung des Krieges ward General v. R. zu einer anderen Wirksamkeit berufen, indem er am 21. November 1872 zum Generalinspecteur des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens ernannt wurde. Er ward hier der Nachfolger des Generals v. Peucker (s. d.) und hatte die unter diesem begonnenen Einrichtungen, namentlich die Reorganisation des Cadettencorps, weiter auszuführen. Zunehmende Kränklichkeit zwang ihn, bald nachdem er im Sommer 1880 sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum gefeiert hatte und bei dieser Gelegenheit zum Chef des Schleswig-Holsteinschen Dragonerregiments Nr. 13 ernannt worden war, um seine Versetzung in den Ruhestand zu bitten. Er erhielt dieselbe am 13. October, zog sich auf sein Gut Treppeln bei Krossen an der Oder zurück und starb dort, wenige Tage später, am 1. November 1880.

Militär-Wochenblatt, Berlin 1880, Sp. 1183, 1259, 1639.

B. Poten.

Rheinbaben: Georg Wilhelm v. R., Herzogl. sachsen-weimarischer Minister, aus einer schlesischen Familie entsprossen, etwa um 1675 geboren, war frühzeitig nach Thüringen gekommen, wo man ihm zuerst im J. 1704 in Weimar als Hofmarschall begegnet. Obgleich er in dieser Stellung sich der hohen Gunst des Herzogs Wilhelm Ernst erfreute, fand er sich doch im J. 1710 veranlaßt, seinen Abschied zu geben und die ihm angebotene Stelle als Regierungspräsident beim Herzog von Coburg-Saalfeld anzunehmen. Herbeigeführt ward dieser Schritt durch die damals beginnenden Zwistigkeiten, die der Herzog mit seinem, im J. 1709 mündig gewordenen Neffen Ernst August (s. A. D. B. VI, 317) hatte, welcher, einem leidigen Familiengesetze zur Folge, zum Mitregenten hatte ernannt werden müssen. Der ältere Herzog behauptete das ihm gebührende Principat, die eigentlich ausübende Macht und Gewalt; der jüngere, energisch und leidenschaftlich, wollte sich dem nicht unterwerfen. Daraus entstanden Streitigkeiten in unzähliger Reihenfolge, so daß schließlich im J. 1723 ein kaiserliches Rescript dem jüngeren Herzog Mäßigung und Nachgiebigkeit auferlegte. Alles dies hatte der scharfsichtige R. vorhergesehen, und da er ebensowol den Herzog Wilhelm Ernst als weisen Regenten verehrte und hochstellte, wie er andererseits den mannigfachen guten Eigenschaften des Herzogs Ernst August Gerechtigkeit widerfahren ließ, was ihm durch dessen höchstes Vertrauen erwiedert wurde, so zog er vor, einer derartigen schwierigen Stellung sich zu entziehen, als einziges Mittel, dem alten Herrn gegenüber seine Ergebenheit unvermindert zu bewahren, und zugleich seine persönlichen Beziehungen zum jungen Herrn nicht abzubrechen. Er erreichte auch diese Absicht so vollständig, daß er bei der

infolge des erwähnten kaiserlichen Rescripts stattfindenden sogenannten Mediations-Conferenz als Bevollmächtigter des Herzogs Ernst August fungirte, und daß nach dem Tode des Herzogs Wilhelm Ernst im August 1728 er sofort als erster Minister nach Weimar berufen ward. In dieser Stellung hat er dann noch elf Jahre lang dem Fürsten und dem Lande die wichtigsten Dienste geleistet. Seinem Einflusse ist es wesentlich zuzuschreiben, daß der Anfang der neuen Regierung sich nicht durch hastige und überstürzte Neuerungen bemerkbar machte, was nach dem Charakter des Herzogs wohl zu befürchten war. Für bessere Verwaltung des Landes und regelmäßigere Justizpflege wurde eifrig gesorgt, Gewerbe und Handel wurden gehoben, gemeinnützige Bestrebungen unterstützt; Vieles geschah für die Schulen des Landes, für das Gymnasium zu Weimar, für die Universität Jena. Nicht bloß bei vielfachen reorganisatorischen Verordnungen war R. seinem Fürsten von Werth; auch negativ hatte er seine großen Verdienste, indem er den jähzornigen und halsstarrigen Herzog vor manchen Extravaganzen zu bewahren wußte, wie deren nach Rheinbaben's im J. 1739 erfolgten Tode vielfältig zur Erscheinung kamen. Er stand fortwährend im höchsten Ansehen bei dem Herzog, der bei Gelegenheit einer den Minister heimsuchenden Krankheit einem Verwandten schrieb: „Wie höchst bekümmert ich darüber bin, können Sie sich leicht einbilden; denn dies ist der beste Minister von der ganzen Welt, in allen Tugenden und Geschicklichkeiten und der eine Sache reell und unintereſſirt weiß zu tractiren, und der Unsers fürstlichen Hauses Zustand am meisten inne hat." Auch von anderen Zeitgenossen wird R. aufs vortheilhafteste geschildert; der bekannte Pöllnitz, der selten seiner bösen Zunge einen Zügel anlegt, sagt von ihm: „Der Baron v. Reinbaben hat den Titel Präsident des Staatsraths. Er ist ein Mann von guter Familie, aus Schlesien, von sehr großer Capacität, dessen Sanftmuth und Bescheidenheit wenig ihres Gleichen finden, — der in seiner Jugend viel gereist ist, und sich das Gute aller Nationen die er besuchte, anzueignen wußte. Er spricht verschiedene Sprachen, ist ein großer Historiker, weiser Jurist, und guter Dichter. Trotz der Geschäfte mit denen er betraut ist, und der Sorgen die er einer zahlreichen Familie widmet, studirt er noch ohne Unterlaß, und ist nie zufriedener als wenn er sich von seinen Büchern umgeben sieht. Dabei ist er jedoch keineswegs ein Feind der Vergnügungen, er genießt sie ohne sich ihnen hinzugeben, und nimmt sie hin ohne sie aufzusuchen. Um sein Porträt zu vollenden, muß ich hinzufügen was von ihm ein Fürst sagte, der ihn genau kannte: „Sollte die Rechtschaffenheit durchaus von der Erde verschwunden sein, wäre ich sicher sie beim Baron v. Reinbaben wiederzufinden!"

S. auch: Ernst August, Herzog von Sachsen-Weimar-Eisenach. Von Carl Freiherrn v. Beaulieu-Marconnay. Leipzig 1872.

v. Beaulieu-Marconnay.

Rheinbaben nimmt unter den Dichtern des ausgehenden siebzehnten und beginnenden achtzehnten Jahrhunderts keine hervorragende Stelle ein. Seine Dichtungen (George Wilhelms von Reinbaben Fürstl. Sachsen-Weimarischen Geheimen Raths und Ober-Hof-Marschalls Poetische Uebersetzungen und Gedichte. Weimar gedruckt bey Joh. Leonhard Mumbachen. F. S. Hofbuchdruckerei 1711) stehen zwar, namentlich in formaler Beziehung, den Leistungen einflußreicher Poeten jener Zeit nicht nach; aber er scheint, dem litterarischen Cliquenwesen abhold, es nicht verstanden zu haben, sich geltend zu machen. Die Bezeichnungen „anderer Taß" und „der schlesische Marin" mit denen ihn S. Franck beehrte, sind vereinzelt geblieben. Die Sammlung seiner Werke enthält eine recht flüssige Uebersetzung der „Aminta" von Torquato Tasso, eine weniger glatte Uebertragung der beliebten Boursault'schen Comödie „Esope à la cour" und die

Uebersetzung mehrerer Gedichte aus dem Lateinischen, Französischen und Italienischen. Die eigenen Schöpfungen nehmen in dem umfangreichen Bande den bescheidensten Raum ein. Aus seinen vereinzelten geistlichen Gedichten spricht ebensowenig eine bestimmte poetische Individualität wie aus seinen weltlichen, in denen er den Wort-, Formel- und Bilderschatz der zeitgenössischen schlesischen Dichtung handhabt. Nicht ohne Werth für die Erkenntniß seiner Neigungen und seines Charakters ist die umfangreiche Vorrede zu seinen poetischen Werken, in der er neben einer Vertheidigung des Tasso gegen die bekannten Angriffe, Aeußerungen über Dichten und Dichter macht, die mit der Tendenz seiner Gedichte zusammengehalten, Zeugniß für sein edles und für die Poesie begeistertes Wesen ablegen.

De nobilibus Germanorum poetis, sive von Adelichen Teutschen Poeten, von Thomas Burckhard. Regiomonti 1715.

Max v. Waldberg.

Rheinfelden: Bertold v. R., Gegenherzog in Schwaben, † am 18. Mai 1090. Als der Gegenkönig Heinrich's IV. Rudolf (s. d.), der frühere Herzog von Schwaben, im Kriege gegen den König 1080 gefallen war, ferne von Schwaben, das er nach seiner Erhebung noch im J. 1077 hatte räumen müssen, da wurde dessen junger Sohn Bertold, während Friedrich v. Staufen (s. A. D. B. VIII, 31) Heinrich's IV. Sache in Schwaben führte, wenigstens dem Namen nach der Vorkämpfer der päpstlich gesinnten Partei in dem Lande; denn wie Friedrich schon 1079 durch Heinrich IV., unter Zusage der Hand der Königstochter Agnes, mit dem Herzogthum Schwaben belehnt worden war, so hatte der durch den König als Herzog von Baiern abgesetzte Welf mit anderen Anhängern Gregor's VII. im gleichen Jahre zu Ulm B., welcher bei dem Abzuge des Vaters Rudolf nach Sachsen in der Obhut Welf's und de Zähringer belassen worden war, als Herzog eingesetzt und demselben die Huldigung darbringen lassen. Welf konnte sich allerdings dabei darauf stützen, daß dem jungen Sohne Rudolf's früher durch Heinrich IV. die Nachfolge im Herzogthum zugesichert worden sei. Um diese beiden Ansprecher auf die Herzogsgewalt, Friedrich und B., sammelten sich jetzt in Schwaben die Bewaffneten aus beiden Lagern, und in schwerer Weise verwüstete der innere Krieg die Gebiete besonders an der Donau. Unter eifriger Betheiligung des päpstlichen Legaten, des Bischofs Altmann von Passau (s. A. D. B. I, 370), welcher in Constanz Bertolf als Gegenbischof wählen ließ, wurde der Kampf geführt, Augsburg dabei in zerstörender Weise 1080 heimgesucht; auch der 1081 erwählte Gegenkönig Hermann (s. A. D. B. XII, 147 und 148) suchte in Schwaben seinen Machtbereich auszudehnen. Aber das Glück der Waffen nahm einen sehr ungleichen Fortgang, und B. selbst mußte 1084 nach Burgund, wo eine seiner Burgen durch Anhänger Heinrich's IV. belagert wurde, sich von Schwaben her Waffenhülfe bieten lassen. Ein großer Erfolg war dagegen im gleichen Jahre die Einsetzung des höchst thatkräftigen Zähringers Gebhard als Bischof von Constanz an die Stelle des ganz bedeutungslos gebliebenen Bertolf (s. A. D. B. VIII, 454). Doch das Sinken der Macht des Gegenkönigs Hermann, endlich dessen unrühmlicher Tod 1088 verringerten nothwendig auch Bertold's Ansehen, der überhaupt voran durch die Anlehnung an die Zähringer — Bertold, das Haupt des Hauses, war durch Rudolf's Tochter, Agnes von Rheinfelden, Bertold's Schwager — noch ein gewisses Ansehen behauptete. B. starb, noch in jungen Jahren, ohne Nachkommenschaft zu hinterlassen, und dieses Erlöschen des Rheinfelder Hauses vermehrte nothwendig die Macht der Zähringer, aus denen nun Bertold 1092 als Gegenherzog die Leitung des Kampfes in Schwaben gegen Friedrich übernahm.

Meyer v. Knonau.

Rheinwald: Georg Friedrich Heinrich R., geb. am 20. Mai 1802 zu Scharnhausen in Württemberg als Sohn eines Predigers, studirte seit 1820 in Tübingen, seit 1823 in Berlin die Theologie, habilitirte sich in letzterer Stadt 1826 als Privatdocent der evangelischen Theologie, wurde daselbst 1830 außerordentlicher und am 13. Juli 1833 zum ordentlichen Professor der evangelischen Theologie in Bonn ernannt, worauf ihn die Tübinger Facultät zum Dr. theol. machte. Nachdem er im Winter 1833/34 und Sommer 1834 in Bonn gelesen, auch am 3. Mai 1834 sich als Ordinarius habilitirt hatte, entfernte er sich im Herbst von Bonn wegen eines stadtkundigen Gerüchts über eine unsaubere Geschichte. Die evangelisch-theologische Facultät forderte, daß er das Halten von Vorlesungen unterlasse. Nach einer Untersuchung und längerer Verhandlung genehmigte der Minister mit Erlaß vom 5. Juni 1836, daß er keine Vorlesungen halte, theilte dann am 7. Juni 1843 mit, daß er durch Cabinetsordre seiner Stellung enthoben und zur Disposition des Ministeriums gestellt sei. Er wurde in diesem zu Arbeiten verwendet. Seine Thätigkeit als Schriftsteller ist besonders den damaligen kirchenpolitischen Fragen gewidmet. „Acta historico-ecclesiastica saeculi XIX." Berlin und Hamburg 1837—1840. 3 Bände. Enthält manche hier zuerst veröffentlichte Documente. „Allgemeines Repertorium für die theologische Litteratur und kirchliche Statistik." Berlin 1833 ff. „Das schwarze Buch oder die enthüllte Propaganda Belgiens. Aus dem Französischen mit einleitenden Bemerkungen". Altenburg 1838. „Ueber die Union." Berlin 1839. Berliner Allgemeine Kirchenzeitung 1839 ff. „Wanderungen eines sächsischen Edelmannes zur Entdeckung der wahren Religion. Ein Seitenstück zu den „Wanderungen eines irländischen Edelmannes zur Entdeckung einer Religion von Thom. Moore." In Gemeinschaft mit einem Freunde herausgegeben." 3 Thle. Berlin 1835 f.

Neuer Nekrolog 1849, S. 397. — Bonner Universitätsacten.

v. Schulte.

Rhenanus: Beatus Rh., mit eigentlichem Namen Bild heißend, geboren 1485 zu Schlettstadt, † am 19. Mai 1547 zu Straßburg i. E., Humanist, Philologe und Historiker. — Der Vater des R., der Fleischer Anton Bild, wanderte aus seinem Heimathsdorf Rheinau nach der elsässischen Reichsstadt Schlettstadt aus, weshalb er hier Rheinauer hieß (latinisirt Rhenanus). Obgleich die Stadt nicht groß war, zeichnete sie sich damals doch durch Wohlstand aus, der sich auf den ergiebigen Ackerbau in der fruchtbaren Ebene und den Handel mit elsässischen Weinen gründete. Zugleich blühte die städtische Lateinschule, welche von 1441—1477 der Westfale Dringenberg und nach ihm Crato Hofmann aus Udenheim, „ein Freiburger Schulmeister" bis 1501 und nach ihm Hieronymus Gebwiler im Geiste des damals aufstrebenden Humanismus leitete. Dieser ausgezeichneten Trivialschule, aus welcher, nach einem bei den Humanisten beliebten Vergleiche, eine große Anzahl ausgezeichneter Schüler hervorgingen wie die griechischen Helden „aus dem trojanischen Rosse", verdankt auch Rh. seine tüchtige Schulbildung. Bezeichnend für die Leistungen der Schule, die früher auch Wimpfeling besuchte, sind die Namen folgender Männer: Jakob Spiegel, kaiserlicher Rath, Matthias Ringmann Philesius, der bekannte Gelehrte, Paulus Phrygio, der spätere Reformator, Jakob Villinger, kaiserlicher Schatzmeister, Martin Bucer, der Straßburger Reformator, Matthias Schürer, der bekannte Drucker und viele andere. Rh. genoß speciell den Unterricht von Hofmann und Gebwiler. Seine Studien setzte er alsdann an der Pariser Hochschule fort, wo er 1503 als Baccalar und 1504 als Licentiat eingetragen ist (Al. Budinsky, Die Universität Paris und die Fremden im Mittelalter, S. 121). Damals lehrte in Paris der Spartaner Georgios Hermonymos griechisch, bei dem auch

Rh. hörte, von dem er aber später sagte, er sei nicht sowohl durch seine Gelehrsamkeit als durch sein Vaterland berühmt. Am innigsten wurde des Rh. Verhältniß zu Jakob Faber Stapulensis, dem berühmten Aristoteliker, der über Physik und Dialektik las, und der seinen Schüler Rh. auch selbst liebgewann. Rh. hat später dem verehrten Lehrer den schuldigen Dank in Form der Widmung eines Buches („Divini Gregorii Nyssae Episcopi, libri octo etc.“, Argent. 1512) abgetragen. Ebenso wurde Rh. ein dankbarer Schüler des Jodocus Clichtoveus, des Doctors der Sorbonne und des Faustus Andrelinus aus Forli, der unter großem Zulaufe lehrte. Unter den befreundeten Studenten trat ihm besonders nahe Michael Hummelberg von Ravensburg, der früher in Heidelberg studirt hatte, und mit dem die Freundschaft bis zu dem frühen Tode Hummelberg's dauerte. Mit tüchtigen sprachlichen Kentnissen ausgerüstet, kehrte der junge Elsässer, vermuthlich 1507, in seine Heimath zurück, wo er die nächsten Jahre in Schlettstadt und noch mehr in Straßburg zubrachte. Die schon in Paris begonnene Thätigkeit in den Buchdruckereien setzte er in Straßburg eifrig fort. Sein erster Straßburger Druck aus dem Jahre 1508, die Ausgabe von „Henrici quarti Romani Imperatoris bellum contra Saxones heroico carmine descriptum“, erschien bei Johannes Grüninger. Zahlreicher waren die Drucke, welche er bei Matthias Schürer in Straßburg von 1509—1511 erscheinen ließ, meist Ausgaben von Schriften italienischer oder französischer Humanisten, darunter auch die „Epistolae prouerbiales et morales longe lepidissimae nec minus sententiosae“ seines Pariser Lehrers P. Faustus Andrelinus (1508). Eine beachtenswerthe Arbeit aus dieser Zeit ist die Lebensbeschreibung des berühmten Straßburger Predigers Geiler von Kaisersberg, welche an der Spitze von dessen Narrenschiff 1510 erschien.

Seit 1511 begegnet uns Rh. in Basel, wieder in Verbindung mit den großen Buchdruckern, welche damals in Basel, dem Leipzig des 16. Jahrhunderts, ihren Wohnsitz hatten. Hier vermuthlich wurde er auch mit dem berühmten Desiderius Erasmus bekannt. Aus der Bekanntschaft wurde bald eine innige Freundschaft, trotzdem daß Rh. beinahe zwanzig Jahre jünger war. Er gab sich große Mühe mit der Veröffentlichung Erasmischer Schriften verschiedenen Inhaltes, machte auch gelegentlich den Vermittler zwischen Erasmus und anderen Gelehrten. So konnte z. B. Zwingli Rh. bitten, Erasmus und Luther wieder mit einander auszusöhnen, was freilich nicht gelungen ist. Er lebte im Hause des bekannten Buchhändlers Johannes Amerbach und vervollkommnete sich gemeinsam mit dessen Söhnen Bruno, Bonifaz und Basilius durch den Unterricht des Nürnberger Dominicaners Johannes Conon (Kuno), der neuerdings aus Italien zurückgekehrt war, im Griechischen. Dem 1513 gestorbenen Lehrer sprach Rh. seinen Dank in einer pietätsvollen Grabschrift aus. Auch im Hause des Buchhändlers Froben war Rh. ein gern gesehener Gast. Später gab er auch einigen jungen Leuten Unterricht in den alten Sprachen und nahm Albert Burer aus Brugg zum Famulus an. Im Sommer 1519 verließ er Basel wegen der Pest und begab sich nach Schlettstadt. Von jetzt an wechselt sein Aufenthalt mehrfach zwischen Basel und Schlettstadt, bis er 1526 mit seinem Famulus Rudolf Berz ganz nach Schlettstadt übersiedelt und in dem stattlichen, von dem im J. 1521 gestorbenen Vater ererbten Hause ein gelehrtes Stillleben führt. Es scheinen die religiösen Wirren in Basel zu dem Entschlusse der Uebersiedelung in die katholisch bleibende Vaterstadt mitgewirkt zu haben, wie aus demselben Grunde sein hochgeschätzter Erasmus sich auf einige Jahre nach Freiburg begab. In Schlettstadt blieb er bis an das Ende seines Lebens, nur daß er ab und zu kleine Reisen unternahm, z. B. nach Straßburg oder Basel oder im J. 1530 nach Augsburg, wo er Peutinger und dessen Bibliothek kennen lernte.

Erst einige Jahre vor seinem Tode heirathete er die Wittwe Anna Braun, die aber nicht einmal zu ihm zog, sondern in ihrem Hause wohnen blieb. Wegen eines schweren Leidens suchte er 1547 in den Heilquellen von Baden-Baden Linderung, starb aber auf der Heimreise am 20. Juli in Straßburg. Um sein Sterbebette standen die evangelischen Prediger Straßburgs, darunter auch sein Landsmann Martin Bucer. Sein Leichnam wurde nach Schlettstadt gebracht und in der Pfarrkirche begraben. Seine Bibliothek vermachte er seiner Vaterstadt, wo sie noch jetzt aufbewahrt wird. Die in derselben befindlichen handschriftlichen Briefe sind gemeinsam mit anderen von Adalbert Horawitz und mir herausgegeben worden. Aus seinem Briefwechsel gewinnt man ein Bild des ausgedehnten Kreises, mit dem er als Freund und Gelehrter verkehrte. Kaum daß ein einziger von den glänzenden Namen des deutschen Humanismus fehlt. Spalatin vermittelt den Verkehr mit Kurfürst Friedrich von Sachsen. Mit Willibald Pirkheimer, Sebastian Münster, Johannes Huttich und Johannes Aventinus verkehrt er über Fragen der deutschen Geschichte. Mit den zahlreichen Erasmianern, wie Ulrich Zasius, Johann Botzheim, Michael Hummelberg, Hieronymus a Lasco, Paul Volz u. a. wechselt er fleißig Briefe, in denen nicht nur von dem allverehrten Humanistenfürsten Erasmus, sondern auch von allen wichtigen Zeitfragen wissenschaftlichen Charakters die Rede ist. Mit den Buchdruckern Amerbach, Froben, Schürer, Herwagen, Episcopius, Oporinus u. a. verhandelt er über Verlagswerke, aber auch über andere wichtige Dinge. In früherer Zeit, ehe er sich kühl von der Reformation zurückzog, begegnen uns unter seinen briefschreibenden Freunden auch zahlreiche reformatorische Männer, wie Martin Bucer, Johannes Oekolampad, Otto Brunfels, Ulrich Zwingli, Paulus Phrygio, Wolfgang Capito. Mit Luther und Melanchthon hat ein brieflicher Verkehr nicht stattgefunden, so sehr sich gemeinsame Freunde bemühten, wenigstens Melanchthon und Rh. einander nahe zu bringen. Seine Stellung zur Reformation ist die gleiche wie bei Erasmus. Vor dem Auftreten Luther's klagt er über die Unwissenheit der Geistlichkeit und den sittlichen Verfall der Kirche. Die Scholastiker sind auch ihm „Sophisten“. Den Ablaßhandel fand er nicht lächerlich, sondern beweinenswerth. Aber der frühere Freund Hutten's und Zwingli's wurde mit den Jahren vorsichtiger. Erasmus war die Sonne, nach der er sein Gesicht wandte. Vermuthlich ging es ihm, wie dem Juristen Zasius, der schließlich den Bauernkrieg von 1525 als ein Werk Luther's ansah und deshalb zur katholischen Kirche zurückkehrte. Ohnehin war er durch den Aufenthalt in dem streng katholischen Schlettstadt zur größten Vorsicht genöthigt. Doch kann er in seinem Herzen kein streng gläubiger Katholik gewesen sein. Nach seinem Tod schrieb sein Freund Hedio über ihn: „Die wahre Religion (womit das evangelische Bekenntniß gemeint ist) liebte er unzweifelhaft, wenngleich er sich den (katholischen) Ceremonien seiner Vaterstadt angepaßt hat, darin vielleicht der Meinung des Erasmus folgend“. Damit stimmt im wesentlichen, was sein Biograph Johannes Sturm von seiner Religion erzählt. Alle Zeitgenossen aber sind über die Reinheit seines sittlichen Charakters, seine Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit einig. Der große Gelehrte war zugleich auch ein warmer Vaterlandsfreund.

Sehr groß ist die Zahl der von ihm zum Drucke beförderten oder verfaßten Werke. Der Index bibliographicus, welcher der Ausgabe seines Briefwechsels beigegeben ist, zählt 68 Nummern, welche Gustav Knod noch um einige vermehrt hat. Aus der Zahl der Schriften, bei deren Drucklegung er betheiligt gewesen oder die er selbst herausgegeben hat, mögen folgende hervorgehoben sein: „P. Fausti Andrelini Foroliuiensis epistolae prouerbiales etc.“ (Argentor. Schürer 1508), „Lodovici Bigi Pictorii etc.

opuscul. Christianor. libri tres etc." (Argent. 1509), „P. Fausti Andrelini Foroliuiensis De virtutibus carmen" (Argent. Schürer 1509), „M. Antonii Coccii Sabellici libri exemplorum libri X" (Argentor. Schürer 1509), „Opera Pomponii Laeti" (Argentor. 1510), „Pandulphi Collenucii Pisaurensis apologi quatuor" (Argent. 1511). Zugleich besorgte er Ausgaben von Schriften seines Freundes Erasmus: Moriae Encomium cum commentariis Gerhardi Listrij (Basil. 1515), damit verbunden des Erasmus Epistola apologetica ad Martinum Dorpium theologum, die Uebersetzung von Theodorus Gaza durch Erasmus (Basil. 1516), Scarabeus cum scholiis, Silenus, Alcibiades (Basil. 1517), Enchiridion militis Christiani (Basil. 1518), Familiarium colloquiorum formulae (Basil. 1518), Auctarium selectarum aliquot epistolarum (Basil. 1519), Ratio seu compendium verae theologiae (Basil. 1519), Catalogi duo operum und dabei „Epitaphiorum ac tumulorum libellus, quibus Erasmi mors defletur" (Basil. 1536), dann die Gesammtausgabe der Werke des Erasmus (Basel 1540).

Daneben wandte er seinen Scharfsinn und seine Arbeitskraft auch einzelnen classischen Schriftstellern zu. Seine Ausgaben, zu denen er nach Kräften sich um Handschriften bemühte, werden von den Herausgebern noch jetzt beachtet. Es sind zu erwähnen: „C. Plinii Secundi Novocomensis Epistolarum libri decem" (Argent. 1514), „C. Plinii Secundi De viris illustribus, Suetonii Tranquilli De claris Grammaticis etc." (Argent. 1514), „L. Annaei Senecae De morte Claudii Caesaris" (1515), „Quintus Curtius" (Argent. 1518), „P. Cornelii Taciti historia augusta" (Basil. 1519), ganz besonders wichtig ist seine Ausgabe des „Velleius Paterculus" (Basil. 1520), die editio princeps dieses Schriftstellers, die jetzt selbst dem Werth einer Handschrift gleichkommt, da der von Rh. benutzte Codex verloren gegangen ist; ferner „Opera L. Annaei Senecae" (Basil. 1529) von Erasmus, wobei Rh. nur für einen Theil mitwirkte; „Cornelii Taciti Annales" (Basil. 1533), „Livius" (Basil. 1535). Auch die kirchlichen Schriftsteller erfreuten sich seiner Sorgfalt. Bekannt sind seine Ausgaben des Gregor von Nyssa (Arg. 1512), Prudentius (Selestadii 1520), Tertullian (Basil. 1521), „Autores histor. ecclesiasticae" (Basil. 1523), Origenes (Basil. 1536). Anerkannt ist seine Begabung für die Conjectur, zu der er erst griff, wenn ihm die Handschrift unzureichend erschien. Den größten Ruhm bei seinen Zeitgenossen erntete er durch sein Geschichtswerk „Rerum Germanicarum libri tres" (Basil. 1531), das durch seine Sorgfalt und Gelehrsamkeit allgemeine Anerkennung fand. Melanchthon bezeichnet ihn deshalb als den „hochgelehrten Herrn Rhenanus". Den Historiker Rh. würdigt Horawitz mit folgenden Worten: „Gegenüber dem rhetorischen Wesen Bebel's, der compilirenden Tendenzgeschichte Wimpheling's, dem poetisirenden Celtis und dem sehr verdächtigen Trithemius ist er der einzige, der den Namen des Geschichtsforschers verdient. Denn er allein hat Methode, Unparteilichkeit und macht die schwere, aber unerläßliche Arbeit der Kritik durch. Einzelne dieser Vorzüge theilen auch andere Zeitgenossen mit ihm, doch in der philologischen Methode ist er allen überlegen."

Die erste Biographie des Rh. von dem berühmten Straßburger Pädagogen Johannes Sturm (Basel 1551). — Die älteren Arbeiten antiquirt Ad. Horawitz, Beatus Rhenanus (Sitzungsberichte der Wiener Akademie, philol.-histor. Classe, Bd. LXX (1872), Bd. LXXI (1872), Bd. LXXII (1872). Auch separat erschienen (Wien, Karl Gerold's Sohn). — Ad. Horawitz, Die Bibliothek und Correspondenz des Beatus Rhenanus (Sitzungsberichte der Wiener Akademie [phil.-hist. Classe]), Bd. LXXVIII (1874). — Ad. Horawitz und Karl Hartfelder, Briefwechsel des Beatus Rhenanus, Leipzig 1886. — Gust. Knod im Centralblatt für Bibliothekswesen, 1887. S. 305—315.

K. Hartfelder.

Rhete: Georg R., einer der beiden ersten Buchdrucker Stettins, soll nach einer Angabe gleichzeitig mit Andreas Kellner (s. A. D. B. XV, 588, 589) 1569 daselbst eine Buchdruckerei errichtet haben. Nach einer anderen Ueberlieferung jedoch, die vermuthlich die richtigere ist, hat R. erst im J. 1577 zu drucken begonnen, welche Annahme dadurch bestärkt wird, daß ein früherer Druck von ihm nicht bekannt ist. Zur Einführung in Stettin gelangte die Druckkunst im J. 1569, als der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg den Drucker Johann Eichhorn von Frankfurt a. O. aufforderte, in Stettin eine Druckerei anzulegen. Dieser errichtete dann allerdings unter seinem Namen daselbst eine Officin, zu deren Betrieb aber sandte er seinen Schwiegersohn Andreas Kellner dahin. R., der ursprünglich Subdiakonus und Küster an der St. Marienkirche daselbst war, scheint nur wenige Jahre seine Kunst ausgeübt zu haben, denn schon bald darauf finden wir seinen Sohn Joachim R. als Besitzer der Druckerei genannt. Dieser machte im J. 1591, als der bereits genannte Kellner gestorben war, den Versuch, die fürstliche Concession desselben für sich zu erwerben, um deren Uebertragung aber auch für sich und ihre Kinder die Wittwe Kellner's gebeten hatte. Herzog Johann Friedrich bewilligte nun zwar das Gesuch der beiden Parteien durch Verfügung vom 20. Mai 1592, aber dem Joachim R. ward es zur Pflicht gemacht, keine von den Büchern nachzudrucken, welche in der Kellner'schen Officin erschienen waren. Am 11. October 1596 wurde dem Joachim R., wie auch den Erben Kellner's, befohlen, außer den gewöhnlichen Schulbüchern und Kalendern durchaus keine Bücher zu drucken, sie möchten Namen haben, welche sie wollten, und zwar bei Androhung des Verlustes aller gedruckten Exemplare und fernerer Strafe von 50 Gulden. Für theologische Werke sollte die Erlaubniß von den Superintendenten, für andere Bücher dagegen bei der fürstlichen Kammer vorher eingeholt werden. R., dessen Buchdruckerzeichen einen Pelikan darstellte, starb am 10. Februar 1611, wie aus einer Schrift hervorgeht, deren Titel lautet: „Des Heiligen Jobs bleyernn Schreib Täfflein, sampt darin enthaltener seiner Bekenntnuß von Christo, . . . zum Lobe der Edlen Drücker Kunst, wie auch zur letzten Ehren des Erbarn und Wolgeachten Jochim Rheten, Buchdruckern zu Alten Stettin: welcher den 10. Febr. dieses 1611. Jahrs Seliglich entschlaffen . . . . verhandelt und erkleret von Dan. Cramer". Die Erben Rhete's führten die Druckerei noch längere Zeit fort, dieselben druckten u. A. David Herliti's Calendaria und Prognostica, und erhielten darauf ein kaiserliches Privilegium, in dem jeder Nachdruck, auch in anderem Format und anderer Druckeinrichtung verboten wurde. Von den Erben Joachim Rhete's ging die Druckerei in die Hände von David Rhete, von diesem an Johann Valentin Rhete über, und gelangte dann nach mannigfachem Besitzwechsel im J. 1829 in das Eigenthum von Johann Franz Valentin Hessenland, unter dessen Namen diese Verlagsbuchhandlung und Buchdruckerei, in der die 1835 begründete Ostseezeitung erscheint, auch nach seinem im J. 1866 erfolgten Tode noch fortgeführt wurde und daselbst heute noch unter dessen Namen besteht, wie auch die mehrfach genannte Eichhorn-Kellner'sche Officin noch jetzt unter der Firma H. G. Effenbart existirt.

Wilh. H. Meyer, Geschichte der Buchdruckerei und Verlagshandlung von F. Hessenland in Stettin vom Jahre 1577 bis zum Jahre 1877, Stettin 1877. — G. Mohnike, Geschichte der Buchdruckereien in Stralsund, S. 3, 4, 23, 24. 1833. — G. Mohnike, Geschichte der Buchdruckerkunst in Pommern, S. 17 ff. Stettin 1840. — Goedeke, Grundriß I, 329, 330. — E. Weller, Annalen II, 103, 391, 445. — Geßner, Buchdruckerkunst III, 498. 499.

J. Braun.

Rheticus: Georg Joachim R., Astronom, geb. am 16. Februar 1514 zu Feldkirch, † am 4. December 1576 zu Kaschau in Oberungarn. Der Name Rheticus oder Rhaeticus ist die damals übliche Latinisirung des Geburtslandes Vorarlberg (Rhätien); wie der Familienname gelautet, ist nicht sicher, doch hat Hipler's Vermuthung viel für sich, daß er, da er sich in die Universitätsmatrikel als „G. J. de porris“ eintrug, eigentlich von Lauchen geheißen habe. Er erhielt seine erste Schulbildung zu Zürich unter dem trefflichen Myconius, den wir aus Th. Plater's Selbstbiographie genau kennen, und der als einer der ersten auch die Anfangsgründe der Mathematik in den gelehrten Unterricht eingeführt zu haben scheint. Von Zürich ging R. als noch sehr jugendlicher Student nach Wittenberg, wo sein Landsmann Joh. Volmar Mathematik docirte, dort wurde er 1535 Magister und besuchte als solcher Tübingen und Nürnberg, an welch' letzterem Orte er mit Schoener nähere Beziehungen anknüpfte. Mittlerweile war Volmar gestorben, und sein erst 22 Jahre zählender Schüler sah sich als Professor der Mathematik nach Wittenberg zurückberufen, doch wurde dieser Lehrstuhl nicht mehr mit Einer Person besetzt, sondern man machte auf Melanchthon's Antrag den Beginn mit jener Zweitheilung, deren wir bereits bei Erasm. Reinhold (s. o. S. 77) gedachten. Unser R. hatte Arithmetik und Geometrie zu lehren; am 5. Januar 1537 wurde er von dem „Praeceptor Germaniae“ feierlich in sein Amt eingeführt und trat dasselbe mit einer — übrigens nicht eben bedeutenden — Rede über das Wesen der Arithmetik an. Außerdem bereitete er damals schon den Abriß der Kirchenrechnung von Sacrobosco zu erneuter Ausgabe vor, welche nachher Reinhold besorgte.

Zunächst sollte jedoch R. in Wittenberg nicht lange verweilen. Er wußte, daß im fernen Preußen ein weiser Mann in stiller Einsamkeit an einem Werke arbeite, durch welches die gesammten Anschauungen vom Weltgebäude eine grundstürzende Reform erfahren sollten; diesen Mann persönlich kennen zu lernen, von ihm selbst in die Geheimnisse der neuen Weltordnung eingeführt zu werden, erschien ihm allzu lockend, und so bewog ihn denn, wie er selbst sich ausdrückt, die „fama de Coppernici admirandis hypothesibus percrebrescens“, im Frühjahr 1539 die Reise nach Frauenburg anzutreten, anscheinend mit Einwilligung der ihm seine Stelle offen haltenden Facultät. Auf dieser Reise berührte er Posen und schrieb von da einen Brief an Freund Schoener in Nürnberg mit dem nachmals so glänzend eingelösten Versprechen, bald ausführlicheres über Coppernicus und seine Lehre mittheilen zu wollen. Coppernicus nahm den jungen Adepten liebenswürdig auf, und so vollkommen sah derselbe sein Verlangen erfüllt, daß sein zuerst nur auf Wochen bemessener Aufenthalt sich auf mehr denn zwei Jahre ausdehnte; er wohnte in Frauenburg, begleitete den greisen Lehrer auf dessen Reisen und ward so der begeisterte Verkünder der heliocentrischen Kosmologie. Es ist auffallend, daß man in dem damals von dem fanatischen Dantiscus regierten Ermland dem intimen Verkehr eines Domherrn mit einem jungen Lutheraner keine Hindernisse in den Weg legte, allein aus Rheticus' späteren Aeußerungen läßt sich in der That nicht der Schluß ziehen, daß dergleichen versucht worden sei. Zehn Wochen eifrigen Studiums reichten für R. hin, um die versprochene: „Narratio prima de libris revolutionum“ vom Stapel lassen zu können, die nun freilich kein einfaches Sendschreiben mehr darstellte, sondern als Buch Ende 1539 zu Danzig gedruckt wurde und der Gelehrtenwelt die erste authentische Kunde vom coppernicanischen System vermittelte. Coppernicus' Freund, der Kulmer Bischof Giese, schickte das Werkchen an den Herzog Albrecht in Königsberg, der dem jungen Gelehrten eine „fürstliche Vererung“ reichen ließ und ihn auch in seine Hauptstadt eingeladen zu haben scheint. Jedenfalls

war der Herzog unserm R. andauernd wohlgesinnt, denn noch unterm 1. September 1541 erging aus seiner Kanzlei ein Schreiben an den sächsischen Kurfürsten Johann Friedrich, derselbe möge seinem Professor noch längeren Urlaub ohne Gehaltsverkürzung bewilligen. R. wandte seine Zeit, während er an den Ufern der Ostsee lebte, auch noch auf andere Art nützlich an; topographische Studien Coppernicus' zu Grunde legend, vermaß er die preußischen Lande nach einer in einer besonderen Abhandlung auseinandergesetzten Methode und dedicirte dem Herzoge nicht nur diese „Chorographia" sondern auch eine „Tabula chorographica auf Preußen und etliche umbliegende lender" sammt einem Instrumente (Astrolabium) zur Bestimmung der Tageslängen nach der Polhöhe. Was nun den Inhalt der „Prima narratio" anlangt, welcher die in Aussicht genommene „altera" um deswillen nicht nachfolgte, weil an deren Stelle das Hauptwerk selbst treten konnte, so beginnt dieselbe mit einer Zueignungsepistel an Schoener, worin Coppernicus neben Ptolemäus und Regiomontan oder eigentlich noch über letzteren gestellt wird; dann folgt eine kurze Lebensbeschreibung des Meisters, und nunmehr werden die wichtigsten Momente des Systemes in guter Charakteristik vorgeführt. Angehängt ist das „Encomium Borussiae"; R. hatte bei seinen Reisen und Vermessungsarbeiten mit Land und Leuten genaue Bekanntschaft gemacht und verwerthete diese im genannten Anhange, dessen Wesen der berufenste Kenner, L. Prowe, mit folgenden Worten kennzeichnet: „Es war das eine im Geiste des Humanistengeschlechtes von R. entworfene Schilderung seines gegenwärtigen Schutzlandes, dessen Schönheiten er mit etwas stark aufgetragenen Farben malt."

Gegen Ende 1541 hatte Coppernicus endlich das Originalmanuscript der „Revolutiones" zum Abschlusse gebracht, und R. eilte damit zum Druck. Als Druckort erschien Nürnberg am geeignetsten, dort konnte Joh. Petrejus seine berühmte Officin zur Verfügung stellen, dort konnten Schoener und Osiander — welch' letzterer freilich das in ihn gesetzte Vertrauen schnöde täuschen sollte — den Druck überwachen. R. reiste deshalb selbst nach Nürnberg, traf die erforderlichen Einleitungen und corrigirte auch selbst die ersten Bogen, die sich durch Druckfehlermangel sehr vortheilhaft vor den übrigen auszeichnen. Während dieser Zeit ließ er bei Petrejus folgende Schrift erscheinen: „Orationes duae. prima de astronomia et geographia, altera de physica, habita Vitebergae a Joachimo Rhetico, Professore mathematum". Den damals gehegten Plan, die von Regiomontan im griechischen Urtexte nach Nürnberg gebrachten und noch heute zu den Kimelien der dortigen Stadtbibliothek gezählten *κωνικά* des Apollonius herauszugeben, hat R. leider nicht ausgeführt.

Von dieser Reise ist R. nicht mehr zu Coppernicus zurückgekehrt, dessen Bibliothek er vor seinem Abgange noch durch mehrere werthvolle Bücherschenkungen bereichert hatte; man weiß, daß der große Mann in der Stunde verschied, da man ihm das erste fertige Exemplar seines Werkes aufs Krankenbett legte. R. selbst kehrte nach Wittenberg zurück und nahm seine Vorlesungen wieder auf, doch ist er anscheinend nicht mehr recht warm daselbst geworden, vielleicht deshalb, weil der engherzig geocentrische Gesichtskreis der dortigen Theologen eine Störung seiner Zirkel nicht vertragen konnte. So wurde R. 1542 Professor der Mathematik in Leipzig und wandte sich der zweiten Hauptaufgabe seines Lebens zu. Das Fundament der verbesserten Astronomie war gelegt; nun galt es, die mathematischen Hülfsmittel für den weiteren Ausbau des Gebäudes zu beschaffen, und hierzu war vor allem die Ausbildung des trigonometrischen Kalküls und der trigonometrischen Tafeln nothwendig. R. edirte seines Lehrers gehaltvolle Schrift: „De lateribus et angulis triangulorum libellus" — und begann mit Feuereifer die Berechnung eines Kanons, welcher Sinus — dieses Kunstwort verwarf

übrigens R. als „barbarisch“ —, Tangens und Sekans von 10 zu 10 Bogensecunden für den Sinus totus 100 000 000 enthalten sollte. Kaiser Maximilian II. und einige ungarische Patrone der Wissenschaft versahen R. hinreichend mit Mitteln, um stets ein paar Rechner unterhalten zu können, und so rückte denn das Riesenwerk wirklich nach und nach seiner Vollendung entgegen. Die Rechnung war äußerst schwierig, da jene algebraischen Vortheile, durch welche Bürgi bald nachher erhebliche Vereinfachungen herbeiführte, damals noch nicht zu Gebote standen.

Auch in Leipzig war R. nicht seßhaft, er verlebte vielmehr die letzten zwanzig Jahre seines Lebens, wie so mancher Gelehrte jener Tage, großentheils auf Reisen, hauptsächlich mit der Absicht, seinem Unternehmen neue Gönner zu erwerben, alte zu erhalten. Um 1575 geschah es, daß zu ihm, der sich damals in den Karpathen aufhielt, ein junger Mann, Namens Otho, kam, der lediglich durch den Wunsch getrieben wurde, bei dem berühmten R. lernen zu können; gerührt empfing ihn derselbe mit den Worten, daß sich da seine Jugendgeschichte von neuem wiederholen solle. Otho blieb zunächst bei R. und machte in seinem Auftrage kleine litterarische Reisen. Während einer solchen erhielt R. eine Einladung von dem Baron Rauber in Kaschau und er folgte derselben auch, obschon er sich eben erst durch Schlafen in einem frisch getünchten Zimmer ein Unwohlsein zugezogen hatte. Dort in Kaschau ging sein „Katarrhus“ rasch in eine tödtliche Lungenentzündung über, und er starb, nachdem er sein Werk in Otho's Hände gelegt hatte. Als dieser von Krakau zurückkam, wurden ihm denn auch auf Anordnung des Kaisers alle Manuscripte anvertraut, und Otho gab das „Opus Palatinum de triangulis“ 1596 zu Neustadt a. H. heraus. Mit dem sonstigen Nachlaß scheint dagegen nicht sehr glimpflich umgegangen worden zu sein. Denn nach des Polen Casicius Zeugniß sollen sich darunter ein Buch „De nova philosophica natura rerum, ex sola naturae contemplatione“ und sieben Bücher von der Chemie befunden haben, was alles spurlos verschwunden ist. Doch beweisen diese Titel noch mehr, daß R. ein Mann von ausgebreitetster Gelehrsamkeit war, von dem es umsomehr auffallen muß, daß er bis an sein Ende ein überzeugter Anhänger der Astrologie geblieben ist.

Prowe, Nicolaus Coppernicus, 1. Bd., Berlin 1883, 1. Th. S. 284. 2. Th. S. 301, 389 ff., 406, 426 ff., 513 ff. — R. Wolf, Geschichte der Astronomie, München 1877, S. 209 ff., 236 ff., 242 ff., 296, 343 ff. — Kästner, Geschichte der Mathematik, 1. Bd., Göttingen 1796, S. 561 ff., 590 ff.; 2. Bd., Göttingen 1797, S. 368. — Beyträge zur Geschichte der Cultur, der Wissenschaften, Künste und Gewerbe in Sachsen, Dresden 1813. — Die Chorographie des Joachim Rheticus, aus dem Autographon des Verf. mit einer Einleitung herausgegeben von Hipler, Zeitschr. f. Math. u. Phys., 21. Bd., hist.-litter. Abtheilung, S. 125 ff.

Günther.

Rhode: Christian Detlev R., geboren am 29. Juli 1653 zu Itzehoe in Holstein, war vom Jahre 1673—1711 Pfarrer in Barmstedt, einem Marktflecken im südlichen Holstein, dann Propst und Inspector der Kirchen auf der Insel Fehmarn, wo er am 4. December 1717 starb. Während seines 38jährigen Aufenthaltes in Barmstedt beschäftigte er sich mit der Untersuchung der prähistorischen Grabhügel, an denen das südliche Holstein und speciell die Umgegend von Hamburg sehr reich ist. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts machte sich in Deutschland ein lebhaftes Interesse für die heimischen Alterthümer geltend. Die Untersuchungen einzelner Gräber wurden in einer Reihe von kleinen Abhandlungen veröffentlicht. In Schleswig-Holstein traten Schriftsteller, wie Major in Kiel und Arnkiel in Apenrade, mit zusammenhängenden Schriften

über die Grabalterthümer auf. Die von R. angestellten Untersuchungen waren indessen so ausgedehnt und mit einer solchen Genauigkeit geführt, daß die Ergebnisse jener Schriften hinter den von ihm gewonnenen Resultaten weit zurückblieben. Er hat hunderte von Grabhügeln eröffnet, und die Eröffnung sowie die gefundenen Gegenstände beschrieben und erörtert. Die Resultate seiner Arbeiten gab sein Sohn Andreas Albert R., holsteinischer Feldprediger, nach des Vaters Tode in einem Buche: „Cimbrisch-hollsteinische Antiquitäten-Remarques“, Hamburg 1720, heraus, während er selbst schon früher (1699) in einer wissenschaftlichen Zeitschrift: den Novis litterariis maris Baltici, einzelne Untersuchungen veröffentlicht hatte. Die Cimbrisch-Hollsteinischen Antiquitäten-Remarques geben die Methode an, wie Grabhügel zu öffnen sind; sie erörtern die Bestattungsformen der prähistorischen Zeit, die Bauart der Gräber und die in denselben gemachten Funde. Ferner geben sie eine Beschreibung der gefundenen Gefäße, Geräthe und Waffen und erklären deren Bestimmung unter Vergleichung der bei anderen Völkern herrschenden Sitten und Gebräuche. Mit Recht wird daher R. als der Erste bezeichnet, der die Gräberfunde auf eine wissenschaftliche Weise behandelt hat. Wenn auch das Buch unter den Einwirkungen der Zeit geschrieben ist und zum Beispiel wiederholt gegen den Vorwurf kämpft, daß die Ruhe der Todten durch die Untersuchungen der Gräber gestört werde, so finden sich in demselben andererseits Bemerkungen, welche in einer soweit zurückliegenden Zeit überraschen. Dahin gehört die Erkenntniß, daß Eisen und Silber später als Bronce und Gold in den Gräbern auftreten.

Karl F. L. Sammer.

Rhode: Franz R. (Buchdrucker). Von diesem in der Mitte des 16. Jahrhunderts in verschiedenen Städten Deutschlands thätigen Drucker sind nur die wenigen folgenden Notizen zu erforschen gewesen. In den Jahren 1529—1534 gingen in Marburg aus seiner Officin verschiedene Bücher hervor. — 1536 erschien er in Hamburg, wo seit 1532 kein Buchdrucker gelebt zu haben scheint. Hier druckte R. einige in lateinischer Sprache verfaßte Schriften des bekannten Theologen Urbanus Rhegius, der damals in Celle lebte, sodann aber auch eine Rede des englischen Bischofs Stephan Gardiner, deren Abdruck der gerade hier anwesende, nach Kopenhagen gesandte Dr. Edward Boner veranlaßt zu haben scheint. Schon 1537 mag R. seine Officin nach Danzig verlegt haben, denn hier druckte er 1538 das Wisby'sche Waterrecht. Bald darauf erscheinen in Danzig mehrere Drucker des Namens Rhode, Jacob, der 1591 das Hansische Seerecht druckte, Martin, und noch ein jüngerer Jacob, die beiden ersteren vielleicht Söhne des Franz, den man in Danzig zu den Gelehrten rechnet, wie bekanntlich in jener Zeit manche Drucker wissenschaftlich gebildete Männer waren.

Lappenberg, Geschichte der Buchdruckerkunst in Hamburg, S. XXXVII.

Beneke.

Rhode: Johann Gottlieb R., vielseitiger Schriftsteller, 1762—1827. Die Nachrichten über das Leben dieses in mancher Beziehung merkwürdigen Mannes sind nur mangelhaft, da er seine Vergangenheit absichtlich in tiefes Dunkel zu hüllen suchte. Er war 1762 geboren, studirte in Helmstedt, war dann Hauslehrer in Marienthal bei Helmstedt und in Braunschweig, später in Esthland, zuerst in einem v. Manteuffel'schen, dann in einem v. Steenbock'schen Hause. Nachdem er alsdann eine Zeit lang ein Privat-Erziehungsinstitut in Reval geleitet hatte, lebte er 1789 wieder als Privatmann in Braunschweig, machte 1797 eine größere Reise durch Deutschland, ging dann nach Berlin und betheiligte sich hier mit Fischer und Feßler an der Herausgabe der „Eunomia, Zeitschrift für das 19. Jahrhundert“, deren erster Theil 1801 erschien, sowie an der Redaction der Vossischen Zeitung. — 1800 kam er als Hauslehrer nach Breslau in das Haus eines Kriegsrathes

v. Triebenfeld, gab 1803 nach Fülleborn's Tode den „Breslauer Erzähler" heraus, konnte aber dies Blatt nicht halten; dasselbe ging bereits 1804 ein. R. wurde darauf Dramaturg des Breslauer Theaters, wie er denn auch schon vordem das Theater in Riga geleitet haben soll und 1800 die „Allgemeine Theaterzeitung" herausgegeben hatte. — Als 1809 in Breslau eine allgemeine Kriegsschule begründet wurde, erhielt R. — der sich aus Rußland den Professorentitel mitgebracht hatte — eine Anstellung an derselben als Lehrer der Geographie und deutschen Sprache, und fand in dieser Stellung Anerkennung, namentlich auch Scharnhorst's. Dieses Amt behielt er bis an seinen Tod bei; vorübergehend war er ohne rechten Erfolg nebenbei Redacteur der „Schlesischen privilegirten Zeitung". — Am 22. November 1821 verlieh ihm die Jenaer philosophische Facultät honoris causa die Doctorwürde für sein Werk über die Religion der Baktrer (s. u.); er starb am 23. August 1827. — Von seinen zahlreichen Schriften sind die meisten in Zeitschriften erschienen; von größeren Arbeiten sind zu nennen: „Versuch einer pragmatischen Geschichte des Religionszwanges und der Protestanten in Deutschland", 1790; „Spielereien von Maler Anton", 1798; „Theorie der Verbreitung des Schalles für Baukünstler" 1800; Uebersetzung des Ossian, 1800; nochmals aufgelegt 1817; „Versuch über das Alter des Thierkreises und den Ursprung der Sternbilder", 1809. Sein Hauptwerk, von dem ein zweiter, über die Inder handelnder Theil erst nach seinem Tode erschien, ist: „Die heilige Sage und das gesammte Religionssystem der alten Baktrer, Meder und Perser und des Zendvolkes", 1820. Auch Naturwissenschaftliches hat er veröffentlicht: „Anfang und Geschichte der letzten Revolution der Erde", 1819; „Beitrag zur Pflanzenkunde der Vorwelt", 1821 u. a. m.

N. Nekrolog für 1827, S. 779—782, wo auch ein allerdings nur unvollständiges Verzeichniß von Rhode's Schriften zu finden ist. R. Hoche.

Rhodius: Ambrosius R., Astronom, geb. am 18. August 1577 zu Kemberg in Sachsen, † am 26. August 1633 zu Wittenberg. R. studirte zuerst in Wittenberg und ging sodann nach Prag, wo er sich Tycho Brahe nähern und mit diesem berühmten Manne verkehren durfte; namentlich scheint er durch diesen Umgang auch Interesse für die Chemie bekommen zu haben, mit welcher er sich später viel beschäftigte. Im J. 1608 wurde er Professor der „höheren" Mathematik in Wittenberg und gab als solcher verschiedene Fachschriften heraus, so einen Tractat über die Refraction (1613) und über den Kometen von 1618 (1619). Seine vollständige Euklidausgabe mit Commentar erblickte erst nach seinem Tode das Licht der Welt (Wittenberg 1634). Am reichsten an eigenen Gedanken dürfte übrigens die 1611 publicirte „Optica cum tractatu de crepusculis" sein. Sonderbarerweise brachte das Städtchen Kemberg ziemlich um dieselbe Zeit noch einen zweiten Ambrosius Rhodius hervor; ob er mit dem ersten verwandt war, ist nicht sicher. Um aber seiner Eigenschaft als Doppelgänger völlig gerecht zu werden, ergriff auch er das nämliche Fach, er wurde später Professor der Mathematik und Medicin in Christiania, betrieb als solcher fleißig Sterndeuterei und schrieb u. a. ein Buch von der pythagoräischen Seelenwanderung.

Poggendorff, Biographisch-litterarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften, 2. Bd., Sp. 621, Leipzig 1863. — Jöcher, Allgemeines Gelehrten-Lexikon, 3. Th., S. 2050, Leipzig 1751. Günther.

Rhodius: Theodor Rhode, Verfasser lateinischer Dramen. Gebürtig aus Lupfen in Schwaben, studirte er, vom Grafen Philipp I. von Leiningen unterstützt, in Tübingen, und von dort durch die Pest vertrieben, in Straßburg. 1593 ward er in Leiningenschen Diensten Lehrer an der Lateinschule zu Höningen

bei Dürkheim in der Pfalz; 1599 lutherischer Pfarrer zu Quirnheim, 1612 zu Asselheim, und starb am 22. August 1626. Ueber seine Verbindungen mit den Zeitgenossen geben besonders die Poematia Aufschluß, welche der Gesammtausgabe seiner Werke („Theodori Rhodii Germani dramata sacra“, Straßburg bei P. Ledertz 1625) beigegeben sind. Er feiert darin eine Reihe von Leiningenschen Beamten und beklagt den Tod von Elisabeth, der Gemahlin Joh. Philipp's, Grafen von Leiningen und Dagsburg, Herzogs von Appermont (reg. 1607—1643), sowie den des Grafen Georg Adolf. Auch dem Tod seiner eigenen Frau Elisabeth geb. Zubrod, weiht er ein Gedicht, in dem er von seinen grauen Haaren spricht. Besonders innige Beziehungen hatte er zu Straßburg. Den Scholarchen, dem Rector und den Professoren der Straßburger Universität widmet er seine Gesammtausgabe; in den Poematia wendet er sich noch besonders an Gloner und Thomas Waliser den Musiker. Gloner hat zur Ausgabe der Gedichte seines Freundes lobende Verse beigesteuert; so auch Janus Gruter, Friedr. Taubmann, Casp. Brülov, so ferner Melissus. Dieser hatte R. zum Dichter gekrönt und die erste Ausgabe seiner Dramen, Heidelberg 1600, zum Druck gebracht. Diese Ausgabe enthält zwei Komödien in der Art des Plautus und Terenz: „Debora und Thesaurus“ (Heliodors Versuch sich des Tempelschatzes zu bemächtigen nach 2. Macc. 3) und die Tragödie „Simson“ nach Senecas Muster. Letzteres liegt auch den anderen Tragödien zu Grunde, von denen Agagus und Hagne (Märtyrergeschichten) zusammen mit der durch die Wahl des Stoffes merkwürdigen Komödie Colignius 1615, Esau, Josephus venditus und J. servus, J. princeps, Saulus rex und S. Gelbæus zuerst 1625 erschienen. In dieser Gesammtausgabe finden sich zu den älteren Dramen verschiedene Addita, welche auf Bühnenaufführung Rücksicht nehmen. Gleichwohl ist von einer solchen Aufführung kein Zeugniß vorhanden. Die Grundform aller Stücke ist die gleiche: 5 meist kurze Acte, durch Chorlieder getrennt, wenige Personen, unter ihnen Abstracta wie Desperatio, Calumnia; die Katastrophen werden durch Boten erzählt. Zu den biblischen Stoffen passen die plautinischen Redensarten der Komödien schlecht; auch die Tragödien machen einen frostigen Eindruck, wenn schon der freiheitliebende Stolz, das freundestreue Gemüth des Verfassers Achtung einflößen.

Für die Lebensverhältnisse s. J. G. Lehmann, Gesch. Gemälde aus den Rheinkreise Baierns, I, das Leininger Thal. Heidelberg 1832 S. 132 und Theod. Gümbel, die Gesch. der prot. Kirche der Pfalz, Kaiserslautern 1885, vgl. auch R. Reuß, Gloner (Festschrift des protest. Gymn. Straßburg 1888, S. 165 ff.); ferner standen briefliche Mittheilungen der Herren Reichsarchivar Schandein in Speyer und Decan Guth in Grünstadt zu Gebote.

Martin.

Rhodoman: Lorenz R., Philolog und Dichter, geb. am 5. August 1546, † am 6. Januar 1606, war der Sohn eines Landmannes in dem thüringischen, später hannoverschen Kirchdorf Niedersachswerfen und wurde nach dem frühen Tode seines Vaters von dem Ortspfarrer Andreas Wacker erzogen, welcher alsbald des Knaben Geist und Feuereifer für die Wissenschaft erkannte und seinen lernbegierigen Zögling zuerst auf die Schule des nahe gelegenen Stolberg, dann um 1557 nach Nordhausen, endlich aber 1561 nach Magdeburg sandte. Durch die glänzenden Fähigkeiten, die der 15jährige Knabe zur Freude und Bewunderung seiner Lehrer entwickelte, wurden selbst die Landesherren auf ihn aufmerksam und gaben ihm die Mittel, 1562 die damals unter dem hochberühmten Mich. Neander blühende Klosterschule Ilefeld zu beziehen. Hier wo seine ungewöhnlichen Fortschritte im Lateinischen und mehr noch im Griechischen die allgemeinste Anerkennung fanden, ward er bald ein Lieblingsschüler Neander's, der ihn zum Repetenten bei den Studien seiner Mitschüler machte. Eine zeitweilige

Unterbrechung erlitt sein Schulcursus, indem er nach dem Tode seines Stiefvaters dessen Küsteramt bis zur Wiedervermählung der Mutter verwaltete; sodann kehrte er mit erhöhtem Eifer zu seinem Gönner Neander zurück, den er wie einen Vater liebte und ehrte. Nach einem sechsjährigen Aufenthalt in Ilefeld ward er Privatlehrer und Erzieher in angesehenen Häusern und ersparte nach und nach von seinem Gehalte soviel, daß er sich selbständig auf der Universität Rostock erhalten konnte. Unter Valentin Schacht's Rectorat im Januar 1571 immatriculirt ward er schon am 8. Mai desselben Jahres durch Jac. Prätorius zum Magister ernannt. Der berühmte Polyhistor David Chyträus und die ausgezeichneten Griechen Caselius und Posselius waren seine Hauptlehrer. Durch Gelehrsamkeit, poetische Begabung und strenge Sittlichkeit ausgezeichnet gewann er bald so allgemeine Achtung, daß er noch in demselben Jahre zum Rector der gelehrten Schule in Schwerin berufen ward. Nach einjähriger Verwaltung dieses ersten öffentlichen Amtes erhielt er auf Chyträus' Empfehlung eine Berufung zum Rectorat nach Lüneburg, welchem Amt er 12 Jahre hindurch mit dem besten Erfolge vorstand. Während dieser Zeit war er neben seinen zahlreichen Amtsgeschäften vielseitig als Schriftsteller thätig und unternahm, um einen Verleger für seine Werke zu suchen eine in seinem Gedicht „Iter Lipsicum" besungene Reise nach Leipzig. Auf diese Art wurde sein litterarischer Ruf sowohl in Deutschland im allgemeinen als insbesondere in seiner Heimath verbreitet; als daher am Gymnasium zu Kloster Walkenried das Rectorat zugleich mit der obersten Pfarrstelle erledigt war, wurde er, von seinem alten Lehrer Neander aufs wärmste empfohlen, durch den Grafen Ernst von Hohenstein 1584 zu dieser Stelle berufen, die er sieben Jahre hindurch bekleidete, segensreich wirksam als Lehrer und Seelsorger, als Schriftsteller und Dichter. Seiner Thätigkeit sollte jedoch ein noch größerer Wirkungskreis eröffnet werden, da er bereits 1591 einen Ruf als Professor der griechischen Sprache und der Geschichte nach Jena erhielt. Während seiner siebenjährigen Amtsthätigkeit daselbst bekleidete er nicht nur das Decanat seiner Facultät, sondern auch das Prorectorat; hier war es auch, wo Melissus ihn zum Dichter krönte und drei Rosen in sein Wappenschild setzte. Indeß die vielen ihm zu Theil gewordenen Ehren erweckten Neid und Feindschaft, welche es ihm wünschenswerth machten, die Professur in Jena mit dem Rectorate der nicht lange zuvor gegründeten Stralsunder Stadtschule zu vertauschen um so mehr, als er seit 1594 mit dem Stadt-Superintendenten Konrad Schlüsselburg und dem Syndikus Joh. Domann aus Stralsund, zwei durch Geist und Charakter ausgezeichneten Gelehrten in freundschaftlicher Verbindung stand. Im Jahre 1597 trat er auf Anrathen seines Freundes G. Mylius trotz der geringen, wenn auch für ihn erhöhten Besoldung das neue Amt an und ward Nachfolger des zum Prediger erwählten Rectors Jentzkow (s. A. D. B. XIII, 777). Von Jena verabschiedete er sich im Juni 1598 mit einer poetischen auch gedruckten Rede, um die Leitung des Gymnasii in inclyta Stralsunda σὺν θεῷ καὶ μούσαις zu übernehmen. Ueber sein Leben und Wirken als Schulmann ist wenig bekannt, worüber schon Wolf und Lange geklagt haben; obwohl er das neue Amt nicht volle vier Jahre hindurch bekleidete, nennt ihn Zober dennoch „den berühmtesten aller älteren Stralsunder Rectoren", seine Schüler aber bezeichneten sich als Alumni Lycaei Rhodomanici. Daß seine poetische Ader auch hier im Norden Deutschlands floß, wissen wir durch ein gedrucktes lateinisches und griechisches Gedicht zu Ehren Paul Ruting's, der am 6. März mit dem Lorbeer gekrönt wurde. Sein philologisches Hauptwerk war jedoch seine Uebersetzung und Erklärung des Diodor. In nähere Verbindung trat er in Stralsund mit dem Advocaten Dr. Cobrow und dem später zu seinem Nachfolger erwählten Greifswalder Conrector A. Helwig, einem Freunde der

Dichtkunst, sowie der griechischen und deutschen Sprache. Einen ehrenvollen Besuch erhielt er von dem berühmten Josef Scaliger aus Leiden, der um diese Zeit den germanischen Norden und die Ostseestädte bereiste, infolge dessen ein Briefwechsel zwischen beiden Gelehrten entstand. Auch veranlaßte jener Besuch den frühen Abgang Rhodoman's aus Stralsund, da Scaliger es der geistigen Bedeutung desselben für angemessen hielt, an einer Hochschule zu lehren; auf seine Empfehlung hin berief Christian II., Kurfürst von Sachsen, R. zum Professor der Geschichte nach Wittenberg. Im Jahre 1602 begab sich dieser über Rostock und Helmstedt nach seinem neuen Bestimmungsort und las mit vielem Beifall namentlich über Herodot und Melanchthons Chronicon. Bei der ersten Säcularfeier des Bestehens der Universität am 18. und 19. October hielt er als derzeitiger Decan die Festrede, gab seine schon genannte Arbeit, die Uebersetzung und Erklärung des Diodorus Siculus heraus, erkrankte aber bald darauf infolge des Uebermaaßes geistiger Anstrengung und erlag einem frühen Tode. Seinen gelehrten Ruhm verherrlicht eine lateinische Inschrift auf seinem Grabe vor dem Elsterthore, sowie eine Sammlung zahlreicher Leichenreden und Gedichte, noch mehr aber eine ausführliche Biographie, welche Karl Heinrich Lange in Lübeck 1741 herausgab; derselben ist auch ein getreues Bildniß nach einem 1595 erschienenen Holzschnitt hinzugefügt, welches Zober in seine Geschichte des Stralsunder Gymnasiums (B. II, 1841) aufnahm. Seine zahlreichen Schriften und lateinischen Dichtungen, unter denen „Poesis christiana Palestinae seu historiae sacrae libri novem“ 1589 und „Eclogae de rebus Heracliensium et rebus Ponticis“ 1591 zu nennen sind, finden sich in Jöcher's Gelehrtenlexikon aufgezählt.

Zober, Urkundliche Geschichte des Stralsunder Gymnasiums, Strals. 1860, II, 21—26. — Jöcher, Gelehrtenlexikon.

Häckermann.

Rhomberg: Hanno R., Genremaler, geb. 1820 zu München, hantirte schon frühzeitig mit Griffel und Bleistift und genoß seines unverkennbaren Talents wegen, während er den Studien an der Lateinschule und dem Gymnasium oblag, den Unterricht seines Vaters, des Professors Joseph Anton R., kam dann an die Akademie zu Julius Schnorr v. Carolsfeld, übte sich unter Joseph Bernhardt im Porträt, malte auch mehrfach Heiligenbilder und Bildnisse, ging aber schließlich doch, insbesondere durch Karl v. Enhuber's Vorbild angeregt, zum eigentlichen Genrebilde über, wodurch er sich einen geachteten Namen erwarb. Auch Ferdinand Wagner, der Freskomaler des Augsburger Fugger-Hauses, der Schlachtenmaler Feodor Dietz und der freilich viel ältere, eigene Wege gehende Josef Müller (1799 † 1875) blieben, als zu Rhomberg's näheren Freunden zählend, nicht ohne Einfluß. Als charakteristischer Zug bei Rhomberg's Bildern zeigt sich ein liebenswürdiger heiterer Humor, welcher freilich bisweilen unter der etwas gequälten Ausführung an seiner Frische verlor. Als Muster dieser Art mag sein „Die ersten Cigarren" benanntes Bild gelten, auf welchem zwei kleine Studenten auf ihrer Ferienreise bei einem Krämer sich im Rauchen versuchen, dann kamen der „Schlittenschnitzer" und „Der kleine Vogelhändler" (insgesammt in der neuen Pinakothek). Diesen folgten die „Werkstätte eines Dorfmalers", die köstliche „Votivtafel" (1858 photographirt von J. Albert. Holzschnitt in der „Illustr. Welt" 1873, S. 541), der „Zeitungsleser" (gestochen von Brennhäuser); die an einer Feldsäule „Plaudernden Mädchen", der „Uneigennützige Schulmeister" (im König Ludwig-Album, lithogr. von Karl Feederle), das „Innere einer Fischerhütte"; der „Jongleur" (Holzschnitt in Ueber Land und Meer 1873, S. 641); die „Mütterliche Ermahnung"; die „Engen Stiefeln"; das „Zweite Glas", der „Dintenkler", der „Junge am Schleifstein"; die „Kleinen

Patienten“ u. s. w. Seine letzte Arbeit war die „Wirthshausscene“. Während diese auf der Internationalen Kunstausstellung zu München erschien, erlag der Künstler in der Nacht vom 16. auf den 17. Juli 1869 einem Herzschlag zu Walchsee bei Kufstein, wo R. schon seit längerer Zeit die Sommerfrische zu genießen pflegte. Einzelne seiner schnell beliebt gewordenen Bilder hat R. öfters, mit geringen Aenderungen, wiederholt; die meisten derselben, deren vollständige Aufzeichnung hier unnöthig erscheint, wurden durch die Kunsthandlung Wimmer nach Amerika spedirt.

Vgl. Bericht des Kunstvereins in München für 1869, S. 56. — Lützow's Zeitschrift 1870, S. 285 ff. (mit Porträt). — Regnet, Münchener Künstlerbilder 1871 II, 93 ff. — Wurzbach 1874, XXVI, 5 ff. — Reber, Gesch. der neueren deut. Kunst. 1876, S. 488.

Hyac. Holland.

Rhomberg: Josef Anton R., Historienmaler. Geboren am 24. September 1786 zu Dornbirn im Vorarlberg, wo seine Eltern als verarmte Nachkommen der alten Grafen Aspremont ihr bäuerliches Heim bebauten, verbrachte derselbe, beinahe ohne alle Bildung und bei harter Feldarbeit heranwachsend, das erste Drittel seines Lebens weitab seines eigentlichen Berufes, obwohl sich, ebenso wie bei dem späteren Theodor Mintrop und Adam Huber oder Franz Defregger, seine künstlerische Begabung frühzeitig kund that. Als R. endlich doch (1808) nach München gelangte, entfaltete sich sein Talent an der Akademie unter der freundlichen väterlichen Unterstützung der beiden Langer, so daß er schon 1815 bei einer Cocurrenzarbeit mit seiner großen, die „Sündfluth“ darstellenden Composition den ersten Preis mit 120 Dukaten errang. Im Jahre 1816 schied R. von der Akademie und begab sich zur weiteren Ausbildung nach Wien, wo er über ein Jahr verweilte, theils mit Porträts, theils mit Ausführung von Andachtsbildern beschäftigt. Nach einem Aufenthalte von zwei Jahren in München, wo er sich ausschließlich mit dem Entwurf und der Ausführung historischer Stoffe bethätigte, kehrte er neuerdings nach Wien auf dritthalb Jahre zurück und malte eine ziemlich zahlreiche Reihe von Bildern, welche Herr v. Hormayr in seinem „Archiv“ (1821 und 1822) mit großem Lobe verzeichnet. Im Jahre 1827 erhielt R. eine baierische Staatspension und bald darauf die Stelle eines Professors der Zeichnungskunst an der königlich Polytechnischen Schule in München. In dieser Stellung empfingen viele jüngere Kräfte, welche sich später auf die Akademie begaben und namhafte Künstler wurden, die erste Grundlage und Bildung; R. war, obwohl mit vielen fast unglaublichen Schrullen behaftet, doch ein vorzüglicher Lehrer, hielt nicht allein auf strenge, anatomische Zeichnung, sondern bestand auch gleichmäßig auf einer „schönen Farbe“. Sein großes Werk „Vollständiger Unterricht in der Figurenzeichnung, zum Gebrauche für Schulen und zur Selbstunterweisung. Aus berühmten Kunstwerken großer Maler und Bildhauer, wie auch aus eigenen Compositionen zusammengestellt, in 36 Blättern Umrisse enthaltend, nebst beigefügter Muskel- und Knochenlehre“ (München, ohne Jahr, groß Fol.) galt damals als vorzügliches Lehrmittel; die Muskellehre blieb übrigens das Steckenpferd Rhomberg's, welcher als Corrector an den Bildern seiner Schüler immer noch ein „Müschkele“ anzuempfehlen wußte. Unter Rhomberg's eigenen, meist der biblischen Geschichte entnommenen und deßhalb in Kirchen untergebrachten Bildern, war viel Gutes und Verdienstliches, aber auch Langweiliges und Led
ernes; manches davon wurde durch eigene Steinzeichnung vervielfältigt. Auch Porträts und Radirungen lieferte R., welcher außer dem Andachts- und Erbauungsbilde sogar Darstellungen „aus der Ritterromantik“ wagte und auch das „Genrefach“ nicht unter seiner Würde hielt. So malte er einen „von seiner Geliebten belauschten Minnesänger“, wie

der „Ritter Latour“ die mit einem Löwen kämpfende Riesenschlange erlegt; eine mitten im Meere auf einsamer Felsenklippe von brandenden Wogen umbrauste „Hoffnung“ mit der dahinter aufdämmernden Morgenröthe; so eine mit ihren Kindern am Meeresstrande, um ihren auf den wild empörten Fluthen im Kahne treibenden Gatten jammernde Mutter u. s. w. Außerdem cultivirte R. das Gebirgsbild mit einem „Zitherspieler“, „Alpenhirten“ u. dgl., eine Specialität, worin ihn sein Sohn Hanno R. alsbald übertraf. Josef Anton R. starb, von der rasch nachrückenden Neuzeit vornehm bei Seite geschoben und fast vergessen, am 3. December 1853 zu München.

Vgl. A. v. Schaden, Artistisches München 1836, S. 126 ff. — Söltl, bildende Kunst 1842, S. 251. — Nagler 1843, XIII, 92. — Wurzbach 1874. XXVI, 4 ff.

Hyac. Holland.

Rhote: Adelar R. (latinisirt Rhota), aus Sachsen-Weimar gebürtig, kam durch seine landsmännischen Verbindungen mit der thüringischen Adelsfamilie v. Gottfarth, die einige Glieder in kurpfälzischen Diensten hatte, nach Heidelberg, wo er am 26. Februar 1582 die Vorrede seines ältesten Schriftchens unterzeichnete. Widmungen und Druckorte späterer Arbeiten berechtigen zu dem Schlusse, daß er eine Zeitlang in Beziehungen zu den Herzögen von Cleve stand (bis 1594), späterhin in seine Heimath zurückkehrte (nach Weißensee oder Eckartsberga?) und schließlich im Mansfeldischen ansässig war (1602). Den Magistertitel führt er seit 1594; wenn er sich einmal (1600) D. S. vv. I. D. (divinae Scripturae utriusque juris doctor?) nennt, so ist das eitel Renommage, glaubwürdiger heißt er 1602 „Historicus vnd der Artzney Practicus“; er mag als Arzt in Eisleben thätig gewesen sein; hoffentlich aber hat er von der Medicin mehr verstanden als von der Geschichte, der er mit bodenloser Unwissenheit gegenübersteht. R. beginnt als Reimchronist und endet weit glücklicher als Lehrdichter. Er debütirt 1582 mit einem schamlosen litterarischen Diebstahl. Seine „Chronica oder Beschreibung aller Römischen Keyser vom ersten Julio Caesare an biß auff jtzt von Gottes gnaden regierenden Keyser Rudolphum“ ist trotz der prahlerischen Vorrede, die sich z. B. auf Thucydides, den gewaltigen Griechen, beruft, nichts weiter als eine wörtliche Wiederholung der Verschen, mit denen der Lübener Stadtschreiber Christ. Bertholdt in seiner mühsamen und fleißigen „Kaiserchronica“ die Porträts der Kaiser begleitet; geändert sind nur die beiden Schlußzeilen, in denen Bertholdt sich mit Namen nennt; Bertholdt's Bilder sind durch wenige rohe, immerfort wiederkehrende Holzschnitte dürftig ersetzt. — Selbständiger scheint die „Chronica Der Durchlauchtigen / Hochgebornen Fürsten vnd Herren zu Gülich / Cleve vnd Berg / ꝛc.“: Rhote's Quelle war eine mit Wappenbildern gezierte und mit einer Fortsetzung versehene Handschrift der lateinischen Chronik, die Seibertz in seinen Quellen der Westfälischen Geschichte II, 121 abdruckt. R. beschränkt das Thatsächliche der Erzählung auf ein Minimum; zum Ersatz beschreibt er mit pritschmeisterlichem Behagen sorgfältigst sämmtliche Wappen der Fürsten, ihrer Gemahlinnen und Nachkommen und legt den meisten lange Gebete, Lehren, Ermahnungen in den Mund; Graf Lono z. B. muß uns einen Abriß der astrologischen Praktik vortragen, Kaiser Carolus entwirft einen ausführlichen Lehrplan für höhere Knabenschulen, Balduin II. entwickelt den Amtmännern und Pferdeknechten ihre Pflichten u. s. w. Diese Excurse sind dem Dichter weitaus die Hauptsache und bilden den Uebergang zu seinen von jetzt an rein didaktischen Reimereien, die er „distincte mit herrlichen Affecten vnd hertzbrechenden worten Menniglich zur inflammation“ verfaßt hat: „Obrigkeit Spiegel“ 1597; „Der Eheleute Lustgarten“ 1600; „Strena Oder Newe Jahrs Verehrung“ 1602. R. liebt es, die Lehre allegorisch einzukleiden: die Ehe ist

ihm ein Garten, dessen Thürhüter der heilige Geist, dessen Schlüssel Gebet, Glaube und des Geistes Amt, dessen Stufen Glaube, Liebe und Hoffnung sind; als eheliche Hausapotheke empfiehlt er allerlei nützliche gesunde Kräuter und Wurzeln, unter deren Namen er gute Sprüchlein spendet; in der Strena erhalten die einzelnen Stände vom Potentaten bis zum Schuljungen symbolisch-vorbildliche Geschenke; die hohe Obrigkeit z. B. einen Pelikan, weil sie gegen ihre Unterthanen so gesinnt sein soll, wie jener der Sage nach gegen seine Jungen. Der Lehre fehlen weder weitere Gesichtspunkte noch lebensvolles Detail; die lutherische Frömmigkeit des Dichters äußert sich ohne Polemik gegen Andersgläubige; gesunder Menschenverstand und ein erfreulicher Sinn für die Bedürfnisse des Volkes kommt zu Worte, ohne daß doch ernsthafte Kritik am Bestehenden geübt würde. Das Wesentliche vom Unwesentlichen zu sondern, ist R. nicht gegeben. Die Obrigkeit soll die leges beschränken: „Last sie nicht mit wahrem Schein Ein Spinneweb verglichen sein"; im selben Ton, mit demselben Nachdruck werden die Bürgermeister ermahnt, während der Predigt keinen Branntwein schenken zu lassen. Aus den Hochzeiten will R. die übliche Herrschaft des St. Grobianus verbannen; demgemäß hält er seine eigene Rede von Unfläthereien frei, so wenig er auch einem kräftigen Sprichwort aus dem Wege geht. Ein größerer Schmuck scheint ihm leider der elende Flitterprunk verstandener und unverstandener Fremdwörter. Er, der des Lateins so wenig mächtig ist, daß er in der Cleveschen Chronik den Grafen Theodorich II. zum Utrechter Kammerrichter macht, weil er in der Quelle camerarius des Bisthums Utrecht heißt, derselbe Mann schwelgt mit wachsender Lust in lateinischen Wortspielen und in dem geschmacklosen Putz eingeflickter lateinischer Termini; sie berauben seine ohnedem rohen, durchaus stumpf und unglaublich nachlässig gereimten Verse erst recht jedes gleichmäßigen Flusses, und es fällt kaum auf, daß er gelegentlich einmal aus den Reimpaaren in baare bequeme Prosa geräth. R. ist mit seiner eng bürgerlichen Lebensweisheit, seinem formellen Ungeschick durchaus ein Kind des 16. Jahrhunderts; höchstens seine Fremdwörterei, sein Coquettiren mit einer Gelehrsamkeit, die ihm versagt ist, verräth uns, daß er an der Wende des Jahrhunderts lebt. Roethe.

Ribbentrop: Friedrich Wilhelm Christian Johann (v.) R., zuletzt Chefpräsident der Oberrechnungskammer zu Potsdam, der verdienstvolle Generalintendant des preußischen Heeres während der Befreiungskriege, wurde am 6. October 1768 zu Kloster Marienthal bei Helmstedt, wo sein Vater herzoglich braunschweigischer Amtmann war, geboren, und im Collegium Carolinum zu Braunschweig unterrichtet, trat aber, nachdem er seine Universitätsstudien zu Helmstedt vollendet hatte und laut einer von dieser Hochschule am 10. October 1787 ausgefertigten Urkunde nach bestandener Prüfung zum Tabellio, notarius und judex ordinarius bestellt worden war, am 26. August 1788 als Referendarius bei der Kriegs- und Domänenkammer zu Minden in den preußischen Staatsdienst, ward 1790 Assessor bei der Kammer in Hamm und 1793 Kammer- und Domänenrath, in welcher Eigenschaft er bis zum Jahre 1806 bei den Kammern zu Hamm, Minden und Münster thätig war. Während des letzteren Zeitraumes wurde er von 1798 bis 1800 als Mitglied des Feld-Kriegscommissariats bei der unter dem Oberbefehl des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig zusammengezogenen sogenannten Observationsarmee verwendet, verwaltete 1801—1802 das Feld-Kriegscommissariat beim Corps des General v. Blücher und war von 1802—1803 Mitglied der Organisationscommission im Bisthum Münster. Gelegentlich der Mobilmachung im J. 1805 ward er Director des Feld-Kriegscommissariats bei Blücher's westfälischem Armeecorps und bekleidete 1806 die nämliche Stellung bei den unter dem General v. Rüchel stehenden Reservetruppen.

In dem unglücklichen Feldzuge dieses Jahres gab er die ersten Beweise der Umsicht und Thatkraft, welche ihm während eines Zeitraumes von zehn Jahren so glänzende Erfolge auf dem Gebiete des Heerverpflegungswesens verschafft haben. Nachdem die Doppelschlacht von Jena und Auerstädt verloren gegangen war, lag ihm ob, von Erfurt aus die Commissariatsfahrzeuge und die diesen angeschlossene Kriegskasse nach Magdeburg in Sicherheit zu bringen. Kaum hatte er sich in Marsch gesetzt, so entfloh, vom allgemeinen Schrecken ergriffen, die ihm beigegebene Bedeckung. Die Fahrer hatten große Lust dem Beispiele zu folgen und mit der Bespannung davon zu reiten. Ribbentrop's energischem Dazwischentreten und seiner geschickten Behandlung der Wagenlenker gelang es, dieselben an der Ausführung dieses Vorhabens zu verhindern, und glücklich brachte er die Ladung nach der Elbfestung. Hier erhielt er Befehl, nebst dem Major von dem Knesebeck und dem Capitain v. Gneisenau, dem Heere nach der Oder voranzugehen und die Verpflegung desselben während des Rückzuges sicher zu stellen. In Stettin erfuhr er die Nachricht von der bei Prenzlau abgeschlossenen Capitulation und übernahm nun, auf Grund einer mit den genannten beiden Officieren getroffenen Vereinbarung, den Auftrag, die sämmtlichen Bestände der Kriegskassen nach Königsberg zu retten. Zum zweiten Male glückte ihm die Lösung der schwierigen Aufgabe, worauf der König ihn zum Rath im Oberkriegscollegium und zum Director des Kriegscommissariats beim Reservecorps ernannte; die letztere Stellung vertauschte er im Frühjahr 1807 mit der gleichen bei dem Blücher'schen Corps in Pommern. Als der Friede von Tilsit geschlossen war, kehrte er nach Preußen zurück und übernahm im Oberkriegscollegium die Bearbeitung der Heerverpflegungsangelegenheiten. Auf seinen Betrieb ward 1808 ein bleibendes Kriegscommissariat errichtet; an die Spitze desselben trat er selbst mit dem Titel als Staatsrath, desjenigen mit welchem er in der Geschichte der Befreiungskriege meist genannt wird. Unausgesetzt darauf bedacht, das Rüstzeug zum Kampfe für des Vaterlandes Befreiung zu beschaffen, und in steter Verbindung mit den gleichgesinnten Kreisen und Persönlichkeiten arbeitete er auf die Verschmelzung des militärischen Verwaltungsdienstes mit dem Heere selbst hin und bemühte sich die Leistungen des ersteren in vorderster Linie den Bedürfnissen des Krieges anzupassen.

Bereits im J. 1811 wurden preußischerseits Vorbereitungen zur Theilnahme an neuen Kämpfen getroffen; R. ward damals nach Pommern zu Blücher gesandt, dem er seit einer Reihe von Jahren nahestand. Zunächst aber sollte beider Sehnen noch nicht Befriedigung finden. Vielmehr mußte im folgendem Jahre Preußen dem gehaßten Unterdrücker Heeresfolge gegen Rußland leisten und R. erhielt die Bestimmung als General-Kriegscommissär das Corps des Generals v. Grawert zu begleiten, welches dem durch die Ostseeprovinzen gegen Petersburg vordringenden 10. Corps der großen Armee unter dem Marschall Macdonald überwiesen war. Anfangs bekleidete er bei diesem Corps das Amt eines ordonnateur en chef und füllte diesen Posten voll und gewissenhaft aus; die Soldaten und das Land, welches letztere nach Kräften, und soweit nicht der Hauptzweck darunter litt, zu schonen überall sein Bestreben war, standen sich gut dabei. Aber der Wahrspruch der französischen Verpflegungsbeamten lautete: „Richesses sans gloire"; sie wollten Geld verdienen, gleichviel ob auf Kosten der Soldaten oder des Landes; die Oberen sahen den Niederen durch die Finger und erkauften damit deren Schweigen bei ihren eigenen Betrügereien. Damit war R. nicht einverstanden; er hielt seine Hände rein und trat jedem Versuche des Unterschleifes und des Betruges, wo er solchen witterte, entgegen. Er war vielen seiner Untergebenen daher ein Dorn im Auge und den Verdächtigungen derselben gelang es den rechtlich denkenden, ehrlich handelnden Macdonald, dem

man vorredete, R. sauge das Land aus und sende geraubtes Vieh nach Preußen, gegen ihn einzunehmen, so daß an seiner Stelle ein Franzose Namens Bergier Generalintendant wurde. Nun ging alles rückwärts, die Soldaten darbten und die Pferde hungerten, die Beamten aber füllten ihre Taschen (Droysen, das Leben York's, I 386, Berlin 1852). — In größeren Verhältnissen kamen seine seltenen organisatorischen Fähigkeiten in den Feldzügen der Jahre 1813 und 1814 zur Geltung, wo er unter Blücher als General-Kriegscommissarius des schlesischen Heeres wirkte. Je ungünstiger die äußeren Umstände waren, um so glänzender trat sein schöpferisches Talent hervor; seine Sorge für den Unterhalt der Truppen stellte den Erfolg der kühnsten Kriegspläne sicher und ermöglichte häufig die Ausführung von Unternehmungen, welche ohne seine Unterstützung hätten unterbleiben müssen. So bald er konnte, stellte er, überall wohin er kam, die bürgerliche Verwaltung her, um durch diese die Kräfte des Landes für künftige Leistungen zu erhalten. Umsichtig, entschlossen, thatkräftig, voll Geistesgegenwart, scheute er keinerlei persönliche Gefahr. So griff er am Tag der Schlacht an der Katzbach, als in Jauer eine bedenkliche Unordnung unter den zuströmenden Soldaten eingerissen war, rücksichtslos und muthig ein, erklärte sich zum Commandanten der Stadt, sorgte, ohne Beistand einer militärischen Behörde, für die Unterbringung der Verwundeten, das Sammeln und Zurückschaffen der Gefangenen, die Bergung der Siegesbeute und stellte geschickt und rasch geregelte Zustände her; Blücher erkannte dankbar sein Verhalten an. Im J. 1814 hatte ihn dieser in das große Hauptquartier entsendet; mit letzterem befand er sich bei Bar sur Aube, als nach dem Scheitern der Verhandlungen zu Châtillon sur Seine König Friedrich Wilhelm III. ihn beauftragte, wichtige Befehle, die Heranziehung von Verstärkungen zum preußischen Heere betreffend, an Blücher zu überbringen. Unter der Bedeckung russischer Husaren umging er in der Nacht die französischen Truppen und kam glücklich bei Blücher an. Eine schöne Genugthuung brachte seinem Herzen der Tag des Einzuges in Paris, der 31. März 1814; damals nahm er das von den Franzosen 1806 nach Paris entführte Viergespann mit dem Wagen der Siegeskönigin wieder in Besitz und sandte dasselbe in die Heimath zurück.

Während des Krieges vom J. 1815 war er wiederum Generalintendant der preußischen Feldarmee. Als Paris genommen war, ertheilte ihm Blücher den Auftrag, dafür zu sorgen, daß die von den Franzosen während der napoleonischen Kriege geraubten Kunstschätze, welche man im vorangegangenen Jahre in thörichter Schonung ihnen gelassen hatte, an Preußen zurückgegeben würden (Schwartz, Leben des Generals von Clausewitz, II 143, Berlin 1878). Die jetzigen Besitzer ließen sich sehr widerwillig dazu herbei und die Ausführung des Befehls kostete viele Mühe; sie gelang R. indessen in den meisten Fällen; Braunschweig, Hessen bedienten sich seines Beistandes zu dem nämlichen Zweck. Nicht mindere Schwierigkeiten machte es ihm, Befriedigung derjenigen Ansprüche zu erlangen, welche er in Gestalt von Ausschreibungen an Geld und anderen Heeresbedürfnissen zu machen hatte. Sein Geschick und die Bestimmtheit der Sprache, welche er führte, sicherten ihm auch hier den Erfolg. Ein Beispiel dafür ist ein Brief, welchen er am 10. Juli 1815 an den Präfecten das Seinedepartements richtete, der sich dagegen sperrte, eine von Blücher der Stadt Paris auferlegte Kriegssteuer von 100 Millionen Francs zu bezahlen (Journal des Nieder- und Mittelrheins, Aachen, 25. Juli 1815; auch abgedruckt in Pertz, Leben Gneisenaus, fortgesetzt von H. Delbrück, IV, Berlin 1880). Mit ebensoviel Höflichkeit als Bestimmtheit erklärte er, daß, wenn nicht noch am nämlichen Tage ein Abkommen zu Stande käme, der Präfect und eine Anzahl angesehener Einwohner nach Graudenz abgeführt werden würden, ohne daß die weiteren seinerseits zur Erfüllung seines Auftrages anzuordnenden Maßregeln dadurch eine Einschränkung

erleiden würden. Das fruchtete. Die Pariser rächten sich durch Spöttereien. Namentlich Ribbentrop's Name gab den Stoff dazu her: „Riz-pain-trop" sprach der Wortwitz denselben aus; Otez deux tiers (Ribben-), il en restera encore trop (trop) lautete ein aufgegebenes Räthsel. Als man ihn gelegentlich mit einer Zusendung von 60 000 Francs bestechen wollte, übergab er das Geld der Kriegskasse zur Verwendung für Verwundete und Kranke und schickte den Spendern jener Summe den Empfangschein der Behörde. Die nämliche Rechtlichkeit und Lauterkeit bewährte er in vielen anderen Fällen; er stand einer Reihe von Aemtern vor, welche Millionen durch seine Hand gehen ließen, verwaltete ganze Provinzen in Feindes- und Freundesland und starb, obgleich er immer eingeschränkt gelebt hatte, ohne Hinterlassung eines nennenswerthen Vermögens.

Zweimal versuchte sein Heimathland Braunschweig ihn wiederzugewinnen. Zum ersten Male geschah es im Anfange des Jahres 1806, wo Herzog Karl Wilhelm Ferdinand ihm die Stellung als Kammer- und Klosterrathsdirector zu Braunschweig mit einem Jahresgehalte von 2000 Thaler, freier Wohnung und Feuerung anbieten ließ. Er war damals geneigt dem Rufe Folge zu leisten und bat um den Abschied; der König aber lehnte das Gesuch „wegen seiner besonderen Brauchbarkeit, Umsicht, Thätigkeit, Localkenntnisse und Geschäftsroutine" ab, erhöhte sein Gehalt von 1200 auf 2000 Thaler, bestätigte ihn in seiner Stellung als Director des Feld-Kriegscommissariats bei Blücher und fügte günstige Verheißungen für Ribbentrop's fernere Dienstlaufbahn hinzu (Cabinetsordres vom 6. und 11. September 1806). Im November 1813 richtete Herzog Friedrich Wilhelm, mit dem R. seit einer Reihe von Jahren in näherer Verbindung gestanden hatte, ein ähnliches Erbieten an ihn. In einem eigenhändigen vertraulichen Schreiben aus London vom 27. d. M. sprach er ihm seinen großen Dank für erwiesene Dienste aus, nahm Ribbentrop's Mitwirkung zur Erfüllung fernerer Wünsche in Anspruch und forderte denselben zum Uebertritt in braunschweigische Dienste mit dem Hinzufügen auf, daß die Art und Weise, in welcher dies geschehen würde, ganz von Ribbentrop's Ermessen abhängen solle. R. mochte aus den ihm liebgewordenen Verhältnissen nicht scheiden, im Feldzuge des Jahres 1815 aber bethätigte er seine Anhänglichkeit an sein engeres Vaterland dadurch, daß er den braunschweigischen Truppen, welche sich in arger Geldverlegenheit befanden, auf seine alleinige Verantwortung 10 000 Thaler aus preußischen Kassen vorschoß. Nach Friedensschluß blieb er, als Generalintendant der Armee, noch zwanzig Jahre lang an der Spitze der Leitung der ökonomischen Angelegenheiten im Kriegsministerium zu Berlin, 1817 ward er Mitglied des Staatsraths und am 6. Februar 1823 wegen seiner dem Könige „geleisteten guten und ausgezeichneten Dienste" geadelt, am 12. Januar 1835 aber zum Chefpräsidenten der Oberrechnungskammer in Potsdam ernannt. Nachdem er als solcher am 26. August 1838 sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum gefeiert hatte (Vossische Zeitung vom 28. August 1838) und am 4. Mai 1839 auf eigenen Antrag wegen seines geschwächten Gesundheitszustandes vom 1. Juli jenes Jahres an in den Ruhestand versetzt worden war, starb er zu Potsdam am 7. Februar 1841.

Als Schriftsteller ist R. zuerst mit einer „Verfassung des preußischen Cantonwesens", Minden 1798, hervorgetreten, einer geschichtlichen Abhandlung, in welcher er die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht empfahl; in den Jahren 1814—1818 gab er eine zu dreizehn Bänden angewachsene „Sammlung von Vorschriften u. s. w., welche auf die preußische Militärökonomie Bezug haben", und 1818—1819 ein „Archiv für die Verwaltung des Haushalts bei den europäischen Kriegsheeren" heraus; ein Verzeichniß seiner bis 1825 veröffentlichten Werke

ist in „Gelehrtes Berlin im J. 1825", Berlin 1826, gegeben. Es folgten später noch mehrere auf die Militärverwaltung bezügliche Schriften, von denen „Vorschriften über den Dienst der Krankenpflege im Felde", Berlin 1832 2 Bände, die umfangreichsten sind. „Einige Nachrichten über das Lagern der Truppen unter Zelten", Berlin 1823, wurden in das Türkische übersetzt.

Als Quelle sind, außer den oben genannten, namentlich die vom gegenwärtigen Chefpräsidenten der Oberrechnungskammer, Wirklichen Geheimen Rath Herrn v. Stünzner Exc., auf Grund der Acten dieser Behörde gütigst gemachten Mittheilungen benutzt worden.

B. Poten.

Ribbentrop: Friedrich Christian Heinrich R., Hegelianer und Missionar, wurde am 18. Februar 1819 in Wasserleben bei Wernigerode geboren. Sein Vater war dort Pächter des großen gräflichen Gutes und lebte in angenehmem geselligen Verkehr, unter Anderem mit der Familie des Kammerrathes Schmelzer auf Schloß Wernigerode. Bald überließ indessen Ribbentrop's Vater, dessen noch lebender jüngerer Sohn preußischer General wurde, das große Amt Wasserleben der durch Eva König's Tochter mit Lessing verwandten braunschweigischen Familie Henneberg. Er pachtete als Oberamtmann das noch weit ansehnlichere preußische Staatsgut zu Hornburg am Fallstein. In dieser Stadt wurde Friedrich wahrscheinlich von dem zu Hundisburg verstorbenen Pastor Radeke als damaligem Rector unterrichtet. Alsdann wurde er auf das Domgymnasium zu Halberstadt gebracht. Die Prediger und besonders die Lehrer am Dom gehörten damals der freieren religiösen Richtung an. Dies hatte zwar auf R. nicht einen solchen Einfluß wie auf einige seiner Mitschüler. Als indessen der Bruder seines Lehrers, Wilhelm Schatz, welcher letztere fast in allen Wissenschaften hervorragte, zum großen Bedauern des Doctor Schatz von den Bänken des Gymnasiums oder der Universität aus sich der Mission weihte, versagte R. dem beliebten Lehrer ebensowenig wie die andern Schüler (ganz als ob es sich um einen Gestorbenen handelte) sein Beileid.

Bereits in Halberstadt, wo R. der damaligen mit Gleim's Gelde gestifteten Selecta angehörte und sich auch schon durch sein Clavierspiel auszeichnete, waren seine Bestrebungen so ausschließlich auf Wissenschaft und Kunst gerichtet, daß er als siebzehnjähriger Jüngling sich nur Berlin als weiteren Ort für seine Ausbildung erwählen konnte, den er nur einmal auf kurze Zeit mit München vertauschte, um auch sein Urtheil über Bildhauerei und Malerei zu vervollkommnen. Die „Gemeinheit des deutschen Studentenlebens" sah er nur einmal auf der Rudelsburg, wo „drei liebliche Jenenser Studenten" mit den Berlinern in Schnaps Brüderschaft machen wollten. Vom Studium der Mathematik und der classischen Sprachen wandte sich R. in Berlin bald ausschließlich der Hegel'schen Philosophie zu. An die theologische Facultät war für ihn wohl zu Hause nie gedacht worden. Die gesammte philosophische und aesthetische Bildung soll für R. nur das Material hergeben, welches ins philosophische System zusammengefaßt wird. Auf dem Gebiete der Musik huldigte er als Weltkind zuerst der geistlichen Richtung. Bach's Passionsmusik erklärte er bald für das Schönste, was er bisher in der Musik überhaupt hatte kennen gelernt. Mozart's Requiem sei zwar wunderschön, dringe aber doch nicht so zum Innersten der Seele. Seiner ganzen Seelenstimmung entsprach Nürnberg am meisten, weil dessen Bewohner Gemüthlichkeit mit Bildung vereinigten. Auf der Alpenreise antwortete er einigen Mönchen, die mit „Gelobt sei Jesus Christus" vorbeizogen, noch im Studentenbasse „guten Morgen". In ihren Gesichtern las er noch mehr die Ekelhaftigkeit des Müßiggangs als Dummheit. R. schreibt: „Dazu die dicken Bäuche und glatt geschorenen Köpfe — kurz ein

tiroler Mädchen, das am Brunnen stand, entschädigte unser aesthetisches Gefühl auf sehr angenehme Weise." Ueber die Vergnügungssucht der Münchener konnte sich R. nicht genug wundern, entzog sich jedoch nicht den rasch auf einander folgenden Bällen. Wie sehr aber die bairischen Damen auch sein gewandtes Tanzen bewunderten, so befriedigte ihn doch das Leben nicht, welches in Vergnügungen seinen Höhepunkt erreichte. Im Sommer 1841 wollte er auf ein Vierteljahr in das Vaterhaus zurückkehren, von Hornburg aus die nahe Wolfenbüttler Bibliothek benutzen und dann in Berlin ein großes philosophisches Werk herausgeben, welches ihm bis spätestens zum Herbst 1843 die akademische Laufbahn eröffnen sollte.

Ein wohlhabender junger Gelehrter von so umfassender Bildung hätte wohl nicht nöthig gehabt, sich schon vor dem Betreten des Universitätscatheders einen Namen als Schriftsteller zu machen. Nicht seine geselligen Talente, aber seine Gabe, durch eine nicht unbedeutende Persönlichkeit unmittelbar zu wirken, hätte auch für den Beginn der akademischen Laufbahn — am wenigsten allerdings in Berlin — für R. einige Fäden anknüpfen können. Allein die Abfassung des Buches war für ihn überhaupt nur ein geistiger Proceß, mit dessen Beendigung jede Wirksamkeit erst beginnen konnte. Es war das Rechenexempel, das er auf seinen ganzen Bildungsgang vor dem Eintritte in das Leben machen mußte. Aber das Exempel war schwer. R. fand bald, daß die Lust fertig zu sein sehr leicht sei und bekämpft werden müsse, sowie daß man durch Schriften mehr Unglück stiften könne als durch andere Unternehmungen. Für ihn stand die Pflicht fest, nichts der Oeffentlichkeit zu übergeben, was nicht „aus vollem inneren Seelenfrieden" geschrieben sei. Wenn sich die Menschen früher mit den Fäusten ins Angesicht geschlagen hatten, so fand er, daß sie jetzt viel feiner geworden waren, sich mit Blicken und — was das Allerfeinste sei — mit dem Verstande verwundeten. Dies trifft aber nach Ribbentrop's Meinung alles ins Herz, und wie der Mord aus Leidenschaft leichter entschuldigt wird, so wird der grobe Spott weit übertroffen von der Satire und Ironie in Büchern und Wissenschaften. Die rasche Verbesserungssucht gehe daraus hervor, daß die Menschen Gott nicht mehr fürchteten. Solche und ähnliche Gedanken legte R. in den Briefen an den Vater zu derselben Zeit nieder, da der Unterzeichnete ihn (seinen älteren Mitschüler) in den Musikkreisen Adolf Schrader's in Berlin wiedersah. Schrader, der Sohn eines Organisten in Croppenstedt, war ein Jüngling von ähnlichen, aber geringeren Anlagen wie R. Von dessen Seelenkämpfen verlautete in jenem Kunstkreise nichts. Da sogar Schrader sich nach 1848 nicht ohne allen Erfolg an der Musikkritik betheiligt hat, so kann nicht daran gezweifelt werden, daß R. trotz seines Ernstes selbst schon durch ganz kurze Musikreferate, wie sie in mehr witziger Art der Staatsanzeiger von 1848 über das Theater von Oldenberg brachte, alle andern damaligen Musikreferenten in Schatten gestellt haben würde. Allein wer dachte damals daran? Als aber Ribbentrop's Verwandte sich trotz ihres bedeutenden Vermögens nicht darein finden konnten, daß er im Vaterlande ganz von neuem beginnen wollte, und als Schrader, der stets sein lebhaftester Bewunderer gewesen war, ihn 1848 nicht mehr verstand, war er nicht länger im Vaterlande zu halten. Der Vater rügte es, daß sich der Abschluß des lange erwarteten Werkes in Grübeleien auflöste. Der Sohn aber erbot sich dem reichen Oberamtmann gegenüber, zunächst das Examen als Gymnasiallehrer zu machen. Er erhielt nur in Philosophie und deutscher Litteratur die Berechtigung, in Prima zu unterrichten. Das nützte ihm schon an sich nichts, denn der deutsche Unterricht wurde den classischen Philologen oder den Mathematikern mit überlassen. Ihm aber lag es nun hauptsächlich am Religionsunterricht. Er erhielt ihn zu seiner großen

Freude, vielleicht bei August oder Bonnell, an einem Gymnasium in einer unteren Classe. 1848 gerieth er in Gefahr, ihn wieder zu verlieren. Indessen schon war er mit Goßner bekannt, der auf eigene Hand Missionäre bildete. Es waren Handwerksburschen, die R. unterrichten half — vielleicht im Englischen, damit sie über London als Missionare nach Ostindien gehen konnten. Dies benutzte Goßner, um ihn ganz zu gewinnen und auf dem nämlichen Wege selbst nach Ostindien zu schicken. Das Jahr 1848 hatte ihn vollständig gebrochen. In London wurde R. bei einem frommen Handwerker einquartiert, der am Morgen des Sonntages, an welchem R. anlangte, in einer deutsch-evangelischen Kirche mit dem flüchtigen Prinzen von Preußen zum Abendmahle gegangen war. Die Erzählungen seines Wirthes von dem Prinzen, welcher am Altare geweint habe, regten in R., der freiwillig vor der nationalen Erhebung in Deutschland geflohen war, den Gedanken an, daß Gott allen Nationalstolz breche, den deutschen wie den französischen. Insoweit der deutsche Nationalstolz dem Kaiser Wilhelm gegenüber getreten war, hat ihn Gott allerdings gebrochen!

R. war bald in Capland. Er wohnte einige Zeit bei einem deutschen Missionar, der auf die Bewirthung solcher Durchreisender eingerichtet war. Im Caplande half er auch noch großen erwachsenen Mohren mit kleinen Kindern zusammen das Lesen zu lehren. Damals schrieb er, er habe ein Jahrzehnt lang in Berlin für einen allseitig wissenschaftlich gebildeten Doctor der Philosophie gegolten und nicht ein Wort von den friedlichen Revolutionen der Erde gewußt, die „den blut- und schandbefleckten Revolutionen dieser Welt“ zur Seite gingen. Indessen schrieb er doch auch während der Meerfahrt nach Ostindien: „Man kann die beste Seele mit orthodoxen Wahrheiten zu Tode ärgern. Auch der Teufel weiß mit dem Worte Gottes zu kämpfen.“ Auf dem Ganges kam ihm der Sohn seines Wirthes in Calcutta im Boot entgegen. An dem Ufer des Ganges fand R. eine Schönheit neben der andern. Er erinnerte sich an das Paradies, das ja auch von einigen nach Indien verlegt sei. Anfangs wirkte er nur durch Beaufsichtigung von Bazarschulen und Waisenanstalten. Jene unterstützte er auch von dem väterlichen Vermögen. Sein eigener Gedanke war dagegen die Erbauung des Fakirhauses in Chuprah, worin er die frommen Fakir sammelte, da sie bei Krankheit von den Hindu's aus Aberglauben verlassen und gemieden werden. Nach einiger Zeit wurde Ribbentrop's eigene Gesundheit angegriffen. Ein Engländer bemerkte es und drang ihm das Geld zu einer Erholungsreise auf. Er nahm es auch an, kaufte aber einem „Bruder“, der sich eben verheirathen wollte, Möbeln dafür. So hielt er im Fakirhause seine philosophisch-theologischen Unterredungen und erfreute Jung und Alt durch seine meisterhafte Begleitung der Gesänge. Nur auf einige Zeit mußten die Missionäre nach Dinapore fliehen. Hier wurde man aber durch das Gerücht geschreckt, daß die Muhamedaner auf ihrem diesmaligen Opferfeste Menschen statt Ziegen opfern wollten. Die Tapferkeit der Engländer hob R. stets hervor. Er erzählte von einigen wenigen Männern, die auf einige Zeit eingeschlossen waren und sich schnell einen Brunnen gruben, um sich nicht zu ergeben. Aber er klagt auch, daß die Engländer nicht vom Opium und vom „Indigogötzen“ lassen wollten. Indessen versuchte, als R. sich mehr und mehr aufrieb, wieder ein Engländer vergeblich, ihn für 500 Gulden nach dem Himalaja zu schicken. Um ihn zu einer mehrtägigen Erholungsreise zu veranlassen, mußte ein Missionar in Muzafferpur ihn zu Gevatter bitten. In der Nacht zum Sonntag, 6. Sept. 1863, traf er ein, blieb aber nur bis zu Mittwoch, weil die andern Brüder in Chuprah nicht wohl waren. Nur auf zwei Stunden nahm er für die Rückfahrt am Mittwoch vor Sonnenaufgang den Wagen des angesehenen Missionars an. Er wollte

nun noch vier Stunden bis zu einer englischen Factorei gehen, um dort zu frühstücken. Als er von dem Wagen stieg, gesellten sich einige Hindu's zu ihm. Alle halbe Stunden saßen Bettler am Wege: Jeder empfing eine Gabe von ihm. Niemand bemerkte, daß er unwohl sei. Gegen halb ein Uhr war er nur noch eine halbe Stunde von der Factorei entfernt. Da bemerkte ein Hindu, der seine Kuh weidete, daß „der Saheb“ anfing mit wankenden Schritten zu gehen. Er verfolgte ihn 100 Schritte weit mit den Augen und sah, wie er sich unter einem Baum auf dem Straßendamm setzte, wo er sogleich, vom Herzschlage (nicht vom Sonnenstich) getroffen, todt rücküber fiel. Es war am 9. September 1863. Nun sprang der Hindu und mehrere andere Hirten herbei. R. wurde zu seinem Freunde nach Muzafferpur zurückgefahren, wo er Donnerstag 10. September auf dem Missionsbegräbnißplatze unter den Nativchristen begraben wurde.

R. war insofern ein Opfer der Hegel'schen Philosophie, als dieselbe zur Zeit, da er in Berlin scheiterte, den Einfluß verlor, welchen sie zur Zeit Friedrich Wilhelm's III. besessen hatte. Wie es scheint, wollte er nicht darauf verzichten das ganze System zu umfassen, während er als Aesthetiker auch auf dem Universitätscatheder zuletzt vielleicht etwas geleistet haben würde. Von den Bestrebungen der Lichtfreunde und Orthodoxen in seiner Heimath, der Provinz Sachsen, hatte er kaum Notiz genommen. Der Wendepunkt in seinen Abstractionen, der ihn seiner Familie entriß, hat etwas Typisches für die Bewegung der Geister um 1848, wenn er auch selten so schroff und zerstörend eintrat. Den Vorwurf, daß er schon als Philosoph wie später noch mehr als Christ sich allzusehr als Weltbürger und nicht als Deutscher gefühlt habe, kann man ihm nicht ersparen.

Dr. Friedrich Ribbentrop. Von W. Krüger, Pastor in Langenberg. Bremen 1873. — Eigene Erinnerungen.

H. Pröhle.

Ribbentrop: Georg Julius R., Rechtsgelehrter, geboren zu Bremerlehe am 2. Mai 1798, † zu Göttingen am 13. April 1874, stammte aus braunschweigischer Familie, sein als Steuerdirector in hannoverschen Diensten gestorbener Vater war ein Sohn des braunschweigischen Kammerraths Ph. Chr. R. Er selbst empfing seine Schulbildung zu Stade, Braunschweig und Kassel, studirte vom Jahre 1814 ab in Göttingen und Berlin, wurde 1817 Accessist bei der Universitätsbibliothek zu Göttingen, erwarb dort am 25. September 1819 die Doctorwürde und trat Michaelis 1820 als Privatdocent an der dortigen Universität auf, welcher seine gesammte Lehrthätigkeit bis ins höchste Alter gewidmet blieb. Im J. 1822 wurde er außerordentlicher Beisitzer des Spruchcollegiums, am 26. April 1823 außerordentlicher Professor, worauf er seine Stellung an der Bibliothek niederlegte, und am 25. April 1832 erfolgte seine Beförderung zu der ordentlichen Professur, welche er bis zu seinem Lebensende versah, nachdem er noch 1844 zum Hofrath und schließlich 1854 zum Geheimen Justizrath ernannt worden war. — Ribbentrop's Fach war das Römische Recht; als Lehrer desselben hat er unermüdlich gewirkt, mit stets gleicher jugendlicher Kraft und Frische und nicht unbeträchtlichen Erfolgen. Geringer war seine litterarische Productivität; abgesehen von einiger Quellenexegese hat sich dieselbe beschränkt auf sein Werk „Zur Lehre von den Correal-Obligationen“ (1831); dasselbe, wesentlich auf Keller'schen Ideen beruhend, ist für die juristische Dogmengeschichte wichtig geworden durch Aufstellung einer neuen Unterscheidung, welche seither zu lebhaften Controversen und eingreifenden Begriffsvertiefungen Veranlassung gegeben hat. Seiner Richtung nach war R. strenger und correcter Vertreter der älteren historischen Schule.

Augsburger Allgemeine Zeitung 1874, Nr. 108, S. 1656. — Göttinger Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften, 1875, S. 268, 269. — Göttinger Zeitung 1874, Nr. 3153 vom 22. April (gütige Mittheilung der königl. Universitäts-Bibliothek Göttingen).

Ernst Landsberg.

Ribbentrop: Heinrich Gottlieb R., braunschweigischer Berghauptmann und Director der Berg- und Hüttenwerke in Braunschweig, geb. am 31. März 1776 zu Grasleben bei Helmstedt, erhielt nach vollendeten montanistischen Studien eine erste Anstellung als Bergcommissär im Braunschweigischen (1798), wurde dann Bergassessor und Bergrath in Blankenburg, in welcher Stellung er mehrere Aufsätze über metallurgische Gegenstände zur Veröffentlichung brachte, wie: „Vermischte Bemerkungen und Versuche über Eisen" 1796, „Resultate chemischer und metallurgischer Erfahrungen" 1797. Im J. 1805 erhielt R. den Rang eines Kammerrathes, wurde 1809 als westfälischer Oberbergmeister nach Alfeld versetzt, kam aber 1814 wieder als Berg- und Kammerrath nach Blankenburg zurück, und wurde 1826 als Oberbergrath nach Braunschweig berufen. In dieser Zeitperiode veröffentlichte derselbe eine Abhandlung über „Blitzröhren oder Fulgurite", besonders über das Vorkommen derselben am Regenstein in Schweigger's Journ. Bd. 57, 1829. Seit 1832 Berghauptmann und Vorstand aller braunschweigischen Berg- und Hüttenwerke starb R. in Braunschweig am 20. April 1834.

Poggendorff, Biogr.-Lit. Handw. II, 621.

v. Gümbel.

Riccabona: Benedict v. R., Fürstbischof von Trient, wurde geboren am 23. März 1807 zu Cavalese in Südtirol, dem Stammsitz derer v. Reichenfels. Später kaufte sich sein Vater Johann v. R., Bruder des Fürstbischofs von Passau, in dem im Etschthal gelegenen deutschen Dorfe Auer an. R. durchschritt die gewöhnliche Studienlaufbahn an den Anstalten zu Trient und wurde am 8. August 1830 zum Priester geweiht. Nach kurzer Verwendung in der Seelsorge kam er als Secretär und Uebersetzer zur päpstlichen Nuntiatur nach München, wo er in freundschaftliche Beziehungen zu dem Gelehrtenkreis Görres-Ringseis trat. In dieser Zeit schrieb er in eine Zeitschrift einen kleinen Aufsatz „Ueber die Thorheit des Duells". R. fand übrigens seine Befriedigung nicht in den Bureaus, sehnte sich vielmehr nach der Pastoration zurück. Die Domherren von Passau suchten den jungen Priester als Stütze seines greisen Oheims, des Fürstbischofs zu gewinnen, allein Letzterer erklärte seinem Neffen: „Geh in deine Diöcese, du wirst Bischof von Trient". Der Abschied von München, namentlich vom Nuntius, der ihn wie einen Sohn liebte, fiel ihm ziemlich schwer, daher entfernte er sich heimlich mit Zurücklassung eines Schreibens auf der Nuntiatur. In Trient wurde R. vom Fürstbischof zum deutschen Prediger bestellt, und er fand in dieser Stellung durch seine populären Vorträge großen Anklang. In Bälde kam er als Pfarrer nach Lavis und in einigen Jahren als Decan nach Roveredo. Hier zeichnete er sich in der Revolutionszeit durch Unerschrockenheit und Kaisertreue aus, insbesondere widmete er sich den Soldaten, für die er Exercitien hielt, die auch fleißig besucht wurden. Von Roveredo kam R. als Stiftspropst nach Bozen; 1854 aber ernannte ihn der Kaiser von Oesterreich zum Bischof von Verona und am 16. Juli wurde er von Pius IX. in Rom consecrirt. Bei dieser Gelegenheit behielt ihn der Papst noch einige Zeit zurück, um ihn bei den österreichischen Concordatsverhandlungen zu Rathe zu ziehen. R. wurde von den Veronesern als Deutscher ziemlich kalt aufgenommen, gewann aber die Herzen seiner Diöcesanen rasch, namentlich durch sein unerschrockenes und hilfreiches Auftreten während der in jenem Jahr zu

Verona grassirenden Choleraepidemie. In besonderer Weise hatte sich der Bischof der Freundschaft und Gewogenheit des Feldmarschalls Radetzky, des Generalgouverneurs der Lombardei und Venedigs zu erfreuen. Bei Erledigung des Stuhles von Trient wurde R. vom Kaiser am 5. Februar 1861 zum Fürstbischof daselbst ernannt; am 26. Juni nahm er vom Stuhl des heil. Vigilius feierlich Besitz. Hauptsorge des Bischofs während seines ganzen Pontificates war Schutz und Förderung des katholischen Lebens in seiner Diöcese; zu diesem Zweck sorgte er vor allem für Heranbildung eines tüchtigen Clerus durch Errichtung eines bischöflichen Convicts in seiner Residenz. Den Gefahren einer destructiven Presse suchte er durch Gründung eines conservativ-katholischen Blattes, der Voce cattolica, zu begegnen. Als Mitglied des Tiroler Landtages nahm er mit Fürstbischof Gasser von Brixen in den 60er Jahren lebhaften Antheil an den Kämpfen in der Glaubenseinheitsfrage. Ein Glanzpunkt seines Pontificates war die Centenarfeier des Trienter Concils 1863, an der 3 Cardinäle und 25 Bischöfe theilnahmen. Fürstbischof R. war ein Mann von aufrichtiger, ungeheuchelter Frömmigkeit, besaß ein wahrhaft edles Herz und wirkte mehr in der Stille seines Berufes, als durch geräuschvolles Auftreten nach außen. Infolge eines Schlaganfalls, dessen Folgen sich nicht mehr heben ließen, kränkelte er mehrere Jahre, bis das allmählich verglimmende Leben am 31. März 1879 völlig erlosch. Knöpfler.

Riccabona: Karl Josef v. R., Bischof von Passau, stammte aus der Familie der Edlen v. R. auf Reichenfels und wurde am 28. Juli 1761 zu Cavalese in Südtirol geboren. Sein Vater Joseph Anton v. R. sandte den aufgeweckten Knaben zur nöthigen Ausbildung an die Studienanstalt nach Brixen, von wo er im J. 1777 die Universität Innsbruck bezog. Nach Absolvirung des philosophischen Cursus entschloß sich der junge R., das älteste von fünf Geschwistern, zum Studium der Theologie. Auf Verwendung seines Firmpathen, des Fürstbischofs Firmian von Passau, erhielt er Aufnahme in das Collegium Romanum und zugleich die Zusicherung eines Kanonikats an der Kathedralkirche zu Passau. Firmian starb jedoch schon 1783, in welchem Jahre R. am Allerheiligenfest in der Capelle des Quirinals als Diakon seine erste Predigt hielt, in Gegenwart von Pius VII. und sämmtlicher Cardinäle. Der Papst verlieh ihm bei dieser Gelegenheit ein Kanonikat an dem Collegiatstift St. Johann in Regensburg. Nachdem R. am 20. December desselben Jahres in Rom die Priesterweihe empfangen hatte, wirkte er zunächst als Caplan in der Pfarrei Auer im Bisthum Trient, 1790 wurde er vom Stift St. Johann als Pfarrer von Wallersdorf, Diöcese Regensburg, präsentirt. In dieser Stellung wirkte R. 31 Jahre lang als eifriger Seelsorger und erwies sich namentlich in den verhängnißvollen Kriegsstürmen, die auch über seine Pfarrei dahinzogen, wiederholentlich als schützender Engel seiner Heerde gegenüber den ungestümen französischen Kriegern. Als dann infolge des Concordats in Baiern die durch die Kriegs- und Säcularisationsstürme zerstörte kirchliche Hierarchie wieder hergestellt werden sollte, wurde R. am 2. October 1821 als Domcapitular in das Metropolitancapitel nach München berufen, und von Erzbischof Gebsattel am 12. December dess. Jahres zum 1. Rath bei der I. Ehegerichtsinstanz, sowie zum Diöcesanvisitator ernannt. Am 4. März 1824 beförderte ihn Max I. zum Dompfarrer und als zwei Jahre darauf der letzte Fürstbischof von Passau, Graf Thun, auf seinem Landgut Cybulka bei Prag starb, wurde R. von König Ludwig I. am 25. December 1826 zum Bischof von Passau ernannt, am 9. April 1827 durch Leo XII. bestätigt; am 25. desselben Monats in München consecrirt, hielt er am 17. Mai seinen feierlichen Einzug in Passau. Des neuen Bischofs harrte eine schwere Aufgabe; die Kriegs- und Säcu-

larisationsstürme hatten, wie in andern deutschen Diöcesen, so auch in Passau viele Ruinen geschaffen, ja hier waren die Folgen noch weit verheerender, da Fürstbischof Graf von Thun aus Aerger über seine Mediatisirung seine Diöcese grollend verlassen und sich um deren Angelegenheiten nicht im geringsten kümmerte, trotzdem aber sein Amt nicht niederlegte. So war Passau factisch ein Vierteljahrhundert ohne jeden Hirten, was für das kirchliche Leben, vor allem aber auch für den kirchlichen Besitz von schlimmen Folgen sein mußte. Es galt nun eine Restauration zu beginnen und R., seiner schweren Aufgabe sich ganz und voll bewußt, ging unverdrossen, aber nicht überstürzend ans Werk. Zunächst sorgte er für einen würdigen Gottesdienst in seiner verarmten Kathedrale und wußte zu diesem Zweck 1829 die Extradirung des Domkirchensonds von König Ludwig I. zu erwirken. Zur Beseitigung vorhandener Mängel und Neubelebung des religiösen Lebens in seinem Sprengel hielt der Bischof selbst eingehende Diöcesanvisitationen, wobei er in erster Linie für Ertheilung eines ersprießlichen Religionsunterrichtes in Schule und Kirche, sowie für würdige Feier des Gottesdienstes sorgte. Eine nicht weniger wichtige Angelegenheit war die Sorge für Erziehung und Heranbildung eines tüchtigen Diöcesanklerus. Die blühenden Lehranstalten Passaus waren durch die Säcularisation vollständig vernichtet worden und Riccabona's erste Sorge mußte es sein, dafür in irgend einer Weise Ersatz zu schaffen. Durch das bereitwillige Entgegenkommen König Ludwig's konnte er bereits im Januar 1829 das Diöcesanseminar eröffnen und 1833 wurde durch einen weiteren königlichen Gnadenact ein vollständiges Lyceum mit zweijährigem philosophischen und dreijährigem theologischen Cursus ins Leben gerufen. Den weiteren Wunsch der Errichtung eines Knabenseminars sah der Bischof sich nicht mehr verwirklichen, dagegen konnte er für Erziehung und Heranbildung der weiblichen Jugend die englischen Fräulein am 8. October 1836 in Niedernburg feierlich einführen. Wie der Jugend und deren religiöser Ausbildung galt seine Sorge nicht weniger auch den Armen. Das sprechendste Zeugniß hierfür ist sein Testament, worin er die Armen Wallersdorfs, seiner ehemaligen Pfarrei und das zweite Waisenhaus in Passau als Universalerben einsetzte. Nach einem für die Diöcese so segensreichen Wirken entschlief der Bischof am 25. Mai 1839 und darf wol mit Recht als Regenerator des kirchlichen Lebens in Stadt und Diöcese Passau angesehen werden.

Knöpfler.

Riccio: Theodor R., ein bedeutender Componist des 16. Jahrhunderts, der den schönen Süden mit dem rauhen Norden vertauscht hat, um seiner Kunst so recht zu dienen. Sein Lebensgang ist in den Musiklexicis ganz irrig dargestellt und es ist hier nicht der Ort, die nochmaligen Beweise anzutreten, nachdem sie in den Monatsheften für Musikgeschichte Bd. XII und Bd. XIV klar dargelegt sind. Demnach war er in der Mitte des 16. Jahrhunderts in Brescia in Italien geboren, wie sich aus der Beifügung der Worte „Bresciano Italiano“ zu seinem Namen schließen läßt und bekleidete 1567 den Capellmeisterposten an der Kirche Santo Nazaro in seinem Geburtsorte. Hier gab er in dem genannten Jahre sein erstes Werk heraus, eine Sammlung fünfstimmiger Madrigale, die er dem „Comiti Alfonso Capreolo“ widmete, denen in demselben Jahre noch eine Sammlung Madrigale zu sechs Stimmen folgte. Beide Drucke finden sich in der königl. Staatsbibliothek in München, doch vom letzteren nur die Baßstimme. Die nächste Nachricht über ihn erhalten wir erst neun Jahre später, nachdem seine Uebersiedelung nach Deutschland stattgefunden hat; wir erfahren aus der Dedicationsschrift des 1576 in Nürnberg erschienenen Motettenwerkes, daß ihn der Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg in Ansbach an seinen

Hof berufen habe, um seiner Musikcapelle als Capellmeister vorzustehen, und daß dies die ersten Gesänge seien, die er in Deutschland componirt habe. Markgraf Georg Friedrich war bekanntlich zum Vormund seines geistesschwachen Vetters Albrecht Friedrich von Preußen erwählt worden, und erhielt 1577 von König Stephan von Polen die vormundschaftliche Regierung Preußens nebst dem Herzogstitel; 1578 erfolgte in Warschau die Belehnung mit Preußen. R. folgte nun mit der Capelle seinem Herrn nach Königsberg in Preußen und zwar können wir dies erst im J. 1579 documentarisch nachweisen, während er 1586 wieder in Ansbach lebte und nach 1590 auch dort gestorben zu sein scheint, denn sein letztes Werk ist in Ansbach 1590 datirt. Noch besitzen wir zwei Documente über ihn, die im königl. geh. Archive in Königsberg aufbewahrt werden. Das eine stammt vom 30. Juli 1585, in welchem ihm der Herzog eine Bestallung auf Lebenszeit mit jährlich 360 Gulden, freier Wohnung und zwei Kleidern ausstellt und das zweite betrifft seine zweite Verheirathung am 14. November 1585 mit „Barbara, Bartholomei Schultzen seligen Mitbürgern in der Altenstadt (Königsberg) nachgelassenen Frau". Aus dem ersteren Document (mitgetheilt Monatsh. f. Musikgesch. Bd. XII, S. 137) erfahren wir noch, daß R. zur protestantischen Kirche übergetreten ist und daß dies den Herzog ganz besonders dazu bewogen hat, ihn an sich zu fesseln, denn er schreibt „fürnemlichen aber aus folgenden bewegenden Ursachen, daß er, Capellmeister Theodor Riccio, aus Geher (Begehren) Göttliches Worts und Anregung des hlg. Geistes von dem abgöttischen antichristischen Irrthum zur unserer christlichen, reinen, wahren, heiligen evangelischen Lehre augsburgischer Confession gewendet und vermittelst Göttlicher Verleihung dabei christlich, beständig zu leben und zu sterben mit Mund und Hertz zugesagt habe". Dieser Uebertritt kann nicht lange vor 1585 stattgefunden haben, denn obiges Schreiben ruft den Eindruck eines eben Geschehenen hervor. Am 30. Juli erhielt R. das Schreiben und am 14. November verheirathete er sich in Königsberg, sodaß der Religionswechsel wol theilweise zu Liebe seiner künftigen Frau erfolgt ist. Der Herzog suchte seinem Capellmeister aber auch in anderer Weise das Leben zu erleichtern, indem er ihm 1581 den bekannten und später berühmten Johann Eccard zum Untercapellmeister gab, der wol den Knabenunterricht und manches andere lästige Geschäft übernahm. Riccio's Compositionen sind noch wenig bekannt und kann ich nur aus etwa sechs Motetten, die mir in Partitur vorliegen, einen Schluß auf seine Leistungen machen. Diese Motetten sind aber so schön, die wirklich feierliche Stimmung ist so vortrefflich getroffen, und das Anschwellen und Verklingen der Stimmen so meisterlich, daß man seine Compositionen zum Schönsten rechnen muß, was die alte Zeit leistete.

Rob. Eitner.

Riccius: Christian Gottlieb R., Rechtsgelehrter, wurde geboren am 12. Januar 1697 zu Bernstadt in der Oberlausitz, wo sein Vater Christian R. Bürger, Tuchmacher und Rathsverwandter war. Er besuchte die Schule in seiner Vaterstadt und in Zittau, bezog 1716 die Universität Leipzig, lebte sodann längere Jahre bald als Erzieher in verschiedenen adligen Häusern, bald als chursächsischer Advocat zu Leipzig und Dresden, auch Halle, Altorf und Berlin, ward 1740 Hofmeister bei den sächsisch-gothaischen Prinzen, gelangte aber zu einer seinen gelehrten Neigungen und Kenntnissen entsprechenden Stellung erst 1744 in Göttingen, wohin er als Syndikus der Universität und außerordentlicher Professor der Rechte berufen wurde. Er ward dann daneben 1747 Universitäts-Secretär, 1753 ordentlicher Professor, wurde 1767 emeritirt und ist am 2. November 1784, 87 Jahre alt, gestorben. — R. pflegte hauptsächlich das Deutsche Privatrecht; er ist ein tüchtiger Vertreter dieser Wissenschaft in jener Zeit, in

welcher sie zum ersten Male als Gegenstand eigener akademischer Vorlesungen üblich ward, ohne sich noch über die lose Aufzählung einzelner deutschrechtlicher Sätze zu erheben; seine Universitätslaufbahn hängt mit der Gründung neuer Lehrstühle für dieses sein Fach zusammen. Litterarisch hat er eine Reihe von Abhandlungen und Compilationen aus diesem Gebiete geliefert, welche hin und wieder auch auf deutsches Staatsrecht übergreifen, von welchem er ausgegangen zu sein scheint, da mit ihm sich seine älteren, aus der vor-akademischen Periode stammenden Arbeiten (z. B. „Entwurf von dem landsässigen Adel"; „Repertorium zu J. Fr. Pfeffinger, Corpus iuris publici") beschäftigen. Die bekannteste Arbeit seiner mittleren Zeit ist das „Spicilegium iuris Germanici ad J. R. Engau (s. A. D. B. VI, 112) elementa iuris Germanici ex legibus, statutis et diplomatibus collectum", 1750. Den Abschluß seiner Thätigkeit bilden die „XVII Exercitationes in ius cambiale", 1779—82, welche ein für ihre Epoche bedeutsames und damals auch vielgeschätztes, heute wol noch gelegentlich angeführtes geschlossenes System des Wechselrechts darstellen.

Weidlich, Biographische Nachrichten von jetztlebenden Rechtsgelehrten, Theil 2, S. 233—238 und Zusätze 1, S. 230, sowie 2, S. 197. — Pütter, Literatur des deutschen Staatsrechts II, 33. — Pütter, Versuch einer akademischen Gelehrten-Geschichte von Göttingen I, 140 und II, 36. — Otto, Oberlausitzer Schriftsteller-Lexikon III, 1 S. 30 fg.

Ernst Landsberg.

Riccius: Christophorus R., 1590 zu Stettin in Pommern geboren, Sohn des Mag. Joachim R., der damals am Stettiner Pädagogium als Professor fungirte und später Geistlicher an der Kirche zu Gartz wurde wie auch „Geistlicher Inspector" des Gartzer Kreises, genoß wahrscheinlich den ersten Schulunterricht in letztgenannter Stadt, bezog nach Absolvirung desselben die Universitäten Rostock, Wittenberg, Jena, Straßburg und Löwen, an denen er die Rechte studirte. Am 4. Juli 1619 wurde er bereits in Danzig als ordentlicher Professor der Geschichte und Jurisprudenz am dortigen Gymnasium eingeführt. Während der Dauer dieses Amtes führte er eine größere Reise durch Frankreich, England und Holland aus, von der er 1635 zurückkehrte. 1638 wurde er zum Syndicus der Stadt berufen, starb aber bereits am 28. April 1643. — Seine Schriften, deren etwa 13 an der Zahl erschienen sind und deren erste 1620 herauskam, sind juristischen Inhalts, wie z. B. „Quaestionum illustr. ad institutiones dispp. aliquot", 1620. 4°. Praetorius hat sie verzeichnet. Auf dem Danziger Stadtarchiv werden handschriftliche „Informationes" aufbewahrt, welche R. während seines Syndicats über Processe und juristische Fragen für den Rath verfaßt hat.

Ephr. Praetorius, Athenae Gedanenses. Lips. 1713. S. 66.

A. Bertling.

Ricdag oder Ricgdag, später auch Riddag genannt, kommt als zweiter Abt zu St. Johannis (Kloster Bergen) 887—1004 in Magdeburg vor; unter ihm ist Thietmar von Merseburg 886—889 in jenem Kloster erzogen. Nach dessen Bericht ist R. dort abgesetzt. Am 25. Juli 1004 tritt R. schon in einer, freilich sicher nicht gleichzeitig geschriebenen Urkunde als Abt des um 956 gegründeten Benedictinerklosters St. Michaelis in Lüneburg auf. Dieses war eine Stiftung der Billunger, und augenscheinlich stand R. diesen und dem Könige Heinrich II. nahe; ob etwa auch durch Verwandtschaft ist nicht auszumachen. Er war der vierte Abt zu St. Michaelis, wie der ältere Gebhardi schon 1755 und Wedekind nach ihm erwiesen, und starb am 10. November 1026. Von den drei prächtigen Evangeliarien des Klosterschatzes aus dem Anfange des 11. Jahrhunderts, die sicher in Lüneburg geschrieben sind, ist das eine nach der

Schlußinschrift „Abbas scripsit“ als „Codex Abbatis“ bekannt; nur R. konnte dieser Schreiber sein. Fast gleichzeitig sind, vielleicht unter diesem Abte, die zwei anderen, wegen der Miniaturen wohl noch kostbareren Codices entstanden: des Eadbvius Basan (s. A. D. B. V, 516) und eines unbekannten Mönches, den Gebhardi, weil ein Raddahc oder Riddag gleichzeitig im Kloster war, und weil der Bart des Schlüssels, den Jesus in einer Miniatur dem Petrus darreicht, die Buchstaben F und R darstellt, als diesen Frater Riddag zu erweisen suchte. Der Name ist daher zuweilen mit dem des Abtes verwechselt, der „Codex Riddagi“ ist aber der des Mönches. Herzog Hermann Billung hatte der neuen Klosterkirche ganz bedeutende Silber- und Goldgeräthe, zum Gewichte oder Werthe von 380 Pfund reinen Silbers geschenkt; diese selbst besaß außerdem noch 60 Pfund an Geräthen und konnte aus Einkünften noch 73 Pfund entbehren. Diese ganze Menge baaren Silbers gab der Abt am 23. Juli 1004 an Herzog Bernhard I. für den großen Haupthof Gerdau von 60 Hufen heraus; die Urkunde darüber ist nachträglich in den „Codex Abbatis“ eingetragen, der daher noch 1850 im Klosterarchive verwahrt wurde und jetzt wol im königl. Archive zu Hannover aufbewahrt ist, während die beiden andern ins Welfenmuseum kamen. Noch zwei andere Güter wußte R. von Herzog Bernhard (1011) und Heinrich II. zu erlangen; so ist er der Begründer des reichen Klostergrundbesitzes geworden. Daß aber Bernhard mit diesen eingetauschten Schätzen auf Veranlassung Ricdag's der erste Stifter der „Güldenen Tafel“ geworden sei, wie Gebhardi, Wedekind und v. Hodenberg annahmen, daran ist gar nicht zu denken. Viel eher wollte er damit die Kosten des Römerzuges Heinrichs II. bestreiten.

Außer Thietmar und Ann. Magd. (wo MG. SS. XVI S. 169 das Todesjahr) vgl. Jo. Lud. Lev. Gebhardi, De re litteraria Coenobii S. Michaelis (1755, 4°) S. 8 ff. — v. Hodenberg, Lüneb. U.-B. (Kloster Michaelis) I; wenig zu gebrauchen ist L. A. Gebhardi, Kurze Gesch. des Klosters St. Mich. zu Lüneb. S. 11 und Martini, Beitr. zur Kenntn. der Bibl. des Klosters St. Mich. S. 112, 1, b u. c.

Krause.

Richafort: Jean R. Ueber diesen alten niederländischen Meister des 15. und 16. Jahrhunderts fließen die Quellen noch äußerst sparsam, obgleich uns dagegen seine Werke zahlreich im Manuscript und Druck erhalten sind. Wir wissen bis jetzt nur, daß er ein Belgier war, alte Schriftsteller nennen ihn auch einen Gallier, ferner ein Schüler des großen Josquin Deprès und von etwa 1543—47 Capellmeister an der Kirche St. Gilles zu Brügge. 1547 wurde der Priester Jean Bart sein Nachfolger. Ob er in dem Jahre gestorben ist, oder einen anderen Posten antrat, wo er sich ferner vor 1543 aufgehalten hat, sind Fragen, die wir bis heute noch nicht zu beantworten vermögen. R. schließt sich als Componist noch der älteren Gruppe an, er bildet gewissermaßen den Uebergang, an den sich zunächst Nicolaus Gombert, Joriers Vinders u. a. anschließen. Alle diese Meister haben noch einen alterthümlichen ernsten, oft herben Zug, dabei aber großartig, tief und oft von wunderbar schönen Gedanken. Glarean zählt ihn in seinem Dodecachord von 1547 mit Recht den besten seiner Zeit zu. Seine Werke, die in Messen, Motetten und Chansons zu 2, 3, 4 bis 6 Stimmen bestehen, sind sowol in Handschriften als Drucken des 16. Jahrhunderts zerstreut. Schon Petrucci, der Erfinder der beweglichen Notentype, sammelte seine Werke und theilte einige in seinen Sammelwerken mit, ihm folgten der Pariser Drucker Attaingnant, der Italiener Anticho, die Niederländer Susato und Phalese in Antwerpen, die Nürnberger Drucker Petrejus, Berg und Neuber, der Augsburger Kriesstein und mancher andere (siehe die

Bibliographie der Musiksammelwerke des 16. und 17. Jahrhunderts, Berlin 1877, S. 809). Ebenso sind die Werke in Handschriften vertheilt: Rom wie London, Berlin wie Paris, Brüssel, Cambrai u. a. sind im Besitze von kostbaren Codices, in denen man Werke von R. findet. Die Neuzeit hat in Sammelwerken erst zwei Chansons veröffentlicht, die eine „De mon triste de plaisir“ zu vier Stimmen steht in Frz. Commer's Collectio operum musicorum batavorum saeculi XVI (Berlin bei Trautwein) im 12. Bande und die andere im 1. bis 3. Bande der Publication älterer theoretischer und praktischer Musikwerke (Lpz., Breitkopf & Härtel) Nr. 78 über den Text „Sur tous regrets le mien“ zu vier Stimmen, erst der im Druck befindliche Neudruck von Glarean's Dodecachord (Leipzig, Breitkopf & Härtel) wird die große vierstimmige Motette „Christus resurgens“ in Partitur bringen. Die Chanson in Commer's Collectio ist von wunderbarer Schönheit, Klarheit und Einfachheit und erinnert schon an die höchste Blüthe des Kunstgesanges im 16. Jahrhundert. Die andere Chanson ist ein fein ausgearbeiteter Satz, doch melodisch und harmonisch nicht so ansprechend wie „De mon triste“.

Rob. Eitner.

Richard von Cornwall, Bruder des englischen Königs Heinrich III., geboren am 5. Januar 1209, erwählter römischer König. — Schon nach dem Tode von Friedrich's II. erstem Gegenkönig Heinrich Raspe (1247) soll ihm durch einen päpstlichen Legaten die römische Kaiserkrone angeboten sein, danach im J. 1252 ist Papst Innocenz IV. mit ihm und seinem Bruder wegen der sicilischen Königskrone in Unterhandlungen getreten. Indessen zerschlugen sich auch diese. Kaum aber, daß die Nachricht von dem am 28. Januar 1256 erfolgten Tode des Gegenkönigs Wilhelm von Holland nach England gelangt war, als sich König Heinrich III. zunächst bei der römischen Curie, dann auch bei den deutschen Wahlfürsten um die Erhebung eines ihm angenehmen Fürsten d. h. seines Bruders Richard, auf den erledigten Thron bemühte. Durch große Geldsummen ließen sich von ihm gewinnen voran der Erzbischof von Köln, Konrad von Hochstaden, dann der von Mainz und der Pfalzgraf. Diese drei wählten den wegen seiner Reichthümer willkommenen Ausländer am 13. Januar 1257 vor den Thoren Frankfurts und nach wenigen Tagen gab König Ottokar von Böhmen seine nachträgliche Zustimmung, obwol sein Procurator in Gemeinschaft mit dem Erzbischof von Trier, Arnold von Isenburg und dem Herzog von Sachsen in Frankfurt selbst am Tage der Wahl gegen den Vollzug derselben Protest eingelegt hatten. Und trotz dieser nachträglichen Zustimmung wählte und verkündete der Erzbischof von Trier am 1. April zu Frankfurt für sich, aber auch als Beauftragter König Ottokar's, sowie des Herzogs von Sachsen und des Markgrafen von Brandenburg König Alfonso X. von Castilien zum römischen König und Kaiser. Am Himmelfahrtstage (17. Mai) wurde R. zu Aachen, sitzend auf dem Stuhl Karl's des Großen, nebst seiner Gemahlin Sanchia vom Erzbischof von Köln gekrönt. Auch wurden ihm die Kroninsignien ausgeliefert. Die Krönungsstadt ehrte und bereicherte er durch wichtige Privilegien, dann wandte er sich dem Süden des Reiches zu. Auch hier blieben die Wirkungen seiner mit verschwenderischer Hand gespendeten Reichthümer nicht aus. Zudem stand ihm ein päpstlicher Legat zur Seite. In der Lombardei konnte er auf den Anhang aller der Städte rechnen, welche Papst Alexander IV. anhingen, der bei den Fortschritten der Macht König Manfred's der Kaiserkrönung Richard's nicht abgeneigt schien. In Rom wurde er zum Senator erwählt. Aber alle gewonnenen Aussichten schwanden ihm hin durch den Tod Alexander's (Mai 1261) und die Erhebung Urban's IV. Wohl gelang es ihm bei seiner dritten Anwesenheit im Reich 1264 — zwei Jahre zuvor

hatte er es zum zweiten Male besucht — Heinrich II. von Vinstingen, den neuen Erzbischof von Trier, völlig für sich zu gewinnen und König Ottokar von Böhmen sich dadurch zu verpflichten, daß er ihn auch mit dem Herzogthum Oesterreich und der Markgrafschaft Steier belehnte, doch wiederum riefen die Wirren in England ihn zurück. Am 14. Mai 1264 wurde er mit seinem königlichen Bruder in der Schlacht bei Lewis Gefangener des Grafen Simon von Leicester und der aufständischen Barone. Obwol im nächsten Jahre infolge der Schlacht bei Evesham befreit, kehrte er doch erst im J. 1268 und nur zu einem kurzen Aufenthalt in das Reich zurück. Nicht lange nach der Ermordung seines Sohnes Heinrich starb er am 2. April 1272.

Großes Verdienst erwarb sich um die Geschichte Richard's, zumal durch die reichliche Beigabe von Urkunden, Georg Christian Gebauer (Leben und denkwürdige Thaten Herrn Richard's, erwählten Römischen Kaysers, Leipzig 1744). Am eingehendsten handelten in neuester Zeit über ihn: A. Busson, Die Doppelwahl des Jahres 1257 und das Römische Königthum Alfons X. von Castilien. Münster 1866. — Fr. Schirrmacher, Die letzten Hohenstaufen, Göttingen 1871; in Betreff der Doppelwahl dessen Geschichte Spaniens, IV, S. 452 flg. — H. Koch, Richard von Cornwall, Straßburg 1887, erster Theil, für die Zeit von 1209—57. — Armin di Miranda, Richard von Cornwallis und sein Verhältniß zur Krönungsstadt Aachen, Bonn.

F. Schirrmacher.

Richard von Greifenklau zu Vollraths, Erzbischof und Kurfürst von Trier, entstammte einem alten rheingauischen Geschlechte und wurde 1467 als Sohn des Johann von Greifenklau und der Clara von Rathsamhausen geboren. Er war schon früh für den geistlichen Stand bestimmt und trat noch jugendlichen Alters in die durch den Tod des Bischofs Rudbrecht von Straßburg erledigte Stelle ins Trierer Domcapitel ein. Als Mitglied dieses Capitels suchte er um die Erlaubniß nach, seine Studien fortsetzen zu dürfen; wahrscheinlich hat er dieselben in Paris beendet. Es zeugt für seine Begabung und sein Geschick in Behandlung geschäftlicher Angelegenheiten, daß man ihn schon in jungen Jahren im J. 1492 in einer Streitsache des Domcapitels als dessen Sachwalter nach Rom entsandte. Im J. 1511 war der Trierer Erzbischof Jacob II. von Baden am 27. April zu Köln verstorben. Noch vor seinem Ableben hatte er den Domsänger R. v. Greifenklau als den zur Nachfolge auf dem erzbischöflichen Stuhle geeignetsten bezeichnet. Als daher das Domcapitel sich im Mai zur Wahl eines neuen Erzbischofs versammelte, vereinigten sich alle Stimmen auf R. Bis zur päpstlichen Bestätigung und erzbischöflichen Weihe verlief über ein Jahr. Die Kriegsunruhen in Italien hatten des Erzbischofs zu obigem Zwecke nach Rom abgeordnete Gesandtschaft veranlaßt, bereits in Innsbruck wieder die Heimreise anzutreten. Erst im April 1512 brachte sein neuerlicher Abgesandter, der Domherr Jacob von Elz, die päpstliche Bestätigung nach Trier.

Bald darauf, am Pfingsttage, erfolgte im Dom zu Trier die erzbischöfliche Weihe, welche der Erzbischof von Mainz unter Anwesenheit der Bischöfe von Straßburg und Worms ertheilte. Mit außergewöhnlicher Förmlichkeit und Pracht vollzogen sich diese und die sich anschließenden Festlichkeiten, die um so glänzender und reicher waren, als der Kaiser Max für das Frühjahr 1512 einen Reichstag nach Trier einberufen hatte. Fortsetzung der Versuche einer Aenderung der Reichsverfassung, sowie Geldforderungen des Kaisers zur Unterstützung seiner venezianischen Kriege waren Gegenstand der Reichsverhandlungen. Schon von März an weilte der Kaiser in Trier. Er nahm an den kirchlichen Festen der Ostertage Theil und auf seinen Wunsch wurde der vornehmste Schatz des Trierer Doms, der heilige Rock, erhoben und öffentlich gezeigt. Jene Feste verursachten

begreiflicher Weise einen großen Zusammenfluß von Menschen in Trier und dieser wird, wenn er nicht die Veranlassung der auftretenden Krankheitserscheinungen war, so doch dieselben in hohem Maße begünstigt haben. Sie nöthigten den Kaiser, den Reichstag von Trier nach Köln zu verlegen. Dorthin folgte auch R. und empfing im Gürzenich die Belehnung mit den Regalien. Die folgenden Jahre durfte R. im wesentlichen der Fürsorge für das Erzstift widmen. Seine Thätigkeit für die Verwaltung und das Wohl des Landes entsprach in hohem Maße den Erwartungen, die man an seine Wahl geknüpft hatte. Den geistlichen wie den weltlichen Verhältnissen widmete er gleiche oberhirtliche und landesherrliche Sorgfalt. Verschiedene Verordnungen in Ansehung der Verfassung der weltlichen Gerichtsbarkeit fielen in die ersten Jahre seiner Regierung. Dadurch entstandene grundsätzliche Streitfragen auf dem Boden von Verwaltung und Gericht nahmen seine schlichtende und ordnende Thätigkeit häufig in Anspruch. Aenderungen im Münzwesen, Verordnungen in Bezug auf die Verhältnisse der Juden zu einander und zu den Städten, die Behandlung städtischer Verfassungsfragen waren Gegenstand seiner thatkräftigen und zielbewußten Verwaltung. Gerade diese letzteren, die wachsenden Ansprüche und Forderungen von Stadtgemeinden in Ansehung einer selbständigen Verwaltung sollten ihn noch in den letzten Jahren seiner Regierung beschäftigen.

Wenige Jahre nach dem Antritt seiner Regierung begann jene bewegteste Zeit des alten Reichs, als kirchliche und weltliche Aenderungen mit gleicher Stärke sich Bahn zu brechen suchten. Von hier ab galt das Hauptinteresse Richard's den wichtigeren Angelegenheiten des Reichs. Mit dem Regensburger Reichstag des Jahres 1518 begann diese seine neue und reiche Thätigkeit. Der Türkengefahr sollte gesteuert werden. Aber die Frage der Nachfolge des alternden Kaisers Max gab doch den Hauptgegenstand der Verhandlungen ab. Dieser hatte seit Beginn seiner Regierung nichts so sehr gefürchtet und verabscheut, als daß das französische Königthum sich des Thrones bemächtigen könnte. Seine Bemühungen gingen daher dahin, seinem Enkel Karl die Krone zuzuwenden und in dieser Hinsicht bindende Abkommen mit den Kurfürsten zu treffen. Nicht minder eifrig bemühte sich indessen der französische König. Schon jetzt trat die enge Verbindung zu Tage, in welcher R. zum König Franz I. von Frankreich stand und die ihn veranlaßte, gegen die Wahl Karl's zu arbeiten. Trotzdem schien dessen Wahl gesichert, als Max plötzlich im Januar 1519 starb und die Gegner einer Wahl seines Enkels ihre Bemühungen nunmehr umsomehr verdoppelten, als der junge Karl sich offen um die Krone bewarb. Es war ein häßliches Bild: um Geld und Gnadenverleihungen ließen die Kurfürsten — der von Sachsen allein ausgenommen — von beiden Bewerbern um ihre Wahlstimmen handeln. Das Haupt dieser Gegner einer Wahl Karl's in Deutschland war Kurfürst R.; er wirkte am längsten und nachdrücklichsten für die Wahl des französischen Königs zum Nachfolger des verstorbenen Max. Seit langer Zeit schon stand Franz I. von Frankreich in engen Beziehungen zum Kurfürsten von Trier, Beziehungen, die auch später nicht unterbrochen wurden; war er doch auch zur Zeit des Nürnberger Reichstages vom Jahre 1524 noch ein warmer Anhänger und Förderer der französischen Bestrebungen. In dem bei Pavia erbeuteten Lager des französischen Königs fand man Briefe auch von Trierischer Seite vor, welche sich mit der Erwählung eines neuen römischen Königs von Frankreichs Gnaden getragen hatten. So galt der Kurfürst schon jetzt als das Haupt der Franzosenfreunde. Thatsächlich war er denn auch geradezu der Beauftragte des Königs in dessen Wahlangelegenheiten. Franz hatte ihn zu seinem Commissar ernannt und zur Verhandlung mit den übrigen Kurfürsten, zur einmaligen Zahlung von Geldern oder Bewilligung von Jahresgehältern nach eigenstem Ermessen ausdrücklich ermächtigt. Was er für

zweckdienlich halte, um seine Mitkurfürsten für eine Stimmabgabe zu Gunsten seines Auftraggebers zu gewinnen, was er zu dem Ende für Versprechungen leiste, welche Abkommen er treffe, alles das solle volle Gültigkeit haben. R. hatte zugleich den Auftrag, im Falle des glücklichen Ausfalls der Wahl im Namen des französischen Königs den Eid zu leisten. Aber der Ausfall war Franz nicht günstig. Wohl hatten die Bemühungen des Kurfürsten und der französischen Gesandten Erfolge aufzuweisen: aber je näher der Wahltag rückte, desto mehr wurden, nicht zum wenigsten unter dem Drucke der öffentlichen Meinung, der Wahl Karl's die Wege geebnet. Als dann die Aussichten für die Wahl des Letzteren immer besser sich gestalteten, die Verhandlungen der Gesandten desselben bei den Kurfürsten immer erfolgreicher wurden, behielt doch Kurfürst R. allein sich seine Stimme vollkommen frei und ließ sich durch keine Vorstellungen beeinflussen. So sehr war er gegen eine Wahl Karl's eingenommen, daß er, als die Bestrebungen des französischen Königs gänzlich aussichtslos geworden waren, noch kurz vor der Wahl sich lebhaft und persönlich bemühte, den Kurfürsten Friedrich von Sachsen zur Annahme der Krone zu bewegen. Aber dieser ging mit Rücksicht auf sein hohes Alter und den Mangel einer Hausmacht auf keine Anerbietungen ein. Als er ablehnte, stimmte Kurfürst R. selbst als erster für Karl.

Auf dem Reichstage zu Worms im J. 1521 nahm R. den hervorragendsten Antheil an jenen Verhandlungen, welche die folgenschwerste Angelegenheit der neuen Weltgeschichte betrafen. Er erschien auf dem Reichstag in der Begleitung seines gewandten Officials Johannes Eck, welcher, als Luther vor dem Reichstag erschien, das Verhör vornahm. Der Trierer Kurfürst hatte wie Keiner sonst das Wesen und die Bedeutung der lutherischen Bewegung erkannt. Er erkannte, daß ein Gewährenlassen ebensosehr wie ein allzuschroffes Vorgehen zu schwerem Unheil für die alte Kirche, wie auch zu großen Gefahren für das Reich führen könne. Diese Anschauung gab ihm die Richtung an, in der er seine Thätigkeit entfalten zu müssen glaubte. Er stand an der Spitze des Ausschusses, welcher Luther zum Widerruf seiner Schriften bewegen wollte. Aber damit nicht genug, bemühte sich R. auch persönlich wiederholt, Luther umzustimmen, ihn zum Einlenken zu bringen, ihn zu vermögen, daß er sich dem Urtheil des Kaisers und der Fürstenversammlung bedingungslos unterwerfe. Aber alle Versuche des wohlwollenden Kurfürsten, eine Vermittelung herbeizuführen, scheiterten und mußten scheitern an der unerschütterlichen Ueberzeugung des Reformators. Dieser hatte zu dem freundlichen Kurfürsten großes Vertrauen. Unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses eröffnete er ihm in einer letzten unter vier Augen abgehaltenen Unterredung sein Herz und seine innersten Gedanken und Ueberzeugungen. Es waren vielleicht wichtige Mittheilungen, die hier gemacht wurden; man vermuthete das: denn der päpstliche Gesandte Aleander forderte sogar vom Kurfürsten den Bruch des Beichtgeheimnisses gegenüber dem Ketzer. Vergebens. Aber vergeblich waren auch diese letzten Bemühungen und Ueberredungsversuche des Kurfürsten gewesen. „Ist der Rath oder das Werk aus den Menschen, so wird es untergehen, ists aber aus Gott, so könnt ihrs nicht dämpfen.“ Der Kurfürst entließ Luther freundlich und versprach ihm auf seinen Wunsch, ihm beim Kaiser die Erlaubniß zur Abreise zu erwirken. Dies Versprechen hat er ihm auch wohlwollend gehalten.

Im folgenden Jahre, 1522, wurde der Kurstaat und besonders die Hauptstadt Trier durch den Sickingenschen Angriff bedroht und geschädigt. Aber der fehdegeübte Raubritter fand an R. einen entschlossenen Gegner, das Glück des Ersteren wie das Raubritterthum überhaupt ein unrühmliches Ende. Der tiefer liegende Grund zu jener Fehde war für Franz von Sickingen lediglich sein geheimes und auch während der Trierer Fehde sogar offen von ihm ausgesprochenes Streben

nach Erlangung einer fürstengleichen Stellung. Wie er dieselbe erlangte, durch Angriff auf welche geistliche oder weltliche Macht auch immer, galt ihm gleich. Die Rüstungen, welche er betrieb, sollten sich gegen das Land richten, das er für die Erreichung seiner Pläne je nach Verbindungen und Lage desselben als das geeignetste, d. h. das am wenigsten widerstandsfähige hielt. Daß auch persönliche Gegensätze, ein begründeter Haß Sickingen's gegen den Erzbischof, hierbei mitwirkten, war natürlich.

Wenngleich nur aus ritterschaftlichem Geschlecht entsprossen, hatte R. doch dem fürstlichen Standesbewußtsein Ausdruck zu geben, vielfach Gelegenheit genommen. Dadurch hatte er aber, wie vor und nach ihm manche andere geistliche Fürsten und Prälaten gleicher Herkunft, die früheren Standesgenossen verfeindet, welche vielmehr eine Unterstützung ihrer Interessen erwarten zu dürfen glaubten. Sein schroffes Auftreten gegen ritterschaftliche Anmaßungen hatte Mißstimmung in diesen Kreisen erregt. Mit ungewöhnlicher Schärfe und harten Worten hatte er sich auf dem Augsburger Reichstage von 1518 über die kriegerischen Unternehmungen Sickingen's gegen Hessen ausgelassen und auf die Gefahren aufmerksam gemacht, welche aus solchem Freibeuterthum erwachsen müßten. R. suchte geradezu zum Einschreiten gegen den friedestörenden Ritter zu veranlassen. Auch seine franzosenfreundliche Haltung bei der letzten Königswahl hatte dem Kurfürsten mannigfache Gegensätze geschaffen. Nicht weniger seine Thätigkeit auf dem Wormser Reichstage wider den Reformator. Zu diesen persönlichen Gegensätzen und der richtigen Annahme Sickingen's, daß auch in weiten Kreisen seiner Standesgenossen die gleiche feindliche Gesinnung wider den Kurfürsten vorwalte, kamen ferner die Erwägungen über die für einen feindlichen Angriff geeignete Lage des Kurstaats, sowie über das vermuthliche Ausbleiben nachbarlicher Hülfeleistung. So erfolgte die Kriegserklärung. In den letzten Augusttagen erhielt der Kurfürst in Ehrenbreitstein den Sickingenschen Fehdebrief, in welchem die Niederwerfung und auf Sickingen's Bürgschaft erfolgte Freilassung zweier kurfürstlicher Unterthanen, sowie die nicht erfolgte Lösung der Bürgschaft als Grund angegeben war. Auf den ebenfalls im Fehdebrief enthaltenen Vorwurf, daß der Kurfürst wider Gott und den Kaiser gehandelt habe, konnte R. mit Recht erwidern, daß Franz nicht berufen sei, als Executor in göttlichen Dingen noch als Vogt in kaiserlichen Angelegenheit aufzutreten. R. war weit mehr Krieger als Geistlicher, „ein mannlicher tröstlicher Herr und geschickter Kriegsmann“ nennt ihn die Flersheimer Chronik. Er war weit entfernt, einer drohenden Gefahr scheu auszuweichen oder durch Verhandlungen und Einlenken abwenden zu wollen. Er liebte das Kriegshandwerk; hatte er doch das Artilleriewesen seines Staates auf eine ganz außergewöhnliche Höhe gebracht. In furchtloser Entschlossenheit ging er sofort nach seiner bedrohten Hauptstadt, um dem Anmarsch Sickingen's die Stirn zu bieten. Da eine Vertheidigung des bedrohten Trier möglich war, beschloß er auch, dieselbe vorzubereiten und die Stadt zu halten. In Treue und Ergebenheit stand die gesammte Bürgerschaft auf Seite ihres Oberherren, trotz der Sickingenschen Versuche, sie zum Abfall zu bewegen; etwa aufkommende Ge-Gedanken an Anschluß an diesen wurden schon allein durch die Anwesenheit des muthigen Kurfürsten niedergehalten. Sofort sandte derselbe auch an seine Verbündeten, an Köln, besonders an Pfalz und Hessen, um Sendung von Hülfsvölkern. Auf beides hatte Sickingen nicht gerechnet: weder auf die umsichtige Entschlossenheit des Erzbischofs noch auf das baldige und pünktliche Eintreffen der mit demselben verbündeten Fürsten bezw. ihrer Mannschaften. Zu seinem Glück hatte er zu oft erfahren, wie die Bündnißverträge jener Zeit nie auf eine schleunige und pünktliche Hülfe in der Noth zählen ließen. Unter der Erledigung von vielen Förmlichkeiten pflegte die beste Zeit zur Abwehr feindlicher Angriffe

vorüberzugehen. Auch diesmal sollte er die Wahrheit seiner Erfahrungen bestätigt finden: aber auf seiner eigenen Seite und zu seinem eigenen Schaden. Seine eigenen Zuzüge blieben zum großen Theil aus, Richard's Verbündete dagegen waren schneller, wie sonst gebräuchlich, zur Stelle, vor allem die eigene Mannschaft desselben. So schlug das Unternehmen Sickingen's fehl, er mußte die Belagerung Triers aufheben und sein Heer zurückziehen. Der Anschlag auf den Kurstaat wurde sein Verderben. Die drei Verbündeten, Trier, Pfalz und Hessen, waren nicht gewillt, sich mit der Abwehr des Angriffs zu begnügen. In kluger Berechnung wandten sie sich zunächst wider die vornehmsten Helfer des Friedstörers und bestraften dieselben, dann gegen Sickingen selbst. In seiner belagerten Burg Landstuhl fand er den Tod.

An allen diesen Kämpfen nahm R. persönlich Theil. Und nicht das letzte Mal war es, daß der kampfbereite Kurfürst persönlich mit seinen Truppen ins Feld zog. Wenige Jahre später, 1525, wüthete der Bauernkrieg. Das Erzstift Trier selbst wurde zwar von den Unruhen nicht berührt, desto ärger wüthete der bedauernswerthe Aufstand in den Gebieten der verbündeten Fürsten und Nachbarn. Pfalzgraf Ludwig und das Erzstift Mainz baten dringend um Beistand. Auf die Nachricht von den Weinsberger Vorgängen rief der Kurfürst sofort seine Lehnsleute in die Waffen und bat auch den Kurfürsten von Köln und den Jülicher Herzog um Hülfesendung in die aufrührerischen Gebiete. Das war im April. Bereits im Mai rückte das trierische Hülfsheer in Stärke von 2000 Mann von Koblenz aus nach der Pfalz ab. R. selbst begab sich auf dem kürzesten Wege über den Hunsrück nach Heidelberg. Von hier aus begann der Feldzug des vereinten Heeres, die blutreichen Kämpfe gegen die aufständischen Bauernhaufen. Erst nach ihrer Beendigung im Juli kehrte R. in sein Erzstift zurück. Hier mußten die Städte Boppard und Oberwesel, welche versucht hatten, in Erinnerung an ihre einstige Reichsfreiheit gewisse Aenderungen ihrer Verfassung vorzunehmen, auf die während der Unruhen gemachten Errungenschaften verzichten. Auch die Stadt Trier hatte von der Abwesenheit des Kurfürsten im Bauernkriege und angeregt durch die allgemeinen Unruhen Vortheil zu ziehen versucht. Das Bestreben der Bürgerschaft war besonders auf eine Besteuerung der Geistlichkeit gerichtet gewesen. Die Heranziehung derselben zu den bürgerlichen Lasten sowie einige andere auf Heischung von Abgaben gerichtete Forderungen hatte die Stadt durchgesetzt. Als aber der Kurfürst zurückkehrte, mußte auch Trier von den angemaßten Ansprüchen abstehen. Ein im October 1527 zwischen den vier rheinischen Kurfürsten geschlossenes Bündniß wider die aufrührerischen Unterthanen war geeignet, gegen eine Störung der Ruhe von dieser Seite Vorsorge zu treffen. Die Reichsangelegenheiten beschäftigten ihn unausgesetzt. Ganz besonders im Anschluß an die Niederwerfung des Sickingschen Angriffs, als die Klage der drei Verbündeten gegen das Reichsregiment auf dem Reichstag zu Nürnberg zur erfolgreichen Verhandlung kam. Dasselbe Jahr brachte ihm die durch den Statthalter des Kaisers, den Erzherzog Ferdinand erfolgte Ernennung zum kaiserlichen Rath mit einem Gehalte von 6000 Gulden. Als im Jahre 1528 der Landgraf von Hessen infolge der Pack'schen Händel seine Rüstungen betrieb, trat R. in den Vordergrund der Verhandlungen. Bereits im Mai hatte er Philipp von Hessen schriftlich gemahnt, von seinen Rüstungen abzustehen und sich bereit erklärt, alles für die Aufrechterhaltung des Friedens zu thun und in den etwa vorhandenen Streitsachen als Vermittler aufzutreten. Als aber diese und weitere Ermahnungen fruchtlos waren und es offenbar wurde, daß der Landgraf sich für die Kosten seiner eigenwilligen Rüstungen durch einen Ueberfall der Stifter Mainz, Würzburg und Bamberg schadlos zu halten gewillt war, gelang es den erneuten Be-

mühungen des Kurfürsten R., den Ausbruch des Krieges zu verhindern und durch Einwirkung auf beide Theile die Abfindung des Landgrafen mit 100 000 Gulden durch die genannten Stifter zu erwirken. Im Jahre 1531 ist R. am 13. März zu Wittlich gestorben, nachdem er bereits während des vorangegangenen Jahres gekränkelt, auch den Augsburger Reichstag desselben Jahres wegen Kränklichkeit nicht mehr zu besuchen vermocht hatte. Im Dom zu Trier ist seine Leiche beigesetzt worden.

Eine vorurtheilsfreie Beurtheilung Richard's wird stets seiner Bedeutung gerecht werden. Seine Theilnahme an den Geschäften und Angelegenheiten des Reichs übertraf an Umfang und steter Rührigkeit die seiner Zeitgenossen und Mitkurfürsten. Bei vielen Fragen stand er auf dem ersten Platze, die Lösung mancher war ein Werk seiner Geschicklichkeit und ein Erfolg seiner nimmermüden Thätigkeit. Auch da, wo sein Land und seine Interessen unberührt blieben, machte sich sein Einfluß wohlthuend und bestimmend geltend. Die wenig nationale Politik seiner ersten Regierungsjahre will aus seiner Zeit heraus beurtheilt und verstanden werden. Wie seine Begabung als Staatsmann ohne Zweifel ist, so allgemein wurde er von seinen Zeitgenossen als muthiger Kriegsherr geschätzt und gefürchtet. Der Verbindung beider, der geschickten, zielbewußten Art seiner Verhandlungen und Verträge und der muthigen, schnellen Benutzung des Schwerts verdankte er den großen Erfolg des Jahres 1522, mit der Niederwerfung Sickingen's den größeren der Niederwerfung des Raubritterthums. Und neben allen diesen staatsmännischen und kriegerischen Eigenschaften war er auch persönlich ohne Makel. Freigebig, aber kein Verschwender, stolz, durchdrungen von seiner Würde und seiner Stellung im Reich, aber leutselig und auch seinen Untergebenen leicht zugänglich, er war mäßig, ordnungsliebend und — haushälterisch auch in der Verwaltung seines Landes: das Erzstift hinterließ er fast ganz der alten Schuldenlast entledigt. Und das gereicht seinem Werthe zu besonderem Ruhme, daß er neben seiner umfassenden Thätigkeit für das Reich und neben der geschickten Behandlung äußerer Angelegenheiten auch die innere Verwaltung seines Kurstaates und die oberhirtliche Leitung des Erzstifts nicht vernachlässigte: daß er vielmehr in der Verwaltung desselben und im Bilde ihrer Geschichte immer einen der ersten Plätze einnehmen wird. Seit des großen Balduin Zeiten sah Trier keinen solchen Herrn, als Staatsmann und Landesvater von gleichem Werthe.

Leonhardy, Geschichte des Trierischen Landes und Volkes. — Ranke, Deutsche Geschichte. — Jansen, Geschichte des deutschen Volkes. — Ullmann, Franz von Sickingen. — Bestände des Kgl. Staatsarchivs zu Koblenz.

Max Bär.

Richard, Pfalzgraf, von seinen Zeitgenossen Reichard genannt, Herzog von Pfalz-Simmern, geb. zu Simmern am 25. Juli 1521, † in Ravengirsburg am 13. Januar 1598. — Als dritter und jüngster Sohn des kinderreichen Herzogs Johann II. wurde R. für den geistlichen Stand bestimmt und erzogen. Bereits 1528 finden wir ihn mit seinen älteren Brüdern Friedrich und Georg in der Matrikel der Universität Köln, 1535 weilte er mit Georg in Orleans, von wo ihn die drohenden kriegerischen Verwickelungen in das Vaterland zurückriefen, 1538 auf der Hochschule in Löwen. Frühe mit geistlichen Würden überhäuft, wurde er 1535 Domherr in Speier, wohin sein Vater bald darauf als Vorsitzender des Kammergerichts seinen Wohnsitz verlegte, und erhielt hier nach Beendigung seines akademischen Bienniums und seines Residenzjahres am 4. November 1539 Sitz und Stimme im Capitel. Auch in Straßburg, Köln und Mainz, wo er am 1. Juli 1545 sein Residenzjahr begann, bekleidete R. die Würde eines Domherrn. Zudem waren ihm von seinem Vater die Pastoreien

Bell und Kirchberg übertragen worden, deren Einkünfte er noch als weltlicher Fürst bis zu seinem Tode bezog. 1556 übergab ihm Kurfürst Otto Heinrich die Administration des Klosters Waldsassen in der Oberpfalz, welche er auch nach Niederlegung seiner Pfründen an den Domstiftern noch weiterführte. 1559 wählten die Stiftsherren zu St. Victor bei Mainz R. zu ihrem Propste, doch verzichtete er noch in demselben Jahre auf diese Würde, nachdem er zum Dompropste in Mainz erhoben worden war. Bald darauf wurde er auch Dompropst in Straßburg. Bei dem Tode Philipp's von Flörsheim 1552 sahen Viele in R. den künftigen Bischof von Speier, und als 1555 der Mainzer Kurfürst Sebastian von Heusenstamm starb, scheint R. selbst ernstlich daran gedacht zu haben, daß man ihn zu dessen Nachfolger erwählen werde. Aber in beiden Fällen traf die Wahl des Capitels Andere, wie es scheint, besonders deshalb, weil die katholische Gesinnung Richard's nicht mehr unbezweifelt war. Hatte er doch schon bei dem Reformationsversuche Hermann's von Wied in Köln der Minderheit des Domcapitels angehört, welche zu dem Kurfürsten stand, und sich durch seinen Anschluß an dessen Appellation vom 10. Juli 1545 eine Citation vor Papst Paul III. nach Rom zugezogen. Doch blieb R., obwohl er sich gleich seinen älteren Brüdern schon frühe den Grundsätzen der Reformation zuneigte, noch längere Zeit in der katholischen Kirche und dem Genusse seiner reichen Pfründen. Erst als nach Otto Heinrich's Tode (1559) sein Bruder Friedrich III. den pfälzischen Kurhut empfangen hatte und Georg dessen Nachfolger im Fürstenthum Simmern geworden war, trat R. offener hervor, gab seine Domherrnstellen allmählich auf und resignirte namentlich auch am 3. November 1562 auf seine Würde als Dompropst von Mainz.

Von dieser Zeit an lebte der Pfalzgraf als weltlicher Fürst und nahm seinen Wohnsitz in Waldsassen. Auch an kriegerischen Unternehmungen betheiligte er sich und kämpfte 1566 in Ungarn gegen die Türken. Bei den um diese Zeit in der evangelischen Kirche entbrennenden Lehrstreitigkeiten stand R. auf lutherischer Seite und leistete seinem kurfürstlichen Bruder bei dessen Versuch, die Heidelberger Kirchenordnung auch in der Oberpfalz einzuführen, beharrlichen Widerstand.

Als am 17. Mai 1569 Pfalzgraf Georg kinderlos starb, folgte ihm R. in der Regierung des Fürstenthums Simmern nach und verlegte nunmehr dahin seinen Wohnsitz. Bei den Verhandlungen über das Concordienbuch zeigte er sich, obwohl seine Theologen noch Manches dagegen zu erinnern hatten, dem Unternehmen anfänglich nicht abgeneigt, verweigerte jedoch nach einem ausführlichen Gutachten seiner Theologen, ungeachtet des Drängens der kurfürstlichen Freunde des Werkes, schließlich am 21. December 1579 seine Unterschrift und verharrte bei seiner Weigerung, da er eher eine Verschärfung des Streites, als eine Förderung der christlichen Einigkeit von dem Buche erwartete. Im Uebrigen erwies sich R., darin bestärkt von seinem Hofprediger Albrecht Hellbach (Photinus), als eifrigen Lutheraner. Nach dem Tode Friedrich's III. stand er auf der Seite seines lutherischen Neffen, des Kurfürsten Ludwig VI., und verhehlte seine Mißstimmung nicht, als nach dem frühen Tode Ludwig's Pfalzgraf Johann Kasimir als Vormund dessen Sohn Friedrich IV. in dem reformirten Bekenntnisse erzog. Als 1592 auch Johann Kasimir starb, machte der alte Pfalzgraf nicht nur ernstliche diplomatische Anstrengungen, um die Vormundschaft über den jungen Kurfürsten zu erhalten, dem noch einige Wochen zum achtzehnten Lebensjahre und damit zur Volljährigkeit fehlten, sondern suchte das sogar durch einen Einfall in kurpfälzisches Gebiet zu erzwingen. Ohne Zweifel war es weniger persönlicher Ehrgeiz, der ihn zu einem so unüberlegten Vorgehen brachte, als die Absicht, auf solche Weise in der Kurpfalz das Lutherthum wieder aufzurichten, für welches er

den jungen Kurfürsten noch gewinnen zu können gehofft haben mag. Doch blieben die Anstrengungen Richard's ohne Erfolg; er vermochte die Belehnung Friedrich's IV. wohl aufzuhalten, aber nicht zu verhindern. Wenige Jahre später starb R., über 76 Jahre alt. Da er keine Leibeserben zurückließ, so fiel das Fürstenthum Simmern an die Kurpfalz zurück.

Ein besonders guter Haushalter war R. nicht. Die Einkünfte des aufgehobenen Klosters Ravengirsburg verwendete er ausschließlich für sich. Ein wohlbeleibter Mann, scheint er den Freuden der Tafel nicht abhold gewesen zu sein. Doch zeigte er sich im Ganzen als wohlwollenden Fürsten, dessen Regierung die Chronisten als eine „löbliche" zu bezeichnen berechtigt waren. Im Alter von 48 Jahren hatte er sich bald nach Uebernahme der Regierung — am 30. August 1569 — mit Julie, Tochter des Grafen Johann IV. von Wied, vermählt, welche am 30. April 1575 im Wochenbette starb. Am 26. Mai 1578 trat er zum zweiten Male in die Ehe mit Amalie von Württemberg, der Tochter des ihm nahe befreundeten Herzogs Christoph, und nach deren Tode schon nach wenigen Monaten, bereits 68 Jahre alt, im December 1589 mit der noch nicht neunzehnjährigen Anna Margaretha von Pfalz-Veldenz, Tochter des wunderlichen Pfalzgrafen Georg Hans. Die beiden letzten Ehen Richard's blieben kinderlos, von den in erster Ehe ihm geborenen vier Kindern überlebte nur ein Töchterchen, Katharina, die Mutter, starb aber ebenfalls noch im Kindesalter.

Außer den bekannten Schriften über pfälzische Geschichte besonders Kluckhohn, Briefe Friedrichs des Frommen; Bezold, Briefe des Pfalzgrafen Johann Kasimir, und F. Back, die evangelische Kirche im Lande zwischen Rhein, Mosel, Nahe und Glan. Band II. Bonn 1873. — Auch etliche archivalische und handschriftliche Notizen sind in dem Artikel verwerthet.

Ney.

Richardis oder Richarda, die heilige, die Tochter des im Elsaß reichbegüterten Grafen Erchanger, wurde im J. 862 mit Karl, dem jüngsten und schwächlichsten Sohne Ludwig's des Deutschen vermählt. Ueber ihre Jugend und ihre Erziehung wissen wir Nichts. Auch aus der Zeit ihrer fünfundzwanzigjährigen Ehe sind die Nachrichten verhältnißmäßig dürftig, doch gewinnt man immerhin aus ihnen den Eindruck, daß sie auf ihren Gemahl einen nicht unbedeutenden Einfluß geübt, daß sie aber zugleich auch an seiner Seite das häusliche Glück nicht gefunden habe. Nur um so entschiedener wird sich in ihr die Neigung zu einem beschaulichen gottgeweihten Leben verstärkt haben. Nahezu alle Urkunden, die sie erwähnen, zeigen uns R. in Verbindung mit Klöstern und andern frommen Stiftungen. Karl III. schenkte ihr das Stift Seckingen, das prächtig gebaute Kloster St. Felix und Regula zu Zürich, ferner die Klöster S. Martino in Pavia und Zurzach, und ebenso freigebig erwies er sich gegen ihre Hauptstiftung in ihrer Heimath, gegen die elsässische Abtei Andlau, welche R. auf ihrem väterlichen Erbgute im Anschluß an die Erlöserkirche zu Eleon im J. 880 gegründet zu haben scheint. Eben diese Abtei Andlau stellt R. unter den besondern Schutz des Papstes mit der Verpflichtung, einen jährlichen Zins an die päpstliche Kammer zu liefern, als wir sie zum ersten Male auf dem großen politischen Schauplatz sehen. Mit ihrem Gemahl ist sie über die Alpen gezogen und im Februar 881 empfängt sie zu Rom mit ihm aus der Hand Johann's VIII. die kaiserliche Krone. R. scheint allen ihren Einfluß aufgeboten zu haben, den energielosen Kaiser zur Unterstützung des bedrängten apostolischen Stuhles zu bewegen, wenigstens dankt ihr und dem Erzkanzler, dem Bischof Liutward, der Papst für ihre bezüglichen Mühewaltungen. Wie oft sie noch mit dem Kaiser nach Italien gegangen, läßt sich mit Sicherheit nicht feststellen, wie mir scheint, im Ganzen wenigstens drei Mal. In Gemeinschaft mit dem allmächtigen Günst-

ling des Kaisers, dem Erzkanzler Liutward, wird sie noch wiederholt in Urkunden als Fürbitterin genannt. Es ist dies der äußere Ausdruck einer gewissen Verbindung der Beiden, welche wohl darauf zielte, dem schwankenden, immer leidenden Kaiser, welcher der großen ihm zugefallenen Rolle, die Erbschaft Karl's des Großen zu verwalten, nicht im mindesten gewachsen war, Halt und Festigkeit zu verleihen. Aber diese Gemeinsamkeit der Interessen verwickelte R. auch in den Sturz Liutward's, den der allgemeine Haß der schwäbischen Großen auf dem Tage zu Kirchen im Juni 887 zu Fall brachte. Verleumdung befleckte ihre Frauenehre und gab den Anstoß, daß R. nach Lösung ihrer Ehe sich aus der Welt in ihr Kloster Andlau zurückzog. Sie soll, nachdem sie und ihr Gemahl öffentlich erklärt hatten, daß sie sich während ihrer Ehe niemals berührt hätten, zum Beweis ihrer Unschuld sich erboten haben, dem Gottesurtheil des Zweikampfes oder des glühenden Eisens sich zu unterwerfen. Die Sage, welche sich des merkwürdigen Stoffes später bemächtigte, hat sie dann wirklich die Feuerprobe glänzend bestehen, auch eine Pilgerfahrt nach Jerusalem antreten lassen. Die wenigen letzten Jahre ihres Lebens verbrachte R. in Andlau, dessen Statuten im Jahre 892 oder 893 auf ihre Veranlassung aufgezeichnet wurden. Das Jahr ihres Todes steht nicht fest, als ihr Todestag ist der 18. September überliefert. Auf seiner Reise durch das Elsaß im November 1049 hat später Papst Leo IX., als er nach Andlau kam und die dort neu erbaute Kirche weihte, die Gebeine der heiligen Richardis erhoben und sie in den Neubau übertragen lassen.

Die Hauptquelle für die Geschichte der Kaiserin Richardis ist die Chronik des Abtes Regino von Prüm. Die Legenda s. Richardis, abgedruckt bei Grandidier, Hist. de l'égl. de Strasbourg II, CCCX, geht auf Hermann's von Reichenau Angaben zurück. Vgl. Dümmler, Gesch. d. Ostfränk. Reichs III passim. Eine unkritische neuere Bearbeitung des Stoffs gibt das Buch von Ch. Deharbe, S. Richarde, Paris 1874.

W. Wiegand.

Richartz: Johann Heinrich R., der edle Mann, der in hochherziger Gesinnung seine Vaterstadt mit dem Prachtbau eines neuen Museums beschenkte, war am 17. November 1797 zu Köln geboren und starb daselbst am 22. April 1861. Er widmete sich dem Kaufmannsstande und setzte seines Vaters Geschäft in exotischen Häuten fort, das durch das Hinzutreten von Gesellschaftern einen großartigen Aufschwung gewann. Die Firma J. H. Richartz & Co. stand in directer Verbindung mit den La-Platastaaten und hatte daselbst zum Zwecke der Einkäufe von Wildhäuten ihren fest domicilirten Vertreter. Ein reicher Ertrag war der Lohn des geschäftlichen Wirkens, und als sich R. 1851 ins Privatleben zurückzog, fand er sich im Besitze eines sehr bedeutenden Vermögens. Sein einfaches, anspruchsloses Wesen konnte bis dahin die öffentliche Aufmerksamkeit nicht auf ihn lenken, wenngleich er gegen alle Menschen wohlwollend war und in mehreren Fällen, wo es galt, ein ohne Verschulden gefährdetes Familienleben zu retten, mit fürstlicher Freigebigkeit eintrat. Die freudigste Ueberraschung bereitete er seinen Mitbürgern, als in der Gemeinderathssitzung vom 3. August 1854 der Oberbürgermeister Stupp den Gemeindevertretern den Inhalt eines von demselben Tage datirten Schreibens von R. mittheilte, worin derselbe sich erbot, „zur Bestreitung der Baukosten eines neuen städtischen Museums Anfangs nächsten Jahres an die Stadtkasse die Summe von einmalhunderttausend Thalern gegen eine jährliche Rente von vier vom Hundert einzuzahlen“. Er fügte diesem Anerbieten hinzu, daß die erwähnte Rente mit seinem Tode erlöschen und das Capital der Stadt als freies Eigenthum verbleiben solle. Dem Geschenkgeber wurde von dem Collegium der innigste Dank ausgesprochen und in das Protocollbuch die Erklärung aufgenommen, daß derselbe sich um seine Vaterstadt hochverdient gemacht

habe. Die Bürgerschaft beeilte sich, ihm am nächstfolgenden Abend durch einen glänzenden Fackelzug ihre Dankbarkeit zu beweisen. Die Zustände des Kölner Museums, d. h. des der Stadt als Geschenk überwiesenen Wallraf'schen Kunstnachlasses, waren von traurigster Art und riefen vielfache ebenso bittere als wohlbegründete Tadelsäußerungen hervor. In einem alten, verkommenen Gebäude in der Trankgasse war zwar ein Theil der Gemälde und die antiken Sculpturen aufgestellt und sonntäglich dem Publicum, bei freiem Eintritt, die Anschauung gestattet; in fast gleicher Anzahl aber lagen die Gemälde, darunter manches sehr werthvolle, in einer Remise, in Stallungen und auf Corridoren aufgethürmt und den Einflüssen der Witterung und allen beschädigenden oder zerstörenden Zufälligkeiten preisgegeben. R. war bisher von der Pflege der Kunstliebhaberei ferngeblieben, obwol sein Gemüth für die Eindrücke des Großen, Schönen und Edlen stets empfänglich gewesen war. Ein aus Freundesmund vernommenes Wort des Tadels, daß die reiche Stadt Köln keinen Sinn und keine Dankbarkeit für das herrliche Vermächtniß ihres Wallraf habe, und eine daran geknüpfte leise, kaum im Ernst gemeinte Aufmunterung an R., hier als Retter aufzutreten, zündete in seinem patriotischen Herzen und rief den festen, hochherzigen Entschluß zur Abhülfe bei ihm hervor. Er blieb bei seiner ersten Gabe nicht stehen. Jeden Gedanken, der darauf hinzielte, dem Bauwerk einen reicheren Schmuck zu verleihen, griff er auf und stellte, wenn er ihn zweckmäßig fand, die Mehrkosten bereitwillig zur Verfügung, sodaß der Gesammtbetrag der Schenkung sich auf nahezu zweimalhunderttausend Thaler beläuft. Auch für die Herstellung der neben dem Museumsgebäude gelegenen schönen Minoritenkirche, die sich dem Baustil des ersteren harmonisch anschließt, gab er eine beträchtliche Summe. Dem hochverdienten Manne wurden nun von allen Seiten Beweise der Anerkennung und Verehrung zu Theil. König Friedrich Wilhelm IV. verlieh ihm den Titel eines königlichen Commerzienrathes und den rothen Adlerorden 3. Classe. Die Universal Society for the encouragement of arts and industry übersandte ihm im Juni 1857 eine goldene Medaille und die königliche Akademie der Künste zu Berlin ernannte ihn zu ihrem Ehrenmitglied. Das Museum, zu dessen Baumeister er seinen Freund Joseph Felten berufen hatte, ging seiner Vollendung entgegen und der 1. Juli 1861 wurde für die Eröffnungsfeier bestimmt. Da erkrankte R. plötzlich um die Mitte des April an einem heftigen Brustleiden, das in wenigen Tagen dem Leben des unvergeßlichen Mannes ein allzufrühes Ziel setzte. Als er die Stunde der Auflösung herannahen fühlte, wollte er nicht scheiden, ohne nochmals über das Grab hinaus von seinem Mitgefühl für unverschuldetes Elend, seiner Liebe zur katholischen Kirche und zu seiner Vaterstadt, sowie von seiner Begeisterung für die Kunst Zeugniß abzulegen. In seinem letzten Willen bestimmte er hunderttausend Thaler zur Gründung einer städtischen Irrenanstalt, jedoch so, daß die Zinsen zehn Jahre lang zur Erwerbung von Gemälden älterer und neuerer Meister für das Museum verwandt werden sollen. Zum Ausbau der Minoritenkirche wurden nochmals 9000 Thaler angewiesen, der Dom erhielt 2500 Thaler, ebensoviel die Pfarrkirche zu St. Jacob, und zur Dotation einer Freistelle an der rheinischen Musikschule vermachte er 2000 Thaler. Mit Ergebung nahm er die höhere Fügung auf, daß er den Tag nicht erleben sollte, auf den er sich so lange und so herzlich gefreut. Die ganze Stadt war wie niedergeschmettert durch die Kunde von seinem Tode. Er erhielt seine Grabesstätte auf dem Friedhof zu Melaten neben Wallraf, mit dem er, wie verschieden auch ihre Lebenswege und Bestrebungen waren, in dem Charakterzuge zusammentraf, daß sie mit begeisterter Liebe ihrer Vaterstadt zugethan waren. König Wilhelm und die Königin Augusta drückten unterm 24. April mit eigenhändigen Schreiben der Stadt Köln ihre Theilnahme an dem Verluste

des würdigen Mannes aus, „der das, was Redlichkeit und Rechtlichkeit ihm an Glücksgütern zuführte, auf das Edelste, Wohlthätigste und Uneigennützigste zum Wohl seiner Mitbürger verwandte und seiner Vaterstadt das Vorbild echten Gemeinsinnes hinterläßt“. An dem Wohnhause des Verstorbenen (auf dem Blaubach) ließ die Stadt eine Gedenktafel anbringen.

Einleit. v. Ennen zu: Ausgew. Schriften v. Wallraf, Festgabe zur Einweihungsfeier des Museums Wallraf-Richartz. — Nekrolog in d. Köln. Ztg. v. 3. Mai 1861.

J. J. Merlo.

Richarz: Franz R., Irrenarzt, geboren am 5. Januar 1812 zu Linz am Rhein, † am 26. Januar 1887 zu Endenich bei Bonn. Sohn eines Kaufmanns und Schiffsbesitzers, erhielt er seine erste Vorbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, dann auf jenen zu Düren und Aachen, widmete sich 1830 zu Bonn dem Studium der Medicin und promovirte daselbst 1834 auf Grund einer Dissertation: „De vesaniae cognitione atque cura quaedam“, welche unter dem Einflusse von Friedrich Nasse entstanden war. Ebenderselbe empfahl ihn auch 1836 als Arzt nach Siegburg an die dortige Heilanstalt, wo er unter Maximilian Jacobi's berühmter Leitung (vgl. A. D. B. XIII, 593) acht Jahre lang thätig war. Auf Grund der dort gesammelten Erfahrungen, sowie der Kenntnisse, welche er sich auf mehreren Reisen über den Zustand des Irrenwesens in anderen Ländern erworben hatte, veröffentlichte er 1844 eine Schrift „Ueber öffentliche Irrenpflege und die Nothwendigkeit ihrer Verbesserung, mit besonderer Rücksicht auf die Rheinprovinz“, in welcher er das System kleiner, über die Provinz zerstreuter Bezirksheilanstalten mit einer gemeinsamen großen Provinzialpflegeanstalt empfahl. Die Reform des rheinischen Irrenwesens vollzog sich erst nach drei Jahrzehnten, innerhalb welcher Periode die Bedürfnißfrage freilich ganz andere, früher nicht zu ahnende Dimensionen angenommen hatte. R. hatte bald nach dem Erscheinen jener Schrift seine Ideen in die Praxis übertragen durch die Errichtung einer Privatheil- und Pflegeanstalt für Gemüths- und Nervenkranke zu Endenich bei Bonn, welche sich bald eines wohlverdienten Rufes erfreute. Er blieb seiner Schöpfung treu, obwol 1858 nach dem Tode Jacobi's die ehrenvolle Berufung zur Uebernahme der Direction von Siegburg an ihn erging, nur als diese Anstalt im J. 1863 fast gleichzeitig den Director und zweiten Arzt durch den Tod verloren hatte, übernahm er interimistisch ihre Leitung bis zur Ernennung eines neuen Directors. Im Herbste 1872 übergab er seine Anstalt seinem langjährigen treuen Mitarbeiter und Neffen, Sanitätsrath Dr. Oebeke, blieb aber bis zu seinem Tode noch wissenschaftlich thätig. Unter seinen Arbeiten hat die Abhandlung über den bekannten Criminalfall „Reiner Stockhausen, ein actenmäßiger Beitrag zur psychisch-gerichtlichen Medicin für Aerzte und Juristen von Jacobi, Böcker, Hertz, Richarz“ 1855 weitgehendes Aufsehen erregt. Die darin, sowie in der im 13. Bande der Allgem. Zeitschr. für Psychiatrie S. 256 gegen Jessen's Angriffe gerichteten Replik enthaltenen Ausführungen über psychische Untersuchungsmethoden, über Willensfreiheit und Zurechnungsfähigkeit u. s. w. sind heute noch ein schätzenswerther Beitrag zur forensen Psychiatrie. Den verschiedenen Vorträgen und Abhandlungen, die in den einzelnen Jahrgängen der Allgem. Zeitschr. für Psychiatrie veröffentlicht wurden, sind noch beizufügen: „Ueber die Nahrungsverweigerung der psychischen Krankheiten. Vortrag gehalten auf der Naturforscherversammlung in Wiesbaden“, 1852, abgedruckt in der deutschen psychiatrischen Zeitschrift; ferner Mittheilungen über Robert Schumann's Krankheitsverlauf und Tod in der Biographie Schumann's von Wasielewski und „Robert Schumann“, Aufsatz in der Kölnischen Zeitung

vom 30. August 1873, wiederabgedruckt in der Allgem. musikalischen Zeitung, Leipzig, 17. September 1873. Viel beschäftigte ihn die Frage der Vererbung, seine von den allgemein verbreiteten Anschauungen mehrfach abweichenden Theorien sind in seinen zu Wiesbaden 1873 auf den Versammlungen der Anthropologen und Naturforscher Deutschlands gehaltenen Vorträgen: „Ueber Vererbung in Geisteskrankheiten auf Grund der Geschlechtsverschiedenheit“ und in dem 1880 erschienenen Werke „Ueber Zeugung und Vererbung“ publicirt.

Oebeke in der Allgem. Zeitschrift f. Psychiatrie Bd. 43 S. 557.

Bandorf.

Richarz: Peter v. R., Bischof von Speyer, bez. von Augsburg. Geboren zu Würzburg am 23. Mai 1781 als der Sohn eines Corporals bei den fürstbischöflichen Husaren, aber für eine höhere Laufbahn bestimmt, begann er, obwol der Vater früh hinwegstarb, seine Studien am Gymnasium seiner Vaterstadt und setzte sie im J. 1795 in Bamberg fort, wo ihm im sogen. v. Aufsessischen Seminar ein Freiplatz verliehen worden war. Im J. 1800 trat er ebendaselbst in den philosophischen Curs der Universität über und erwarb sich zwei Jahre darauf die philosophische Doctorwürde. Im Herbste 1802 vertauschte er Bamberg wieder mit Würzburg und wurde, da er sich für den Priesterstand entschieden hatte, in das geistliche Seminar aufgenommen. Die theologischen Vorlesungen hörte er an der Universität und wurde am 11. April 1807 zum Priester geweiht. Im August des gedachten Jahres erhielt er die Berufung als Hülfspriester nach Haßfurt (am Main), wurde jedoch bereits im März 1809 nach Würzburg zurückberufen, und übernahm hier zunächst die Stelle eines Erziehers im v. Bechtolsheimischen Hause. Bereits im J. 1806 hatte die Epoche des Großherzogthums Würzburg begonnen und die Gunst der neuen Regierung eröffnete R. einen seinen Wünschen entsprechenden Wirkungskreis. Er wurde noch im Herbste 1809 zum Professor an den oberen Classen des Gymnasiums ernannt, an welchem er s. Z. seine höhere Ausbildung begonnen hatte. Sein Unterrichtsgebiet umfaßte die classische Philologie und, wie es scheint, die deutsche Sprache. Er versuchte sich nicht ohne Glück (1811) als Schriftsteller durch eine Abhandlung „Ueber die Idee des Schönen in besonderer Beziehung auf poetische Darstellung“ und, vom Geiste des deutschen Freiheitskampfes angehaucht, zugleich als Dichter (vgl. Denzinger's „Aurora“ Heft 4 und 6). Einige Jahre darauf gab er infolge höherer Anregung ein „deutsches Musterbuch“ je für die unteren und oberen Classen heraus (3 Theile, Bamberg und Würzburg 1815—1816). Die getroffene Auswahl legt für den durchaus unbefangenen und selbständigen Sinn des Herausgebers beredtes Zeugniß ab. Richarz's Geist strebte jedoch zugleich nach Höherem. Das Großherzogthum Würzburg war inzwischen wieder bairisch geworden, und R. hielt die Verhältnisse für günstig genug, eine Wirksamkeit an der Universität zu gewinnen. Fürs Erste (1817) mußte er sich freilich mit der gewährten Zulassung als Privatdocent der Philologie zufrieden geben. Indeß schon das Jahr darauf wurde er „mit Rücksicht auf seine geschwächte Gesundheit“ des Lehramtes am Gymnasium völlig enthoben und seiner Bitte gemäß zum außerordentlichen Professor der (classischen) Philologie ernannt, allerdings ohne auf diesem Gebiete sich auch schon wissenschaftlich bethätigt zu haben. Vier Jahre später (1821) wurde die außerordentliche Professur — nach wiederholtem Ansuchen — in eine ordentliche umgewandelt. In dieser Stellung hat R. als beliebter Lehrer und geschätztes Mitglied der Corporation 11 Jahre hindurch gewirkt. Zur litterarischen Thätigkeit ist er — mit Ausnahme eines gelegentlichen Programms — auch jetzt nicht gelangt, obwol er sich mit verschiedenen bez. Plänen getragen und beschäftigt hat. Hatte ihm doch im J. 1832 König Ludwig

das Amt eines Oberbibliothekars an der Universität, und bald darauf das Schulreferat des Untermainkreises (Unterfranken und Aschaffenburg) übertragen. Aus allem diesem ergibt sich, daß R. sich über Mangel an Anerkennung seiner Leistungen als Lehrer der Würzburger Hochschule nicht beklagen konnte. Gleichwol scheint ihn diese Art von Wirksamkeit auf die Dauer nicht befriedigt zu haben. Wir wissen, daß er sich bereits im J. 1828 um die Aufnahme in das Bamberger, und wenige Zeit darauf in das Würzburger Domcapitel, freilich beide Male vergeblich, bemüht hat. Wohl möglich, daß die Selbständigkeit seiner Natur ihm dabei im Wege gestanden. Da trat, allerdings nach Verlauf noch mehrerer Jahre, plötzlich und unerwartet eine Aenderung in seinem Lebensgang ein, die ihn weit über jene Wünsche hinausführte. König Ludwig ernannte ihn am 23. März (1834) zum Bischof von Speyer. Diese Ernennung hat allgemein überrascht. Man hat bisher nur vermuthen können, welche persönlichen Einflüsse auf diesen Entschluß des originellen Fürsten etwa eingewirkt haben. Die kirchliche Richtung des Auserwählten konnte in keiner Weise als eine extreme bezeichnet werden. Das hat R. auch als Bischof von Speyer bewiesen, wenn er auch nicht geneigt war, seiner Würde oder seiner Kirche dem Staate gegenüber etwas zu vergeben. In der Speyerer Diöcese bekam man bald nach seinem Amtsantritte zu verspüren, daß ein Mann von nicht gewöhnlicher Thatkraft die Zügel des Regiments ergriffen hatte. Er trat dem Clerus gegenüber in aller Entschiedenheit auf, schlug dagegen in einer oder der andern delicaten Frage, wo staatliche und kirchliche Grundsätze leicht in Conflict gerathen konnten, wie in der Frage der gemischten Ehen, einen versöhnlichen Weg ein, der freilich nicht allgemein gebilligt worden ist. Jedoch es wurde ihm keine Zeit gelassen, die Maßregeln, die er für das Wohl seiner Diöcese beschlossen oder auch schon in Angriff genommen hatte, auszuführen. Bereits am 16. August 1836 ernannte ihn der König, der ihm offenbar huldvoll gesinnt war, zum Bischof von Augsburg, ohne daß er, wie er ausdrücklich versicherte, eine solche Versetzung gewünscht und noch weniger betrieben hatte. Am 22. Februar 1837 trat R. sein neues Amt in Augsburg an. Was Rührigkeit und standhaften Eifer in der Vertretung der Interessen seiner Diöcese und seiner Kirche anlangte, so ließ er es nicht fehlen und befriedigte in dieser Richtung die Erwartungen seines Capitels und seines Clerus, wenn er auch Widerspruch von keiner Seite her gern ertrug. Auch seine versöhnliche Gesinnung gegenüber dem Staate verleugnete er wenigstens in den ersten Jahren dieser seiner Amtsführung nicht. Nur allmählich läßt sich eine Umstimmung in dieser seiner Denkungsweise wahrnehmen, und diese möchte mit dem Hervortreten einer aggressiven Richtung innerhalb der katholischen Kirche in Deutschland seit den sogen. Kölner Wirren und weiterhin mit den Bewegungen des Jahres 1848 in Zusammenhang stehen. Schon das Jahr 1846 hatte ihm Gelegenheit gegeben, in seiner Eigenschaft als Mitglied der ersten bairischen Kammer, tapfer für das Interesse seiner Kirche, wie er es nun einmal auffaßte, einzutreten. Deutlicher für seine angedeutete Sinnesänderung dürfte der Zusatz sprechen, mit welchem er seine Unterschrift der bekannten Freisinger Denkschrift begleitete: „Für das Concordat — das ganze Concordat — nichts als das Concordat —“ eine Formel, die wie eine Kriegserklärung klang. Ebenso wenig möchte es mit Richarz's ursprünglicher Anschauungsweise stimmen, daß er im J. 1853 in seiner Diöcese Jesuitenmissionen zuließ, wozu ihn sein Freund und Nachfolger auf dem Speyerer Stuhle, Bischof Geissel, ermuntert zu haben scheint und wofür ihm der ehemalige Minister v. Abel die tiefgerührte Anerkennung aussprach. R. hatte übrigens bereits seit einiger Zeit gekränkelt und so kam sein Tod nicht unerwartet, der ihn am 3. Juli 1855 seiner nie ruhenden Sorge und Thätigkeit für seine Diöcese entriß.

Anton Steichele, Peter v. R., Bischof zu Augsburg (Augsburg 1856). — F. X. Remling, Neue Geschichte der Bischöfe von Speyer, S. 512 ff. — Acten der Universität Würzburg. Wegele.

Richbod, seit 784 Abt des Klosters Lorsch, wurde um 792 Erzbischof von Trier und damit zugleich Abt des Klosters Mettlach, † am 1. October 804. Er war ein Schüler Alcuin's und gehört zu den Vertretern jener eigenthümlichen, auf antiker Grundlage beruhenden Bildung, welche die Regierung Karl's des Großen zur Blüthe brachte. In den Briefen seines Lehrers kommt er unter dem gräcisirten Namen Makarius vor. Nur wenige Züge sind von ihm überliefert. Er soll ein einfacher, weiser, vor Gott und den Menschen beliebter, durch geistliche und weltliche Bildung ausgezeichneter Mann gewesen sein. Alcuin, zu dem er dauernd in einem sehr herzlichen Freundschaftsverhältniß stand, neckt ihn wegen seiner besonderen Vorliebe für den Virgil, dessen Aeneis er besser kenne als die Evangelien, hielt aber viel von seiner Gelehrsamkeit, wie von seiner Rechtgläubigkeit. Denn als 798 der Streit mit den Adoptianern von neuem zum Ausbruch kam, wünschte er bei Karl dem Großen, daß ein Exemplar einer Streitschrift des Bischofs Felix v. Ursel, des Hauptes jener Ketzerei, auch R. zugesandt würde, und daß dieser eine Widerlegung derselben abfasse. — Von seinem Wirken in den Abteien und im Erzstift ist wenig bekannt. In Lorsch hat er die Wohnungen der Mönche vom nördlichen in den südlichen Theil des Klosters verlegt und dasselbe mit Mauern umgeben. Ferner erbaute er einen Schlafsaal für die Mönche und die dreischiffige Kirche; das Grabmal des heiligen Nazarius in der letzteren umgab er mit einem kunstvollen Gitter aus Gold und Silber und den Fußboden um den Altar ließ er mit verschiedenfarbigen Marmorplatten belegen. Er starb in Trier und wurde im Kloster Lorsch beerdigt.

Chronicon Laureshamense, Mon. Germ. hist. Ss. 21, 352. — Epistolae Alcuini bei Jaffé, Bibliotheca rer. Germ. VI. — Goerz, Mittelrhein. Regesten Bd. I. — Clouet, Histoire ecclésiastique de la province de Trèves II, 411—413. P. Wagner.

Richel: Bernhard R. (Rihel), einer der bedeutendsten Drucker zu Basel im 15. Jahrhundert, nach Fechter's Untersuchungen (im Baseler „Taschenbuch auf das Jahr 1863") aus Ehewiler, einem Dorf in der Rheinpfalz, nach anderen Mittheilungen aus Nürnberg oder Württemberg gebürtig, kam auf seinen Wanderungen nach der Schweiz und erwarb 1474 das Bürgerrecht in Basel, nachdem er sich im J. 1468 daselbst niedergelassen hatte. Die Gründung der Baseler Universität im J. 1460 rief sofort auch aus Deutschland junge Leute als Studenten dahin, die später dem Studium entsagten und sich der um diese Zeit durch die Erstürmung von Mainz offenkundig gewordenen Buchdruckerkunst zuwandten. Vielleicht auch kamen einige unter ihnen sogar in der bestimmten Absicht nach Basel, nach beendetem Studium des unentbehrlichen Latein sich der Erlernung der Typographie zu widmen. In den Matrikeln der Baseler Universität kommen schon in den ersten drei Jahren des sechsten Decenniums eine Reihe von später als Buchdrucker bekannt gewordenen Namen vor, wie Michel Wenßler aus Straßburg, der 1462 akademischer Bürger wurde, Ulrich Gering, Michel Friburger, Martin Krantz, Eberhart Franolt, Bernhardt R. und andere. Daß R. erst 1474 das Bürgerrecht als Buchdrucker erkaufte, erklärt sich dadurch, daß dieses Recht nach altem Herkommen damals immer erst nach mehrjährigem Aufenthalt in einer Stadt ertheilt wurde. Der erste Druck Richel's ist die „Biblia latina", die um 1468—1470 entstanden sein dürfte, und die in ihrem ersten Theil von Berthold Ruppel (s. d.) daselbst gedruckt wurde, deren zweiter Theil aber aus der Presse Richel's hervorgegangen ist. Ruppel war ein Gehülfe Gutenberg's (Braun,

Notitia hist.-lit. I, 53), der in Basel 1464 zu drucken begonnen hat. Wodurch seine Thätigkeit daselbst plötzlich unterbrochen wurde, sodaß die Beendigung dieser ersten Baseler Bibel von R. übernommen werden mußte, ist nicht bekannt geworden. Die Holzschnitt-Initialen in dem zweiten von R. gedruckten Theil dieser Bibel gehören jedenfalls zu dem Frühesten, was die Holzschneidekunst in dieser Art von Bücherschmuck hervorgebracht hat. Wie lange die beiden Typographen Ruppel und R. in Verbindung mit einander gestanden haben, ist bei dem Mangel an weiteren gemeinschaftlich hergestellten Druckwerken nicht mit Bestimmtheit festzustellen, doch scheint die Gemeinschaft noch 1473 bestanden zu haben, da in diesem Jahre unterm 25. Juni ein gerichtlicher Vergleich zu Stande gekommen ist, in dem beide zusammen als eine Partei gegen „ihren Knecht Anderiß Zwickdarm", den dieselben hatten verhaften lassen, genannt werden (Stehlin, Regesten Nr. 14). Im ganzen hat R. bis zum Jahre 1477, abgesehen von dem vorher erwähnten zweiten Theil, drei lateinische Bibelausgaben gedruckt, von denen die „Biblia sacra vulgata", die vermuthlich 1473 in zwei Foliobänden erschienen ist, der erste selbständige Druck Richel's sein dürfte. Dieselbe trägt weder seine Firma, noch eine Jahreszahl, ist jedoch mit seinen Typen gedruckt. Dagegen ging im J. 1474 aus seiner Officin ein „Sachsenspiegel" hervor, die erste Ausgabe des von Eyke v. Reppgowe um 1225 verfaßten deutschen Rechtsbuches und zugleich das erste Buch, welches in Basel mit Angabe des Jahres und Druckers erschien. Die erste Ausgabe dieses Druckes ist insofern von besonderer Bedeutung, weil sie die erste in deutscher Sprache zu Basel gedruckte Schrift ist, wie überhaupt R. der erste Typograph ist, der sich auf seinen Druckwerken genannt hat, und zum ersten Male Druckwerke in deutscher Sprache daselbst herausgegeben hat. Nachdem die Verbindung mit Ruppel gelöst war, scheint R. kurze Zeit für sich allein gedruckt zu haben, aber schon im J. 1475 finden wir ihn wieder in Gemeinschaft mit einem anderen Drucker, diesmal mit Michael Wenßler aus Straßburg. Es erschien in diesem Jahre von ihm allein gedruckt noch die „Biblia latina" in Großfolio, und dann „Roberti de Litio Ord. Min. Quadragesimale. Basileae per Bernh. Richel et Mich. Wensler Socii, anno 1475" (Fol.). Vom Jahre 1476 ab war R. dagegen allein thätig, und druckte nun bis 1482 eine ganze Anzahl von Werken, unter denen folgende hervorgehoben zu werden verdienen: „Gratiani Decretum cum apparatu. Basileae 1476". — „Biblia lat. ex vers. D. Hieronymi. 1476" (S. l. et nom. typ.). — „Institutiones Justin. cum appar. 1476". — „Nicolai de Tudeschis Panormitanus (Abbas Siculus), lectura super V libros decretalium. 1477". 5 voll. — „Ein bürdlin der zit. 1481". — Es ist dieses die erste Ausgabe der deutschen Uebersetzung des von R. 1482 auch in lateinischer Sprache gedruckten „Fasciculus temporum". Dieses von Werner Rolevinck v. Laer verfaßte Schriftchen, das deutsch und lateinisch 1488 und 1493 von Johann Prüß in Straßburg nachgedruckt wurde, ist insofern bemerkenswerth, als sein Verfasser, ein Karthäuser Mönch, ein Zeitgenosse Gutenberg's, unter dem Jahre 1457 dieser Chronik eine Notiz über die „zu Mainz erfundene Buchdruckerkunst" gebracht hat. Dieses Zeugniß von Mainz befindet sich zwar in der lateinischen Ausgabe Richel's, fehlt aber in seiner deutschen Ausgabe, die sich dagegen durch die naive Schlußschrift auszeichnet, welche lautet: „Gedruckt aber gerecht suber vnd rein durch Hermeyster Bernhart Richel burger zu Basel alß man zalt nocht der geburt christi. M.cccc. l. xxxi. ior pridie Kl. Septembris." Aus dem Jahre 1482 ist noch eine Evangelienerklärung bekannt, die unter dem Titel „Hugonis Cardinalis Postilla super quatuor Evangelia" erschien, und nach der R. nur noch den oben genannten „Fasciculus" gedruckt hat. Einige seiner Drucke, wie die „Biblia latina de Parabolis", „Astexani summa

de cas. Conscientiae" und die „Viola sanctorum" sind ohne Firma oder Jahreszahl erschienen. Ueber die persönlichen Verhältnisse Richel's sind uns nur knappe Nachrichten erhalten geblieben. Er druckte, wie schon gesagt wurde, allein vier Ausgaben der Vulgata, was, ausgenommen Anton Koburger in Nürnberg, keinem der alten Drucker nachgerühmt werden kann. R. scheint in Basel eine bemerkenswerthe Persönlichkeit gewesen zu sein, denn er wurde in verschiedenen Streitsachen als Schiedsrichter berufen (Stehlin, Regesten Nr. 55, 75 ꝛc.). Sein Absatz an Druckwerken mag nach den in den Baseler Gerichtsbüchern häufig vorkommenden Beschlagnahmen des Eigenthums seiner Bücherkäufer ein nicht unbeträchtlicher gewesen sein, auch geht aus diesen Acten hervor, daß er stets mehrere „Diener" beschäftigte, die für ihn auch außerhalb Basel Bücher verkauft haben. Ein Beweis dafür, daß zu jener Zeit noch öfter Tauschhandel getrieben wurde, ergibt sich aus einer Gerichtsverhandlung vom 28. Juli 1475, in welcher Niclaus Rauchfaß bekennt, daß er dem Buchdrucker Bernh. R. 40 Gulden für Bücher schuldig sei, und verspricht, „demselben dafür den Wein, der ihm nächsten Herbst zu Gebweiler wachsen wird, zu geben und die Fässer dazu zu liefern". R. druckte zu Basel in dem Hause „zum kleinen Blumen", das er im J. 1478 von Junker Rudolf Schlierbach für 550 Gulden, „nebst Scheune und Garten, bei dem Salzthurm an der Ecke hinter der Herberge zum großen Blumen gelegen", gekauft hatte. Er starb im J. 1482, und vermuthlich im August dieses Jahres, wenigstens wurde „Frau Ennelin, Meister Bernhart Richel's sel. Wittwe auf ihr Begehren mit Oswalt Holtzachan am 6. August bevogtet". Die Wittwe scheint die Officin bis zum Jahre 1486 noch fortgeführt und dann verkauft oder sich wieder verheirathet zu haben. R. bediente sich eines Signets, das seine Anfangsbuchstaben B. R. enthielt. Der Schild hängt an einem abgeschlagenen Baumast, und dem gegenüber befindet sich ein zweiter Schild, in welchem die Umrisse von drei Bergen auf weißem Grunde sich zeigen.

Vgl. Klemm, Catalog S. 211, 212, 439—441. — Kapp, Geschichte S. 114—116. — Falckenstein, Geschichte S. 269. — v. d. Linde, Gutenberg S. 45. — v. d. Linde, Geschichte S. 313, 713, 838. — Archiv f. Geschichte des Buchhandels V, S. 33; XI, Nr. 5 u. ff. — Stockmeyer und Reber, Beiträge S. 3, 17, 20. — Hain, repertorium bibl. Nr. 3041, 4422, 6932, 6939, 6959, 7888, 8975, 12 309 u. s. w.

J. Braun.

Richel: Josias R., der älteste Sohn des Wendel Richel in Straßburg (s. u.), hatte nach dem Tode seines Vaters in Gemeinschaft mit seinem Bruder Theodosius dessen Officin von 1555—1557 fortgeführt, dann aber von 1558 bis 1609 eine eigene Druckerei betrieben, und während dieser Zeit eine bedeutende Anzahl von Verlagswerken veröffentlicht. Als im J. 1525 die Einwohner Hagenaus ihren gelehrten Landsmann Wolfgang Kapito von Straßburg beriefen, damit er die Organisation der neuen Kirche leiten solle, taufte er am Palmsonntage, ohne die üblichen katholischen Ceremonien anzuwenden, das Söhnlein des Buchdruckers Wendel Richel, welches von dem Wiederhersteller des israelitischen Gottesdienstes den Namen Josias erhielt. Wir erfahren also hierdurch, daß Josias R. bereits 30 Jahre zählte, als er 1555 die väterliche Druckerei übernahm. R. druckte im Wesentlichen für den Schulgebrauch bestimmte Bücher, setzte aber daneben auch den Verlag seines Vaters fort. Ein Verzeichniß seiner Druckwerke findet sich im Archiv für die Geschichte des deutschen Buchhandels (B. V, S. 143—145), das jedoch sehr unvollständig ist, und mögen deshalb hier wenigstens einige der dort fehlenden Drucke aufgeführt werden: „Mirandula, Octav., illustrium poëtarum flores. Acc. de poetica virtute etc. auth. A. Mancinello", 1559; „Thucididis bellum Siculum. Cum praef. E. Regii". 1561;

„Platina's Chronica von der Bäpst vnd Keyser leben", 1566; „Disciplinae moralis libri duo qui magna Moralia inscribuntur, Graece", 1566; „Noni de omnium particularium morborum curatione liber per Hieremiam Martinum Augustanum", 1568; „Euripidis Alcestis graece seorsim", 1568; „Henr. Schori Speciales vniuersitatis discipl. tabulae, ex Petri Rami operibus collectae", 1568; „Mathiae Holtzwarten, Lustgarten newer teutscher Poeterey in fünff Bücher beschrieben", 1568; „Andreae Hoppenrods Stambuch aller namhaften Fürsten u. s. w.", 1570; „Jephtes oder Gelübdt, ein Tragedia Buchanani verteutscht"; „Phil. Cominei gründliche Beschreibung aller namhaften Sachen, so sich bey Regierung Ludwigen II. u. s. w. haben verlaufen", 1580; „Joan. Bapt. Rosarii de victoria Christianorum ad Echinadas Oratio. Item Joan. Sturmii eadem de re Epistolae duae", 1572; „J. L. Hauenreuter's Sprichwörter-Sammlung", 1573; „Das grosse Planetenbuch", 1590. — Auch von Joseph Lang (s. A. D. B. XVII, 602) druckte R. einige Werke, wie dessen: „Adagia sive Sententiae Proverbiales Graecae, Latinae, Germanicae. Ex praecipuis autoribus collectae", 1591 und dessen „Anthologia sive Florilegium", die 1598 und 1605 unter dem Titel „Loci communes sive Florilegium Rerum Et Materiarum Selectarum Praecipue Sententiarum Apophthegmatum Similitudinum Exemplorum Hieroglyphicorum" bei J. R. erschien. Ueber das Leben und den Tod Richel's ist nichts bekannt.

Vgl. Archiv f. d. Geschichte d. deutsch. Buchhandels V, S. 32—40. — Kapp, Geschichte, S. 92 ff. — Röhrich, Geschichte der Reformation im Elsaß, I, S. 393. — Freher, Theatrum II, p. 942. — Clessius, Elenchus I, p. 35, 275, 317, 336, 347, 360, 362, 418, 420, 430. 433, 451, 461. 466, 471, 473, 483, 484, 489, 512, 513; II, p. 190, 194, 201, 210, 231, 247, 285. — Roth-Scholtz, Thes. symb. ac embl. No. 175 u. s. w.

J. Braun.

Richel: Theodosius R., der Bruder des Josias Richel, druckte in Straßburg nach der Trennung von seinem Bruder in den Jahren 1555 bis 1625. Seine Druckerei scheint einen über das Gewöhnliche hinausgehenden Umfang gehabt zu haben, da er sich seine eigenen Formschneider halten konnte, wie aus einem Streit hervorgeht, den R. mit dem Gericht der Zunft zur Stelze zu bestehen hatte, weil die genannte Zunft ihm die Beschäftigung eines Formschneidergesellen untersagen wollte. Von den aus seiner Presse hervorgegangenen Büchern ist der größte Theil neue Auflage, Fortsetzung oder Uebersetzung des schon von seinem Vater gedruckten Historienwerkes von J. Sleidan. Zu dem im „Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels" (Bd. V, S. 142, 143) enthaltenen Verzeichniß seiner Druckwerke sind noch nachzutragen: „Ambrosii Schureri Analysis dialectica 4 libr. institut. imperial. cum praefat. D. Lud. Grempfii", 1567 und 1593; „M. Melchior Specker vber das 25. cap. Matth. Darinnen die fürnembste geheimnusse vnsers Christlichen Glaubens gehandelt werden", 1568; „Dietmarische Krieg | so König Friderich in Dännemark | auch Johan vnnd Adulff Hertzogen zu Schleßwick | Holstein geführet u. s. w.", 1569; „Catalogus librorum per Joh. Oporinum excusorum", 1569; „Archidoxa Philippi Theophrasti Parachelsi Bombast. Des hocherfahrnen, vnnd berühmtesten Philosophj vnd beyder Artzney Doctoris, Von heymlichkeyten der Natur, Zehen Bücher", 1570; „Aristot. Rhetoricorum libri 3 latine conuersi, et scholiis explicati a Joan. Sturmio", 1570; „D. M. Lutheri vnd anderer Gottseligen Lehrer außerlesene Psalm vnd geistliche Lieder", 1569; „Egesippi fünff Bucher von dem Jüdischen Krieg erstmals verteutscht durch Conradum Lautenbach", 1571; „Flavii Josephi Historien vnnd Bücher von alten Jüdischen Geschichten zwentzig, sampt seinem Leben", 1574; „Tetrapolitana, das ist das

Glaubensbekenntniß der vier Stette Constanz, Memmingen, Lindau und Straßburg", 1579; „Corpus doctrinae Christianae", Argentorati 1580; „Nouum Testamentum graece et latine. Des. Erasmo Rot. interprete", s. a.; „Livius vnd L. Florus, Von Ankunfft vnd Ursprung des Römischen Reichs. Mit vielen schönen Holzschnitten von Tob. Stimmer", 1605. Ueber die näheren Lebensverhältnisse Richel's ist ebenso wenig etwas bekannt, wie über seine Beziehungen zu den anderwärts thätigen Buchdruckern gleichen Namens. Gleichzeitig mit den R. in Straßburg gab es einen Buchhändler Konrad R. in Wittenberg, der vermutlich ein dritter Sohn von Wendel R. war. Derselbe wird in Harder's Meßmemorial vom Jahre 1569 angeführt, und soll nach Bartsch (Peintre-grav. VII, 474) Bürgermeister von Wittenberg und Formschneider gewesen sein. Im J. 1556 erscheint er als Verleger eines bei den Erben des Georg Rhaw daselbst gedruckten Buches und 1587 als solcher bei einem von den Joh. Krafft'schen Erben gedruckten Werkes (Eichsfeld, Wittenberger Buchdrucker, S. 113, 144). Im J. 1561 hatte er zur Herausgabe von Luther's Bibel ein Privilegium erhalten, und auf einem Druck von Joh. Krafft dem Aelteren lautet die Firma: „Johannes et Conrad Rühel fratres". Ein späterer Sprosse aus der Familie Richel, und zwar ein Enkel des Wittenberger Buchhändlers scheint Johann Richel gewesen zu sein, der 1638—1640 in Rostock einige Werke gedruckt hat (s. Leich, Orig. typogr. p. 52 und Mohnike, Geschichte d. Buchdr. in Stralsund, S. 21) und 1640—1686 in Kiel als Buchdrucker und Verleger vorkommt. Bei der Ungewöhnlichkeit des Namens Richel eine Verwandtschaft der sämmtlichen genannten Personen vorausgesetzt, hat die Buchdruckerfamilie Richel von 1468—1686, also über zwei Jahrhunderte hindurch in Basel, Straßburg, Wittenberg, Rostock und Kiel die Druckkunst ausgeübt und müssen diese Typographen zu den hervorragendsten ihrer Zeit gerechnet werden.

Vgl. Archiv f. Geschichte d. deutsch. Buchhandels, V, S. 32—46, 96 bis 102. — Kapp, Geschichte, S. 92 ff. — Klemm, Katalog, S. 155. — Nagler, Monogramm. II, Nr. 2373. V, S. 167. — Nagler, Künstler-Lexikon, XII, S. 378. XIV, S. 10. — Roth-Scholtz, Thes. symb. ac embl. Nr. 490. — Serapeum 1863. S. 205. — Clessius, Elenchus I, p. 14, 17, 74, 210, 213, 422, 437, 449, 499, 503. II, S. 91, 93, 218, 219, 221, 236, 290 u. s. w. J. Braun.

Richel: Wendelin R. (auch Rihel), vermuthlich ein Nachkomme des o. S. 426 erwähnten Basler Buchdruckers Bernhard R., war in Straßburg von 1535—55 als Buchdrucker thätig. Die Ausübung der Druckkunst begann R. daselbst im J. 1535 mit Luther's Bibelübersetzung, einem Nachdruck der ersten vollständigen Wittenberger Ausgabe, wie er selbst gelegentlich einer Klagsache gegen Hans Schott und Hans Albrecht wegen des Nachdrucks eines seiner Werke zugegeben hat. Nach Röhrig's Angabe hatten ihn die Straßburger Reformatoren bewogen, auch einige Predigten Luther's in lateinischer Ausgabe zu drucken, und R. versprach dem Freunde Luther's, Cruciger, ein ansehnliches Honorar, wenn er ihm bei der Uebersetzung der ursprünglich deutsch geschriebenen Werke Luther's behülflich sein wollte. Die von ihm bekannt gewordenen Drucke, ungefähr 50 im ganzen, deuten auf eine ganz hervorragende Verlagsthätigkeit hin, die zudem durch die Verbindung mit den ausgezeichnetsten Männern jener Zeit an Interesse gewinnt. R. gebührt das Verdienst, Werke von Martin Bucer, Johannes Sturm, Calvin, Sleidan u. A. an die Oeffentlichkeit befördert zu haben. Dabei zeigte er sich recht vielseitig, denn er druckte nicht nur historische Werke und Schulbücher, sondern auch verschiedene Schriften gemeinnützigen Inhalts, wie z. B. ein Ackerbaubuch, ein Kräuterwerk, ein Kochbuch u. dgl. m. Seine Geschäfte muß er in großem Maßstabe betrieben haben, wie aus einer Notiz

hervorgeht, welche besagt, daß er das „Dictionarium Latino-germanicum et Germanico-latinum. Authore Petro Dasypodio“ in 3000 Exemplaren gedruckt haben soll. Von einem anderen seiner Verlagsartikel, dem „Joh. Sleidani de statu religionis et reipublicae Carolo V. Caesare commentaria“, 1555, welcher am 23. April d. J. in den Handel kam, hatte er 1000 Exemplare gedruckt, und am 20. Juli, also nach drei Monaten, waren die 1000 Exemplare bis auf sechzehn abgesetzt. Für das Ansehen, das R. in Straßburg genoß, scheint die Thatsache zu sprechen, daß er die elsässische Polizeiordnung 1552 gedruckt hat. Offenbar wurde die Herstellung solcher officieller Drucke damals immer einem dazu vom Rathe auserwählten Buchdrucker übertragen, und dieser sogenannte Stadtbuchdrucker in Straßburg scheint R. gewesen zu sein. Das oben schon erwähnte Wörterbuch des berühmten Gelehrten Dasypodius (s. A. D. B. IV, 763), dessen voller Titel lautet: „Dictionarium latino-germanicum, et vice versa germanico-latinum ex optimis Latinae linguae scriptoribus concinnatum. Nomina praeterea locorum, et amnium in Germania, tum ponderum et alia quaedam .... seorsim explicata. Autore Petro Dasypodio.“ Argentorati per Wendelinum Rihelium (ein Exemplar hiervon befindet sich in der Leipziger Stadtbibliothek), erschien 1536, 1537, 1539, 1543 und 1544*), sowie später nochmals im J. 1563. Gleich nach dem erstmaligen Erscheinen des Buches hatten Joh. Albrecht und Joh. Schott in Straßburg begonnen, einen Nachdruck vorzubereiten, wovon R. Kenntniß erhielt, weshalb er sich sofort an den Rath mit der Bitte um den Schutz seiner Rechte wandte. Nach dem Umfange der erhalten gebliebenen Begründung der Klage durch R. als Antwort auf eine ergangene Vertheidigung der Beklagten zu schließen, muß der Streit viel Umstände verursacht haben, doch ist leider nicht bekannt geworden, welches Urtheil der Rath in dieser Angelegenheit gefällt hat. Auch sonst ist über die persönlichen Verhältnisse Richel's nichts in Erfahrung zu bringen gewesen. Die bis zu seinem Tode, der 1555 erfolgte, von ihm hergestellten Drucke sind bereits an anderer Stelle**) verzeichnet worden, und mögen deshalb hier nur noch die in dieser Zusammenstellung fehlenden Werke aufgeführt werden; es sind das folgende: „Der Richterlich Clagspiegel. Ein nutzbarlicher begriff, wie man setzen vnnd formieren sol nach ordnung der Rechten ein yede Clag, Antwurt, vnd außsprechenn Vrteilen. Gezogen auß Geistlichen vnd Weltlichen Rechten. Durch Doctorem Sebastianum Brant, wieder durchsichtiget vnd mit mererem fleiß von newen zum theyl gebessert“, 1538 und 1542; „Die alt vnd new Schelmen zunfft. Ein schöne Satyra, das ist, straffbüchlein viler handt laster, die allenthalben in der welt überhandt genummen. Ettwann durch Thomas Murnar u. s. w“. Dieses berühmte unter dem Namen Murner's Schelmenzunft bekannt gewordene und von 1512—1540 mehrmals gedruckte Werk, das die Laster aller Gesellschaftsclassen stark geißelte, ist noch heute in sprachlicher Hinsicht von hohem Interesse. Ferner druckte er: „Aristotelis de arte dicendi libri III“, 1547; „An die weltliche stende, nemlich Graven, Ritterschafft, Stette, vnnd gemeine Landschafft des löblichen Cöllschen Erzbischtumbs, von sachen, so zwischen dem Durchlauchtigsten E. W. Ertzbischoffen von Cöllen, vnd dem Wirdigen Thumcapitel, Christlicher Religion halben erhoben, durch G. Westerburg“, 1545; „Von dem grossen Gottesdienst der löblichen Statt Cöllen. Eine vergleichung der statt Cöllen, mit dem heiligen Hierusalem, durch G. Westerburg“, 1545; „Calvin. Joa., Psychopannychia, qua refellitur quorundam imperitorum error, qui animas post mortem usque ad ultimum iudicium dormire putant“, 1545; „Bapsttrew

*) S. Serapeum 1862, S. 256.
**) Archiv f. Geschichte d. deutschen Buchhandels V, S. 139—142.

Hadriani IV. vnd Alexanders III. gegen Keyser Friderichen Barbarossa geübt. Aus der Historia zusamen gezogen nützlich zu lesen. Mit einer Vorrhede D. Mar. Luthers", 1545; „Spiegel der Menschlichen Blödigkeit", 1546. Eine kleine gegen die Eitelkeit und Vermessenheit der Menschen und besonders der Fürsten eifernde Schrift. „Sturm, J., de amissa dicendi ratione et quomodo ea recuperanda sit libri II", 1543; „Bock, Teutsche Speißkammer. Inn welcher Du findest, Was gesunden vnnd kranken menschen zur Leibs narung vnd desselben gepresten von nöten", 1550. Auch das „Bettbüchlin, fleissig zusammenbracht durch M. Jacob Ottern Pfarhern zv Eßlingen" ist von W. R. gedruckt worden. Erwähnung verdient noch das Druckerzeichen, dessen er sich bediente und das in vier Variationen vorkommt, die aber sämmtlich in figürlicher Umfassung eine weibliche Figur mit Flügeln, in der einen Hand ein Winkelmaß, in der andern einen Zaum mit Gebiß, darstellen. Die Figur steht auf einem kleinen Piedestal, dessen vordere Seite mit einem kleinen Wappenschild, das über aufrechtstehender Pflugschaar die Buchstaben W. R. enthält, versehen ist. Auf einzelnen Drucken finden sich darunter noch die Worte: „Rachegöttin, hier gebildet, künd durch Maß und Zaum hie frei, daß ich nimmer ohne Maßen, nimmer ohne Zügel sei", in griechischer Sprache. Nach dem Tode W. Richel's setzten seine beiden Söhne Josias und Theodosius die väterliche Officin noch bis 1557 fort, trennten sich dann aber und erscheinen nun jeder als selbständiger Drucker.

Vgl. Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels, V, S. 27, 28, 32—38, 88—93. — Röhrich, Geschichte d. Reformation im Elsaß, II, S. 166. — Kapp, Geschichte, S. 116, 826, 848. — Klemm, Katalog, S. 152—154. — v. d. Linde, Geschichte, S. 97, 739. — Falkenstein, Geschichte, S. 170. — Schmidt, Die ältesten Buchdrucker, S. 38. — Roth-Scholtz, Thes. symb. ac embl. Nr. 484. — Nagler, Künstler-Lexikon XII, S. 378 u. s. w.

J. Braun.

Richelot: Friedrich Julius R., Mathematiker, geboren am 6. Novbr. 1808 zu Königsberg i. Pr., † ebendaselbst am 1. April 1875. Die Familie stammt, wie der Name verräth, aus Frankreich. Der Großvater (oder Urgroßvater) Richelot's wanderte als französischer Sprachlehrer in Königsberg ein und gründete sich dort eine geachtete Familie. Richelot's Vater war Justizrath. Er selbst widmete sich von Anfang an der Mathematik. Auf dem altstädtischen Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet bezog er, noch nicht 17 Jahre alt, im Herbst 1825 die Universität seiner Vaterstadt. Bessel und K. G. J. Jacobi wurden seine Lehrer. Unter ihrer Leitung promovirte er 1831, ließ er sich gleich darnach als Privatdocent nieder. Neben ihnen lehrte er mit solchem Erfolge, daß er schon im Herbst 1832, bevor er kaum irgend etwas außer seiner Doctordissertation im Druck veröffentlicht hatte, zum außerordentlichen Professor ernannt wurde. Seine Ernennung zum ordentlichen Professor erfolgte 1844. Die erwähnte Doctordissertation beschäftigt sich mit dem regelmäßigen Vielecke von $2^8 + 1 = 257$ Ecken und gehört dadurch in die von Gauß geschaffene Kreistheilungslehre. Seine wichtigsten späteren Arbeiten, durch welche er die Ernennungen zum außerordentlichen und zum ordentlichen Professor beantwortete, sind der Lehre von den Abel'schen Transcendenten gewidmet. Ueberhaupt bilden diese und die elliptischen Transcendenten unmittelbar oder mittelbar den wesentlichen Gegenstand von Richelot's ziemlich zahlreichen Abhandlungen in Crelle's Journal. Ohne eine bahnbrechende Bedeutung zu haben, sind sie alle fleißige saubere Arbeiten. Der Schwerpunkt von Richelot's Thätigkeit ist seine Wirksamkeit als Lehrer gewesen, zumal die Leitung des mathematischen Seminars, in welchem er sich Schüler heranbildete, welche selbst wieder zu den hervorragenden

Lehrern des Faches zu zählen sind. Ein Clebsch, ein Aronhold — um nur schon Verstorbene zu nennen — sind aus diesem Seminare hervorgegangen, dem sie freilich schon als Schüler Jacobi's beitraten. R. war seinen Schülern Lehrer und Freund. Auf gemeinschaftlichen Spaziergängen liebte er es, seine geistvollen Anregungen zu verbreiten, aber auch ernste und genaue Vorprüfungen der Candidaten zum Staatsexamen vorzunehmen, so daß die eigentliche Prüfung vor der Prüfungscommission, der er lange Jahre angehörte, zeitweilig auch vorstand, fast nur noch Form war, die keinen Zugelassenen zu schrecken brauchte. Auch in Richelot's gastlichem Hause verkehrten Schüler und Collegen als gern gesehene und gern sich einstellende Gäste. Von Berufungen nach auswärts nennen wir eine solche nach Heidelberg, welche er wenige Jahre vor seinem Tode ablehnte, so groß die Versuchung war, dort neben seinem Schwiegersohn Gustav Robert Kirchhoff wirken zu können. Geheimrath R. erlag einem sich langsam ausbildenden Herzleiden. Seine Leichenrede durfte unter Beistimmung der zahlreichen Begleitung des Wortes der Schrift sich bedienen: Wie haben wir alle ihn so lieb gehabt.

Vgl. einen Nekrolog von Sz. (Professor Saalschütz in Königsberg) in den Wissenschaftlichen Monatsblättern, herausgegeben von Dr. Oskar Schade, III. Jahrgang (1875), Nr. 4, S. 63—64. — Poggendorff, Biogr.-litter. Handwörterb. zur Gesch. d. exact. Wissensch. II, 631—632.

Cantor.

Richental: Ulrich (v.) R., Chronist des Constanzer Concils. — Für Richental's äußere Lebensumstände liegen nur ganz vereinzelte Notizen aus seiner eigenen Chronik und aus Archivalien zu Karlsruhe und Constanz vor. Ein Stadtschreiber, Johannes Richental zu Constanz, kommt mehrfach in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts urkundlich vor; er besaß 1373 dasselbe Gut „an dem Hard“, das später Ulrich R. besaß, der letztere war also des Stadtschreibers Erbe und vermuthlich sein Sohn. U. R. war kein Geistlicher, wie man früher durchweg annahm. Er nahm 1410 vom Stephansstift zu Constanz 5 Juchart Acker im Tegermoos zu Erbzinslehen, besaß nach Urkunde von 1413 ein Haus am Ziegelgraben — er selbst nennt in der Chronik sein Haus „zum guldin bracken (bräcklin)“ —, verkauft 1433 und 1434 verschiedene ländliche Grundstücke. Er war Bürger zu Constanz (Chronik und Urk. von 1434); seine Ehefrau Anna wird in Urkunden von 1410 und 1434 als lebend erwähnt; Leibeserben scheint er nicht besessen zu haben. Schwerlich war R. von Adel: im Geschlechterverzeichnisse seiner Vaterstadt erscheint sein Name nicht, auch der leichte Wechsel seines Siegels spricht gegen seine adliche Abkunft (der Stadtschreiber Johannes R. führte im Siegel ein Aehrenbüschel (Urkk.), Ulrich R. zeigt 1415 dem Rath an, er habe sein Siegel verloren und beabsichtige jetzt ein anderes Siegelbild zu wählen; 1434 führt er im Siegel zweier Urkunden einen Rehkopf). Der Name der beiden R. heißt in den Siegelumschriften „Joannes dictus Richendal“ resp. „Ulrich Richental“; das „von“ erscheint vor Beider Namen nur in den selteneren Fällen und ist ohnehin in dieser Zeit keine eigentliche Adelsbezeichnung (eben deswegen ward dem Stehen oder Fehlen des „von“ keine Beachtung geschenkt). Richental's Verwandtschaft mit den im 13. und 14. Jahrh. in Urkk. oft vorkommenden Constanzer Domcapitularen de Richental, deren Vornamen fast ausschließlich Ulrich ist, bleibt daher immerhin recht zweifelhaft; wahrscheinlicher ist dagegen die mit dem deutlich bürgerlichen Chorherrn zu St. Johannes in Constanz, Ulrich Richental, der in Urkunde von 1396 als Zeuge genannt ist. Diesen Chorherrn selbst als den Verfasser der Chronik zu betrachten, ist durch sehr viele Gegengründe ausgeschlossen. Richental

heißt übrigens ein Ort im Canton Luzern. — R. spricht von gemachten größeren Reisen und war z. B. in Böhmen (Chronik); er verstand gut Latein und ward (nach seiner Chronik) einmal — wenn nicht öfter — zu Kanzleigeschäften für das Concil zugezogen. Graf Eberhard v. Nellenburg schrieb im December 1413 von Lodi aus unserem R., daß die Wahl für das Concil auf Constanz gefallen sei, und rieth ihm, sich mit Vorräthen zu versehen; so erfuhr R. als Erster in Constanz von dem der Stadt bevorstehenden großen Ereigniß. Bald darauf beritt er dann im Auftrage des Rathes die Umgegend von Constanz mit den eingetroffenen päpstlichen Quartiermeistern; während des Concils beherbergte er in seinem Hause (nur!) einen Bischof der Gnesener Erzdiöcese; König Sigmund veranstaltete auf dem Hardgute Richental's am 23. Juni 1415 mit großem Gefolge ein Mahl im Grünen. Fürstlichkeiten unterhalten sich gelegentlich während des Concils mit R. und benutzen ihn auch für Besorgungen und Erkundigungen; im ganzen aber bleibt R. unter der Zuschauermenge. Als die Diener des pfälzischen Kurfürsten den Huß auf dem letzten Gange zwischen sich führen, winken sie den allbekannten und überall anwesenden R. herbei und er gesellt sich ihnen zu, so daß er am Richtplatz sich nützlich machen und zugleich alles gut beobachten kann. — Wir verdanken R. die vom Standpunkt des städtischen Augenzeugen — in seinem Constanzer Dialect, völlig in Uebereinstimmung mit der Sprache der gleichzeitigen Constanzer Urkunden — geschriebene Concilschronik, eine höchst anschauliche, lebendige und zuverlässige Schilderung aller öffentlichen Ereignisse der großen Versammlung, der weltlichen und geistlichen Feierlichkeiten und Aufzüge, und des ganzen bunten Treibens in der menschenüberfüllten Reichsstadt. Sie bietet zugleich eine eingehende und allseitige Statistik: die Namen der Concilstheilnehmer bis in die Gefolge und Dienerschaften herab, die Daten des Eintreffens, die Quartiere des Einzelnen, die Zahlen der herbeigeeilten Händler und Gewerbtreibender aller Art, die Kosten der Feierlichkeiten, die Schwankungen in den Lebensmittelpreisen, jedes feierliche Geläut u. s. w.; R. denkt auch an den Einfluß des großen Menschenconfluxes auf die öffentliche Sicherheit und ermittelt die Zahl der bei Verbrechen in dieser Richtung ergangenen Verurtheilungen. Für alle diese Dinge muß er sorgliche Listen zur Verfügung gehabt haben, die ihm entweder von den städtischen Behörden für die Chronik zur Verfügung gestellt wurden, oder die er selbst in einer amtlich-städtischen Stellung angelegt hatte; die geschehene Unterstützung seiner Chronik durch die Stadtbehörden zeigt sich durch die Erwähnung seiner Erkundigungen bei den Heimlichern des Gerichts. Für die eigentlichen Verhandlungen des Concils ist er auf Mittheilungen Anderer angewiesen, doch werden ihm amtliche Schriftstücke (auch „libri papales") zugänglich gemacht; in einem Falle, wie er erzählt, auf Umwegen, er zahlt einem Courtisan einen Gulden. Seine Bekanntschaften nutzt er nach Kräften aus und einen Herold lädt er einmal zu Tisch, um ihn auszufragen. Wenn nun auch die Chronik auf tagebuchartigen Aufzeichnungen und auf Listen beruht, die während des Concils gemacht wurden, so muß sie doch erst nach Schluß desselben auf Grund des zusammengebrachten Materials ausgearbeitet sein, wie die zusammenfassenden Statistiken und gewisse Wiederholungen zeigen. — Ich habe, nebenbei gesagt, aus der Lectüre der Chronik den steten persönlichen Eindruck empfangen, ihr Verfasser müsse wenigstens noch zur Zeit des Concils eine Stellung im städtischen Kanzlei- und Rechnungswesen bekleidet haben. —

Die überlieferten Handschriften der Chronik enthalten zahlreiche figürliche Darstellungen und Wappen, die den costüm- und sittengeschichtlichen Werth der Chronik noch erhöhen. Den ältesterhaltenen, von 1431 redigirten Text überliefert ein Aulendorfer Codex (mit 119 Bildern und 804 fertigen, 31 ange-

fangenen Wappen; Lichtdruckausgabe durch Dr. H. Sevin, Karlsruhe 1881). Die Constanzer Handschrift des R. hat einen nach 1433 überarbeiteten Text, der von R. nur in der dritten Person spricht und seine persönlichen Bemerkungen durchweg ausgemerzt hat, sie enthält noch mehr Bilder als die Aulendorfer, indeß von jüngerer Technik (photographische Ausgabe Stuttgart 1869). Zwei vom Constanzer Codex abhängige Handschriften in Karlsruhe. Eine Petersburger (fürstlich Gagarin'sche) Handschrift, 1875 veröffentlicht, enthält nur 72 Bilder mit Erklärungen; zu Winterthur und zu Ottobeuren sollen Handschriften existirt haben.

Einzige neuere und gute Textausgabe von Dr. M. R. Buck, Bibliothek des litterar. Vereins in Stuttgart CLVIII (1882). — Die obigen biographischen Angaben beruhen zum Theil auf Notizen, die ich aus dem Karlsruher Gen.-Landesarchiv geschöpft. — Neuere Litteratur: Buck in den Verhandlungen des Ver. für Kunst und Alterth. in Ulm, 1871. — Marmor im Freiburger Diöcesan-Archiv, VII (1873). — M. Gmelin im Anzeiger für Kunde d. d. Vorzeit, N. F. XXV (1878). — Buck in der Einleitung seiner Ausgabe (1882). Darauf ganz beruhend: Histor.-politische Blätter, 93. Bd. (1884), S. 818—20. — Ed. Heyck in den Forschungen z. deutsch. Gesch. XXV (1885). — Buck in der Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins, N. F. II (1887). — (Lorenz, Geschichtsquellen, 3. Aufl., Bd. I, 95 ff. u. Nachtrag im Bd. II; mehrere Irrthümer.) — Erwähnungen Richental's in der Concilien- und der Constanzer Stadtlitteratur. — Nach Einsendung obiger Mitth. für die Allg. D. Biogr. erschien: Ph. Ruppert, Konstanzer Beitr. z. bad. Gesch., Konst. 1888, darin „Ulrich Richenthal". Hält R. für einen Kaufmann, † 1437 oder 1438 vor Mai, bringt einige neue Nachrichten aus Konstanzer Archivalien über Besitzverhältnisse Richental's und weist einen Auszug seiner Chronik in einer Stuttg. Handschr. des G. Dacher nach. Heyck.

Richerz: Georg Hermann R., geboren am 1. April 1756 zu Lübeck, war eine Zeit lang Universitätsprediger zu Göttingen, dann Pastor zu Harpstädt in der Grafschaft Hoya, zuletzt Superintendent zu Gifhorn in Hannover, † am 7. Juli 1791. Winer, Handb. der theol. Lit., Bd. II., S. 732. Schlichtegroll, Nekrolog auf 1791 I, 264 f. Er übersetzte den Jesaiascommentar von Rob. Lowth aus dem Englischen in das Deutsche, welche Arbeit dann von J. B. Koppe mit Zusätzen und Anmerkungen versehen wurde (4 Bde. 1779—81), vgl. darüber Meyer, Gesch. der Schrifterklärung, Bd. 5, S. 712, Anm. 49. Eichhorn, Allg. Bibl. der bibl. Lit., Bd. I, S. 723, wo die Uebersetzung gelobt wird. — Die Titel von Predigten, die von ihm veröffentlicht worden sind, findet man bei Winer a. a. O., Bd. II, S. 90. C. Siegfried.

Richey: Johann R., Rechtsgelehrter, des berühmten Prof. Michael R. (s. u.) einziger Sohn, geboren am 14. December 1706 zu Stade, wo sein Vater damals Rector war, bevor er (1713) nach Hamburg übersiedelte. Gründlich unterrichtet im Johanneum und akademischen Gymnasium, studirte der talentvolle Jüngling die Rechtswissenschaft in Leipzig 1728 ff., bereiste dann Deutschland, die Schweiz, Frankreich und Holland, wo er zu Utrecht 1732 Licentiat d. R. wurde, und kehrte nach Hamburg zurück. Die ausgezeichneten Eigenschaften und die reichen Kenntnisse des jungen Mannes machten ihn rasch bekannt und geachtet, und als im J. 1734 der Senat, neben der Reichshofraths-Agentur in Wien, auch einen Gesandtschaftsposten am kaiserlichen Hofe zu errichten sich veranlaßt sah, betraute er mit demselben den jungen R., dem er den Charakter eines Syndicus verlieh. Nur 4 Jahre bekleidete er diese ehrenvolle Stelle, zur höchsten Zufriedenheit des Senats, geschätzt und mit Auszeichnung behandelt von den hohen Staatsmännern Wiens, mit welchen er zu verhandeln hatte oder sonst bekannt

geworden war. Seine Gesandtschaftsberichte galten als mustergültig durch ihren höchst interessanten Inhalt, den seine feine Beobachtungsgabe dortigen Personen, Zuständen und Ereignissen abzugewinnen und taktvoll darzustellen wußte, wie durch ihre elegante Form. Der Senat wie seine Vaterstadt beklagten daher seinen Verlust schmerzlich, als er im 33. Lebensjahre am 9. Februar 1738 zu Wien verstarb. — Seine allgemeine Beliebtheit, auch im Auslande, sprach sich in Trost-Gedichten und Briefen aus, die sein Vater von allen Seiten erhielt. Er hatte einige kleine juristische Schriften auf Universitäten verfaßt — wichtiger für Hamburg war seine Abfertigung Voltaire's, die er gleich nach absolvirter Universitätszeit im J. 1732 schrieb. Voltaire hatte nämlich in seiner Histoire de Charles XII die unerhörtesten Verläumdungen gegen Hamburg und die Hamburger ausgesprochen, welche er beschuldigte, daß sie die Einäscherung der aufblühenden Stadt Altona durch den General Steenbock, dem sie dafür Geld gegeben, bewirkt u. s. w. Dagegen nun schrieb der junge R. in dem damals allgemein gelesenen Journal „Bibliothèque raisonnée etc." T. 9 (1732) S. 469 in französischer Sprache eine Rechtfertigung Hamburgs, deren wahrheitsgetreuer Inhalt um so überzeugender wirken mußte, als der Ton ein höchst maaßvoller und würdiger war. Voltaire sah sich auch durch diese Widerlegung seiner frivolen Behauptungen veranlaßt, einige derselben in der späteren Auflage seines Werks zurückzunehmen.

S. Langermann, Hamb. Münzen und Medaillen, S. 155—160. — Nachrichten von Niedersächs. berühmten Leuten, Bd. II, S. 151. — Hamb. Schriftstellerlexikon, Bd. VI, S. 261. Beneke.

Richey: Michael R., Dichter und Gelehrter, wurde am 1. October 1678 in Hamburg geboren. Seine Eltern Joh. R., Kaufmann daselbst, und Esther geb. Engels, Tochter eines aus Holland stammenden Künstlers sorgten — unterstützt durch geradezu glänzende Vermögensverhältnisse — daß der Sohn schon in frühester Jugend eine systematische sorgfältige Erziehung genoß. Ein bekannter Schulmann, Melchior Heinrich Francke, leitete seinen ersten Unterricht, worauf R. das schon damals berühmte Johanneum und 1696 das daran sich anschließende Hamburger Gymnasium besuchte. Neben den Vorlesungen der als Gelehrten weithin anerkannten Lehrer dieser Anstalten wurde ihm noch Unterweisung durch Privatlehrer wie Fabricius, Meisner u. a. zu teil, und in einem Alter, in dem andere Jünglinge kaum die nothdürftigsten Elemente der Bildung besitzen, verfügte der frühreife R. über ein umfangreiches Wissen und ungewöhnliche Sprachkenntniß, die nicht nur die hervorragendsten europäischen Cultur-, sondern auch orientalische Sprachen umfaßte. Der in der Geschichte des Hamburger kirchlichen Lebens so oft genannte Hauptpastor Johann Friedrich Mayer (s. A. D. B. XXI, 99), der auch als prof. extraordinarius am Hamburger Gymnasium wirkte, nahm sich Richey's besonders freundschaftlich an, und ließ ihn wiederholt unter seinem Vorsitz über theologisch-litterarische Themen disputiren. 1699 kam R. nach Wittenberg, wo er verschiedenartigen Studien sich widmete, hauptsächlich jedoch von Schurtzfleisch angezogen wurde, der im jungen R., den er seinen primicerius nannte, die Absicht, der akademischen Laufbahn sich zu widmen, weckte. R. wurde von Schurtzfleisch, mit dem er zeitlebens einen lebhaften Briefwechsel unterhielt, zum Magister promovirt, verfiel jedoch, mit den Vorbereitungen für den akademischen Beruf beschäftigt, 1701 in eine schwere Krankheit, von der er zwar unter der sorgfältigen Pflege zu Hause wieder genas, aber sein ganzes Leben hindurch konnte er sich von den Folgen des Leidens nicht vollständig erholen. Die Rücksicht auf seinen Gesundheitszustand zwang ihn auch, die ihm von seinem Gönner Hauptpastor Mayer verschaffte Berufung als außerordentl. Professor nach Greifswald, nach schweren inneren Kämpfen abzu-

lehnen. In Hamburg seiner Erholung lebend, widmete er sich bald wieder wissenschaftlicher und poetischer Beschäftigung, wurde Mitarbeiter an den „novis litterariis Germaniae“ und unterhielt regen Verkehr mit den geistigen Leuchten des damaligen Hamburg, Edzardi, Fabricius u. a. Kleinere Erholungsreisen festigten einigermaßen seine schwankende Gesundheit, und auf einer größeren ärztlich angerathenen Reise nach Frankreich bekam er, bevor er noch sein Ziel erreichte, eine Berufung als Rector nach Stade, als Nachfolger des nach Quedlinburg übersiedelten bekannten Schulmannes Tobias Eccard. Hier eröffnete er die seinen Neigungen so entsprechende Lehrthätigkeit, mit der er später in Hamburg seinen Ruf als Pädagoge begründete, mit einer feierlichen Rede „de veterum christianorum disciplina scholastica“. Acht Jahre hindurch wirkte er segensreich in Stade. Hier begründete er auch einen Hausstand. Da er jedoch fortwährend kränkelte und die Verhältnisse in Stade durch Kriegsunruhen und Krankheiten wenig erfreulich wurden, legte er 1713 sein Amt nieder, zog sich wieder nach Hamburg zurück, wo er nach mehrjähriger Muße, auf Empfehlung von Fabricius und Hübner, 1717 an den Anstalten, die er einst als Schüler besucht, als Lehrer des Griechischen und der Geschichte berufen wurde. Volle 44 Jahre hatte er mit treuer Hingabe an seinen Beruf gewirkt, siebenmal das Rectorat verwaltet, zahlreiche ihm dankbar ergebene Schüler großgezogen, so daß, als 1754 sein fünfzigjähriges Lehramtsjubelfest gefeiert wurde, das ganze gebildete Hamburg sich daran betheiligte und die Feier einen die conventionelle Form derartiger Veranstaltungen weit übertreffenden Charakter annahm. Von da ab kränkelte er immer mehr und am 10. Mai 1761 beschloß er, aufrichtig betrauert von der Vaterstadt und der ganzen gelehrten Welt sein, treuer Pflichterfüllung gewidmetes Leben.

Richey's Leistungen erstrecken sich auf mehrere Gebiete. Als Dichter, Gelehrter und Schulmann hat er stets, wenn auch nicht überall, mit gleicher Werthschätzung erfolgreich gewirkt. Seinen Nachruhm dankt er der poetischen Thätigkeit, obwohl diese sich hauptsächlich nur auf Gelegenheitsdichtungen im Sinne des 17. Jahrhunderts beschränkte. Aber gerade hier hat er beachtenswerthes geschaffen. Seine Gelegenheitsgedichte, besonders die Hochzeitscarmina unterscheiden sich wesentlich von den bis dahin geschaffenen gleicher Gattung. Während die Epithalamien der zweiten schlesischen Schule bis ins 18. Jahrhundert hinein, eine Ablagerungsstätte roher Erotik, ja priapischer Dichtung, zum mindesten aber eine geschmacklose breite Umrahmung für eingestreute „Lyrica“ waren, erhob R. diese Gattung zu litterarischer Bedeutung. Er vermied auch die „künstlich hohen Worte Schmeichellob und Dichterwind“ und führte ein neues Element, das der vornehmen Heiterkeit, gefälligen Witzes und munterer Schalkhaftigkeit ein. Auch er machte — den Anforderungen der poetischen Technik folgend — Namensscherze und Wortspiele, sie werden aber nicht wie früher zu Tode gehetzt, sondern so leichthin verwendet, daß man kaum die persönlichen Anspielungen und Beziehungen bemerkt. Nur das alte Motiv der „schwachen Dichterey“ wird zwar abwechslungsreich, aber bis zur Ermüdung oft gebracht. Ueberall dringt der Ton der guten Gesellschaft, der leichten Conversation in seiner poetischen Sprache durch.

Maßvoll sind auch die anderen Casualdichtungen und in den Leichengedichten unterscheidet er sich vortheilhaft durch Kürze, und durch Verachtung des übertriebenen unwahren Trauerpomps von seinen Vorgängern. Seine Lobgedichte, namentlich die vielbewunderten und gerühmten auf Karl XII. von Schweden lassen zwar nicht viel von der unabhängigen Gesinnung des Hamburger Republikaners merken, aber auch hier wird nie die Würde durch Selbsterniedrigung verletzt. Ein starker spießbürgerlicher Zug macht sich aber in allen seinen Gedichten

so stark geltend, daß selbst die erkünstelten Naturlaute eines Brockes nach ihnen wohlthuend wirken. Seine Epigramme und Scherzgedichte verrathen zwar nicht viel ursprünglichen Witz, schöpfen aber auch nicht aus den bekannten Quellen der deutschen epigrammatischen Dichtung des vorangegangenen Jahrhunderts und vermitteln glücklich den Uebergang des Sinngedichts von Wernigke zu Kästner. In den „Räthseln“, von denen sich manche noch heute etwas verändert erhalten haben, erinnert er an Grefflinger. Seine Singgedichte sind, nach kurz vorher geschaffenen Vorbildern gebaute Cantaten, von denen einige von Mattheson componirt wurden. Auch hier dringt die einfache, natürliche, manchmal fast banale Redeweise durch. Richey's Dichtungen fanden nicht nur bei den zeitgenössischen Dichtern wie Brockes u. a. unbeschränkte Anerkennung, sondern gefielen auch weiteren Kreisen, so daß z. B. seine Theilnahme der bekannten Weichmannschen Sammlung „Poesie der Nieder-Sachsen“ zu großem buchhändlerischem Erfolge verhalf. Seine lateinischen Dichtungen erreichen kaum das bescheidene Durchschnittsmaß der damaligen neulateinischen Poesie und setzen sich aus geborgten Wendungen zusammen. Dagegen zeichnen sich seine Uebersetzungen aus dem lateinischen, holländischen, englischen und französischen durch die sprachliche Gewandtheit aus, die ihn neben Brockes und Hagedorn stellt. 1715 hatte er die „deutschübende Gesellschaft“ gegründet, aus der sich die „patriotische Gesellschaft“ entwickelte. Die aus diesen Kreisen hervorgegangene Zeitschrift „Der Patriot“, war eine der bedeutendsten der um jene Zeit wie Pilze emporschießenden „moralischen“ Wochenschriften. Ihre Tendenz, die verfahrenen gesellschaftlichen Verhältnisse zu reformiren, die Kindererziehung zu regeln, den guten Geschmack zu fördern, sowie das gesellige und Familienleben sittlich zu heben, fand allgemeinen Beifall und die geschickte Art, diese Absichten zu propagiren, verschaffte der Zeitschrift eine für jene Zeit ungewöhnlich hohe Zahl von Abnehmern. R. hat — neben Weichmann, Fabricius u. a. — eine Reihe der wirksamsten Beiträge geliefert und dem „Patrioten“ den Stempel seines milden Wesens eingeprägt, das sich auch in dem — Erasmus entlehnten — Motto: Admonere volumus, non mordere; prodesse non laedere, consulere moribus hominum non officere, widerspiegelt. Fest in seinen Gesinnungen, duldsam gegen andere, zeigte er sich auch in religiösen Fragen, was um so bemerkenswerther ist, als er selbst der streng orthodoxen Hamburger Richtung angehörte und z. B. ein sehr entschiedener Gegner der Unionsbestrebungen war. Von seinen gelehrten Bestrebungen gibt neben einem sehr ausgedehnten wissenschaftlichen Briefwechsel mit den hervorragendsten Männern der Zeit, auch schon das Verzeichniß seiner Schriften vor dem dritten Bande seiner Gedichte eine beredte Kunde. Er hat zahlreiche Programme, wissenschaftliche Streitschriften und Reden über die heterogensten Gebiete verfaßt. Am werthvollsten ist sein in zwei Auflagen erschienenes „Idioticon Hamburgense“, das ihm auch in der Geschichte der deutschen Philologie ein Plätzchen sichert. In der Vorrede entwickelt er vernünftige Gedanken über die Nothwendigkeit der „Dialectognosie“. Auch bei anderen Gelegenheiten zeigt er das lebendigste Interesse für die Muttersprache und deutsche Dichtung, z. B. durch einen Aufsatz im Patrioten und durch kleinere Abhandlungen in Weichmann's Anthologie.

R. plante verschiedene größere wissenschaftliche Unternehmungen, von denen die Herausgabe einer „Geschichte der gelehrten Gesellschaften Europas“, für die er werthvolle Vorarbeiten fertig hatte, genannt werden möge. Ebenso hat er uneigennützig die Bestrebungen anderer unterstützt und u. a. für Hübner's historische Bibliothek die meisten Artikel beigesteuert. Der vierte Band von Brockes' „Irdischem Vergnügen“ hat ebenfalls R. zum Herausgeber. Unter den vielen poetischen Huldigungen, die R. von den hervorragendsten Zeitgenossen, z. B.

Gottsched, Brockes, Aurora von Königsmark und zahllosen Anderen dargebracht wurden, geben die Verse, die Georg Luis unter Richey's Bild gesetzt, am zutreffendsten seine Bedeutung wieder:

„Durch aufgeklärten Witz, durch scharfe Urtheilskraft,
Durch viel Belesenheit, durch tiefe Wissenschaft,
Durch weisen Unterricht, hat Richey längst verdienet,
Daß ihm zum ewigen Ruhm, ein steter Lorbeer grünet."

Das Jetzt-lebende Europa . . . . . von G. W. Götten. Braunschweig 1735, S. 135—142. — Michael Richeys Deutsche Gedichte, 3 Theile, herausgegeben von G. Schütze, Hamburg 1764—66. — Weichmanns Poesie der Niedersachsen, Hamburg 1725 ff.

Max von Waldberg.

Richeza, Königin von Polen, geb. Pfalzgräfin von Lothringen. Am 17. Juni 1025 starb Boleslaw Chabry, der Gründer des polnischen Staates, der noch kurz vor seinem Tode zum Zeichen seines hohen Strebens und seiner außerordentlichen Erfolge sich die Königskrone auf das Haupt gesetzt hatte. Sein Nachfolger war sein Sohn Micislaw oder Mesko II., der, indem er die Ansprüche eines älteren Bruders zurückwies, wie man vermuthet kraft einer Verfügung seines verstorbenen Vaters, die Alleinherrschaft über Polen antrat. Bei Gelegenheit eines Friedens, den Boleslaw Ch. i. J. 1013 mit Kaiser Heinrich II. zu Merseburg abgeschlossen und der seinen wiederholten Kämpfen mit dem deutschen Reiche wenigstens vorübergehend auf Kosten desselben ein Ziel gesetzt hatte, war die Verlobung Mesko's mit einer deutschen Fürstentochter verabredet worden. Die Auserwählte war Richeza, die älteste Tochter des Pfalzgrafen Ehrenfried oder Ezzo von Lothringen und der Mathilde, einer Tochter Kaiser Otto II. Das Geschlecht der Pfalzgrafen von Lothringen war ein ziemlich junges und hatte erst durch die Verbindung mit der Kaisertochter eine hervorragende Stellung und eine beträchtliche Erweiterung seiner Hausmacht gewonnen. Pfalzgraf Ezzo hatte längere Zeit in mehr als gespannten Beziehungen zu Kaiser Heinrich II. gestanden, und es mag als eine Folge seiner Verständigung mit dem Kaiser angesehen werden, daß dieser eine der Töchter desselben dem Herzog von Polen zur Gemahlin seines Sohnes empfahl, was nicht ausschließt, daß sich Heinrich dabei zugleich von der Berechnung leiten ließ, durch eine solche Verbindung das der Unterordnung unter das deutsche Reich widerstrebende Polen fester an dieses zu ketten. Auf der andern Seite liegt die Annahme nahe, daß in den Augen des Polenherzogs der Werth dieser Verbindung gerade durch den Umstand wesentlich erhöht wurde, daß die Braut, deren Geburtsjahr unbekannt ist, mütterlicherseits von dem sächsischen Kaiserhause abstammte. Freilich hat sich die erwähnte Berechnung des Kaisers nur wenig erfüllt.

Die verabredete Ehe mit Mesko scheint noch i. J. 1013 vollzogen worden zu sein. R. hatte, nach allem was wir von ihr wissen, eine sorgfältige Erziehung genossen und war von warmer Ergebenheit für das Christenthum und die Kirche erfüllt. Als sie jetzt die Reise in ihr neues Heimathsland antrat, ließ sie nebst ihren Eltern drei Brüder und sechs Schwestern zurück. Die Bestimmung, der sie entgegen ging, war jedoch schon in Erwägung der erprobten geringen Sympathien der Polen für die Deutschen eine höchst unsichere, überdieß stand das slavische Reich in der Cultur noch weit hinter dem deutschen zurück. War es doch kaum ein halbes Jahrhundert her, daß daselbst das Christenthum durch Boleslaw's Bemühungen in seiner Herrschaft gesichert erscheinen konnte. Wir erfahren indeß zunächst von R. weiter nichts, als daß sie am 17. Juni 1015 (nach andern 1016) einen Sohn „Kazimir" gebar. Auch der Friede mit dem deutschen Reiche ist infolge der erneuten Versuche des Herzogs B., sich von dem-

selben gänzlich unabhängig zu machen, bald wieder in bittern Krieg umgeschlagen, in dessen Verlauf Richeza's Gemahl, Prinz Mesko, vorübergehend als Geisel in die Hände Heinrichs (II.) gerathen ist. Das Endergebniß dieser Kämpfe war, daß bei den darauf folgenden Friedensschlüssen von der Unterordnung Polens unter die deutsche Oberhoheit kaum mehr ein Schatten übrig blieb. In diesem Zusammenhange wagte es Boleslaw kurz vor seinem Tode, ohne Zustimmung des Kaisers die königliche Würde anzunehmen.

Sein Nachfolger (Juni 1025) war, wie erwähnt, sein Sohn Mesko II., der Gemahl der deutschen Richeza. Mesko war nicht so unbedeutend, als er öfters geschildert worden ist, aber er vermochte es doch nicht, das ihm zugefallene Reich auf der Machthöhe zu erhalten, auf welche es sein gewaltiger Vater gehoben hatte. An Eifer für die Förderung und Befestigung des Christenthums hat er es nicht fehlen lassen, und es liegt die Vermuthung nahe, daß seine fromme Gemahlin ihn bei dieser Thätigkeit nach Kräften unterstützt hat. Die Begünstigung des deutschen Elementes, die ihr nicht mit Unrecht zugeschrieben wird, ist ihr dagegen weniger leicht geworden, zumal das Verhältniß ihres Gemahls zu dem deutschen Reiche sich bald genug verdüstert hat. Kaiser Konrad II. hielt die seit Kaiser Otto I. erkämpften Ansprüche des Reiches auf die Oberherrlichkeit über Polen nachdrücklich fest und war nicht geneigt, den königlichen Titel, den Boleslaw sich beigelegt und Mesko übernommen hatte, stillschweigend anzuerkennen. So kam es bald zum Bruche und Mesko wagte wiederholt räuberische Einfälle in die benachbarten deutschen Gebiete. Da verband sich Kaiser Konrad zuletzt mit Mesko's verdrängtem Bruder und seinen inneren Gegnern, und das Ergebniß war, daß Mesko den Platz räumen und in Böhmen eine Zuflucht suchen mußte. Wo in dieser Zeit R. mit ihrem Sohne geblieben, ist uns nicht überliefert, gewiß bleibt aber, daß sie die Krisis glücklich überstanden hat, und das Jahr darauf (1032) machte es die Mißregierung Otto's, der Mesko verdrängt hatte, und seine sich daran schließende Ermordung möglich, daß dieser in sein Reich zurückkehrte und die verlorene Stellung zurückgewann. Eine Folge dieser Vorgänge und der Wiederherstellung Mesko's war, daß er nun den Frieden mit Kaiser Konrad II. suchte und wie berichtet wird, sogar auf den Königstitel verzichtete. Zwei Jahre darauf, 1034, ist er gestorben.

Sein Nachfolger in der Herrschaft war sein bereits mündiger Sohn Kazimir, dessen Mutter R. ihn sorgfältig erzogen und sogar für seine gelehrte Ausbildung sich bemüht hatte. Bei der Jugend des neuen Herzogs lag es nahe, daß diese auf die Regierung leicht Einfluß gewann, und bei ihrer natürlichen Vorliebe für die Cultur ihres Heimathlandes, daß sie das deutsche Element und deutsche Gesittung nachdrücklich begünstigte. Durch diese ihre Neigung rief sie jedoch eine polnische Gegenbewegung hervor, die sich vielleicht schon zu Zeiten Mesko's vorbereitet hatte. Die Furcht der polnischen Großen, daß eine solche Begünstigung des deutschen Wesens zugleich die Abhängigkeit vom deutschen Reiche verstärken könne, dürfte nicht unwahrscheinlicher Weise dabei mitgewirkt haben. Genug, die nationale Reaction war so groß, daß noch im J. 1034 R. sammt ihrem Sohne Polen verlassen und eine Zuflucht in Deutschland suchen mußte, wo sie sowohl vom Kaiser Konrad als ihren Verwandten freundlich aufgenommen wurde. Kaiser Konrad erkannte sogar ihren königlichen Titel an, den sie seit der Thronbesteigung ihres Gemahls geführt hatte.

In ihrer Heimath hatte sich freilich seit ihrer Uebersiedelung nach Polen (1013) vieles verändert. Ihre Mutter Mathilde war bereits im J. 1025 gestorben, nachdem sie in Verbindung mit ihrem Gemahle, dem Pfalzgrafen Ezzo, aus ihren Hausgütern die Abtei Brauweiler (nordwestlich von Köln gelegen) gegründet und reichlich ausgestattet hatte. Ihr Vater hat dagegen ein hohes

Alter erreicht und ist in dem Jahre ihrer Flucht nach Deutschland am 20. oder 21. Mai 1034) auf seinem Schlosse zu Salfeld gestorben. In der pfalzgräflichen Würde ist ihm ihr Bruder Otto nachgefolgt, da ihm ein älterer Bruder, Ludolf, Vogt der Kölner Kirche (1031), im Tode vorausgegangen war. Ein dritter Bruder, Hermann, hatte sich der geistlichen Laufbahn gewidmet und lebte in angesehener, einflußreicher Stellung am kaiserlichen Hofe; schon im J. 1036 ist er auf den erzbischöflichen Stuhl von Köln erhoben worden. Die sechs Schwestern Richeza's hatten sämmtlich den Schleier genommen und sind der Reihe nach in verschiedenen Klöstern, wie es dem Ansehen ihrer Herkunft entsprach, zur Würde von Aebtissinnen aufgestiegen. Der Tod ihres Vaters hatte für R. aber eine besonders wichtige Folge gehabt; sie und ihr Bruder Otto waren dadurch in den Besitz der väterlichen Güter im östlichen Thüringen, Ostfranken, am Niederrhein und an der Mosel gelangt; durch diese Erbschaft sah sich die vertriebene Königin-Witwe von Polen finanziell völlig unabhängig gestellt. Von ihrem Sohne, dem Herzog Kazimir, der das Loos der Vertreibung mit ihr getheilt hatte, hören wir in den darauf folgenden Jahren wenig; doch nimmt man mit Recht an, daß er die meiste Zeit über sich in Deutschland aufgehalten habe. Erst im J. 1041 trat eine Wendung in seinem Schicksale ein: es gelang ihm infolge der nach seiner Flucht in Polen eingerissenen Verwirrung und mit Unterstützung Kaiser Heinrich's III. die verlorene Stellung in Polen zurückzuerobern und diese durch eine Familienverbindung mit einer Tochter des russischen Großfürsten Jaroslaw dauernd zu befestigen. Seine Mutter ist aber nach wie vor in Deutschland geblieben; die Erfahrungen, die sie in Polen gemacht hatte und deren Ursachen unverändert fortbestanden, reichten hin, einen etwa auftauchenden Wunsch, ihr Loos aufs neue an das Schicksal ihres Sohnes zu ketten, im Keime zu ersticken. So hören wir denn von Beziehungen Richeza's zu Kasimir nichts mehr, dieß um so weniger, als sich sein Verhältniß zum deutschen Reiche bald nach seiner Wiederherstellung aufs neue trübte. Er ist jedoch vor seiner Mutter, bereits im J. 1054, aus der Reihe der Sterblichen geschieden.

Von Königin Richeza ist aus dem noch übrigen letzten Abschnitte ihres Lebens folgendes hervorzuheben. Im J. 1045 wurde ihr Bruder, Pfalzgraf Otto, von Kaiser Heinrich III., zum Herzog von Schwaben erhoben, während ihm in der Pfalzgrafschaft sein Vetter Heinrich nachfolgte. Er ist übrigens schon zwei Jahre darauf (1047), von seiner Schwester tief betrauert, gestorben und in ihrer Gegenwart im Kloster Brauweiler, der Stiftung und Ruhestätte ihrer Eltern, begraben worden. Der Schmerz Richeza's über diesen seinen Tod soll so mächtig gewesen sein, daß sie alle ihre Kleinodien, die sie bei sich führte, dem Kloster überließ und aus der Hand des Bischofs Bruno von Toul — des späteren Papstes Leo IX. — den Schleier nahm. Diese Nachricht dürfte jedoch insofern nicht buchstäblich zu nehmen sein, als sie notorisch nach wie vor auf ihren Gütern, am liebsten wie es scheint, in Salfeld lebte und im Genusse des freien Verfügungsrechtes über dieselben verblieb. Die eventuelle Entscheidung über diese Güter hat übrigens ihre kirchliche Umgebung frühe lebhaft beschäftigt. Seit dem kinderlosen Tode ihres Bruders Otto war sie ja die alleinige Eigenthümerin derselben geworden, und sie galt daher, nachdem seit 1041 alle Beziehungen zu ihrem Sohne erloschen waren, als heredem in terris non habens; auch ihr Bruder der Erzbischof Hermann von Köln ist ihr (1056) im Tode vorangegangen. Polnische Nachrichten sprechen zwar von einer Tochter, die sie ihrem Gemahl nebst dem Sohne geboren und erzählen, daß Kazimir diese mit einem ungarischen Prinzen vermählt habe, aber gewiß ist, daß diese Deutschland niemals gesehen und, was auch ihr Schicksal war, von der Mutter als verschollen betrachtet worden ist. So blieb nur die Frage übrig, wer die glücklichen Erben

sein sollten, und diese wurde nach dem Geiste der Zeit dahin beantwortet, daß die Kirchen von Würzburg und Köln nebst der Abtei Brauweiler noch bei Lebzeiten Richeza's das Recht der Succession gewannen. Der viel beneidete Uebergang des reichen Gutes Salz (Neustadt unter der Salzburg in Ostfranken, im Sprengel von Würzburg gelegen) an das Hochstift Würzburg, war bereits bei Lebzeiten ihres Bruders Otto und mit dessen Zustimmung durch Bischof Adalbero eingeleitet worden, erhielt jedoch erst zehn Jahre nach dessen Tode (1057) den endgiltigen Abschluß. Die Ueberlieferung schreibt der Königin überdieß das Verdienst zu, den gen. Bischof Adalbero bei der Gründung der Abtei St. Stephan in Würzburg durch nachhaltige Gaben wirksam unterstützt zu haben. Im J. 1056 übertrug R. ihr Weingut Cloten an der Mosel an die Abtei Brauweiler, die sie schon früher durch Vergabungen bedacht hatte, und trat zugleich dem Nachfolger ihres Bruders auf dem Kölner Erzstuhle, Erzbischof Anno II., für den Fall ihres Todes das Gut (provinciam) Salfeld mit allem was dazu gehörte, Coburg mit eingeschlossen, ab. Erzbischof Anno hat auf Grund dieser Schenkung nach ihrem Tode das Schloß Salfeld in eine, der Kölner Kirche unterworfene, Abtei umgewandelt. Es verdient erwähnt zu werden, daß ein paar Vertrauensmänner Richeza's, nämlich die Grafen Gozwin und Sterker, die in den Beurkundungen der gedachten Schenkungen erwähnt werden, aus dem nordwestlichen Franken stammten. In Salfeld erreichte auch R. das Schicksal aller Sterblichen: sie ist hier am 21. März 1063 gestorben, und es war Erzbischof Anno's Werk, daß sie, man darf annehmen gegen ihren Herzenswunsch, statt im Kloster Brauweiler, zu Köln in der Kirche S. Mariae ad gradus ihre letzte Ruhestätte gefunden hat. Ein Testament, das sie hinterlassen haben soll (Martene et Durand, Vet. Monum. p. 424—30), gilt mit Recht als unecht.

Quellen und Litteratur: Fundacio monasterii Brunwilarensis, jüngste Ausgabe durch H. Papst im Archiv für ä. d. Geschichtskunde, 12. Bd. S. 147 ff., als Anhang zu seiner Untersuchung über die Brauweiler Geschichtsquelle, die sich in höchst lehrreicher Weise mit den gefälschten Brauweiler Urkunden, die sich auf die Schenkungen der Königin Richeza's beziehen, beschäftigt. — Acta SS. V. zum 21. Mai. — Lacomblet, Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins, Bd. II. — G. H. Beyer, Urkundenbuch zur Geschichte der preuß. Reg.-Bezirks Coblenz und Trier, Bd. I. — Monumenta Boica, 37. Bd. — Gelenius, Historia et Vindiciae b. Richezae (Colon. Agr. 1649), unkritisch. — G. Chr. Crollius, Erläuterte Reihe der Pfalzgrafen zu Achen u. s. w., Zweybrücken 1762. — Röppell, Geschichte Polens, 1. Theil passim und die Beilage 8. — Giesebrecht, Geschichte der d. Kaiserzeit, Bd. II. — Jahrbücher des deutschen Reichs unter Kaiser Heinrich II, Konrad II, Heinrich III. von Hirsch (Usinger, Breßlau), Breßlau und Steindorff. Wegele.

Richmann: Georg Wilhelm R., namhafter Physiker, wurde in Pernau (Livland) am 11./23. Juli 1711 geboren; sein Vater Wilhelm R. lebte als schwedischer Rentmeister in Dorpat, war dann wegen der Kriegsumstände nach Pernau geflohen, woselbst er schon Ende 1710 an der Pest starb, so daß der Sohn erst nach dem Tode des Vaters das Licht der Welt erblickte. R. erhielt seine Erziehung zuerst in Reval, studirte in Halle und in Jena Mathematik und Naturkunde, und kam darauf nach St. Petersburg in das Haus des Grafen Ostermann, um dessen Söhne zu erziehen. Schon 1735 wurde er Adjunct der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, 1741 außerordentlicher Akademiker (Professor) für Physik und nach dem Fortgang Krafft's 1747 ordentliches Mitglied der Akademie. Bei Gelegenheit eines Experiments kam er am 26. Juli (6. August) 1753 ums Leben. R. war außerordentlich fleißig — er hat auf verschiedenen Gebieten der Physik mit großem Verständniß gearbeitet, ins-

besondere auf dem Gebiet der Wärmelehre und der Electricität; sein früher Tod war für die Wissenschaft entschieden ein Verlust. R. prüfte das Newton'sche Gesetz des Erkaltens der Körper (für die in arithmetischer Reihe zunehmende Zeit nehmen die Temperaturunterschiede zwischen der erkaltenden Masse und der Umgebung in einer geometrischen Reihe ab) und fand, daß das Gesetz mindestens annähernd richtig sei, wenn der Ueberschuß der Wärme des erkaltenden Körpers über die der Umgebung nicht mehr als etwa 22—27° C. betrage, daß das Gesetz für höhere Temperaturen aber nicht ausreiche. Ferner lenkte R. die Aufmerksamkeit auf eine Eigenthümlichkeit der Wärmeleitung: Wasser in Gefäßen, welche in siedendem Wasser sich befinden, kann nicht zum Sieden gebracht werden. Ein Thermometer, welches in ein mit Flüssigkeit gefülltes Gefäß getaucht ist, das in einem andern mit derselben Flüssigkeit gefüllten steht, zeigt nie dieselbe Temperatur, wie ein in der äußern Flüssigkeit befindlicher Thermometer. Bekannt ist das nach R. benannte Gesetz der Temperatur der Mischungen — die Richmannsche Regel $\frac{M\ T + mt}{M + m}$. R. wies den Irrthum der Boerhave-Fahrenheitschen Versuche nach und gelangte dabei zur Aufstellung seiner Regel, welche freilich nur dann gilt, wenn beide Körper gleich, z. B. Wasser sind. Die Regel gibt an, wie man — falls zwei Maße eines und desselben Stoffes sich ins thermometrische Gleichgewicht setzen, — die Temperatur dieses Gleichgewichts berechnet. Die Regel ist sehr wichtig, weil sie zur Berechnung sehr verschiedenen Verhältnisse benutzt werden kann. — Richmann's Arbeiten über die Verdunstung im Freien, über das Mariotte'sche Gesetz, über ein manometrisches Barometer (wol auch fälschlich Meerbarometer genannt), über die Wärme im Lichtkegel einer Brennlinse seien nur erwähnt. Bemerkenswerth sind die Versuche über die Electricität der Wolken während des Gewitters — sie führten den frühen Tod des Forschers herbei. Franklin hatte die Behauptung aufgestellt, daß der Blitz und der electrische Funke gleich seien, er hatte seinen Blitzableiter erfunden; R. wie viele andere Gelehrten, beschäftigte sich eingehend mit der Beobachtung der electrischen Erscheinungen des Gewitters; er hatte sich zu diesem Zweck einen besonderen Apparat hergestellt (Index s. Gnomon electricitatis). Er hatte aus dem Dach seines Hauses einen Dachziegel herausgehoben und auf die daneben liegenden Ziegel gläserne Flaschen befestigt; durch die so gebildete Oeffnung führte er eine eiserne Stange hindurch, welche eingekittet wurde. Das obere Ende der Stange ragte 4—5 Fuß über das Dach hervor, am unteren Ende hing eine Kette, welche keinerlei Leiter berührend in ein Zimmer geführt wurde und hier an der Decke eine Strecke hinlief. An der Kette war ein Metalldraht befestigt und dieser war mit einer kleinen Metallstange verbunden, welche in einem mit Kupferfeile gefüllten Glase auf einem 4 Fuß hohen Schrank stand. An der Metallstange hing am obern Ende ein leinener Faden herab, der, wenn Electricität sich zeigte, von der Stange abgestoßen wurde. Ein daneben stehender eingeteilter Quadrant gab den Winkel an, den der abgestoßene Faden mit der Stange bildete. Gewitter-Electricität hob den Faden nur über 30, künstliche aber über 55. Bisweilen setzte R. eine isolirte Leidener Flasche daneben, deren innere Fläche mit dem herabhängenden Draht verbunden war; er fand, daß dadurch die Electricität noch mehr verstärkt wurde. — Als es am 26. Juli (6. August) 1753 in der Ferne donnerte, eilte R. zu seinem Electricitätsanzeiger und bückte sich gegen denselben, dort wo das Metall aufhört — da fuhr aus dem Draht durch einen Fuß Zwischenraum ein weißblauer Feuerball nach Richmann's Kopf: R. sank todt darnieder, an seiner Stirn war ein mit Blut unterlaufener Fleck; auch am Körper fanden sich einige Brandflecke; der im Zimmer befindliche Kupferstecher der Akademie Sokolow fiel betäubt zu Boden; der gläserne Becher und der

Draht waren zerschmettert. — Daß der unglückliche Fall durch Unvorsichtigkeit und Sorglosigkeit des Beobachters herbeigeführt wurde, unterliegt keinem Zweifel — es war alles geschehen, um die Electricität anzuhäufen, aber auf die nothwendige Ableitung war man nicht bedacht gewesen. Der Zusammenhang zwischen Blitz und Electricität war sicher dargethan. — Richmann selbst fiel als Opfer seines Beweises.

Die Abhandlungen Richmann's sind in lateinischer Sprache in den Commentarien der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften (Bd. XIII u. XIV u. Nov. Comm. Tom. I—IV) veröffentlicht; das Verzeichniß füllt bei Recke-Napiersky zwei Seiten (IV, 532—533); hier kann folglich von einer Wiederholung abgesehen werden. — Ueber die Lebensumstände R.'s ist zu vergleichen Gadebusch, Liv. Bibl. 3. Th. S. 22—29; der tragische Tod ist mehrfach beschrieben worden; die Litteraturnachweise sind gleichfalls bei Recke-Napiersky einzusehn. — Ueber die Verdienste R.'s auf dem Felde der Physik findet sich viel in J. S. T. Gehler's physikalischem Wörterbuch, neu bearbeitet von Brandes, Gmelin, Horner, Muncke, Pfaff (vgl. Bd. I, III, IV und X an verschiedenen Stellen). L. Stieda.

Richolff: Jürgen R., ein bedeutender Buchdrucker, vermuthlich aus Lübeck gebürtig, begann daselbst gegen Ende des 15. Jahrhunderts die Druckkunst auszuüben. Ueber sein Leben ist Näheres nicht bekannt, auch über die aus seiner Officin hervorgegangenen Werke sind nur spärliche Notizen auf uns gekommen. Er scheint seinen Wohnort mehrmals gewechselt zu haben, nicht unmöglich ist es aber auch, daß er an verschiedenen Orten zu gleicher Zeit unter seinem Namen Druckereien in Betrieb hatte. Obgleich sich nicht nachweisen läßt, welche Drucke von R. in der ersten Zeit seiner Thätigkeit zu Lübeck veröffentlicht wurden, so findet sich doch in alten Quellen die Angabe, daß er daselbst bereits zu Beginn des 16. Jahrhunderts eine Druckerei im Besitz hatte. Im Jahre 1525 finden wir ihn in Schweden, wo er zu Upsala ein Breviarium in kl. 8° ohne Jahreszahl druckte, sowie vermuthlich in derselben Zeit das Buch: „Vor frůwe tydher paa swenska“. Mehrere Jahre hindurch, und zwar nach Lappenberg's Mittheilung von 1523—1531, war er in Hamburg, dessen Buchdruck anfänglich nur sehr dürftiger Natur war, obgleich die Stadt gleich in der ersten Zeit eifrig für die Sache der Reformation eintrat. Bedeutender war derselbe im 16. Jahrhundert, ganz besonders für die Verbreitung der niedersächsischen Litteratur. R. druckte hier 1529 unter Anderen auch J. Bugenhagen's „Wat me van dem Closter leuende holden schal, allermeyst vor de Nunnen vnde Bagynen gheschreuen“. Sein Aufenthalt in Hamburg mag bis 1531 gedauert haben, er scheint dann wieder nach Upsala zurückgekehrt zu sein, wo er 1537 „Olai Petri Postilla“ druckte. Die Gesammtausgabe seiner biblischen Schriften erschien 1541 daselbst unter dem Titel: „Biblia, Thet år, All then Helgha Scrifft på Swenska“. Auch Dr. M. Luther's kleinen Katechismus hatte R. in Hamburg in niedersächsischer Uebersetzung gedruckt. Dieselbe wurde im J. 1851 wieder aufgefunden, nachdem die protestantischen Theologen ein Jahrhundert vergeblich die erste hochdeutsche Ausgabe desselben gesucht hatten, welche bemerkenswerthe Auslassungen im Texte von den späteren Ausgaben enthält. Von Schweden wieder nach Lübeck gekommen, ließ R. hierselbst 1547 des Joh. Aepinus Schrift „Van dem Begreffnisse Godtloser lüde, ein underricht, dat men de suluen myt Christliken Psalmen vnde gesengen, de se jm leuende vorachtet, nicht begrauen schal“ aus seiner Presse hervorgehen. Zwei Jahre später erschien bei ihm eine Schrift des Reformators J. Drach aus Carlstadt, unter dem Titel „Von dem Stein On hende vom Berge gerissen“, welcher dann 1550 von demselben Verfasser Draconites noch fünf weitere Drucke: „Von den furstehern, die

Friede leeren"; Von des Menschen Sone: Jesu Christo"; „Vom Ewigen Fewer des Altars"; „Vom Speisopffer" und „Vom Werkmeister Jesu Christo" folgten. Wahrscheinlich der letzte Druck Richolff's in Lübeck ist das bei ihm 1568 erschienene „Trost Böcklin", dasselbe Buch, welches 1564 unter dem Titel „Trost Bökeschen" bei J. Wickradt d. J. und als „Trostboek" bei J. Löw gedruckt worden war.

Vgl. Lappenberg, Geschichte der Buchdruckerkunst in Hamburg, S. 22, 23, 35, 69, 98, 110. — Goedeke, Grundriß I, S. 158, 162, 169, 196, 250. — J. H. Schröder, Incunabula artis typogr. in Suecia, Upsala 1842, S. 26, 27. — J. Scheffer, Suecia literata. S. 21. — Scheller's Bibliographie, S. 189, 196, 238, 242, 257, 743, 946. — Thesaurus libell. hist. reform. illustr. S. 31. II. S. 4. 19. — Klemm, Katalog S. 422, 423. — Kapp, Fr., Geschichte S. 174, 178. — Falkenstein, Geschichte S. 176, 299. — Serapeum 1866, S. 196—200. — Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte III. S. 254 ff. — Mönckeberg, Die erste Ausgabe von Luthers kleinem Katechismus, Hamburg 1851. — Ch. Geßner, Buchdruckerkunst, 1740. II, 128. III, 313 u. s. w.

J. Braun.

Richter: Dr. Christoph Melchior Alexander v. R., livländischer Geschichtschreiber und Rechtshistoriker, wurde, als Sohn des Commandanten und Generalmajors Leonhard v. R., am 16. Februar 1803 in Riga geboren. Er studirte die Staatswissenschaften seit 1819 in St. Petersburg, dann in Dorpat und Göttingen, und wurde, auf Grund der Dissertation: Essai sur le commerce maritime des neutres, 1825 in Dorpat zum Magister promovirt. Im Dienste des Ministeriums des Auswärtigen verbrachte v. R. mehrere Jahre in St. Petersburg und siedelte 1840 als livländischer Regierungsrath (später älterer Beamter zu besonderen Aufträgen beim baltischen Generalgouverneur Fürsten Suworow) nach Riga über. Als Frucht vieljähriger Studien erschien 1845 eine umfangreiche Arbeit über den livländischen Strafproceß, welcher 1864 eine Schrift über die Reform der Proceßgesetzgebung in den Ostseeprovinzen folgte. Außerdem veröffentlichte v. R. in russischer Sprache einen „Abriß der Geschichte" und eine „Geschichte des Bauernstandes in den baltischen Provinzen mit Rücksicht auf die neuesten Gesetze (1860)". Das Hauptwerk seines Lebens bildet die „Geschichte der dem russischen Kaiserthum einverleibten deutschen Ostseeprovinzen bis zur Zeit ihrer Vereinigung mit demselben" (3 Bde., Riga 1857—58), ein Werk, das sich zwar durch eifrige Benutzung alles gedruckten geschichtlichen Materials und eine möglichst vollständige Zusammenstellung der einzelnen geschichtlichen Thatsachen auszeichnet, aber Mangel an historischer Kritik und trockene Darstellungsweise aufweist. — In den letzten Jahren seines Lebens lebte v. R. in München, wo er zum Dr. jur. promovirte, und in Dresden, und kehrte 1863 nach Riga zurück. Während einer Rede über die baltische Justizreform, die er am 29. März 1864 auf dem livländischen Landtage hielt, traf ihn ein Nervenschlag, dessen Folgen er in der Nacht auf den 30. März erlag.

Rig. Stadtblätter 1864, Nr. 17. — C. A. Berkholz, Ein Wort der Erinnerung an A. v. R., in: Mittheilungen f. d. evangel. Kirche in Rußland, 1864, XX, S. 232—252.

Alexander Buchholtz.

Richter: Adolf Leopold R., preußischer Militärarzt, geb. zu Sagan am 29. Juni 1798, † zu Düsseldorf am 26. Mai 1876, Sohn eines preußischen Militärarztes und Vater Eugen Richter's, des bekannten Führers der Fortschrittspartei des deutschen Reichstags. Er begann seine medicinischen Studien 1814 im Friedrich-Wilhelm-Institut zu Berlin, wurde 1829 Regimentsarzt und 1848 Generalarzt des 8. Armeecorps, als welcher er 1849 an dem Feldzuge in

Baden theilnahm. 1861 wurde er auf Ansuchen verabschiedet. Richter's Bedeutung liegt in seiner umfassenden litterarischen Thätigkeit und in der erfolgreichen Anbahnung der Verbesserung der Militär-Sanitätsverfassung. Seine litterarischen Arbeiten, unter welchen die „Geschichte des Medicinalwesens der königl. preuß. Armee ꝛc." v. J. 1860 den höchsten Platz einnimmt, sind im Biogr. Lexikon V, S. 20, aufgeführt. Seine Reformvorschläge bilden die Grundlage für die Vervollkommnung, welche die preußische Heeressanitätsverfassung 1868 und die deutsche 1873 erfahren hat.

Selbstbiographie: Aus meinem Leben. Nachgelassene Aufzeichnungen ꝛc. 1876.

H. Frölich.

Richter: Andreas R., der Stammvater einer bedeutenden Buchdruckerfamilie, war zu Marienburg im J. 1639 am Andreastage geboren, wurde an demselben getauft, erhielt dessen Namen, und wurde, was die ältere Buchdruckergeschichte nicht vergessen hat zu registriren, an demselben Tage getraut und endlich ist er an dem gleichen Tage, in derselben Stunde, in welcher er geboren wurde, auch gestorben. Er hatte die Buchdruckerkunst in Leipzig erlernt, ließ sich hierauf zu Annaberg nieder, und als 1676 Christoph Baumann nach Dresden zog, kaufte R. dessen in Bautzen hinterlassene Druckerei. Durch seine regsame Thätigkeit brachte er die Officin zu hoher Blüthe und besonders verdient gemacht hat er sich durch den Druck wendischer Bücher. Im J. 1707 übergab er die Druckerei seinem Sohne Gottfried Gottlob und starb 80 Jahre alt 1719. G. G. R. war am 21. Februar 1682 in Bautzen geboren. Nachdem er sechs Jahre in Nürnberg, Augsburg, Magdeburg und Hamburg conditionirt hatte, kehrte er 1682 in die väterliche Druckerei zurück und übernahm dieselbe im J. 1707. Auch unter ihm blühte die Druckerei und so wie unter seinem Vater nahm der Druck wendischer Schriften auch unter seiner Leitung einen sehr erheblichen Fortgang. Nach seinem im J. 1738 erfolgten Tode folgte ihm sein jüngerer Sohn Karl Gottfried, der am 13. Januar 1716 zu Bautzen geboren war, und nachdem er, gleich seinem Vater mehrere Jahre auswärts, zu Hof, Marburg, Würzburg, Frankfurt a. M. und Augsburg zugebracht hatte, 1737 in das väterliche Geschäft zurückkehrte. Er übernahm die Officin am 15. November 1739, scheint dieselbe aber nur wenige Jahre fortgeführt zu haben. Von den aus der Richter'schen Presse hervorgegangenen Drucken ist ein großer Theil in wendischer Sprache, darunter u. A. der „Catechismus Luthers," deutsch und wendisch, 1693, dessen „Evangelien und Episteln" 1695, „Kirchen-Agenda" 1696, das „Neue Testament" 1706, ein Gesangbuch 1710, „Christian Langhausens Kinder-Postille" 1718, eine wendische Grammatik 1721, die „Augsburgische Confession" 1732 und „Joh. Arnd's Bücher vom wahren Christenthum" 1739. Der ältere Sohn G. G. Richter's, Sigmund Ehrenfried, war Buchdrucker in Görlitz und Dresden. Am 16. März 1711 zu Bautzen geboren, hatte auch er zur Erlernung seiner Kunst in Augsburg und anderen Orten mehrere Jahre sich aufgehalten und dann zu Görlitz sich niedergelassen, wo er am 26. Februar 1737 die Tochter des Buchdruckers und Buchhändlers Nikolaus Schillens in Lauban ehelichte. R. hatte zu Bautzen sein Postulat verschenkt (s. A. D. B. XVIII, 480). Als selbständiger Drucker lieferte R. (nach Schwetschke's Codex nundinarius bis 1746) ungefähr 66 Schriften, die sich sämmtlich durch klaren Druck und schöne Initial- und Finalstöcke und sehr hübsche Zierleisten auszeichnen. Um mit seiner Druckerei auch einen ansehnlichen Buchhandel zu betreiben, verband er sich 1746 mit Joh. Friedr. Fickelscherer, der am 4. Novbr. 1718 zu Lengefeld im Voigtlande als der Sohn eines Kaufmanns geboren war, fünf Jahre hindurch zu Schneeberg in Sachsen die Buchdruckerkunst erlernt hatte, und 1745 nach Görlitz kam. Die Firma lautete nun Richter & Co., und ver-

öffentlichte bis 1752 noch weitere 44 Schriften. Richter war jedoch bereits im J. 1746 nach Dresden gezogen, wo er 1750 als Hoffactor starb. Die Richter'sche Officin ging nun in den alleinigen Besitz Fickelscherer's über, und dieser suchte dieselbe in ihrem bisherigen blühenden Zustande zu erhalten. Er starb am 19. October 1794 und ihm folgte als Inhaber der Druckerei Joh. Rud. Unger (geb. am 13. Septbr. 1741 zu Cölleda). Derselbe war 1756 nach Görlitz gekommen, um die Druckkunst bei Fickelscherer zu erlernen, hatte nach Vollendung seiner Lehrzeit in Dresden sich weiter ausgebildet, war 1781 zu seinem Lehrherrn zurückgekehrt, und wurde nun als Schwiegersohn bald Theilhaber und nach Fickelscherer's Tod Eigenthümer der Buchdruckerei, die er noch im Jahre 1803 in Besitz hatte. Erwähnt zu werden verdient noch, daß in dieser Officin unter den drei aufeinanderfolgenden Besitzern ein Mann 55 Jahre hindurch als Setzer thätig war; sein Name ist Samuel Traugott Buschmann (geb. am 28. Decbr. 1717, † am 2. März 1799). Von den Richter'schen Druckwerken verdienen hervorgehoben zu werden: „Friedr. Christ. Baumeisteri vita Coleri“ und „Vita Christ. Wolfii“, sowie „Barthii Democritus redivivus“; unter denen Fickelscherer's: „Casp. Döring's Predigten über die Episteln“ 1764; „Chr. Knauth's Christliche Kirchengeschichte der Oberlausitz'schen Sorbenwenden“ 1767; „Bernh. Schmolke's Beicht- und Communionsbuch“, in wendischer Sprache, 1768, und „Chrph. Haymann's Harmonische Betrachtungen über die Sonn- und Festtags-Evangelien“ 1777—1780. Unter den Unger'schen Drucken erwarb sich die größte Verbreitung die Monatsschrift „Der Landreuter“, die von 1800 ab mehrere Jahre hindurch erschienen ist.

Vgl. Ch. Knauth, Annales typogr. 1740. 10–12, 62—64. — Ch. Knauth, Anfang und Wachsthum der Buchdruckerey, Herrn S. E. Richter übergeben 1737. — J. G. Zeiske, Nutzen der Buchdruckerkunst, zur Richter'schen Hochzeit herausgeg. 1740. — Otto, Lexikon I 643—658, III 56, 68, 433, 807. — G. Köhler, Geschichte der Buchdruckerei zu Görlitz 1840. — Ch. Geßner, Buchdruckerkunst 1740 III, 62, 143, 246, 247, 284 u. s. w.

J. Braun.

Richter: August Gottlieb R., der berühmteste deutsche Chirurg aus dem Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts, war am 13. April 1742 zu Zörbig in Sachsen, als Sproß einer Pastorenfamilie geboren. Er studirte von 1760 an in Göttingen, unter der Obhut seines Oheims, des Bruders seines Vaters, Georg Gottlob R., der, ein Schüler von Boerhaave, dann Professor der Medicin in Kiel und Leibarzt des Bischofs von Lübeck, des nachmaligen Königs von Schweden, bereits mit der Gründung der Universität Göttingen dahin berufen worden war und sich einer großen Gelehrsamkeit erfreute. Der Neffe August Gottlieb R. hatte noch während seiner Studienzeit, als im siebenjährigen Kriege auch in Göttingen ein großes Kriegslazareth errichtet worden war, Gelegenheit der praktischen Chirurgie näher zu treten, erlangte am 12. September 1764 durch Vertheidigung seiner Dissertation „De prisca Roma in medicos haud iniqua“, unter dem Präsidium seines Oheims die Doctorwürde und erwarb bald nach seiner Promotion das Recht, an der Universität zu lehren, durch eine öffentliche Rede „De intumescente et calloso pyloro cum triplice hydrope“ (1764). Von seinem Oheim reichlich mit Mitteln versehen, begab er sich nunmehr auf eine längere wissenschaftliche Reise, die ihn vom October 1764 bis zum Juni 1766 von Göttingen fern hielt und ihn namentlich nach Straßburg, Paris, London, Oxford, Leiden, Amsterdam und Groningen führte. Er hatte das Glück, die berühmtesten Chirurgen jener Zeit in Frankreich und England, J. L. Petit und Percival Pott kennen zu lernen und sich ihrer Unterweisung zu erfreuen. Nach Göttingen zurückgekehrt, wurde er sofort, noch im Jahre 1766, erst 24 Jahre

alt, zum Professor extraordinarius der Medicin ernannt, trat seine neue Stellung mit der Rede „De dignitate chirurgiae cum medicina conjungenda“ an, zu welcher er durch das Programm „De variis cataractam extrahendi methodis“ (1766, 4°) eingeladen hatte, und begann bereits im Herbst 1766 seine Vorlesungen. Er las über medicinische und operative Chirurgie und über Knochenkrankheiten und ertheilte einen Operationscursus, während in den folgenden Jahren zu diesen Vorlesungen noch die Augenheilkunde, gelegentlich auch Geburtshülfe und Phantomübungen, außerdem aber allgemeine Pathologie und Diätetik hinzutraten, da, wie schon aus seiner obigen Rede hervorgeht, sein Streben auf eine innigere Verbindung der damals noch, auch äußerlich in ihren Vertretern, ziemlich schroff einander gegenüberstehenden Chirurgie und Medicin gerichtet war. Auch in Göttingen waren die Wundärzte seit 1750 in einem geschlossenen Amte vereinigt, dem einer der Professoren als Praeses collegii chirurgici, in späteren Zeiten unser R. selbst vorstand. In dasselbe Jahr, wo Letzterer Doctor wurde, 1764, fallen für Göttingen die ersten Anfänge eines klinischen Unterichts, indem erst zu dieser Zeit von dem Professor Rudolf Augustin Vogel eine ambulatorische Klinik (Collegium clinicum) gebildet worden war; die chirurgischen Kranken aber wurden hier, nach den Anweisungen Vogel's von dem Universitätschirurgen Tolle behandelt. Noch lange jedoch fehlte es in Göttingen an einem Hospital; denn erst nachdem Vogel's Ambulatorium, unter Baldinger's Direction, 1773, zu einer öffentlichen, vom Staate unterstützten Anstalt, dem „Königlichen klinischen Institut“ erhoben worden war, und nachdem R. selbst 1770 zum außerordentlichen, 1776 zum ordentlichen Mitgliede der Göttinger Societät der Wissenschaften, 1771 zum Professor ordinarius, 1780 zum Leibmedicus ernannt worden war, kam es in diesem Jahr, auf Anregung und mit einer jährlichen Subvention der Freimaurerloge, zur Errichtung eines Hospitals mit 15 Betten für medicinische und chirurgische Kranke, dessen Direction R. anvertraut wurde. Derselbe hatte übrigens lange vorher, ehe er in die Lage kam, klinischen Unterricht zu ertheilen, seinen Ruhm als Lehrer, Schriftsteller, Arzt und Chirurg so fest begründet, daß er Mediciner aus allen Theilen der Welt nach Göttingen zog und so seinerseits nicht wenig zu der damaligen Glanzzeit Göttingens und seiner medicinischen Facultät beitrug. Er besaß, im Gegensatz zu Haller, dessen stolze und kalte Persönlichkeit auf die Studenten keine besondere Anziehungskraft ausübte, eine große Gewandtheit im Unterricht, eine bedeutende Geschicklichkeit, die schwierigsten Gegenstände klar zu legen und die Zuhörer zu fesseln, gleichzeitig aber auch, wenn es sich um die Behandlung von Kranken handelte, die Fähigkeit, mit Geistesschärfe einen Heilplan zu entwerfen, die richtigen Mittel anzuwenden und außerdem durch sein heiteres Gesicht, seinen freundlichen Zuspruch, seine dem Kranken gewidmete Sorgfalt, seine Liebenswürdigkeit und seinen über manche Schwierigkeiten hinweghelfenden Humor, das Vertrauen desselben im vollsten Maße zu erwecken. Was Wunder also, daß ihm Zuhörer und Patienten, darunter solche aus den höchsten Ständen und fürstlichen Familien, zuströmten. Als Schriftsteller hatte er vor 1780 bereits eine Anzahl bedeutender Werke verfaßt. Zunächst ist seine seit 1771 erscheinende „Chirurgische Bibliothek“ (bis 1797 15 Bände) anzuführen, ein referirendes und kritisches Journal, dessen besondere Bedeutung hauptsächlich darin lag, daß R. sich der Riesenaufgabe unterzog, alle Referate über in- und ausländische litterarische Erscheinungen selbst zu verfassen, und mit eiserner Consequenz dies ein Vierteljahrhundert lang fortsetzte. Der Werth dieser Publication aber besteht nicht allein darin, daß sie eine Fundgrube für die Geschichte der Chirurgie innerhalb des genannten Zeitraumes ist, sondern daß über alle darin besprochenen Leistungen ein kurzes und prägnantes Urtheil abgegeben wurde, das von um so höherer Bedeutung war, als es auf

einer reichen und selbständigen Erfahrung beruhte. Die Polemik war dabei ausgeschlossen; gleich bei der Gründung der Bibliothek hatte er erklärt, daß er auf Angriffe nicht antworten würde; indessen blieben solche erheblicher Art nicht aus. Obgleich ursprünglich nur für Deutschland bestimmt, wurde die Bibliothek, die übrigens nicht blos Referate, sondern auch wichtige chirurgische Krankheitsfälle und Correspondenzen enthielt, mit der Zeit ein internationales, den Ruhm seines Verfassers über die ganze Welt verbreitendes Journal. Von anderen in die Zeit vor 1780 fallenden Arbeiten führen wir an die weniger bedeutenden: „Observationum chirurgicarum Fasciculus I“ 1770; Fasc. II 1776; Fasc. III 1780; dann aber seine „Abhandlung von der Ausziehung des grauen Staares“ 1773, welche, an die schon erwähnte lateinische Abhandlung sich anschließend, das große Verdienst hatte, jene bis dahin den herumziehenden Oculisten allein überlassene Operation wieder in die Hände der deutschen Chirurgen zu legen. Nächst kleineren Abhandlungen findet sich dann eines der berühmtesten Werke Richter's, seine klassische „Abhandlung von den Brüchen“ 2 Thle. 1777, 79; 2. Aufl. 1785, welche von Dieffenbach, der viele Decennien später seine „Operative Chirurgie“ schrieb als „ein Schatz von Erfahrungen und zwar in einer Darstellung, welche ihres Gleichen nicht hat“ u. s. w. erklärt wurde. Auch das Ausland (Frankreich, England) würdigte dieses Werk voll und ganz; es erschien z. B. davon eine französische Uebersetzung von Rougemont. Der Zeit nach, obgleich erst innerhalb eines langen Zeitraumes erschienen, folgten seine berühmten „Anfangsgründe der Wundarzneikunst“ (7 Bde. mit 45 Kpf. 1782—1804), ein Werk, das er erst nach erlangter reifer Erfahrung und nach den umfassendsten Studien in der Litteratur der Zeitgenossen, wie er sie für seine „Chirurgische Bibliothek“ zu machen hatte, begann, das für die deutsche Chirurgie in Bezug auf Anordnung des Stoffes und Darstellungsweise von der hervorragendsten Bedeutung war, sich in den Händen aller deutschen Aerzte und Wundärzte befand und dessen einzelne Bände bis zu 4 Auflagen (1825) erlebten, neben Uebersetzungen ins Französische, Italienische, Russische. — Mit zunehmendem Alter und der Einschränkung seiner lehrenden und ärztlichen Thätigkeit zog sich R. mehr von der Chirurgie zurück; er behielt hauptsächlich nur die medicinischen Vorlesungen bei, las nicht in jedem Semester über Chirurgie und nur selten über Augenheilkunde; die früher von ihm gehaltenen Vorlesungen wurden von seinen Schülern und jüngeren Collegen Arnemann, Wardenburg, Himly, K. J. M. Langenbeck übernommen. Er fand jetzt auch Muße, Reisen zu machen; so 1786 eine halbjährige Reise nach der Schweiz und nach Frankreich, 1802 nach Wien. Nach seinen bisher fast ausschließlich der Chirurgie und Ophthalmologie gewidmeten Publicationen finden sich dann auch in der spätern Zeit: „Medicinische und chirurgische Bemerkungen, vorzüglich im öffentlichen akademischen Hospitale gesammelt“ Bd. 1, 1793; ein 2. Band derselben erschien erst nach seinem Tode, von seinem Sohne Georg August R. 1813 herausgegeben. Letzterer (geb. 1778, † 1832 zu Königsberg, als Professor der Medicin) gab aus den hinterlassenen Papieren des Vaters auch noch „Die specielle Therapie“ 12 Bde. 1813—1836 (die beiden ersten Bände ins Lateinische von Fr. G. Wallroth 1818—20 übersetzt; ein Auszug aus dem großen Werke in 4 Bdn. 1822—24) heraus, indessen sind in diesem Werke so erhebliche Zusätze des Sohnes, die als solche nicht kenntlich gemacht sind, enthalten, daß dasselbe nicht als das alleinige Werk des Vaters bezeichnet werden kann. — Von den persönlichen Verhältnissen Richter's sei noch angeführt, daß er 1782 zum großbritannischen Hofrath und von 1775 bis 1806 zum Mitgliede der Akademieen oder berühmten Gesellschaften von Stockholm, Kopenhagen, Edinburg und Paris ernannt worden war, und

daß von seinen drei Kindern eine Tochter seit 1792 mit dem Jenenser Anatomen und Chirurgen J. C. Loder verheirathet war. Auch stand er zu den berühmtesten seiner Zeitgenossen in nahen Beziehungen, wie aus den zahlreichen Widmungen seiner Schriften hervorgeht, an deren Spitze sich u. A. die Namen von A. v. Haller, O. Acrel, Theden, C. C. v. Siebold, Voitus, Leber, Stark, Rougemont, Bilguer, Weidmann, Mohrenheim, Hartenkeil, Görcke, Brünninghausen, Plenk, Stoll befinden. Seine bekanntesten Schüler aber gehörten sowohl den Chirurgen, als den inneren Aerzten an, wie Lentin, Stieglitz, Hufeland, Horn, Krukenberg, Himly, Hegewisch, Langenbeck, Conradi, Arnemann, Wardenburg, Brünninghausen. Im Uebrigen erfreute er sich bis zu seinem im Alter von etwas über 70 Jahren, am 23. Juli 1812 erfolgten Tode, mehrere Anfälle von Podagra abgerechnet, und nachdem er einen durch Ansteckung im Hospital erworbenen schweren Flecktyphus glücklich überstanden, einer guten Gesundheit und hatte, unterstützt von seinem heiteren und harmonischen Charakter, einen glücklichen Lebensabend. Bald nach seinem Tode hielten ihm, der 46 Jahre an der Georgia Augusta gewirkt, seine Collegen Mitscherlich, Professor der Beredsamkeit und Herausgeber des Horaz, und Blumenbach, der große Naturforscher, Gedächtnißreden (beide publicirt), voll des verdienten Lobes.

Fragen wir nunmehr, welche Bedeutung R. für seine Zeit und die Wissenschaft gehabt hat, so muß zunächst hervorgehoben werden, daß seine Verdienste auf verschiedenen Gebieten gelegen sind. Für die Chirurgie besteht sein Hauptverdienst darin, daß er die deutsche Chirurgie, die, wie sie Heister und Platner überliefert hatten, zwar auf anatomisch-physiologischer Basis ruhte, in der Ausübung aber handwerksmäßig war, zu einer Wissenschaft und Kunst machte, hauptsächlich indem er die von manchen Früheren vergeblich versuchte Wiedervereinigung mit der Medicin ins Leben zu führen verstand und für die Verbreitung seiner Ideen sowohl durch seinen klinischen Unterricht als seine trefflichen Schriften bahnbrechend wirkte. In gleicher Richtung, aber in noch höherem Maße als die Chirurgie, ist ihm die Augenheilkunde, die, wenigstens was die operative Seite derselben betrifft, sich noch bis zu seiner Zeit in den Händen von herumziehenden Empirikern befand, zu Dank verpflichtet, insofern er ihr eine wissenschaftliche Basis gab, auf welcher die Wiener ophthalmiatrische Schule der Barth, Beer und Schmidt weiter bauen konnte. Daß R. bei seinen Bestrebungen der zu seiner Zeit auf einer höheren Stufe der Vervollkommnung stehenden französischen und englischen Chirurgie und Augenheilkunde die eingehendste Aufmerksamkeit widmete und alles daselbst als nützlich Erkannte und Erprobte auf deutschen Boden zu verpflanzen suchte, müssen wir ihm ebenfalls als Verdienst anrechnen. Sehr schätzenswerth ist auch die von ihm ausgeführte Vereinfachung des bis zu seiner Zeit sehr unförmlichen und überfüllten chirurgischen Instrumentariums, welchem er selbst als neu erfunden oder modificirt nur einige Instrumente, das bekannteste darunter die kniefórmig gebogene Scheere, hinzufügte. Er, der nicht seinen höchsten Ruhm im Operiren suchte, bediente sich, wenn es dazu kam, der einfachsten Instrumente; dagegen verlangte er von dem Chirurgen eine genaue Kenntniß der Ursachen, der Natur, des Verlaufes der zu behandelnden Krankheiten und hielt es für wichtiger und verdienstlicher, Operationen zu vermeiden und Verletzungen ohne solche, blos unter Anwendung chirurgischer Hülfsmittel zu heilen. Schon hieraus erklärt sich seine Hinneigung zur inneren Medicin. — Als Schriftsteller besaß er den nicht genug anzuerkennenden Vorzug einer classischen, durch Klarheit ausgezeichneten Schreibweise, die als ein Muster schon von seinen Zeitgenossen, wie Kurt Sprengel (1805) und den Späteren, wie Dieffenbach, anerkannt wurde. Musterhaft sind auch die von ihm angeführten Krankengeschichten, da alle kurz sind und nur das Wesentlichste, dabei aber ein kritisches Raisonnement, jedoch

nichts von unbedeutenden Kleinigkeiten enthalten. — Wie schon angeführt, war er einer der gesuchtesten Lehrer der Chirurgie in Deutschland, daher sich Schüler von ihm in allen bedeutenderen Orten dieses Landes, aber auch zahlreich im Auslande fanden. Er lieferte den Beweis, daß selbst mit einem kleinen klinischen Material treffliche Schüler gebildet werden können, wenn es der Lehrer versteht, dasselbe gehörig auszunutzen und die Schüler zu selbstthätiger Beobachtung anzuleiten. Erfahrung ging ihm über Alles; „30 Pfund Raisonnement", sagt er, „beweisen nicht soviel, wie ein Gran sichere Erfahrung. . . . . Unverzeihlich dreist ist es, Erfahrungen durch theoretische Gründe zu widersprechen. Die unwahrscheinlichste, unglaublichste Thatsache ist zuweilen wahr, das überzeugendste Raisonnement zuweilen falsch gewesen. Erfahrungen müssen durch Erfahrungen widerlegt werden." — Gemäß seinem wiederholt gethanen Ausspruche, daß Niemand ein wahrer Wundarzt sein könne, ohne zugleich Arzt zu sein, war R. auch ein vortrefflicher Arzt, wie namentlich seine beiden Bände von medicinischen und chirurgischen Bemerkungen ergeben. Dagegen war er, wie schon erwähnt, ein Feind aller Hypothesen und haßte die in der Medicin so oft wechselnden Systeme, namentlich das zu seiner Zeit herrschende Brown'sche, dessen begeisterte Anhänger viele seiner Zeitgenossen waren. Trotzdem ihm seine Abneigung gegen die Brown'schen Lehren von Vielen verdacht wurde, hielt er sich unbeirrt und uneingenommen von Vorurtheilen an die nüchterne Beobachtung und blieb so jenen Irrlehren völlig fremd.

J. L. Pütter, Versuch einer akademischen Gelehrtengeschichte von der Georg-August-Universität zu Göttingen. Theil II, 1788 S. 144; Theil III, 1820 S. 73. — Georg Fischer, Chirurgie vor 100 Jahren. Leipzig 1876 S. 181—209. — Rohlfs, Archiv für Geschichte der Medicin. Bd. V, 1882, S. 406; Bd. VI, 1883 S. 81.

E. Gurlt.

Richter: P. Benedict R., Rector und Professor, geb. 1791 in Mähren, machte treffliche Studien in Brünn, Prag, Olmütz, trat 1815 zu Stangern in den Benedictinerorden, wurde Bibliothekar, Professor der Philosophie und Pädagogik in Brünn, auch 1834 Dr. phil. et lib. art., that Vieles für Pflege der slavischen Sprache und Litteratur, war 1835—41 Rector und Professor der katholischen Studienanstalt in Augsburg, machte als solcher bedeutende Reisen und wurde 1841 Oberstudienrath und Universitätsprofessor für Religion und Pädagogik in Wien. Der bald folgenden politischen Stürme müde — sehnte er sich in sein stilles Heim zurück, wurde noch Pfarrer und Decan in Schwarzkirchen und starb nach längerem Leiden am 10. Juli 1859. Reiche Talente und schöne Kenntnisse, ein biederes Herz, Tüchtigkeit in seinem Berufe, freundliche Haltung zu Zöglingen und Schülern, schätzbare Leistungen in allen Zweigen seines Amtes erwarben dem wackern Manne, Lehrer, Schriftsteller, Vorstande und Freunde Verehrung und treues Andenken in Oesterreich und Baiern.

Hörmann.

Richter: Christian R. war der Dichter des Textes zu dreien von den vier Opern, welche im ersten Jahre, in welchem Opern in Hamburg gegeben wurden, aufgeführt sind. Am 2. Januar 1678 wurde das Opernhaus mit der Oper: „Der erschaffene, gefallene und wieder aufgerichtete Mensch. In einem Singspiel vorgestellet" (gewöhnlich ungenau „Adam und Eva" genannt), deren Poesie von R. ist, eröffnet. Die zweite der aufgeführten Opern ist nicht von R., sondern wahrscheinlich von Heinrich Elmenhorst (s. A. D. B. VI, 60) gedichtet. Die dritte hieß: „Der glücklich steigende Sejanus vorgestellet in einem Singspiel", und die vierte: „Der unglücklich fallende Sejanus vorgestellet in einem Singspiel"; diese beiden hat R. nach dem Italienischen des Nicolaus

Minati verfertigt. Die Texte dieser drei Richter'schen Opern (wie auch der übrigen damals in Hamburg aufgeführten) liegen in anonymen gleichzeitigen Drucken vor, in Quart ohne Ort und Jahr und ohne Druckerangabe. Ob Goedeke, wie nach seinen Angaben angenommen werden müßte, Drucke mit der Angabe „Hamburg 1678" gesehen hat, muß dahingestellt bleiben; er scheint auch die zweite und dritte für eine zu halten. Mattheson nennt R. einen kaiserlichen gekrönten Poeten. Alle weiteren Angaben über ihn stammen aus Moller, der von ihm angibt, er sei aus dem Meißnischen (Misnicus), der Jurisprudenz Beflissener (studiosus) und Hauslehrer (paedagogus privatus) gewesen und habe sich als solcher um 1690 in Hamburg aufgehalten, habe auch sonst deutsche Gedichte verfertigt. Genaueres über ihn ist bisher nicht bekannt.

Mattheson, Der musicalische Patriot, Hamburg 1728, S. 177 ff. — Moller, Cimbria literata II, 729. — Jöcher III, Sp. 2084 f. — Zeitschrift des Vereins für hamb. Geschichte III, 37 und sonst. — Allgemeine Musikalische Zeitung, herausg. von Friedr. Chrysander, 12. Jahrg. 1877, S. 198 f. und an anderen Stellen. — Lexikon der hamburgischen Schriftsteller VI, 272. — Goedeke, Grundriß, 2. Aufl., III, 333.

l. u.

Richter: Christian Friedrich R., geboren am 5. October 1676 zu Sorau in der Niederlausitz, wo sein Vater, Sigismund R., gräflich Promnitz'scher Rath und Kanzler war, studirte in Halle Theologie und Medicin. Schon als Student trat er August Hermann Francke nahe und empfing von ihm für seine ganze Lebensrichtung bestimmende Eindrücke. Nach kaum beendeten Studien stellte ihn Francke im J. 1697 als Arzt an dem von ihm gegründeten Waisenhause an; im folgenden Jahre, als sein älterer Bruder, Christian Albrecht R., welcher erst Jurist gewesen war und dann Medicin studirt hatte, die Stelle des Arztes zu übernehmen bereit war, ward unser R. von Francke zum Inspector des Pädagogiums, einer Erziehungsanstalt für Söhne aus besseren Familien, die Francke gleichfalls gegründet hatte, ernannt. Als dann aber sein Bruder und auch ein anderer Arzt schnell hintereinander im J. 1699 an einem bösen Fleckfieber starben, trat R. wieder in seine Stellung als Arzt zurück und zwar nun für die ganze Reihe der Franckischen Stiftungen. Sowohl seine Geschicklichkeit als seine Rechtlichkeit erwarben ihm immer mehr Francke's volles Vertrauen. Oftmals besprachen sie sich darüber, wie wenig doch vermittelst der üblichen Medicamente namentlich bei schweren Krankheiten auszurichten sei; und R. sann auf neue und kräftigere Heilmittel. Da geschah es, daß im J. 1700 kurz hinter einander dem Waisenhause von einem Doctor Fischer (es ist wahrscheinlich der in der A. D. B. VII, 72 erwähnte Theologe D. Johann Fischer gewesen, der damals in Halle war) mehrere bisher unbekannte Recepte geschenkt und von einem Kranken, Namens Burgstaller, verschiedene Manuscripte über chemische Untersuchungen, in welchen man u. a. eine Anweisung zur Bereitung einer vorzüglichen Arzenei aus Gold finden werde, vermacht wurden. Francke sah hierin eine göttliche Fügung, und auf seinen Wunsch unternahm unser R. es, sich mit der Herstellung dieser Mittel zu befassen. Er wurde aus seiner Stellung als Arzt nun wieder entlassen (diese Stellung erhielt jetzt sein jüngerer Bruder, Christian Siegmund R., welcher früher Advocat gewesen war, dann Medicin studirt hatte und zuletzt als Nachfolger seines Bruders Inspector am Pädagogium gewesen war) und begann seine chemischen Versuche in einem besonders für ihn hergerichteten Laboratorium. Anfangs wollten ihm dieselben nicht gelingen; nach vielen Versuchen und Aufwendung nicht geringer Kosten gelang es, auch jenes besondere Mittel aus Gold herzustellen, welches man essentia dulcis nannte. Diese Goldtinctur und andere neu entdeckte Mittel erwiesen sich von außer-

ordentlicher Wirksamkeit; und so wurde diese Arbeit fortgesetzt und immer mehr ausgedehnt; und immer weiter verbreitete sich der Ruf dieser neuen Arzneien. Es erfolgten Bestellungen von auswärts; neue Laboratorien wurden angelegt, und die „Medicamentenexpedition", der R. bis zu seinem Tode vorstand, hat dem Waisenhause dann auch bald eine ganz bedeutende Geldeinnahme gebracht. R. ward auch schriftstellerisch für diese Sache thätig; so gab er im J. 1705 heraus: „Kurzer und deutlicher Unterricht von dem Leibe und natürlichen Leben des Menschen nebst einem selectu medicamentorum zu einer kleinen Haus-, Reise- und Feldapotheke", ein Werk, welches hernach immer wieder aufgelegt wurde und noch im J. 1791 in 17. Auflage unter etwas verändertem Titel („Die höchst nöthige Erkenntniß des Menschen sonderlich nach dem Leibe und natürlichen Leben") erschien. Schon vorher hatte er über die essentia dulcis einen „Ausführlichen Bericht" und „Merkwürdige Exempel" der durch sie geschehenen Kuren veröffentlicht. Außer diese Schriften verfaßte er auch erbauliche Tractate und dichtete namentlich geistliche Lieder. Während seine Medicamente ihr Ansehen allmählich verloren haben, sind eine ganze Anzahl seiner geistlichen Lieder noch heute wohlbekannt und mehrere dürfen zu dem festen Bestand aller evangelischen Gesangbücher in Deutschland gezählt werden. Sie zeichnen sich durch eine eigenthümliche Verbindung tief christlichen, nicht immer leicht verständlichen Inhaltes mit einer durch eigenthümlich lebhafte Versmaße ansprechenden und gefälligen Form aus und nehmen unter den Liedern des älteren Pietismus eine hervorragende Stellung ein. Sie erschienen größtentheils zuerst im Freylinghausen'schen Gesangbuche von 1704; eine Anzahl auch nach Richter's Tode im zweiten Theile dieses Gesangbuches 1714. Zu den noch heute allgemein verbreiteten gehören die Lieder: „Es glänzet der Christen inwendiges Leben", „Hier legt mein Sinn sich vor dir nieder", „Hüter, wird die Nacht der Sünden", „O Liebe, die den Himmel hat zerrissen" u. a. Nach seinem Tode erschienen seine erbaulichen Abhandlungen und seine sämmtlichen Poesien unter dem Titel: „Chr. Fr. Richter's erbauliche Betrachtungen vom Ursprung und Adel der Seelen" u. s. f., Halle 1718, 2. Auflage 1760. Er starb am 5. Octbr. 1711, wenn die obige Angabe über seinen Geburtstag richtig ist, gerade an dem Tage, an dem er 35 Jahre alt ward. „Er war ein wahrhafter Gottesgelehrter und ein gesegneter Arzt", sagte Freylinghausen von ihm in der Predigt, die er bei seinem Begräbnisse hielt. — Leiter des Medicamenteninstitutes wurde nach seinem Tode sein schon genannter Bruder Christian Siegmund, der ihm auch schon während seines Lebens hülfreich zur Seite gestanden hatte, und nach diesem dessen Schwiegersohn David Samuel v. Madai (s. A. D. B. XX, 28). Ein Sohn und ein Enkel von Madai standen dem Institute dann bis zum J. 1851 vor; seitdem ist es mit der Apotheke der Francke'schen Stiftungen vereinigt.

Jöcher III, Sp. 2085. — Rotermund zum Jöcher VI, Sp. 2059. — Wetzel, Hymnopoeographia II, 330 ff. — Die Stiftungen August Hermann Francke's in Halle. Festschrift u. s. f., S. 233—39, Halle 1863. — Bode, Quellennachweis, S. 133. — Goedeke, Grundriß, 2. Aufl., III, S. 204. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., Bd. IV, S. 354. Die von Koch genannten Richter'schen Funebralia, Halle 1713, und ein populärer Auszug aus denselben, Berlin 1865, waren dem Verfasser dieses Artikels leider nicht zugänglich. l. u.

Richter: Christian Gottlob R., Jurist, ist geboren zu Lichtenstein im Schönburgischen am 9. Juli 1745, besuchte seit 1758 die Fürstenschule zu Grimma, bezog 1764 die Universität Leipzig, ward 1769 Candidat der Rechte, fing noch in demselben Jahr an juristische Vorlesungen zu halten, errang sich

1773 zu Leipzig die juristische Doctorwürde, erhielt erst 1783 eine außerordentliche Professur ebendort, welche er erst 1786 in Besitz nehmen konnte, wurde auch nicht weiter befördert, obgleich er mehrere von außen (Duisburg, Königsberg) an ihn ergangene Berufungen zum Ordinariate, um Leipzig treu zu bleiben, ausschlug, und starb gekränkt und verbittert am 3. Mai 1791. — Richter's ganze Geistesrichtung und gelehrte Thätigkeit wurde bestimmt durch die Keime, welche während seiner Grimma'schen Zeit besonders der Conrector der Fürstenschule, Krebs, ihm eingepflanzt hatte; wie dieser ihn gelehrt hatte, alles Heil und alle Würde im Studium des classischen Alterthums als solchen zu suchen, die praktische Rechtswissenschaft dagegen geringzuschätzen — es ist litterargeschichtlich interessant, daß Krebs ihm hierbei als Hauptstützen der juristischen Praxis verächtlich Hoppius und Lauterbach nannte —: so blieb er sein Leben lang Philolog unter den Juristen und so hat er dauernd diesem Umstande die weitreichende Anerkennung seiner Gelehrsamkeit wie die Hemmung der äußeren Laufbahn zu danken. Denn was man damals an einer mit Consilien und Spruchsachen überlasteten Facultät, wie besonders gerade der Leipziger, brauchte, das waren rasch arbeitende, mit der Praxis vertraute, in der Handhabung der Acten und der Anwendung des gelehrten Wissens auf den Einzelfall gewiegte Männer; konnten sie ihre Beiträge zu den Facultäts-Entscheidungen u. s. f. mit etwas Eleganz, einigen classischen Bildern und effectvollen geschichtlichen Bemerkungen umkleiden, um so besser: aber solche Dinge durften eben blos Zuthaten sein. So kargte man denn freilich nicht mit dem Lobe, welches man Richter spendete; seine hervorragende Kunst des schönen Lateins; seine genauen und soliden Kenntnisse der römischen wie der griechischen Rechtsalterthümer und Autoren wurden in Leipzig wie anderswo gebührend anerkannt; aber als nach 1786 eine ordentliche Professur frei wurde, welche er als ihm zukommend ansah, zog die Facultät ihm eben doch einen älteren Professor, welcher „ausgebreitetere und practische Kenntnisse" hatte, vor; und obschon er dann mehrere Schreiben in der Angelegenheit seiner Beförderung an sie richtete, in einem derselben auch betonte, daß er durchaus nicht, so oft er in privaten oder öffentlichen Angelegenheiten um seinen juristischen Rath angegangen worden sei, diesen versagt habe, sondern stets bereit sei, aus seiner Studirkammer auf den Markt des Lebens hervorzutreten, so erzielte er doch damit weiter keine Verbesserung seiner Lage; auch scheinen häusliche Sorgen und Kümmernisse mit zu seinem frühen, bald darauf eingetretenen Tode beigetragen zu haben. Die Gründe des Mißerfolges in seinem Lebensgange hat er selbst vorgetragen in seiner Oratio de interemtae jurisprudentiae humanioris causis. Uns ist er hauptsächlich noch nahestehend als Bearbeiter des griechischen Rechtes in der Harleß'schen Ausgabe der griechischen Bibliothek des Fabricius, in welcher besonders die Animadversiones de scriptoribus juris Attici (Vol. II p. 40 s.) ganz von ihm hinzugearbeitet sind; außerdem hat er Ausgaben von des Paulus Manutius Schriften zu Cicero und von Werken seines Gesinnungsgenossen A. Wieling veranstaltet und eine Reihe antiquarisch-gelehrter Abhandlungen über römische und griechische Rechtsgeschichte geliefert. Mannigfache Vorarbeiten zu weiteren Editionen sowie seine sonstigen Papiere sollen aus seinem Nachlasse in den Besitz seines großen Schülers Haubold gelangt sein. Aber zwischen diesem und R. liegt eine gewaltige Kluft; trotz aller gelehrten Kenntnisse ist letzterer kein Vorgänger der historischen Schule gewesen, deren Entfaltung sich während seiner letzten Lebensjahre vorbereitet; sondern einer der letzten Vertreter einer absterbenden Richtung, als deren Anhänger er sich selbst bezeichnet, der elegant-humanistischen Jurisprudenz.

Weidlich, Nachrichten, Th. 2, S. 238—240; Nachtrag 1, 232 und 2, 197. — Deutsche Nekrologie auf das Jahr 1791, 2. Jahr, erster Band

(Gotha 1792, Schlichtegroll) S. 194 fg. — Meusel, Biographisches Lexikon u. s. f., XI, 278 fg.

Ernst Landsberg.

Richter: Christoph Philipp R., Rechtsgelehrter, ist am 26. August 1602 in Eisleben (Franken) geboren, wo sein Vater, ein aus Steiermark vertriebener Protestant, durch den Herzog Johann Casimir von Sachsen-Coburg als Superintendent angestellt war. Theilweise mit Unterstützung seines Landesherrn besuchte der Sohn das Gymnasium zu Coburg sowie die Universitäten Jena und Altorf; er erwarb 1622 an ersterer das Baccalaureat der Philosophie, ging dann zum Studium des Rechts über und wurde mit der juristischen Doctorwürde am 20. Mai 1630 nach einer unter Arumäus' Vorsitz stattgehabten Disputation bekleidet; 1631 Hofgerichtsadvocat zu Jena, ward er dort 1637 Professor der Rechte, 1647 K. Pfalzgraf und rückte 1659 in die durch Ungepauer's Tod erledigte Stellung eines Ordinarius der Facultät ein, in welcher er bis zu seinem am 31. December 1673 eingetretenen Tode verblieben ist. Von seinen zahlreichen Kindern überlebte ihn allein seine Tochter Anna Maria, seit 1648 Ehefrau des berühmten Juristen Georg Adam Struv. — R. war ein Mann von stattlicher Erscheinung und umfassender, auch in der litterarischen Production hauptsächlich auf das Praktische gerichteter Thätigkeit. Seinen Decisiones (zuerst Jena 1663) und Consilia (zuerst Jena 1665) kommt eine gewisse Autorität für die sächsisch-gemeinrechtliche Praxis ihrer Zeit zweifellos zu; eine umfassende Arbeit über das Concursrecht auf Grund der Sächsischen Constitutionen verdient gleichfalls für die gemeinrechtliche Ausbreitung dieser Lehre eingehende Beachtung; eine Menge einzelner Abhandlungen und Tractate aus dem Gebiete des Privat- und Strafrechts hat er ebenso wie die meisten Rechtsgelehrten jener Epoche aufzuweisen; schließlich sind seine Velitationes (Jena 1667) und seine interpretativen Arbeiten, hauptsächlich zu den Codex-Titeln de pactis und zu den in den Codex eingeschobenen Authentiken, erwähnenswerth.

Zeumer, Vitae professorum Jenensium, II 119—126. — v. Stintzing, Geschichte der Deutschen Rechtswissenschaft, II 150 Anm. 1.

Ernst Landsberg.

Richter: Ernst Friedrich Eduard R., geb. am 24. October 1808 zu Groß-Schönau bei Zittau in der Oberlausitz, † am 9. April 1879 in Leipzig, hat sich insbesondere als Kirchencomponist und Theoretiker wohlverdienten Ruf und große Verdienste erworben, war aber auch ein ausgezeichneter Lehrer, vortrefflicher Orgelspieler und tüchtiger Dirigent. Von rastloser Thätigkeit getrieben und jede Stunde des Tages bis zum späten Abend arbeitend ausnützend, war es ihm möglich, neben seinen amtlichen, ihn vielfach beanspruchenden Stellungen und der Leitung verschiedener Vereine, noch eine große Anzahl Werke zu schreiben, die edel und würdig erfunden und empfunden, sich in schöner Form darstellen und wenn auch vom Geiste Mendelssohn's und Hauptmann's beeinflußt, Zeugniß von einer sehr bemerkenswerthen, schöpferischen Begabung ablegen und ihm, namentlich was seine Kirchencompositionen anlangt und seine vortrefflichen, in allen Musikinstituten eingeführten und in alle Sprachen übersetzten Lehrbücher, ehrendes Gedächtniß sichern. R. war, wie so viele seiner Collegen, der Sohn eines Schullehrers und erhielt von diesem auch den ersten Musikunterricht. Man weiß, wie sehr der musikalische Sinn in Sachsen entwickelt und schon von früher Jugend an in den Schulen gepflegt wird und wie selbst kleinere Städte eine reiche und interessante Musikgeschichte und ganz tüchtige und leistungsfähige Concertinstitute und Schulchöre besitzen. Zu den schon in früheren Jahrhunderten oftgenannten lausitzischen Musikstädten gehört auch Zittau, allwo von seinem zehnten Jahre an R. nun das Gymnasium besuchte. Inmitten des dortigen fortge-

schrittenen musikalischen Lebens fanden seine künstlerischen Neigungen und Bestrebungen vielfache, fördernde Anregungen. Noch unter der Aufsicht seines Vaters hatte er die ersten compositorischen Versuche gemacht, als Gymnasiast setzte er sie eifrig fort, leitete auch zugleich den Gymnasialsängerchor und veranstaltete mit ihm selbständige Aufführungen. Um Theologie zu studiren, bezog er 1831 die Universität Leipzig. Aber hier erging es ihm wie so manchem Studentlein, das in gleicher Absicht nach Pleiß-Athen gekommen war. Bald sah er sich durch das rege Musiktreiben dieser Stadt so befangen und gefesselt, daß er sein Brotstudium quittirte und sich die Tonkunst zum Lebensberufe erkor. Uebrigens war in den 30er Jahren Leipzigs musikalische Glanzzeit noch nicht angebrochen. Immer zwar wurde dort die Musik eifrig, gründlich und ernst cultivirt und die Concerte des Gewandhauses genossen bereits seit Jahrzehnten eines ehrenvollen Rufes. Aber erst nachdem Mendelssohn dort persönlichen, maßgebenden Einfluß gewonnen, Schumann seinen Wohnsitz hier aufgeschlagen, Hauptmann seine berühmten Motetten und Lortzing seine heitern Opern da geschrieben hatte, namentlich aber seit Gründung des Conservatoriums, wurde Leipzig die weltberühmte Musikstadt, als die sie heute noch immer gilt. Einstweilen wirkten daselbst der Thomascantor Chr. Th. Weinlig, der Nachfolger des wackeren J. G. Schicht, der Musikdirektor Ch. A. Pohlenz, der einflußreiche Redacteur der Allg. musik. Zeitung J. F. Rochlitz, der strenge und doch liebenswürdige und bescheidene G. W. Fink u. a. Vor allem wandte Weinlig dem wissensdurstigen Theologen seine Aufmerksamkeit zu. Er, der auch R. Wagner's Lehrer war, wußte, wie dieser sagt, seinen Schülern spielend die Künste des Contrapunktes beizubringen und wenn auch nicht alle, wie er, binnen eines halben Jahres dahin gelangten, die schwierigsten Aufgaben des Tonsatzes mit Leichtigkeit zu lösen, besaß er doch jedenfalls für den theoretischen Unterricht besondere Begabung und viel Geschick. R. kam also in die besten Hände und er war nicht nur im Stande die Stellung, die einst sein Lehrer inne hatte, später in würdigster Weise auszufüllen, er vermochte ihn auch als Componist und Pädagog weit zu überflügeln. Vorläufig wurde er Gründer und Leiter des „Zittauer Gesangvereins“, eines Vereins, der für die zahlreichen Studenten, welche aus der Lausitz alljährlich nach Leipzig zogen, ein musikalischer Sammelpunkt werden sollte, später aber mit den „Paulinern“ sich verschmolz. Nach Pohlenz' Tode (1842) ward ihm die Direction der Singakademie übertragen, die er 5 Jahre beibehielt. Mit der Gründung des Conservatoriums (1843) übernahm er neben Hauptmann den Unterricht in der Harmonielehre und in der Composition, ward auch bei der 25jährigen Jubiläumsfeier der Anstalt zum kgl. Professor ernannt. Nebenher führte er die Functionen eines Organisten seit 1851 an der Peterskirche, seit 1862 an der Neukirche und bald nachher an der Nicolaikirche. Endlich fand er feste, ehrenvolle Lebensstellung, nach Hauptmann's Tode, 1868, als Cantor an der Thomasschule und Musikdirector der beiden Hauptkirchen. — R., ein kleiner, äußerst beweglicher Mann, mit lebhaften, geistvoll blickenden Augen, entfaltete, wie schon angedeutet, insbesondere als Lehrer eine segensreiche und verdienstvolle Thätigkeit. Ein tadelloser Charakter, bethätigte er Schülern und Freunden gegenüber stets liebenswürdiges Entgegenkommen und ehrlich offene Gesinnung, und war ein treuer, rastlos sorgender Familienvater. Seine über die ganze Welt hin zerstreuten Scholaren werden ihm immer aufrichtige Verehrung und das dankbarste und freundlichste Andenken bewahren. — Außer einigen kleineren Werken: „Die Grundzüge der musik. Formen und ihre Analyse“; „Die Elementarkenntniß zur Harmonielehre und zur Musik überhaupt“. „Katechismus der Orgel“, veröffentlichte R. seit 1860 drei in vielfachen Auflagen erschienene Lehrbücher des Tonsatzes: Bd. 1. „Lehrbuch der Harmonie“ (dazu schrieb sein Sohn Alfred R.

geb. am 1. April 1846, erst Lehrer am Leipzier, dann Londoner Conservatorium, ein Aufgabenbuch). Bd. 2. „Lehrbuch des einfachen und doppelten Contrapunktes". Bd. 3. „Lehrbuch der Fuge". Auch viele der Artikel über musikalische Theorie im Mendelschen musikalischen Conversationslexikon stammen aus seiner Feder. Von den praktischen Werken Richter's, die allerdings nicht nach hunderten zählen, dafür aber durch Gediegenheit und innern Werth sich auszeichnen, vermag ich Op. 2—5 und Op. 28 nicht näher anzugeben. Ohne Opuszahl sind bekannt geworden: Oratorium: „Christus der Erlöser" (aufgef. 8. März 1849). Hymne zur Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst. Cantate zur Schillerfeier (1859). Gebet für Sopran und Alt mit Orgel. 6 Hymnen für Alt oder Mezzosopran mit Quintettbegleitung. Eine Ouverture für großes Orchester, u. a. Außerdem mit Opusnummern Psalmen mit Orchester: 126. Ps. Op. 10; 116. Ps. Op. 16; 131. Ps. Op. 17. Hymne: Heilig und hehr, für Chor und Ochester, Op. 8. Ecce quomodo moritur für Chor u. Orch. Op. 57. Psalmen u. Motetten ohne Begleitung (R. hat in den letzten Jahren seines Lebens insbesondere in seinen doppelchörigen Tonsätzen a capella Hervorragendes geleistet): Op. 22, 3 Motetten; Op. 36, 4 Motetten 8st. (Ps. 100, 95, 114, 7); Op. 40, 3 Motetten; Op. 42, Ps. 22; Op. 45, Motette (Herr, höre mein Gebet); Op. 56, Ps. 68, beide 2-chörig. Motette für Männerstimmen (Wie lieblich sind deine Wohnungen), Op. 38. Missa, 4st. Op. 44; Missa, 2chörig Op. 46; Salvum fac regem, Op. 23; Stabat mater, Op. 47; Agnus Dei, 12st., Op. 49; 6 geistl. Gesänge, 6st. Op. 50. — 40 vierstimmige geistl. Gesänge für gemischte Stimmen: Op. 24, 41, 43, 52, 53, 54 und 55; 5 für Männerstimmen Op. 32 und 39; Dithyrambe v. Schiller für Chor u. Clavier Op. 48; 16 Lieder für gemischte (Op. 12, 14 u. 18) und 10 für Männerstimmen (Op. 1 und 51); 8 zweistimmige Lieder mit Clavier Op. 13 und 35; 16 einstimmige Op. 9, 11 und 15. — Streichquartett (e-moll), Op. 25; Sonate für Clavier und Violine (a-moll), Op. 26; für Clavier u. Cello (A-dur) Op. 37. Variationen über ein Originalthema, Op. 34 und 6 Clavierstücke, Op. 58, beides à 4 mains. Claviersonaten (cis-moll), Op. 27 und (Es), Op. 33. Kleinere Clavierstücke, Op. 6, 7, 30 und 31. Für Orgel: Fantasie und Fuge, Op. 19; 3 Präludien und Fugen, Op. 21; 6 u. 3 Trios oder Choralvorspiele, Op. 20 und 29. Präludium zum Chorale: Gott des Himmels und der Erden.

Schletterer.

Richter: Franz X. Jos. R., historischer Schriftsteller und Bibliothekar, wurde am 18. August 1783 zu Hotzenplotz in österr. Schlesien geboren, woselbst er auch den ersten Unterricht erhielt, im J. 1793 kam er an das Jesuitengymnasium nach Oppeln und hierauf an die philosophische Studienabtheilung nach Olmütz. Mißliche Vermögensverhältnisse seines Vaters veranlaßten ihn, das Studium der Theologie sich zum Lebensberufe zu wählen, er wurde 1806 zum Priester geweiht und kam später als Caplan nach Wildgrub in Schlesien, woselbst er sich mit historischen und Sprachstudien viel beschäftigte. Eine kurze Zeit brachte er hierauf in Teschen zu, und da seine wissenschaftliche Thätigkeit schon die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, wurde er im J. 1808 als Professor der Geographie und Geschichte am Gymnasium in Brünn angestellt. 1815 erhielt er die Professur der Weltgeschichte am Lyceum zu Laibach. In jener Stadt wirkte er auch als Redacteur der „Laibacher Zeitung" und des vorwiegend belletristischen „Illyrischen Blattes". Im J. 1825 wurde R. zum Universitätsbibliothekar in Olmütz ernannt, in welcher Eigenschaft er bis zu seiner Versetzung in den Ruhestand im J. 1844 im Amte wie litterarisch rastlos thätig verblieb. Er begab sich hierauf nach Wien, wo er am 24. Mai 1856 einem Lungenübel erlag.

Die historischen Arbeiten Richter's beziehen sich zumeist auf die beiden

Länder Krain und Mähren, woselbst er eine lange Zeit seines Lebens zugebracht hatte. Zur Geschichte Innerösterreichs lieferte er mehrere eingehende und genaue Arbeiten. Als im J. 1812 Erzherzog Johann die historische Preisfrage über die Geschichte und Geographie Innerösterreichs im Mittelalter aufstellte, betheiligte sich auch R. an deren Bearbeitung. Seine diesbezügliche Ausarbeitung ist unter dem Titel: „Ueber Innerösterreichs Geschichte und Geographie im Mittelalter insbesondere in der windischen Mark“ in den „Beiträgen zur Lösung der Preisfrage des durchl. Erzh. Johann ꝛc.“ (Wien 1819) enthalten und zeugt von tüchtiger Kenntniß der Quellen und von scharfsinniger Combination. Besondere Beachtung verdienen auch die Werke: „Cyrill und Method, die Apostel der Slaven“ (1825); „Series episcoporum Olomucensium“ (1831); „Die ältesten Urkunden der Olmützer Kirche“ (1831) und „Die Olmützer Kirche in den Tagen der Stürme und Gefahren“ (1831). Die meisten seiner Arbeiten und darunter sehr werthvolle, sind in wissenschaftlichen Zeitschriften verstreut, so insbesondere in Hormayr's „Archiv für Geschichte“ seit 1815 zahlreiche Aufsätze zur Geschichte der Slaven in Mähren, sowie zur Geschichte Krains, Istriens, Friauls und Innerösterreichs überhaupt, darunter verschiedene biographische Arbeiten, im „Taschenbuch für die Geschichte von Mähren und Schlesien“ 1826 ein „Auszug aus der Geschichte des großmährischen Reiches“, in der „Steyermärkischen Zeitschrift“, in den Wiener „Jahrbüchern der Literatur“, im „Archiv für Kärnten“, im „Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen“ und im „Notizenblatt der kaiserl. Akademie der Wissenschaften“ in Wien. Eine größere biographische Arbeit von R. liegt in „Sigmund Zois, Freiherr von Edelstein“ (1820) vor. Auch verschiedene Gedichte, insbesondere die „Lyrischen Versuche“ (Brünn 1811), sowie mehrere patriotische Dichtungen haben R. zum Verfasser. In seinem Nachlaß fanden sich die Manuscripte verschiedener historischer Werke, darunter eine Kirchengeschichte Krains. Wenn auch die Arbeiten des fleißigen Historikers durch nachfolgende Forschungen öfter überholt wurden, so zählt R. doch zu jenen Männern, welche auf Grundlage reichlich gesammelten Quellenmateriales das geschichtliche Dunkel bestimmter Gebiete zu erhellen bestrebt waren.

Klun, F. X. Richter, eine biographische Skizze in der Grazer Zeitschrift „Der Aufmerksame“ 1857, Nr. 14 nebst genauem Verzeichniß aller Werke und Aufsätze. Darnach auch bei Wurzbach, Biogr. Lex. Bd. XXVI.

Schlossar.

Richter: Georg August R., Arzt, ist als Sohn des berühmten Chirurgen August Gottlieb R. zu Göttingen am 9. April 1778 geboren. Er studirte in seiner Vaterstadt und erlangte daselbst am 21. December 1799 mit einer Abhandlung über den Zungenkrebs die Doctorwürde. Nachdem er hierauf fünf Jahre lang das Ausland bereist hatte, absolvirte er 1804 die preußische Staatsprüfung und ließ sich im folgenden Jahre als Arzt in Berlin nieder. Als hier 1809 die Universität eröffnet wurde, habilitirte er sich als Docent an derselben. Während des Kriegsjahres 1813 trat er als Oberstabsarzt bei dem preußischen Hauptreservelazareth in den Militärdienst über, wurde 1814 als Director des Lazareths nach Torgau versetzt und ging 1815 als Dirigent eines Hauptreservelazareths nach Köln. Seit 1814 zum Professor e. o. an der Berliner Universität ernannt, kehrte er 1816 hierher zurück, folgte aber 1821 einem Rufe als ordentlicher Professor der praktischen Medicin nach Königsberg, wo er 1823 auch Director der Universitätspoliklinik wurde und beim Ausbruch der Cholera 1832 die Leitung eines Choleralazareths übernahm. Zum weiteren Studium dieser Krankheit begab er sich später, als dieselbe nach Berlin gelangt war, auch hierher. Doch war sein Aufenthalt daselbst nur von kurzer Dauer, da er bereits

am 18. Juni 1832 am Schlagfluß starb. Von Richter's Schriften, deren vollständiges Verzeichniß sich in Callisen's medicinischem Schriftstellerlexicon (Band XXXI, S. 445—448) findet, ist besonders bekannt und verdienstvoll die „Spezielle Therapie nach den hinterlassenen Papieren seines Vaters“ (Berlin, Stettin und Elbing 1813—36, 12 Bände; 3. Aufl. 1821—25; latein. von Wallroth, Berlin 1819), ein Werk, das zum größeren Theil als geistiges Eigenthum des berühmten Vaters von R. zu betrachten ist und auch heute noch wegen seiner bibliographischen und litterarischen Notizen die Beachtung aller Praktiker verdient. Der letzte Band dieses Werkes ist nach Richter's Tode von Hermann Stannius herausgegeben. Den Charakter größerer Selbständigkeit trägt eine andere Schrift Richter's: „Ausführliche Arzneimittellehre. Handbuch für practische Aerzte“ (Berlin 1826—32, 5 Bde. und 1 Supplementband, Wien 1831; auch italienisch Mailand 1835 erschienen). Erwähnenswerth sind noch Richter's „Medicinische Geschichte der Belagerung und Einnahme der Festung Torgau“ (Berlin 1814) und eine „Darstellung des Wesens, der Erkenntniß und Behandlung der gastrischen Fieber“ (Halle und Berlin 1812). Auch rühren von R. zahlreiche kleinere Aufsätze in „Hufeland's Journal der practischen Arzneikunde“ und anderen Zeitschriften her. — Hat R. auch keine so glänzenden genialen Leistungen in der Medicin aufzuweisen, wie sein Vater, so hat er sich immerhin durch die Herausgabe des zuerst citirten Werkes ein anerkennenswerthes Verdienst um die Wissenschaft erworben.

Vergl. Biogr. Lexicon hervorragender Aerzte, herausgegeb. von A. Hirsch, Bd. V, S. 18.

J. L. Pagel.

Richter: Gottfried Lebrecht R. gab ein „Allgemeines biographisches Lexikon alter und neuer geistlicher Liederdichter“, Leipzig 1804, heraus. Er war Pastor zu Mühlbeck bei Bitterfeld und später auch Senior der Ephorie Bitterfeld und starb am 7. September 1813 im 76. Lebensjahre. Das Lexikon, welches die damals vorhandenen Arbeiten zur Geschichte der Dichter geistlicher Lieder, eines Wetzel, Gottschaldt, Schamelius, Kirchner, Haug, Heerwagen u. A. fleißig benutzt und geschickt zusammenfaßt, ist noch heute nicht ganz unbrauchbar, wenn auch mit Vorsicht zu benutzen. Wo der Verfasser sich ein Urtheil über Dichter oder Lieder erlaubt, geschieht es vom Standpunkte der Liederverbesserer am Schlusse des vorigen Jahrhunderts. Ueber Luther's Lieder urtheilt er S. 213, sie seien „noch immer ein gesegnetes Mittel, die Erkenntniß der Wahrheiten des Heils unter dem gemeinen Mann zu erhalten und fortzupflanzen“, und stimmt hernach S. 215 einem Recensenten bei, der der Ansicht ist, es sei „wahre verständige Hochachtung gegen den großen edeln Mann, in seinem Geiste, in seiner Kraft, mit seinem hohen Muthe, mit seiner ehrlichen geraden Seele die Kirchengesänge verbessern, neue verfertigen, als Prediger sie singen lassen, als Glied der Gemeine sie dankbar mitsingen“.

Rotermund zum Jöcher VI, Sp. 2073.

l. u.

Richter: Gregorius R., geboren am 1. Februar 1560 zu Ostritz (nicht zu Görlitz), wo sein gleichnamiger Vater Klosterschmidt war, besuchte das Gymnasium zu Breslau, wollte dann aber das Handwerk seines Vaters lernen. Er wandte sich hernach wieder den Studien zu und ging nach Frankfurt a. O. zum Studium der Theologie. Im J. 1584 ward er Schulcollege in Görlitz, 1587 Pfarrer zu Rausche, 1590 Diakonus in Görlitz und ebenda 1606 Pastor primarius. Bei der Berufung in das letztgenannte Amt mußte er sich u. a. verpflichten, kürzer zu predigen. Mit Jacob Böhme hatte er Streitigkeiten, die auch zu einem Schriftenwechsel führten. Er starb am 14. August 1624, nachdem er in seinem Leben 5893 Predigten gehalten hatte. — Sein gleich=

namiger Sohn, geboren am 4. März 1598 zu Görlitz, studirte in Leipzig, ward 1619 vierter Schulcollege in Görlitz, 1624 Diakonus und starb schon am 5. September 1633. — Der ältere Gregorius R. hat lateinische Abhandlungen und Gedichte (gegen Böhme) und deutsche Leichenpredigten u. a. herausgegeben. Von ihm steht ein lateinisches Gedicht „Pro pluvia" in den 1613 zu Görlitz herausgekommenen „Harmoniae sacrae". Früher wurde er ziemlich allgemein auch für den Dichter des geistlichen Liedes: „Steh doch, Seele, steh doch stille und besinn dich, wo du bist" gehalten. Rambach hat zuerst aus inneren Gründen seine Autorschaft hinsichtlich dieses Liedes bezweifelt und an den Sohn als Verfasser gedacht. Und in der That gehört es diesem. Es steht zuerst gedruckt in dessen Tractat: „Herzensgespräch von der Liebe Gottes", welcher zuerst 1628 lateinisch, dann 1630 deutsch erschien. Der Dichter ist zu Opitz' Schülern zu rechnen. Das Lied hat durch seine Aufnahme in Daniel Wülffer's zwölf Andachten (2. Aufl., Nürnberg 1648), in Crüger's Praxis pietatis melica und dann in den zweiten Theil von Freylinghausen's Gesangbuch weitere Verbreitung gefunden. Ebenso ist der jüngere Gregorius R. für den Dichter des Liedes: „Lasset ab von euren Thränen" zu halten, welches schon Jöcher ihm bestimmt zuweist, obschon es auch nicht selten dem Vater zugelegt wird.

Ueber den älteren R.: Wetzel, Hymnopoeographia II, 333 ff. — Jöcher III, Sp. 2088. — Rotermund zum Jöcher, VI, Sp. 2074 f. — Otto, Lexikon der Oberlausitzischen Schriftsteller III, 60 ff. — Richter, Biogr. Lexikon, S. 305. — Fischer, Kirchenliederlexikon, 2. Hälfte, S. 465b. — Goedeke, Grundriß, 2. Aufl., III, 155. — Zöllner, Das deutsche Kirchenlied in der Oberlausitz, Dresden 1871, S. 48 und 62.

Ueber den jüngeren R.: Jöcher a. a. O. — Rotermund a. a. O., Sp. 2076. — Otto a. a. O., S. 63. — Zöllner a. a. O., S. 62. — Außerdem: Rambach, Anthologie II, 404 ff. — Fischer a. a. O., S. 23a und 273b. Daß das erstere der beiden genannten Lieder ab und Paul Gerhardt zugeschrieben wird, geschieht sicher mit Unrecht.

l. u.

Richter: Gustav Karl Ludwig R., Porträt- und Historienmaler, gehört mit Franz Krüger und Eduard Magnus zu den hervorragendsten Berliner Künstlern der neuesten Zeit, welche den Schwerpunkt ihrer Thätigkeit in die Bildnißmalerei legten. — Als Sohn eines Zimmermeisters am 3. August 1823 in Berlin geboren, besuchte er die dortige Gewerbeschule in der Absicht, sich dem Baufache zuzuwenden, doch die Neigung, Maler zu werden, machte sich alsbald stärker geltend, wobei ihm nach dem frühen Tode des Vaters ein naher Verwandter wohlwollend und fördernd zur Seite stand. Er trat als Schüler in die Kunstakademie seiner Vaterstadt ein und bald auch in das Atelier des durch seinen Unterricht geschätzten Prof. C. Holbein. Ein frühes Selbstporträt des jungen Künstlers bezeugt, daß er sich unter Anleitung seines Lehrers eine achtbare coloristische Fertigkeit angeeignet hatte. Gesund und blühend an Leib und Seele gewann er durch die zielbewußte Energie seines Strebens bereits damals den Beifall seiner Umgebung. Mit einigen Altersgenossen begab er sich 1843 nach Paris, um sich in der Kunst des Malens weiter auszubilden. Sein Naturell kam den Einflüssen der französischen Kunst, in welcher Horace Vernet, Eugène Delacroix und Paul Delaroche tonangebend wirkten, empfänglich entgegen. Insbesondere war es der als Lehrer außerordentlich beliebte Maler Léon Cogniet, dessen Unterweisung in technischen Dingen auf ihn erziehend und bestimmend einwirkte.

Zur Selbständigkeit herangereist kehrte R. im Winter 1846 nach Berlin zurück und begab sich zur Zeit der höchsten politischen Erregung nach Rom, wo

er bis Ende des Jahres 1849 thätig war und an den italienischen Meisterwerken der Vergangenheit lernte, ohne sein Talent durch Nachahmung einzuschränken. Zahlreiche Aquarelle und Zeichnungen aus dieser Zeit, welche meist römische Volkstypen und unmittelbar dem bewegten Leben entnommene Motive darstellen, erinnern in der technischen Behandlung noch an Cogniet's Manier. Die Pariser Jahre und der Aufenthalt in Italien sind für die Richtung seines Geschmacks und seines Formgefühls von entscheidender Bedeutung gewesen, darum kehrte er später wiederholt und gern nach den Bildungsstätten seiner Jugend zurück.

In der Heimath ansässig geworden, brachte er im J. 1850 außer einigen Porträts sein erstes namhaftes Gemälde zur Ausstellung „Antigone den Leichnam ihres Bruders zum Grabe geleitend", das noch als Nachklang der französisch-akademischen Weise gelten darf. — In Gemeinschaft mit R. Müller und Heydenreich übernahm R. alsdann die Ausmalung des Saales für nordische Alterthümer mit Wandgemälden in stereochromischer Manier. Seinen beiden friesartigen, compositionell durch die gegebenen Flächen erschwerten Gemälden „Baldur" und die „Walküren" ist eine weiche moderne Anmuth und Grazie eigen, die dem rauhen und ernsten Charakter der nordischen Götterwelt nicht völlig entspricht. Während dieser Arbeit entstand auch das Porträt seiner Schwester, mit welchem er auf der akademischen Kunstausstellung im Herbste 1852 großen Erfolg errang. Die seelenvolle Innigkeit des Ausdrucks und die durch seine Harmonie und durch Schmelz der Farbenstimmung gehobene vornehme Erscheinung erinnert lebhaft an das Porträt der Jenny Lind von Eduard Magnus.

Seit dieser Zeit wurde R. der Lieblingsmaler der Aristokratie und des reichen Bürgerstandes, in deren Kreisen seine echte und frohsinnige Künstlernatur ungetheilte Bewunderung fand. Die lebensvolle Wiedergabe der Einzelgestalt in ihrer gewinnenden Schönheit bildete den Kernpunkt seiner weiteren Thätigkeit. Er erfaßte jede Persönlichkeit in möglichst wohlwollendem und vornehmen Sinne und lieh ihrem Abbilde durch den Zauber seiner Kunst erhöhten Werth. Alle Härten und rauhen Merkmale der Natur sind in seinen Bildern gemildert und zur Anmuth ausgeglichen, so daß in einzelnen Fällen das Streben nach reiner, ungetrübter Schönheit eine kräftigere Charakteristik vermissen läßt.

Wol unter dem nachhaltigen Eindrucke der tiefempfundenen biblischen Darstellungen eines Paul Delaroche, die er noch in Paris kennen gelernt, betheiligte sich R. im J. 1855 an den Transparentgemälden, welche der Berliner Unterstützungsverein seit 1844 alljährlich zur Weihnachtsfeier unter musikalischer Begleitung dem Publicum in der Akademie vorzuführen pflegte, mit seiner Composition „Die Auferweckung von Jairus' Töchterlein". König Friedrich Wilhelm IV. beauftragte ihn mit der Ausführung des Historienbildes in Oel. Auf der akademischen Kunstausstellung von 1856 wurde das Werk mit allgemeiner Begeisterung begrüßt, so daß der Künstlerverein zu Ehren des jungen Meisters ein Fest veranstaltete. R. hatte seinem Gemälde eine Auffassung zu Grunde gelegt, welche abweichend von der Tradition mehr der Richtung des Zeitgeschmacks, der realistischen Bearbeitung heiliger Vorgänge entsprach. Durch sein glänzendes Colorit erscheint indeß das Bild bedeutsamer, als durch die Innerlichkeit des Ausdrucks, zumal dem Bewegungsmotiv Christi ein gewisses theatralisches Pathos anhaftet.

Nachdem R. 1858 noch ein zweites Transparent „Moses mit den Gesetzestafeln" für die Weihnachtsfeier in der Akademie gemalt hatte, begann er im folgenden Jahre die Entwürfe zu seinem großen Oelgemälde „Bau der ägyptischen Pyramiden", welches im Auftrage des Königs von Baiern für das Maximilianeum in München bestimmt war. Am Nile selbst, im Pharaonenlande

bereitete sich der Meister für seine Arbeit vor. Aus den im Süden gewonnenen Eindrücken erwuchs ihm frische Kraft zu neuen Werken und seine coloristische Fähigkeit entfaltete sich seitdem zur vollen Reife. Mit einer Fülle von Studien nach der Landschaft, Architektur und Einzelfiguren aus dem bunten Volksleben Aegyptens kehrte er in die Heimath zurück und malte zunächst, außer Porträts, vorwiegend an seinem „Pyramidenbau", in welchem er selbst wol das Hauptwerk seines Künstlerlebens erblickte. Die coloristische Leistung des erst im J. 1872 vollendeten Werkes ist in hohem Grade bewundernswerth, jede Figur gelangt als treue Studie nach der Natur zur vollen Geltung; doch läßt sich nicht leugnen, daß auch diesem Historienbilde Richter's ein theatralischer Zug eigen ist. — Gleichzeitig entstanden auf Grund seines Studienmaterials und nach der Erinnerung kleinere Aquarell- und Oelstudien, wie der Almentanz und üppige Odalisken, ferner die Orangenverkäuferin mit ihrem Buben auf der Schulter und das Profilbild der jungen Aegypterin mit dem sphinxartigen Gesichtstypus. Zeichnungen dieser Art sind im ersten Theile des Prachtwerks über Aegypten von G. Ebers im Holzschnitt reproducirt. — Gestalten wie die schöne „Odaliske" und der „Neapolitanische Fischerknabe", meist unter Lebensgröße, haben übrigens Richter's Namen volksthümlicher gemacht, als sein mühevolles Werk des „Pyramidenbaues". Sein Künstlerauge war stets darauf bedacht, auch diesen Erscheinungen aus dem Volke des Südens stets nur das Anmuthige und Erfreuliche ihres Wesens abzulauschen.

In Erkenntniß der Grenzen seiner Begabung wandte sich R. fortan im Wesentlichen der Einzelfigur, namentlich dem Porträt zu und blieb der berufene Maler der vornehmen Gesellschaft. In der Darstellung männlicher Erscheinungen von stark ausgeprägtem Charakter im allgemeinen minder glücklich, brachte er es dagegen in der Wiedergabe weiblicher Schönheit zu seltener Virtuosität. Ueber allen seinen Frauenbildnissen ist der Zauber einer sonntäglichen Stimmung ausgebreitet und der seelische Ausdruck der Persönlichkeit vom Spiegel seiner Kunst getreu aufgefangen. —

Am Beginn der Zeit seiner Reife steht das lebensprühende Brustbild des genialen Landschafts- und Stilllebenmalers Charles Hoguet (1862) und das Porträt seines Freundes B. Plockhorst. Als ganz hervorragende Leistung ist das Bild seiner alten Mutter (1863) zu bezeichnen, aus deren milden Zügen menschliches Wohlwollen und Klugheit leuchtet.

R. hatte die vierziger Jahre bereits überschritten, als er die jüngste Tochter Meyerbeer's, Cornelia, heirathete, mit der er 18 Jahre lang in glücklichster Ehe lebte. Vier blühende Knaben erwuchsen den Eltern, in deren traulichem, mit den künstlerischen Gaben des Meisters herrlich geschmücktem Daheim zahlreiche Freunde und warme Verehrer des liebenswürdigen Künstlers gern verkehrten. Weltfreudig und heiter angelegt, von Natur und Glück begünstigt, blieb R. doch allezeit sich des Ernstes seiner Pflichten bewußt, so daß er bei der Unermüdlichkeit seines Strebens zu einer hohen Stufe künstlerischer Vollendung emporstieg.

Den früheren Bildnissen reiht sich zunächst das durch Eleganz hervorstechende Porträt des Malers Eduard Hildebrand in ganzer Figur (1865) an, Eigenthum des Städtischen Museums in Danzig, welches R. nach dem Tode seines Freundes gleichsam als verklärendes Erinnerungsbild malte. Lebhafte Anerkennung erntete er bald darauf mit dem Ceremonienbildnisse des Sultans Abdul Aziz Khan (1867). In demselben Jahre entstand ferner das schöne Selbstporträt Richter's im grünen Sammetrock, das den Meister in der Kraft und Frische seines Lebens darstellt; das ganze Antlitz ist in Helldunkel getaucht und nur die Höhe der Stirn wirkungsvoll von einem Lichtstrahl gestreift. Auch die feincharakterisirten

Darstellungen des türkischen Gesandten in Berlin, Aristarchi Bey (1869), des Fürsten Pleß in der Uniform des königl. Oberstjägermeisters und des amerikanischen Gesandten Mr. Bancroft boten dem Maler Gelegenheit, seine Technik voll zu entfalten. Die Reihe der großen Porträts gefeierter Schönheiten aus der aristokratischen Gesellschaft eröffnete das der Fürstin Carolath in ganzer Figur am Kamin sitzend, welches auf der Berliner Ausstellung von 1872 sensationelles Aufsehen machte.

In einer reichen Gruppe von Werken spiegelt sich sein eigenes Familienglück ab. Die Bilder dieser Gattung erscheinen wie der Abglanz eines idealen Lebens und bezeugen, wie Liebe und Kunst in seiner Seele in Eins verschmolzen waren. In den verschiedensten Wandlungen kehrt die Gestalt der schönen, geliebten Frau wieder, bald nur als Motiv einer freien künstlerischen Umdichtung, bald in edler Gemeinschaft mit dem Gatten und den Kindern. In allen Altersstufen sind die letzteren von dem Vater gemalt. Die beiden kräftig und tief im Ton gehaltenen Bilder „Evviva!“: der aus einem Bogenfenster gelehnte Maler mit seinem Erstgebornen, welcher jubelnd mit einem überperlenden Crystallkelche die Welt begrüßt, und „Mutterglück“: die reichgeschmückte blühende Gattin mit dem zweiten Knaben auf dem Arme, gehörten zu den Perlen der Ausstellung von 1874. Seinen lockigen dritten Buben malte er nackt auf dem Kopfe eines Löwenfelles reitend. Die beiden Aeltesten stellte er ein ander Mal dar, wie sie nach Genienart in kindlich geschwisterlicher Zärtlichkeit sich umarmen und küssen, dann wieder nach einigen Jahren wie ein Paar stattliche Patriciersöhne in geschlossener Haltung und vornehmer Kleidung. Auch erscheinen die vier schmucken Knaben auf den Feldern eines Wandschirmes und endlich stellte er sie auf der Rückwand seines Betthimmels dar in einer Composition idealen Stils, vom Mondesglanz und Fackelschein beleuchtet in nackter Knabenschönheit als Genien der Liebe und des Glücks. — Zwei köstliche Arbeiten decorativer Kunst sind auch die auf Füllungen einer Waschtoilette gemalten phantastischen Compositionen „Das Bad“ einer jugendlichen Frauengestalt und „Die Toilette“ derselben mit einer Schaar diensteifriger Amoretten.

Im J. 1873 folgte R. einer Einladung des Kaisers Alexander's II. nach der Sommerresidenz Livadia in der Krim, wo er mehrere Porträts, u. a. die Braut des Herzogs von Edinburgh und den kleinen Zarenenkel malte. Der Aufenthalt in der Fremde vergönnte ihm zugleich interessante Volkstypen zu studiren, namentlich junge Zigeunerfrauen und deren Kinder. Zu den vorzüglichsten Bildnissen, welche darnach entstanden, ausgezeichnet durch Feinheit in der Auffassung und künstlerische Durchbildung, gehört unstreitig das Porträt der jugendlich anmuthigen Prinzessin Maria Paulowna von Mecklenburg in leichtem hellem Sommerkleide. Aus dem Bilde ist recht ersichtlich, wie R. die Toilette seiner weiblichen Gestalten bei höchster Einfachheit mit gewähltem Geschmack bedachte. Alsbald wurde R. berufen, auch einige Mitglieder der preußischen Herrscherfamilie zu malen. In dem großen Repräsentationsbilde des Kaisers Wilhelm I. in der Uniform der schlesischen Küraffiere, für das Kasino des Vereins christlicher Kaufleute in Breslau bestimmt, ist der Ernst und die Milde dieser historischen Gestalt trefflich wiedergegeben, während in dem intimer nach der Natur gemalten Brustbilde, welches den Kaiser im offenen Interims-Uniformrock mit weißer Weste darstellt, die Leutseligkeit des Ausdrucks noch lebendiger erscheint. Das Pendant zu letzterem ist das 1878 gemalte ausgezeichnete schlichte Brustbildniß der Kaiserin Augusta. — In einer Skizze, welche er später dem Kronprinzenpaare zur silbernen Hochzeitsfeier (1883) geschenkt, hat R. die Siegesheimkehr Kaiser Wilhelm's und seiner Paladine nach der Reichshauptstadt verherrlicht.

In das letzte Jahrzehnt seines Lebens fallen die reifsten und technisch vollendetsten Gemälde und selbst seinen spätesten Schöpfungen ist der Reiz jugendlicher Schaffenskraft gewahrt. Mit den malerischen Vorzügen verband sich nun auch eine treffende, erschöpfende Charakteristik der Persönlichkeit. Dem vorzüglichen Porträt einer Banquierfrau (1876) folgte als Kleinod seiner Kunst das vielgerühmte Bildniß der Gräfin Karolyi (1878), der Gattin des österreichischen Botschafters zu Berlin, und das der Frau v. Harritow, einer vornehmen Brasilianerin (1879). — Den größten Erfolg aber erzielte R. mit dem herrlichen, volksthümlich gewordenen Idealporträt der Mutter des Kaisers, der Königin Luise, das er 1879 im Auftrage eines Patrioten für das Wallraf-Richartz-Museum in Köln malte. Als Vorbild diente ihm der Studienkopf eines Fräulein v. Ziegler. Das Gemälde entstand zu einer Zeit, in der R. von schweren Gichtleiden, die ihn bereits seit der zweiten Hälfte der sechsziger Jahre heimgesucht, in seiner innersten Lebenskraft erschüttert wurde. Mit beispielloser Energie überwand er noch einmal die heftigen Anfälle und bewahrte sich trotz der unsäglichsten Schmerzen die Freude an der Arbeit und seine heitere Lebensanschauung. Aus Dankbarkeit für die Errettung vom Tode malte er für seinen Arzt, Professor v. Leyden, ein figurenreiches „Opfer vor Aesculap“, welches die Seinigen mit Blumenspende in antiker Gewandung darbringen. Daß R. mit Verständniß das antike Leben zu erfassen verstand, erhellt auch aus dem früher entstandenen Bilde, welches „Pygmalion“ in seiner Werkstatt im Augenblicke darstellt, wo das Marmorbild der Jungfrau die Farbe des warmen Lebens annimmt. In den Tagen seiner Qual entwarf R. eine phantasievolle Skizze zu dem biblischen Worte: „Kommt her zu mir, die ihr mühselig seid und beladen!“ Eine Lichtgestalt, tritt der Erlöser aus heiligem Haine hervor und segnet mild die leidende Menschheit. Noch schuf seine durch Gicht entstellte Künstlerhand Werke, welche denen seiner Blüthezeit kaum nachstehen, so das ergreifende Bild einer weiblichen Halbfigur „Melancholie“, die vom Mondlicht überstrahlt, voll schmerzlicher Sehnsucht in die Nacht hinausblickt, ferner die Bildnisse der Frau v. Schrader, Frau v. Stumm und vor allem das Porträt der Gräfin Sophie Dönhoff-Seydewitz (1882) und seiner Gattin (1883). Noch wenige Wochen vor seinem Tode malte er das skizzenhaft angelegte lebensfrische Brustbild des Grafen Eulenburg, die junge blonde Gräfin Hohenthal und das unvollendete Porträt des Generals Grafen v. Blumenthal (Nat.-Gal.) — R. hat die Jahre nicht erreicht, die seiner blühenden Natur verheißen schienen. Bis in die letzten Wochen energisch thätig, schied er aus dem Leben, das als ein glückliches und beglückendes zu preisen ist, in seiner Vaterstadt am 3. April 1884.

Mit Ehrenzeichen aller Art geschmückt, wurde ihm einige Jahre vor seinem Tode sogar die Auszeichnung zu Theil, zum Ritter des Ordens pour le mérite gewählt zu werden. Sein künstlerischer Nachlaß und die Mehrzahl seiner Werke aus öffentlichem und Privatbesitz wurden im Frühjahr 1884 in der National-Galerie zu Berlin ausgestellt und gleichzeitig sein Gedächtniß daselbst durch eine erhebende Feier geehrt.

Vgl. Westermann's illustr. Deutsche Monatshefte, 53. Bd., 1882—83. — LVII. Ausstellung der Akademie der Künste zu Berlin 1884. — Zeitschrift für bildende Kunst, XIX. Bd. 1884. — National-Zeitung 1884. — Vossische Zeitung, April 1884. — Rosenberg, Geschichte der modernen Kunst. 2. Bd. Leipzig 1887.

v. Donop.

Richter: Heinrich Ferdinand R., geboren 1799 in Weissagk in der Lausitz, † am 24. Januar 1832 in Leipzig, hatte ebendort studirt und im März

1822 mittelst einer Abhandlung „De facultate sentiendi“ (d. h. über das Gefühlsvermögen nach seiner somatischen und psychischen Seite) die Doctorwürde erlangt. Bei seiner Habilitation als Privatdocent ließ er seine „Anrede bei Eröffnung seiner Vorlesungen über Metaphysik“ (1824) drucken, worauf eine kleine Schrift „Ueber den Gegenstand der Logik“ (1825) folgte. Im J. 1827 trat er die ihm übertragene außerordentliche Professur mit einer Abhandlung „De ideis Platonis“ an; seine Lehrthätigkeit aber theilte er zwischen der Universität und der Thomasschule. In der Schrift „Ueber das Verhältniß der Philosophie zum Christenthum“ (1827) bekämpfte er den Rationalismus unter deutlichen Seitenblicken auf Kant, schloß sich aber doch nicht dem orthodoxen Supranaturalismus an, sondern faßte diesen in einer mildern, an Jacobi erinnernden Weise. Mißliebigen Recensionen erwiderte er durch das Schriftchen „Vorläufige Replik an Vigilantius Rationalis“ (1827). Hierauf folgte „Das philosophische Strafrecht begründet auf die Idee der Gerechtigkeit“ (1829), worin er unter Ablehnung sowol des älteren naturrechtlichen Standpunktes als auch der reactionären Strömung eine Entwicklung des Strafrechtes auf Grundlage der Vergeltungstheorie gab. Dauernde Kränklichkeit nöthigte ihn, sich vom Lehramte zurückzuziehen, doch erschien noch im Jahre seines Todes sein „Lehrbuch der Rhetorik“ (1832), welches mehrfach an Gymnasien gebraucht wurde.

Dürftige Notiz im Neuen Nekrolog, 1832, II, S. 920.

Prantl.

Richter: Hermann Eberhard Friedrich R., geboren zu Leipzig am 14. Mai 1808, † zu Dresden am 24. Mai 1876, Sohn eines Kaufmanns. Er studirte seit 1826 Medicin an der Universität Leipzig und siedelte 1833 für immer nach Dresden über. Daselbst wurde er am 6. September 1837 Professor der Therapie an der chir.-med. Akademie. Wegen Theilnahme am Aufruhr in Dresden 1849 in einen Hochverrathsproceß verwickelt, verlor er seine Professur und wurde auf Wartegeld gesetzt. Neben einer ungewöhnlich umfangreichen Praxis redigirte er seit 1850 mit Winter Schmidt's Jahrbücher der gesammten Medicin und widmete sich namentlich Arbeiten aus dem Gebiete der Reform des Gymnasialunterrichts und des ärztlichen Standes, wozu ihm seine Stellung seit 1864 als außerordentliches Mitglied des sächsischen Landesmedicinalcollegiums zu statten kam. 1872 veranlaßte er bei der Naturforscherversammlung zu Leipzig die Gründung des deutschen Aerztevereinsbundes und gehörte demselben als Schriftführer, das Aerztevereinsblatt auf eigene Kosten herausgebend, bis zu seinem Tode an. Richter's Arbeit zeichnete sich aus durch freie und scharfsinnige Beobachtung, durch vielseitige Kenntnisse und durch lebendige Anregung und Darstellung. Mit unermüdlicher Thatkraft bekämpfte er den medicinischen Aberglauben und Geheimmittelschwindel. Ein Verzeichniß seiner namentlich therapeutischen und reformatorischen Schriften enthält der Nachruf, welchen ihm sein Mitredacteur Winter in Schmidt's Jahrbüchern CLXX S. 374 gewidmet hat.

Winter, Schmidt's Jahrb. CLXX.

H. Frölich.

Richter: Johann Heinrich R., in Helmstedt am 19. Februar 1654 als der Sohn des Buchhändlers Martin R. geboren, hatte bei Hennig Müller daselbst die Buchdruckerkunst erlernt. Im J. 1681 kam er nach Leipzig und heirathete 1683 die Witwe des Buchdruckers Gallus Niemann, wodurch er in den Besitz von dessen Officin kam. Als ihm nach 15jähriger Ehe seine Frau gestorben war, verheirathete er sich am 28. November 1699 zum zweiten Male, und zwar mit einer Tochter des früheren Buchhändlers Ellinger in Leipzig.

Die Schriften, die aus seiner Presse hervorgegangen sind, sowie auch die von seinen Erben herausgegebenen, zeichnen sich durch sehr sauberen Druck aus; hervorgehoben zu werden verdient Lünig's Staats-Archiv, sein Corpus juris Militaris, Berger's Oeconomia juris und Disceptationes forenses. R. starb am 18. Juni 1734 im Alter von 81 Jahren; seine Druckerei wurde durch seine Witwe und den als Factor thätigen Sohn Gabriel R. kurze Zeit fortgeführt. Später ging die Druckerei an Ch. Fr. Solbrig über und von diesem kam dieselbe gleichzeitig mit der Officin von A. H. Holle in den Besitz von F. C. W. Vogel in Leipzig, welche Firma noch heute daselbst besteht und durch ihren wissenschaftlichen Verlag einen hohen Ruf genießt.

Ch. Fr. Geßner, Buchdruckerkunst 1740, I, S. 122, 136. — C. B. Lorck, Druckkunst und Buchhandel in Leipzig, 1879, S. 34. — E. Weller, Annalen II, 33, 260, 328. J. Braun.

Richter: Johann Christoph R., geboren zu Dresden am 15. Juli 1700, wurde dort 1727 zum Hoforganisten beim evangelischen Hofgottesdienst und 1750 zum Director desselben ernannt. Er zog viele tüchtige Schüler, unter denen besonders Christian Gottlieb Dachselt, Organist an der Frauenkirche in Dresden, zu erwähnen ist, und war zu seiner Zeit berühmt als guter Orgelspieler und Contrapunktist. Von ihm sind in Dresden zwei Opern vorhanden: Metastasio's „Il Ré pastore“ in deutscher Uebersetzung und eine „Opera dramatica“ zur Feier des Geburtstages der Kurfürstin Maria Antonia (1764). R. starb am 19. Februar 1785 in Dresden. Fürstenau.

Richter: Jeremias Benjamin R., Chemiker, geboren am 10. März 1762 zu Hirschberg in Schlesien, † am 4. April 1807 zu Berlin. Er promovirte 1789 als Doctor der Philosophie in Königsberg mit der Dissertation: „De usu matheseos in chymia“, lebte zuerst als Bergsecretär und Bergprobirer zu Breslau, dann als Assessor der Bergwerksadministration und Arcanist an der Porcellanfabrik zu Berlin.

R. darf als einer der Begründer der heutigen Chemie betrachtet werden und zwar durch die Entdeckung des Neutralitätsgesetzes, wonach bei der gegenseitigen Zersetzung zweier Neutralsalze die Neutralität erhalten bleibt. Er hat dadurch die Erkenntniß des Begriffs Aequivalenz angebahnt und hat durch seine Arbeiten über die Zusammensetzung der Neutralsalze die Aequivalente von Säuren und Basen, durch seine Untersuchungen über Metallfällungen die Aequivalente von einigen Metallen festgestellt. Durch diese Arbeiten kann er als ein Vorläufer Dalton's angesehen werden und er hat schon vor Proust das Gesetz der constanten Proportionen erkannt. Von ihm rührt auch die Einführung des Begriffs Stöchiometrie her (von στοιχεῖον und μετρεῖν), der die Bestimmung der Größenverhältnisse, in denen sich die Körper verbinden, bedeutet. Uebrigens haben Richter's Schriften auf seine Zeitgenossen sehr geringen Einfluß ausgeübt, es hat sehr lange gedauert, bis man ihn gewürdigt hat. Es rührt dies offenbar aus verschiedenen Gründen her. Zunächst hat sich R. einer sehr unklaren und unschönen Sprache bedient, dann blieb er noch Anhänger der Phlogistontheorie zu einer Zeit, als sich Lavoisier's Ansichten bereits Bahn gebrochen hatten, endlich verquickte er seine wichtigen Lehrsätze und Resultate mit einer Reihe von durchaus unrichtigen Hypothesen, die er in sehr weitläufiger Art zu erweisen suchte. Er hatte nämlich die Ansicht, daß die Aquivalente oder wie er sie nannte, Massen- oder Neutralitätsreihen der Basen eine arithmetische, die der Säuren eine geometrische Progression bilden. Für die Anerkennung Richter's war es auch von großem Nachtheil, daß Berzelius einem Vorgänger Richter's, Wenzel, mit Unrecht das Verdienst dessen zuschrieb, was R. geleistet hatte. Die wichtig-

sten Schriften Richter's sind: „Ueber die neueren Gegenstände der Chemie“ in 11 Stücken, Breslau 1791—1802 und „Anfangsgründe der Stöchiometrie“. Breslau 1792—1794.

Kopp, Geschichte der Chemie. — Ladenburg, Entwicklungsgeschichte der Chemie. Ladenburg.

Richter: Johann Tobias R., geboren im J. 1715 zu Treibel in der Niederlausitz, † zu Leipzig am 18. August 1780. Er besuchte die Schule in Bautzen, studirte von 1737 an in Leipzig, wurde hier 1742 Baccalaureus, im folgenden Jahre mag. phil., im nächsten Dr. juris, dann Docent und Advocat, 1750 außerordentlicher Professor der Rechte, 1752 Collegiat des kleinen Fürstencollegs, 1755 ordentlicher Professor des sächsischen Rechts und cursoriae tractationis Pandectarum, legte die Professur nieder, als er 1777 Stadtrichter geworden war. Schriften: „De confessione ficta in causa civili“, 1744; „De testimonio mulierum in codicillo iure civili invalido“, 1748; „De obligatione imperfecta ex honestate“, 1751; „De venatione turbata“, 1746; „De duplici fructus percipiendi ratione quam b. f. possessori iura permittunt“, 1751; „De testamento a iudice incompetente in territorio alieno condito invalido“, 1752; „De conditionibus potestativis et mixtis casu deficientibus in ultimis voluntatibus pro adimpletis habendis“, 1750; „De cond. impossibili cet.“, 1756; „De acceptatione donationis mortis causa non necessaria“, 1744; „De pacto evictionis non praestandae inutili“ 1748; „De praecipua I. C. cura ad leges patrias cognoscendas adhibenda“, 1756; „Selecta juris principia“, 1760; „Mens et sententia l. 22 C. de negot. gestis“, 1763; „De pacto quo quis fundum sine tributis habeat vel alienet prohibito“, 1771; „De aestimatione instrumenti seu inventarii in praediis oeconomicis locandis. De remissione mercedis propter sterilitatem de praediis rusticis“, 1774; „Lib. sing. de nuptiis continens primaria quae faciunt ad conceptum nuptiarum rite fingendum“, 1744; „De iure matrimonii Judaeorum“, 1756; „Alphab. Auszug aus dem fortges. Corp. iur. Sax.“ 1774; „Processus pacti remissorii iuris Saxon. elector. Sächsischer Accordsproceß“, 1758. Alle in Leipzig gedruckt.

Weidlich, Zuverl. Nachr. V, 299. — Meusel, Lex. XI, 298. — Jöcher-Adelung VI. v. Schulte.

Richter: Johann Paul Friedrich R., als Schriftsteller gewöhnlich Jean Paul genannt, war eine der eigenthümlichsten, wenn auch nicht immer erfreulichsten Erscheinungen in unserem Geistesleben. Ueberaus vielthätig, einst maßlos überschätzt und mit schwärmerischem Entzücken gelesen, wirkte er auf die folgenden Geschlechter nachhaltig ein, so daß die Spuren seines litterarischen Einflusses noch jetzt bei uns deutlich zu erkennen sind, da doch die unmittelbare Theilnahme unseres Volkes an ihm und seinen Schriften längst verraucht ist.

R. wurde am 21. März 1763 zu Wunsiedel (zwischen Bayreuth und Hof) als ältester Sohn des dortigen Tertius und Organisten Johann Christian Christoph R. (1727—1779) aus Neustadt am Kulm und seiner Gattin Sophia Rosina geb. Kuhn aus Hof († 1797) geboren. Schon 1765 wurde der Vater als Pfarrer nach dem Dorfe Jodiz bei Hof versetzt. Hier besuchte R. zuerst die Dorfschule; dann erhielt er mit den jüngern Brüdern vom Vater Privatunterricht. Das trockne Auswendiglernen befriedigte jedoch seinen Verstand und seine Phantasie wenig. Gierig las er die paar Bücher, die ihm in die Hand kamen; zur Musik zog ihn die innigste Liebe; daneben aber bildete sich im unbeschränkten Verkehr mit der ländlichen Natur sein lebhafter Natursinn aus, und häufige Besuche in den Nachbardörfern und bei den Großeltern in Hof

gaben seiner Einbildungskraft mannichfache Nahrung. Sogar zärtliche Empfindungen regten sich schon in seinem später mit Frauenliebe so reich gesegneten Herzen. Als sein Vater im Januar 1776 die Joditzer Stelle mit der eines Pfarrers in dem Städtchen Schwarzenbach bei Hof vertauschte, entwickelte sich dieses Phantasie- und Gemüthsleben Jean Paul's unter den veränderten Umständen nur kräftiger weiter; zugleich wurden seinem Geiste wieder in regelmäßigem Schulunterricht neue Kenntnisse eingeprägt, die, so unzulänglich und unmethodisch sie auch dem Knaben mitunter überliefert wurden, doch seinen Lerneifer erfolgreich anspornten. Als er zu Ostern 1779, um sich auf das Studium der Theologie vorzubereiten, in das Gymnasium zu Hof eintrat, konnte der tüchtig vorgebildete Jüngling sofort in die oberste Classe Aufnahme finden. Bei den neuen Lehrern und neuen Kameraden wurde es ihm nicht gleich behaglich; doch gewann er bald an dem reichen, dichterisch angelegten, zu empfindsamer Schwärmerei neigenden Lorenz v. Oerthel († 1789), an dem armen, realistisch-herben, ja bisweilen cynischen Johann Bernhard Hermann († 1790) und an dem gleichfalls wohlhabenden, besonnenen, feinfühligen Christian Otto (1763—1828) innige Freunde, die den damals geschlossenen Bund treu durch das ganze Leben hindurch bewahrten. Diese verschieden gearteten Charaktere wirkten verschieden auf R. ein, und seine noch auf dem Gymnasium verfaßten theils poetischen, theils kritisch-philosophischen Erstlingsschriften, ein Roman „Abelard und Heloise“ nach dem Muster des „Werther“, ruhig überdachte und klar vorgetragene Schulreden über pädagogische oder geschichtliche Themen und Aufsätze über ethische und religiöse Fragen, in denen er besonders die Früchte seines Studiums Lessing's und der Berliner Aufklärer reifte, zeigten den wechselnden Einfluß dieser Freunde. Zu Ostern 1781 bestand er die Gymnasialprüfung vor dem Consistorium in Bayreuth und bezog im Mai darauf als angehender Theologe die Universität Leipzig. Bald aber setzte er die theologischen Vorlesungen den philologischen und philosophischen, namentlich denen Platners, nach, las und excerpirte dabei für sich auf das emsigste deutsche, französische und englische philosophische und dichterische Schriften, die ihn meistens noch weiter von der orthodoxen Kirchenlehre ablenkten, und fuhr fort, Aufsätze über philosophische und religiöse Gegenstände, nunmehr aber auch satirische und ironische Versuche („Lob der Dummheit“ u. dgl.) abzufassen, die für ihn Vorläufer seines ersten gedruckten größeren Werkes, der „Grönländischen Processe oder satirischen Skizzen“ (anonym erschienen in zwei Bänden zu Berlin 1783) bildeten. Er bekannte später selbst, daß ihn namentlich Erasmus, Pope und Young zu der bittern, zum Theil revolutionäre Tendenzen bekundenden Satire angeregt hatten, die er hier in mehreren nicht zusammenhängenden Aufsätzen voll Geist und Laune über allerlei Stände und Lebensverhältnisse, über die Fehler der Schriftsteller, über die Auswüchse der Theologie, über Schwächen der Frauen und Stutzer, über den Ahnenstolz, die Bücherverbote u. s. w. ausgoß. Unbeschränkt waltete in dem Werke die Phantasie, weit mächtiger als der logisch gliedernde Verstand. Eine geradezu verblüffende Fülle von Bildern, die rasch einander ablösten oder ganz in einander überflossen, oft aber weit hergeholt oder erkünstelt waren, trat dem Leser darin entgegen; abstoßende Derbheiten, deren Vorbilder der junge, sittlich vollkommen reine Verfasser bei den englischen Satirikern fand, waren nicht gespart; das bedenklichste aber war das ermüdende Uebermaß, mit dem er seine witzigen Einfälle ins Endlose und keineswegs immer gleichmäßig fesselnd fortsetzte. Daraus erklärte sich denn auch die geringe Theilnahme, welche die Kritik wie die Leserwelt seiner Erstlingsschrift entgegenbrachte. Gleichwohl machte er sich alsbald an eine neue, wiederum satirische Arbeit, die „Auswahl aus des Teufels Papieren“, für die er damals noch keinen Verleger fand. Und doch hatte er gehofft, von dem

Ertrag des Buches seine Schulden zu bezahlen und sein entbehrungsreiches Leben weiter zu fristen. In seiner Bedrängniß entfloh er zuletzt im November 1784 aus Leipzig und kehrte nach Hof in die arme Stube seiner Mutter zurück.

In seinen ersten Hoffnungen getäuscht, von der eignen Familie und vollends von seinen Hofer Mitbürgern nicht verstanden, durchlebte er hier zwei Jahre der bittersten Armuth, ohne jedoch je in der Arbeit zu erlahmen. Seine Lage schien sich etwas zu bessern, als er um Neujahr 1787 in das Haus seines Freundes Oerthel zu Töpen bei Hof als Lehrer für dessen jüngsten Bruder einzog; aber die Talentlosigkeit und geringe Zuneigung des Knaben, der Hochmuth, die Rauhheit und Rücksichtslosigkeit seines Vaters und dazu die Anfeindungen des unduldsamen Ortsgeistlichen bereiteten ihm neuerdings schwere Tage. In kleineren Aufsätzen, von denen er mit Mühe einige in Zeitschriften unterbrachte, trat er für die Rechte des niedern Volkes und überhaupt für freiheitliche Anschauungen und Bestrebungen auf politischem, litterarischem und religiösem Gebiete kräftig ein; ebenso in den „Teufelspapieren", die nach langer Mühe und manchem Aerger endlich 1789 mit dem Pseudonym Hasus zu Gera im Druck erschienen. Nach denselben englischen Mustern wie in den „Grönländischen Processen" bot R. hier wieder tolle Phantasiestücke voll der abenteuerlichsten Laune dar, denen wir, obgleich sie sich beständig auf wirkliche Verhältnisse des Lebens beziehen, doch nur geringes menschliches Interesse abgewinnen können. Die neuen Versuche waren vielseitiger und noch sarkastischer als die Satiren in seiner ersten Sammlung, aber trotz ihrer Breite nur in den wenigsten einzelnen Stellen von bleibendem Werth, und wurden deßhalb von den gleichzeitigen Lesern noch herber abgelehnt als das frühere Werk. Um dieselbe Zeit kehrte Jean Paul, den der Tod seines Freundes Oerthel um die wichtigste Stütze in seiner unerquicklichen Hauslehrerstellung brachte, nach Hof zurück (im Sommer 1789), um im März des folgenden Jahres wieder ein Lehramt, in Schwarzenbach, anzutreten. Nach eigenartiger Methode unterrichtete er hier mit unermüdlichem Fleiße sieben an Alter und Geschlecht verschiedene Kinder seiner Freunde; dafür lohnte ihn jetzt aber die unbegrenzte Liebe seiner Zöglinge, die Achtung und Freundschaft ihrer Eltern, und immerhin blieb ihm Muße genug, um im frischen Genusse der Natur Feld und Wald zu durchstreifen oder zum Besuche der Mutter, eines Kreises von empfindsamen Freundinnen, unter denen vornehmlich Renata Wirth und Amöne Herold während ihres ganzen Lebens im innigen Verkehr mit ihm blieben, und seines treuen Christian Otto, der von nun an recht eigentlich sein Gewissens- und Geistesberather wurde, nach dem nahen Hof zu wandern. Eine Reihe von schriftstellerischen Arbeiten wurde begonnen, die zum Theil überhaupt ungedruckt blieben, zum Theil später in größere Werke eingewoben wurden, am vollendetsten darunter die Satire „Des Rectors Florian Fälbel's und seiner Primaner Reise nach dem Fichtelberg", die Humoreske „Des Amtsvogts Josua Freudel Klaglibell gegen seinen verfluchten Dämon", beide 1796 im Anhang zum „Quintus Fixlein" mitgetheilt, und die Idylle „Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz in Auenthal". In diesen kleinen Erzählungen oder Skizzen von Erzählungen trat R. zum ersten Mal als Dichter, als Bildner scharf charakterisirter Gestalten, als Maler lebendig angeschauter, farbenreicher Situationen auf. So schilderte er den geschmacklosen Schulpedanten Fälbel, den liebenswürdigen, in seiner Armuth und Einfalt glücklichen Wuz, den zerstreuten Pechvogel Freudel. Eigne Erfahrungen verwendete er hier, wie in seinen spätern großen Romanen in mehr oder minder künstlerischer Weise. Wie viel er aber auch vom Stoffe seiner Geschichten dem wirklichen Leben entlehnte, zu einem realistischen Stil der Darstellung ließ es die schrankenlose Subjectivität seines schriftstellerischen Wesens mit ihren beständigen Sprüngen,

Abschweifungen, humoristischen Zwischenreden und Randbemerkungen fast nie kommen. Er selbst betrachtete diese kleineren Versuche nur als Vorstudien für einen großen Roman, den er in elf Monaten vom März 1791 bis zum Februar 1792 vollendete, „Die unsichtbare Loge". Das fertige Manuscript sandte er an den Verfasser des „Anton Reiser", Karl Philipp Moritz, der, aufs höchste entzückt, dem Buche sogleich einen tüchtigen Verleger verschaffte. So erschien es zusammen mit dem „Schulmeisterlein Wuz" 1793 in zwei Bänden zu Berlin. Zum ersten Male nannte sich R. hier auf dem Titelblatt, wie fortan stets, Jean Paul.

Nach dem Muster Sterne's und seiner deutschen Nachahmer, für die er es nicht an Worten der Verehrung fehlen ließ, aber auch unter dem Einfluß des Wielandischen „Agathon" und des Goethe'schen „Werther" lieferte R. in der „Unsichtbaren Loge" eine Entwicklungsgeschichte, welche die Erziehung des durchaus sentimentalen, in der wirklichen Welt fremden Helden zum Leben schildern soll, aber nach verschiednen, zum Theil vortrefflichen, idyllischen und elegischen Scenen ohne richtigen Abschluß und ohne erschöpfende Lösung des Problems abbricht. Trotz der mitunter meisterlichen Charakteristik einzelner Personen steht doch die feste Gestaltungskraft des Dichters, die geordnete Klarheit seiner Darstellung weit zurück hinter dem Reichthum von Gemüth, Phantasie, Laune, Humor, den der Roman offenbart. Die bloße Erzählung erscheint als Nebenzweck; überall drängt sich das Ich des Verfassers mit seinen von Augenblick zu Augenblick wechselnden und anders schillernden Stimmungen hervor; daher die beständigen Einschaltungen von Extraseiten, Zwischenwörtern und dgl. in die Geschichte, daher die unablässigen Sprünge vom Höchsten in's Niedrigste, vom Ernst in den Scherz, von empfindsamer Schwärmerei in cynische Derbheit, daher die ganze Verschwommenheit des Stils. Auch die Sprache, die Jean Paul mit der Genialität, aber auch mit der Willkür eines Fischart behandelt, leidet bei allem Wohllaut, bei allem Glanze, bei aller Fülle doch unter dieser immerwährenden Mischung der verschiedenartigsten Elemente, besonders unter dem fortgesetzten Zusammenfluß unvereinbarer Bilder und Gleichnisse. Zu einem reinen Kunstgenuß läßt uns „Die Unsichtbare Loge", deren Titel übrigens aus dem Roman kaum zu erklären ist und gleichfalls nur einer humoristischen Grille des Verfassers entstammt, ebensowenig kommen wie Jean Paul's folgendes Werk, welches im Grunde nur das gleiche Thema, aber auf einer höheren Stufe und mit reiferer Kunst fortführt, „Hesperus oder fünfundvierzig Hundsposttage".

Vom 21. September 1792 bis zum 21. Juni 1794 arbeitete R. diesen Roman aus, während er gleichzeitig schon den Grund zu mehreren seiner späteren größten Werke legte. 1795 erschien der „Hesperus" zu Berlin in drei Bänden. Der Roman zeichnet sich vor der „Unsichtbaren Loge" durch einen geschickteren Aufbau, eine trotz allen Wiederholungen stetig fortschreitende Entwicklung, besonders durch eine viel klarere, sichrere Charakteristik des Helden wie der vielen, zum Theil sehr liebenswürdigen Nebenpersonen aus. Er zeigt uns ein größeres Bild des Welttreibens, durchaus nach dem Leben gemalt. Laut seinem eignen Bekenntniß hat R. den Helden der Geschichte „ein wenig nach sich selbst gebosselt" und „überhaupt in dieser ganzen Lebensbeschreibung als Supernumerarcopist der Natur allezeit die Wirklichkeit abgeschrieben". Dabei verallgemeinerte und idealisirte er freilich überall. Er ließ es an wirkungsvollen, fast theatralisch erregten Scenen, auch an einigem drastischen Apparat selbst mit einem leichten criminalistischen Anstrich nicht fehlen, ohne dadurch aber die ruhige epische Darstellung zu stören. Viel mehr wird diese wieder durch seine zahllosen Abschweifungen, barocken und abenteuerlichen Einfälle, überhaupt durch die gerade hier ungebändigt waltende Willkür seiner humoristischen Subjectivität unter-

brochen. Die weiche Empfindsamkeit des Verfassers und seiner Gestalten, die Abkehr von aller gesunden Sinnlichkeit ist hier noch ungleich stärker als in der „Unsichtbaren Loge“. Freilich verdanken wir dieser Hypersentimentalität mehrere der schönsten, dichterisch ergreifendsten, wenn auch nicht immer sehr wahrscheinlich begründeten Scenen des Romans; wir verdanken ihr auch mit die wunderbar weiche, innige und lebendige Naturschilderung, sowie die zarte Stimmungsmalerei, die schon die gleichzeitigen Leser aufs höchste entzückte. Der „Hesperus“ (in spätern Auflagen noch vielfältig im einzelnen ausgebessert) begründete Jean Paul's Weltruhm; er ebnete ihm vor allem auch die Bahnen, die ihn künftig zu neuen, behaglicheren Wirkungsstätten führen sollten.

Im Mai 1794, als die meisten seiner Zöglinge in das Bayreuther Gymnasium eintraten, war er nach Hof zurückgekehrt, wo er fürs erste, ähnlich wie in Schwarzenbach, einige Kinder unterrichtete. Vom Herbst an wanderte er öfters nach Bayreuth. Wahres Verständniß, das er in Hof so sehr entbehrte, wurde ihm hier entgegengebracht; Damen der hohen Aristokratie zogen ihn verehrungsvoll in ihre Kreise; an dem reichen jüdischen Geschäftsmann Emanuel Osmund gewann er einen geistig nicht unbedeutenden, besonders aber moralisch vorzüglichen Freund, der von da an in unvergleichlich liebenswürdiger Weise an allem, was den Dichter und später seine Familie betraf, den herzlichsten Antheil nahm.

Durch den unerwarteten Erfolg des „Hesperus“ angespornt, vollendete R. rasch einen neuen, kürzeren Roman, „Leben des Quintus Fixlein, aus funfzehn Zettelkästen gezogen; nebst einem Mußtheil und einigen Jus de tablette“, der 1796 zu Bayreuth erschien und nach Jahresfrist schon wieder aufgelegt werden mußte. Wie im „Wuz“, lieferte Jean Paul hier wieder eine Schulmeisteridylle, nur breiter ausgeführt, farben- und figurenreicher, mit lebhafterer Handlung, im einzelnen zwar auch voll rührender Empfindsamkeit, aber heitrer ausmündend, zugleich reicher an Humor, an Witz, an Satire gegen private und öffentliche Zustände. Die Geschichte selbst ist einfach und hübsch erfunden und gut aufgebaut, die Charakteristik der Haupt- und Nebenpersonen durchaus gelungen; die Fülle lieblicher Genrebilder und gemüthlich erfreuender Scenen gibt dem Ganzen einen unvergänglichen Reiz. Freilich stört auch hier wieder die Verschwommenheit des allzu phantastischen und allzu subjectiven Stils. Ein Uebermaß von Phantasie und weicher Empfindsamkeit steckt besonders in den beiden als „Mußtheil für Mädchen“ vorausgeschickten kleinen Erzählungen, während der Anhang, die „Jus de tablette für Mannpersonen“, neben einem Aufsatz über die natürliche Magie der Phantasie, der durchaus den feinsinnigen Aesthetiker bekundet, treffliche satirische und humoristische Geschichten enthält. Die umfangreiche, gesucht humoristische Vorrede zur zweiten Auflage wandte sich ablehnend gegen die einseitige Verehrung des Alterthums und gegen die von Weimar aus verkündigten Kunstanschauungen; mit besonderem Spott aber traf sie August Wilhelm Schlegel, den „gräcisirenden Formschneider“.

Unvollendet blieb ein zweites Werk, dessen erster Band gleichfalls 1796 zu Berlin erschien, „Biographische Belustigungen unter der Gehirnschale einer Riesin“, eine empfindsame, an Handlung dürftige, aber mit Humor und Satire überreich gewürzte Geschichte, in der am meisten die Charakteristik des Helden, eine Vorstudie zum „Titan“, einen Fortschritt gegen früher bezeichnete. Hingegen war die als „Appendix“ beigefügte „Salatkirchweih in Obersees“ ein Meisterstück einer humoristisch-realistischen Idylle. Das dritte größere Werk des Jahres 1795 reichte mit seinen Anfängen in eine frühere Zeit zurück, „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvocaten F. St. Siebenkäs im Reichsmarktflecken Kuhschnappel“ (3 Bändchen, Berlin

1796 f.; vollständig umgearbeitet in der vierbändigen zweiten Auflage 1818). Was R. im „Wuz“ und „Quintus Fixlein“ als Idylle dargestellt hatte, das erhielt hier durch den bedeutenderen, problematischen Charakter des Titelhelden eine tragische Färbung. Der Roman schildert den Kampf eines genialen Menschen mit den Beschränktheiten seiner kleinbürgerlichen Verhältnisse, aus denen gleichwohl Siebenkäs nicht in folgerichtig strenger Arbeit herauszustreben vermag, sondern lieber durch einen lügenhaften Gaunerstreich listig sich herausschleicht, nachdem er lange in satirischem Humor oder phantastischen Träumereien einen vorübergehenden Trost gefunden hat. Die Geschichte ist etwas lang gedehnt, doch auch im einzelnen überall anziehend; bald ergreift sie den Leser gewaltsam, bald unterhält sie ihn gemüthlich oder belustigt ihn gar, und wirkt nur durch ihre zahllosen Abschweifungen und durch die vielfache Verschwommenheit des Stils unerquicklich. Als Meister der Charakterzeichnung bewährte sich Jean Paul hier namentlich an seinen beiden Helden, den Herzensfreunden Siebenkäs und Leibgeber, aber auch an den Nebenpersonen, ja selbst, was ihm sonst so selten gelang, an einer Frauengestalt, an Lenette. Dagegen stößt gegen den Schluß des Werkes nicht nur die unsittliche Betrügerei, durch welche die glückliche Katastrophe herbeigeführt wird, uns ab, sondern auch die Schilderung Nataliens und ihrer Liebe zu Siebenkäs ist zu unbestimmt und allgemein gehalten, um unsern künstlerischen Geschmack zu befriedigen.

Indessen hatten sich die Zeichen der Theilnahme und Verehrung in Deutschland für den unermüdlich schaffenden Dichter rasch gemehrt. Unter anderm erhielt R. von dem hinter falschem Namen versteckten alten Gleim, dem er im „Siebenkäs“ dafür ein bleibendes Denkmal setzte, eine ansehnliche Geldsendung und von Charlotte v. Kalb mit der Versicherung, daß Wieland, Herder, Knebel und Einsiedel zu seinen warmen Anhängern gehörten, die herzliche Einladung, sie in Weimar zn besuchen. Im Juni 1796 trat er die Reise an, die nach seinem eignen Bekenntniß „eine neue Welt in ihm anfieng“. Er fand bei den Frauen, in erster Linie bei der Herzogin-Mutter Anna Amalia und bei Frau v. Kalb, die wärmste Aufnahme und schloß mit Herder den Bund inniger Freundschaft. Wieland weilte eben von Weimar fern; Goethe und Schiller verhielten sich äußerlich freundlich, aber kalt gegen den Gast, dessen Wesen und Weltanschauung zu der ihrigen so wenig paßte. Mit beglückenden Erfahrungen bereichert, aber zugleich mit dem bittern Gefühl, das ihn auch später in ähnlichen Lagen immer wieder beschlich, daß er seine Ideale von größern Menschen zum Theil schwinden sehen mußte, kehrte R. nach drei Wochen nach Hof zurück. Die Aufforderung, als Erzieher eines Prinzen und einer Prinzessin von Hohenlohe nach den Rheingegenden überzusiedeln, lehnte er jetzt ab; er fühlte, daß er als Schriftsteller unerschöpflich viel zu leisten habe und diesen seinen Lebensberuf nicht mehr hinter eine andre Thätigkeit zurückdrängen dürfe. So verfaßte er zunächst in den letzten drei Monaten des Jahres 1796 den „Jubelsenior“ (Leipzig 1797), eine hübsche Pfarrhausidylle mit gutem Ausbau der stellenweise dramatisch bewegten Handlung, mit klar und lebendig gezeichneten Charakteren, durchaus humoristisch und liebenswürdig, ohne die früher nicht genug vermiedenen künstlerischen und sittlichen Rohheiten. Er selbst nannte die Geschichte einen Appendix und erklärte sie demgemäß nur für eine sehr entfernte Seitenverwandte des Romans, für dessen Stiefschwester, wenn nicht gar feindliche Stiefmutter; die Digression, nicht die eigentliche Erzählung, sondern die humoristisch-satirische Schilderung sei hier der Hauptzweck in einem noch viel höheren Grade als im älteren englischen und deutschen humoristischen Roman. Stilvoller als zuvor verwies aber Jean Paul diesmal seine launigen Excurse über alles Erdenkliche, was im Leben und in der Schriftstellerei vorkommt, meistens in die „Hirten-

und Zirkelbriefe", welche er den eigentlichen Capiteln der Geschichte, den sogenannten „officiellen Berichten", regelmäßig folgen ließ. Dicht nach dem „Jubelsenior", unter dem überwältigenden, bald ihn zu entschiednem Widerspruch reizenden Eindruck der kritischen Philosophie Kant's und Fichte's vollendete er das sogleich zu Erfurt 1797 gedruckte „Kampanerthal oder über die Unsterblichkeit der Seele, nebst einer Erklärung der Holzschnitte unter den zehn Geboten des Katechismus". In eine einfache, empfindsame, im einzelnen keineswegs reizlose Erzählung flocht er hier die philosophisch weder besonders originellen noch besonders bedeutenden Gespräche zum Beweis der Unsterblichkeit ein; für die verhältnißmäßige Klarheit und Uebersehbarkeit dieses ersten Theiles seines Buchs entschädigte er sich jedoch durch den zweiten, die „Erklärung der Holzschnitte", wo er in krauser Verworrenheit alle möglichen Gedanken, Empfindungen, Schlüsse, Witze, Einfälle durcheinander schüttelte.

Das Verhältniß zu den Weimarer Freunden wurde währenddem sorgfältig weiter gepflegt; nur hatten neue, geistig bedeutende, meist empfindsam-schwärmerische Frauen, die ihn leidenschaftlich, aber nur vorübergehend anzogen, Julie v. Krüdener und darnach besonders Emilie v. Berlepsch, das Bild der Frau v. Kalb verdunkelt. Mit Emilie siedelte er nach dem Tode seiner Mutter im October 1797 nach Leipzig über; mit ihr reiste er im folgenden Mai nach Dresden, wo er die ersten großen Eindrücke von der bildenden Kunst empfing. Andre Ausflüge führten ihn damals nach Halle und Halberstadt und wieder nach Weimar. Hier wurde er in dem alten Kreise so herzlich willkommen geheißen, daß er rasch entschlossen im October 1798 von Leipzig ganz nach der Kunststadt an der Ilm herüberzog. Die Beziehungen zu Charlotte v. Kalb gewannen wieder die ehemalige Innigkeit und verloren diese auch nicht, als R. hier, ebenso wie zuvor bei Frau v. Berlepsch, nichts von einer Heirath wissen wollte. Das hinderte jedoch nicht, daß er bald in der Französin Josephine v. Sydow eine glühende Freundin fand, die vorerst sich ihm zwar nur brieflich mittheilte, und daß er seit dem Mai 1799 zu der herzoglichen Hofdame Karoline v. Feuchtersleben in Hildburghausen in das innigste Verhältniß trat: im October 1799 verlobte er sich mit ihr; allein unmittelbar vor der geplanten Hochzeit, im Mai 1800, löste er zu Herder's Verdruß ruhig wieder den Bund, den er selbst jüngst erst geschlossen hatte.

Trotz dieser mannigfach aufregenden seelischen Erfahrungen blieb ihm in Weimar Zeit und Lust zu den größten schriftstellerischen Arbeiten. In Leipzig hatte er nur (vom November 1797 bis zum März 1798) die „Palingenesien, Jean Pauls Fata und Werke vor und in Nürnberg" (2 Bände, Leipzig und Gera 1798) vollendet, die er durch diesen Titel schon als eine freilich vollständig umgestaltete und durch reiche Zusätze zu einem durchaus neuen und selbständigen Werke umgeschaffene Wiedergeburt der „Teufelspapiere" ankündigte. Die äußere Geschichte, in welche er diesmal seine zügellosen Einfälle einkleidete, knüpfte er lose an den „Siebenkäs" an. Für Herder hatte er auch hier Worte der höchsten Verehrung, während er die Kantianer und die „gräcisirenden Dichter" — er hatte dabei vornehmlich Goethe im Sinn — mit Schelt- und Spottreden heimsuchte. In Weimar folgten den „Palingenesien" sogleich „Jean Paul's Briefe und bevorstehender Lebenslauf" (Gera und Leipzig 1799), aus glücklichen Stimmungen voller Befriedigung erwachsen. In die regelmäßigen Postscripte zu den Briefen, selbständige kurze Aufsätze voll Phantasie, Satire, Ironie, Moral, die an Umfang und Bedeutung die Briefe selbst meistens übertrafen, nahm R. auch einzelne ältere, schon früher gedruckte Studien und Skizzen umgearbeitet auf, so den „Doppelten Schwur der Besserung" und die „Neujahrsnacht eines Unglücklichen" aus dem Bayreuther „Taschenkalender für die Jugend"

1796. Unter den neu entstandenen Postscripten war der „Brief über die Philosophie, an meinen erstgebornen Sohn Hans Paul, den er auf der Universität zu lesen hat", wegen seiner Polemik gegen die Kantianer bedeutsam. Die mit den Briefen zugleich herausgegebene „Conjecturalbiographie", gleichfalls in Briefe (an Christian Otto) eingekleidet, entwirft ein idyllisch-heitres, liebenswürdiges Bild von dem künftigen Leben ihres Verfassers in bescheidnen, aber glücklichen Familienverhältnissen. Sie verräth mehr empfindsame Weichheit als männliche Kraft und Größe, hält sich aber von krankhaft übertriebener Sentimentalität eben so fern, wie von dem Uebermaß eines phantastisch tollenden Humors und bringt den Dichter namentlich uns menschlich nahe. Das Ende der Biographie wies verehrungsvoll auf den „unsterblichen Wieland" hin, wie die „Briefe" mit einem Hymnus auf Herder geschlossen hatten, dessen „Metakritik" Jean Paul gerade damals in der Handschrift durchsah. Was ihn an Herder's Schriften so sehr anzog, war die Vereinigung von Religion und Philosophie, dasselbe was er an Friedrich Heinrich Jacobi überschwänglich rühmte. Mit beiden wußte er sich eins im Kampfe gegen die Transcendentalphilosophie; Jacobi widmete er daher die Schrift, die er um Weihnachten 1799 gegen den vermeintlichen Gipfel derselben, gegen Fichte's Wissenschaftslehre, unter dem Titel „Clavis Fichtiana seu Leibgeberiana" verfaßte (gedruckt zu Erfurt 1800). Wie sehr er Fichte auch persönlich schätzte, so überschüttete er seine „potenzierte Scholastik" doch mit dem schärfsten Spott, parodirte sie und suchte sie ad absurdum zu führen — freilich ohne wirklichen Erfolg. Aehnliche Ideen fanden auch in das Hauptwerk dieser Lebensperiode Eingang, in den „Titan", von dem der erste Band nebst dem komischen Anhang noch in Weimar vollendet wurde.

Um Frau v. Sydow persönlich kennen zu lernen, reiste R. im Mai 1800 auf einige Wochen nach Berlin. Hier in der „wühlenden und wogenden" Hauptstadt, in der „Mutterloge deutscher Freiheit", wo er allerorten Anregung und begeisterte Verehrung fand, fühlte er sich so zufrieden, daß er im October von Weimar zu dauerndem Winteraufenthalt nach Berlin übersiedelte. Am Hofe von der Königin Luise, von den Ministern, von Tieck, Schleiermacher, Fichte, von gesellschaftlich oder geistig hervorragenden Frauen (Frau v. Berg, E. Bernard, Rahel, Helmine v. Chezy, Gräfin Schlabrendorf u. s. w.) wurde er mit Beweisen der Hochachtung und Liebe überhäuft; sein Herz fühlte sich bald vor allem zu Karoline, der zweiten Tochter des Obertribunalrathes Maier, hingezogen, einem philosophisch gebildeten, dabei mit praktischem Sinn ausgestatteten und häuslich erzogenen Mädchen, das ihm leidenschaftliche Liebe und Begeisterung entgegenbrachte. Am 9. November verlobte er sich mit ihr; am 27. Mai 1801 fand die Hochzeit statt. Gleich darauf reiste das junge Paar über Weimar und Gotha nach seinem neuen Wohnsitze Meiningen ab. Das Glück der Ehe und das Glück, welches R. in der aufrichtigen Freundschaft des Herzogs und der Besten in seiner Residenz fand, dazu kleine Reisen in die Nachbarstädte oder Besuche willkommener Gäste aus ihnen bescherten ihm frohe Tage. Die edelsten Eigenschaften seines Charakters traten dabei immer bedeutender heraus, die Wärme, die Tiefe, die kindliche Herzlichkeit seines Gemüthes. Rastlos schuf sein Geist. Neben kleineren Arbeiten schrieb er „Das heimliche Klaglied der jetzigen Männer, eine Stadtgeschichte, und die wunderbare Gesellschaft in der Neujahrsnacht" (Bremen 1801), ersteres eine moralische, empfindsame Geschichte mit Motiven der rührenden Familienromane älterer Zeit, letzteres eine zum Theil humoristische Phantasie mit allerlei verschwommenen Andeutungen vom Ende der Zeiten und der Welt. Namentlich aber vollendete er am 6. December 1802 sein Hauptwerk, den „Titan", begann schon vorher (am 19. April 1801) die „Flegeljahre"

und plante den Abschluß der „Biographischen Belustigungen“ sowie die Fortsetzung des „Siebenkäs“.

Seit dem December 1792 hatte er sich mit dem Entwurf des „Titan“ getragen; aber erst während der Weimarer Periode reifte das gegen den Titanismus jeder Art gerichtete Werk, in welches er Erfahrungen seines Lebens und Züge von Personen seiner Bekanntschaft massenhaft verarbeitete, völlig aus. Gedruckt erschien es 1800—1803 in vier Bänden zu Berlin, ebenda der „Komische Anhang zum Titan“ 1800 und 1801 in zwei besonderen Bändchen. Als den Grundgedanken des von den Zeitgenossen sehr verschieden beurtheilten Romans, dessen erste Idee er aus Jacobi's „Allwill“ empfangen haben will, bezeichnet Jean Paul selbst den Streit der Kraft mit der Harmonie. „Titan“, der eigentlich „Antititan“ heißen sollte, sei gegen das irrende Umherbilden ohne punctum saliens, gegen jede genialische Partialität und jede Superfötation gerichtet und solle zeigen, wie verderblich die Macht der zügellosen Phantasie sei (bei kraftgenialischen Stürmern sowohl wie bei empfindsamen oder humoristischen Naturen), wie nur Thaten dem Leben Stärke, nur Maß ihm Reiz verleihen könne. So schildert der Dichter die Entwicklungsgeschichte eines Prinzen, der, mit seinem Stande unbekannt, körperlich und geistig gesund, rein gesinnt, mit reichen Gaben ausgestattet und wahrhaft gebildet, seinem künftigen Beruf in mannigfachen Schicksalen entgegenreift. Um ihn reihen sich die mehr oder minder titanisch ungesunden Naturen, die dem Erdenleben immer mehr sich entfremdende, empfindsame Schwärmerin Liane, die willensstarke, freiheitslustige, leidenschaftliche, extravagante Linda, der edle, aber religionslose, durch die Fichte'sche Philosophie zuletzt dem Wahnsinn in die Arme getriebene Humorist Schoppe, eine geniale Fortbildung Leibgebers, der mephistophelische, in Gedanken, Begierden und Thaten zügellose, weltschmerzlich-atheistische Wollüstling Roquairol. Während sie alle dem Untergange verfallen sind, erlangt der Held schließlich in den Armen einer still und fromm im praktischen Leben Gutes wirkenden, liebevollen, aber von allem titanischen Uebermaß weit entfernten Gemahlin und im Besitze des väterlichen Thrones für sich und seine Unterthanen ein reiches, dauerndes Glück. Der „Titan“ bedeutet einen gewaltigen Fortschritt gegen die früheren großen Romane Jean Paul's. Klar angeschaute und virtuos gezeichnete Menschen, die auf dem Boden des wirklichen Lebens stehen, treten uns entgegen; statt des beständigen früheren Verweises auf ein alles klärendes und erfüllendes Jenseits werden hier alle Verwicklungen der Geschichte schon im Diesseits gelöst; ohne daß der Verfasser seinen Glauben an Gott und Unsterblichkeit als die höchsten Endziele alles irdischen Seins und Denkens je verleugnet, sucht er jetzt unter dem ihm unbewußten Einflusse Goethe's, der sich auch sonst gelegentlich im „Titan“ bemerkbar macht, im Inneren des Menschen selbst die Kraft, welche die Zweifel und Kämpfe seines Daseins schlichtet. Dazu läßt er seine Subjectivität mit ihren humoristischen Grillen und Seitensprüngen nur selten mehr den ruhigen, etwas schwerfälligen, aber steten Fluß der Handlung stören. An psychologischen Unwahrscheinlichkeiten besonders im Wesen des Helden und an verletzenden Grausamkeiten in den Schicksalen der weitaus folgerichtiger und glänzender durchgeführten übrigen Charaktere ist zwar kein Mangel; noch reicher aber sind die Schönheiten im einzelnen, die prächtigen Naturschilderungen, die reizvollen idyllischen Scenen, die ergreifend innigen Gemälde echter Herzensleidenschaft. Die humoristisch-satirisch-ironischen Abschweifungen, die R. sich mit wenigen Ausnahmen im „Titan“ versagte, holte er in dem „Komischen Anhang“ zu dem Romane nach, in welchem er alle wesensverwandten humoristischen Personen seiner früheren Romane als einheitlich zusammenwirkend aufführte und überhaupt überall äußerlich an seine frühern humoristischen Darstellungen anknüpfte, aber auch in

ernsterer Weise philosophische und künstlerische Fragen wissenschaftlich brauchbar erörterte.

Trotz der angenehmen Verhältnisse fand R. an Meiningen auf die Dauer kein Behagen. Im Juni 1803 verlegte er seinen Wohnsitz nach Coburg, wo er eine größere Bibliothek benützen konnte und mehr Sinn für Dichtkunst und Philosophie unter den Einwohnern erwartete. Auch hier fühlte er sich anfangs überaus zufrieden und besonders, nachdem ihm im November ein Sohn geboren war, überglücklich. Doch bald trieb ihn die alte Unruhe und Verstimmung, wozu Mißverhältnisse zwischen seinen Freunden am Hofe kamen, auch von hier weiter; im August 1804 fand er endlich in Bayreuth die Stätte, die ihm zur zweiten Heimath wurde. Anfangs zwar klagte er auch hier über Mangel an wissenschaftlichem Sinn und Kunstverständniß; doch hielt ihn die Freundschaft zu Osmund und Otto fest, zu denen sich bald mehr liebe Bekannte gesellten, besonders der Hofrath und spätere geheime Medicinalrath Langermann. Später bildete sich sein Leben im Kreise seiner Familie oder in seinem Arbeitsstübchen in dem eine halbe Stunde von der Stadt entfernten Wirthshaus der Frau Rollwenzel immermehr zu der beschränkten, aber glücklichen Idylle aus, die er einst in der „Conjecturalbiographie“ sich gewünscht hatte.

Aus Coburg brachte er bis auf die Vorrede vollendet die „Vorschule der Aesthetik nebst einigen Vorlesungen in Leipzig über die Parteien der Zeit“ (3 Bände, Hamburg 1804; zweite Auflage 1813) nach Bayreuth mit; von den „Flegeljahren“ war der größte Theil gleichfalls fertig, die „Levana“ und anderes begonnen. Die „Vorschule der Aesthetik“, in Wirklichkeit nur eine Vorschule der Poetik, nicht kunstreich, ja in ihrer zweiten Hälfte nicht einmal klar gegliedert, aber von ungeheurer Belesenheit in der schönen und philosophischen Litteratur und von scharfem, selbständigem Urtheil zeugend, voll der geistreichsten und bedeutendsten Bemerkungen im einzelnen, knüpfte in vielen Dingen an Herder an, dessen Tod während der Ausarbeitung dieses Werkes Jean Paul tief erschütterte und zu dem begeisterten Nachruf am Schlusse desselben veranlaßte; sie setzte desgleichen die ästhetischen Untersuchungen Goethe's und Schiller's unmittelbar voraus, hatte aber noch mehr die Anschauungen und Arbeiten der Romantiker über das Wesen der Poesie und Kunst zur philosophischen Grundlage. Auch aus der eignen dichterischen Praxis abstrahirte R. öfters seine Theorien, und so durfte er mit Recht die Abschnitte über das Lächerliche, den Humor, die Ironie und den Witz als die eigenartigsten seines Werks bezeichnen, denen die spätere Entwicklung unsrer Aesthetik auch positiv am meisten verdankte. Wissenschaftlicher Stil fehlte der „Vorschule“ gänzlich; die eigenthümliche Mischung eines großentheils abstracten Inhaltes und einer übermäßig sinnlichen, bilderreichen Form, dazu das ausgelassene Spiel des Humors und der Ironie namentlich in den letzten Capiteln des Buches that der Klarheit der Darstellung schweren Eintrag und ließ es in ihr nur selten zu dem durch den Stoff geforderten ruhigen Ernste kommen. R. hatte die „Vorschule“ dem Herzog August von Sachsen-Gotha widmen wollen; aber die Censur der philosophischen Facultät zu Jena strich trotz dem Widerspruch des Herzogs die Zueignung, die ihr dem Kanzleistil nicht gemäß genug erschien. Jean Paul rächte sich dafür durch das „Freiheitsbüchlein“ (Tübingen 1805), worin er seinen Briefwechsel mit dem Herzog über die Widmung nebst einer Abhandlung über die Preßfreiheit herausgab. Er wandte sich scheltend gegen die niedrige Kriecherei und ängstliche Schüchternheit der deutschen Schriftsteller in ihren Reden über oder an Fürsten und gestand der Censur höchstens in Kriegszeiten bei politischen Schriften ein Recht zu, wollte sie hingegen bei wissenschaftlichen, religiösen, künstlerischen Werken, auch bei geschichtlichen Büchern, bei Reisebeschreibungen und Schriften über Höfe

und Fürsten ganz beseitigt wissen. Der gediegene Inhalt und der männliche Ton dieser Abhandlung würde noch weit kräftiger wirken, wenn die unsägliche Verschwommenheit in den vorausgehenden Briefen Jean Pauls und noch mehr des Herzogs August den Geschmack des Lesers nicht so gröblich verletzen würde.

In den ersten Monaten des Bayreuther Aufenthaltes (bis zum 30. Mai 1805) beendigte R. vorläufig sein zweites, unvollendet gebliebenes Hauptwerk, die „Flegeljahre", an denen er schon in Berlin und Meiningen, namentlich aber in Coburg fleißig gearbeitet hatte; 1804—1805 erschienen sie in vier Bänden zu Tübingen. Vom „Titan" war er hier wieder in seine eigentliche Sphäre, auf die „ebne Gasse der Bürgerlichkeit", gelangt. So schilderte er den Lebenslauf zweier Zwillingsbrüder Walt und Vult, in denen er die beiden Seiten seines eignen menschlichen nnd dichterischen Wesens schilderte, beide aber mit einer plastischen Gestaltungskraft, die er bis dahin kaum je gezeigt hatte, zu selbständigen Typen ausschuf und durchaus auf den Boden des wirklichen Lebens stellte. Die Handlung der Geschichte war ihm freilich auch hier nur Nebensache, zu einer strengen, bedeutenden Durchführung eines einzigen, großen Grundgedankens kam er auch diesmal nicht, und einzelnen Motiven, so der ganzen, weit ausgedehnten Erbschaftsgeschichte, klebt sogar etwas Läppisches an; desto meisterlicher und folgerichtiger ist die Charakteristik sämmtlicher Personen gelungen. Der weltunläufige, traumbefangene, stets empfindsam schwärmende Walt mit seinem kindlichen Gemüth und seinem warmen, liebevollen Herzen streift zwar hie und da an die Caricatur; desto überzeugender sind der weltgewandte, kraftvolle, kühne, satirische, cynische Vult und die meisten andern, theils wahrhaft liebenswürdigen, theils überaus ergötzlichen Gestalten des Romans gezeichnet. Und jetzt offenbaren sie sich ziemlich alle nicht mehr bloß durch Worte; der Dichter weiß sie sämmtlich in Handlung zu versetzen. Er entzückt uns vor allem wieder durch köstliche Einzelbilder, großentheils humoristische Genregemälde, in denen er manche eignen Erlebnisse und Gewohnheiten künstlerisch verarbeitete. Freilich findet sich in den „Flegeljahren" auch wieder die ungesunde Mischung von tugendseliger Empfindsamkeit und cynischer Roheit, von erhabner Poesie und niedriger Prosa, das gelegentliche, oft satirische oder ironische Abschweifen zu allen möglichen, außerhalb der epischen Handlung liegenden Fragen, die Ueberfülle an phantastisch zerfahrenen Bildern und Gleichnissen. In die Erzählung flocht R. (der gerade damals, im Juni 1805, in einem Wechselgesang der Oreaden und Najaden zur Feier des preußischen Königspaars bei seinem Besuch des Alexanderbades bei Wunsiedel seine völlige Unfähigkeit zur metrisch gebundenen Poesie bewies) mehrere sogenannte „Streckverse" in rhythmischer Prosa ein, ihrem Inhalte nach meistens phantastische Gefühlsergüsse.

Nach dem vorläufigen Abschlusse der „Flegeljahre" arbeitete R. zunächst sein zweites wissenschaftliches Werk „Levana oder Erziehlehre" (vom Juli 1805 bis zum October 1806) aus, das 1807, der Königin Karoline von Bayern gewidmet, in drei Bänden zu Braunschweig erschien. Er hatte nicht die Absicht, ein wohlgeordnetes System der Pädagogik nach einem einheitlichen Plane methodisch aufzubauen, sondern gab lieber nach den einleitenden allgemeinen Erörterungen in willkürlicher Ordnung praktische Vorschriften und Rathschläge für die verschiednen einzelnen Fälle und Fragen, die sich für den Pädagogen ergeben. Die Herausbildung des Idealmenschen galt ihm als höchstes Ziel, die Wahrung der Individualität einerseits, die Hinleitung der schrankenlosen individuellen Freiheit und des persönlichen Egoismus zur Hingabe an das Allgemeine andrerseits als wichtigste Aufgabe der Erziehung. So untersuchte er, im einzelnen bald von Rousseau, Pestalozzi und den Aufklärern abhängig, bald gegen sie ankämpfend, die Bildung des Kindes zum Guten, Wahren und Schönen und drang dabei vor

allem auf Wahrhaftigkeit als die erste Tugend, die der Erzieher einprägen und selbst üben soll, auf vollkommene Consequenz und leidenschaftslose Besonnenheit in seinem gesammten Handeln, auf richtige Pflege des religiösen Sinnes im Kinde, auf Erweckung der in ihm schlummernden Liebe zu Thieren und Menschen, auf die Anleitung seines Geistes zum selbständigen Denken, auf einheimisch-nationale Grundlagen seines Wissens und seiner ganzen Geistesschulung. Feinsinnig unterschied er die Grundsätze der männlichen und weiblichen Erziehung und erfaßte in bedeutsam-schöner Weise das Wesen und den Beruf des Weibes tiefer und richtiger als viele selbst seiner größten Zeitgenossen. Unwichtiger und überflüssiger dagegen waren die breit ausgeführten Anhangscapitel über Fürstenerziehung. Der Stil des Werkes, das zwischen wissenschaftlich schwerer und humoristisch populärer Darstellung schwankte, litt an ähnlichen Mängeln wie der der „Vorschule“; die Fülle geistreicher und praktisch werthvoller Winke verschaffte aber dem Buch eine im ganzen sehr freundliche Aufnahme, sodaß schon 1814 eine neue, vermehrte Auflage davon nöthig wurde.

Das politische Unglück, das während der Vollendung dieser letzten Werke über Deutschland hereingebrochen war, empfand R. in tiefster Seele innig mit; aber wie es ihn auch persönlich erschütterte, so erhob er sich doch rasch wieder darüber, um tröstend seinem Volk eine bessere Zukunft zu weissagen. So verfaßte er 1808 die „Friedenspredigt an Deutschland“, in der er mehr hoffend als klagend zunächst eine sittliche Läuterung und Erhebung der Deutschen als erste Bedingung ihres politischen Aufschwungs forderte. Er verlangte innere Besserung, mehr Vertrauen auf die eigne Kraft, Mäßigung des Luxus wie alles sonstigen Uebermaßes in Lust und Selbstsucht, entschiednes Streben nach echter Bildung des Geistes und Herzens, aber auch größere politische Freiheit auf Grund des Gesetzes, Umsturz des verjährten geistlosen Formalismus, Aufhebung der Censur, überhaupt eine vernünftige Regelung des Verhältnisses zwischen den Fürsten und dem Volke. Als eine bloße „Vollendung der Friedenspredigt“ ließ R. 1809 die „Dämmerungen für Deutschland“ folgen, im gleichen Sinne patriotisch empfunden ohne einseitig-nationale Vorurtheile und zunächst für sittliche Besserung und social-politische Freiheit wirkend. Die beiden hervorragendsten der hier vereinigten Aufsätze, „Ueber den Gott in der Geschichte und im Leben“ und „Ueber die jetzige Sonnenwende der Religion“ enthielten geschichtsphilosophische Betrachtungen, deren Bedeutung sich nicht allein auf die deutschen Verhältnisse beschränkte.

Ziemlich gleichzeitig mit den „Dämmerungen für Deutschland“ ließ Jean Paul 1809 zu Tübingen erscheinen „Des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flätz mit fortgehenden Noten; nebst der Beichte des Teufels bei einem Staatsmanne“, eine kurze, überaus lustige Geschichte, die durchaus von echtem, bisweilen derbem, aber immer gesundem Humor erfüllt ist, eigentlich nur ein komisches Charakterbild eines Hasenfußes, der überall eingebildete Gefahren sieht, während die angefügte „Beichte des Teufels“ eine bittere Satire auf die Verbrechen hoher Staatsbeamten ist. Einen ähnlichen drolligen Kauz, diesmal einen Arzt, der mit Vorliebe Ekelhaftes und Monströses aufsucht, stellt „Dr. Katzenbergers Badreise“ (Heidelberg 1809, in drei Bänden) dar, in demselben derb-realistischen Stil wie der „Schmelzle“ verfaßt, mit demselben gesunden Humor ausgestattet. Aber bei allen seinen Wunderlichkeiten und Cynismen ist Katzenberger ein tüchtiger, gediegener Charakter, ein Mann der That und Feind des leeren Scheins, grob und rauh, aber voll warmer Liebe im Herzen. Im Gegensatze zu ihm steht seine empfindsam schwärmende Tochter und noch mehr der phantastische Theaterdichter Theudobach, in welchem R. die Helden seiner früheren empfindsamen Romane und sich selbst ironisch carikirte, sowie der schmeichlerische, hämische, feige Windbeutel Strykius. Alle diese Charaktere sind anschaulich in allen großen

und kleinen Zügen geschildert, die ganze Erzählung spannend ohne übermäßige Umschweife entwickelt, durchweg mit bewegter Handlung erfüllt und nach allen Seiten glücklich abgerundet und abgeschlossen.

Dem „Katzenberger" gab R. als Anhang eine „Auswahl verbesserter Werkchen" bei, mehrere kleine Aufsätze und Recensionen, die zuerst in Zeitschriften erschienen und zum Theil 1804 von einem Jenaer Buchhändler ohne Wissen des Verfassers als dessen „Kleine Schriften" gesammelt worden waren. Die meisten dieser Schriften sind Ausgeburten eines satirisch-kühnen, zugleich rücksichtslos phantastischen Humors; aber daneben kommt auch der Ernst zu seinem Rechte, so in der Vision „Die Vernichtung" aus dem April 1796, in dem edlen, begeisterten Nachruf auf Charlotte Corday aus dem Ende des Jahres 1799, in der Lobpreisung Luthers und Schillers in der 1805 geschriebenen Satire „Wünsche für Luthers Denkmal von Musurus". Eine Reihe anderer kleinerer Aufsätze aus Zeitschriften sammelte R. 1810 zum ersten Bande der „Herbst-Blumine", dem sich noch zwei Bände 1815 und 1820 sowie 1814 unter dem Titel „Museum" die im „Frankfurter Museum" veröffentlichten Aufsätze und 1825 die zwei Bände der „Kleinen Bücherschau" anschlossen. Phantasie und Humor, Empfindsamkeit und Satire waren auch die Wesenseigenschaften dieser kleinen Abhandlungen oder Erzählungen, deren Stoffe alle erdenklichen Personen und Verhältnisse des wirklichen oder eines erträumten Lebens bildeten. R. erörterte in ihnen die bedeutendsten Fragen der Philosophie und der Sittenlehre ebensowohl, wie er etwa eine Anzahl „goldner Wetterregeln" als Ergebniß seiner langjährigen Wetterbeobachtungen darin mittheilte Er untersuchte, an Schelling, Mesmer, Schubert und andere verwandte Denker anknüpfend, die Wundererscheinungen des Magnetismus, das Traumleben, überhaupt die Nachtseiten der Naturwissenschaft, forschte mit gleicher Vorliebe dem Wachsthum des menschlichen Lebens vor der Geburt nach und wollte die Frage nach dem Entstehen der ersten Pflanzen, Thiere und Menschen in einer gegen die Entwicklungstheorie Darwins entschieden ankämpfenden Weise lösen. Er lieferte unter anderm in den „Erinnerungen aus den schönsten Stunden für die letzten" (1815) eine seiner rührendsten und liebenswürdigsten, dabei stilistisch einfachsten und anmuthigsten Geschichten und schuf zur gleichen Zeit in dem armen, hypochondrischen Rector Seemaus eine seiner ergreifendsten humoristischen Gestalten. Er trat in Vorreden und namentlich in Recensionen, die er unter dem Pseudonym Frip für die „Heidelberger Jahrbücher" schrieb, für die dichterischen wie für die wissenschaftlichen Bestrebungen der Romantiker ein. Mit mehreren Mitgliedern der neuen Schule, besonders mit Tieck, war er persönlich befreundet, E. T. A. Hoffmann führte er in die Litteratur ein, für Oehlenschläger und Fouqué hatte er Worte ungetheilter Bewunderung. Auf das eifrigste unterstützte er die ästhetischen, sprachlichen und litterargeschichtlichen Arbeiten, die durch die Romantiker in Deutschland angeregt wurden; er begeisterte sich warm für die Erforschung des deutschen Alterthums, für deutsche Sprachreinigkeit und Sprachrichtigkeit. Die rechtlichen Zustände in der litterarischen Welt Deutschlands beleuchtete er durch seine „Sieben letzten oder Nachworte gegen den Nachdruck" (1815). Er lieferte ferner gelegentlich Nachlesen zu seinen früheren größern Werken; so fügte er der „Kleinen Bücherschau" 1825 die „Kleine Nachschule zur ästhetischen Vorschule" bei. Vor allem aber nahm er an den wichtigen Ereignissen der Zeitgeschichte stets den lebhaftesten Antheil und erwies in zahlreichen, halb politischen, halb poetischen Aufsätzen seine treue vaterländische Gesinnung. Er verfolgte mit vertrauensvoller Begeisterung den Kampf seines Volkes gegen den corsischen Unterdrücker; aber er hielt auch seinem befreiten Vaterland im Mai 1814 die Pflichten vor, welche der Sieg ihm auferlege, daß nämlich in den Fürsten und ihren Landeskindern „das wechselseitige

Unglück der Entbehrung und das wechselseitige Erkennen des gereiften Werthes zu einem neuen Lieben, einem edlen Herrschen und Dienen aus einander blühen werde . . . ., daß das Abstoßen zwischen Wehr-, Lehr- und Nährstand nun, seitdem auf dem Schlachtfelde die Herzen aller Stände Eine Brust dem Feinde und dem Tode entgegenpflanzten, in ein gemeinschaftliches Anziehen zu der Vaterlandliebe übergehn werde, und daß alles besser und die Menschheit mehr werden werde". Dieselben Anschauungen offenbarte er auch in seinen selbständig gedruckten politischen Schriften aus jener Zeit, so in der scherzhaften Flugschrift „Mars' und Phöbus' Thronwechsel im J. 1814" (Tübingen 1814) und in den „Politischen Fastenpredigten während Deutschlands Marterwoche" (Stuttgart und Tübingen 1817), die zum größten Theil aus ältern Aufsätzen der Jahre 1810 bis 1812 zusammengesetzt waren. Auch durch diese ältern Aufsätze ging ein Zug von Hoffnung; zugleich aber ermahnten sie Deutschlands Volk und Fürsten, zur Klärung der gährenden Elemente im deutschen Geistes- und Sittenleben redlich beizutragen. Andere dieser Aufsätze wandten sich mit treffendem, scharf satirischem Humor gegen die deutsche Kleinstaaterei mit ihrem verschwenderischen Reichthum an Titeln, Orden, Ehrenstellen oder ihrem praktisch werthlosen Soldatenspiel nach größern Mustern, so namentlich die Erzählung „Mein Aufenthalt in der Nepomukskirche während der Belagerung der Reichsfestung Ziebingen" (1810) voll derber, phantastisch ausgelassener Komik und die Groteske „Die Doppelheerschau in Großlausau und in Kauzen, sammt Feldzügen" (1811).

Diesen überall mit scharfer Satire gewürzten Humoresken schloß sich das 1806—1811 geschriebene „Leben Fibels, des Verfassers der Bienrodischen Fibel" (Nürnberg 1812) an, die humoristische, jedoch von der Satire mehr zur Idylle sich neigende Biographie eines gutmüthigen, harm- und arglosen Menschen, der ein Abcbuch verfertigt und darüber in seinem Streben nach Ruhm, worin ihn pfiffigere Gesellen zu selbstsüchtigen Zwecken bestärken, beinahe verrückt wird. Seine Lebensgeschichte, die R. ohne die früher unvermeidlichen Seitensprünge und Abschweifungen, nur etwas breit und besonders in ihrer zweiten Hälfte weniger fesselnd erzählte, zeugte in der Schilderung der donquixotenhaften Träumereien Fibels von der Selbstironie, mit welcher ihr Verfasser das gefährliche Ueberwuchern der Phantasie geißelte. In den poetisch rein empfundenen Idyllen am Anfang und am Schluß des Buches, welche zur Zeit des nationalen Elends lehrten, daß wahres Glück und wahrer Frieden nur in der Beschränkung, fern vom großen Treiben der Welt, in der Familie zu finden sei, erinnerte sie an die verwandten Darstellungen im „Wuz", im „Quintus Fixlein" und in den übrigen früheren Romanen Jean Paul's.

Die eignen häuslichen Verhältnisse des Dichters hatten sich jetzt behaglicher gestaltet, besonders durch die Gunst des Fürsten Primas Karl von Dalberg, der ihn auf sein Ansuchen (1808) zum Mitgliede der Frankfurter Akademie mit einer jährlichen Pension von tausend Gulden ernannte. Das bald darauf folgende Anbieten Dalberg's, mit einem weiteren Jahresgehalte von tausend Gulden als Professor der Aesthetik an der höheren Schule in Aschaffenburg zu wirken, lehnte R. ab, weil er sich für ein solches, seine schriftstellerische Freiheit stark verkürzendes Lehramt nicht geeignet glaubte. Nach Dalberg's Abdankung drohte ihm eine Zeit lang der völlige Verlust der beträchtlichen Pension; aber nachdem er vergeblich bei mehreren andern Fürsten Ersatz dafür gesucht hatte, trat endlich der König von Baiern in Dalberg's Verpflichtungen gegen den Dichter ein. Von Bayreuth mochte dieser sich nun auf die Dauer nicht mehr trennen; wohl aber trieb es ihn jetzt wieder öfters auf einige Tage oder Wochen in die Ferne hinaus, und so unternahm er wieder regelmäßig kleine Reisen, 1811 nach Erlangen, 1812 nach Nürnberg, wo er Friedrich Heinrich Jacobi

endlich persönlich kennen lernte, 1816 nach Regensburg, wo Dalberg seit seiner Entthronung wohnte, 1817 nach Heidelberg. Professoren und Studenten, Männer und Frauen, vor allem Heinrich Voß, Hegel, Creuzer, Paulus, überhäuften hier den Gast mit Beweisen ihrer Achtung und Liebe; die Universität ernannte ihn zum Ehrendoctor der Philosophie. Kleine, nicht weniger fröhliche Ausflüge mit den Freunden nach Mannheim, Wiesbaden und rheinabwärts bis Bingen unterbrachen die Festwochen, die in der Seele des Gefeierten solches Entzücken zurückließen, daß er schon 1818 zu den badischen Freunden zurückkehrte. Aber der ehrenvolle Empfang unterwegs in Frankfurt und die Wiederholung aller Auszeichnungen in Heidelberg, wo er jedoch diesmal alle Ehren gemeinschaftlich mit seinem ebenfalls gerade anwesenden litterarischen Gegner August Wilhelm Schlegel hinnehmen mußte, ermüdete ihn und ließ ihm keinen so ungetrübt frohen Eindruck zurück wie das Jahr zuvor, als das alles neu gewesen war. Im Sommer 1819 reiste er, wieder von Hoch und Niedrig mit Verehrung überhäuft, nach Stuttgart, im Herbst desselben Jahres nach Löbichau bei Altenburg, dem Landsitz der Herzogin Dorothea von Kurland, die einen auserlesenen Kreis geistvoller Männer und Frauen um sich versammelt hatte. Jean Paul fand hier Tiedge, Elise von der Recke, Anselm v. Feuerbach mit seinem Sohne, Thümmel, Marheineke und andre ihn ungemein anziehende Schriftsteller und Gelehrte; er zählte diese Tage zu den schönsten seines Lebens. Im Frühling 1820 wanderte er nach München, wo sein Sohn Max seit einem halben Jahre am Lyceum studirte. Trotzdem er am Hofe und in der Gelehrtenwelt die wohlwollendste und auszeichnendste Aufnahme fand, behagte es ihm hier wenig; die dringende Aufforderung, eine Stelle in der Akademie mit tausend bis fünfzehnhundert Gulden Gehalt anzunehmen und hieher zu ziehen, lehnte er schon wegen der „abscheulichen Gegend von München" ab. Die bairische Residenz verlor für ihn die letzte Anziehungskraft, als im Herbst 1820 sein Sohn die Universität Heidelberg bezog. Hier gerieth der glänzend begabte, von unersättlichem Wissensdurst getriebene Jüngling durch das Studium der Hegel'schen Philosophie und einer unter romantischen Einflüssen ausgebildeten mystisch-asketischen Richtung der Theologie in aufreibende religiöse Zweifel, die seine Lebenskraft unterwühlten. Während der Herbstferien 1821 erlag er am 25. September im Elternhaus einem Nervenfieber; seinen Verlust verschmerzte der alternde Vater niemals. Eine Reise nach Dresden im Frühling 1822, auf der er nur Heitres und Freudiges erlebte, entriß ihn doch nur auf kurze Zeit seiner Trauer; auf's neue erweckte diese der plötzliche Tod seines Freundes Voß im October 1822. Jetzt griffen aber auch ihn selbst körperliche Leiden und Gebrechen an. Den Wein, den er bisher nebst dem Bier und andern erregenden Getränken zur Belebung seiner geistigen Thätigkeit während der Arbeit gern genossen hatte, vertrug er nicht mehr; dazu begannen seine beiden Augen zu erblinden. Mannigfache, oft falsche oder nicht folgerichtig durchgeführte Heilversuche, besonders drei Reisen nach Nürnberg, die er in den drei folgenden Jahren mitunter zur ungünstigsten Jahreszeit unternahm, verschlimmerten noch das Uebel. Endlich trat die Wassersucht dazu und setzte seinem Leben am Abend des 14. November 1825 ein immerhin frühes Ende.

Er selbst hatte seinen Tod nicht so nahe geglaubt. Er war unablässig bis in seine letzten Tage mit der Vollendung älterer Schriften, den Vorbereitungen zu einer Ausgabe seiner sämmtlichen Werke, die dann seit 1826 erschien, und den Plänen zu neuen Arbeiten beschäftigt. So hatte er unter anderm 1820 die schon 1818 im „Morgenblatt" gedruckten zwölf Briefe „Ueber die deutschen Doppelwörter" zusammen mit zwölf neuen Postscripten selbständig veröffentlicht, eine grammatische Untersuchung, in welcher er mit warmer Liebe zu seiner Sprache

und reichen, wenn auch meist dilettantenhaften Kenntnissen in ihr vornehmlich gegen die Einschiebung eines s in zusammengesetzten Wörtern (Geburtstag, Wahrheitsliebe statt Geburttag, Wahrheitliebe u. s. w.) kämpfte. Auch der Widerspruch berufener Fachmänner, die er auf's höchste verehrte, eines Jacob Grimm, Docen, Friedrich Thiersch, brachte ihn von seiner grammatischen Grille nicht ab; vielmehr führte er sie mit strenger Consequenz in allen seinen späteren Schriften und neuen Ausgaben seiner älteren Werke durch.

Gleichzeitig mit diesen Briefen und Postscripten verfaßte er 1818 den Anfang einer Selbstbiographie, die er seit 1806 bereits plante und nun auf das dringende Zureden vieler Freunde und Freundinnen endlich in Angriff nahm. Aber die bloße Erzählung geschichtlicher Thatsachen, ohne daß er dabei etwas zu erdichten hatte und ohne daß er dem Scherz und der Empfindung überall freien Lauf lassen durfte, ermüdete ihn: er vollendete nur die Geschichte seiner Kinderjahre bis zum ersten Genuß des heiligen Abendmahls. Ganz ließ er auch in dieser an idyllischen Schönheiten reichen Darstellung den Humor und die Empfindung nicht beiseite; aber sein Streben nach strenger Wahrheit deutete er schon durch die Wahl des Titels an, der absichtlich einen gewissen Gegensatz zu der Ueberschrift des gleichartigen Werkes von Goethe bekundete, „Wahrheit aus Jean Pauls Leben". Erst nach seinem Tode (1826) erschien dieses Bruchstück, das Christian Otto und Ernst Förster, der Schwiegersohn Richter's, bis 1833 durch weitere sieben Bände, großentheils Briefe und Tagebuchstellen des Verstorbenen, ergänzten. Statt der im Januar 1819 abgebrochenen rein geschichtlichen Arbeit griff R. einen älteren dichterischen Versuch wieder auf, in welchen er einen Theil seiner autobiographischen Bekenntnisse zu verweben gedachte, den 1811 begonnenen, 1820—22 in drei Bänden zu Berlin gedruckten Roman „Der Komet oder Nikolaus Marggraf". Wieder wie in seinen ersten großen Romanen lieferte er hier ein Werk von beispielloser humoristischer Willkür und phantastischer Zerfahrenheit, voll Abschweifungen und subjectiven Einfällen aller Art. Wieder kümmerte er sich um einen geordneten, kunstvollen Ausbau und eine klare, folgerichtige Entwicklung der Handlung viel zu wenig; dagegen leistete er in der Ausgestaltung der einzelnen Charaktere und Scenen Bewundernswürdiges. Er schilderte seinen Helden, den Apotheker Nikolaus Marggraf, als einen die Welt durchziehenden Don Quixote, den das Bewußtsein seiner fürstlichen Abkunft, seine Erfindung der Kunst Diamanten zu verfertigen und seine weltbeglückenden Ideen halb verrückt gemacht haben, und kämpfte so auf's neue gegen alles Ueberwuchern der ungezügelten Phantasie und Empfindsamkeit an. Seine Geschichte streift überall an die Allegorie, ihre Figuren an die Caricatur an; aber im einzelnen durchaus anschaulich und realistisch, hält sie sich von der Sentimentalität und Transcendenz der früheren Romane Jean Paul's durchweg fern. Einen reinen Kunstgenuß vermag sie trotz allem Reichthum an geistigem Gehalt nicht zu gewähren; worauf sie äußerlich abzielt, ist kaum zu ersehen, da sie unvollendet blieb. Noch in seinen letzten Jahren häufte der Dichter allerlei Studien zur Fortsetzung des Romans auf.

In ähnlicher Weise sammelte und ordnete er jetzt den seit dreißig Jahren aufgespeicherten reichhaltigen Stoff zu seinem „letzten Werke", dem „Papierdrachen", allerlei bald nur flüchtig skizzirte, bald breit ausgeführte Gedanken, Empfindungen, dichterische, satirische, witzige, humoristische Einfälle, philosophische, ästhetische, religiöse, politische Bemerkungen, von Ernst Förster erst 1845 aus dem Nachlaß des längst Entschlafenen in zwei Bänden herausgegeben. Hier traten auch zuerst die Fragmente „Wider das Ueberchristenthum" an das Tageslicht, in welchen der alternde Dichter, an Lessing und an den Heidelberger Freund Paulus anknüpfend, als ein kühner Vertheidiger der religiösen Freiheit

und des geistigen Fortschritts gegen den entnervenden und knechtenden Pietismus der spätern Romantiker zu Felde zog. Mit besonderer Liebe arbeitete er in diesen letzten Jahren außerdem an einem Buche über „Die Kunst stets heiter zu sein" und an dem erst 1827 in zwei Bänden herausgegebenen Werke „Selina oder über die Unsterblichkeit der Seele". Der Tod seines Sohnes, der bald nach Jacobi's, kurz vor Vossens Hingang ihn erschütterte, hatte ihn zu dieser ganz ernsten, jedes Humors baaren, äußeren Fortsetzung des „Kampanerthals" angeregt. Eine ziemlich dürftige, schwach bewegte Handlung, deren Träger dieselben Personen wie in jener älteren Geschichte waren, diente wieder wie dort fast nur als Rahmen für Gespräche, in welchen R. alle erdenklichen Beweise und Scheinbeweise für die Unsterblichkeit anhäufte und gegen etwaige Einwände vertheidigte. Von den Gründen, mit denen die geoffenbarte Religion den Glauben an die persönliche Fortdauer des Menschen nach dem Tode stützt, hielt er sich absichtlich dabei ferner, ja er kämpfte sogar gegen gewisse herkömmliche Beweise der christlichen Theologen erfolgreich an; er suchte seine Ueberzeugung mehr durch allgemeine philosophische Schlüsse, die er bald der Naturwissenschaft, bald der Psychologie, bald der Ethik entnahm, zu begründen. Statt unumstößlichen Beweisen lieferte er freilich oft nur Vermuthungen, Wünsche, Hoffnungen, Phantasien; sein Geist schweifte aber dabei forschend und lehrend durch das unermeßliche Reich aller Welten und spendete denen, die ihm zu folgen vermochten, Gedanken und Anschauungen von einer bei R. früher kaum geahnten Erhabenheit in verschwenderischer Fülle. Dem unvollendeten, in seinen ersten Abschnitten aber mehrfach überarbeiteten Werke fügte der Herausgeber Otto eine große Anzahl Aphorismen verwandten Inhalts aus dem handschriftlichen Nachlasse seines Freundes bei.

Viele weitere Aphorismen aller Art haben Jean Paul's Freunde und Verehrer an verschiedenen Orten veröffentlicht, 1832 in den „Politischen Nachklängen", 1845 im „Papierdrachen" und sonst. Unter diesen abgerissenen Gedanken ragen besonders die Regeln hervor, die R. immer wieder für sich selbst, für sein Leben oder sein schriftstellerisches Wirken niederschrieb, so bereits als Jüngling 1784 in seinem „Andachtsbüchlein", dann namentlich seit 1812 in seiner „Via recti". Wie er hierdurch sein sittliches Handeln fast pedantisch streng überwachte, so war ihm überhaupt in seinem täglichen Thun eine genaue Regelmäßigkeit eigen. Sein Leben floß so nach Ablauf der stürmischen Lehr- und Wanderjahre in einfachen, bürgerlich-herkömmlichen und ebenmäßigen Geleisen hin, ohne jedoch in eigentlich spießbürgerliche Unfreiheit und Kleinlichkeit auszumünden. Die freundliche Milde und Heiterkeit seines Wesens, seine thätige Hilfsbereitschaft und seine warme Theilnahme an allem, was rings um ihn vorging, gewann ihm die Liebe seiner Mitbürger, die manche seiner Eigenheiten mißtrauisch betrachteten und allzu nüchtern beurtheilten, und die herzliche Zuneigung der zahlreichen Bewunderer seiner Schriften, die Jahr für Jahr verehrungsvoll ihn in Bayreuth besuchten. Sein menschlich liebenswürdiger, sittlich reiner, wenn auch oft derber Charakter und sein unablässiges, echtes Streben nach den höchsten Idealen der Menschheit war auch aus allen seinen Schriften ersichtlich, auch aus denen, in welchen er mit grobem Cynismus oder tollem satirischem Humor scheinbar nur die engen Verhältnisse der Kleinstaaterei oder des ärmlichen kleinbürgerlichen Familienlebens in Deutschland schilderte. Für König Friedrich II. fand er gelegentlich einmal Worte ungeteilter Hochachtung; aber das größere, wirklich lebendige Treiben in einem der mächtigeren, frischer zu hohen Zielen emporstrebenden Staaten Europas wählte er nirgends zum Hintergrunde seiner Romane. Mit scharfem Auge betrachtete er die Zustände, die er darstellen wollte, bis auf alle Einzelheiten; aber nicht selten hinderte ihn die ungeordnete Fülle dieser Einzel-

beobachtungen zusammen mit dem ungeordneten Reichthum seiner Gelehrsamkeit, mit dem bunten Vorrath seiner humoristischen, ironischen, satirischen, moralischen Einfälle, den er überall nach willkürlichem Belieben ausstreute, eine klar und sicher sich entwickelnde Erzählung mit anschaulichen Charakteren und spannenden Situationen in munteren Fluß zu bringen. Seine komische Kraft, seine Innigkeit des Empfindens, seine Stärke der dichterischen Erfindung war groß; aber seine an eigentlichen Ausdrücken arme, an Bildern und Gleichnissen, die oft zerfließen, und besonders an Wiederholungen und Tautologien überreiche Sprache, die alles, auch das fest Ruhende und Leblose, bewegt, beseelt und personificirt, sein unendlich verschlungener, wenig übersichtlicher Periodenbau, seine zahllosen übertrieben subjectiven Zwischenbemerkungen, seine vielen Geschmacklosigkeiten und plötzlichen Veränderungen der Stimmung, kurz seine ganze humoristische Stil- und Formlosigkeit hat der künstlerischen Wirkung seiner Schriften von jeher schweren Eintrag gethan. Der Einfluß seiner Manier freilich erstreckte sich nicht nur auf mehrere der gleichzeitigen Romantiker, namentlich E. T. A. Hoffmann, sondern auch gelegentlich selbst, wenn gleich äußerst maßvoll, auf Goethe, besonders aber auf die meisten Feuilletonisten und Journalisten von Ludwig Börne an bis zu unsern Tagen, auf verschiedene deutsche Dichter, welche der orientalischen Richtung in unserer Litteratur folgten, und auf die mannichfachen späteren Humoristen und Romanschriftsteller unseres Volkes. —

Panegyrische Worte wärmster Begeisterung und Liebe rief dem Geschiedenen Ludwig Börne in seiner Denkrede auf Jean Paul Friedrich Richter (im Morgenblatt 1825, dann im Sonderdruck zu Erlangen 1826) nach. Dann folgte die Herausgabe zahlreicher Briefwechsel Richter's, zunächst in den spätern Bänden der „Wahrheit aus Jean Paul's Leben“ (1826—33), ferner namentlich seine Briefe an Friedrich Heinrich Jacobi (Berlin 1828), sein Briefwechsel mit Christian Otto (4 Bde., Berlin 1829—33), mit Heinrich Voß (Heidelberg 1833), mit Emanuel Osmund, Friedrich v. Oertel, Paul Thieriot, mit seiner Frau und verschiednen Freunden und Freundinnen in den „Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul Friedrich Richter, herausgegeben von Ernst Förster“ (4 Bde., München 1863), mit Charlotte v. Kalb (herausgegeben von Paul Nerrlich, Berlin 1882). Die Reihe der größeren Biographien eröffnete Heinrich Döring nach einem ersten Versuch (Gotha 1826) mit „Jean Paul Friedrich Richter's Leben und Charakteristik“ (2 Bde., Leipzig 1830—32), einem durchweg aus Briefen und früheren gelegentlichen Mittheilungen anderer ohne jedes eigne Urtheil und besonders ohne eigne Geistesarbeit geschöpften, fabrikmäßig zusammengeschriebenen Buche. Unvergleichlich höher steht der von Richard Otto Spazier, dem Neffen des Dichters, verfaßte „Biographische Commentar zu den Werken Jean Paul Friedrich Richter's“ (5 Bde., Leipzig 1833), eine sorgfältige, liebevoll eingehende Darstellung seines Lebens und Schaffens, durchaus von selbständiger und verständnißvoller Auffassung seiner Werke zeugend. Persönliche Erinnerungen an Jean Paul zusammen mit mehreren Briefen und einem kleinen Aufsatze desselben (aus dem Nachlaß Böttiger's) nebst einer allgemeinen Charakteristik seiner schriftstellerischen Thätigkeit veröffentlichte Z. Funck im dritten Bande der „Erinnerungen aus meinem Leben in biographischen Denksteinen und anderen Mittheilungen“ (Schleusingen 1839). In übersichtlich zusammenfassender und dabei das Wesentliche der Lebensgeschichte doch erschöpfender Weise ergänzte Ernst Förster im letzten Bande der dritten Ausgabe von Jean Paul's sämmtlichen Werken dessen Bruchstück seiner Autobiographie (Berlin 1862). Waltete in allen diesen Arbeiten eine begreifliche Voreingenommenheit für Richter, so betrachtete K. Ch. Planck den Schriftsteller mit mehr Objectivität in seiner

litterar- und culturgeschichtlich trefflichen Charakteristik von „Jean Pauls Dichtung im Lichte unserer nationalen Entwicklung“ (Berlin 1867). Endlich lieferte Paul Nerrlich nach seinem aufschlußreichen Buche „Jean Paul und seine Zeitgenossen“ (Berlin 1876) in der Einleitung zu seiner Auswahl von Jean Paul's Werken (in Joseph Kürschner's Deutscher Nationallitteratur, Bd. 130—34) eine bei aller Kürze den jetzigen Anforderungen der litterargeschichtlichen Forschung vorzüglich entsprechende Uebersicht über Richter's Leben und Dichten.

Franz Muncker.

Richter: Johann Christian Gottlieb R., evangelischer Theolog, geboren zu Gotha am 27. Juli 1766, erhielt durch seinen Vater, den Kaufmann Gottlieb Jakob Richter, eine sorgfältige Erziehung und trat schon früh in das Gymnasium ein, welches damals Männer wie Stroth, Kaltwasser und Manso zu seinen Lehrern zählte. Seit 1784 studirte er in Jena Theologie, fühlte sich aber auch von den semitischen Sprachen und der Naturgeschichte angezogen. Für die letztere, namentlich die Botanik, bewahrte er eine fortdauernde Neigung, so daß er später die Mußestunden seines Berufslebens der Zucht und Beobachtung ausländischer Pflanzen widmete und mit Joh. Fr. Blumenbach einen wissenschaftlichen Verkehr unterhielt. Als er nach Beendigung seiner Studien die Candidatenprüfung in Gotha bestanden hatte, ging er nach Schwedt, aber sicher nicht, wie der Neue Nekrolog (s. u.) meint, als Erzieher eines jungen Barons v. Stolzenberg, der damals erst ein Jahr alt war, sondern wohl als Privatsecretär von dessen Mutter, der früheren Schauspielerin Charlotte Carl, geb. Kramann von Gotha, mit welcher sich Friedrich Heinrich, der letzte Markgraf von Brandenburg-Schwedt, 1785 vermählt hatte. Nach dessen Tode (12. September 1788) kehrte R. nach Gotha zurück, nahm hier vorübergehend eine Erzieherstelle bei einem jungen Engländer an, vertauschte diese aber 1790 mit dem Amte eines Candidaten der Collaboratur am dortigen Gymnasium. Während er die beiden oberen Classen im Hebräischen, die unteren im Lateinischen und in der Naturgeschichte unterrichtete, war er seit 1802 zugleich noch als Stadtcollaborator und als Lehrer an zwei Privatschulen thätig. 1804 zum Pfarramte nach Trügleben berufen, verheirathete er sich im folgenden Jahre und erlebte 1813 nach der Leipziger Schlacht das Mißgeschick, von französischen Soldaten ausgeplündert zu werden. Da diese auch das Pfarrhaus verwüsteten, so mußte er mit seiner Gattin bei dem Schloßverwalter in Reinhardsbrunn ein Unterkommen suchen. Hier gebar ihm seine Gattin am 28. October einen Sohn, welcher in der Taufe den Namen Reinhard erhielt (s. u.). Erst nach mehreren Wochen, die er, unterstützt von seinen Freunden R. Z. Becker und Oberhofprediger W. Fr. Schäffer, in Reinhardsbrunn und Gotha zugebracht hatte, konnte er in sein unterdessen wiederhergestelltes Pfarrhaus zurückkehren. 1815 als der letzte von Sachsen-Gotha ernannte Superintendent und Oberpfarrer nach Römhild befördert, wirkte er hier bis zu seinem Tode und starb, nachdem er kurz zuvor noch seine 25jährige Amtsjubelfeier begangen hatte, am 9. October 1840 an einem Nervenschlage. Geschätzt als Geistlicher und Lehrer, von friedliebendem Charakter und gesellschaftlichen Talenten, hatte er sich viele Freunde erworben. Zu den vertrautesten gehörten Fr. v. Schlichtegroll und der Superintendent Joh. Adf. Jacobi in Waltershausen (s. A. D. B. XIII, 592 f.), die wie er Mitglieder des Freimaurerbundes waren. Außer mehreren Predigten hat R. veröffentlicht: einen noch 1824 im Gothaischen Gymnasium gebrauchten „Leitfaden beim naturhistorischen Unterrichte nach Bechstein's gemeinnütziger Naturgeschichte des In- und Auslandes“ (1795, eigentlich 1794) und ein Buch „Ueber die fabelhaften Thiere“ (1797), in welchem er über Fabelwesen, wie

Sphinx, Centauren, Greif, Phönix, Basilisk, Salamander, Drache u. s. w., handelte.

Karl Gottlieb R., sein jüngerer Bruder, geboren am 30. Juli 1776 in Gotha, widmete sich ebenfalls der Theologie, wurde um 1815 Diakonus in Waltershausen und 1835 Pfarrer in Bufleben, trat 1853 in den Ruhestand und zog sich nach Gotha zurück, wo er am 13. December 1857, 81 Jahre alt, starb. Er ist Verfasser der beiden Schriften: „Kleines geographisches Post- und Reise-Lexikon für die Besitzer des täglichen Taschenbuchs, oder alphabetische Beschreibung aller im täglichen Taschenbuche befindlichen Poststationen. Mit einer Vorrede des Herrn Professor Galletti" (1804), eine Art Commentar zu K. W. Ettinger's Täglichem Taschenbuch für alle Stände, und „Lehrbuch der Erdbeschreibung nach natürlicher Ordnung und Eintheilung der Staaten" (1822). Ferner setzte er das nach dem Plane Heinr. Schorch's 1804 von Theophil Friedr. Ehrmann begonnene, im 2. und 3. Bande von Schorch selbst bis 1819 bearbeitete „Allgemeine historisch-statistisch-geographische Handlungs-, Post- und Zeitungs-Lexikon für Geschäftsmänner, Handelsleute, Reisende und Zeitungsleser" von dem Artikel Neukirch an im 4. u. 5. Bande (1821—30) fort, wobei er seine Vorgänger an Vollständigkeit uud Sachkenntniß wesentlich übertraf.

Ueber R. I.: Meusel, G. T. (zum Theil mit seinem Bruder verwechselt). — N. Nekr., 18. Jahrg., 1840, S. 1003—1005. Von seinem Sohne Reinhard R.) — A. Beck. Ernst II., Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg, S. 138, Gotha 1854. — Vgl. auch: Chr. Ferd. Schulze, Geschichte d. Gymnasiums zu Gotha, S. 200 u. 291, Gotha 1824. — Ueber R. II.: Meusel, G. T. — Außerdem Mitheilungen von Pfr. Thon in Bufleben und Fr. Hennicke in Gotha. Schumann.

Richter: Johann Heinrich R., Dr. theol., Inspector des rheinischen Missionsseminars, geb. zu Belleben am 11. December 1799, starb zu Barmen am 5. April 1847. Sein Vater wollte ihn Forstmann werden lassen. Da aber der Vater starb, als er eben erst mit dem Studium der Forstwissenschaft begonnen hatte, so folgte er gern dem Wunsch seiner Mutter und widmete sich der Theologie. Als Student in Halle zeichnete er sich durch Fleiß und Gaben aus; vom Ministerium empfing er ein Reisestipendium, und wurde nach Vollendung seiner Studien schnell nacheinander als Lehrer und Erzieher an verschiedene Seminarien und Erziehungsanstalten berufen. Im J. 1827 wurde er vom Halberstädter Seminar weggerufen nach Barmen zur Leitung des dort neu begründeten Missionsseminars, und auf diesem Posten blieb er zwanzig Jahre, bis zu seinem Tode. Die Missionsgesellschaft in Barmen, damals noch klein und schwach, hatte bei Richter's Ankunft nur die Absicht, Gehülfen für fremde (englische) Missionen auszubilden. R. überzeugt sich bald, daß die ihm anvertraute Anstalt nur dann gedeihen könne, wenn sie selbständige ordinirte Missionsprediger aussende. Auch dauerte es nicht lange, bis sein Wunsch in Erfüllung ging. Eine größere Missionsgesellschaft constituirte sich, und im J. 1828 wurden die ersten Missionsprediger aus dem Barmer Seminar ausgesendet nach Südafrika, später folgten andere nach Borneo, nach Nordamerika, nach China. Die Mission in Nordamerika, welche zuerst den Indianern galt, wurde aber bald wieder aufgegeben, und an ihre Stelle trat die Sendung von Candidaten und Predigern zu den ausgewanderten deutschen Landsleuten in Nordamerika. Auf Richter's Veranlassung wurde für diesen Zweck eine besondere Gesellschaft neben der Heiden-Missionsgesellschaft gegründet, aber die nach Amerika zu entsendenden Prediger wurden zum größeren Theile zugleich mit den Heidenboten im Missionshaus ausgebildet. Ebenso lebhaft interessirte sich R. für die

Mission unter den Juden, und auf seine Anregung trat auch für diesen Zweck ein besonderer Verein zusammen, der noch jetzt bestehende Rheinisch-Westfälische Verein für Israel, der seinen Sitz in Köln hat. Der Unterricht der Zöglinge im Missionshause — meist waren es ihrer zwölf — führte den Inspector selber zu immer gründlicheren biblischen und dogmatischen Studien, und das rege geistliche Leben des Wupperthals, der Verkehr mit einer Reihe ausgezeichneter und geistvoller Prediger förderte diese Studien in anregendster Weise. Nachdem er bereits in verschiedenen pädagogischen und theologischen Zeitschriften schriftstellerisch aufgetreten war, wandte er sich zu der theologischen Hauptarbeit, die seinen Namen in weiten Kreisen bekannt gemacht hat, nämlich zur Herausgabe eines größeren Bibelwerkes, betitelt: „Erklärte Hausbibel, oder Auslegung der heiligen Schrift Alten und Neuen Testamentes", welches von 1834—1840 in der Falkenbergischen Verlagshandlung erschien. Es ist das eine populäre Erklärung des deutschen Bibeltextes, und zwar so, daß die Erklärung theils in den Text hinein, theils unter demselben gedruckt ist; dazu ausführliche Einleitungen in die verschiedenen Bücher und die einzelnen Capitel. Das Werk besteht aus 6 Bänden, von welchen die ersten vier das Alte, die beiden letzten das Neue Testament behandeln. Neben diesem Hauptwerk, um deswillen er von der Bonner Facultät zum Dr. theol. creirt wurde, ist von Richter's Publicationen am bekanntesten geworden eine vergleichende Zusammenstellung und Kritik der katholischen und evangelischen Glaubenssätze, betitelt: „Die evangelische und römische Kirchenlehre", Barmen 1844. Lebhaft betheiligte er sich an dem litterarischen Kampf gegen den Seminardirector Diesterweg, der in seinen Rheinischen Blättern für Erziehung und Unterricht dem Naturalismus das Wort redete. Außer mehreren kleinen Artikeln erschien 1843 eine Broschüre: „Zeugnisse in der Sache zwischen Diesterweg und Emmerich von Dr. Heinrich Richter". Dies waren jedoch nur Nebenbeschäftigungen. Seine Hauptthätigkeit blieb immer dem Missionsseminar zugewandt, und die zu Gunsten der Missionssache in Druck gegebenen Schriften, Jahres- und Monatsberichte der Rheinischen Missionsgesellschaft stammen zum großen Theil aus seiner Feder. Nicht bloß durch diese schriftstellerische Thätigkeit, sondern auch durch vielfache Besuchsreisen zu den Hülfsvereinen und den Freunden und Förderern der Heidenmission, war R. eine bekannte und geschätzte Persönlichkeit in ganz Rheinland und Westfalen. Nicht minder wurde sein Name auch über die Grenzen Deutschlands und bis nach Amerika und den Heidenländern bekannt durch die vielen Schüler, die als Prediger und Missionare in der Ferne wirksam waren. Denn mit allen stand er bis an sein Ende in lebhaftem Briefwechsel, und wurde von ihnen wie ein Vater geehrt. Eine Lungenentzündung machte seinem thätigen Leben schon im 48. Jahre ein unvermuthetes und schnelles Ende. v. Rohden.

Richter: Joseph R., Schriftsteller. Sein Geburtsjahr wird verschieden angegeben, 1740, 1748 und 1749; am wahrscheinlichsten ist er am 16. März 1749 zu Wien geboren. Er besuchte daselbst das Gymnasium und betrat danach in einem Wechselgeschäfte die merkantile Laufbahn. Nachdem er sich nicht ohne Glück als Dichter gezeigt hatte, beschloß er, sich ganz der Schriftstellerei hinzugeben. Seine erste poetische Arbeit erschien 1775 in den mit Raditschnigg v. Lerchenfeld (s. A. D. B. XVIII, 424) herausgegebenen „Gedichten zweier Freunde", nachdem er schon 1774 für ein paar Schauspiele, welche er für das Nationaltheater schrieb, die von Kaiser Joseph II. dafür festgesetzte dritte Einnahme, und zwar als der Erste, erhalten hatte. Es folgten nun eine Menge dramatischer Arbeiten, welche damals in Wien und anderwärts gerne gesehen wurden, wie „Der Falk" 1776, „Die Feldmühle" 1777, „Die Gläubiger" 1777, „Sammlung von Theaterstücken" 1791 (darin unter anderen „Das Gold

war dennoch nicht ganz rein“), „Die Geisterseherin“ 1792, „Wucher und Weibertrug“ 1800, „Der junge Grieche und die entlarvte Heuchlerin“ 1801, „Die Eifersucht durch den Schuh“ 1802, „Das Urtheil des Paris“ 1802, „Was wirkt nicht oft ein Bankozettel“ 1802, „Der verwandelte Rittmeister“ 1805, „Cornelia d'Oromante“ 1810, „Die Spielerin“ 1810, „Die Zimmerherren in Wien“ 1810, „Das Räubermädchen von Baden“ 1811, „Die lächerlichen Projectanten“ 1811. — Daneben gingen die „Gedichte vom Verfasser der Eipeldauer Briefe“, 3 Bändchen, und eine Reihe von Romanen und Anderem: „A-B-C-Buch für große Kinder“ 1782, 1810, „Neue Legende der Heiligen“ 1784, „Herr Caspar. Ein Roman wider die Hypochondrie“ 1787, „Die Kapuzinersuppe. Drei Töpfe“ 1787, „Die Gräfin Nimmersatt aus Wien“ 1787, „Angenehme Sommer- und Winterlectüre“ 1790, „Der deutsche Gevatter Matthies“ 1791, „Die Frau Lisel“ 1795, „Wienerische Musterkarte“ 1798, „Das alte und das neue Wien“ 1800, „Lebensgeschichte eines Flohweibchens“ 1808, „Lebensgeschichte eines Pudels“ 1808, „Jupiters Reise nach unserer Welt“ 1808 u. a. Schon als Mitarbeiter der gelehrten Realzeitung hatte er sich eine geachtete litterarische Stellung gemacht. Einen noch höheren Einfluß aber errang und behauptete er bis an sein Ende durch die „Eipeldauer Briefe“. Sie erschienen von 1785—97 unter dem Titel: „Briefe eines Eipeldauers an seinen Herrn Vetter in Kakran“, dann nach zweijährigem Stillstande bis 1801 als „Briefe des wieder aufgelebten Eipeldauers“ und von 1802—13 als „Briefe des jungen Eipeldauers“. Nach Richter's am 16. Juni 1813 erfolgten Tode wurde diese einflußreiche Volksschrift unter später wechselnden anderen Namen von Gewey, Bäuerle, u. a. fortgesetzt. Das erste vollständige Verzeichniß von Richter's Werken hat Wurzbach gegeben.

Wurzbach's Biogr. Lexikon XXVI, 57. Fr. Brümmer.

Richter: Karl Friedrich R., geboren 1773 zu Freiberg in Sachsen, außerordentlicher Professor der Philosophie zu Leipzig, seit 1803 Oberpfarrer zu Schneeberg, † am 4. September 1806 (Winer, Hdb. d. theol. Lit., Bd. II, S. 733). Er schrieb eine apologetische Schrift zur Vertheidigung des Ansehens der Bibel, in welcher er besonders die sogenannten anstößigen Stellen derselben der Reihe nach vornahm und den in denselben liegenden Anstoß zu heben sich bemühte. Den Titel der ersten Auflage 1805 von 6 Zeilen Länge findet man bei Meusel Bd. XIX, S. 343; die 2. Aufl. erschien 1808, die 3. in 2 Bdn. 1821, s. die Titel bei Winer a. a. O. Bd. II, S. 305. — Im J. 1796 veröffentlichte er eine Erklärung des 45. Psalms, den er auf die Hochzeit Salomo's und zugleich auf den Messias bezog (vgl. Eichhorn, Allg. Bibl. d. bibl. Lit., Bd. IX, S. 86 ff., wo auch der vollständige latein. Titel zu finden); 1799 schrieb er eine kurze Abhandlung: „De aetate libri Jobi definienda“. Er verlegte das Buch Hiob in die Zeiten Salomo's aus zehn Gründen, die aber so allgemeiner Natur sind, daß man die obige Schlußfolgerung nicht begreift. Die Lösung der Streitfrage des Buches findet er in den Elihureden, woraus hervorgeht, daß er die Composition desselben nicht verstanden hat, vgl. Eichhorn a. a. O. Bd. IX, S. 859—866. C. Siegfried.

Richter: Karl R., katholischer Geistlicher und Schulmann, 1804—1869. Er war zu Warendorf in Westfalen am 15. October 1804 geboren, studirte auf der Akademie in Münster von 1821 bis 1826 Theologie, Philosophie und Philologie, wurde bereits 1826 Oberlehrer und Leiter des Progymnasiums in Rietberg in Westfalen, dann 1828 Oberlehrer am Gymnasium in Paderborn, 1837 zum Gymnasialdirector ernannt und mit der Einrichtung des neu gegründeten Gymnasiums in Kulm betraut. Die glückliche Lösung dieser Aufgabe und vornehmlich das Geschick in der Behandlung einer national gemischten Be-

völkerung ließen es den geistlichen Behörden erwünscht erscheinen, ihn für die Erziehung des katholischen Clerus zu gewinnen: bereits 1844 wurde er zum Domcapitular, Professor der Theologie und Philosophie und geistlichen Rathe in Pelplin ernannt, 1849 in gleicher Eigenschaft nach Posen versetzt. Hier wurde er auch Rath und zeitweiliger Vorsitzender des Prosynodalgerichts und Prosynodalexaminator, auch Büchercensor und Provisor des Clericalseminars. Die Universität Freiburg verlieh ihm die Doctorwürde der Theologie. Er starb in der Nacht vom 23./24 Aug. 1869 in Trier, wohin er im März 1867 als Domcapitular und bischöflicher Official berufen worden war. Seine nicht sehr zahlreichen Schriften behandeln vorzugsweise die Methode des katholischen Religionsunterrichtes, für welchen er auch einige Lehrbücher schrieb, auch andere Fragen der Schulmethodik; am bekanntesten ist außerdem wohl sein „Liber apologeticus de origine religionis christianae divina“ geworden, von dem mehrere Ausgaben erschienen.

E. Raßmann, Münsterländische Schriftsteller, S. 274, wo auch ein Schriftenverzeichniß. — Jahrbuch des k. Gymnasiums in Kulm, S. 31, 1870. — Amtliches Trierer Kirchenblatt, 1869.

R. Hoche.

Richter: Karl Thomas R., Nationalökonom und Schöngeist, als letzterer unter dem Pseudonym Karl Thomas, wurde am 4. November 1838 zu Leitmeritz in Böhmen als Sohn eines dortigen Bürgers geboren, und starb am 15. October 1878 als Professor an der Universität zu Prag. Dieser Mann stellt eine seltene Vereinigung dar von hoher geistiger Begabung, wissenschaftlichem Interesse, großer mit ausgeprägtem Gemeinsinn verbundener, ins gesellschaftliche Leben kraftvoll eingreifender Energie einerseits, mit einer nicht gewöhnlichen Rednergabe und praktischer Begabung andererseits, all' das begleitet von unermüdlicher Arbeitslust und Arbeitskraft.

R. verließ mit seiner elterlichen Familie frühzeitig die Heimathsstadt, und übersiedelte nach Absolvirung der zum Theil in derselben und dann in Prag zurückgelegten Gymnasialstudien in die Nähe Wiens. Während seiner akademi-Lehrzeit spielte er vermöge seiner überlegenen und feurigen Natur, dann aber vermöge seiner überlegenen und feurigen Natur, dann aber ganz besonders infolge seiner Rednergabe in den studentischen Kreisen eine leitende Rolle. Nach Promovirung zum Doctor der Rechte wirkte er kurze Zeit in Wien als Lehrer an einer Mittelschule, worauf er sich dann, anfangs der sechziger Jahre, auf Reisen, und zwar vornehmlich nach Berlin und Paris begab. Nach Wien zurückgekehrt, fand er als Secretär der Donau-Dampfschifffahrtsgesellschaft Beschäftigung und machte eine Reise nach dem Oriente. Daraufhin versuchte er seine Absicht, sich der akademischen Lehrthätigkeit zuzuwenden, auszuführen und erlangte sehr bald, schon im J. 1868, die außerordentliche und drei Jahre später die ordentliche Professur der Nationalökonomie in Prag, wo er von nun an bis zu seinem Lebensende ständigen Aufenthalt nahm. Richter's rastloser, stets angeregter und anregender Geist, der schon in den wechselnden Schicksalen seines kurzen Lebenslaufes einigermaßen hervortritt, ist auch in seiner öffentlichen Wirksamkeit zu erkennen, sowohl in der schriftstellerischen, als in der rednerischen und organisatorischen. R. zeigte sich stets durch die äußeren Einflüsse des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens in seiner Thätigkeit beeinflußt, sowie er auf dasselbe seinerseits wieder lebhaft einwirkte; viele der meist kürzeren Reden und Schriften sind Gelegenheitsschriften im besseren Wortverstande, hervorgegangen aus den verschiedenen Phasen seiner äußeren Lebensstellung und seinen engeren Interessensphären. Abgesehen von dem durch den Pariser Aufenthalt angeregten größeren Werke über das „Staatsrecht der französischen Revolution“ (1865/66)

scheidet sich seine gesammte Wirksamkeit in eine volkswirthschaftliche und eine schöngeistige.

In volkswirthschaftlicher Beziehung wird R. häufig als einer der wenigen Schüler L. v. Stein's bezeichnet, und er erinnert thatsächlich in seinen Schriften durch die stete Verwerthung derselben historischen Kategorien, dann durch die aprioristischen Constructionen und vornehmlich durch die Diction bedeutend an den Wiener Lehrer. Seine Schriften kennzeichnen sich, abgesehen von einigen wenigen, wie z. B. den Weltausstellungsschriften, meist durch Allgemeinheit des Inhaltes, bestechende Redewendungen und eine flüssige Sprache. Insbesondere gilt dies dort, wo sie aus Reden hervorgingen und es mag diesem Umstande, sowie ihrem Charakter als Gelegenheitsschriften in erster Linie zuzuschreiben sein, daß sie zumeist wiederholt aufgelegt wurden. Ein stets wiederkehrendes Gebiet in diesen Arbeiten ist der „Welthandel", der gleichsam den Grundton aller seiner Arbeiten bildete. R. schrieb keine größeren oder systematischen Bücher, in denen seine Stellungnahme in der volkswirthschaftlichen Theorie niedergelegt wäre, doch ist seine liberale und freihändlerische Richtung nirgends zu verkennen. Die wichtigsten ökonomischen Schriften sind folgende. Als ganz junger Mann (1865) verfaßte er in Berlin „Kunst und Wissenschaft und ihre Rechte im Staate" und „Kunst und Wissenschaft in Gewerbe und Industrie" (1866, 2. Aufl. 1867 unter dem Titel: „Das Kunstgewerbe, die Gewerbe- und Kunstgewerbeschulen und Marken-, Muster- und Gewerbeschutz"), welche Schriften sich als Verbindung der beiden in R. lebenden Geistesrichtungen darstellen und seinen Namen rasch bekannt machten. Aus Vorträgen im Wiener Gewerbeverein und im Frauenerwerbverein entstanden „Ueber die Entwickelung des Arbeiterstandes" (1866, 2. Aufl. im selb. J.) und „Das Recht der Frauen auf Arbeit und die Organisation der Frauenarbeit. Mit einem Anh. Ueber Ausstellungen der Frauenarbeit" (1868, 2. Aufl. 1869). Als verspätete Frucht seiner Thätigkeit in der Donaugesellschaft kann die kleine Schrift „Oesterreichische Pioniere" (Vierteljahrschrift für Volkswirthschaft und Culturgeschichte, 1872, I. Bd. und im S.-A.) bezeichnet werden. An akademischen Schriften sind die Prager Antrittsrede „Ueber das Studium der Volkswirthschaft in Oesterreich" (1869) und die „Einleitung in das Studium der Volkswirthschaft" (1871) zu nennen. In den folgenden Jahren war R. mit der Redaction des officiellen Wiener Weltausstellungberichtes beschäftigt, für welchen er mehrere Monographien über einzelne Industriegruppen, dann aber seine größte volkswirthschaftliche Schrift „Die Fortschritte der Cultur" (1875) als Einleitung verfaßte. Diese letztere gibt in großen, R. so recht eigenen Zügen, ein zusammenfassendes culturhistorisches Bild der durch die Ausstellung zu Tage getretenen wirthschaftlichen Entwickelung, nebst einem noch zu erwähnenden, seine persönlichen Angelegenheiten berührenden Vorworte. Auch schon früher hatte sich R. mit Ausstellungen vertraut gemacht und seine „Betrachtung über die Weltausstellung" (1867, 2. Aufl. 1868) geschrieben.

Bei Ausübung seiner Lehrthätigkeit kam R. seine rednerische Begabung sehr zu statten. Er wußte die Hörer durch große Ausblicke eröffnende, stets frei und schwungvoll gehaltene Vorträge zu fesseln, nur litten dieselben — was gleichzeitig von seinen volkswirthschaftlichen Schriften, insbesondere den kleinen, aus Reden hervorgegangenen gilt — inhaltlich an einer gewissen Eintönigkeit durch Wiederholung derselben Ideen und an einem gewissen Mangel sachlicher Greifbarkeit. — Im Gemeinleben war R. unermüdlich thätig und nahm insbesondere den werkthätigsten Antheil an der Gründung des Frauenerwerbsvereins und der höheren Töchterschule in Prag. Eine peinliche Episode seines Lebens war seine Antheilnahme an der Wiener Weltausstellung des Jahres 1873. Er wurde in letzter Minute und in formlosester Weise (durch ein einfaches Tele-

gramm) zum Chefredacteur des officiellen Ausstellungsberichtes bestellt, übersiedelte für mehrere Monate nach Wien, organisirte in Hast und unter unsäglichen Schwierigkeiten einen großen Stab von Mitarbeitern und entwickelte durch ein Jahr, man könnte sagen Tag und Nacht, eine fieberhafte unermüdliche Thätigkeit. Dabei fand er nicht die geringste moralische Unterstützung seitens der leitenden Kreise, die ihn zum mindesten vergessen zu haben schienen, sowie er auch vergebens bemüht war, seine eigene Stellung zu präcisiren und nur mit Anwendung äußerster Mittel für die Mitarbeiter resp. Berichterstatter eine gewisse materielle Beihülfe durchzusetzen vermochte. All' dies verbitterte ihn auf das empfindlichste, und als man nach Vollendung des gewaltigen in der Oeffentlichkeit allseitig anerkannten Berichtes auch noch sein geistiges Eigenthum an demselben anzutasten versuchte, da bäumte sich sein Stolz, und er stellte den ihm für seine Redactionsthätigkeit verliehenen Orden dem Monarchen wieder zurück. Diese rücksichtslose Behandlung, über die sich R. in dem erwähnten Vorworte zu „Fortschritte der Cultur" des Näheren ausspricht, was dann die Confiscation des Buches zur Folge hatte, mag im Verein mit den überstandenen Anstrengungen den nachtheiligsten Einfluß auf Richter's Gesundheitszustand ausgeübt haben. R. stellte fortan seine volkswirthschaftlich-litterarische Thätigkeit ein und beschäftigte sich vornehmlich wieder mit der Belletristik. Es erschienen während des Prager Aufenthaltes überhaupt seine Novellen und Epen, die zahlreichen Essay's und Feuilleton's, die kleineren Bühnenstücke und Lustspiele, und wurde gleichfalls in Prag seine Tragödie „Samson" aufgeführt; auch sein Nachlaß enthielt zahlreiche Werke poetischen Inhaltes. Ueberhaupt war die Vorliebe für schöngeistige Arbeit tief in Richter's Natur gelegen und hatte er dieselbe schon während des Pariser Aufenthaltes durch Sammlung von Materialien über Schiller's Räuber („Schiller und seine Räuber in der französischen Revolution", 1865) und über Anacharsis Cloots (1866) bethätigt.

R. wurde mitten in reger Thätigkeit von einem Herzschlage ereilt, nachdem er allerdings schon einige Jahre gelitten hatte; noch am Vormittage seines Sterbetages hatte er die Vorlesungen eröffnet. — Er war seit seinem Berliner Aufenthalte durch 13 Jahre mit Marie, der Tochter des Charakterspielers Heinrich Moritz vermählt, welche damals am Berliner Hoftheater ihre Künstlerlaufbahn begann; aus dieser Ehe entstammten drei Kinder. Seine Gattin ertheilte nach seinem Tode am Prager Conservatorium dramatischen Unterricht.

Bohemia vom 16. Oct. 1878. — Wurzbach, Biogr. Lexikon, 26. Bd. S. 63 ff.

Ernst Mischler.

Richter: Adrian Ludwig R., Maler, Radirer und Zeichner für den Formschnitt, wurde am 28. September 1803 zu Dresden geboren. Sein Vater Karl August R. (geboren zu Wachau bei Radeberg 1778, † zu Dresden am 6. Juli 1848), ein Schüler des Kupferstechers Zingg, war wie dieser Landschaftszeichner und Kupferstecher und wurde später dessen Nachfolger als Lehrer an der Akademie. So war der Knabe schon gewissermaßen durch Familientraditionen für die Kunst bestimmt und wußte es nicht anders, als daß er wieder Landschaftsmaler und Kupferstecher werde. Schon in der Schule verführte ihn die Schiefertafel beständig zum Zeichnen statt zum Rechnen; er half bereits als Knabe seinem Vater bei der Fabrikation der nach der damaligen Art sehr manieriert kalligraphischen Prospecte und wurde auf diesem Wege unvermerkt ein gewandter Zeichner und geschickter Radirer. Auch seine Phantasie erhielt damals schon im Kreise der Familie die Eindrücke, die für seine spätere Richtung entscheidend wurden. Otto Jahn hat uns in seiner Vorrede zum Richter-Album in anschaulicher Weise den Familienkreis des Künstlers geschildert: den Großvater, einen Kupferdrucker, der in seinen Mußestunden Alchemie und Goldmacherkunst trieb und in seinem

dunkeln Arbeitsraum von einer Unzahl tickender, schlagender, kuckuckrufender Uhren umgeben war; die blinde gesprächslustige Großmutter, um welche sich die Kinder und die alten Weiber der Nachbarschaft beim Märchenerzählen zu versammeln pflegten; dann wieder die Großeltern von mütterlicher Seite, den dürren Kleinkrämer in der weißen Zipfelmütze und dessen Frau, eine phlegmatische dicke Holländerin. Und an diese Familienglieder reihten sich noch manche andere gleich sonderbare und groteske Gestalten, die das frühere Dresden zum Paradies der unfreiwillig komischen Spießbürger machten. Es waren die richtigen Chodowieckitypen und als solche erkannte sie R. auch bald, als ihm zufällig im Hause des Vaters die Radirungen des Berliner Meisters in die Hand fielen. In Chodowiecki haben wir den künstlerischen Ahnen Ludwig Richter's vor uns. Er besuchte dann auch die Dresdener Akademie, war jedoch gesund genug angelegt, daß der Zopf und die Geschmacklosigkeit, die sich damals an derselben breit machten, an seinem poetischen Sinne abprallten. Von besonderem Nutzen wurde für ihn dagegen die Reise, die er 1820 als Begleiter des Fürsten Narischkin nach Frankreich machte; er mußte auf derselben das Album des Fürsten mit Aufnahmen der schönsten Punkte füllen und erwarb sich dabei eine merkwürdige Gewandtheit und Leichtigkeit in der schnellen Fixirung der verschiedensten Gegenstände. Leider war es jedoch dem jungen Künstler vorerst nicht vergönnt, auf diesem richtigen Wege weiter zu schreiten. Da der Ruf der in Rom aufstrebenden deutschen Malerschule sich immer weiter verbreitete, so erwachte damals in allen jungen Künstlern eine wahre Sehnsucht nach der ewigen Stadt; Alle meinten, nur in Rom etwas werden zu können, wo ihnen erst das rechte Licht der Kunst leuchten werde. Es war dies eine verhängnißvolle Täuschung, der Viele zum Opfer fielen und in der auch R. lange Zeit befangen war. Er hatte dem Kunsthändler Arnold in Dresden mehrere Platten geliefert, auf denen Ansichten aus der Umgebung der Stadt und aus der sächsischen Schweiz radirt waren. Der treffliche Mann, der mit der Familie freundschaftlich verkehrte, hatte die Sehnsucht des jungen Künstlers bemerkt und gewährte demselben ein jährliches Stipendium von 400 Thalern, damit dieser die Reise antreten könne. R. kam 1823 nach Rom und fand eine Wohnung im Palazzo Quarnieri am Monte Pincio, in dessen Räumen sich u. A. Jul. Schnorr v. Carolsfeld, Fr. Olivier und Philipp Veit einquartirt hatten. Natürlich schloß er sich sofort der dort herrschenden Richtung in der Landschaftsmalerei an; wie alle Wanderer fühlte er sich von der majestätischen Natur der Campagna angeregt und empfand nicht minder den Einfluß der Männer, welche in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts Rom zu einem Mittelpunkt deutscher Kunst gemacht hatten. Ganz besonders war es Josef Koch, der ihm als Vorbild in der Landschaftsmalerei vorschwebte. Der große historische Zug, der durch die Landschaften des berühmten Tirolers ging, machte auf R. einen um so tieferen Eindruck, als ihm selbst nach dieser Richtung jede Anlage versagt war. Nur das erste Gemälde, welches er in Rom ausführte, stellte einen deutschen Alpenriesen, den Watzmann, dar, den er auf seiner Fahrt nach Italien gesehen hatte; in den nächstfolgenden Jahren nahm er seine Motive aus der römischen und süditalienischen Natur und schilderte Amalfi (jetzt im Museum zu Leipzig), Bajae, Palestrina u. a. O. Drei Jahre verweilte R. in Italien. Und sogar als er 1826 in die Heimath zurückgekehrt war, dauerte es noch lange, bis er sich von diesen römischen Eindrücken befreite. In den kleinlichen Verhältnissen der Heimath — er hatte sich 1827 verheirathet und mit beständiger Noth zu ringen — erschien ihm sogar Italien in noch viel idealerem Lichte. Unter dem Einfluß der italienischen Eindrücke malte er noch für den bekannten Kunstfreund von Quandt die größerrn Landschaften La Riccia und Civitella und schien — verwöhnt von den classischen

Formen und satten Farben der italienischen Landschaften — ganz die Fähigkeit verloren zu haben, das Schöne auch in seiner Heimath zu sehen und zu genießen. Seit 1826 als Lehrer an der Zeichenschule in Meißen angestellt, sammelte er die kleinsten Ersparnisse, um nochmals nach Italien reisen zu können. Eine große Landschaft, die er nach Riga verkaufte, brachte ihm endlich das ersehnte Reisegeld; da aber fiel seine Frau in eine schwere, lang anhaltende Krankheit, und die Reisebaarschaft wanderte zum Arzt und in die Apotheke. Doch die Vorsehung hatte es trotz alledem gut mit ihm gemeint. Als Ersatz für die italienische Reise machte er im Herbst 1828 einen Ausflug das Elbthal hinauf bis Aussig und Lobositz, und hier gingen ihm plötzlich die Augen auf: er erkannte zum ersten Male mit Wonne die Reize der deutschen Landschaft. Nach Italien zu reisen, kam ihm nicht mehr in den Sinn; im Gegentheil, als Ergebniß dieses Ausfluges nach Böhmen entstand 1836 ein großes Landschaftsbild: die jetzt in der Dresdener Gallerie bewahrte Ansicht der Ruine Schreckenstein an der Elbe bei Aussig — ein Bild, das durch die poetische Auffassung der Natur und durch die glücklich gewählte Staffage noch heute einen sonderbaren Reiz auf uns ausübt. Auf einem Nachen setzt eine Hochzeitsgesellschaft über den Fluß; ein Alter ist der Fährmann, ein greiser Hariner macht die Musik, und zwischen beiden sitzt das junge Brautpaar und die fröhliche Begleitung. Eine lachende Jugend neben dem Greisenalter — diesem Gegensatz entspricht in der Landschaft die aus üppigem Grün hervorragende morsche Ruine. Es war ein Bild, dessen herzlich gesunde Romantik ganz Dresden entzückte, als es 1836 eines Sonntags im Kunstverein erschien. Und mit diesem Werke hatte R. sich selbst gefunden. „Die bis zum Krankhaften gesteigerte Sehnsucht nach Italien“, schreibt er, „war von hier an gebrochen oder verhinderte mich wenigstens nicht mehr, offene Augen für das Schöne zu haben, was in meiner Nähe lag und woran ich täglich studiren konnte. Die italienische Natur hat doch bei aller ihrer Schönheit etwas Todtes; ich finde in ihr nicht diese ergreifende Sprache; sie sieht nicht aus, als hätte sie der liebe Gott gemacht, sondern als könnten sie Menschen auch so erfinden. Von dieser Zeit an wendete sich mein Streben wieder ganz der heimischen Natur zu, alle die tiefgehenden Eindrücke aus der Jugendzeit lebten damit wieder auf und erneuerten sich an den nämlichen oder verwandten Gegenständen, und immer freudiger durchdrang mich dieses neue Leben. Wenn ich in den letzten Jahren meine Begeisterung nur an meinen italienischen Naturstudien und der immer blasser werdenden Erinnerung entzünden konnte, so empfand ich jetzt das Glück, täglich frisch an der Quelle schöpfen zu können. Jetzt wurde mir Alles, was mich umgab, auch das Geringste und Alltäglichste, ein interessanter Gegenstand malerischer Beobachtung. Konnte ich jetzt nicht Alles gebrauchen? War nicht Feld und Busch, Haus und Hütte, Menschen wie Thiere, jedes Pflänzchen und jeder Zaun und Alles mein, was sich am Himmel bewegt und was die Erde trägt?“ R. bezeichnet hier in unübertrefflicher Weise selbst, was von da an den Hauptreiz seiner Kunst bildet: jene Beseelung der ganzen Natur durch ein liebevolles Gemüth, wie sie uns schon bei den altdeutschen Landschaften eines Memlinc oder Dürer entzückt, wo die Eichhörnchen auf dem Baum, die Tauben auf dem Dache, die Vögel in der Luft ebenso mitspielen wie die Käfer, Schmetterlinge und Schnecken auf der Wiese oder die Hühner und Enten im Hofe. Selbst die Häuser der Menschen verrathen schon von außen die stille Gemüthlichkeit ihrer Bewohner; überall herrscht zwischen den Figuren und der Umgebung jene vollendete Harmonie, die uns ein so wohlthuendes Gefühl der Befriedigung giebt und diese enge Welt wie ein Asyl erscheinen läßt, in dem selbst die Heiligen nicht weniger gerne verkehren, als Gnomen, Zauberer und Feeen. Richter's wunderbarer Natursinn fand dann ein Lebensalter hindurch in

der Umgebung von Dresden sein Genügen. Und um all das Schöne, was er vor Augen sah, wiedergeben zu können, verzichtete er auf das Ringen mit der Farbe und malte nur ausnahmsweise mehr Bilder. Seine Gemälde sind daher auch nicht — so ansprechend immerhin die „Ueberfahrt“, die „Abendandacht“, „der Brautzug im Frühling“ (in der Gallerie zu Dresden, gestochen von L. Friedrich) sein mögen — die Säulen seines Ruhmes. Ludwig Richter ist unsterblich als Zeichner und Illustrator. Daß R. auf dieses Gebiet hingedrängt wurde, war in erster Linie durch äußere Umstände veranlaßt. Die Zeichenschule in Meißen wurde 1836 aufgehoben; R. zog wieder nach seiner Vaterstadt und war gezwungen, um sich den Unterhalt zu verdienen, für Buchhändler Illustrationen zu verschiedenen Büchern wie Jugendschriften, Kalendern ꝛc. zu entwerfen — „Leistenarbeit“, wie er diese Nebenbeschäftigung anfangs nannte, die später der Ausgangspunkt seines Ruhmes wurde. Das Verdienst, welches sich R. durch den Rückgang auf die nationale Formensprache der Radirung und des Holzschnittes erwarb, kann man nur genügend würdigen, wenn man sich die damaligen Kunstzustände in Deutschland vergegenwärtigt. Durch die Alles beherrschende Schule des Cornelius war die deutsche Kunst damals dem Volke entfremdet worden. Die Kunstweise des Cornelius war allzusehr von des Gedankens Blässe angekränkelt und sprach eine Sprache, die sie vom Volke schied, wie auch die Sprache der Gelehrten Latein gewesen war, um sich vom Volke zu scheiden. Sie war eine Kunst für Gelehrte. Dem gegenüber gebührt R. das Verdienst, daß er zum ersten Male wieder zum Volke sprach. Er malte keine Bilder für die Säle der Vornehmen, sondern suchte den gemeinen Mann in seinen vier Wänden, indem er nach dem Vorbild der alten deutschen Renaissancemeister wieder auf den Holzschnitt und den Kupferstich zurückging. Beide Kunstzweige besitzen zwar durch den Verzicht auf Farbenwirkungen nicht die Fähigkeit, die äußere Erscheinung der Dinge bis zur Illusion wiederzugeben und durch den magischen Schein des Colorits zu fesseln; dafür gestatten sie auf der anderen Seite eine mächtige Ausdehnung des Ausdrucks, setzen der Erfindungskraft, der Phantasie viel weitere Grenzen und gestatten auch dem tief Innerlichen die Verkörperung. Sie eröffnen dem Phantastischen wie dem Humoristischen den Zugang, folgen dem Gedanken des Künstlers unmittelbar bis in die geheimnißvollste Tiefe und versinnlichen die innerlichste Empfindung ebenso treffend als den scharf zugespitzten Charakter. Insbesondere was den Holzschnitt anlangt, muß R. neben Adolf Menzel als der einflußreichste Wiederbeleber desselben gepriesen werden. Schon als Zeichenlehrer in Meißen hatte er Gelegenheit gehabt, die Holzschnittfolge Dürer's „Das Leben Mariä“ zu erwerben. Hier lernte er zum ersten Male den Charakter, die Verwendbarkeit des Holzschnittes kennen, der ihm bald ein Mittel werden sollte, seine Gedanken zu verkörpern und seinen Ruhm zu vollenden. Unterstützt wurde er in diesen Bestrebungen durch den Leipziger Buchhändler Georg Wigand, der eine große Anzahl von Werken Richter's in Verlag nahm. Nachdem Stahlstich und Lithographie zur charakteristischen Wiedergabe der Richter'schen Zeichnungen sich nicht bewährt hatten, war es das Verdienst Wigand's, daß er mit glücklichem Griff den Holzschnitt, der erst kurze Zeit vorher in Deutschland wieder bekannt geworden war, zur Vervielfältigung der Zeichnungen wählte. Zuerst noch roh und hart oder von englischen Holzschneidern allzu glatt ausgeführt und den Charakter des Holzschnittes, wie er durch das Material von selbst gegeben ist, verleugnend, befriedigten indessen die ersten Holzschnitte R. nicht. Erst allmählich lebte er sich in die Technik des Holzschnittes hinein, wobei ihm wesentlich zu Statten kam, daß er den einfachen altdeutschen Holzschnitt als Vorbild benutzte. Niemals muthet er demselben Ungebührliches zu, stets achtet er die natürlichen Grenzen der Wirksamkeit dieses Kunstzweiges.

Richter's große, nicht hoch genug zu schätzende Bedeutung für die Entwicklung des modernen Holzschnitts liegt darin, daß er ihn anleitete, auf seine einfachsten und reinsten Formen zurückzugehen und mit den feineren Mitteln der modernen Technik die Weise des altdeutschen Holzschnitts wieder aufzunehmen. Der ganze und volle Reiz dieser stilistischen Reinheit ist in dem kostbaren Schatz seiner Holzschnittblätter zu Tage getreten. Viele derselben zeigen den Holzschnitt in seiner schlichtesten Gestalt, andere dagegen liefern den glänzenden Beweis, wie es diesem Kunstzweig möglich ist, auch bei reicheren malerischen Wirkungen sich ganz in den Grenzen seines eigensten Gebiets zu halten. Wie sehr dem inneren Wesen der Richter'schen Kunst, der Naivetät und Volksthümlichkeit seines künstlerischen Gefühls der Charakter des Holzschnitts gemäß ist, giebt sich auf das Unmittelbarste zu empfinden, wenn man sich eine seiner Holzschnittcompositionen in den Kupferstich übersetzt denkt; wieviel würde sie durch eine solche Uebertragung von ihrem eigenthümlichsten Reize verlieren! R. sammelte bald eine große Anzahl von vorzüglichen Holzschneidern um sich, die mit Lust und Eifer allen seinen Ideen folgten. Eine seiner Töchter, Aimé Richter, wurde Holzschneiderin und sein Schwiegersohn, August Gaber, einer der besten Formschneider. Unter den anderen Holzschneidern der Richter'schen Schule, denn von einer solchen kann man wol sprechen — haben sich vornehmlich Hugo Bürkner in Dresden und Flegel in Leipzig, außerdem Geringswald, Joerdens, Oertel, J. C. Schmidt u. A. durch feinfühlige und verständnißvolle Wiedergabe der künstlerischen Eigenthümlichkeit des Meisters ausgezeichnet. Es ist nicht leicht, alle die illustrirten Bücher aufzuzählen, die erst langsam, dann in immer rascherer Folge aus dem einfachen Atelier des Meisters hervorgingen. 1838 illustrirte er die Volksbücher von Marbach; 1840 erschien Duller's deutsche Geschichte, 1841 erhielt der Landprediger von Wakefield sein illustrirtes Gewand. An diesen Bildern arbeitete z. B. neben Ed. Kretzschmar, Ritschl, Hartenbach u. A., auch der Engländer William Nichols. Der Charakter der Illustrationen erinnert daher noch vielfach an die englische Schule, was bei Oliver Goldsmith's berühmter Erzählung ja ganz in der Ordnung ist. Musäus' Volksmärchen (1842) erhielten allein 151 Bilder. Von diesem Jahre an brachte auch der Volkskalender von Nieritz alljährlich einen künstlerischen Beitrag des Meisters. Zu nennen ist aus dieser Zeit außer einzelnen Bildern zur „Ammen-Uhr", zu „Paul und Virginie" auch Reinick's „ABC-Buch", das drei Bilder Richter's enthält, darunter den köstlichen „Bildermann". Auf den Bildern, welche die Bude desselben zieren, brachte der Meister die Bildnisse aller beim Werke mitwirkenden Künstler an, so Bendemann, Hübner, Oehme, Rietschel u. A. m. Richter's Illustrationen zu den Studentenliedern (1844), den Volksliedern (1846) und zur Spinnstube verschafften diesen Werken eine weite Verbreitung. Noch bekannter wurde der Künstler aber, als er sich der Kinderwelt, dem dankbarsten Publicum zuwandte. Manche werden sich noch erinnern, wie schlimm es mit den Bildern in den Kinderstuben vor 30—40 Jahren aussah. Viele werden noch wissen, welchen Jubel damals Reinick's „Jugendkalender", die „Hymnen für Kinder", die „Illustrirten Jugendzeitungen" von O. Wigand und Brockhaus, Campe's „Robinson", Scherer's alte und neue Kinderlieder, Keil's Märchen und Geschichtchen, „die schwarze Tante" und die verschiedenen Bilderbücher aus dem Löschke'schen Verlage erregten — sämmtlich mit Richter'schen Holzschnitten illustrirt — unter denen sich wahre Meisterwerke befanden. Man hätte glauben sollen, der Ideen- und Formenschatz des Meisters müsse bald erschöpft sein; aber immer wieder kam der unermüdliche Bildermann, in reicher Fülle neue Gaben spendend. Man nehme Bechstein's Märchenbuch (1853) zur Hand; welch einen herrlichen Schatz hat R. allein hiermit der Jugend geboten. Durch das Herbeiziehen des Geisterhaften,

Gnomenhaften in die reale Gegenwart hat er der Kinderwelt erst den rechten Schlüssel zum Verständniß des Märchens gegeben. Von weiteren Werken sind dann noch „Der gute Hirt" (1860), das allerliebste Kinderbuch „Es war einmal" (1862), dann die weiteren Folgen „Beschauliches und Erbauliches" (1851—55), „Vater Unser" (1856), Schiller's „Lied von der Glocke" (1857), „Fürs Haus" (1858—61), „der Sonntag" (1861), „Unser tägliches Brod" (1866) hervorzuheben. 1864 erschien der zweite Band von Scherer's Kinderbuch; das letzte Bild von Richter's Hand für die Kinder dürfte in Robert Reinick's Märchen 1874 enthalten sein. Der Unterschied dieser seiner reifsten Schöpfungen von seinen früheren Werken ist ein gewaltiger. Während sich R. anfangs in den Illustrationen ziemlich genau an den gegebenen Text gehalten hatte, bewegte er sich später den vorliegenden Werken gegenüber vollständig frei und selbständig. Er benutzte sie nur als Anregung für seine malerische Phantasie und spinnt die Fäden zu einem neuen Gewebe. Nicht die inhaltliche Bedeutung, sondern die malerische Brauchbarkeit, die Anschaulichkeit bestimmen ihn in der Wahl der Textstellen, welche er illustrirt. Zuletzt begleitet das Wort, einem Motto vergleichbar, das Bild, welches der Künstler geschaffen hat. Das Verhältniß hat sich geradezu umgekehrt. Es illustrirt nicht die Zeichnung in dem gewöhnlichen Sinne einen Text; es erläutert vielmehr der letztere für den Betrachter die vom Künstler frei erfundene Scene. Aber auch technisch sind diese letzten Blätter von den früheren himmelweit verschieden. Erst hier finden wir die scharfe Charakteristik, die feine Würze des Humors, den edlen Schönheitssinn und die poetische Empfindung Richter's verständnißvoll wiedergegeben und bei aller holzschnittmäßigen Schlichtheit der Behandlungsweise oft die zarteste malerische Wirkung erzielt. Richter's Formensprache paßte sich allmählich in der technischen Behandlung wie im Stoffkreis und in der Empfindung unserem ganz von malerischen Intentionen beherrschten Zeitgeschmack an. Der classische Werth von Richter's letzten Holzschnittblättern beruht auf der harmonischen Verschmelzung zeichnerischer und malerischer Eigenschaften. Erst indem zu der scharfen Charakteristik und der anmuthvollen Zeichnung noch der malerische Reiz des Tons hinzugefügt wurde, kam der Poet, der Lyriker R. in aller seiner Herzenstiefe und Gemüthsinnigkeit ganz zu seinem Rechte. Das was hier von seinen Holzschnitten gesagt wurde, gilt im Allgemeinen auch von seinen Radirungen, die in dem Buche von Hoff genau aufgezählt und unter denen die größeren Blätter „Genoveva", „Rübezahl" und „Christnacht" besonders hervorzuheben sind. In allen diesen Arbeiten hat sich R. als den „Mann nach dem Herzen des deutschen Volkes" bewährt. Er hat darin durch seine gemüthvolle Schilderung des deutschen Lebens, seinen liebenswürdigen Humor und die Fülle seiner Phantasie wahrhaft epochemachend gewirkt. Er ist ein Dichter beim Zeichnen. Er zeichnet uns freilich keine großen Begebenheiten, keine welthistorischen Momente; dafür gewähren uns seine Bilder Alles, was unser Herz erwärmt, was unser Gemüth erquickt, und wirken auf uns um so tiefer, als er sich ausschließlich auf den engen Raum eines fest bestimmten Kreises beschränkt. Es ist das deutsche Familienleben, was aus jedem Bilde uns poetisch verklärt entgegenleuchtet. Darum sind sie auch Jedem verständlich; das Kind begrüßt sie wie der Erwachsene; sie bedürfen keines Commentars. Der Schauplatz ist die Wohn- und Kinderstube; die rebenumkränzte Laube vor der Hausthüre, die Straße mit alterthümlichen Erkern und Thürmchen, Feld und Wald mit prächtigen Aussichten in die duftige Ferne. Das Familienleben nach seinen heiteren und anmuthigen, nach seinen ernsten und tiefergreifenden Seiten spiegelt sich in tausendfachen Variationen in Richter's Zeichnungen wieder. Die Familie war Richter's eigentliche Heimath. Mit Ausnahme der zwei größeren Reisen, die

er als Jüngling gemacht hatte, verweilte er stets in seiner Heimath und führte hier ein still friedliches, zufriedenes Dasein. Vollkommene Anspruchslosigkeit, die größte Milde der Gesinnung, harmlose Heiterkeit des Gemüthes waren die wesentlichsten Eigenschaften seiner Natur. 1854 starb seine Frau; 1859 wurde er von der Universität Leipzig aus Anlaß des Schillerjubiläums zum Ehrendoctor der philosophischen Facultät ernannt; im Frühjahr 1877, als er seinen Abschied von der Dresdener Akademie nahm, veranstaltete ihm die dortige Künstlerschaft einen glänzenden Festzug. Am 28. September 1883 wurde noch sein achtzigster Geburtstag von seinen Freunden fröhlich und dankbar begangen. Am 19. Juni 1884 schloß er für immer die Augen. „Er hat keine gewaltigen Werke geschaffen. Die Zeugnisse seiner schöpferischen Thätigkeit sind in vielen hundert kleinen Blättern zerstreut erhalten, den bescheidenen Begleitern unserer Volkslieder und Märchen, unserer classischen Dichtungen, unserer Gebete. Er sprach in ihnen aber stets zur Seele unseres Volkes, er traf in ihnen immer den reinen Herzenston. Vor vielen anderen Künstlern dürfen wir L. R. daher als den volksthümlichsten rühmen. Und darum wird sein Andenken nicht nur in den Jahrbüchern der deutschen Kunstgeschichte, sondern liebevoll auch im Herzen des deutschen Volkes fortleben."

Vgl. Lebenserinnerungen eines deutschen Malers, Selbstbiographie nebst Tagebuchniederschriften und Briefen von Ludwig R., herausgegeben von Heinr. Richter, Frankfurt a. M. — A. L. Richter, Zum achtzigsten Geburtstage, ein Lebensbild von J. E. Wessely. In den „Graphischen Künsten", VI. Jahrgang, Wien 1884 S. 1—16. — A. Springer, Zum achtzigsten Geburtstage Ludwig Richter's, in der Zeitschrift für bildende Kunst XVIII S. 377 ff. — Otto Jahn, Vorrede zum Richter-Album, wieder abgedruckt in seinen „Biographischen Aufsätzen". — A. Springer, Ludwig Richter's Selbstbiographie, in der Zeitschrift für bildende Kunst XXI, 36 ff. — F. Pecht, Ludwig Richter's Selbstbiographie in der „Kunst für Alle" I, 47 ff. 1886. — Nekrolog in der „Kunstchronik" XIX, 605. — Vgl. außerdem: Bilderalbum zur neueren Geschichte des Holzschnitts in Deutschland, Leipzig 1877. — Lützow, Die vervielfältigende Kunst der Gegenwart, S. 7 ff., Wien 1886. — Reber, Geschichte der neueren deutschen Kunst II, 261—263. — Springer, Die bildende Kunst im XIX. Jahrhundert, Leipzig 1886. — Joh. F. Hoff, Adr. Ludw. R., Maler und Radirer, Verzeichniß und Beschreibung seiner Werke mit biographischer Skizze von H. Steinfeld, Dresden 1877. — F. Pecht, Deutsche Künstler des XIX. Jahrhunderts I, 57 ff.

R. Muther.

Richter: Reinhard R., Director der Realschule in Saalfeld, herzogl. sächs. Geh. Rath, erwarb sich durch die geologische Durchforschung des Thüringer Waldes bleibende Verdienste um die nähere Kenntniß dieses mitteldeutschen Gebirgslandes. Geboren am 28. October 1813 zu Reinhardsbrunn in Thüringen als Sohn eines Pfarrers besuchte R. das Gymnasium zu Hildburghausen, dann die Universität Jena, auf welcher er sich philologischen und theologischen Studien widmete. Nach abgelegtem theologischem Examen übernahm R. 1837 eine Lehrerstelle an der Realschule in Saalfeld und rückte an dieser Anstalt, an welcher er in der erfolgreichsten Weise thätig war, bis zu deren Director (1853) vor. Seine Stellung als Lehrer hatte ihn mehr und mehr auf die Beschäftigung mit naturwissenschaftlichen Studien hingeleitet, bei welchen er sich nach und nach umfassende Kenntnisse aneignete. Zunächst richtete er seine Aufmerksamkeit auf die Erforschung der Flora und Fauna in der Umgebung von Saalfeld und veröffentlichte als Frucht dieser Studien in den Programmen der Anstalt eine Flora von Saalfeld

und einen Bericht über die Saalfische. Der in geologischer Beziehung so über= aus interessante Thüringer Wald zog dann weiter seine Aufmerksamkeit auf sich und R. wendete sich später mit allem Eifer der geologischen Erforschung dieses Gebiets zu. Der glückliche Fund sehr merkwürdiger Thier= und Pflanzenüber= reste am sog. Bohlen bei Saalfeld brachte ihn zunächst in Verbindung mit dem damals berühmtesten Phytopaläontologen Unger und veranlaßte zwei Publicationen, eine erste, welche sich auf thierische Ueberreste bezog, unter dem Titel „Beiträge zur Paläontologie des Thüringer Waldes“ 1848, und eine zweite mit Unger ge= meinschaftlich verfaßte phytopaläontologischen Inhaltes (1856 Denkschr. d. Wiener Akad. math.=nat. Kl. XI 87—186), in welchen eine damals noch wenig bekannte oberdevonische Fauna und Flora (mit Einschuß von Culmschichten) ausführlich beschrieben wurden. Inzwischen hatte R. eine Reihe von Aufsätzen geologischen und paläontologischen Inhaltes theils in Leonhard's und Bronn's N. Jahrb. theils in der Zeitschr. d. d. geol. Gesellschaft veröffentlicht wie: Alter der Kalkgeschiebe im Cypridinen=Schiefer Thüringens, Paläontologisches aus Thüringens Grau= wacke, Gliederung der thüringischen Grauwacke= und Silurschichten, Thüringische Graptolithen und Tentaculiten, Graptolithen, Nereiten und Pflanzen Thüringens, Untersilurisches Pleurodictyum, Fossile Reste aus dem thüringischen Zechstein und damit großes Aufsehen erregt. Zusammenfassend theilte er die gewonnenen Resultate in der „Gaea von Saalfelden“ 1853 mit. Weiter erschien eine Reihe von Publicationen ähnlichen Inhaltes in der Zeitschr. d. d. geol. Gesellschaft seit 1863 unter dem Titel: Aus dem Thüringischen Schiefergebirge, in welchen R. bestrebt war, die bis dahin unter der allgemeinen Bezeichnung Grauwacken und Thonschiefergebirge bekannten älteren Schiefer analog der in England er= kannten Gliederung in einzelne Stufen zu zerlegen und einzutheilen. Die ge= wonnenen Ergebnisse sind am klarsten in der 1869 erschienenen Abhandlung (Zeitschr. d. d. Geol. Ges. XXI, 341) mit beigegebener Karte nebst Profilen zusammengefaßt. Haben auch einzelne seiner Ansichten in der Folge sich nicht als richtig erwiesen, so hat sich R. doch im allgemeinen durch diese Arbeiten ein großes Verdienst um die genauen Kenntnisse der geologischen Verhältnisse des Thüringer Waldes erworben, welche allseitig anerkannt worden sind. Am wenigsten glücklich war R. in seinen rein paläontologischen Darstellungen, bei welchen ihm als Autodidakten in seiner isolirten Stellung das erforderliche Vergleichungsmaterial und die Litteraturbehelfe vielfach gefehlt zu haben scheinen. Dies gilt namentlich in Bezug auf seine Arbeiten über oberdevonische Ento= mostraceen (a. a. O. 1869), über Nereiten (a. a. O. V, 439), z. Th. auch in Bezug auf Graptolithen und über den Gerüstbau der Terebratula vulgaris (N. Jahrb. 1869, 219). Einige seiner Publicationen beziehen sich auch auf den Muschelkalk und das Diluvium bei Saalfeld. Besonders interessant sind seine Nachrichten über prähistorische Funde am sog. Kalkofen und auf dem rothen Berg bei Saalfeld, deren Alter bis in die Steinzeit reicht (Weihnachtsbüchlein 1867 und 1868). Ueberdies schrieb R. noch zahlreiche Abhandlungen, Berichte und Kritiken im N. Jahrbuch für Mineralogie ꝛc., im Zentralblatt und in der Augsburger Allg. Zeitung. Zuletzt war R. mit der Herstellung einiger Blätter der großen geolog. Karte von Preußen und der Thüringischen Staaten, soweit sich dieselbe auf die Umgebung von Saalfeld bezieht, beschäftigt. Nachdem R. sein 25 jähriges Jubiläum als Director der Realschule erlebt hatte, nahm er infolge eingetretener geschwächter Gesundheitsverhältnisse daraus Veranlassung, in den Ruhestand zu treten und nach Jena überzusiedeln, um dort ausschließlich der Wissenschaft zu leben. Leider war ihm dies nur auf kurze Zeit vergönnt, indem er bald nach seinem Umzuge vom 15. auf 16. October 1884 seinen Leiden erlag. Aeußerliche Zeichen der Anerkennung erhielt R. durch seine Ernennung

zum Dr. philos. h. c. von Seiten der Universität Jena (1858) und zum Mitgliede vieler gelehrter Gesellschaften. Seine Regierung ehrte die Verdienste Richter's durch die Verleihung des sächs. Ernestinischen Hausordens I. Classe.

N. Jahrb. 1885 Bd. 1.

v. Gümbel.

Richter: Wilhelm Michael v. R. wurde am 28. November 1767 in Moskau geboren, woselbst sein Vater der aus Riesenburg stammende Michael R., Pfarrer der deutschen evangel.-lutherischen Gemeinde zu St. Michael war. Wilhelm R. wurde zuerst im elterlichen Hause erzogen, dann nach Reval geschickt, um 1779 in das dort existirende Gymnasium illustre zu treten, das unter der bewährten Leitung des Dr. Schmidt, eines Oheims Richter's von mütterlicher Seite, stand. Nachdem R. 1782 die Schule verlassen, wurde er 1783 in die Zahl der Medicin Studirenden an der Universität zu Moskau aufgenommen und beschäftigte sich eifrig und erfolgreich mit der Medicin. Infolge seines Eifers und seines Fleißes wurde er nach dreijährigem Studium von Seiten der Universität zur akademischen Laufbahn bestimmt und erhielt ein reichliches Stipendium, um außerhalb des russischen Reichs insonderheit in der Geburtskunde sich zu vervollkommnen. Er verweilte 4 Jahre auf verschiedenen Universitäten Deutschlands, Frankreichs, Englands, Hollands und hörte Vorlesungen in Erlangen, Göttingen und Berlin. Am 19. April 1788 erwarb er sich in Erlangen nach Vertheidigung der Dissertation: „Experimenta et cogitata circa bilis naturam, inprimis ejus principium salinum“, den Grad eines Dr. der Medicin und machte sich vor allem mit den Entbindungsanstalten in Göttingen und Berlin bekannt. Im J. 1790 kehrte er nach Rußland zurück und wurde nach Bestätigung seines Doctorgrades durch das Medicinalcollegium in St. Petersburg als außerordentlicher Professor der Geburtshülfe an der Universität zu Moskau angestellt. Nachdem er 1794 zum ordentlichen Professor ernannt war, übernahm er 1795 das Amt eines Hebammenlehrers und eines ersten Stadtaccoucheurs, 1701 das Amt eines Directors der neu errichteten Entbindungsanstalt des Findelhauses und widmete somit alle seine Kräfte der Geburtshülfe in theoretischer und praktischer Hinsicht. Er starb nach kurzer Krankheit am 27. Juni 1822, erst 55 Jahr alt. Neben dem Unterricht der Studenten lag ihm das Hebammenwesen am Herzen und er hat hierin für Rußland, besonders für Moskau viel geleistet. R. war nur von 1795—1806 Hebammenlehrer und bis 1807 Director der Entbindungsanstalt, weil später ihn andere Aufgaben beschäftigten. Er hatte 1800 den Plan zu einer großartig angelegten, praktischen Entbindungsanstalt in Moskau ausgearbeitet und der Regierung eingereicht, ein großes Gebäude sollte die Gebärenden und Wöchnerinnen, aber auch die Studenten, Hebammen, Ammen und Wärterinnen vereinigen. Es fand das Project in der geplanten Weise keine Bewilligung, doch wurde R., nachdem er seine Forderungen etwas beschränkt hatte, zum Director der damals 1800 neuerrichteten, mit dem Findelhause in Verbindung stehenden Entbindungsanstalt ernannt. Die Anstalt ist noch heute in Thätigkeit. R. war als Arzt und Geburtshelfer sehr geschätzt und wurde auch an den kaiserlichen Hof gezogen; so zur Entbindung der Kaiserin Alexandra Feodorowna, der Gemahlin Nicolai's am 17. April 1818, als der nachmalige Kaiser Alexander II. das Licht der Welt erblickte. — Seit 1810 war R. Präsident der physikalisch-medicinischen Gesellschaft in Moskau und wirkte auch hier anregend und fördernd. R. war aber nicht nur als Arzt, als Administrator und als Lehrer, sondern auch als Schriftsteller außerordentlich thätig — es ist staunenswerth, daß der so sehr durch seine Praxis und den Unterricht in Anspruch genommene Mann noch Zeit fand, umfassende Werke zu schreiben. Abgesehen von einer Anzahl kleinerer Abhandlungen, Reden und Gelegenheitsschriften sind

zu nennen ein „Handbuch der Geburtshülfe", Moskau 1801, welches obwohl deutsch geschrieben, doch nur in russischer Uebersetzung veröffentlicht worden ist. Ferner die „Synopsis praxis medico- obstetritiae (quam Mosquae exercuit G. M. Richter", Mosquae 1810, 4°). In diesem Werke legt R. über seine Praxis und Amtsführung Rechenschaft ab und theilt besonders schätzbare Erfahrungen über die Wendung und den Gebrauch der Zange mit. Trotz dieser beiden, für ihre Zeit entschieden hervorragenden geburtshülflichen Bücher, trotzdem, daß ein Instrument Hysteromochlion zur Aufrichtung des schwangeren Uterus von R. erfunden worden ist, trotz der unzweifelhaften Verdienste um Geburtshülfe und Hebammenwesen in Rußland, dürfte Richter's Name den heutigen Geburtshelfern kaum bekannt sein — er gehört der Geschichte an. Allein R. hat noch ein anderes Werk verfaßt, welches ihm für alle Zeiten einen angesehenen Namen in der wissenschaftlichen Welt sichern wird — eine „Geschichte der Medicin in Rußland" in 3 Thln. Moskau 1817. Freilich hat R. die Geschichte nicht bis zur Gegenwart fortgeführt, sondern er hörte mit der Regierung der Kaiserin Elisabeth 1761 auf, doch ist immerhin das Werk auch in der vorliegenden Gestalt ein wissenschaftlich bedeutsames, ein echtes Werk deutschen Fleißes. Man muß, um die Arbeit Richter's richtig zu schätzen, wissen, daß eigentlich gar keine Vorarbeit existirte, daß R. fast Alles aus Archiven und alten Dokumenten schöpfen mußte. Nach R. sind noch einzelne Beiträge zur Geschichte der Medicin in Rußland (z. B. v. Tschistowitsch) geliefert worden, aber ein umfassendes Werk zu schreiben, hat Niemand versucht. Für alle späteren medicinischen Geschichtsschreiber wird das Buch, soweit es auf Rußland Bezug nimmt, unentbehrlich sein. Wenn die Geburtshülfe Richter's längst vergessen sein wird, wird der Historiker R. noch im Angedenken der Nachwelt leben! Das Werk ist zuerst deutsch geschrieben und herausgegeben und dann vom Professor Beketow übersetzt, auch in russischer Sprache veröffentlicht. Von einer Aufzählung aller kleinen geburtshülflichen wie historischen Abhandlungen Richter's, welche durchweg in lateinischer und russischer Sprache gedruckt sind, kann hier füglich abgesehen werden. In deutscher Sprache hat R. außer seiner Geschichte der Medicin nichts drucken lassen: ein Verzeichniß aller seiner litterarischen Producte findet sich in dem (russischen) Biogr. Lexikon der Lehrer der Universität Moskau. R. wird von seinen Zeitgenossen als ein sehr gebildeter und vielseitiger Gelehrter geschildert, er sprach und schrieb mit Geläufigkeit 5 Sprachen: Deutsch, Russisch, Englisch, Französisch und Lateinisch; er war ein sehr beliebter Arzt, der allen Kranken ohne Unterschied, Armen wie Reichen in gleicher Weise seine hülfreiche Hand darbot; er besaß eine seltene Fähigkeit, fließend und anziehend zu reden. — R. war verheirathet mit einer Tochter seines Collegen Keresturi, von der er fünf Söhne hatte. Der älteste Michael R. ist dadurch bekannt geworden, daß er wie sein Vater Professor der Geburtshülfe in Moskau war.

Michael R. wurde am 20. April 1799 in Moskau geboren und im Hause seiner Eltern erzogen und trat schon 1813, kaum 14 Jahre alt, als Student in die medicinische Facultät zu Moskau. Offenbar weil er sich durch Begabung und Fleiß vor anderen auszeichnete, erhielt er die Erlaubniß, vor beendigtem Cursus außerhalb Moskau seine Studien fortzusetzen. Der junge Mann studirte darnach von 1816—1817 in Dorpat, von 1817—1818 in Göttingen, von 1818—1820 in Berlin. Nach Moskau zurückgekehrt, machte er das Examen pro gradu doctoris und wurde am 18. Januar 1822 — im Todesjahr seines Vaters zum Dr. med. promovirt (Diss.: de Cyanosi cardiaca, seu morbo sic dicto caeruleo). Er wurde noch in demselben Jahre zum Adjunct an der medicinischen Facultät, 1827 zum außerordentlichen, 1828 zum ordentlichen Professor der Geburtshülfe ernannt, las über Geburtshülfe, Frauen- und Kinderkrankheiten und war daneben

Lehrer an der Entbindungsanstalt des Findelhauses. 1851 wurde er auf seine Bitte aus dem Dienste entlassen und ist bald darauf in Moskau gestorben. Er hat keine große litterarische Thätigkeit entwickelt. Außer seiner Dissertation hat er eine lateinische Rede: Oratio de regimine infantum quod medici est, drucken und das russische Handbuch der Geburtshülfe seines Vaters in zweiter Auflage erscheinen lassen.

Biogr. Lex. der Lehrer der Moskauer Universität, II. Bd. Moskau 1855, S. 356—360 (in russischer Sprache). L. Stieda.

Richthofen: Karl Ferdinand Wilhelm Freiherr von R., katholischer Geistlicher, geb. am 31. Januar 1832 auf dem Gute Hertigswalde bei Jauer in Schlesien, † am 7. März 1876 in Berlin. Er wurde von einem evangelischen Geistlichen getauft, aber, nachdem sein Vater Karl Ludwig v. R. 1838 zur katholischen Kirche übergetreten war, mit seinen drei Brüdern katholisch erzogen, während die Mutter mit zwei Töchtern evangelisch blieb. Nachdem R. 1844—52 in Breslau das Gymnasium absolvirt hatte, studirte er 1853—57 Forstwissenschaft, zuerst an der Forstakademie zu Neustadt-Eberswalde, dann an der Universität zu Breslau, wo er auch sein Militärdienstjahr absolvirte. Nachdem er das Oberförsterexamen bestanden, entschloß er sich Geistlicher zu werden, studirte 1858—60 zu Breslau Theologie und wurde am 3. September 1862 dort zum Priester geweiht. Er wurde zunächst als Caplan in Lauban, dann in Breslau angestellt, im December 1866 zum Pfarrer in Hohenfriedberg, im October 1872 zum Domcapitular in Breslau ernannt. Im Januar 1873 weigerte er sich eine Adresse des Domcapitels an den Fürstbischof Förster gegen die Maigesetze zu unterschreiben, und wurde darauf im Februar aufgefordert, sich über seine Stellung zu den Vaticanischen Decreten vom Jahre 1870 auszusprechen. Nachdem mehrere Erklärungen als ungenügend bezeichnet worden waren, gab er am 16. März eine Erklärung ab, die den Fürstbischof zufrieden stellte, nahm diese aber in einem Schreiben an den Fürstbischof vom 14. Mai zurück und veröffentlichte zugleich eine ausführlichere Erklärung; eine zweite Erklärung veröffentlichte er Anfangs Juni mit Rücksicht auf Angriffe in der ultramontanen Schlesischen Volkszeitung (Zwei Erklärungen des Breslauer Domherrn K. v. R., 1873). An demselben Tage, an welchem der Fürstbischof die Erklärung von R. erhielt, excommunicirte er denselben. Von der Staatsregierung wurde er in seiner Stellung als Domherr geschützt. Bald darauf schloß sich R. der altkatholischen Gemeinschaft an, predigte einige Male in Breslau (drei Predigten sind einzeln gedruckt), nahm in der Pfingstwoche 1874 an der altkatholischen Synode zu Bonn theil und wurde im August Seelsorger der altkatholischen Gemeinde zu Gleiwitz, hielt auch einige Male in Neisse und an anderen Orten Gottesdienst. Im April 1875 gab er diese Thätigkeit auf; im Mai verzichtete er auch auf seine Domherrnstelle. Er dachte nun einige Zeit daran, sich den Irvingianern anzuschließen, ließ sich aber am 12. December zu Leipzig in die lutherische Kirche aufnehmen. Im Februar 1876 besuchte er seinen Bruder Ferdinand zu Berlin; am 19. verbrannte er sich, am Arbeitstische eingeschlafen, durch die umgestürzte Petroleumlampe; die Brandwunden führten seinen Tod herbei. Er wurde am 11. März zu Hohenfriedberg von dem lutherischen Pfarrer Dr. Besser beerdigt.

Karl Freiherr v. Richthofen, früher Domherr in Breslau. Ein Lebensbild aus den kirchlichen Kämpfen der Gegenwart. Nach handschriftlichem Nachlaß und mütterlicher Erinnerung. 1877. Reusch.

Richwin, Bischof von Straßburg, von Abstammung ein Lothringer, scheint wie sein Vorgänger durch den Einfluß der westfränkischen Politik im J.

914 auf den bischöflichen Stuhl gebracht worden zu sein und sich zunächst im Gegensatz zu seinem rechtmäßigen Metropoliten, dem Erzbischof von Mainz, dort behauptet zu haben. Die damals höchst unsichern Verhältnisse der deutschen Grenzlande im Westen werden ihm dies erleichtert haben. Auch nach den Beschlüssen der Synode von Hohen Altheim im J. 916, welche R. vergeblich vorgefordert hatte, blieb er ruhig auf seinem Sitze, obschon dieselbe ihn mit Zustimmung des päpstlichen Legaten für abgesetzt erklärt hatte, falls er sich nicht auf der nächsten Provinzialsynode zu Mainz vor dem Erzbischof Heriger stelle, er rechtfertige sich denn vor dem Papste selbst. Ob und wie er dieser Aufforderung Folge geleistet, ist nicht überliefert; es scheint indeß, daß R., nachdem König Heinrich mit fester Hand die Zügel der Regierung ergriffen hatte, sich entschieden auf seine Seite gestellt hat. Wenigstens finden wir ihn von allen alamannischen Bischöfen allein auf der Synode zu Coblenz 922, ferner bei der großen Reichsversammlung zu Worms im November 926 und schließlich auf der Erfurter Synode im Sommer 932. Den Sieg über die Ungarn, deren Reiterstürme auch über sein Bisthum wiederholt verheerend hereingebrochen waren, hat er noch erlebt, am 30. August 933 ist er gestorben, im Erchenbald'schen Bischofs-Katalog characterisirt als profunditate litterarum amplior, virtutibus illustris, in juventute vividus, in senecta spiritalis. Was R. für sein Bisthum und die Straßburger Kirche geleistet, ist nicht bekannt, nur dies wissen wir aus urkundlichen Aufzeichnungen, daß er durch große Güterschenkungen sowohl für das Domcapitel wie namentlich für das Thomasstift in Straßburg reichlich gesorgt hat.

Böhmer, Fontes III, 3. — Grandidier, Hist. de l'égl. de Strasbourg II, 288 ff. — Vgl. Dümmler, Geschichte des Ostfränk. Reichs III und Waitz, Heinrich I. passim.

W. Wiegand.

Rick: Karl R., geb. am 3. August 1815 zu Lilienfeld in Niederösterreich als der Sohn eines Stiftsbeamten, erhielt im Elternhause und in der Ortsschule die erste Erziehung, absolvirte die Gymnasial- und philosophischen Studien und hatte eben das Studium der Jurisprudenz begonnen, als er sich von seiner schon aus der Jugendzeit stammenden Schwärmerei für die Bühne verleiten ließ, seiner Lieblingsneigung zu folgen und Schauspieler zu werden. Indeß die wenig günstigen Erfolge, die er auf der Bühne erzielte, sowie die inständigen Bitten seiner Mutter, die ihren Sohn dereinst als Priester zu sehen gehofft hatte, bewogen R. endlich, die eingeschlagene Laufbahn aufzugeben. Er nahm nun eine Stelle als Schreiber in Göttweih an, die er bis 1842 behielt, wo er bei der Gefällen-Hofbuchhaltung in Wien in den Staatsdienst trat. Nach siebenjähriger unentgeltlicher Verwaltung seiner Stelle wurde er endlich Accessist mit einem bescheidenen Jahresgehalte, das sich nur langsam steigerte. Im Februar 1855 verließ R. den Staatsdienst und trat in den Dienst der Nordbahn über, in welchem er zuletzt die Stelle eines Bureauchefs bekleidete und am 4. September 1881 zu Wien starb. — R. war eine poetisch veranlagte Natur und suchte in dem Verkehr gleichgesinnter Jünglinge und Männer gern eine Förderung seines Strebens, sich auch als Dichter bethätigen zu können. Im J. 1847 erschien seine erste Sammlung „Gedichte", in denen sich, wie Hieronymus Lorm urtheilt, „ein ansprechendes Talent, stille, sinnige Liebenswürdigkeit offenbart. Die Verse bieten nicht die hohe Entwickelung einer starken Dichterseele, nicht die Kraft selbstbewußter Anschauung der Natur und des Lebens. Erinnerungen und Märchen aus der Kindheit, Frühlings- und Liebesgenüsse, alltägliche Erfahrungen erscheinen in reizenden, fast allzuzarten und schwächlichen Gestalten." Unter den Wirren und Aufregungen der Revolution erschien dann sein „Evangelium der Freiheit" (1848), das vorherrschend das Gepräge jener Zeit trägt. Darauf folgten

„Gedichte. Zweiter Band“ (1854) und endlich „Poetische Briefe an eine Frau“ (1859). „Diese reizenden Episteln didaktischen Inhalts, welche als rother Faden eine ganz einfache Geschichte durchzieht, behandeln in anmuthiger Form die Aufgabe der Frauen, ohne jedoch irgendwie ins Banale zu verfallen; durch das Ganze weht ein sanfter Hauch von Poesie, und mehrere zart ausgeführte Landschaftsbilder lassen fast Stifter'schen Einfluß vermuthen.“

Hier. Lorm, Wiens poetische Schwingen und Federn, Wien 1847, S. 247. — Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, 26. Bd., S. 69.

Franz Brümmer.

Rickel: Dionysius R., s. Dionys Bd. V, S. 246.

Ricklefs: Friedrich Reinhard R. wurde am 26. October 1769 zu Ovelgönne (im Herzogthum Oldenburg) geboren, wo der Vater Prediger war. Nachdem er bis zu seinem 15. Jahre von seinem Vater Unterricht erhalten hatte, war er drei Jahre auf dem Gymnasium zu Oldenburg Manso's Schüler und ging im Herbst 1787 nach Helmstedt, um Theologie zu studiren. Im J. 1791 zum Doctor der Philosophie promovirt, begann er daselbst Collegien zu lesen und am dortigen Pädagogium Unterricht zu geben, wurde aber schon im J. 1792 als Subconrector an das Gymnasium in Oldenburg berufen, an welchem er, seit 1800 als Professor und Conrector und seit 1811 als Rector, bis zu seinem am 12. Februar 1827 erfolgten Tode thätig gewesen ist. Obgleich seine Wirksamkeit als Lehrer eine verschiedene Beurtheilung gefunden hat, so haben ihm doch viele seiner Schüler ein dankbares Andenken bewahrt, und es ist namentlich anerkennend hervorzuheben, daß er während der französischen Gewaltherrschaft (1811—1813) sich als muthigen Mann und unerschrockenen Fürsprecher seiner Anstalt bewährt hat. Seiner patriotischen Gesinnung hat er auch später Ausdruck gegeben in der Schrift: „Germania, eine Zeitschrift für Deutschlands Gemeinwohl“ (3 Bde., 1813—15). Von seinen übrigen Schriften sind neben zahlreichen Schulprogrammen, in denen er die verschiedensten Gegenstände behandelte, zu erwähnen: „Englische Chrestomathie“, 1793; „Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Lexicon“, 1799; „Darstellung der Menschengeschichte mit Beziehung auf Kruse's historischen Atlas“, 2 Thle. in 3 Bdn., 1806—14; „Erläuterungen zu seiner Darstellung der älteren Menschengeschichte“, 2 Thle. in 2 Bdn., 1808—10; „Chronologische Tabellen über alle vier Welttheile von Anfang der Geschichte bis zu den neuesten Zeiten, nebst Stammtafeln“, 1817; Uebersetzung des Tacitus, 1825. Als Beiträge zur Geschichte seiner Anstalt und seines engeren Heimathlandes dürften noch zu nennen sein: „Erinnerungen aus Manso's Leben“, 1796; „Schulreden“, 1821 und „Andenken an die Canzleiräthe C. D. v. Finckh und A. L. v. Berger in kurzer Darstellung der französischen Gewaltherrschaft im Herzogthum Oldenburg“, 1825.

Meinardus, Geschichte des Großherzoglichen Gymnasiums in Oldenburg, 1878.

Mutzenbecher.

Rickmersdorf: Albert v. R., s. **Albert**, Bischof von Halberstadt, Bd. I, S. 182.

Rid: Franz Arsenius R., Augustiner, geboren am 12. Juli 1748 zu Schwabmühlhausen bei Augsburg, † am 20. Mai 1822 zu München. Nachdem er von 1757 an zu Andechs, von 1760 an zu Augsburg die humanistischen Studien absolvirt hatte, wurde er 1768 in das Stift der regulirten Chorherren vom h. Augustinus zu Rothenbuch aufgenommen. 1774 zum Priester geweiht, wurde er 1776 Bibliothekar, später Archivar seines Stiftes, 1781 Lehrer am

Gymnasium zu München, 1784 Pfarrer zu Unterammergau. In Anerkennung seiner litterarischen Arbeiten wurde er 1790 von der kurfürstlichen Akademie der Wissenschaften zum correspondirenden Mitgliede ernannt. 1790—92 war er interimistisch Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechtes am Lyceum zu München, dann dreizehn Jahre wieder Pfarrer, zuerst zu Oberammergau, dann zu Oberammerbach. Wegen Kränklichkeit resignirte er 1805 und lebte dann, da sein Stift säcularisirt war, anfangs zu Kaufbeuren, von 1808 an zu München. Er arbeitete dort an der Fortsetzung der von seinem Ordensgenossen Anselm Grünwald begonnenen Origines Raitenbuchae, die aber nicht vollendet wurde, weil ihm die Benutzung des Archives nicht gestattet wurde. Von 1812 bis 1816 war er Pfarrer zu Hohenwart im Bisthum Augsburg, die letzten Jahre verlebte er in München. 1820 wurde er nach dem Tode von Sebastian Günther Historiograph der historischen Classe der Akademie. R. hat einige Erbauungsschriften und eine Anzahl von historischen Aufsätzen (über die Römerstraße von Augusta bis Sartanum; über das ehemalige Herzogthum Meran; über die ursprünglichen Sitze der Ambronen u. s. w.) veröffentlicht, auch an den Monumenta boica, Vol. 19—21, fleißig mitgearbeitet.

Mastiaux' Literaturzeitung, 1822. Int.-Bl. Nr. 8. — Felder-Waitzenegger, Gelehrten-Lexikon II, 158.

Reusch.

Ridder: Franciscus de R., reformirter Theolog und Prediger in der Mitte des 17. Jahrhunderts. Sein Vater Jacob de Ridder gehörte den Contraremonstranten an und ward 1617 seines Predigtdienstes zu Warmenhuizen entsetzt, ward aber 1621 Prediger zu Middelharnis, wo er 1663 starb. Sein Sohn Franciscus, etwa um 1620 geboren, erwarb sich wahrscheinlich an der Universität zu Leyden, den Doctorgrad der Theologie und trat 1644 zu Schermerhorn das Predigeramt an. Nach zwei Jahren folgte er dem Ruf der Gemeinde zu Brielle, trat aber sein Amt dort erst am 19. Januar 1648 an und bewährte sich bald als ein gelehrter Vertheidiger der reformirten Lehre und kräftiger Gegner der Remonstranten und Socinianer u. s. w. Als solcher, wie es im Brielle'schen Kirchenbuche heißt, wurde er von der Gemeinde zu Rotterdam am 29. März 1656 berufen und hielt dort am 7. Mai seine Antrittspredigt. Seine populäre Gelehrsamkeit machte ihn in weiten Kreisen beliebt und seine Erbauungsschriften, wie die „Huisgezangen", „Het priesterlyk bruiloftsbed" und „De dagelyksche huyscatechisatien" wurden viel gebraucht. Zugleich trat er als offener Gegner der Staatspartei auf, an deren Spitze der Rathspensionär Johann de Wit stand und scheute sich 1665 nicht, in einer Predigt über Genes. XXXII, 9—11 den Johann van Oldebarnevelt als einen Verräther zu bezeichnen und die Strafe Gottes jedem anzukünden, der sich dem Hause von Oranien undankbar zeigte. Er ward dafür in Anklagestand versetzt und erhielt nur vermöge einer öffentlichen Entschuldigung das schon zurückgehaltene Jahrgeld wieder. Als Theolog erwarb er sich das Lob großer Gelehrsamkeit, in deren Anwendung er sich jedoch nicht immer von Parteilichkeit frei hielt, wenn es der Bekämpfung der Heterodoxie galt, wie sich dies z. B. nachweisen läßt in seiner „Apollos ofte zedige verantwoording voor de leer der gereformeerde Kerk", Rotterdam 1669, in 5 Bdn. Den gleichen Vorwurf zogen sich auch seine historischen Schriften „Historische Kerkspieghel" und „Historische Franschman, Engelschman, Hollander en Spanjaard" seitens des bekannten Jesuiten Cornelius Hazart aus Antwerpen zu. Unter den weiteren von ihm verfaßten Schriften sind die bedeutendsten „Schriftuurlyk licht", in 5 Bdn., „Het leven van Jesus Christus", „Feesttexten", „Dag boven den Dag", „Historisch Sterfhuis", „Historisch A. B. C." und „De eigenschappen en groote aangelegenheden van een opperbevelhebber zoo te water als te land in

tyden van oorlog“. Treu hatte er der Kirche und Wissenschaft gedient, als er am 11. Januar 1683 starb.

Vgl. van Harderwyk, Naamlyst en levens der predik. te Rotterdam. — van der Aa, Biogr. Woordenb., welcher die Litteratur über ihn anführt, und Glasius, Godgel. Nederl.

van Slee.

Ridel: Cornelius Johann Rudolf R., geb. am 25. Mai 1759 zu Hamburg, † am 16. Januar 1821 als großherzogl. sächs. Kammerdirector. Sein Vater nahm in seiner Vaterstadt zwar eine verhältnißmäßig hohe Stellung ein: er war Senator — hinterließ aber, als er im J. 1771 starb, seine Frau, eine Tochter des Stadtsyndicus Klefeker, in wenig günstigen Vermögensverhältnissen. Der begabte Knabe besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, befreundete sich mit der alten Litteratur, soll aber auch mit großem Eifer vaterländische Geschichte getrieben haben. Auch die Bewegungen in der deutschen Litteratur gingen nicht spurlos an ihm vorüber, besonders wirkte Klopstock auf ihn, den er in eigenen Gedichten nachzuahmen suchte. Zur Universität herangereift, besuchte er Göttingen, wo er Philosophie und Jurisprudenz studirte, ging darauf nach Wetzlar, um den reichsgerichtlichen Proceß kennen zu lernen und wurde nach seiner Rückkehr nach Göttingen zum Licentiaten der Rechte promovirt. Zunächst gedachte R. sich in der ihm liebgewordenen Universitätsstadt als Rechtsanwalt niederzulassen, da er jedoch Gelegenheit fand, mit dem Grafen v. Taube eine Reise durch Deutschland zu unternehmen, so ließ er diesen Plan fallen. Als er auf seinen Wanderungen nach Weimar kam, fand Karl August so viel Gefallen an ihm, daß er ihn aufforderte, die Leitung der Erziehung des 4jährigen Erbprinzen zu übernehmen und ihn zugleich zum Landkammerrath machte, mit Sitz und Stimme in der Kammer. Zwölf Jahre lang waltete R. seines Amtes (1787—1799). Neben dieser Stellung stand er noch einigen anderen Aemtern vor: so war er Mitglied der Generalpolizeidirection, war Vorstand der Behörde für Chausseebau, 1808 wurde er Geheimer Kammerrath, 1817 Kammerdirector. Im Familienkreise war er ein frohsinniger Gesellschafter und sein Talent für komische Darstellungen war weithin bekannt. Die Loge fand an ihm einen eifrigen Freimaurer: zu Weimar ist er einer der Wiedererwecker der Loge Amalia (October 1808) gewesen, wo er 9 Jahre lang (1810—1819) Meister des Stuhles war. Bis in sein Greisenalter befaßte er sich gern mit Geschichte und praktischer Philosophie; wir besitzen aus seiner Feder ein Schriftchen: „Entwicklung der publicistischen und statistischen Folgen des Preßburger Friedens“ und verschiedene Aufsätze im deutschen Merkur und den geographischen Ephemeriden.

Asträa. Taschenbuch für Freimaurer auf das Jahr 1830 (herausg. v. Sydow). Ilmenau.

E. Wülcker.

Ridinger, Künstlerfamilie zu Augsburg im 18. Jahrhundert. Der bekannteste ist Johann Elias R., ein berühmter Thiermaler. Er war geboren zu Ulm am 16. Februar 1698, kam daselbst in seinem 14. Jahre zu dem Maler Christoph Resch in die Lehre. Resch, der übrigens auch Altarblätter gemalt haben soll, war kein besonderer Künstler und hatte auch viel mit Anstreichen, Faßmalen, Vergolden zu thun, so daß die Hauptbeschäftigung des Lehrlings in derartigen handwerklichen Dingen bestand. Immerhin besaß Resch gute Kenntnisse in den mathematischen Wissenschaften, d. h. Geometrie, Architektur, Perspective, wovon R. doch profitirte, wenngleich er den Nutzen erst in reiferen Jahren einsehen lernte. Der aufstrebende Geist des Jünglings fühlte sich bei seinem Zunftherrn gedrückt und entwarf Pläne, dem Letzteren durchzu=

brennen und nach Italien zu marschiren, das als die unfehlbare Schule aller großen Künstler galt, doch wurde aus Mangel an Mitteln nichts daraus. Nach seiner Freisprechung wandte sich R. nach Augsburg, wo er bei Joh. Falk, der in Hamilton's Art kleine Thiere, Disteln u. s. w. malte, und später bei einem bischöflichen Maler und Vergolder eintrat. Von Beiden nicht befriedigt, ging er nach Regensburg, wo er an den kurfürstlich brandenburgischen Gesandten Graf Metternich empfohlen war, und hier machte er bedeutende Fortschritte in der Thiermalerei. Nach drei Jahren kam er nach der Lechstadt zurück, wo er nach dem Schlachtenmaler G. Ph. Rugendas, der damals Director der dortigen Akademie war, sich weiterbildete. Im J. 1723 heirathete er die Wittwe des Malers Johann Seuter, die ihm 6 Kinder brachte, darunter den Maler und Radirer Martin Elias R. (geb. 1730, † 1780) und den Schwarzkunststecher Johann Jakob (geb. 1735, † 1784). R. wurde nun bald rasch berühmt, und auch an Ehrenstellen fehlte es nicht. Im J. 1757 wurde er Assessor am Ehegericht Augsburger Confession und zwei Jahre später Director der Akademie. Der Künstler wurde durch einen Schlagfluß plötzlich zu Augsburg am 10. April 1767 der Welt entrückt. Die Kunsthandlung, die R. gegründet hatte und die vor Allem seine eigenen Blätter umfaßte, ging an seine Söhne Martin Elias und Johann Jakob über, von denen der Erstere die radirten Blätter, der Zweite die Mezzotintostiche übernahm. Bildnisse von R. gibt es mehrere, eine Radirung von Martin Elias nach des Vaters Zeichnung, ein Schwarzkunstblatt von Johann Jakob (aus dem Jahre 1767 kurz vor dem Tode des Künstlers), ein Schwarzkunstblatt von J. G. Haid nach J. G. Bergmüller und einen Stahlstich nach dem Gemälde seines Jugendfreundes J. Seuter, dessen Wittwe, wie bemerkt, der Künstler später ehelichte, als Titelblatt in Thienemann's Buch.

R. gehört mit Recht zu den geschätztesten Künstlern, und er war auch jederzeit anerkannt, im Gegensatz zu so vielen anderen aus dem 18. Jahrhundert, deren Ruhm bald erblaßte. In dem conventionellen Stile, der jene Epoche charakterisirt, wirkten seine Thierdarstellungen wie ein frischer Naturquell. Es ist ja selbstverständlich, daß auch er seiner Zeit ihren Tribut zollte; seine menschlichen Figuren sind etwas stilisirt und nicht mit der Natürlichkeit seiner Thiere gezeichnet, die landschaftlichen Gründe und sein Baumschlag verrathen eine conventionelle Bildung, man mag auch hier und da an den Pferden etwas zu Gleichförmiges und manche Thiere, z. B. die Löwen, die er gerne konterfeite, nicht ganz gelungen finden: seine Darstellungen sind trotzdem Zeugnisse seines scharfen und umfassenden Studiums nach der Natur. In allen Lagen, bei der Jagd, im Lager, bei Ruhe, Zorn, Schreck, Aufregung stellte er seine Vorbilder mit gleicher Gewandtheit dar, und auch eine ironisirende Ader fehlte ihm nicht, wie seine Fabeln beweisen. „Wie viel nutzbares", heißt es in der noch zu Ridinger's Lebzeiten geschriebenen Biographie, „findet nicht ein Liebhaber der Reitkunst und Jagd in seinen Motiven? Er siehet hier nicht nur die Lectionen im Reiten, die Jagd, Behetzung und Fang der Thiere, ihre Spuren (Fährten) natürlich vorgestellet, sondern auch mit Schule und waidmännischen Redensarten beschrieben". Kein Wunder, daß unser Künstler besonders auch den Jagdfreunden ans Herz gewachsen ist. Gemalt hat R. übrigens nicht viel, in seiner letzten Zeit überhaupt nicht mehr. Genannt werden zwei große Stücke, das eine einen Viehmarkt, das andere eine Pferdeweide darstellend, die er für den Maler und Kupferstecher Johann Daniel Hertz noch in jugendlichen Jahren gemalt hatte; ferner kamen 6 große Jagdstücke an den kaiserlichen Hof zu St. Petersburg, zwei andere nach Zürich. Dagegen hat R. überaus viel gezeichnet. J. A. G. Weigel in Leipzig erkaufte im J. 1830 von den Ridinger'schen Erben den Hauptstock dieser Zeichnungen, wobei auch das obengenannte Biographiemanuscript war.

Sie sind beschrieben mit den von R. Weigel, dem späteren Besitzer, acquirirten Vervollständigungen in Thienemann's Buch (S. 271 ff.). Am bekanntesten aber ist R. durch seine Kupferstiche, meist Radirungen, doch auch verschiedene Schwarzkunstblätter, die seinen Ruhm über die Kunstwelt verbreiteten. G. A. W. Thienemann hat dieselben in seinem Buche: Leben und Wirken des unvergleichlichen Thiermalers und Kupferstechers Johann Elias Ridinger, Leipzig 1856 (Nachträge dazu in Naumann's Archiv für die zeichnenden Künste V, S. 140 f.) ausführlich beschrieben. Wir nennen darum nur summarisch die bedeutendern Folgen, indem wir des weiteren auf Thienemann verweisen; wir bemerken dabei, daß wo nicht ausdrücklich andere Stecher genannt sind, die Radirung von R. selbst herrührt. „Das Paradies", Folge von 12 Blättern; „Fürsten-Lust", 1729, 28, bezw. 36 Bl.; „Die Thierfabeln", 1734, 16 Bl.; „Abbildung der Jagtbaren Thiere, mit beigefügten Fährten und Spuhren", 1740, 24 Bl.; „Betrachtung der wilden Thiere, mit beygefügter vortrefflicher Poesie des hochberühmten Herrn Barthold Heinrich Brockes", 1736, 41 Bl.; „Genaue und richtige Vorstellung der wundersamsten Hirschen sowohl als anderer besonderlichen Thiere", 101 Bl., nach Ridinger's Tod 1768 herausgegeben, jedoch fast alle noch von ihm selbst radirt, nur einige von Martin Elias R. nach des Vaters Zeichnung; „Fürstliche Personen zu Pferde", 16 Bl.; „Nach der Natur entworffene Vorstellungen Wie alles Hoch und Nieder Wild, samt dem Feder Wildpräth . . . . . . gefangen wird", 1750, 31 Bl., darunter 8 von Martin Elias R. gestochen; „Die von verschiedenen Arthen der Hunden behaetzte Jagtbare Thiere", 1761, 22 Bl.; „Die par force Jagd des Hirschen", 16 Bl.; „Entwurf einiger Thiere", 7 Theile zu je 18 Bl., mit Titel und Text; „Verschiedene Pferderassen", 32 Bl., 4 von R. selbst, die andern von Martin Elias R. und J. G. Seuter, seinem Schwiegersohne gestochen; „Neue Reit-Kunst in Kupfer-Stichen inventiert und gezeichnet", 1722, 23 Bl., von denen 8 von J. B. Probst, die andern von J. D. Hertz gestochen sind; „Neue Reit Schul vorstellend einen vollkommenen Reuter", 1734, 18 Bl.; „Vorstellung und Beschreibung derer Schul- und Campagne Pferden nach ihren Lectionen", 1760, 47 Bl., mit einem Anhang „Das Carousel", in 15 Bl.; „Kämpfe reißender Thiere", 1760, 8 Bl.; zwei Zeichnungsbücher von 1728 und 1742 u. s. w. Auch hat R. nach Rubens und J. H. Roos gestochen, ferner biblische und Genredarstellungen geliefert. Zu beachten ist, daß von vielen Folgen noch bis in unsere Zeiten Abdrücke gemacht wurden. die natürlich hinter den zu Ridinger's Lebzeiten gemachten sehr zurückstehen.

W. Schmidt.

Riebling: Johannes R., der erste lutherische Superintendent im Mecklenburgischen, war um 1494 in Hamburg geboren, hatte in Wittenberg studirt und war dort Magister geworden. 1529 wurde er Prediger zu St. Katharinen in Braunschweig und ging, als Herzog Heinrich der Friedemacher von Luther sich einen Prediger und Superintendenten für Parchim 1537 erbat, auf dessen Empfehlung 1539 dorthin, wo er später die Tochter des ersten dortigen evangelischen Pastors Lönnies heirathete und am 25. November 1554 starb. Bei der eigenthümlichen Stellung der Reformationsfrage im Lande durch die Nichtübereinstimmung der beiden Herzoge war R. zu vorsichtigem Auftreten gezwungen; die Stellung eines Superintendenten war nicht gesetzlich festgestellt, eine Kirchenordnung bestand noch nicht. Noch seltsamer gestaltete sich das Verhältniß zu dem von Herzog Heinrich's Sohne Magnus verwalteten Bisthume Schwerin. So ist R. der Vater der mecklenburgischen Kirchenordnungen geworden. Eine solche neben einem Katechismus und einer Kirchenagende zu verfassen, erhielt er sofort den Auftrag. Die beiden ersteren wurden alsbald fertig und auf herzogliche Kosten durch Ludwig Dietz 1540 in plattdeutscher Sprache gedruckt. Der Rostocker Pastor Heinrich

Techens scheint dabei geholfen zu haben. Die erstere ist fast ein Abdruck des ersten Theils der Nürnbergischen Kirchenordnung von Andr. Osiander und Joh. Brenz von 1533, und zwar von der 1534 in Magdeburg durch Mich. Lotther erschienenen niedersächsischen Ausgabe. Der Katechismus von 1540 ist ebenfalls eine Bearbeitung der als 2. Theil jener Nürnbergischen Kirchenordnung hochdeutsch 1533 und plattdeutsch 1534 erschienenen Kinderlehre. Wie diese brachte er daher als 5. Abschnitt das Amt der Schlüssel, entgegen den ursprünglichen Absichten Luther's, in die mecklenburgische Kirche. Die Kirchenordnung enthält einen ersten Theil von der Lehre, einen zweiten von den Ceremonien. Auch die Kirchenagende wurde fertiggestellt: „Ordeninghe der Misse, wo de vann denn Kerckheren unde Seelsorgern ym lande tho Meckelnborch, jm Fürstendom Wenden, Swerin, Rostock unnd Stargharde schal geholden werden". Nach dem Titel ist sie von 1540, nach dem Schlusse aber erst am 16. Juni 1545 fertig gesetzt. Man hat vielleicht erst die Resultate der Kirchenvisitationen erwarten wollen, welche nun die Jahre 1540—44 durch das ganze Land, auch das Bisthum Schwerin, erfolgten. R. leitete sie als Theologe, erst später nahm Nossiophagus (Kückenbieter, A. D. B. XXIV, 27) daran Theil; sie wurden auf das schonendste gegen katholisch gebliebene Priester ausgeführt, scharf aber gegen „Sacramentirer", mochten es Zwinglianer oder täuferisch Angehauchte sein. So mußte Never (A. D. B. XXIII, 564) in Wismar vom Amte weichen. 1549 wurde R. mit dem neuernannten Güstrower Dompropst G. Omcke (A. D. B. XXIV, 346) vom Herzog Heinrich und dem seinem Vater Albrecht nun gefolgten jungen Johann Albrecht zum Sternberger Landtage entsandt, der wesentlich wegen des Interim berufen war. Beide riethen den Ständen dringend die Ablehnung an, die denn auch um so eher erfolgte, als überhaupt nicht einmal ein officieller ständischer Beschluß über Annahme der Augsburger Confession bisher gefaßt war. Schon in den Vorbereitungen zu der sog. Fürstenverschwörung, der Auflehnung mit Moritz von Sachsen gegen den Kaiser, hatte sich 1551 Johann Albrecht im Einverständnisse mit Heinrich dahin entschieden, eine neue durchgreifende und erschöpfende Kirchenordnung zu schaffen; die zur Entwerfung eingesetzte Commission bestand unter D. Johannes Aurifaber aus Riebling, Kückenbieter und dem Feldprediger Ernst Rothmann. Aurifaber hatte die kursächsische Kirchenordnung zu Grunde gelegt, deshalb wurde auch die neue mecklenburgische nun in hochdeutscher Sprache verfaßt und nach Melanchthon's Approbation 1552 in Wittenberg bei Hans Luft (in 2 Ausgaben) gedruckt, auch 1554 dort neu aufgelegt, da die Exemplare durch die neuen allgemeinen Kirchenvisitationen von 1552—54 erschöpft waren. Diese Visitationen durch Aurifaber, R., Omcke und Simon Leupold, die nach der Instruction vom 12. November 1552 viel strenger gehandhabt wurden, bezeichnen die letzte Thätigkeit Riebling's. An der als nothwendig erkannten Uebertragung der Kirchenordnung ins Plattdeutsche hatte er nicht mehr Theil; sie gelangte erst 1557 bei Ludwig Dietz zum Druck.

Schröder, Evang. Meckl. I, 331 ꝛc., II, 33 ꝛc. — Rudloff, Gesch. III. — Krey, Beitr. I, 145. — Wiechmann, Meckl.-Altniedersf. Litt. I (S. Reg. in Bd. III von Hofmeister). — J. Wigger, Kirchengesch. Mecklenb. 114—127.

Krause.

Riecke: Victor Heinrich R., geb. zu Stuttgart am 17. Mai 1759, † zu Lustnau bei Tübingen am 14. Januar 1830, württembergischer Magister, nach Erlassung des Toleranzedicts Kaiser Josef's II. erster Prediger der evangelischen Gemeinde zu Brünn in Mähren, von 1803 an in der schwäbischen Heimath als Geistlicher und Schulmann thätig.

Die Familie Riecke in Württemberg stammt aus Mecklenburg. Der im J. 1658 im Amte Gadebusch geborene Heinrich R. kam 1681 nach dem durch den

dreißigjährigen Krieg stark entvölkerten Württemberg und ließ sich 1685 zu Stuttgart als Bürger und Chirurgus häuslich nieder, starb aber schon 1707. Mit ihm beginnt eine nur zweimal für kürzere Zeit unterbrochene, bis 1876 sich fortsetzende Reihe von R. ärztlichen Standes in Stuttgart. Sein Sohn war der erste Victor Heinrich, geb. 1697, † 1755. Mit dem Lehrbrief über die Barbier- und Wundarzneikunst in der Tasche, zog der 20jährige nach Norddeutschland, Schweden und Holland, machte auf einem Grönlandfahrer als Schiffsarzt eine viermonatliche Seereise bis zur Davisstraße und begab sich darauf mit der Ausbeute dieser Reise nach Paris zu noch dreijährigem Studium der Heilkunde. Als Doctor der medicinischen Akademie von Rheims zurückgekehrt, wurde Victor Heinrich schon nach einem Jahr, 1725, zum herzoglichen Hofmedicus, später zum Stadt- und Amtsphysicus in Stuttgart, daneben zum Klosterphysicus in Denkendorf, erstem Landphysicus, Mitglied der Sanitäts-Deputation und herzoglichen Lithotomus ernannt. Sein „Unterricht für die Hebammen“ war im ganzen Herzogthum verbreitet. Er scheint ein sehr ernster Mann gewesen zu sein, den seine Kinder nie haben lachen oder weinen, aber auch nie haben müßig gehen sehen. In der A. D. B. I, S. 693, vergl. II, S. 797, wurde er bereits erwähnt als der Stiefvater des nachmaligen Geheimen Raths Autenrieth. Aus der ersten Ehe Victor Heinrich's stammte sein nachmaliger Amtsnachfolger Ludwig Heinrich R., geb. 1729, † 1787, zuletzt, von 1785 an auch Professor der Geburtshilfe an der hohen Karlsschule, in dem damaligen Stuttgart als „der Doctor Riecke“ allgemein bekannt, eine heftige, derbe Natur von überraschender Aufrichtigkeit. Dieser Ludwig Heinrich hinterließ zwei Söhne; der jüngere Johann Victor Ludwig, geb. 1771, † 1850, nahm 1795, acht Jahre nach des Vaters Tode, den ärztlichen Beruf der Familie in Stuttgart wieder auf, übte länger als fünfzig Jahre dort die Praxis, von 1807 an in ähnlicher Stellung wie der Vater und Großvater, seit 1842 mit dem Titel eines Medicinalraths; der erstgeborene Sohn Ludwig Heinrich's aber war der im Eingang unseres Artikels genannte Victor Heinrich, wie wir gesehen haben, der zweite dieses Namens.

Derselbe hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet und dafür in dem Gymnasium zu Stuttgart und dem evangelischen Stift zu Tübingen sich vorbereitet, hier namentlich unter der Leitung von Chr. Gottl. Storr. Compromotionalen waren in Stuttgart der Dichter Stäudlin und der nachmalige Minister Otto, in Tübingen der spätere Prälat Dapp und Schott, in der Folge Professor der Philosophie. Nach Beendigung der Studien gelangte an ihn, während eines Besuchs bei dem mütterlichen Oheim, damaligem herzoglichen Gesandten, späteren Geheimrath v. Bühler in Wien, 1782 der Ruf, zu Brünn in Mähren als Prediger der evangelischen Gemeinde einen Wirkungskreis sich erst zu schaffen, wofür durch das Toleranzedict Josef's II. vom 13. October 1781 die Möglichkeit eben damals eröffnet worden war. Mit der Ernennung zum Senior der mährischen Gemeinde Augsburger Confession erweiterte sich 1789 das Feld seiner Thätigkeit. Welch einflußreiche Stellung in Oesterreich der junge evangelische Geistliche aus Schwaben mit der Zeit sich zu erringen verstanden hat, geht unter anderem aus einer an verschiedenen Orten, so auch in den Preußischen Jahrbüchern in den siebenziger Jahren veröffentlichten, von dem ältesten Sohn zuerst bei der Säcularfeier des väterlichen Geburtstages im J. 1859 mitgetheilten „Anekdote aus der österreichischen Geschichte vom Jahre 1800“ hervor. Darnach soll es vorzugsweise den aufopfernden Bemühungen Riecke's und der richtigen Benützung seiner bis in die Hofburg nach Wien hineinreichenden Verbindungen zu danken gewesen sein, daß die bereits gefällten Todesurtheile an 6 der Meuterei beschuldigten Hannaken, die aber eine so harte Strafe nicht verdient hatten, unvollzogen geblieben sind. Als Victor Heinrich R. nach 20jährigem Wirken zu

Brünn 1803 in sein Geburtsland zurückkehrte, errichtete ihm die dankbare Gemeinde zu Brünn in ihrem Bethause ein Denkmal mit der Inschrift: „Uns war er Lehrer und Freund!" Und noch 27 Jahre später wurde ihm dort auch eine Totenfeier veranstaltet. Ja noch heute ist sein Andenken nicht erloschen. Die Rückkehr in die alte Heimath, in das mittlerweile auf das doppelte seines früheren Umfangs angewachsene, zum Kurfürstenthum gewordene Württemberg, erfolgte auf den Ruf des evangelischen Consistoriums, in dessen Verband der seiner Zeit dem evangelischen Stifte angehörige Magister immer noch geblieben war. Die Stelle, welche ihn erwartete, war die eines Waisenhauspfarrers und Inspectors des deutschen Schulwesens in Stuttgart. Das nach dem Vorgange der Francke'schen Stiftung in Halle im J. 1710 durch Herzog Eberhard Ludwig gegründete Stuttgarter Waisenhaus befand sich damals in einem Zustande großen Zerfalls. Was R. zur Rettung dieser hundertjährigen Anstalt gethan hat, wie durch ihn deren innere Einrichtungen durchaus reformirt, reichlichere finanzielle Zuflüsse ihr wieder eröffnet worden sind, wie ihm ferner die Hebung des städtischen Volksschulwesens im Pestalozzi'schen Geiste gelang und er in Verbindung mit dem Waisenhaus das erste Lehrerseminar gründete: das alles kann hier nur angedeutet werden. Als freilich im J. 1811 vier Corporale ins Waisenhaus commandirt wurden, um die Aufsicht über die Kinder in den Freistunden zu übernehmen, als ein Flügel des Waisenhauses zu einer Pflanzschule für das Theater und Orchester eingerichtet werden mußte, da erbat sich R. die Versetzung auf die gerade erledigte Pfarrstelle in Lustnau bei Tübingen. Und auch bei dieser ländlichen Gemeinde äußerte sich noch in einem 18jährigen Wirken die rastlose Thätigkeit des nicht zu ermüdenden Mannes, der in der Kirche die Formen des Cultes zu heben und zu beleben wußte, auf Schullehrerconferenzen die Lehrer anzuregen verstand und durch Gründung einer Industrieanstalt in Lustnau, einer Taubstummenanstalt in Tübingen, durch Vorbereitungen für Armenerziehungsanstalten und durch gemeinnützige Bestrebungen auch auf dem vorher ihm fremd gebliebenen landwirthschaftlichen Gebiete für einen weiten Kreis ein nachahmungswerthes Beispiel gab. Mitten aus einem solchen regsamen Leben wurde er am 14. Januar 1830 nach kurzer Krankheit von dieser Erde abgerufen. Mit Viktor Heinrich R. schied ein Mann von klarem Verstande, tiefem Gemüth und dem edelsten Willen, ein Mann, der unter den großen Eindrücken der Zeit, in welcher er leben durfte, des Zeitalters eines Friedrich's des Großen und Josef's II., eines Lessing und Kant, eines Schiller und Goethe, der Zeit, in welcher der Jesuitenorden durch Clemens XIV. aufgehoben, die Freiheit Nordamerikas erkämpft wurde und die französische Revolution einer neuen Weltanschauung die Bahn brach, zum wahren Volkslehrer und aufrichtigen Menschenfreund herangereift war, ein Feuergeist voll Achtung vor der Würde des Menschen und mit der wärmsten Theilnahme an allem Menschlichen. Von seiner Gattin Sophie Eleonore Elhard aus Leutschau, im Norden Ungarns, hatte R. 6 Kinder, welche sämmtlich ein hohes Alter erreicht haben. Die beiden Töchter verheiratheten sich nach Ungarn. Die vier Söhne waren: 1. Leopold Sokrates R., geb. zu Brünn am 10. October 1790, † zu Stuttgart am 26. April 1876; — 1811—13 Militärarzt, 1819 praktischer Arzt in Stuttgart, 1820—48 Professor der Chirurgie und Geburtshilfe zu Tübingen, 1848 Obermedicinalrath und Ehrenmitglied des Medicinalcollegiums in Stuttgart; 2. Friedrich Josef Pythagoras R., geb. zu Brünn am 1. Juni 1794, † zu Stuttgart am 13. April 1876; — 1818 Repetent, 1822 Privatdocent der Mathematik in Tübingen, 1823 Professor der Mathematik und Physik in Hohenheim, 1850 zugleich außerordentliches Mitglied des Studienraths, 1852 mit dem Titel als Oberstudienrath, 1864 in den Ruhestand getreten, Ehrenmitglied des Studienraths (der Ministerialabtheilung für das Gelehrten- und

Realschulwesen); 3. Gustav Adolf Cornaro, geb. zu Altstuben in Ungarn am 19. Mai 1798, † zu Eßlingen am 8. Januar 1883; — 1821 Repetent, 1824 Diakonus in Bietigheim, 1828 Pfarrer in Gutenberg, 1832 Oberinspector des Waisenhauses in Weingarten, 1838 Rector des Schullehrerseminars in Eßlingen, 1849 und 1850 Mitglied der 3 verfassungberathenden Landesversammlungen als Abgeordneter für den Oberamtsbezirk Eßlingen, 1851 Pfarrer in Loffenau, 1861 Stadtpfarrer in Neuffen, 1871 in den Ruhestand getreten; — 4. Emil Amand Lebrecht R., geb. zu Stuttgart am 15. März 1810, † das. am 30. October 1888; — von 1848—82 Oekonomieverwalter am Stuttgarter Waisenhaus und daneben Mitglied der Centralleitung des Wohlthätigkeitsvereins.

In der Namengebung bei seinen Kindern zeigt sich noch einmal die originelle Persönlichkeit des Vaters: Leopold und Sokrates gehörten dessen freimaurerischem Ideenkreise an, „Pythagoras“ hatte Weishaupt seine Rechtfertigungsschrift für die Bestrebungen des von ihm gegründeten Illuminatenordens getauft 1790, Friedrich und Josef war die Huldigung gegen die beiden Regentenideale einer kaum vergangenen Periode, Gustav Adolf eine Kundgebung des deutschen protestantischen Bewußtseins, Cornaro endlich der Dank gegen den Makrobiotiker, mit dessen Studium Victor Heinrich R. um jene Zeit sich befaßt hatte.

Der Mediciner Leopold R. war mehr Theoretiker als Praktiker, aber auch gedruckt hat er kaum etwas nennenswerthes hinterlassen; was zu bedauern ist, da seine Bildung sehr weite Gebiete des Wissens umfaßt hat. Friedrich R. war von 1834 bis 1868 Herausgeber des Hohenheimer Wochenblatts (genauer: Wochenblatt für Land- und Hauswirthschaft, Gewerbe und Handel, seit 1849: Wochenblatt für Land- und Forstwirthschaft). Zweimal erschien unter seiner Redaction die Beschreibung der Lehranstalt für Land- und Forstwirthschaft Hohenheim, 1842 und 1863. Von forstmathematischen Schriften sind zu nennen 3 Programme: über die Berechnung des Geldwerths der Waldungen 1829, die Lehre von den Kegelschnitten 1841, über die Berechnung des körperlichen Inhalts unbeschlagener Baumstämme 1849. Allgemeineren Inhalts sind die „mathematischen Unterhaltungen“ 1867, 1868 und 1873, ferner das Programm über die Rechnung mit Richtzahlen oder die geometrische Behandlung imaginärer Größen 1856. Für die Lehranstalt Hohenheim war der Eintritt Riecke's in ihren Lehrkörper und sein langes Wirken bei ihr von besonderer Bedeutung, sofern er gegenüber den erst sich entwickelnden Specialfächern vorzüglich das humanistische Element vertrat und dadurch der neugeschaffenen Bildungsanstalt von vornherein auch ihren akademischen Charakter zu sichern gewußt hat. Gustav R. hat eine „Erziehungslehre“ geschrieben, die 1874 in vierter Auflage erschienen ist, außerdem 1876 ein „Buch für Mütter“, die wichtigsten Fragen aus der frühesten Kindererziehung behandelnd; als Lesebuch für die männliche Jugend „Christof Kolumbus“ 1872, und noch manche kleinere Schrift. Er war ein Erzieher durch und durch, ganz dazu angethan, auch Lehrer heranzubilden. Selbst seine Theilnahme an der politischen Thätigkeit ist hauptsächlich von dem Gesichtspunkt der Erziehung des Volkes aus zu würdigen und zu verstehen gewesen. Emil R. endlich wurde nicht bloß im amtlichen Beruf, sondern auch in seiner sonstigen Thätigkeit der Erbe der philanthrophischen Bestrebungen des Vaters, wie seine Schriften: „Ueber Strafanstalten für jugendliche Verbrecher“ 1841, „Die Waisenhäuser; entsprechen sie den Anforderungen der Zeit?“ 1856, das Dienstbotenbüchlein: „Wie dienst Du?“ 1888 in dritter Auflage erschienen, vor allem die „Blätter für das Armenwesen“, bei deren Redaction er 38 Jahre lang betheiligt war, zeigen. Noch höher aber möchten wir stellen, daß er sich sein ganzes langes Leben hindurch als ein wahrer Menschenfreund nach allen Seiten hin bewährt

hat, geleitet, beseelt und beglückt von einem kindlich gläubigen Sinn, ein ächter Christ, ohne Falsch.

Nennen wir zum Schlusse noch die beiden Neffen Victor Heinrich Riecke's, die Söhne seines oben erwähnten jüngeren Bruders Joh. Victor Ludwig's, nämlich 1. Christian Heinrich R., geb. zu Stuttgart am 2. Juli 1802, † daselbst am 15. November 1865, 1827 Rechtsanwalt in Stuttgart, 1836 Universitätsamtmann in Tübingen, 1842 Ehrendoctor der juristischen Facultät, im gleichen Jahre Hofdomänen- und Justizrath in Stuttgart, 1864 Hofkammerdirector; Herausgeber von 3 Bänden der württembergischen Gerichtsgesetze (Band IV bis VI der Reyscher'schen Gesetzessammlung — s. bei Reyscher) und des württembergischen Landrechts vom 1. Juni 1610, Stuttgart 1842; und 2. Victor Adolf R., geb. zu Stuttgart am 7. Juli 1805, † daselbst am 1. December 1857, 1828 praktischer Arzt in Stuttgart; er machte sich in weiteren Kreisen zuerst bekannt durch die Uebersetzung des Buches „Ueber den Menschen und die Entwickelung seiner Fähigkeiten“ von A. Quetelet, Stuttgart 1838, wurde 1840 ordentliches Mitglied des statistisch-topographischen Bureaus, an dessen Veröffentlichungen den „Württembergischen Jahrbüchern“, den Oberamtsbeschreibungen und der Landesbeschreibung von 1841, er sich vielfach betheiligt hat, trat im gleichen Jahre zunächst als Hilfsarbeiter im Kgl. Medicinalcollegium ein und erreichte in demselben schließlich 1853 die Stellung eines Obermedicinalraths, nachdem er 1850 auch zum Hofarzt ernannt worden war. Sein Buch: „Das Medicinalwesen des Königreichs Württemberg, unter systematischer Darstellung der dasselbe betreffenden Gesetze“ u. s. w., Stuttgart 1856, erfreute sich großer Anerkennung.

Vierzig Urkunden zur Geschichte der Familie Riecke in Württemberg 1679 bis 1787, Stuttgart 1859. — Nekrologe des Victor Heinrich Riecke: Neuer Nekrolog der Deutschen, Bd. VIII, S. 54, Hesperus Nr. 253 bis 255 u. a., ferner Denkmahl für V. H. R. von einigen Verehrern und Freunden des Seligen aus der Brünner Gemeinde A. C., Wien 1831. — Die Brüder Leopold und Friedrich Riecke, Nekrolog in der Schwäbischen Kronik, 1876, Nr. 115, G. A. Riecke, Nekrolog in der Schwäbischen Kronik von 1883, Nr. 149, E. Riecke, Nekrolog in der Schwäbischen Kronik vom 18. Januar 1889.

K. R.

Riecke: Leopold Sokrates v. R., geb. zu Brünn in Mähren am 10. October 1790, studirte auf den Universitäten in Tübingen, wo Froriep sein Lehrer war, Wien, Göttingen und Würzburg. 1811 wurde er Militärarzt und machte als solcher die Feldzüge von 1813—15 mit. Auf Grund einer Dissertation: „Utrum funiculus umbilicalis nervis polleat an careat“ wurde er 1816 zum Doctor medicinae promovirt und bereits 1820 zum Professor extraordinarius ernannt. 1827 avancirte er zum Professor ordinarius für Chirurgie und Geburtshülfe in Tübingen und von 1843 ab vertrat er bis 1848 nur noch die Geburtshülfe. 1827 gründete er mit vielen anderen deutschen Geburtshelfern die gemeinsame deutsche Zeitschrift für Geburtshülfe. In demselben Jahre veranlaßte er seinen Neffen V. A. Riecke in seiner Inauguralabhandlung eine Uebersicht der in den Jahren 1821—25 in Württemberg vorgekommenen Geburten nach den amtlichen Tagebüchern sämmtlicher Geburtshelfer und Hebammen zu geben. Diese von L. S. v. Riecke mit einer Vorrede versehene Schrift ist als eine in vieler Beziehung werthvolle, häufig von Schriftstellern benutzt und schon damals von der Kritik darauf hingewiesen worden, es bleibe nur zu wünschen, daß ein jeder Staat mit Ernst und Nachdruck auf die genaue Ausführung der solchen Arbeiten zu Grunde liegenden amtlichen Listen achte; ein Wunsch, der leider noch heutigen

Tages nicht in allen deutschen Staaten in Erfüllung gegangen ist. Gleichen Beifall fand die 1830 von R. angeregte und mit Vorwort versehene Schrift: „Ueber das baldige künstliche Entfernen der Nachgeburt nach den amtlichen Tagebüchern der Geburtshelfer Württembergs“ von J. F. Blumhardt. Außer manchen kleineren Aufsätzen publicirte R. 1846 den „Uebungskurs in der geburtshülflichen Diagnostik“ (Stuttgart, 52 S.), ein Werkchen, dessen Werth in vieler Beziehung anzuerkennen ist. Wenn Verfasser in der Vorrede sagt: „Das geburtshülfliche Auscultiren habe ich nicht in den Kreis dieser Uebungskurse aufgenommen; so wenig ich den Werth desselben verkenne, ich selbst bin in einem zu vorgerückten Alter, um in einer so jungen Sache den meisterhaften Lehrer machen zu können“, so ist dieses offene Bekenntniß der Ursache eines Mangels in seinem Werke ein schönes Zeugniß für den Charakter dieses Gelehrten. 1838 hatte R. mit dem württembergischen Kronenorden den persönlichen Adel erhalten; 1848 wurde er als Obermedicinalrath nach Stuttgart berufen, nach seiner Pensionirung wurde er Ehrenmitglied des Medicinal-Collegiums und starb am 26. April 1876.

Nach Klüpfel, Callisen, Gurlt-Hirsch (Biographisches Lexicon).

F. Winckel.

Ried: Thomas R., geb. zu Hohenburg in der Oberpfalz am 15. November 1773, studirte zu Regensburg und wurde 1798 Priester, 1799 Hülfspriester in Sallach bei Geiselhöring. Von da kam er 1801 ans bischöfliche Consistorium zu Regensburg als Kanzellist und blieb in dieser Stellung, bis er 1823 (für kurze Zeit) Kanzlei-Inspector, zugleich aber Secretär des Consistoriums wurde. Nebstdem erlangte er 1822 im wiedererrichteten Regensburger Domcapitel ein Vicariat, welchem 1826 das Kanonikat folgte. Aber schon am 14. Januar 1827 endete zu Regensburg ein Schlagfluß sein Leben. Ried's litterarisches Streben bewegte sich zuerst auf pastoralem und — schöngeistigem Gebiete. Er correspondirte da mit Docen und machte sich im J. 1803 unter dem Titel: „Geschichte und Denkmäler der ältesten und neurn teutschen Dichtkunst“ eine Art Grundriß nebst Musterstücken zurecht, welch' letztere er meist Drucken, jedoch auch einer Handschrift des Institutes St. Paul in Regensburg entnahm. Aber eine „Sammlung vaterländischer Theaterstücke“, die er im J. 1807 in fünf Theilen herausgab, muß unterdrückt worden sein, denn in Regensburg und München läßt sich kein Exemplar derselben erfragen. Nach einer Münchener Reise im J. 1811 wandte sich R. mehr der Landesgeschichte und Regensburger Kirchengeschichte zu, wofür er schon länger gesammelt hatte. Unter Anderem erschienen jetzt, zum großen Theile auf Urkunden fußend, eine „Geschichte der Grafen von Hohenburg“ (1812 und 1813) und „Nachrichten von dem Schotten-Kloster Weyh Sanct Peter zu Regensburg“ (1813) aus seiner Feder. — Kritischen Scharfblick zeigt R. allerdings wenig, und Form zu geben wurde ihm sichtlich schwer, um so größer jedoch war sein Fleiß im Sammeln urkundlichen Materials. Documente von Klöstern und Stiften in Regensburg, Nekrologien, Epitaphien und Anderes schrieb er in beträchtlicher Menge ab. Sein Hauptziel aber war ein Urkundenbuch des Bisthums Regensburg. Nach einem Jahrzehend der Vorbereitung, und nachdem auch Dalberg's Mißtrauen gegen Urkundendruck beruhigt war, konnte R. im J. 1816 zwei Bände eines „Codex chronologico-diplomaticus episcopatus Ratisbonensis“ erscheinen lassen, mit 1300 Nummern meist verläßig edirter, bis zum Jahre 1600 reichender Urkunden und Regesten. Namentlich wegen dieser Leistung wählte ihn auf Westenrieder's Vorschlag die bairische Akademie der Wissenschaften im J. 1817 zum correspondierenden Mitgliede; die „Historischen Abhandlungen“ derselben brachten dann von ihm in den Jahren 1818 und 1823

die genealogisch-diplomatische Geschichte zweier auch in Regensburg gesessener Familien, der Sintzenhofer und der Auer. Ried's Handschriften-Nachlaß ist zerstreut, doch größtentheils in der Kreis- und Stadtbibliothek zu Regensburg und (wie oben erwähnter Grundriß) in der königlichen Hof- und Staatsbibliothek zu München.

Waitzenegger, Gelehrten- und Schriftsteller-Lexikon der deutschen katholischen Geistlichkeit, II. Bd. (1820) S. 158—59. — Litteratur-Zeitung für die katholische Geistlichkeit, hrsg. von F. v. Besnard, XXIII. Jahrg. (1832), III. Bd., S. 380—84. — Verhandlungen des historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg, XII. Bd. (1848) S. 103; XXXII (1877) S. 99; XXXIV (1879) S. 3; XXXVIII (1884) S. 124. — Mittheilungen der Herren Akademiesecretär Dr. Lossen in München und Archivrath Dr. Will in Regensburg, welch' Letzterer den interessanten Briefwechsel Ried's zur Veröffentlichung bearbeitet.

v. Oefele.

Riedel: Adolf Friedrich Johann R. ward als der älteste Sohn des Predigers R. zu Biendorf bei Doberan am 5. December 1809 geboren. Nach häuslicher Vorbereitung besuchte er die oberen Classen des Gymnasium Fridericianum zu Schwerin und bezog 1828 als Student der Theologie die Universität Berlin, wo er sich jedoch von Anfang an ausschließlich den philosophischen, philologischen und geschichtlichen Studien hingab. Sein Eifer lenkte die Aufmerksamkeit Wilken's und Wohlbrück's auf ihn, seine Erstlingsschrift auch die der Staatsbehörden und der gelehrten Welt; als er nämlich die von der philosophischen Facultät für das Jahr 1828 gestellte Preisaufgabe, eine Darstellung des Zustandes der Mark Brandenburg um die Mitte des 13. Jahrhunderts zu liefern, mit einer Belesenheit und einem Scharfsinne löste, die eines gereiften Mannes würdig waren. Diese Arbeit wurde entscheidend für seinen Lebensgang. König Friedrich Wilhelm III. ertheilte ihm mittelst Cabinetsordre vom 30. November 1829 „die Rechte der Eingeborenen" und veranlaßte ihn dadurch, den Eintritt in den preußischen Staatsdienst zu suchen; der Minister v. Kamptz aber machte es möglich, daß Riedel's Arbeit, ins Deutsche übersetzt, unter dem Titel „Die Mark Brandenburg im Jahre 1250" in zwei Bänden 1831—1832 gedruckt erschien.

Während R. noch mit der Umgestaltung seiner Preisschrift beschäftigt war, begann er die Mitarbeiterschaft an mehreren wissenschaftlichen Zeitschriften, zuerst an Ledebur's „Allgemeinem Archiv für die Geschichtskunde des Preußischen Staates", für welches er z. B. die mustergültige Arbeit über Bischof Anselm von Havelberg lieferte. Mit eisernem Fleiße verschaffte er sich daneben durch Ertheilung wissenschaftlichen Unterrichts die Mittel, um durch juristische und cameralistische Studien sich auf den höheren Staatsdienst und auf ein akademisches Lehramt vorzubereiten. Am Schlusse seines Trienniums (1831), auf die Dissertation „De comite palatii judiciis praefecto", von der philosophischen Facultät der Berliner Universität multa cum laude zum Doctor promovirt, habilitirte er sich 1832 mit einer Rede „De disciplinae politicae notione et finibus" als Privatdocent an derselben Hochschule. Als solcher und seit 1836 als außerordentlicher Professor las er über Staatswissenschaften gewöhnlich zwei Collegia in jedem Semester, die von Anfang an so besucht waren, daß er lange Zeit hindurch eine größere Zuhörerzahl hatte, als die älteren Cameralisten, mit denen er concurrirte. Viele Freude hatte er auch an den Privatissimis, welche er jungen Herren aus den fürstlichen Häusern der Radziwill, Löwenstein-Wertheim und Stourdza, meist zu ihrer Vorbereitung für die diplomatische Laufbahn, er-

theilte. Trotzdem sah er sich später durch überhäufte Geschäfte genöthigt, seine Lehrthätigkeit erst zu beschränken, dann gänzlich einzustellen.

Als eine Frucht des akademischen Lehramtes erschien 1837—40 das dreibändige Werk „Nationalökonomie oder Volkswirthschaftslehre“. Den jungen Privatdocenten beschäftigte der Minister v. Kamptz mit Hülfsarbeiten für die Revision der märkischen Provinzialrechte, an welchen damals im Justizministerium unter Hinzuziehung ständischer Deputirter gearbeitet wurde. Einen Theil der Ergebnisse seiner Untersuchungen auf diesem Gebiete veröffentlichte R. unter dem Titel „Magazin des Provinzial- und statutarischen Rechts der Mark Brandenburg und des Herzogthums Pommern“ in drei Bänden 1837—39. In dieser Sammlung werden 20 verschiedene Materien abgehandelt, unter welchen einige, wie z. B. die Allodification der märkischen Rittergüter, auch über die allgemeine Landesgeschichte aufklärendes Licht verbreiten. Im J. 1833 trat R. als geheimer Archivar in das Archiv des ehemaligen General-Ober-Finanz-, Kriegs- und Domänen-Directoriums, mit welchem die Registraturen mehrerer aufgehobener Behörden (Königreich Westfalen, Generalmünzdepartement, Invalidendepartement u. s. w.) äußerlich vereinigt waren. Unter seiner Leitung wurde nun dies Archiv und die mit demselben verbundenen Specialarchive zu einem Gesammtarchive für die Ministerien der inneren Verwaltung organisirt und im J. 1838 zu einem eigenen, vom Finanzministerium ressortirenden Institute unter dem Namen „Geheimes Ministerialarchiv“ erhoben. In seiner Stellung als Archivvorstand konnte R. an die Ausführung des Gedankens gehen, mit welchem er sich schon als Student getragen hatte, der fortan eine seiner Lebensaufgaben bildete und mit einer mehr als dreißigjährigen Arbeit durchgeführt ward: der Mark Brandenburg eine Sammlung ihrer Geschichtsquellen in einer Vollständigkeit und demnach in einem Umfange zu schaffen, deren Gleichen keine deutsche Landschaft aufzuweisen hat. Als Vorläufer hatte er schon im J. 1833 einen Band „Diplomatische Beiträge zur Geschichte der Mark Brandenburg und ihrer angränzenden Länder“ herausgegeben, welcher die Urkunden von Hillersleben, Werben, Lehnin, Radensleben und Lindow-Ruppin umfaßte; im J. 1838 erschienen dann die ersten Hefte des „Codex diplomaticus Brandenburgensis“, der im J. 1869 mit etwa 19000 Urkunden in 36 Quartbänden Text und 5 Registerbänden abgeschlossen wurde.

Nur vorübergehend ruhte, wenn nicht die Arbeit, so doch der Druck am Codex, nämlich in den Jahren 1849—55, in denen R. sich dem parlamentarischen Leben zuwandte. Er vertrat den Wahlkreis Barnim im J. 1848 als Mitglied der zur Vereinbarung einer Verfassung für den preußischen Staat berufenen Nationalversammlung und in der zweiten Kammer von 1849—52, dann den zweiten Berliner Wahlkreis in den Legislaturperioden von 1852—55 und 1859—61. Auch dem Staatenhause des Erfurter Parlaments gehörte er an. Sein constitutionelles Glaubensbekenntniß hatte er bald nach den Märztagen in einer Broschüre „Ansprache an die Wähler u. s. w.“ abgelegt und keinen Zweifel darüber gelassen, daß er „ein erbliches mächtiges Königthum wolle, unter welchem Preußen blühend und groß geworden“. Ebenso hatte er das Zweikammersystem für eine unerläßliche Bedingung unseres Staatslebens erklärt, als er am 5. Mai 1848 in der Waisenhauskirche zu Berlin sich den Wählern als Candidat vorstellte. Nur ausnahmsweise trat er in der Kammer als Redner in politischen Fragen auf, z. B. an jenem Junitage kurz vor dem Zeughaussturm, wo er die von der Linken beantragte „Anerkennung der Revolution“ mit einer feierlichen Verwahrung gegen das Princip der Volkssouveränität bekämpfte. Zu desto angestrengterer Thätigkeit veranlaßte ihn die Bearbeitung nationalökonomischer

Gegenstände, die ihm theils als Vorsitzendem, theils als vorzüglich sachkundigem Mitgliede der betreffenden Commissionen und Abtheilungen zufiel. Trotz der scharfen Opposition, in die er allmählich gegen das Ministerium Brandenburg-Manteuffel gerieth, war er bereit, unter Manteuffel im Ministerium des Innern zu arbeiten. Der Plan zerschlug sich; und so blieb ihm nur übrig, seine nationalökonomischen Grundsätze theoretisch zu entwickeln, z. B. 1849 in der Broschüre „Die Domänen und Forsten, Gruben, Hütten und Salinen des preußischen Staates", indem er die Frage, ob dies nutzbare Eigenthum durch allmählichen Verkauf in Privateigenthum zu verwandeln sei, der Erörterung unterzog und bejahend beantwortete.

Im J. 1851 gab er die „Zehn Jahre aus der Geschichte der Ahnherren des preußischen Königshauses" heraus; es sind die Jahre 1410—20 gemeint, und der Kernpunkt des Buches ist die Beweisführung, daß die Mark Brandenburg den Hohenzollern vom Kaiser Siegmund weder für 400 000 Goldgulden, noch sonst für Geld verkauft, sondern zum Lohn für die dem Reiche und dem Kaiserhause geleisteten Dienste übertragen worden ist. In demselben Jahre 1851 wählte die Akademie der Wissenschaften ihn zu ihrem Mitgliede, und als akademische Abhandlungen erschienen z. B. „Graf Rudolf von Habsburg und Burggraf Friedrich von Nürnberg in ihren Beziehungen zu einander" (1853), „Die Ahnherren des preußischen Könighauses bis gegen Ende des 13. Jahrhunderts" (1854) u. s. w. Alle diese Abhandlungen bilden die Bausteine für ein in großem Maßstabe angelegtes Werk, die „Geschichte des preußischen Königshauses", dessen erster und zweiter Theil, bis zum Jahre 1440 reichend, zur Krönungsfeier des 18. October 1861 herauskamen. Eine längere Reihe von Monographien, in denen er einzelne Abschnitte der Geschichte Friedrichs des Eisernen und Albrecht Achills behandelt hat, ist als Vorarbeit für die Fortsetzung des Werkes zu betrachten, die leider ungedruckt geblieben ist. Sein letztes größeres Buch war „Der brandenburgisch-preußische Staatshaushalt in den beiden letzten Jahrhunderten" (1866).

Im J. 1837 stiftete R. in Verbindung mit dem Geh. Archivrath Höfer und dem Landgerichtsdirector Odebrecht den Verein für Geschichte der Mark Brandenburg. Als Generalsecretär redigirte er bis 1862 die Vereinszeitschrift „Märkische Forschungen", die er unausgesetzt mit eigenen Arbeiten bereicherte; seit 1862 leitete er als Vorsitzender die Geschäfte des Vereins. Auch die „Zeitschrift für Preußische Geschichte und Landeskunde" zählte ihn von ihrem Entstehen an (1864) zu ihren Gönnern und zu ihren bedeutendsten, gefälligsten und uneigennützigsten Mitarbeitern. Der Reichthum seiner Sammlungen gestattete ihm überdies, für besondere Anlässe passende Stoffe der vaterländischen Geschichte auf anziehende und lehrreiche Weise zu behandeln. So war er ein gern gehörter Redner im „Wissenschaftlichen" und im „Gustav-Adolf-Verein". Diese, sowie seine im Auftrage von Behörden oder im Namen des Märkischen Vereins verfaßten Gelegenheitsschriften sind frei von den Spuren der Zufälligkeit ihrer Entstehung, z. B. die „Geschichte der Dominikaner-Klosterkirche zu Neu-Ruppin", zur Einweihung bei Wiederherstellung derselben, 1839; „Die Erwerbung der Mark Brandenburg durch das Luxemburgische Haus", zum Dienstjubiläum des Ministers v. Kamptz, 1840; „Die Verbindung der Stadt und Herrschaft Teupitz mit dem Brandenburg-Preußischen Staate", zur vierhundertjährigen Erinnerungsfeier, 1862; „Die Geschichte des schloßgesessenen adligen Geschlechts von Bismarck bis zur Erwerbung von Crevese und Schönhausen", 1866.

Neben all dieser amtlichen, parlamentarischen und wissenschaftlichen Thätigkeit blieb ihm die Kraft und Zeit zu lebhafter Betheiligung an industriellen

Unternehmungen. Er saß von 1843—49 im Directorium der Niederschlesisch-Märkischen Eisenbahn-Gesellschaft; von 1845 bis an sein Lebensende führte er einen Theil der Verwaltung der Berlin-Anhaltischen Eisenbahn; seit 1850 gehörte er auch dem Directorium des Vereins für die Rübenzuckerindustrie an und redigirte die Zeitschrift, welche er zur Vertretung dieses über ganz Deutschland ausgebreiteten Vereins begründet hatte.

In seinen letzten Lebensjahren war er außerdem noch als Gutsbesitzer thätig, zuerst auf Britz und, nachdem er dies Gut verkauft hatte, auf Hohenschönhausen und Bürknersfelde. Die Studien aber ruhten auch neben der Landwirthschaft nicht; ja er empfing wol von dieser den Antrieb zu jenen; wie z. B. zu der Abhandlung „Ueber die Pflege des Obstbaumes in der Mark Brandenburg“ (1871) der Umstand ihn veranlaßte, daß er selbst in seinen Gärten der Obstbaumzucht besondere Sorgfalt zuwandte.

Zum „Historiographen der Brandenburgischen Geschichte“ ernannt (1868), starb er zu Berlin am 8. September 1872.

Holtze.

Riedel: August R., Genremaler, geboren 1800 zu Bayreuth, zeigte schon frühzeitig artistische Begabung, da sein Vater, der Baumeister Karl Christian R. und dessen beide Brüder gleichfalls der Kunst oblagen. So kam es, daß R., als er 1820 die unter Peter v. Langer stehende Münchener Akademie bezog, daselbst rasche Erfolge errang und durch religiöse Bilder und Porträts nicht allein die Aufmerksamkeit seiner Lehrer, sondern bald auch weitere Anerkennung erhielt. An einem Bilde „Christus am Oelberg“, welchem ein anderes „Auferweckung des Lazarus“, und „Petrus und Paulus, den Lahmen heilend“ folgte, rühmte schon 1823 das Stuttgarter Kunstblatt (S. 345) den Glanz der Farbe und die effectvolle Beleuchtung — zwei Vorzüge, welche für alle Folge Riedel's Programm bildeten. Sein Porträt zeichnete 1827 der junge Hanfstängl auf Stein — eine Arbeit, welche noch zu den Incunabeln des nachmals so berühmten Lithographen gerechnet werden kann. Eine Reise nach Italien (1829) befreite unseren R. von den akademischen Traditionen und erschloß ihm das Auge für die ganze Schönheit der italischen Natur. Hiervon ebenso entzückt wie angeeifert durch das Vorbild der Franzosen Léopold Robert und Jean Victor Schnetz, malte R. vorerst zu Florenz etliche herrliche Frauen in der jetzt leider ganz entschwundenen malerischen Tracht des Landes. Das „Porträt einer Römerin“ (gestochen von C. Barth zu Frankfurt, in W. Waiblinger's „Taschenbuch aus Italien und Griechenland für 1830“, Berlin) gibt hiervon die erste Probe. Dieses glückliche Studiren und Schaffen unterbrach eine ehrenvolle Einladung Robert v. Langer's nach München (1830) zur Vollendung der Saalbilder im Palais des Herzogs Maximilian, wo Langer, ganz im Geiste der Eklektiker, einen großen Freskencyclus mit vieler Bravour an die Wände zauberte. Für den großen Empfang- und Speisesaal wählte der sonst so feinfühlige Klenze recht heitere Darstellungen in lebensgroßen Figuren aus der griechischen Mythe: Theseus besiegt den Minotaur; Herakles steigt in die Unterwelt und befreit die Alceste; Herakles wird unter die Götter aufgenommen; Hebe reicht ihm den Becher der ewigen Jugend; Orpheus, umgeben von den Argonauten, besiegt im Gesange den Centaur Chiron; Aurora, den Schleier der Nacht aufhebend, verkündet den Glanz des Tages und dergleichen Lieblichkeiten, welche den täglichen Aufenthalt in solchen Räumen gewiß nicht idyllisch gestalten. Die Bilder sind indessen höchst lebendig und mit kühnem, breitem Colorit gemalt, wobei Langer durch die Wahl seiner Gehülfen treu unterstützt wurde. Aus dieser Zeit stammt auch das Bild eines schönen Münchener Mädchens, welches schlafend und mit

holden, traumgerötheten Wangen im Bette liegt (auf der Münchener Kunstausstellung 1832. Vgl. August Lewald im „Stuttgarter Morgenblatt“ Nr. 306. 1832. S. 1224). Nach Vollendung dieser Aufträge eilte R. nach Rom zurück und begann jene vom vollen Sonnenlichte umsponnenen italischen Genrestücke, an welche wir bei der Nennung seines Namens immer zu denken pflegen: zuerst jenes römische „Mädchen mit dem Tambourin“ auf ein kosendes Taubenpaar blickend; eine ihr nacktes Kindchen auf dem Schenkel haltende „Albanerin“ (gest. v. P. Lutz); dann die berühmt gewordene „Neapolitanische Fischerfamilie“, welche, wie eine Melodie aus Auber's „Stumme von Portici“, die Runde durch die damalige Welt machte. Ein süßer Wohlklang von Licht und Farbe spricht aus diesem Bilde: der etwas theatralisch drapirte Marinaro, mit der Mandoline seinen Gesang begleitend, seine mit überm Knie verschränkten Händen auf der Erde sitzende, herausblickende Frau (das classisch schöne Profil der damals so gerne als Modell gemalten „Fortunata“), seitwärts das lauschende, kosende Töchterchen, dahinter das blaue Meer mit den weißen lateinischen Segeln und dem fernen Ischia und Cap Misenum und darüber der nur von leise durchschimmernden Wölkchen belebte Azurhimmel — das ist ein so glückliches „Dolce far niente“, wie selbes als echteste Poesie etwa aus Rückert's „Fahrt um den Posilip“ lacht. R. gewann durch dieses erst für Thorwaldsen gemalte, dann 1838 für den Kronprinzen Maximilian (Neue Pinakothek, lithographirt von Bodmer) und für Dr. Lucanus in Halberstadt (lithographirt von C. Fischer, gestochen von Lüderitz und J. Bauer) und vielleicht noch öfter wiederholte Bild in der Windstille der dreißiger Jahre einen gefeierten Namen, ebenso durch die „Badenden Mädchen“ im Besitze des Kronprinzen Maximilian (lithographirt von Hanfstängl 1838 und Hohe), des russischen Thronfolgers und des Grafen Arco-Valley, welcher außerdem eine anmuthige „Römische Frau“ (lithographirt von Hanfstängl als Münchener Kunstvereinsgabe für 1833) und einen köstlichen „Gondolier“, nebst einer „Madonna“ erwarb, zu welcher der Besteller selbst dem Maler die Idee gegeben hatte. Darauf folgten „Zwei ruhende Landmädchen“, eine „Römerin mit ihrem Kinde“ und das lebensgroße Kniestück der „Judith“ (Neue Pinakothek, lithographirt von Piloty, gestochen von Peter Lutz 1847), welche im hellsten Morgenlichte das nur bis zur Stirne sichtbare Haupt des Holofernes trägt, eine heroische, glänzende Erscheinung, die durch zahllose Copien in Oel, auf Glas und Porzellan (insbesondere von Deckelmann in Bamberg) ebenso populär wurde, wie, um selbe gleich hier aufzuzählen, jene beiden anziehenden Porträtbilder italienischer Frauen, der schönen Albanerin Felice Veraidi und der gluthäugigen Mariuccia Joli aus Alvito (1842), woran sich später noch, gleichfalls in der Neuen Pinakothek, das Bildniß der Römerin Nazarena Trombetti (1865) reihte. Der Maler hat — wie Emil Braun (im „Deutschen Kunstblatt“ 1851 Nr. 18) Riedel's System höchst zutreffend charakterisirt — „südlichen Sonnenglanz auf die Palette genommen und eine Menge von Experimenten gemacht, um ein so heiteres, allgemein ansprechendes Kunstwerk hervorzuzaubern“. Mit unermüdetem Fleiße studirte R. die Wirkung des Lichtes, die Bedingungen des Helldunkels und der Reflexe. „Statt der Modellirung durch den Gegensatz von Licht und Schatten fand er die Wirkungen des zweifachen Lichtes, der einfachen Tagesbeleuchtung und des Sonnenscheines. Zugleich wurde er durch das Studium des Lichtes auf das der Farben geführt und erhielt nach und nach alle Mittel in seine Hand, mit den schweren Oelfarben die Natur mit dem vollen Zauber der Farbe im Wechselspiel von Sonnenstrahlen und Sonnenschatten bis zur Täuschung nachzuahmen“ (E. Förster). So experimentirte R. mit seiner damals vielgefeierten „Sakuntala“; gemalt 1841 für die Galerie Lotzbeck und die Villa

Rosenstein bei Stuttgart (gestochen von Fr. Wagner) mit einem Haschen nach Lichteffecten und raffinirten Farbenhexereien, welche in der „Medea" (1842) bis zum theatralischen Exceß sich steigerten, dünkt uns das Bild heutzutage doch kühl und trocken, da die coloristische Feuerwerkerei bald ganz andere Probleme wagte. Damals reichte Riedel's Technik doch hin, daß Cornelius vor den „Badenden Mädchen" in die Worte ausbrach: „Sie haben vollkommen erreicht, was ich mein Leben lang mit größter Anstrengung vermieden habe." Uebrigens blieb R. dem von ihm entdeckten Repertoire treu, verstieg sich nie zu dramatisch bewegten Scenen oder größeren Compositionen, sondern cultivirte das leidenschaftslose ruhige Lächeln mit stereotyper Beharrlichkeit, gleichviel ob er neapolitanische Fischer, römische Weiber oder ein „Griechisches Blumenmädchen" darstellte, welch letzteres durch Schöninger's Galvanographie als Kunstvereinsgeschenk (1851) vervielfältigt, bekanntlich den sarkastischen Witz Schwind's zu einer malitiösen Kritik reizte. Natürlich gruppirten sich auch um R. die Parteien und schmollten, grollten und zeterten über Entweihung der deutschen Kunst in denselben hohen Tonlagen, als seine Freunde die gewonnenen Resultate einseitig überschätzten. Doch vereinten sich die hadernden Ansichten zu einem friedlichen Huldigungsfeste im Münchener „Stubenvoll", als der vielgenannte Maëstro im Herbste des Jahres 1845 in der baiwarischen Metropole weilte. Dann ging er wieder nach Rom zurück, von wo aus das Stuttgarter Kunstblatt längere Zeit noch über seine neuesten „Farbenschöpfungen" berichtete. Mit dem Reize der Neuheit verblich auch sein Stern; seine längst vor dem Auftreten der Belgier in Deutschland selbständig gewonnenen coloristischen Bestrebungen vererbten sich unvermerkt auf seine Schüler und Nachtreter, ohne daß sie ferner des Bahnbrechers und Urhebers gedachten. Man sprach und stritt noch einige Jahre mehr oder minder leidenschaftlich und ungerecht, wie das die Sitte oder Unsitte mit sich bringt, dann wurde es stiller und der „Alte" vergessen. König Maximilian II. ehrte sich selbst und den Künstler, als er während seines letzten Aufenthaltes zu Rom noch im Atelier Riedel's erschien und dem greisen Maler, welchen er mit einer besonderen Bestellung betraut hatte, höchst eigenhändig seinen Maximiliansorden für Kunst und Wissenschaft um den Hals hing. Auch erfolgte, obwol das langsam gereifte Bild (die in Nebelstreifen gehüllte, der Sonne vorausschwebende „Morgendämmerung") weder nach dem Wunsche des Bestellers, noch zur Befriedigung des Künstlers gedieh, eine Pension, welche dem alten Manne, der noch immer zu neuen Projecten den unermüdlichen Pinsel ansetzte, eine anständige Muße bot, bis er am 6. August 1883 sein Haupt zur Ruhe legte. R. malte auch viele Porträts seiner früheren Zeitgenossen, beispielsweise die Brustbilder des Hofsängers Pellegrini und dessen Gattin (1831) oder des nachmals so gefeierten Landschaftsmalers Karl Rottmann (1827), jetzt in der Neuen Pinakothek, wo R. überhaupt mit neun aus seiner besten Periode stammenden Gemälden vertreten ist. — Außer den vorgenannten Künstlern haben A. Schultheiß, H. Sagert, C. Allais, Oldermann und andere Riedel's Werke gestochen oder lithographirt. — Neuestens wurde unserem Künstler durch freiwillige Beiträge am Fuße der Cestiuspyramide zu Rom ein schönes, nach dem Entwurfe des Architekten Grafen Cacconi ausgeführtes Denkmal gesetzt und am 25. April 1888 feierlich enthüllt.

Vgl. Nekrolog in Beilage 362 Allgem. Zeitung 30. December 1883. — Raczynski III, 361 ff. — Nagler, Lexikon 1843. XIII, 151 ff. und dessen Monogrammisten 1858. I, 511. — Maillinger in seiner Bilderchronik (II, 118) gibt den 27. December 1799 an als Geburtsdatum Riedel's, ebenso Seubert 1879. III, 142. — E. Förster, Gesch. der deutschen Kunst 1860. V, 554.

Hyac. Holland.

Riedel: Eduard v. R., Hofbaudirector, geboren am 1. Februar 1813 zu Bayreuth, Bruder des vorgenannten August R., erhielt den ersten Unterricht im Zeichnen bei seinem Vater Karl Christian R., studirte in seiner Heimath und zu München am Gymnasium, dann 1829 an der Universität und Akademie, wo er sich ganz dem Baufache zuwendete und 1834 die Staatsprüfung als Architekt mit solcher Auszeichnung bestand, daß R. nicht nur vom Militärdienst befreit wurde, sondern auch ein Staatsstipendium zu einer Reise nach Rom erhielt. Vorerst aber übertrug ihm Fr. v. Gärtner, welcher sein Talent schon früher erkannt und ihn praktisch beschäftigt hatte, die Bauleitung des „Damenstiftes" in der Ludwigsstraße. Endlich 1839 ging R. nach Italien, welches er gewissenhaft anderthalb Jahre durchzog. Mit vielen Studien bereichert kehrte R. 1840 nach München zurück, wo der Künstler durch die geschmackvolle Decoration eines Privathauses die Aufmerksamkeit König Ludwig's I. gewann, welcher ihn unter gleichzeitiger Anstellung bei der Hofbauintendanz zur Ausführung der für König Otto in Athen nach Gärtner's Entwürfen zu erbauenden Residenz bestimmte. Im December 1840 reiste R. nach seinem neuen Bestimmungsort, vollendete daselbst den ganzen Palast, besorgte dessen decorative Ausschmückung und die Anlage des dazu gehörigen Schloßgartens. Obwol Riedel's Aufgabe daselbst gelöst gewesen wäre, so behielt ihn König Otto doch als Hofarchitekt bei sich und beschäftigte ihn vollauf bis 1850, wo R., welcher sich 1842 mit Antonie Mohr aus Mannheim verheirathet hatte, infolge der durch das dortige Klima in seiner Familie verursachten Fiebererkrankungen, sich gezwungen sah, Athen zu verlassen und nach München zurückzukehren. Hier trat er unter Leo von Klenze in die ihm seiner Zeit vorbehaltene Stellung als Bauconducteur bei der Hofbauintendanz. In dieser Stellung war R. am Bau des zwischen der Residenz und dem Hoftheater entstandenen „Wintergartens" und bei Vollendung der Propyläen thätig und bekleidete, 1853 zum Hofbauinspector ernannt, von 1852—57 die Stelle eines Professors an der polytechnischen Schule; sein Werk war die Herstellung der Marmorcascade und großen Fontäne zu Schleißheim und der Ausbau der Flügelarkaden daselbst. Auch fertigte R. die Pläne für die Kirche des Cistercienserklosters in Mehrerau bei Bregenz, für eine Kathedrale zu Minnesota in den Vereinigten Staaten und für die Pfarrkirche zu Dornbirn in Vorarlberg. Seine Professur verließ R. 1857, um den vielen Projecten und Arbeiten zu genügen, womit König Maximilian II. den Künstler betraute. R. entwarf für das bairische Nationalmuseum die sämmtlichen Pläne, nach welchen dann mit einigen Modificationen der Bau zur Ausführung gelangte. Im gleichen Auftrage baute R. das für die Relicten von Beamten bestimmte Stift zu Bogenhausen (1863—65), ferner lieferte er das vollständig ausgearbeitete Project für ein neues Münzgebäude, ebenso für eine neue Universität (nebst Kirche), welche an die Stelle des Kadettencorps geplant war. Nachdem R. schon 1861 zum Mitglied des Baukunstausschusses ernannt worden war, erhielt er seit Leo v. Klenze's Tode die interimistische Leitung der königlichen Hofbauintendanz, wurde dann nach König Max' II. Ableben — sein Werk war auch die Grabcapelle für diesen Monarchen — Rath und Vorstand der genannten Behörde und 1872 königlicher Hofbaudirector, nachdem derselbe die Pläne und Skizzen zum Schlosse „Neuschwanstein" geliefert hatte, dessen oberste Bauleitung R. an Dollmann abgab (1872), da ihm bei seinen vorgerückten Jahren die vielfachen Reisen nach Schwangau zu beschwerlich fielen. Seitdem nur mehr die eigentlichen Büreaugeschäfte leitend, richtete R. seine Hauptthätigkeit auf die würdige und pietätvolle Erhaltung der verschiedenen königlichen Schlösser und Gebäude in Würzburg, Aschaffenburg, Bayreuth, restaurirte beispielsweise die sogenannten

Trier'schen Zimmer in der königlichen Residenz,, und besorgte den Umbau des Schlosses Berg u. s. w. Außerdem fertigte R. im allerhöchsten Auftrage die Pläne für einen Brunnen mit dem Standbilde des Parcifaldichters Wolfram v. Eschenbach in der fränkischen Stadt Eschenbach, wofür R. 1864 gleichzeitig mit dem Schreiber dieser Zeilen das Ehrenbürgerrecht daselbst erhielt. Außer dem neuen Kunstvereinsgebäude lieferte R. eine Reihe von Plänen zu Privatbauten und viele Zeichnungen für kunstgewerbliche Gegenstände, insbesondere für die Glasfabrik seines Freundes Steigerwald, zu den silbernen Urnen zur Aufbewahrung der Herzen der hochseligen Könige Ludwig I. und Max II., desgleichen die Zeichnungen zu den Sarkophagen für König Otto und die Königin Amalie von Griechenland. R. verschied, nachdem er sich auf einer Dienstreise nach Berchtesgaden eine Erkältung zugezogen hatte, zu Starnberg, im Kreise seiner Familie, sanft und schmerzlos am 24. August 1885.

Vgl. Beilage 237 Allgem. Zeitung vom 27. August 1885 und Bericht des Münchener Kunstvereins 1885, S. 70 ff.

Hyac. Holland.

Riedel: Franz Xaver R., geboren zu Mautern (nach Denis zu Krems) am 15. October 1738 (nach Denis 1737), trat 1754 im Alter von 16 Jahren in den Orden der Gesellschaft Jesu; 1765 finden wir ihn in Graz und später (vermuthlich zwischen 1761—63) in Linz, woselbst er die sogenannten Humaniora vortrug. Nach Ablegung der feierlichen Profeß lehrte er an der Theresianischen Ritterakademie in Wien Architektur und Poetik und zog sich, als mittlerweile die Aufhebung des Ordens erfolgt war, nach Güns in Ungarn zurück, wo er bald darauf, am 30. October 1773 (nach Denis 1775) im Alter von nur 35 Jahren verstarb. Er hinterließ folgende Schriften, die zum Theil erst nach seinem Tode druckgelegt wurden: „Die Klagelieder Jeremiä verteutscht". Wien 1761; „Metrische Uebersetzung aller biblischen Lieder". Wien 1771; „Lieder der Kirche aus den römischen Tagzeiten und dem Meßbuche". Wien und Augsburg 1773; „Deutsche Sammlung von Briefmustern für die Jugend". Wien 1775. Später unter den Titeln „Muster von Briefen", 2 Theile, Augsburg 1786 und „Der Wiener Secretär auf alltägliche Fälle für das gemeine Leben", Wien 1810, 1815, 1820, 1830; „Das Buch Job in zwölf Gesängen". Preßburg 1779 (Augsburg 1781). Endlich übersetzte er aus dem Lateinischen des P. J. B. Izzo S. J. „Anfangsgründe der Kriegsbaukunst". Wien 1777 und „Anfangsgründe der bürgerlichen Baukunst". Wien 1786. Hierzu kommt noch eine kleine Gelegenheitsdichtung: „Graecium jubilans et epithalamium anacreonticum. Odae duae in transitu Leopoldi Austriaci et Ludovicae Hispanae". Graecii 1765.

Vgl. Michael Denis, Lesefrüchte Bd. II, 168. — Meusel, Lexikon. — Stöger, Scriptores provinciae Austriacae S. J., Viennae 1856 p. 301. — De Backer, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus. 2. ed. tom. III, p. 200. — Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich Bd. 26, S. 81.

G. M. Dreves.

Riedel: Friedrich Justus R., Schriftsteller, geboren am 10. Juli 1742 als Sohn eines Pastors in Wisselbach bei Erfurt, vorgebildet auf dem Weimarer Gymnasium, studirte in Jena, Leipzig und Halle und wurde an letzterem Ort als gescheiter, flinker und lebenslustiger Jünger der schönen Wissenschaften nach dem Verzicht auf eine juristische Laufbahn ein Liebling des leichtsinnigen Mäcen C. A. Klotz, der ihn später vom Jenaer Docenten 1768 zum Professor in Erfurt befördern half, wo R. mit Vernachlässigung aller ernsten Pflichten in dem durch Bahrdt sattsam geschilderten Kreis einer der ausschweifendsten und würdelosesten war.

Im Mai 1771 erhielt er aus unaufgeklärten Gründen seine Entlassung und suchte, während Wieland ihm eine reiche Partie empfahl, festere Anknüpfung mit Weimar und Karlsruhe. Lehrstühle in Jena und Erlangen will er abgelehnt haben. Er dachte dann den Segen „St. Ulpian's und St. Moser's“ nachzuholen. Schon seit einiger Zeit hatte er, ein Freund Gebler's und mit Kaunitz's Sohn vertraut, Aussicht auf eine Carriere in Oesterreich. Im November erhielt er wirklich das Decret als kaiserlicher Rath mit ansehnlichem Gehalt und „freyer Religionsübung“. Ihm glückte, was Männer wie Klopstock, Lessing, Gerstenberg vergeblich ersehnt hatten, eine Berufung nach Wien. 1772 trat er seine Stelle an der Kunstakademie an. Ungedruckte Briefe aus dieser Zeit zeugen von eitelstem und schmählichstem Streberthum, z. B. wie er beim badischen Markgrafen um den „honorablen Charakter“ eines Hofrathes bettelt. Mit Wieland zerfiel er damals für immer. R. trug den Keim völliger Zerrüttung schon in sich. Er vermochte in Wien nicht festen Fuß zu fassen. In Erfurt durch mehrere in Vers und Prosa siegreich durchgeführte Katzbalgereien gefürchtet, wirksamer Journalist der Klotz'schen Clique und eine Zeit lang auf Wieland's auch durch die Idriswidmung bezeugte Freundschaft pochend, stieß er nun durch allzufreie Sitten an, machte schriftstellerisch und als Lehrer Fiasco, verlor als Freigeist die hohe Protection und sein Amt und war, bis ihm eine kleine Pension zugebilligt wurde, ganz auf die Wohlthaten Gluck's und Kaunitz's, die dem körperlich und geistig siechen Mann ein Asyl boten, angewiesen. Irrsinnig starb er im Krankenhaus von St. Marx am 2. März 1785, längst vergessen, der redendste Zeuge für die unselige Wirthschaft des Klotz'schen Bundes, bei großer Begabung nie an redliche Arbeit gewöhnt, durchaus unzuverlässig und zweideutig, schnell fertig in unselbständiger und sprunghafter Mache, ein geschwätziger Litterat und dreister Klopffechter ohne sachlichen Ernst, früh verachtet von den Führern der Litteratur, auch von denen, die Bedeutendes erwartet hatten. Ein bedenkliches Selbstporträt liefert der handschr. Brief an Ring vom Januar 1772: „Stellen Sie sich einen Menschen von 29 Jahren vor, der aber wegen vieler Arbeiten (in Jena las ich täglich acht Stunden Collegia und schrieb und lernte dabei), wegen ökonomischer Sorgen (von meinem zwölften Jahre an war ich in der Fremde, und seit 1761 mußte ich durch mich selbst leben, ohne irgend einen Zuschuß zu haben), wegen vieler Attention auf sich selbst und andere, um wenig zu sagen, zehn Jahre älter ist und der Bildung nach scheint, als er dem Kirchenbuche nach sein sollte. Meinen Kopf kann ich nicht völlig beurtheilen; das weiß ich, daß ich mit vieler Leichtigkeit lerne, aber mit vieler Schwierigkeit lehre und schreibe, immer mißtrauisch auf mich selbst. Ich bin ein helluo librorum, aber eben diese Seuche, diese Lesesucht hat mir mehr geschadet als genützt, auch in oeconomicis, denn ich habe vor mehr als 2000 Rthlr. Bücher, die ich gern um die Hälfte verkaufen möchte. Mein Herz kenne ich besser als meinen Kopf. In meinem ganzen Leben bin ich mir noch keiner Niederträchtigkeit bewußt, aber Leichtsinn, Procrastination, Flatterhaftigkeit, Gutheit und dabei immer ein gewisser Stolz, an dessen Hinwegschaffung ich schon lange vergebens arbeite, haben mir viele schlimme Streiche gespielt. Sonst passir' ich für einen der besten Gesellschafter im Großen und im Kleinen, bei Hüten und Unterröcken, und dies (nicht meine Bemühungen für die Erfurtische Universität) war es, was den vorigen Statthalter für mich einnahm. Ich jagte, tanzte, ritt, scherzte, so wie er .... Er wußte auch nicht einmal, daß ich ein Buch schreiben könnte, bis ich ihm meine Briefe über das Publicum dedicirte [man lese nun die Lobhudelei daselbst an den erhabenen Freiherrn v. Breidenbach!]. Hier haben Sie eine Skizze zu meinem moralischen Portrait, das physikalische soll bald nachfolgen.“ Ein fatales

Profil prangt vor der 2. Auflage der „Theorie" 1774; R. selbst rühmt sich seiner „moquanten Mienen".

Die „Sämmtlichen Schriften" (Wien 1786 f. vgl. Jördens 3, 352) geben, obwol unvollständig, einen Ueberblick über Riedel's Vielschreiberei. Er hat kleine Anläufe zum Lustspiel genommen, schon früh in Satiren Liscow, dem er eine Monographie widmen wollte, und Swift, aber auch die platten Humoristen der Wochenblätter nachgeahmt (anonym „Sieben Satyren nebst drei Anhängen, gesammelt von N. N." 1765 u. s. w.), hat aus Butler u. a. übersetzt und Gelegenheitsgedichte (nicht übel die heitere „Epistel an Herrn Oeser") mancher Art geschmiedet. Von Wien nahm er in den „Launen an meinen Satyr" „auf ewig Abschied von diesem meinen Busenfreunde". Nach neuerem Brauch behandelte er ästhetische und litterarhistorische Fragen in der Form loser Briefe „Ueber das Publicum" 1768 (der Rest der Auflage ohne Widmung und Vorrede 1774 der „Theorie" angehängt): an Weiße, Flögel, Moses, Wieland, J. G. Jacobi, Klotz, Kästner, Nicolai, Gleim, Thümmel; mit grober Polemik gegen Bodmer wie früher gegen Gottsched, interessanten Bemerkungen über die Machtverschiebung in der Gelehrtenrepublik seit den Litteraturbriefen, thörichtem Einspruch gegen eine deutsche Homerübersetzung, von Riedel's Schriften heute die lesbarste und lehrreichste. Dieser bequemen Form hat er sich auch sonst bedient. Er streifte die romanische Litteratur. Er behandelte Erfurter Universitätsangelegenheiten und gleichzeitig den Stadtklatsch. Er erging sich 1775 begeistert „Ueber die Musik des Ritters Christoph v. Gluck". R. war Mitbegründer von Klotzens „Deutscher Bibliothek", selbständiger Leiter der mehr referirenden „Philosophischen Bibliothek" 1768 f. und einer Erfurter Gelehrtenzeitung und blieb auch in Wien journalistisch thätig, aber „Der Einsiedler" 1774 ist nur der elende Nachzügler einer abgestorbenen Gattung mit schalen Spötteleien und Briefen, breiter Reclame für Zimmermann u. s. w.; weniges darin hat ein gewisses Localinteresse oder eine weitere Bedeutung wie die Polemik gegen Gleim's aufgestutzte Minnepoesie. 1776 warf er eine ganz unzulängliche Ausgabe von Winckelmann's Kunstgeschichte auf den Markt. Lessing's „Antiquarische Briefe" haben im Schwarm der „aufschießenden Scribler" auch R., dem für die Erfurter Recension des ersten Theiles eine vollere Salve zugedacht war, getroffen. Die schmeichelnde Behutsamkeit seines ersten Widerspruches gegen einzelne Lehren des „Laokoon", wie über die Caricatur oder die Furien, Philosoph. Bibl. 2, 1 ff. Theorie passim, verfingen nicht bei dem stolzen Richter. Unverschämter griff er Hamann und Herder an, letzterer aber behielt ein besonderes „Wäldchen" gegen R. im Pulte. Sein ästhetisches Hauptwerk, die „Theorie der schönen Künste und Wissenschaften" 1767, das er in zweiter Auflage 1774 umzuarbeiten nicht der Mühe werth fand, ist bei einzelnen guten Einfällen und einem gewissen Geschick der Auslese im Grunde nur eine, zunächst fürs Colleg vorgenommene, rasche Compilation aus Dubos, Home, Mendelssohn, Schlegel, Lessing u. a., gespickt mit zahllosen Beispielen, ohne eine Spur von Induction und Analyse.

Erich Schmidt.

Riedel: Johann Friedrich R. wurde in Erfurt gegen Ende des 18. Jahrhunderts geboren. Sein Urgroßvater war evangelischer Pastor dort gewesen. Sein Vater, ein Kaufmann, starb kurz nach seiner Geburt und er wuchs mit fünf Geschwistern, von der Mutter und deren Vater geleitet, auf. Trotz der Neigung, dem Berufe des Urgroßvaters zu folgen, mußte er, der knappen Verhältnisse wegen, ein Handwerk erlernen und kam deßhalb auf drei Jahre zu einem Schneider in die Lehre. Mit 18 Jahren begab er sich auf die Wanderschaft durch Franken, Schwaben, Baiern und Tirol nach Steiermark. In Graz traf er seinen dort in Arbeit stehenden Bruder und beide wanderten

zusammen nach Ungarn, da man sie in Graz zum Uebertritt zur katholischen Kirche überreden wollte. Krankheit zwang R., Ungarn zu verlassen, in Liegnitz in Schlesien kämpfte er lange mit Leben und Tod und that das Gelübde, wenn er genesen sollte, sich dem geistlichen Leben zu weihen. 1818 wendete er sich nach Breslau und trat dort einer Gesellschaft eifriger Christen bei, welche sich auch außer den kirchlichen Gottesdiensten zu ihrer Erbauung versammelten. Die Idee, sich dem Missionsdienste zu weihen, wurde hier in ihm geboren. 1821 ging er zu Jänicke nach Berlin, und 1822 trat er in die dortige Missionsschule ein, mit ihm zusammen J. G. Schwarz, Sohn eines Schuhmachers in Königsberg in Preußen; beide blieben fürs Leben eng verbunden. 1807 gingen sie nach Rotterdam zur niederländischen Missionsgesellschaft, welche bereits seit 1797 in Wirksamkeit war. 1829 bestanden sie dort das Examen, wurden ordinirt und für eine in Nordcelebes zu errichtende Mission bestimmt; im October erfolgte die Abreise. Nach längerem Aufenthalte auf Java traten beide im October 1830 die Reise nach Nordcelebes an, waren jedoch genöthigt, fast fünf Monate in Amboina auf weitere Schiffsgelegenheit zu warten. Vor der Abreise verheirathete R. sich mit einer Tochter eines früheren holländischen Residenten (Chefbeamten), deren Mutter eine Inländerin gewesen war. Im Juni 1831 langten sie in Menado, der Hauptstadt der Minahassa, d. i. des nördlichsten Theiles von Celebes, ihrem Bestimmungsorte, an.

Im 18. Jahrhunderte wurde die christliche Seelsorge in diesen Gegenden von Ternate aus besorgt, d. h. alle Jahre kam einmal der Prediger von dort hierher; die Minahassa zählte damals ca. 5400 sogenannte Christen; allein selbst dieser lockere Verband löste sich und als im Jahre 1817 der Prediger Kam von Amboina die Minahassa besuchte, war seit 28 Jahren kein christlicher Geistlicher dort gewesen. 1822 kamen die ersten Missionäre von der niederländischen Missionsgesellschaft in Rotterdam dorthin, Lammers und Müller, ersterer starb aber schon 1824, letzterer 1826. Ihnen folgte Hellendoorn, der Grundleger der neueren Mission in der Minahassa, welcher zur Zeit der Ankunft von R. und Schwarz nicht nur in diesem Districte allein wirkte, sondern auch auf den Sangiinseln und im südlich gelegenen Bolang-Mongondu. Nach einer von den drei Genannten gemeinsam vorgenommenen Orientirungsreise durch die Minahassa wurde R. das ca. 2000 Fuß hohe, am schönen gleichnamigen See gelegene Tondano als Wohnplatz angewiesen, und im October 1831 ließ er sich dort bleibend nieder; ein Europäer, Aufseher der Kaffeeculturen, wohnte schon dort. R. verkündete nun das Evangelium in malaiischer Sprache, nicht in einer der Sprachen der Minahassa, welche letztere dem Christenthum dort vielleicht noch schneller Eingang verschafft hätte. Schwarz ließ sich im nicht fernen Langowan nieder. Es begann nun die Missionsthätigkeit am Orte Tondano und in der Umgegend, das Einrichten von Schulen und die Beeinflussung der Eingebornen, mildere Sitten anzunehmen, denn es herrschten dort viele rohe Gebräuche, das Köpfeabschlagen z. B., und viel Unsittlichkeit. Fünf Kinder wurden dem Riedel'schen Ehepaare geboren, ein Sohn und vier Töchter. Der Sohn Fritz wurde nachmalig hoher niederländisch-indischer Beamter, zuletzt Resident von Amboina, und lebt als Gelehrter und Schriftsteller von Rang in Holland. 1836 kamen zwei neue Missionäre für die Minahassa den alten zu Hülfe: Herrmann und Mattern. 1837 konnte R. schon auf einen regelmäßigen sonntäglichen Kirchenbesuch von 2—300 Personen zählen, und er bediente sich nun in seinen Predigten zum Theil der einheimischen Sprache, und zwar des Dialektes von Tondano (in der Minahassa existiren viele sehr von einander verschiedene Dialekte oder Sprachen dicht neben einander). Riedel's Gehalt, den er nicht von Holland, sondern von der Hülfsgesellschaft in Batavia bezog, betrug damals ca. 2400 Mark unseres

Geldes, eine Summe, welche aber den vielfachen Anforderungen der Missionsarbeit keineswegs gerecht wurde. 1838 wurde eine neue größere Kirche gebaut, denn schon 4—600 Personen nahmen an jedem Sonntage an dem Gottesdienste Theil, und es wurde Sonntagsruhe im ganzen Orte gehalten. 1841 wurde ihm seine geliebte Frau entrissen und er selbst von schwerer Krankheit angetastet. Riedel's weitere große Erfolge im zweiten Jahrzehnt seiner Wirksamkeit in der Minahassa zogen ihm den Neid und die Angriffe der holländischen Regierungsbeamten zu, welche sich durch seinen Einfluß in ihrer Autorität geschädigt sahen; der unvermeidliche Kampf zwischen Staat und Kirche spielte sich auch in diesem Erdenwinkel ab. 2000 Personen besuchten jetzt jeden Sonntag die Kirche. 1846 heirathete R. in zweiter Ehe die Tochter eines holländischen Beamten; sein Sohn Fritz war nicht mehr im elterlichen Hause. Die ältere Tochter Maria heirathete 1850 einen Eingebornen des Landes, den Major (Häuptling) von Kema, Palinkahu. Im selben Jahre hatte R. den Schmerz, auch seine zweite Gattin zu verlieren. Die Früchte der Wirksamkeit Riedel's gingen nunmehr weit über Tondano und Umgegend hinaus, „dort aber war zuerst der Damm gebrochen, von da aus verbreiteten sich die Wellen der christlichen Bewegung nach und nach über das ganze Land", und soll man einen Mann nennen, auf den die Ursache der Umwandlung des Volkes der Minahassa zurückzuführen ist, so kann man, unbeschadet der Anerkennung der treuen Arbeit anderer Missionäre, getrost sagen, es war R. 1850 erhielt R. endlich einen Gehülfen am Orte in Nooy (eine ganze Reihe Missionäre waren inzwischen über die Minahassa vertheilt worden), welcher seine zweite Tochter heirathete, aber im J. 1854 starb. Auch die dritte und vierte Tochter heiratheten Missionäre. Erst 1860 am 12. October starb R., die letzten Lebensjahre durch Krankheit unfähig, seinem Berufe nachzugehen. In ihm hatte die Minahassa ihre Hauptkraft bei der Einführung des nunmehr durchweg dort herrschenden Christenthums gehabt. Willenskraft und fester Charakter waren die Signatur des Wesens dieser bedeutenden Individualität.

Quelle: R. Grundemann, Johann Friedrich R., ein Lebensbild aus der Minahassa auf Celebes, mit Karten und Skizzen, 285 S., Gütersloh 1873. Ins Holl. übers. von Bange, Veendam, bei Mulder, s. a.

A. B. Meyer.

Riedel: Joseph Gottfried Ritter v. R., Irrenarzt, geboren am 17. Januar 1803 zu Friedland in Böhmen, † am 7. November 1870 zu Wien. In ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen, sein Vater war Tuchmacher, mußte er sich seinen Unterhalt auf der Prager Hochschule, welche er 1822 nach Absolvirung des dortigen Kleinseiter Gymnasiums bezogen hatte, zum größten Theil selbst erwerben, indem er neben dem Studium der Medicin sich mit Unterrichtgeben beschäftigte. 1828 kam er als Secundärarzt an die Landesirrenanstalt und im folgenden Jahre als Assistent zum Ophthalmologen Fischer. Als er 1830 die Doctorwürde erlangte, verwerthete er in seiner Inauguraldissertation (Prags Irrenanstalt und ihre Leistungen in den Jahren 1827, 1828 und 1829, nebst den Anzeigen zur Einsendung in die öffentliche Anstalt, den Bedingungen zur Aufnahme in dieselbe, der Art der Transportirung und der Behandlung der genesenen Geisteskranken) die Beobachtungen und Erfahrungen, welche er in seiner Stellung als Secundärarzt gesammelt hatte. Der Ausbruch der Cholera in Galizien und deren spätere Ausbreitung nach Böhmen nahm seine Thätigkeit zunächst in anderer Richtung in Anspruch, zuerst als Chefarzt des größten Lazareths in Lemberg, dann als technischer Commissär bei der Errichtung von Contumazanstalten in Böhmen und bei Einleitung der sanitätspolizeilichen Maßregeln daselbst. Nach dem Erlöschen der Epidemie, über welche er die in Galizien gemachten Beobachtungen in einer Monographie („Die asiatische Brechruhr nach

den in Galizien gemachten Erfahrungen und Beobachtungen", Prag 1832) veröffentlicht hatte, fungirte er weiter als Kreisarzt, bis er 1837 als Primararzt an die Prager Irrenanstalt berufen wurde. Unter seiner Direction und seinem wesentlichen Eingreifen vollzog sich die Trennung dieser Anstalt von dem allgemeinen Krankenhause, sowie die Erbauung der neuen und die Umgestaltung der alten Anstalt. Im J. 1851 nach Wien berufen, leitete er auch den Neubau und die Einrichtung der 1853 eröffneten Landesirrenanstalt. Gleichzeitig wurde er mit dem Referate über Irrenangelegenheiten in der zum Ministerium des Innern ressortirenden Organisirungs-, später ständigen Medicinalcommission betraut, in welcher Eigenschaft er maßgebenden Einfluß auf die Erbauung einer großen Reihe von österreichischen Anstalten ausübte. Mit dieser äußeren Umgestaltung des österreichischen Irrenwesens ging auch die innere Reform in den Anstalten nach den Grundsätzen der Humanität und Wissenschaft Hand in Hand. Die Einführung praktischer Vorträge über Psychiatrie verdankt Oesterreich ebenfalls R., so daß er mit Recht als Reformator des Irrenwesens daselbst bezeichnet werden darf. Auch außerhalb Oesterreichs wurde er wiederholt zur Begutachtung von Neubauten beigezogen. Neben anderen reichlichen Anerkennungen seines verdienstvollen Wirkens wurde er 1868 durch die Erhebung in den erbländischen Ritterstand ausgezeichnet.

Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, 26. Theil S. 95. Bandorf.

Riedel: Valentin R., Bischof von Regensburg, wurde am 15. Februar 1802 zu Lamerdingen im bairischen Kreis Schwaben von armen Eltern geboren. Die Unterstützung wohlwollender Gönner ermöglichte es dem talentvollen Knaben, sich dem Studium zu widmen; er durchschritt die gewöhnlichen Lehranstalten und wurde nach deren Absolvirung am 28. März 1825 zum Priester geweiht. Nach kurzer Verwendung in der Seelsorge wirkte er als Prediger zu Landshut und in München, dann drei Jahre lang als Director des erzbischöflichen Priesterseminars zu Freising und als Professor am dortigen Lyceum, und wurde am 2. September 1841 zum Bischof von Regensburg ernannt. Das Pontificat Riedel's fiel noch in die Zeit der Restauration der katholischen Kirche Deutschlands, wie sie sich aus den Stürmen und Wirren der Revolutions- und Kriegszeiten herausgerettet hatte. An dieser Aufgabe arbeitete er wie sein Vorgänger Bischof Schwäbl unverdrossen weiter. Die Hauptsorge galt neben Pflege des religiösen Lebens und würdiger Abhaltung des Gottesdienstes der Heranbildung eines tüchtigen Clerus. Zu diesem Zweck gründete er das heute noch blühende Knabenseminar in der ehrwürdigen Benedictinerabtei Metten. Zum würdigen Unterhalt der im Kirchendienst ergrauten Seelsorger schuf er den Emeritenfond und verwirklichte die schon von seinem Vorgänger beabsichtigte Errichtung des Priesterhauses, Xaverianum, durch Ankauf der Klostergebäude zu Ensdorf im Vilsthale. R. war eine schlichte, einfache Natur, die sich in dem Wirkungskreis ihres Berufes verzehrte. Unermüdlich thätig legte er trotz langjährigem schmerzlichen Kränkeln den Hirtenstab nicht nieder, bis ihm der Tod denselben aus der Hand nahm, am 6. November 1857.

Knöpfler.

Riedemann: Peter R., als Prediger, Schriftsteller und Liederdichter unter den Täufern des 16. Jahrhunderts, zumal in Mähren, eine bekannte Persönlichkeit. Er war geboren im J. 1506 zu Hirschberg in Schlesien und starb am 1. December 1556. Er hat unter den mährischen Brüdern 27 Jahre lang das Predigtamt verwaltet, davon aber neun Jahre in Gefängnissen zu Gmunden, zu Nürnberg und zu Marburg in Hessen zugebracht. Er hat zwischen den Jahren 1535—1556 eine eifrige und erfolgreiche Missionsthätigkeit in Franken und

Hessen geübt, ist aber zugleich auch als Verfasser von religiösen Schriften thätig gewesen, die freilich meist nur handschriftlich verbreitet worden sind.

Quellen: Beck, Geschichtsbücher der Wiedertäufer in Oesterreich-Ungarn, Wien 1883, S. 39 und öfter. — Soden, Beiträge zur Gesch. d. Reform. in Nürnberg 1855, S. 421.

L. Keller.

Rieder: Ambrosius R., österreichischer Kirchencomponist, Musikschriftsteller und Schullehrer, geboren am 10. October 1771 zu Döbling bei Wien, wo sein Vater Schullehrer war. Da er frühzeitig musikalisches Talent zeigte, wurde er zum Großvater nach Wilfersdorf geschickt, welcher dort eine gute Kirchenmusik unterhielt und ihn in den Anfangsgründen der Musik unterrichtete. Der Knabe machte überraschende Fortschritte, und kam mit zwölf Jahren zu Karl Martinides, dem Regens chori zu Lichtenthal bei Wien, wo er Generalbaß und musikalische Composition studirte. Bald wagte er sich an die Composition einer Messe, und dieselbe gelang so sehr, daß sie in der Kirche öfter aufgeführt werden konnte. Die Bekanntschaft mit Leopold Hoffmann, dem Domcapellmeister von St. Stefan, brachte ihn in Verbindung mit Albrechtsberger, bei dem er seine theoretische Bildung vervollständigte, und mit dem er in der Folgezeit ein unzertrennliches Freundschaftsbündniß einging. Auch selbständig beschäftigte er sich aufs eifrigste mit den theoretischen Schriften von Türk, Marpurg, Kirnberger und Fux. Den mächtigsten Eindruck machte auf ihn die Bekanntschaft mit Mozart und J. Haydn. Dieselbe dauerte aber nicht lange. R., der schon seit 1787 als Lehrer in Döbling thätig war, erhielt über sein eigenes Ansuchen am 10. August 1799 die Schullehrerstelle in Perchtoldsdorf, einem ungefähr zwei Stunden von Wien entfernten österreichischen Markte. Da sich jedoch der Magistrat dieses Ortes seiner Ernennung anfangs widersetzte, konnte er sein Amt erst am 2. Februar 1802 antreten. Von dieser Zeit an lebte R. ununterbrochen in Perchtoldsdorf als Schullehrer, Regenschori und Componist, in ungemein bescheidenen, ja oft bedrängten Verhältnissen, emsig und arbeitsam, bis zu seinem am 19. November 1855 erfolgten Tode. Hier schuf er eine große Reihe musikalischer Werke, die heutzutage ganz vergessen, ihrerzeit doch sehr beliebt und verbreitet waren, insbesondere in Oesterreich. Seine theoretischen Werke sind: „Anleitungen zum Präludiren und Fugiren für die Orgel“ op. 84 und 95 (Wien 1826); „Anleitung zur richtigen Begleitung der Melodien der vorgeschriebenen Kirchengesänge“ op. 105 (Wien 1831); „Generalbaß in Beispielen“ op. 103 (Wien 1833). Von seinen Compositionen sind hervorzuheben: eine Messe in Esdur, für den Invalidenfond der im J. 1813 Verwundeten, op. 38; eine Messe in C, op. 76 (Wien 1825); drei Streichquartette op. 8; zwei Sonaten für Clavier, Violine und Violoncell op. 10 und 12; ein De profundis in Dmoll; ein Libera in Bdur. Im ganzen schrieb er 20 Messen, 2 Requiem, 1 Litanei, 41 Offertorien, 18 Graduale, 13 kleinere Kirchenmusikstücke verschiedener Art, eine Oper „Der Traum im Walde“ (1804), 19 Cantaten und Chöre, 38 vierstimmige Hymnen und Gesänge, 38 Gesänge mit verschiedener Begleitung, 2 Trauermärsche, 1 Streichquintett, 10 Streichquartette, 4 Violinduette, 10 Sonaten für Clavier mit Streichinstrumenten, 9 Hefte Variationen und Uebungen für Clavier, 92 Präludien und 154 Fugen und Fugetten für Orgel oder Clavier. Die Gesammtzahl seiner Werke beträgt 513, von denen jedoch 250 Manuscript blieben. Rieder's Werke zeigen keinen hervorragenden, aber doch einen tüchtigen Musiker, der es mit seiner Kunst ernst nimmt. Sie sind durchgehends im Stile ihrer Zeit geschrieben, und sind daher mit dieser vergangen. R. war ein sehr fleißiger und sehr bescheidener Mann. Seine strenge Rechtlichkeit, sein offener, biederer Sinn, und insbesondere seine Herzensgüte und Religiosität hatten ihm die allgemeine Achtung und Liebe seiner Mit-

menschen erworben und ein höchst ehrenvolles Andenken gesichert. Eine äußere Anerkennung hat er nie gesucht und nie erhalten. Als Lehrer soll er vorzüglich in Grammatikalunterricht tüchtig gewesen sein. Mit zunehmendem Alter wurde er schwerhörig und endlich taub. Aber seine geistige Frische und Unverdrossenheit bewahrte er bis an seine letzten Tage. Seine letzte Composition schrieb er ein Jahr vor seinem Tode. Sein Grab umstanden drei Generationen, die er herangebildet hatte, denen er ein Tröster im Leide gewesen, Kinder, Eltern und Großeltern, eine ganze große Gemeinde, der er durch 53 Jahre der geistige Führer war. Einschließlich seiner Thätigkeit in Döbling hat R. 67 Jahre im Schulsache zugebracht. Er starb an Altersschwäche; von seinen sechs Kindern überlebten ihn drei Söhne und eine Tochter. Sein ältester Sohn wurde Lehrer in Währing bei Wien; ein zweiter, Wilhelm, ein ausgezeichneter Porträtmaler.

Latschka, Geschichte des n. ö. Marktes Perchtoldsdorf, Wien 1884. — Neue Wiener Musikzeitung 1856.

Mandyczewski.

Rieder: Franz Seraph R., Kanonist, geboren am 9. März 1806 zu Poysdorf in Niederösterreich, absolvirte in Nikolsburg das Gymnasium und studirte dann in Wien Theologie. Nachdem er am 11. Nov. 1828 Priester geworden, trat er zuerst als Cooperator in Oberhollabrunn in die Seelsorge, wirkte dann in Döbling, St. Johann in der Praterstraße und am Hofe in der inneren Stadt. Am 8. Juni 1833 zum Doctor der Theologie promovirt, wurde er 1838 Decan der theologischen Facultät. Inzwischen, nämlich von 1835—1836 supplirte er als Katechet an der angesehenen k. k. Normalschule zu St. Anna. Im J. 1840 wurde er von der Universität Wien zum Domherren in Linz gewählt, welche Stelle er am 16. März 1841 antrat. Im selben Jahre wurde er Director des bischöflichen Priesterhauses und der theologischen Studien, 1845 Diöcesan-Schulen-Oberaufseher für die Diöcese Linz. Bei dem österreichischen Landtage des J. 1848, wozu R. von den Decanaten des Mühlkreises als Deputirter gewählt worden war, fungirte er als zweiter Vicepräsident, als Ausschußmitglied und als Referent des oberösterreichischen Volksschulwesens. Im J. 1849 rückte R. zum Domscholaster vor, nahm im gleichen Jahre als Vertreter des Bischofes Ziegler von Linz an der Versammlung der Bischöfe Oesterreichs zu Wien (30. April—17. Juni 1849) Antheil und wurde hierbei in zwei Ausschüsse gewählt (vgl. Actenstücke, die bischöfliche Versammlung in Wien betreffend, Wien 1850). Als Bischof Ziegler 1850 schwer erkrankte, ernannte er R. zu seinem Generalvicar und nach dem Tode des genannten Bischofes 1852 wurde er zum Capitelvicar erwählt, welches Amt er bis 1853 bekleidete. R. erhielt 1854 das Ritterkreuz des Franz-Joseph-Ordens und erreichte 1855 die höchste Dignität im Domcapitel, indem er Dompropst wurde. Lange Jahre fungirte er auch als Präses des bischöflichen Diöcesan-Ehegerichtes. Er starb am 3. April 1873 mit Hinterlassung eines bedeutenden Vermögens, woraus nach seinem letzten Willen zum größten Theile ein Unterstützungsfond (Riederfond genannt) für arme Priester der Diöcese Linz gebildet wurde. Sein Hauptwerk erschien unter dem Titel: „Handbuch der k. k. Verordnungen über geistliche Angelegenheiten“ 1. Band, Wien 1847 (enthält die landesfürstlichen Verordnungen vom J. 1740—1846), welches solchen Anklang fand, daß schon im nächsten J. 1848 eine 2. Auflage nöthig wurde. Der 2. Band erschien Wien 1855 unter dem erweiterten Titel: „Handbuch der k. k. Gesetze und Verordnungen“ (enthält die Verordnungen von 1846—1855); der 3. Band, Linz 1859, gibt die Verordnungen von 1855—1859. Dieses sehr praktische Werk behandelt in alphabetischer Reihenfolge alle Materien des geistlichen Geschäftskreises, namentlich der Pfarrkanzlei und bringt alle darauf bezüglichen landes-

fürstlichen Normen; es bietet also eigentlich kein Kirchenrecht. Hingegen hat R. in der Linzer Theol. prakt. Quartalschrift mehrere Artikel veröffentlicht, welche von seinem gründlichen Wissen auf dem Gebiete des eigentlichen Jus ecclesiasticum zeugen, so: Der katholische Clerus in Oesterreich und die Constitution (Jahrg. 1848). Das Verhältniß des Bischofes zu dem Regularclerus (1849). Die Organisirung der kirchlichen Gerichte. Der Pfarr-Konkurs. Die Amtsentsetzung. Der Generalvicar (1850). Die Kirchengesetze über das Predigtamt (1854). Verschiedene Fragen über Durchführung der neuen Ehegesetze. Die verschiedenen Formen der amtlichen Correspondenz (1857). Kurze Darstellung des Ehescheidungsprocesses (1858). Die Rechtsregeln (1862). Der Bezirksdechant (1863).

Vgl. v. Wurzbach, Biogr. Lexikon XXVI, 105—107. Eigene Notizen.

Otto Schmid.

Riederer: Franz Seraph R., kathol. Erbauungsschriftsteller, geboren am 16. Januar 1789 zu Kleinmaigen, Diöcese Regensburg, zum Priester geweiht am 1. März 1817, wirkte vorerst als Caplan zu Arnschwang, kam 1826 als Schloßcaplan zum baierischen Obersthofmeister Graf Seefeld, wurde 1828 Pfarrer zu Ainau, am 8. April 1834 Pfarrer zu Rottenburg, 17. October 1839 in Haindling, 7. Januar 1843 zu Regen in der Diöcese Passau, 1848 Beneficiat zu Niederleierndorf, als welcher er am 3. Juni 1850 starb. Seine Schriften sind: 1. „Sebast. Winkelhofer's vermischte Predigten, 5.—7. Band, herausgegeben von Franz Riederer." München 1831—1836. — 2. „S. Winkelhofer's zusammenhängende Predigten über das ganze apostolische Glaubensbekenntniß für alle Sonn- und Festtage." Regensburg 1839—1841. 3 Bände. — 3. „P. M. Vogel, S. J., Schule der Unschuld, Weisheit und Tugend für das blühende Alter. Ein Handbuch für Feiertagsschulen und zum Gebrauche für Seelsorger, Eltern, Schullehrer und andere Jugendfreunde. 5., neu bearbeitete und vermehrte Auflage von Fr. Riederer." Regensb. 1833. — 4. „Ist die kathol. Kirche die allein seligmachende? Mit der Zugabe über die nämliche Frage von Franz Geiger." Regensburg 1839. — 5. „P. M. Vogel, S. J., Vollständiges geistreiches Gebetbuch für die kathol. Christen. Neu herausgegeben von Fr. Riederer," 6. Aufl. 1848. — 6. „Die Engel. Ein Familiengemälde zunächst für die Jugend, aber auch für die Erwachsenen und Eltern." 2. Aufl. 1850.

Otto Schmid.

Riederer: Friedrich R., einer der beiden ersten Buchdrucker zu Freiburg im Breisgau, woselbst im J. 1493 Friedrich R. und Kilian Piscator (Fischer) gleichzeitig zu drucken begonnen haben. Während einerseits des Letzteren erster Druck: „S. Bonaventurae perlustratio in IV libros sententiarum" als das früheste in dieser Stadt gedruckte Buch bezeichnet wird, ist nach anderer Angabe der bei R. gleichfalls im J. 1493 erschienene „Spiegel der waren Rhetoric" als erster Freiburger Druck anzusehen. Dieses Werk, das er in der Vorrede nach damaliger alemanischer Mundart auch „leer briefen scherpractic" genannt hat, kann als eines der ersten deutschen gerichtlichen Formularbücher betrachtet werden. R. scheint sich auf dieses von ihm selbst „vß M. Tullio C. vnd andern getütschten mit Iren glidern cluger reden Sandbriefen vnd fromen menicher contract, seltzam Reguliertes Tutschs vnd nutzbar exemplirt mit sugen uff göttlich vnd kaiserlich schrifft vnd rechte gegründet", viel zu gute gethan zu haben, denn im J. 1499 gab er noch zwei Schriften: „Francisci Nigri opusculum scribendi epistolas" und „Thome Murner Tractatus perutilis de phytonico contractu" heraus. Sein Spiegel der Rhetorik enthält fünf Holzschnitte, wovon der größte das Zeichen des Matthes Maler trägt. Das Buch wurde übrigens später mehrfach nachgedruckt, so 1505 und 1509 von Johann Prüß in Straßburg, 1517 von Paul

Götz und Johann Knobloch daselbst, und 1535 von H. Steiner in Augsburg, der seiner Ausgabe sechs Holzschnitte beifügte, die vermuthlich von Hans Burgkmaier herrührten, wenigstens zeigt der Titelholzschnitt die Buchstaben dieses Künstlers. Piscator druckte 1494 und 1495 noch einige lateinische Werke, wie z. B. „Augustinus, de civitate Dei, de trinitate etc.“, scheint dann aber Freiburg verlassen zu haben, sodaß nun R., der Stadtbuchdrucker, ohne Concurrenz war. Auch scheint er sich im J. 1499 oder 1500 wo anders hin gewandt zu haben, oder aber gestorben zu sein, denn von diesem Zeitpunkte ab fehlen Nachrichten über ihn vollständig.

Vgl. H. Schreiber, Leistungen der Universität und Stadt Freiburg im Breisgau für Bücherdruck. 1840. S. 15. — K. Falkenstein, Geschichte der Buchdruckerkunst. 1840. S. 199. — F. Kapp, Geschichte. 1886. S. 179, 332. — L. Hain, Repertorium. 1826. Nr. 13914. – Th. Graesse, Trésor de livres. 1869. VI, 120. — G. Brunet, Suppl. II, c. 682. — Nagler, Monogramm. IV, 1999.

J. Braun.

Riederer: Johann Friedrich R., geboren zu Nürnberg am 20. Februar 1678, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und beabsichtigte, sich den Studien zu widmen, als der frühzeitige Tod seines Vaters, welcher Diakon an der Egidienkirche war, die Ausführung dieses Planes verhinderte. Mit 14 Jahren wandte sich der junge R. daher dem kaufmännischen Berufe zu und machte in Nürnberg eine sechsjährige Lehrzeit durch. Dann begab er sich 1698 über Frankfurt, Köln, Düsseldorf nach Amsterdam, von da nach London, wo er anderthalb Jahre blieb, dann nach Paris und endlich nach Lyon, wo er in ansehnlichen Comptoirs diente. Von 1703 bis 1708 war er in Wien thätig und ließ sich darauf in seiner Vaterstadt als Kaufmann nieder. Schon 1710 wurde er Mitglied des größeren Raths und 1713 nach Erscheinen seiner „Leichen-, Hochzeit-, vermischte und geistliche Gedichte. Erster Theil“ (1711) Mitglied des Pegnesischen Blumenordens, in welchem er den Namen „Iriflor“ führte. Im J. 1720 ging er wieder nach Paris und brachte einige Jahre in verschiedenen französischen Städten mit Handelsgeschäften zu, aber ohne besonders vom Glück begünstigt zu sein. Er kehrte deshalb auch wieder nach Nürnberg zurück. In den letzten Jahren beschäftigte er sich damit, jungen Leuten im Holländischen, Englischen, Französischen, Italienischen und Spanischen Unterricht zu ertheilen. Er sprach alle diese Sprachen nicht nur fertig, sondern machte auch in sämmtlichen fünf Sprachen Gedichte. R. übersetzte manches aus dem Französischen, schrieb verschiedene Broschüren satyrischen Inhalts und hinterließ eine große Zahl deutscher Gedichte. Von seinen „Geistlichen Gesängen auf allerhand Gelegenheiten an der Zahl 2500“ ist nur der Anfang in einigen Bogen erschienen. R. war auch einer der ersten, der die Aesopische Fabel wieder bearbeitete und „Aesopi Fabuln, in teutsche Reimen nach ietziger Art und möglichster Kürze gekleidet“ (1717) herausgab. Er starb am 25. Juni 1734.

Cl. Baader, Lexikon verstorbener bairischer Schriftsteller I, 2. Teil, 171.

Franz Brümmer.

Riederer: Karl R., Bildhauer, geboren 1819 zu München. Derselbe kam, von Jugend auf nicht für künstlerische Wege gebildet, doch als Besitzer des von Künstlern aller Art vielbesuchten „Cafe Fink“ mit den heiteren Musensöhnen in vielfache Berührung, begann als Plastiker zu dilettiren und gab schließlich seine bürgerliche Stellung auf, um sich ganz der Kunst zu widmen. Leider zu spät, da die angeborene Leichtigkeit des Gestaltens die früher vernachläßigte Technik nicht aufwog. Indessen fehlte es ihm nicht an Anerkennung, da er sich im Gebiete der Nippsachen und der kleinen Salonplastik bewegte. Insbe-

sondere modellirte er niedliche Reiterstatuetten, so des Königs Maximilian II., des Kaisers Alexander von Rußland (1869) und Königs Ludwig II. von Baiern. Mit dem Tiroler Peter Lutt modellirte R. 1868 einen Cyclus von Statuetten, welche die „Münchener Bürgerwehr“ von 1795—1849 in höchst prägnanter und culturhistorischer Wahrheit repräsentirten; 1881 brachte er noch ein Wachsmodell in den Kunstverein als Illustration eines lustigen, von einem bairischen Chevauleger und preußischen Husaren gemeinsam gleich bei Beginn des deutsch-französischen Krieges (1870) ausgeführten Reiterstückchens, indem beide nach Verlust ihrer Rosse auf einem erbeuteten französischen Offizierpferde sich vor der Gefangenschaft salvirten. R. starb nach langen schweren Leiden am 5. Juni 1884.

Vgl. Seubert, Künstlerlexikon 1879, III, 143. — Allgemeine Zeitung, Beil. 41 vom 10. Februar 1885. Sein Name fehlt übrigens in allen uns zuständigen Quellen.

Hyac. Holland.

Riedesel: Friedrich Adolf R., Freiherr zu Eisenbach, braunschweigischer Generallieutenant, geboren am 3. Juni 1738 auf dem Schlosse Lauterbach, in Oberhessen am nördlichen Abhange des Vogelberges gelegen, sollte nach dem Willen seines Vaters die Rechte studiren und bezog zu diesem Zweck, fünfzehnjährig und sehr mangelhaft vorbereitet, die Universität Marburg, ließ sich aber durch den Commandeur des hier garnisonirenden hessischen Infanteriebataillons bestimmen, bei diesem Dienste zu nehmen, wurde Officier und gehörte zu den Truppen, welche in britischem Solde 1755 nach England gingen, wo man eine Landung der Franzosen fürchtete. Hier, wie später überall, wo sich ihm Gelegenheit bot, war er bemüht, die Mängel seiner Jugendbildung durch fleißiges Studiren auszugleichen. Im Herbst 1757 kam er nach Deutschland zurück; sein Regiment stieß zu der im nördlichen Hannover stehenden Heeresabtheilung, deren Oberbefehl bald darauf der Herzog Ferdinand von Braunschweig übernahm. Als dieser von den Commandeuren der ihm untergebenen Truppentheile einige junge, gewandte und zuverlässige Officiere erbat, die gut reiten könnten und deren er sich bedienen wollte, um mündliche und schriftliche Befehle namentlich auch in der Schlacht, zu überbringen, ward hessischerseits R. gesandt. Dieser verstand es, durch seine Thätigkeit, Umsicht und Entschlossenheit aus der ihm angewiesenen bescheidenen Stellung eine sehr wichtige und einflußreiche zu machen, so daß er bald die Rolle eines höheren Adjutanten und Generalstabsofficiers spielte. Der Herzog vertraute ihm die wichtigsten Aufträge, gebrauchte ihn nicht nur vor dem Feinde, sondern auch um den eigenen Truppen gegenüber die Ausführung gegebener Befehle zu überwachen, Unterschleife und Erpressungen zu verhindern und dgl.; stets fand er ihn achtsam, verständig und, bei sorgfältiger Wahrung der äußeren Formen, wenn es nöthig war rücksichtslos durchgreifend. Der Werthschätzung, welche er Riedesel's Fähigkeiten zollte und seiner Anerkennung der von diesem geleisteten Dienste, gab er häufigen Ausdruck. So sandte er ihn nach der Schlacht bei Minden (1. August 1759) mit der Siegesbotschaft zum Landgrafen, seinem Kriegsherrn, und bat denselben, bei dieser Gelegenheit R. eine Belohnung für sein von jeher und namentlich in der letzten Schlacht bewiesenes, vorzügliches Benehmen zu zu theil werden zu lassen. Der Landgraf entsprach dem Wunsche, indem er den Fähnrich v. R. zum Rittmeister ernannte; die dadurch ihm verliehene Husarenschwadron übernahm dieser jedoch nicht, da der Herzog ihn auch ferner bei sich behielt. Durch jene Beförderung waren Benachtheiligungen ausgeglichen, welche R. vorher in seinem Aufrücken erfahren hatte; da er nicht beim Regiment war, hatte man ihn, wenn es sich um Besetzung freigewordener Stellen handelte,

übergangen. Im Frühjahr 1761 erfuhr er von neuem eine derartige Schädigung seiner Interessen. Auf Veranlassung des Herzogs erbat er nun seinen Abschied aus hessischen Diensten, wogegen dieser ihm das Patent eines braunschweigischen Oberstlieutenants und das Commando des herzoglichen Husarenregiments verschaffte; am 10. Mai 1761 übernahm er das letztere. Kurz zuvor war ihm angeboten worden, in preußische Dienste zu treten. Den Rest des Siebenjährigen Krieges machte er an der Spitze jenes Regiments mit; denn ging er mit demselben nach Wolfenbüttel und stand dort als Oberst, Commandeur eines Dragonerregiments und Generaladjudant des regierenden Herzogs Karl in Garnison, als letzterer mit England einen Vertrag über die Stellung eines zum Kampfe gegen die aufgestandenen Staaten Nordamerikas bestimmten Corps von 4298 Mann schloß und R. mit dem Oberbefehl desselben betraute. Am 22. Februar 1776 marschierte dieser, gleichzeitig zum Generalmajor ernannt, von Braunschweig ab. Seine Bestimmung war nach Canada. Am 1. Juni kam er vor Quebeck an. Es war ihm jedoch nicht vergönnt, auf dem Kriegsschauplatze jenseits des Weltmeeres große Lorbeeren zu pflücken, denn am 17. October 1777 gerieth er, nachdem er vorher nur an weniger bedeutenden Gefechten einen immerhin ehrenvollen Antheil genommen hatte, durch die Capitulation des General Bourgoyne bei Saratoga in Kriegsgefangenschaft, in welcher er drei volle Jahre blieb. Dann wurde er ausgewechselt und von seinem britischen Vorgesetzten mehrfach mit wichtigen Commandos betraut, fand aber ebensowenig wie früher Gelegenheit sich vor dem Feinde auszuzeichnen und zog, nachdem Friede geschlossen war, am 8. October 1783 in Braunschweig wieder ein. Für seine geleisteten Dienste erhielt er nachträglich von England ein jährliches Gnadengehalt von 150 Pfund Sterling. In ruhige Verhältnisse zurückgekehrt, ließ R. sich angelegen sein, die in Amerika gemachten Erfahrungen im heimischen Heerwesen zu verwerthen; namentlich bemühte er sich der Ausbildung für das zerstreute Gefecht Eingang zu verschaffen; Das Leben in der Heimath wurde aber bald durch einen neuen Ausmarsch unterbrochen. Der durch den preußischen Zug nach Holland im J. 1787 wieder auf seinen Thron gelangte Erbstatthalter der Niederlande fühlte die Nothwendigkeit, sich zur Behauptung desselben auf fremde Bajonette zu stützen; er schloß daher mit Braunschweig einen Vertrag über Stellung eines Hülfscorps von 3000 Mann ab, zu dessen Befehlshaber Herzog Karl Wilhelm Ferdinand den inzwischen zum Generallieutenant aufgestiegenen R. ernannte. Ende April 1788 traf dieser in der ihm als Garnison angewiesenen Festung Mastricht ein, wo die braunschweigischen Truppen bis Ende 1793 blieben; Riedesel's Aufenthalt daselbst ward jedoch durch öftere Krankheit, welche auswärtige Behandlung erforderte, und durch anderweite Veranlassungen mehrfach unterbrochen; so war er auch während der in der Zeit vom 5. Februar bis zum 5. März 1793 durch die Franzosen ausgeführten Belagerung nicht dort anwesend. Nach der Heimkehr der Truppen ward er Commandant von Braunschweig, daneben aber war er Oberbefehlshaber sämmtlicher Truppen und Generaladjutant des Herzogs; den kriegerischen Ereignissen der folgenden Jahre, an denen die braunschweigischen Regimenter überhaupt nur geringen Antheil hatten, blieb er fern; der braunschweigische General R., welcher gelegentlich derselben genannt wird, war sein älterer Bruder **Johann Konrad**. Er selbst starb zu Braunschweig am 6. Januar 1800 infolge eines Schlagflußes.

M. v. Eelking, Leben und Wirken des General F. A. v. Riedesel, Freiherrn zu Eisenbach, 3 Bände, Leipzig 1856; enthält vielfachen Schriftwechsel und geschichtliche Beweisstücke. B. Poten.

Riedesel: **Friederike R., Freifrau zu Eisenbach**, am 11. Juli 1746 zu Brandenburg an der Havel geboren, war eine Tochter des späteren

preußischen Ministers von Massow, welcher während des Siebenjährigen Krieges, wo er Präsident der Regierung zu Minden war, sich als preußischer Obercommissar bei der verbündeten Armee unter den Befehlen des Herzogs Ferdinand von Braunschweig befand. Diese Verwendung des Vaters gab Anlaß zur Bekanntschaft der Tochter mit dem späteren General Friedrich Adolf v. R. (s. o.), mit welchem sie sich nach Beendigung des Krieges am 21. December 1762 zu Neuhaus bei Paderborn in Gegenwart der Herzogs vermählte. Sie folgte später ihrem Gatten nach Nordamerika und hat ihre dortigen Erlebnisse in einem Buche erzählt, welches sie nach dessen Tode unter dem Titel einer „Berufsreise nach Amerika“ im Druck erscheinen ließ (zuerst Berlin 1800, auch in fremde Sprachen übersetzt; von neuem veröffentlicht 1881 in Freiburg i. B. als „Briefe und Berichte des Generals und der Generalin v. R. aus den Jahren 1776—1783“, durch mancherlei Zusätze vermehrt). Dasselbe ist anziehend geschrieben und zeigt die Verfasserin als eine Frau von Kopf und Herz. Sie starb am 29. März 1808 zu Berlin. B. Poten.

Riedesel: Volpert Christian Freiherr R. zu Eisenbach, kurfürstlich sächsischer General der Infanterie, im J. 1708 (n. a. 1710) auf dem Schlosse Lauterbach in Hessen, geboren, war zu der Zeit, wo der Siebenjährige Krieg entbrannte, Oberst und Generaladjutant des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, August III., bei welchem er sehr in Gnaden stand. Nicht minder erfreute er sich der Gunst des alles vermögenden königlichen Premierministers, des Grafen Brühl. Er verdankte dies seinen hervorragenden persönlichen Eigenschaften, denn er war ein Mann von feiner Bildung und mancherlei Kenntnissen, dabei ritterlich, brav und gerecht. Als die Capitulation von Pirna am 17. October 1756 zur Ausführung gekommen, ward er dem General Galbert beigegeben, welcher nach Wien gesandt wurde, um dort die Aufstellung neuer Truppenkörper für den sächsisch-polnischen Dienst zu betreiben. Es war dies eine schwierige Aufgabe, da es sowol an Mannschaften, als noch mehr an Mitteln fehlte, dieselben auszurüsten; Oesterreich, welches das hierzu erforderliche Geld hergeben sollte, hatte selbst keins. R. that sein möglichstes; er wand sich mit vielem Geschick durch die mancherlei Klippen hindurch, welche dem Vorhaben im Wege standen. Als das „Sammlungswerk“, wie die Art der Truppenaufbringung aus großentheils dem ihnen aufgezwungenen preußischen Dienst sich entzogen habenden ehemaligen sächsischen Soldaten und sonstigen Landeskindern genannt wurde, nach Ungarn verlegt ward und Galbert dorthin abging, erhielt R. den Befehl sich in das Hauptquartier der gegen Preußen im Felde stehenden russischen Armee zu verfügen, um dort die Obliegenheiten eines sächsischen Residenten wahrzunehmen. Solcher Bevollmächtigten hatten die Cabinette der verschiedenen am Kriege betheiligten Staaten bei den meisten Armeen; sie erfuhren durch dieselben nicht allein was vorging, sondern sie überwachten und beaufsichtigten sich auch gegenseitig. R. fiel daneben die Aufgabe zu, die russische Generalität, welche große Abneigung gegen die österreichischen Bundesgenossen zeigte, zu möglichst gutem Einvernehmen mit dieser zu bestimmen. Er langte auf seinem Posten kurz vor der am 23. Juli 1759 von seiner Partei gewonnenen Schlacht bei Kay an und blieb auf demselben bis zu dem nach dem Tode der Kaiserin Elisabeth und der Thronbesteigung Zar Peter's III. erfolgten Abgange des russischen Heeres vom Kriegsschauplatze, Ende September 1762. Die Art und Weise, wie er sich seines Auftrages entledigte, hatte Brühl's ganzen Beifall, obgleich er nicht alles erreichte, was er erstrebte. Als Anerkennung seiner guten Dienste ward er 1761 zum Generalmajor befördert. In die Heimath zurückgekehrt, starb er 1798 zu Dresden als Gouverneur der Haupt- und Residenzstadt und Präsident des Generalkriegs-

gerichts. Die „Correspondenz des Grafen v. Brühl mit dem General v. R.“, welche Hauptmann M. v. Eelking (Leipzig 1854) herausgegeben hat, enthält nur Brühl's Briefe an R. und erläuternde Anmerkungen des Herausgebers, aber keinerlei Berichte oder sonstige von R. herrührende Mittheilungen.

B. Poten.

Riedhofer: Johann Joseph Anton Corbinian R., Benedictiner, Volksschriftsteller, geboren zu Beuerberg in Oberbaiern am 23. October 1772, † zu Uttigkofen am 14. December 1839, erhielt seinen ersten lateinischen Unterricht bei den reg. Chorherren seines Geburtsortes, setzte dann die Gymnasialstudien in München, und als er von hier krankheitshalber heimkehren mußte, im Klosterseminar zu Benedictbeuern fort, wo er auch nachgehends den philosophischen Curs absolvirte. Nach reiflicher Ueberlegung bat er in diesem Kloster im J. 1792 um das Ordenskleid, verband sich demselben für immer durch die feierlichen Gelübde am 26. October 1794, erlangte am 3. October 1796 die Priesterweihe und wurde nach Vollendung seiner Studien als Professor der Präparanden und Musiklehrer daselbst angestellt. Im J. 1802 kam er kurz vor der Säcularisirung des Klosters als Caplan nach Ehingen und am 6. Oct. 1809 als Pfarrer nach Uttigkofen, wo er durch 30 Jahre eine segensreiche seelsorgerliche und litterarische Thätigkeit entfaltete. Seine von ungeheuchelter Frömmigkeit und herzlicher Sorge für das Wohl des christlichen Volkes eingegebenen und seiner Zeit recht beliebten Schriften, 45 an der Zahl, sind vollständig bei Lindner verzeichnet. Sie gehören sämmtlich dem Erbauungsfache an und wurden mehrere von ihnen wiederholt aufgelegt.

Felder-Waitzenegger, Gelehrten- und Schriftstellerlexikon der deutsch. kathol. Geistlichkeit III, 357. — Lindner, Die Schriftsteller und die um Wissenschaft und Kunst verdienten Mitglieder des Benedektinerordens im heutigen Königreich Baiern. Regensburg 1880, I, 152.

P. Ant. Weis.

Riedinger: Ludwig August R., einer der bedeutendsten Industriellen in Süddeutschland, wurde am 19. November 1809 zu Schwaigern, einem württembergischen Städtlein im Oberamt Brackenheim, geboren. Seine mittellosen Eltern verlor er bald, nachdem er kaum das Schreinergewerbe zu lernen begonnen hatte. Nach bestandener Lehrzeit arbeitete er zunächst in Ludwigsburg und fand hierauf Beschäftigung als Modellschreiner in der Baumwollspinnerei der Gebrüder Hartmann in Heidenheim an der Brenz. Der begabte und umsichtige Jüngling eignete sich hier rasch die vollständigste Kenntniß dieses damals neuen Industriezweiges an, so zwar, daß all sein Denken schon in jener Zeit — ein wesentlicher Zug seiner Natur — darauf gerichtet war, im Betrieb verbesserte Instrumente und Maschinen herzustellen. Seine Anstrengung blieb auch nicht ohne Erfolg. Als es ihm gelang eine neue brauchbare Maschine zu erfinden, lenkte sich die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf ihn. Nach mehrjähriger Thätigkeit als Werkmeister in der neugegründeten Spinnerei Herbrechtingen, wurde er als Spinnmeister, 30 Jahre alt, für die neuerrichtete Mechanische Baumwollspinnerei und Weberei in Augsburg gewonnen. Mit der erweiterten Aufgabe wuchsen seine Kräfte. Solche Tüchtigkeit legte er hier an den Tag, daß er bereits nach drei Jahren zum Director der ganzen Fabrik ernannt wurde. Er entfaltete in dieser Stellung eine umfassende Thätigkeit, die nicht nur die Blüthe der ihm unterstellten Fabrik im raschen Zuge herbeiführte, sondern es sich vor allem auch zur Aufgabe machte, für die mit ihm schaffende und gewinnende Arbeiterwelt in wahrhaft väterlicher Weise zu sorgen. Er gründete Kranken- und Versorgungscassen für seine zeitweilig oder dauernd unfähig gewordenen Arbeiter, er errichtete Anstalten, in denen außer der Arbeitszeit sich dieselben

erholen, unterhalten und belehren konnten. Wenn im stürmischen Jahre 1848 sich die Augsburger Arbeiterbevölkerung trotz der naheliegenden Versuchungen ruhig verhielt, so war dies ein Verdienst der vorausschauenden Fürsorge Riedinger's. Für den lebhaften Geist, den R. besaß, genügte aber für die Dauer trotz allem diese Stellung und Thätigkeit in einem gewiesenen Dienste nicht. Seine außerordentlichen Kräfte wollten sich freier entfalten und nach eigener Bestimmung rühren. Gelegenheit dazu bot ihm die seit geraumer Zeit Techniker und Industrielle in Athem erhaltende Beleuchtungsfrage d. h. das Problem, aus welchem Material, ob Steinkohlen, Oel oder Holz, das Gas herzustellen sei. Pettenkofer plaidirte für das Holzgas als das billigste und brauchbarste unter allen Gasarten bei den damaligen Verhältnissen. Der Gelehrte brauchte aber einen Praktiker zur Durchführung seiner Ideen. Als einziger wurde ihm von Dingler R. bezeichnet, „ein ebenso klarer wie energischer Kopf“. Diese Andeutung bestimmte Pettenkofer, sich mit R. in Verbindung zu setzen und letzterer wurde dadurch veranlaßt, sich selbständig zu machen. Er legte seine Stelle als Fabrikdirector nieder und „gründete auf dem Eisenhammer eine Fabrik zur Erzeugung von Gasapparaten und sah sich in Kurzem im Stande Gasanstalten in jedem Umfange, vom gewaltigen Sammelgasbehälter an, bis zum Brenner, mit eigenen Fabrikaten auszurüsten. Das Geschäft wuchs riesenhaft“. In ganz Deutschland, am Pontus und an der Adria, an der Newa, in der Schweiz und in Ungarn entstanden seine mustergültigen Gaswerke: es waren gegen 70. Daneben vervollkommnete er unablässig seine Fabrikerzeugnisse und seine Fabrik. Alle Arten von Leuchtern (Gaslustres und Candelaber) wurden in vollkommenster Weise von ihm ausgeführt. Seine mechanische Werkstätte erweiterte sich zu einer großartigen Maschinenfabrik mit einer eigenen Eisengießerei, in welcher besonders auch die Brauereieinrichtungen in der höchsten technischen Vollendung hergestellt wurden. Rastlos arbeitete R. Für sich baute er ein palastgleiches Wohnhaus mitten in der Stadt, auf seinen Antrieb zumeist hin wurde in Augsburg der altberühmte Gasthof zu den drei Mohren in ein modernes Hotel ersten Ranges, das bald nach der Vollendung in seinen Besitz überging, umgebaut. R. freute sich deshalb mit Recht eines außerordentlichen, weithin verbreiteten Ansehens. Was er geworden war, verdankte er seinem Fleiß und seinem Talent. Die Arbeit war sein Lebenselement. Rastlos schaffend wollte er nie ruhen oder nur stehen bleiben. Sein klarer Blick beherrschte, wie dies selten im gleichen Maaße der Fall ist, das weite Gebiet der modernen Technik. Er war ein Führer und Denker auf demselben. Dabei blieb er trotz Anerkennung und Reichthum ein schlichter und einfacher Mann, ein rechter Bürger, der nie vergaß, woher er stammte und der für die Sorgen und Leiden der untern Stände und besonders der Arbeiterbevölkerung ein warmes Herz hatte. Was er in diesem Geiste gethan hat, erwarb ihm die Liebe und den Dank ungezählter Verehrer. Am 20. April 1879 machte ein Schlaganfall seinem Leben ein jähes Ende. Seine Fabriken übernahmen zwei Söhne.

Privatmittheilungen. — Schilling, Zur Geschichte der Gasbeleuchtung in Baiern. München 1887. Wilhelm Vogt.

Riedl: Adrian v. R., Topograph und Kartograph, geboren am 6. Mai 1746 in München, † daselbst im Februar 1809. Der Vater, Castulus R., war kurfürstlich bairischer Straßenbaucommissar und lehrte mehrere Jahre hindurch Mathematik an der Adelsakademie zu Ettal, er unterrichtete seinen Sohn in der ihm anvertrauten Wissenschaft, so daß derselbe, kaum den Knabenschuhen entwachsen, schon als Feldmesser und Ingenieur sich nützlich machen konnte und nach einer vorzüglich durchgeführten Grenzberichtigung des Hochstiftes Eichstädt mit 26 Jahren dasselbe Amt übertragen erhielt, welches sein Vater bekleidet

hatte. 1772 trat er als Hofkammerrath und Wasser-, Brücken- und Straßenbaucommissar in bairische Dienste, in welchen er sich vortrefflich bewährte. 1790 wurde er zum Generaldirector der ihm übertragenen Ingenieurarbeit und kurz darauf in den Adelstand erhoben. In diese Zeit politischer Ruhe und wieder aufblühenden Wohlstandes Baierns fallen seine größten Arbeiten, von denen die Regulirung der Donau zwischen Neuburg und Ingolstadt, der Isar bei Tölz und München, die Austrocknung des Neuburg-Schrobenhauser Donaumooses hervorzuheben sind. Die Ernennung zum Obersten und zum Obermarschcommissar im J. 1796 bezeichnet das Ende von Riedl's großartiger Thätigkeit im Wasser- und Straßenbau. Wir finden ihn im J. 1797 in letzterer Function im Hauptquartier der österreichischen und Reichsarmee zu Friedberg, 1799 in demjenigen der durchziehenden Russen, und dabei nahm er auch regen Antheil an der 1799 unmittelbar durch die Kriegsereignisse hervorgerufenen Begründung eines topographischen Büreaus für Baiern, zu dessen Director er 1808 ernannt ward. R. war eine thätige, energievolle Natur, dabei wissenschaftlich und technisch gleich wohl beanlagt. Sein Hauptfehler war, daß er zuvieles Verschiedene begann, was er dann nicht so vollkommen, wie er es entworfen, durchzuführen vermochte. Wohl würde er in minder unruhigen Zeitläuften Vollendeteres geleistet haben. Sein originellstes Werk, das immer mit Achtung genannt werden wird, den „Stromatlas“ (1806) unterbrach der Tod; aber auch sein nächstgrößeres Werk, der „Reiseatlas von Baiern“ (1796), ist in den Karten und im Text ungleich und macht einen fragmentarischen Eindruck. Sehr schöne Blätter waren für ihre Zeit die Karte des Donaumooses in 4 Blättern, der Schlachtplan von Hohenlinden, die hydrographische Karte von Baiern, besonders aber einzelne Blätter der genannten Atlanten. Auch der Conspectus der bairischen und oberpfälzischen Chausseen ist nennenswerth. Die Münchener Akademie, deren Mitglied R. seit 1794 war, krönte seine Arbeit über die Vorbeugung großer Ueberschwemmungen und in ihr las er seine Abhandlung von der Topographie in Baiern. Riedl's Wirksamkeit bezeichnet eine Epoche in der Entwicklung der Topographie und Kartographie Baierns. Doch geht sein Verdienst erheblich weiter, denn seine zahlreichen Kartenblätter stellen den ersten großen Fortschritt über Apian's Landtafeln (deren Holzstöcke uns durch Riedl's Fürsorge erhalten sind) dar, sie gehören daher zu den frühesten Zeugnissen einer beginnenden wissenschaftlicheren Behandlung der Kartographie und beruhen, wie die Seeprofile im Stromatlas, auf der Anwendung von Messungsmethoden, welche R. wenigstens in diesem Gebiete zuerst anwandte. Riedl's oft vorzügliche Strichmanier in der Terrainzeichnung stempelt ihn zu einen Vorläufer Lehmann's. Zeitgenossen priesen R. auch als deutschen Patrioten und als edelsinnigen Menschen.

Nekrolog von C. R. in den Neuen Ephemeriden. XXIX, (1809). Ebendaselbst Riedl's Bildniß. — H. Lutz, Zur Geschichte der Kartographie in Baiern Jahresbericht der Geogr. Gesellsch. München f. 1886.

Friedrich Ratzel.

Riedmüller: Bernhard R., vorarlbergischer Patriot und Landesvertheidiger im Aufstand von 1809, geboren in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts höchst wahrscheinlich zu Roth in Oberschwaben, dem damaligen Sitze eines Prämonstratenserreichsstiftes im jetzigen württembergischen Oberamte Leutkirch, † Ende der 20er Jahre in Wien als char. k. k. Major. Aus seiner Heimath, wo er eine Oekonomie betrieben, war er mit der Zeit auf die „Krone“ nach Bludenz übergesiedelt. Hier wurde er als alter Kriegsmann, der u. a. schon im J. 1797 mit seiner Bludenzer Compagnie bei Feldkirch dabei war, von der Tiroler Volkserhebung mächtig ergriffen und in die vorarlberger Insurrection, welche die erstere flankiren sollte, hineingezogen. Die „Krone“ von Bludenz war

in der ersten Zeit so zu sagen das Hauptquartier der vorarlbergischen Bewegung, deren Seele der Advocat Dr. Franz Anton Schneider von Bregenz war und zu deren Hauptleitern außer R. die Schützenhauptmänner Sigm. Nachbauer v. Brederis, Ellensohn, Joh. Peter Sauterleute aus Hüttisau, Walser v. Fussach, der kecke Schiffmeister Rainer, „der Nelson vom Bäumle", Sander, Schneider's Adjutant a. a. gehörten. Bereits am 23. April 1809 kam der Aufstand in dem damals bairischen Vorarlberg, welches in den kleineren Erhebungen von 1796, 1797, 1799 und 1800 schon eine tüchtige Vorschule zum Volkskriege durchgemacht, zum vollen Ausbruch und wurde mit einem anonymen, von Landeck aus den 22. ejusd. datirten originellen Aufrufe eröffnet, welchem am 8. Mai eine förmliche Proclamation des Oberstcommandirenden in Tirol, Marquis v. Chasteler, und des Intendanten von Tirol, Freiherrn v. Hormayr, folgte. Noch ehe das zum Schutze der Rheinbundgebiete bestimmte, aus französischen, bairischen, württembergischen und badischen Truppen combinirte Corps unter dem Generallieutenant v. Beaumont mit dem Hauptquartier Augsburg aufgestellt war, wurde von den Tirolern Kaufbeuren und Memmingen überrumpelt und von den Vorarlbergern anfangs Mai die wichtige Position von Lindau mit leichter Mühe genommen; und bald darauf unternahm R. zu Schiffe eine kühne Expedition nach Constanz, erbeutete daselbst ein ansehnliches feindliches Depot von Munition und Militäreffecten und brachte solches in 10 schwer geladenen Schiffen über den See nach Bregenz, alarmirte dabei alles bis Stockach, Meßkirch und Liptingen. Um diese Expedition von der allerdings noch ziemlich von Truppen entblößten Landseite her zu decken, sowie auch um die schwäbischen Vorlande, deren zu Vorarlberg in vielen Freundschafts- und Verwandtschaftsbanden stehende Einwohner wie im Höhgau zum größten Theile bis vor kurzer Zeit noch unter österreichischer Herrschaft gestanden hatten und mit dieser sympathisirten, für die Sache des Aufstandes zu gewinnen, zog der in der allerersten Zeit als Commandant von Vorarlberg fungirende Jägerhauptmann Camichel mit all seiner disponiblen Mannschaft zunächst in die Gegend von Wangen, dann von Tettnang. Mittlerweile hatte König Friedrich von Württemberg, da das Beaumont'sche Corps anfangs mehr auf dem Papiere, als auf dem Kriegsschauplatze stand, zur Sicherung der bedrohten Grenzen seines Königreiches ein eigenes Corps unter dem Generalmajor v. Scheler an den Bodensee entsandt, welches hernach mit dem ersteren zusammen operirte. Dies in Verbindung mit der wie eine Bombe in die vorarlbergische Erhebung einschlagenden Nachricht von der am 19. Mai erfolgten Capitulation von Innsbruck machte die Vorarlberger zurückgehen und so konnten die vereinigten französischen und Rheinbundstruppen am 25. Mai ohne Widerstand Lindau, welches von da an zu ihrem großen Vortheile in ihren Händen blieb, und — indeß nur vorübergehend — auch Bregenz besetzen und ihre Vorposten bis nach Dornbirn ausdehnen. Bereits am 29. Mai kam es zwischen Hohenems und Dornbirn zu einem hitzigen achtstündigen Treffen, der glänzendsten Waffenthat der Vorarlberger während des ganzen Aufstandes, in welchem R. den linken Flügel befehligte und die regulären Truppen unter den Generalen Piccard und Scheler, den Obersten Froment und Grouvel durch die Insurgenten in offenem Felde bis über die Bregenzer Ach geworfen wurden und schließlich noch bis hinter die Laiblach zurückgehen mußten. Es wird R. zwar nachgesagt, daß er bei der Verfolgung des Feindes von Dornbirn bis an das an der Ach gelegene Lautrach zu langsam marschirt und zu spät vor diesem Dorfe angelangt sei, so daß der Gegner noch habe der Katastrophe, entweder der Aufreibung oder der Capitulation, entrinnen können. Am 13. Juni unternahmen die Württemberger unter Generallieutenant v. Phull einen heftigen Vorstoß und drängten die Vorarlberger über Hörbranz zurück, mußten aber schließlich in ihre alte Stellung

zurückgehen. Nochmals wurde eine Seeexpedition unter dem entschlossenen und kundigen Rainer und Walser nach Constanz ausgerüstet; sie kehrte, unterstützt durch einen allgemeinen Angriff von der Landseite und durch eine Streifung Riedmüller's über Langenargen und Tettnang bis gegen Ravensburg hin, am 29. Juni mit 6 Kanonen, reicher Beute und Gefangenen unter dem Jubel der Bevölkerung zurück. Fortan bieten aber die Unternehmungen der Aufständischen, statt daß dieselben im Monat Juni mit Ueberlegung dem Feinde gehörig zu Leibe gestiegen wären, das Bild vieler unter sich wenig zusammenhängender, vielfach von Streitigkeiten der einzelnen Führer unter sich beeinflußter Ausfälle auf die Stellungen der Truppen in den Ebenen; es fehlte an einem planmäßigen einheitlichen Zusammenwirken. So machte R. mit etwa 800 Mann am 5. Juli einen Ausfall über Wangen, Kißlegg gegen Wolfegg und drängte die dort aufgestellten württembergischen Infanteristen und französischen Dragoner zurück, wobei er übrigens wieder etwas zu spät kam und die Hauptabsicht, die Erbeutung der Pferde nicht gelang. Aus dem Lieblingsplane der Insurgenten, den ihnen als treuer Bundesgenosse Napoleon's und Annectirer von Oberschwaben besonders verhaßten „dicken König Friedrich ventre à terre", welcher sich Mitte Juli mit Verstärkungen selbst auf den Kriegsschauplatz begeben hatte, aus seinem Hauptquartiere Hofen a. B. aufzuheben und als Gefangenen von da über den See nach Bregenz und weiter im Triumph nach Innsbruck zu führen, wurde aber nichts. Am 14. Juli ging R. mit einer Colonne von ca. 1200 Mann auf den nicht stark besetzten Posten von Egloss vor und warf die dort stehenden Württemberger und französischen Dragoner über den Haufen; Tags darauf kam es in der Gegend nochmals zum Schlagen, wobei die Vorarlberger wieder zurückgehen mußten und Egloss durch die verstärkten Württemberger wieder genommen wurde. Dies war das Vorspiel zu dem am gleichen Abende und am 16. erfolgten Angriff auf das durch den Brigadier Koseritz gehaltene Isni, wo ein heftiger Kampf wüthete. Am 16. und 17. ging es auf Neuravensburg und Wangen los, wobei die Insurgenten den Kürzeren zogen. Das für die Vorarlberger ganz verunglückte größere Gefecht um Kempten am 17. machte in Verbindung mit dem Znaymer Waffenstillstand der militärischen Action ein Ende und liefen die meisten Insurgenten auseinander; am 6. und 7. August besetzte der Kronprinz Wilhelm von Württemberg Bregenz und Umgegend; und der General Beaumont drang aus dem Oberinnthal über den Arlberg nach Feldkirch vor. R. hatte sich zunächst über die Schweiz nach Prag, dann nach Wien geflüchtet, woselbst er — allein unter allen vorarlbergischen Truppenführern — nach den Befreiungskriegen die Auszeichnung eines k. k. Majors nebst einer jährlichen Pension von 1500 fl. ö. W. erhielt und auch starb, übrigens wegen der Abrechnung aus den englischen Subsidien noch viele und arge Widerwärtigkeiten durchzumachen hatte.

Nach Hormayr war R. ein alter Husar, ehrlich, brav und bieder, von bester Gesinnung und unverbrüchlicher Treue und Anhänglichkeit an sein Kaiserhaus, tapfer und couragirt, nicht ohne Einsicht und von größter Bravour im Gefecht; doch wird ihm, der übrigens auch schon bei Jahren war und immerhin mit einer noch wenig geübten Mannschaft verhältnißmäßig viel ausgerichtet hat, hin und wieder Langsamkeit und Gemächlichkeit zur Last gelegt, infolge dessen ein paar Ueberfälle mißlangen. Nachgerühmt wird ihm weiter, daß er unter seinem Landsturm auf gute Mannszucht hielt und ist der Vorwurf der Plünderung und Unmenschlichkeit, namentlich auch gegen Gefangene, unbegründet. Nicht wenig litt R. unter den Umtrieben und Intriguen des an Charakter, militärischen Eigenschaften und Tapferkeit tief unter ihm stehenden anderen Insurgentenführers, des Adlerwirths Jos. Christian Müller von Bludenz, eines

eitlen, sich nicht durch übermäßige Tapferkeit auszeichnenden Schwätzers und Fanfarons, welcher sich selbst eine Zeitlang sogar des Obercommandanten Stellung anmaßte.

Hormayr, Das Land Tirol und der Tiroler Krieg von 1809 ꝛc. — Lebensbilder aus den Befreiungskriegen ꝛc. — Alb. Pfister, Gesch. des württemb. 2. u. 8. Infanterieregimentes ꝛc. und vielfache handschriftliche Notizen (bei Wurzbach fehlt R.) — Ein Oelbildniß Riedmüller's und danach eine Lithographie oder ein Holzschnitt soll existiren, ohne daß darüber etwas Näheres sich hätte ermitteln lassen.

P. Beck.

Riedner: Johann Ulrich R., geboren zu Nürnberg am 22. Januar 1642 als Sohn von Johann R. (zuletzt Rector der Lorenzschule, † am 12. April 1656), studirte seit dem Jahre 1660 zu Altorf, ward 1664 Magister, sodann 1666 zu Straßburg einer der sieben Fremden, die im Münster die Frühpredigten hielten, machte 1668 sein Candidatenexamen in Nürnberg und stand seit dem Jahre 1669 in verschiedenen geistlichen Aemtern. Im J. 1705 ward er Senior und Mittagsprediger zu St. Jacobi in Nürnberg und starb am 11. Januar 1718. Er ist der Dichter des Liedes „Nun wachen alle Wälder", eine Parodie des Gerhardt'schen „Nun ruhen alle Wälder".

Rotermund zum Jöcher VI, Sp. 2125. — Richter, Biogr. Lexikon, S. 305.

l. u.

Riefstahl: Wilhelm R., Landschafts-, Genre- und Architektur-Maler, geb. am 15. Aug. 1827 zu Neu-Strelitz, kam nach Absolvirung der dortigen Realschule zu einem Zimmermaler; sein Drang nach höherer Thätigkeit führte ihn nach Berlin, wo R. bei Aug. Wilhelm Ferdinand Schirmer an der Akademie Aufnahme fand (1843), aber durch Lithographiren und andere Arbeiten seinen Unterhalt erwerben mußte. So bildete sich R. gleichmäßig im figürlichen wie im architektonischen Fache aus. Franz Kugler empfahl den gewissenhaften Zeichner an E. Guhl und J. Caspar, die Herausgeber der „Denkmäler der Kunst" (Stuttgart bei Ebner), worauf R. für dieses damals epochemachende Werk alle Zeichnungen zum architektonischen Theile desselben auf mehr denn 20 Tafeln (gestochen von H. Gugeler) lieferte. R. studirte damit die ganze Geschichte der abendländischen Architektur; er zeichnete nicht allein die Ansichten und Grundpläne, sondern auch die Durchschnitte und alles Detail mit streng fachwissenschaftlicher Kenntniß. Dadurch gewann R. die Grundlage, welche ihm für seine späteren Leistungen als Architekturmaler von größter Wichtigkeit wurde. Vorerst wendete er sich freilich noch dem Landschaftsfache zu, machte eine Studienreise nach der Insel Rügen, wo er köstliche Motive fand und zu ganz originell componirten Bildern verarbeitete, in welchen sich schon sein eigenartiges Talent, den Charakter einer Landschaft durch adäquate Staffage zur stimmungsvollsten Wirkung zu bringen, ganz überraschend aussprach. Zu den frühesten Schöpfungen dieser Art gehört eine fein gestimmte „Nordische Haide" (1850), ein ächtes Stück Ossian voll Poesie und Naturwahrheit; eine „Landschaft aus Mecklenburg" (1853) und ein „Sonnenaufgang über der Haide", womit der Künstler den einförmigen nordischen Dünenländern das Geheimniß ihres schlichten Zaubers entlockte. Dann kam ein „Dorfkirchhof" (1854), welcher gleich bei seinem Erscheinen zu den gediegensten Leistungen im Gebiete der neueren landschaftlichen Composition gerechnet wurde. Neue Wanderzüge am Rhein, durch Westfalen und den Teutoburger Wald brachten die köstlichste Ausbeute, dazu gehört auch ein „Heidelberg" (1854), eine „Märkische Landschaft", ein „Mondaufgang" und das „Schloß im Walde", welche R., der das Gebiet der Lithographie längst technisch beherrschte, selbst auf Stein zeichnete. So bahnte er sich frühzeitig seinen eigenen Weg und

gewann mit jedem neuen Werke — dazu gehören auch das „Landhaus" und die „Westfälische Dorfkirche" (1857) — einen geachteten, guten Klang und Namen. In der ganzen Reihe seiner stets vorrückenden Arbeiten ist kein Stillstand oder Mißerfolg zu verzeichnen. Kein Freund von Wiederholungen, erfrischte er sich auf fortwährenden Reisen. So kam R. zu Ende der fünfziger Jahre nach Tirol, wo ihn besonders das Passeierthal fesselte, ebenso nach Appenzell und in den Bregenzer Wald. Mit dem künstlerischen Gestalten der hier gefundenen Motive und Stoffe beginnt eine neue Epoche für den Maler, welcher nun ebenbürtig mit Knaus und Vautier seine Erfolge errang. Indem R. den Figuren allmählich ein größeres Recht einräumte und eine uns vollständig fesselnde, die innigste Theilnahme wachrufende Handlung erfand und darstellte, drängte er unwillkürlich die Landschaft in den Hintergrund, für welche dann später, als weitere Phase seiner Entwickelung, die Architektur nachrückte. Als ein Vorläufer dieser tiefentwickelten, psychischen Charakter-Malerei, worin R. mit dem geistverwandten Passini wetteifert, mag der „Appenzeller Gerichtstag" und die „Trauerversammlung" gelten. Frische erquickende Alpenluft athmet in den Passeirer Bildern: in der „Prozession", dem „Taufgang", dem „Brautzug" und voraus in jener „Morgenandacht der Paßeirer Hirten" (1864; National-Galerie in Berlin). Ueberraschend und tiefergreifend ist der „Allerseelentag im Bregenzer Wald" (1869; National-Galerie in Berlin) mit seiner so elegisch-friedlichen Stimmung; Scenerie und Staffage sind gleich bedeutend und wirken, sich wechselseitig hebend, zusammen. Damit setzte er dem armen Michel Felder, welcher 1839 geboren zu Schopernau, neben dem harten Pflug auch die Feder führte und als anmuthiger Schriftsteller das Leben der Bregenzer Wäldler in novellistischer Form schilderte, aber schon am 26. April 1869 verstarb, ein rührendes pietätvolles Denkmal. Eine mächtige, neue Förderung erfuhr R. durch einen längeren Aufenthalt zu Rom (1868 auf 1869), wo den Künstler das colossale „Leben auf der Piazza della Rotonda" vor dem Pantheon zu einem Bilde begeisterte, in welchem der classische, grandiose Hintergrund und das heutige buntlebige Gewimmel sich die Wage halten. Noch zweimal ging R. nach Rom (1874 und 1877), angezogen durch den Zauber des dortigen Volkslebens. Zwischendurch hatte er eine Professur an der Kunstschule zu Karlsruhe übernommen (1870), aber nach drei Jahren schon wieder niedergelegt, worauf 1875 eine Berufung als Director an diese Anstalt erfolgte, welche R. nach zweijähriger Führung abermals verließ, um zu München, wohin er nach einer neuen Romreise bleibend seinen Wohnsitz verlegte (1878), mit voller Kraft und Muße uneingeschränkt der Ausübung seiner Kunst zu obliegen. Mit höchster Formvollendung entstanden das „Begräbniß in Appenzell" (1873), die Scene „Im Refectorium" (1874), die „Trauerversammlung vor einer Kapelle im Bregenzerwald" (1877), die „Prozession durch das Forum Romanum" (1879) u. s. w. Mit jedem neuen Bilde errang R. neuen Boden; zu den verschiedenen Auszeichnungen zählt die gleichzeitig mit Munkacsy und K. G. Pfannschmidt erfolgte Aufnahme als Ehrenmitglied der Akademien zu München und Berlin. Der Maler arbeitete mit einer virtuosen Beherrschung aller Mittel und mit einer staunenswerthen Objectivität, welche ihn, so nahe bei der Wahl von geistlichem Ceremoniell und Ritus oft auch die Versuchung lag, niemals doch zu einer ironischen Tendenz verleitete. Nie führte ihm der Humor oder die leiseste Laune die Hand, im Gegentheil gab er „dem Gedanken Ausdruck, daß das Wort des Priesters berufen sei, den Menschen der stillen und einsamen Bergwelt in seiner Scheu vor den Elementarkräften der Natur zu beruhigen, in seiner Trauer und Trübsal zu trösten und zu erheben"; sein tiefdurchdachtes Bild „die Segnung der Alpen" (1881) versinnlicht ebenso wie die frühere „Strandpredigt auf Rügen" diese Idee in be-

redter Weise. Beinahe jedes Jahr reiste bei seinem unglaublichen Fleiße ein neues Bild, so z. B. 1883 der „Anatomiesaal zu Bologna“; 1884 die auch räumlich ausgedehnte und mit einer Unzahl von Figuren staffirte Composition „Glaubensboten in Rhätien“, welche als ein wahres Stück Culturgeschichte in großartiger, landschaftlicher Umrahmung gerühmt wurde; 1886 kam ein Abendgottesdienst „Aus dem Kreuzgang zu Brixen“ und anklingend an ein früheres Motiv, 1887 die „Andacht im Kreuzgang zu Botzen“, nebst dem „Kinderbegräbniß im Thal Passeier“ und einer „mittelalterlichen Klosterschule“ (1888). Auf der Berliner Ausstellung 1888 erschien noch die „Tiroler Bauerndeputation vor dem Herrn Erzbischof“; dagegen wurde die „Feuerweihe am Charsamstag“ (mit dem Motiv aus Stuls im Hinter-Passeier) nicht mehr zeitig genug fertig, um noch auf der Jubiläums-Ausstellung im Münchener Glaspalast, wo R. als Jury-Mitglied viele gute Arbeitszeit verlor, aufgenommen zu werden. Daselbst zog er sich auch eine Erkältung zu, welche, wie es scheint, ein lange vorbereitetes Leberleiden zeitigte. Deß ungeachtet nahm er noch im Juli ein neues Project vor (dessen Handlung im Chor des Kapuzinerklosters zu Meran spielen sollte), da aber nahte nach den qualvollsten Leiden der Tod am 11. October 1888. R. war im eigentlichen Sinne ein Autodidakt, der seinen eigenen Weg fand und ging; obwohl in derselben Luft wie seine besten Zeitgenossen lebend, blieb er doch von jeder Kameraderie und Anlehnung frei und lieferte, in Farbe und Zeichnung ein Meister ersten Ranges, den besten Beweis, daß es außer der so überschwänglich ausposaunten Freilichtmalerei doch noch eine andere Kunst gebe. In R. war „der Mensch dem Künstler ebenbürtig; ernst und gemessen in seiner Lebensführung, hat er ebenso durch charaktervolle Bestimmtheit wie durch die Leutseligkeit seines Herzens sich zahlreiche Freunde erworben“. Viele seiner Schöpfungen sind durch Steindruck, eine geringere Anzahl durch Holzschnitt, die Mehrzahl durch Photographie verbreitet. Eine drittehalbhundert Nummern umfassende, nach vollendeten Oelbildern, Studien und Skizzen, Aquarellen und Zeichnungen historisch geordnete Ausstellung seines reichen Nachlasses wurde in München und Berlin veranstaltet. Hyac. Holland.

Riegel: Ferdinand R., Verlagsbuchhändler, stammte aus Rothweil im Breisgau, erlernte bei Herder in Freiburg den Buchhandel, arbeitete dann einige Jahre in Karlsruhe, Gießen und Berlin, und errichtete im J. 1824 im Alter von 27 Jahren zu Potsdam mit ganz bescheidenen Mitteln eine Buchhandlung, die er durch eisernen Fleiß gedeihlicher Entwickelung entgegenführte, so daß er 1830 bereits an die Ausführung bedeutender Unternehmungen denken konnte. Er ließ das Normand’sche Werk über Säulenordnungen nachstechen und den Text dazu von dem Mathematiker Jacobi bearbeiten; diesem folgten Mauch’s griechische Säulenordnungen als Ergänzung zu ersterem, und später wurden beide Werke zu einem verschmolzen, von dem mehr als 10 000 Exemplare an in- und ausländische Baukünstler abgesetzt wurden. In diesen Kreisen wurde man nun bald auf die hervorragende Verlagsthätigkeit Riegel’s aufmerksam, und so kam es, daß nicht nur der Berliner Architekten-Verein und die Oberbaudeputation in enge Verbindung mit ihm traten, sondern auch Friedrich Wilhelm IV. begleitete sein Wirken mit unausgesetzter Theilnahme und stetem Wohlwollen, das er dadurch bekundete, daß er ihm bereits 1845 den Rothen Adler-Orden 4. Klasse und später unter anderen Zeichen seiner Huld auch die große goldene Verdienstmedaille für Kunst und Wissenschaft verliehen hat. Man bewunderte allgemein die Sicherheit, den Geschmack und die Sachkenntniß, womit R. seine schwierigen und kostbaren Unternehmungen durchzuführen verstand, obgleich ihm nur geringe Capitalien zur Verfügung standen. Das „Album und die Entwürfe des Architekten-Vereins“, Bötticher’s „Tektonik der Hellenen“, Stüler’s „Neues Museum“, Gräb’s „Schloß Babelsberg“, ein

amtliches Werk über „Kirchenbau“ und vieles Andere waren Zierden seines Verlags; sein bedeutendstes Verdienst aber war die Herausgabe der großen Werke von Schinkel. Der „Entwurf zum Königspalast auf der Akropolis in Athen“ erschien noch bei Lebzeiten des Meisters, und nach dessen Tode setzte R. mit Hülfe von Beuth und Humboldt die Herausgabe der „Orianda“ fort. Wie R. im Buchhandel hoch geschätzt und mit verschiedenen Ehrenämtern betraut war, so hat er auch im öffentlichen Leben der Stadt Potsdam seine Dienste gewidmet. R. starb am 6. Januar 1866 im Alter von 70 Jahren, nachdem er seinen Verlag bereits 1861 an Ernst und Korn in Berlin verkauft hatte.

Allg. Zeitung, Jahrg. 1866. — Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel 1866, S. 76, 427.

J. Braun.

Riegel: Jobst (Jost) R., Kupferstecher und Maler, geb. am 28. März 1821 zu Nürnberg, war erst zum Handwerk seines Vaters bestimmt, welcher als Büttnermeister und Weinküfer im Rathskeller waltete, setzte es aber doch durch, daß er in die Kunstschule kam, von wo der Weg in das Atelier des Kupferstechers Johann Poppel führte. Hier lieferte er viele Platten zu den Landschaften und Städteansichten, welche Poppel mit seinen Schülern für die Gebrüder Lange in Darmstadt („Original-Ansichten der historisch-merkwürdigsten Städte in Deutschland“, meist nach Zeichnungen von Ludwig Lange und Anderen) fertigte. Ebenso betheiligte sich R. mit Stichen an dem von Eugen Huhn herausgegebenen „Herzogthum Hessen“ und dem „Malerischen Baiern“ (München 1843—54 bei G. Franz). Nebenbei übte sich R. als Zeichner im landschaftlichen Fach und in der Aquarellmalerei; hierdurch erregte er die Aufmerksamkeit König Ludwig's II., welcher den Künstler vielfach mit Aufträgen betraute, deren sorgfältige Ausführung gerühmt wurde und ihm immer wieder neue Bestellungen dieses kunstliebenden Monarchen zuzog, bis R. nach langen, schweren Leiden am 17. Januar 1878 zu München (wohin unser Kleinmeister schon seit 1846 übergesiedelt war) entschlief. Ein hübsches Blatt „Waldkapelle“ (gestochen 1876) ist dem kurzen Nekrolog in Lützow's Zeitschrift 1880, XV, 192 beigegeben. Viele kleine Zeichnungen kamen durch die sog. Maillinger-Sammlung in das historische Museum der Stadt München. Riegel's Name fehlt in Nagler's Künstler-Lexikon, auch in dessen Monogrammisten, ebenso in Apell's Handbuch u. s. w.

Hyac. Holland.

Rieger: Georg Konrad R. (oder wie er sich stets schrieb: Kunrad), geb. in Cannstatt (Württemberg) am 7. März 1687, † zu Stuttgart am 16. April 1743, war der Sohn des wenig bemittelten Weingärtners und Gerichtsverwandten Johann Michael R. und der Anna geb. Jehlin. Der begabte Knabe zeigte schon frühe Neigung zum Studium der Theologie, ohne bei seinem Vater, welcher die Kosten scheute und seinem Sohne keine Ausbildung über seinen Stand geben wollte, Unterstützung zu finden. Endlich wurde durch die Mutter, welche der Sohn als „eine gute Beterin“ rühmte, und durch Decan Bilfinger der Widerstand des Vaters überwunden. R. kam in das Seminar Blaubeuren, später nach Maulbronn und Bebenhausen, 1706 in das fürstliche Stipendium (Stift) nach Tübingen; 1708 magistrirte er, 1710 bestand er sein Examen, 1713 wurde er Repetent in Tübingen, 1718 Diakonus in Urach, 1731 Professor am Gymnasium in Stuttgart und zugleich Mittwochsprediger, 1733, nachdem er eine Berufung nach Frankfurt a. M. abgelehnt hatte, Stadtpfarrer zu St. Leonhard und 1742 Special und erster Prediger an der Hospitalkirche daselbst, welche Stelle er kaum 1 Jahr inne hatte. — Der vorzugsweise praktisch angelegte Mann entfaltete eine außerordentlich reiche Wirksamkeit als Prediger und Geistlicher; die fromme Tradition seines Hauses, der Einfluß des Präceptors Hasel-

maier in Maulbronn, welcher Privaterbauungsstunden hielt, die religiöse Erweckung im Tübinger Stift, welche mit seiner eigenen religiösen Anlage übereinstimmte, führte ihn früh dem Pietismus zu, welcher im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Württemberg zahlreiche Anhänger hatte; R. wurde ein Hauptvertreter desselben und übte durch sein Festhalten an dem Bekenntniß der Landeskirche, durch die eifrige Pflege der Privatversammlungen, durch das Dringen auf persönliche Bekehrung und Erneuerung des Herzens wie durch seine Theilnahme an den Werken der Barmherzigkeit großen Einfluß auf dessen Gestaltung in Württemberg aus. In den anbrechenden Zeiten des Rationalismus blieb er eine Säule gläubiger Frömmigkeit, den Grund zu der religiösen Macht und Kraft, welche der Pietismus bis heute noch in Württemberg bewahrt, hat er mitgelegt. Seine Predigten, bei welchen sich der Einfluß seines Freundes Bengel durch die genaue Anlehnung an die Textesworte kund gibt, ragen hervor durch Tiefe und Fülle der Gedanken, durch klare Disponirung, durch ungemein reiche Anwendung des Textes auf die Bedürfnisse des Herzens und Lebens, durch eine lebendige kräftige Sprache, in welcher ihm passende Bilder und Gleichnisse ungesucht zuflossen. Eine Eigenheit von ihm war, über kleine Textesabschnitte 8—10 Predigten zu halten, über das Evangelium Matthäi hielt er über 1000 Predigten und gelangte nur bis zum 19. Capitel. Seinen pietistischen Standpunkt verräth jede Predigt und manche Geschmacklosigkeiten laufen auch dabei mitunter. Noch jetzt gehören seine zahlreichen Predigtbücher zu den verbreitetsten und gelesensten bei den württembergischen „Gemeinschaften“. Die praktische Richtung seines Wesens zeigte sich auch in seiner nicht unbedeutenden litterarischen Thätigkeit. Seinen württembergischen gleichgesinnten Landsleuten zeichnete er in: „Die württembergische Tabea oder das merkwürdige Leben der Jungfrau Beata Sturmin“, Stuttgart 1732, seitdem öfters aufgelegt, in panegyrischer Weise das Bild einer wohlthätigen, tiefreligiösen, von Leiden schwer heimgesuchten Jungfrau, ohne an der Uebertreibung ihrer Frömmigkeit Anstoß zu nehmen. Weiteren Kreisen galt „Das Leben Argulä von Grumbach“, Stuttgart 1737, der bekannten Freundin Luther's, „ein Beitrag, wie das weibliche Geschlecht in alter und neuer Zeit mit exemplarischer Gottseligkeit dem Reiche unseres Heilands gedient“. Die Vertreibung der evangelischen Salzburger veranlaßte ihn zu den beiden Schriften: „Der Saltzbund Gottes mit der evangelisch-Saltzburgischen Gemeinde“, St. 1—8, Stuttgart 1732—3 und „Die alte und neue böhmische Brüder“, St. 1—24, 1734—40; die ununterbrochene Succession evangelischer Gemeinden von der apostolischen Kirche bis auf unsere Zeit sollte darin erzählt werden. Seine große Belesenheit und umfassenden Kenntnisse treten in diesen Werken, welche die Schicksale der Waldenser, Hussiten, böhmischen Brüder, aber nicht der Salzburger behandeln, deutlich hervor, an kritischer Schärfe lassen sie dagegen sehr zu wünschen. Einzelne seiner Predigten erschienen schon zu seinen Lebzeiten, ebenso die verbreitetste und bedeutendste Sammlung: „Große Herzpostille“, Züllichau 1742, seitdem öfters aufgelegt. Ferner: „Die Kraft der Gottseligkeit“ 1712—36. Nach seinem Tode erschienen: „Kleine Herzenspostille“ 1746; „Casualpredigten“ 1755; „Predigten über auserlesene Stellen des Evangeliums Matthäi 1. 2“ 1843; „Hochzeitpredigten“ 1856; „Leichenpredigten“ 1856; „Passionspredigten“, „Die heilige Osterfeier“ 1858. — Von theologischen Gesichtspunkten aus geht auch seine Schrift „Belehrung von dem Ursprunge des bürgerlichen Regimentes“ 1732. Ueber die 2 ihm zugeschriebenen Schriften: „Historia architecturae civilis“ 1728 und „Reflexionen über die Vampyrs“ 1732, konnte ich nichts näheres erfahren. — 1718 hatte er sich mit Regina Dorothea Scheinemann verheiratet, 2 Söhne Philipp Friedrich und Karl Heinrich (s. u.) und 2 Töchter überlebten ihn.

Palmer, in Realencyklopädie für Theologie und Kirche von Herzog, Art. Rieger. — Claus, Württembergische Väter, Bd. I. — In Bd. 1 der Predigten über Matthäus ein Lebenslauf. Theodor Schott.

Rieger: Johann Adam R., Bischof von Fulda, geb. am 16. Juli 1753 zu Orb in Baiern, † am 30. Juli 1831 zu Fulda. R. machte unter dürftigen Verhältnissen seine Gymnasialstudien an dem Jesuiten-Gymnasium zu Mannheim und zu Worms, studirte dann in Heidelberg Philosophie und in Mainz Theologie und wurde hier 1778 Priester. Nachdem er an mehreren Orten als Hülfsgeistlicher thätig gewesen, wurde er 1781 Caplan und zweiter Hofprediger des katholischen Landgrafen Friedrich zu Cassel († 1785), 1795 Pfarrer daselbst, 1798 auch Canonicus von Amöneburg, 1808 Aumonier des Königs Jerome. Nachdem er 48 Jahre als Seelsorger in Cassel gewirkt hatte, wurde er 1823 zum ersten Bischof des neu errichteten Bisthums Fulda ernannt, aber erst am 23. Juni 1828 präconisirt und am 21. Sept. 1829 consecrirt. Trotz seiner milden Gesinnung trat er in Gemeinschaft mit seinem Domcapitel, allem Anschein nach auf Betreiben desselben, der kurhessischen Regierung mehrfach entgegen. Im August 1830 machte er Vorstellungen gegen die Verordnung vom 30. Januar über die Ausübung des oberhoheitlichen Schutz- und Aufsichtsrechtes, im Januar 1831 gegen die Verfassungsurkunde vom 6. Januar, am 1. Juli 1831, kurz vor seinem Tode, gegen die Errichtung einer katholisch-theologischen Facultät in Marburg.

Neuer Nekrolog 1831, Nr. 242. — Benkert's Religionsfreund 1831, Bem. Nr. 27. — Brück, Die oberrhein. Kirchenprovinz, S. 122, 131, 144. — Die Actenstücke über die Verhandlungen mit der Regierung in Drei Worte zur kurhess. Verfassungsurkunde, 1831, und in Benkert's Religionsfreund 1831, Nr. 9, 10, 16, 42, 64. Reusch.

Rieger: Karl Heinrich R., der jüngere Sohn von Georg Konrad R., wie sein Vater bekannt als tüchtiger Theologe und Prediger, wurde am 19. Juni 1726 in Stuttgart geboren, starb auch daselbst am 15. Januar 1791. Die gewöhnliche Laufbahn des württembergischen Theologen, den Aufenthalt in den niedern Seminarien (Blaubeuren, Bebenhausen) und im Stipendium in Tübingen theilte auch er. Das Vorbild seines frommen Vaters, die ganze Tradition seiner Familie führte ihn zum Pietismus, indessen erst, wie er selbst erzählt, nach ernstlichen inneren Kämpfen. Nach vollendeter Studienzeit (1747) wurde er Informator des einzigen Sohnes des Seniors Urlsperger von Augsburg, welcher in Tübingen studirte, 1749 nahm er ein Vicariat an, 1750 wurde er Repetent in Tübingen, 1754 Diaconus in Ludwigsburg; im Sommer 1751 unternahm er eine Reise durch Deutschland, wobei er besonders die Francke'schen Stiftungen in Halle, und ähnliche derartige Anstalten besuchte. 1757 wurde er Hofcaplan in Stuttgart, 1779 Hofprediger und 1783 Consistorialrath. Der stille bescheidene Mann, welcher das Wirken in einer einfachen Landgemeinde allen Ehren vorgezogen hätte, behauptete würdig die dornenvolle schwierige Stellung eines evangelischen Hofpredigers an dem üppigen Hofe des katholischen Herzogs Karl Eugen, seine streng orthodox gehaltenen Predigten waren offene aber nicht gehässige Zeugnisse gegen das frivole Treiben am Hofe, er trug schwer an der brutalen Gewaltherrschaft seines älteren Bruders Philipp Friedrich (s. d. Art.) während der Tage seines Glückes, nicht minder aber an der schrecklichen grausamen Gefangenschaft, welche derselbe auf dem Hohentwiel erdulden mußte; er hatte nie Gnaden noch Gunst von seinem allmächtigen Bruder begehrt, um so rührender sind die Bittgesuche für ihn an den Herzog, die Briefe an den Bruder selbst. Eine Hauptstütze des Pietismus, stand er mit den Stillen in

und außer Württemberg (z. B. Lavater, Roos ꝛc.) in inniger Verbindung und war Mitbegründer der deutschen Christenthumsgesellschaft. Seinem positiven Standpunkt getreu nahm er Stellung gegen die aufklärerischen Tendenzen, welche durch seinen Collegen Griesinger im Consistorium Eingang gewannen; die ihm aufgetragene Ueberarbeitung der sog. Kinderlehre hat er in altkirchlichem Geiste durchgeführt (sprachlich sind seine Aenderungen nicht glücklich). Nicht mit dem Maße von Geisteskraft ausgestattet wie sein Vater, weniger vielseitig und originell, aber besonnen, ruhig und klar, war R. sehr einflußreich durch seine Predigten wie durch seine ganze amtliche Wirksamkeit, noch jetzt gehören seine Schriften, welchen die strenge Schulung des Verfassers durch Bengel überall anzumerken ist, zu den unter den württembergischen Pietisten verbreitetsten und gelesensten. Während seines Lebens veröffentlichte der demüthige Mann nur die Auslegung einiger biblischer Bücher über die Vesperlectionen in den württembergischen Summarien; sein Sohn Gottlieb Heinrich († 1814 als Decan in Stuttgart) gab 1793 einen Jahrgang Predigten heraus; 1828 erschienen die Beobachtungen über das Neue Testament (öfters aufgelegt), 1835 Betrachtungen über die Psalmen und die 12 kleinen Propheten. Am 20. November 1757 hatte sich R. mit Marie Sophie Beate Bischof, Tochter des Stadtapothekers in Ludwigsburg, verheirathet, zwei Söhne und eine Tochter überlebten den Vater.

S. Lebensabriß in: R. Betrachtungen über das Neue Testament.

Theodor Schott.

Rieger: Magdalene Sibylle R., gekrönte Dichterin, geboren in Maulbronn (Württemberg) am 29. December 1707, gestorben in Stuttgart am 31. December 1786. Sie war die Tochter des damaligen Klosterpräceptors Philipp Heinrich Weißensee und der Maria Dorothea geb. Schreiber. Das schwächliche zartgebaute Kind, das von der Geburt an eine Neigung zu Kopfweh hatte, welche Zeitlebens währte, und dessen Gesundheit in frühester Jugend durch die Unruhe und das Elend der Franzoseneinfälle in ihrem Heimathlande einen heftigen Stoß erlitten, war geistig reich beanlagt, lernte leicht, trieb gern Musik und Poesie, besaß auch ein weitgehendes Interesse für die classischen Wissenschaften; nach dem frühen Tode ihrer zwei Brüder wurde sie von ihrem Vater wie ein Sohn unterrichtet und sie entsprach völlig der auf sie verwendeten Sorgfalt, ohne daß sie aber je die widerwärtigen Eigenschaften einer gelehrten Frau angenommen hätte. Noch nicht 16 Jahre alt, heirathete sie am 31. August 1723 in Blaubeuren, wo ihre Eltern seit März 1708 waren, den Vogt Immanuel Rieger (Bruder von Konrad Georg, s. d. Art.), einen tüchtigen frommen Mann. 1730 kam ihr Mann nach Calw, 1731 als Amtsvogt nach Stuttgart, wohin ihr Vater als Prälat von Hirsau und Consistorialrath versetzt worden war; auch ihre Schwester Maria Dorothea, seit 1729 mit Stiftsdiakonus Christoph Friedrich Stockmaier verheirathet, traf sie dort wieder. Ihre Kränklichkeit hatte sich nicht verloren, die Badeaufenthalte in Wildbad und Teinach hatten keine Wirkung, ihre oft beinahe unerträglichen Schmerzen suchte sie im Gebet, im Lesen von dichterischen Werken und in eigenen Gedichten, wozu sie eine natürliche Anlage trieb, zu vergessen. So kam sie mit dem Hofrath Dr. D. Wilh. Triller, dessen poetische Betrachtungen sie entzückten und von dessen ärztlicher Kunst sie Linderung ihrer Leiden hoffte, 1742 in einen poetischen Briefwechsel, welcher dazu führte, daß sie ihrem Gönner, auf dessen Wunsch, eine größere Anzahl ihrer Dichtungen zusandte, welche er ohne ihr Wissen herausgab unter dem Titel: „Frauen M. S. Riegerin Versuch einiger geistlichen und moralischen Gedichte“ 1743. Dieselben erregten durch die Kraft der Sprache und durch den Schwung, der in manchen hervortrat, Aufsehen und brachten der bescheidenen Frau hohes

Lob. Die Universität Göttingen krönte sie kraft des ihr von Kaiser Karl VI. verliehenen Privilegiums durch den damaligen Prorector Johann Andreas Segner zur kaiserlichen Dichterin (28. Mai 1743), und die deutsche Gesellschaft in Göttingen erwählte sie am 1. Juni 1743 zu ihrem Mitgliede. Die durch das Lob ebenso überraschte als erfreute Dichterin fuhr in ihren poetischen Versuchen fort, blieb aber stets in der ihrem Talente angemessenen und von ihr selbst richtig erkannten und eingehaltenen Schranke. Ihr „Saitenspiel blieb Gott allein geweiht", der ernste religiöse Ton, der stark pietistisch angehaucht ist, aber durchaus nichts süßliches enthält, klingt auch aus ihren anderen Dichtungen stets sehr deutlich hervor: es waren dies Gelegenheitsgedichte an Freunde und Bekannte, auch an fürstliche Personen, gern correspondirte sie auch in Versen mit ihren Freunden, deren Zahl in und außer Württemberg sehr groß war (z. B. mit C. K. L. v. Pfeil, s. A. D. B. XXV, 646); 1743 überreichte sie ihrem Manne, welcher ihre dichterische Gabe sehr liebte und förderte, einen poetischen Lebenslauf, welcher die Hauptquelle für die Kenntniß ihrer Schicksale ist. Freilich steckt viel gereimte Prosa in diesen Gedichten, hervorragendes hat R. in keiner Weise geleistet; ihre besten Gedichte sind die zuerst erschienenen 67 andächtigen Sonntagsübungen, Gedichte auf die sonn- und festtäglichen Perikopen des Kirchenjahres; unter diesen finden sich einige recht schwungvolle, die jetzt noch Werth und Geltung haben; sonst bewegt sie sich meistens in dem steifen Gewande der damaligen Sprache, erbaulich oder moralisirend. Die humoristische Ader ist ihr doch nicht ganz fremd, wie ihre Verherrlichung des Kaffees beweist. — Harte Schicksale trafen sie in der zweiten Hälfte ihres Lebens. 1740 wurde ihr Vater, welchen man für betheiligt an der von Herzog Alexander geplanten Restauration des Katholicismus in Württemberg hielt, nach Denkendorf versetzt, 1758 wurde ihr Mann, der seinen Schwiegervater zu dessen Geburtstag besucht hatte, dort von einem Schlaganfall betroffen, der ihm nach zwei Tagen (8. Februar) das Leben raubte (s. Denkmal der Liebe ihrem Ehemann aufgerichtet von M. S. R. 1758). Von ihren 8 Kindern waren 3 Söhne in zartem Alter gestorben, 1763 starb ihr Schwiegersohn, 1767 starb ihr Vater hochbetagt, 1770 starb Dekan Burk von Kirchheim, mit welchem sie in den letzten Jahren viel verkehrt, besonders auch über religiöse Dinge correspondirt hatte. Die Nachrichten über ihren Lebensabend sind außerordentlich dürftig, es ist auch nicht bekannt, ob sie fortfuhr zu dichten, jedenfalls wurden keine Gedichte von ihr weiter herausgegeben, die Zeitströmung war eine andere geworden. Am letzten Tag des Jahres 1786 starb sie. Ihr Bild zeigt ein schmales, nicht unangenehmes Gesicht mit hoher Stirne, klaren Augen, starker Nase und freundlichem Munde. — Eine 2. Sammlung „Geistlicher und moralischer, auch zufällig vermischter Gedichte" erschien 1746.

Glöckler, Schwäbische Frauen, Stuttgart 1865.

Theodor Schott.

Rieger: Philipp Friedrich R., als Sohn des nachmaligen Superintendenten Georg Konrad R. am 1. October 1722 zu Stuttgart geboren, zeigte in seiner Jugend so treffliche Anlagen, daß er dem Vater zu Höherem als zu kirchlichen Stellen berufen schien. Nach kurzem Studium der Rechtswissenschaft in Tübingen trat der 18jährige R. als Auditeur in dem preußischen Kürassierregiment von Rochow ein und galt bald für so geschäftstüchtig, daß ihm, wie er erzählt, im 2. schlesischen Krieg die wichtigsten Sachen anvertraut wurden. Vor Ausbruch des 7jährigen Krieges kam er nach Württemberg zurück und erhielt auf Fürsprache des einflußreichen Oberhofpredigers Fischer, dessen Tochter er ehelichte, eine Stelle als Hauptmann und Regimentsquartiermeister beim württembergischen Kreisdragonerregiment. Als 1756 Herzog Ludwig Eugen, ein Bruder des regierenden Herzogs, in französischen Diensten den Zug gegen Minorka

mitmachte, begleitete ihn R. als Adjutant und erwarb sich den Ruf eines trefflichen Soldaten. Kaum zurückgekehrt, fand er den Herzog Karl Eugen von Württemberg in einer sehr mißlichen Lage: ein mit Frankreich abgeschlossener Subsidienvertrag legte diesem die Verpflichtung auf, 6000 Mann in das Feld zu stellen, während kaum 2000 vorhanden waren. R., der sich durch seine Gewandtheit und Unterhaltungsgabe, wie sein stattliches Aeußere dem Herzog schon empfohlen hatte, verpflichtete sich, die fehlenden Truppen zu ergänzen und erhielt dazu unbeschränkte Vollmacht. Jetzt ging im ganzen Lande eine Jagd los auf alles, was über 18 Jahre alt war; aus den Betten und von den Kirchthüren weg schleppte man die Leute zusammen. Kein Wunder, daß vor dem Ausmarsch die Hälfte davonlief und daß, nachdem wieder fast alles gesammelt und nach Böhmen und Schlesien geführt war, das Heer namentlich durch Ausreißerei bis zum dritten Theil vermindert wurde. 1758 galt es, aufs neue die verabredete Anzahl Soldaten zu liefern; diesmal befahl R. die „Aushauser“ einzuziehen, die das Ihrige verthan haben oder bei denen Gefahr vorhanden sei, daß sie Verschwender werden; natürlich lief bei dieser Maßregel landesväterlicher Milde, wie sie R. nannte, viel Ungerechtigkeit mit unter. Noch in demselben Jahr wurde gar ein Subsidienvertrag auf 12000 Mann abgeschlossen, ein Beweis, wie weit der Kreis der „Aushauser“ gezogen wurde. Es ist fast unglaublich, was R. in kurzer Zeit zu Stande brachte: gegen 20 neue Truppentheile wurden theils aufgestellt, theils wenigstens verstärkt, das Verpflegungswesen wurde neu geordnet. Und das alles, während nie Geld in der Kriegskasse war und mit den gewaltsamsten Mitteln erst beschafft werden mußte. R. war am 5. December 1757, nachdem er auch seine Stellung als Sachwalter des Herzogs Ludwig Eugen aufgegeben, zum Major und geheimen Kriegsrath ernannt worden, am 9. August 1758 mit dem Titel als Oberstlieutnant, dem 1760 der Rang eines Obersten folgte. Er stand an der Spitze der gesammten Militärverwaltung, machte sich aber auch durch Besorgung aller möglichen sonstigen Geschäfte, durch Förderung des Baues von Ludwigsburg, durch Dienste bei des Herzogs Liebeshändeln diesem unentbehrlich. So beherrschte er bald das Land und den Fürsten. Herrschsucht und Stolz waren überhaupt das Treibende in seinem Wesen; die Freude seines Herzogs an äußerer, besonders soldatischer Pracht war auch die seine. Deshalb stellte er sich jenem unbedingt zur Verfügung und lenkte ihn dadurch seinerseits. Aber bei aller Rücksichtslosigkeit und Strenge, mit der er verfuhr, bewahrte er sich doch den Ruf eines unbestechlichen Mannes und gab sich Mühe, das Gehässige vieler Maßregeln nicht auf den Landesherrn fallen zu lassen; für seine Officiere sorgte er manchmal in warmer Weise und auch dem Herzog gegenüber führte er nicht selten eine offene Sprache. Als dieser im Mai 1759 sein Heer auf 16000 Mann vermehrt hatte, stellte ihm R. eindringlich vor, daß es bei dem völligen Mangel an Geld bald zur Zahlungseinstellung kommen müsse, und schlug, um des Herzogs Ehre zu retten, vor, daß der Aufwand allmählich vermindert werde. Des Herzogs Antwort lautete, daß er gewöhnt sei, nichts so Wichtiges zu unternehmen, ohne sich über die Ausführbarkeit vergewissert zu haben; er werde schon für Geld sorgen. Damit beginnt der Kampf Rieger's mit dem neuen Günstling des Herzogs, dem gewissenlosen Grafen Montmartin. Diesem war es 1758 gelungen, württembergischer Staatsminister zu werden. Der Herzog, der immer Verschwörungen seiner Diener fürchtete, hatte R. verboten, mit Montmartin zu verkehren oder gar ihm über das Militärwesen Eröffnungen zu machen. Wenige Wochen nach Rieger's Vorstellung wegen des Geldmangels trat Montmartin auf R. zu und sagte ihm, daß der Herzog ihn angewiesen habe, sich des Militärwesens anzunehmen; bald hörte R. zufällig, daß die Verwaltung der Kriegskasse ihm abgenommen und

dem Grafen übertragen sei. Schwer gekränkt, bat er den Herzog um Aufklärung und reichte, als diese nicht sogleich erfolgte, am 15. Juli 1759 seinen Abschied ein. Durch ein anerkennendes Schreiben des Herzogs und eine Art Ehrenerklärung, die ihm dieser ausstellte, ließ sich R. gerne zum Bleiben bewegen, um so mehr als Montmartin mit der Kriegskasse auch die schwierige Aufgabe übernommen hatte, diese zu füllen. Sobald aber der Krieg seinem Ende nahte, mußte auch der Minister auf Verminderung des Heeres dringen. Jetzt behauptete R. mit Rücksicht auf die große Vorliebe des Herzogs für das Militär und aus Haß gegen Montmartin, daß noch genug Geld vorhanden sei. Der letztere fürchtete, Rieger's Einfluß könnte den seinigen wieder übersteigen; er holte zum letzten Schlage aus und spielte im November 1762 dem Herzog einen gefälschten Brief in die Hände, nach dem R. des geheimen Einverständnisses mit den heranrückenden Preußen schuldig schien. Wüthend mißhandelte der Herzog den Angeschuldigten auf der Parade und ließ ihn ohne Verhör auf den Asperg abführen, von wo aus er bald nach dem Hohentwiel in ein dumpfes Gefängniß gebracht wurde. Nach und nach erhielt er hier einige Erleichterungen, wurde aber erst am 27. December 1766 entlassen, nachdem er sich während der Gefangenschaft viel mit der Bibel beschäftigt und Kirchenlieder gedichtet hatte. Zunächst lebte er still in Stuttgart mit dem Titel eines dänischen Obersten, und wandte sich dann an seinen alten Gönner, Herzog Ludwig Eugen, nach Wasserloos. Allmählich bekam auch Herzog Karl wieder andere Gedanken über ihn; 1775 trafen sie durch Vermittlung der Herzogin Franziska auf der Solitude zusammen. R. wurde wieder in seine Ehren eingesetzt; bald erhielt er den Auftrag, Vorkehrungen für den Umzug der Karlsakademie von der Solitude nach Stuttgart zu treffen, 1776 wurde er Commandant des Asperg, wo er auch Schubart zu bewachen hatte, und starb dort, nachdem er noch zum Generalmajor ernannt worden war, am 15. Mai 1782 an einem Schlaganfall, den er sich durch seinen Aerger über die unartige Antwort eines Soldaten zugezogen. Seit der Hohentwieler Zeit trug er eine eifrige Frömmigkeit zur Schau. Schon in den Tagen des Glanzes und der Gewaltthätigkeit hatte er sich immer als vom besonderen Segen Gottes begleitet gerühmt, sein Leiden wie seine Erlösung nahm er aus seiner Hand hin; daß aber die Frömmigkeit nicht wirkliche Herzenssache geworden, beweist sein Benehmen gegen die Gefangenen, die er unter sich hatte, und seine Soldaten. Der jähe Wechsel in Rieger's Geschick hat Schiller zu der dichterisch ausgeschmückten Erzählung „Spiel des Schicksals" veranlaßt; auf den Tod dieses seines Pathen hat derselbe im Auftrag der württembergischen Generalität ein überschwängliches Gedicht geliefert.

Acten von der Hand Riegers. — Pfaff in Württemb. Jahrbüchern 1857, 199. — Sophronizon 1824, 2. 5. — Gegel, Beleuchtung einer Regierungsepoche des gegenwärtigen Regenten Württembergs, 1789.

Eugen Schneider.

Riegg: Ignaz Albert v. R., Bischof. Geboren am 6. Juli 1767 in Landsberg a. L. als Sohn wackerer Bürgersleute, trat R. nach vollendeten Schulstudien in das berühmte bairische Chorherrenstift Polling ein, wo er erst lernend, dann lehrend in Wissenschaft und Seelsorge großen Eifer bei schönen Talenten bewies, bald aber ganz sich dem Lehrfache (Physik und Mathematik) widmen, auch als Schulvorstand sich großes Vertrauen erwerben konnte. Nach eingetretener Säcularisation der Klöster in Baiern wurde R. unter Beibehaltung seiner Stellung als Professor und Director zu so manchen kritischen Staatsmissionen verwendet, ihm mehrere Pfarreien übertragen und er 1824 vom Könige Max Josef zum Bischof von Augsburg ernannt, welcher hohen Stelle er bis zu seinem Tode (1836) mit Würde und Segen vorstand. Er veranlaßte die Ausgabe

eines neuen Katechismus und Rituals, suchte mit Erfolg die gesammte Seelsorge zu beleben und konnte diesfalls um so freudigere Resultate erzielen, als Bischof und Präsident (Fürst v. Wallerstein) sich gegenseitig unterstützten. Riegg's Erscheinen war würdevoll und nobel; seine Haltung — von Extremen frei — weise und milde. Wie sehr die Bildung des Volkes ihm theuer und wichtig war, bewies er in zahlreichen Verordnungen und in seiner eigenen Thätigkeit bei seinen Visitationsreisen. Ein schönes Monument in der Domkirche zu Augsburg erinnert an den würdigen und verdienstvollen Oberhirten.

Hörmann.

Riegger: Josef Anton Stefan Ritter v. R., Kanonist, geboren am 13. Februar 1742 zu Innsbruck, † in Prag am 5. August 1795. Sohn Paul's v. Riegger, kam er mit diesem im zwölften Lebensjahre nach Wien, wo er bei den Piaristen und Jesuiten die Gymnasialclassen zurücklegte, im Jahre 1761 den philosophischen Doctorgrad erwarb und sich darauf dem Rechtsstudium widmete. Seine ungemeine Befähigung zeigte sich früh, da er schon mit 15 Jahren durch Abhandlungen über Plautus und Terenz die Mitgliedschaft der Akademie zu Roveredo erlangte. Im J. 1764 trat er als Privatlehrer auf, wurde jedoch bald als Lehrer des Kirchenrechts am Theresianum angestellt. Er stiftete die „Deutsche Gesellschaft“, welche Sonnenfels ankündigte, sie wurde im väterlichen Hause eröffnet. Sein Eintritt in die Freimaurerloge fällt in dieselbe Zeit. Anfangs 1765 wurde er zum Professor der Institutionen und des peinlichen Rechtes in Freiburg ernannt und, nachdem er am 22. März das Doctorat der Rechte erworben hatte, am 26. dieses Monats feierlich in sein Amt eingeführt. Sofort begann für ihn eine schwere Zeit. Er begann die Vorlesungen in deutscher Sprache zu halten und eine deutsche civilistische Bibliothek herauszugeben. Der Rector und Senat ertheilten ihm dessentwegen die Warnung, nichts ohne theologische und Senatscensur drucken zu lassen und sich aller Neuerungen zu enthalten. Zu seinem Glücke wechselte der Referent über Vorderösterreich, als solcher trat ein Tob. Phil. Freiherr v. Gebler. Der Senat wurde abgesetzt, nach dem Wiener Plane eine Studienreform vorgenommen, R. zum Professor des geistlichen Rechtes ernannt, k. k. Rath, im J. 1769 zum wirklichen vorderösterreichischen Regierungs- und Kammerrath, am 10. November 1772 zum Director der philosophischen Facultät bestellt. Er war von 1772—1774 Rector und wurde nach Aufhebung der Gesellschaft Jesu (1773) Studienreferent über Vorderösterreich mit der Befugniß die Lehrstühle zu besetzen und zugleich in Gemeinschaft mit dem Regierungsrath v. Mayer zum Verwalter des Jesuitenvermögens bestellt. Unter diesen Umständen ist es erklärlich, daß er im J. 1771 einen Ruf nach Wien ablehnte. Die durch den Tod seines Vaters (1775) für ihn entstandene mißliche Vermögenslage ließ ihm einen Wechsel wünschenswerth erscheinen. Dazu kamen noch besondere Verhältnisse. Er hatte zwar noch am 20. Januar 1776 eine Gehaltszulage von 300 fl. erhalten und war vom Kaiser Josef II. beim Besuche Freiburgs im J. 1777 als der einzige Professor empfangen worden, indessen wurde durch das Gebahren des neuen Studienpräsidenten Baron Ulm, die Stellung für ihn unleidlich, da dieser alles umkehrte und dem Auftreten der Clerikalen gegen ihn zur Stütze diente. Auf sein Gesuch wurde er am 30. April 1778 zum Professor des Staats- und Lehnrechtes und wirklichen Gubernialrath in Prag ernannt. Dazu gab man ihm das Referat beim Censur-Revisionsamt und die Theatercensur. Diese zog ihm bald die erste Unannehmlichkeit herbei. Er hatte ein Voltaire'sches Stück zugelassen, und wurde, da in demselben ein Bischof in vollem Ornat erschien, denuncirt. Desgleichen hatte er das Staatsrecht deutsch vorzutragen begonnen. Wegen dieser beiden Dinge ertheilte der oberste Kanzler,

Graf v. Blumegen, ihm einen ernstlichen Verweis; daß der Königgrätzer Bischof Jos. Leop. v. Hay der Aufführung des Stückes beigewohnt hatte, ohne Anstoß zu nehmen, wurde nicht beachtet. War ihm schon seine Stellung hierdurch und durch andere Angriffe verleitet, so litt er noch mehr unter seinen bedrängten Vermögensverhältnissen. Die Zahlung der väterlichen Schulden und Sorge für Geschwister ließ ihn nie auf einen grünen Zweig kommen. Beim Abgange von Freiburg hatte er bereits den besten Theil seiner Bibliothek um 8500 fl. verkauft. Um sich zu retten, trat er im J. 1782 als Hofrath in den Dienst des Fürsten Schwarzenberg mit 4000 fl. Gehalt, freier Wohnung und bedeutenden Nebenbezügen. Diese Stelle mußte er aufgeben, als ein Bruder von ihm in Concurs fiel und er die Zahlung von dessen Schulden übernahm. Wohl erhielt er eine Stelle als Gubernialrath in Prag, war aber nicht in der Lage, aus deren Einkommen den an ihn gestellten Anforderungen zu genügen. Er suchte sich zu helfen durch Darlehen, kam aber in die Hände von Wucherern und in immer schlechtere Verhältnisse. Trotz riesigen Arbeitens im Amte und der größten Verdienste, namentlich um das Stiftungswesen, das von ihm gänzlich neu gestaltet wurde, wobei er dem Fonds ein colossales Vermögen rettete, brachte er es nicht weiter. Kaiser Leopold II. hatte ihm bei der Krönung in Prag offen seine Anerkennung gespendet, dann aber, als der Gubernialpräsident seine Ernennung zum Hofrath beantragte, geantwortet: „ich kann diesen Menschen doch nicht zum Hofrath ernennen, er ist ein Erzjakobiner“. Zu diesen harten Schlägen kamen andere. Im J. 1792 wurde ihm ein Packet Schriften entwendet, das er später so versteckt wiederfand, daß die Entwendung nur geschehen sein konnte, um den Inhalt gegen ihn zu verwenden, bald nach der Entwendung vernichtete ein Feuer, das in seiner Wohnung ausbrach, viele Papiere. Am tiefsten schmerzte ihn, daß man von oben mehreren Freunden den Wink gegeben hatte, seine Gesellschaft zu meiden. Da erlöste ihn der Tod und bewahrte ihn vor weiterer Kränkung; ein am 5. August 1795 während des Ankleidens eingetretener Schlagfluß setzte am Abend desselben Tages seinem Leben ein Ende. Seiner Familie hinterließ er nichts, die Wittwe war auf die gesetzliche Wittwenpension, und für zwei Töchter und einen Sohn auf einen geringen Erziehungsbeitrag angewiesen. Freunde des Verstorbenen bestritten die Kosten des Begräbnisses, die Bibliothek wurde verkauft. Die Wittwe wandte sich noch unterm 23. November 1802 an die Universität Freiburg um eine milde Aushilfe und Unterstützung, es erging unterm 30. December 1802 der Beschluß, „sie wegen diesseitiger Unvermögenheit durch ein höfliches Schreiben mit ihrem Gesuch abzuweisen und auf bessere Zeiten zu vertrösten“. — R. war ein Mann von großer Gelehrsamkeit und erstaunlicher Arbeitskraft. Philosophie, Philologie, deutsche Litteraturgeschichte, Römisches, kanonisches, Straf- und Staatsrecht, sind Gegenstände seiner Schriften, wozu noch Uebersetzungen und Gedichte treten. Seine Stärke lag in historischen Untersuchungen, die dem Studium der Litteratur und Quellen des kanonischen Rechtes insbesondere gewidmeten Arbeiten zählen zu den werthvolleren des 18. Jahrhunderts.

Schriften, besonders aus dem Gebiete des Rechts: „Bibliotheca jur. can.“, 2 Thle., Wien (hier auch die ohne Ort aufgeführten erschienen) 1761 ff.; „Prolegomena ad jus eccles., 1764; „Oratio de amoenitate studii jur. eccl.“, 1764; „De necessitate jur. eccl.“ (Freib.) 1767; „Diss. de receptione jur. can. in Germ.“, 1767; „De collectione decretalium Honorii III. P. M.“, 1768; „Progr. de Paleis Decreto Gratiani insertis“, 1768; „Diss. de Gratiano auctore decreti“, 1769; „Conspectus jur. eccles.“, 1769 (Freib.); „Diss. an detur traditio sacra“, 1772 (Freib.); „Von dem Rechte der Landesfürsten, geistliche Personen und Güter zu besteuern“, 1769 (Freib.), neu Augsb.

1770; „Oblectamenta hist. et juris eccles.“, Ulm 1776. Darin von ihm „Diss. acad. de Gratiani collectione can. illiusque methodo et mendis“. „Opusula ad hist. et jurispr. praecipue eccles. pertinentia“, Freib. 1772, Ulm 1774, enthält mehrere der angeführten Abhandlungen von neuem. „Analecta academ. Friburg. ad histor. et jurispr. praecipue eccles. illustrandam“, Ulm 1774; „Innocentii Cironii opera omnia cum notis et praefationibus“, 1781, 3 vol. 4. Ueber den Neudruck der Compilatio quinta meine Gesch. I, 91. Anm. 24. „Bernardi prop. Papiensis Breviarium una cum Greg. IX. PP. decret. coll. ad harmoniam revocatum varietate lectionum et variorum notis illustr. P. I“, Freib. 1778; „Augustini de emendatione Gratiani dialogor. libri duo cum Steph. Baluzii et Gerh. Mastrichtii notis“, 2 vol. 1764; „Liber diurnus“, 1762; „Hist. juris romani privati potissimum“, Freib. 1766, 1773; „Vormerkungen zur peinl. Rechtsgelahrsamkeit“, Augsb. 1773; „Udalrici Zasii Epistolae“, ib. 1774; „Leitfaden in das deutsche Staatsrecht“, das. 1780; „Leitfaden in das allgemeine Staats- und Völkerrecht“, das.; „Tabellarischer Entwurf der deutschen Historie aus den ältesten Zeiten“, das.; „Harmonische Wahlkapitulation Kaiser Josef’s II. u. s. w.“, 2 Thle., Prag 1791 ff.; „Capitulatio Imperatoris variis variorum dissertat. et libellis illustrata“, 3 H., Prag 1781; „Prolegomena jur. publ. Germaniae etc.“, 3 H., das.; „Materialien zur alten und neuen Statistik von Böhmen“, 12 H., Prag und Leipzig 1791—94; „Studentenstiftungen in Böhmen u. s. w.“, Prag und Wien 1787; „Archiv der Geschichte und Statistik, insbesondere von Böhmen“, 3 Thle., Dresd. 1792 ff.; „Bibl. Rieggeriana Friburgensis“, Ulm 1776; „Rieggeriana“, 2 Bdchn., 1792. Dazu Reden, philologische, belletristische u. a. bei v. Wurzbach angeführt.

Die Bibl. Riegg. und Rieggeriana. — Weidlich, Biogr. Nachr. II, 241. — Nekrolog auf das Jahr 1795 (Gotha 1797) I, von 1793, S. 75 ff., II, 464. — Jos. Wander v. Grünwald, Biographie der beiden R. v. Riegger, Prag 1787. Abh. d. K. Böhm. Ges. d. Wiss. III, 17. — Meusel, Lex. XI, 322. — Schreiber, Gesch. d. Univ. Freiburg III, 173. — v. Wurzbach, Biogr. Lex. XXVI, 121 ff., der noch andere anführt, den sehr genauen Nekrolog nicht. — v. Schulte, Gesch. III, 1, 261.

v. Schulte.

Riegger: Paul Josef Ritter v. R., Kanonist, geb. zu Freiburg i. B. am 29. Juni 1705, † am 2. (nach anderer Angabe 6.) December 1775 zu Wien. R. war der Sohn eines Registrators bei der Regierung, legte in seiner Geburtsstadt die Gymnasial- und Universitätsstudien zurück, wurde daselbst am 19. August 1722 magister phil., am 15. Juli 1733 Dr. juris und im selben Jahre zum Professor des Natur-, Völker- und öffentlichen deutschen Rechtes und der deutschen Geschichte an der Universität Innsbruck ernannt. In den 20 Jahren seines Lehramtes an dieser Universität widmete er sich ganz dem mühevollen Amte, genoß das Vertrauen seiner Amtsgenossen dergestalt, daß er achtmal das Decanat der Juristenfacultät, zweimal das Amt eines Rectors verwaltete und wiederholt mit der Besorgung wichtiger Universitätsangelegenheiten betraut wurde. Im J. 1753 wurde er nach Wien berufen als Hofrath, Professor des geistlichen Rechtes mit 2500 fl. und Mitglied der Büchercensurcommission, alsbald auch an der 1751 reorganisirten Theresianischen Akademie Professor des Staatsrechts, später auch des kanonischen und zugleich Referent der geistlichen Angelegenheiten bei der böhmischen Hofkanzlei. Seine kirchenrechtliche Richtung hatte ihn bereits zu Innsbruck in vielfache Kämpfe mit den Jesuiten gebracht und zog ihm fortwährend Angriffe zu. Um so höher stand er in Ansehen bei der Kaiserin Maria Theresia, die ihn mit Diplom vom 8. Januar 1764 in den erblichen Ritterstand erhob. Als er dem Tode nahe war,

versuchte ein Prälat unter dem Vorgeben, von der Kaiserin entsandt zu sein, ihn zum Widerrufe einzelner Ansichten zu bewegen, richtete aber nichts aus. Er hinterließ eine zahlreiche Familie und bedeutende Schulden, deren Uebernahme seitens der beiden ältesten Söhne erfolgte und diesen sehr hart wurde. — R. hat für die Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse Oesterreichs in jener Zeit eine ausschlaggebende Bedeutung. Wie das möglich wurde, ist aus zwei Momenten erklärlich. Er war erstens zweifelsohne einer der besten Kenner des positiven Kirchenrechts, wohl in Oesterreich der tüchtigste. Sodann vereinigte er in merkwürdiger Mischung den modernen Standpunkt mit fast scholastischer Orthodoxie. Er eignet sich die von den Vertretern des Territorialsystems in der protestantischen Kirche, sowie von den Naturrechtslehrern dem Regenten beigelegten Befugnisse an, vertritt die Omnipotenz des Staates auch gegenüber der Kirche, begründet diese aber dadurch, daß der katholische Landesherr innerhalb der Kirche eine hervorragende Stellung einnimmt, infolge seiner Advocatie über die Kirche von dieser alles Schädliche fern halten könne. Während er dem Staate jedes Recht abspricht, über den Glauben zu urtheilen, in rein geistlichen Dingen Bestimmungen zu treffen, hält er den katholischen Regenten für berechtigt, Ketzerei und Schisma zu verhindern, daher Concilien zu berufen, die Schädiger der kirchlichen Ordnung zu bestrafen, Religionsgespräche und religionsschädliche Bücher zu verbieten, für päpstliche Erlasse das Placet vorzuschreiben, das Alter für den Eintritt in den Clerus, weil die Geistlichen Bürger bleiben, vorzuschreiben und gegen Besetzungen Einspruch zu erheben, legt er ihm die Pflicht bei, für die Geistlichen den nöthigen Unterhalt zu beschaffen, den Erwerb geistlicher Güter zu beschränken u. s. w. Das ist der Standpunkt, wie ihn die österreichischen Regenten, insbesondere die Kaiserin Maria Theresia festhielt. Man darf seine Theorie mit Recht als jene bezeichnen, welche in den Gesetzen dieser Kaiserin ausgeführt wurde, ihn selbst als den geistigen Vater der meisten Verordnungen aus jener Zeit. Mit dieser Theorie konnte man sich zu gleicher Zeit schmeicheln gut katholisch zu sein und unumschränkt zu regieren für befugt halten. Für die Wissenschaft hat er durch einzelne gute historische Arbeiten sich Verdienste erworben, ohne daß für die Bearbeitung des positiven Stoffes ein Fortschritt vorliegt; erwähnt sei noch, daß er kräftig gegen Aberglauben, Hexenwesen u. dgl. gekämpft hat. Seine Schriften (aufgezählt von Wurzbach) umfassen theils die Geschichte des kanonischen Rechts: „Exercitatio de collectionibus juris ecclesiastici antiqui. sive ante Gratianum“, 1757; „Diss. de sensu canonis VI. Concilii Nicaeni“; „Diss. de Decreto Gratiani“, 1760; theils die Theorie der Quellen: „Exerc. de scriptura sacra, primo jur. eccles. fonte“, 1755 (vertheidigt die Vorschriften bezüglich der Vulgata und der Uebersetzungen). „Exerc. de jur. eccles. origine, natura et principiis“, 1756; „Exerc. de conciliis jur. eccl. altero fonte“, 1757; theils die Darstellung des positiven Rechtes: „Introductio in universum jus ecclesiasticum“, P. I, 1758, 4⁰; übergegangen in: „Institutionum jurisprudentiae ecclesiasticae Pars I: Principia juris eccles. continens“, 1765 u. ö. P. II. 1770. P. III u. IV. 1772. Ueber einzelne Vorgänge bei der Herausgabe bezw. Publication der neuen Auflage und die Versuche die Beschwerden der geistlichen Behörde zu beseitigen enthält A. B. Schlözer's Briefwechsel im 6., 7. und 10. Bande Mittheilungen. „Elementa jur. eccl.“, 2 P. 1774 ff.; „Diss. de poenitentiis et poenis ecclesiasticis“, 1772. 4⁰; „Diss. de magia“, 1773. 4⁰. Dazu kommen andere historische Arbeiten und Quellensammelwerke: „Corpus juris publici et ecclesiastici Germaniae academicum“, 2 P. 1757, 60. 2. Aufl. 1775; „Corpus juris ecclesiastici austriaci“, 1764; „Specimen corporis juris eccles. regni Hungariae et

partium eidem adnexarum secundum ordinem decretalium Greg. IX. digesti", 2 P. 1773.

Rieggeriana, 2 Bde., Wien, Freiburg, Prag 1792, II, 1 u. 9. — Jos. Wander v. Grünwald, Biogr. der beiden R. v. Riegger, Prag 1791. 4°. — J. B. Eybel, Oratio funebris ad sol. exequias cet. Vien. 1776. — Meusel, Lex. XI, 327. — Schreiber, Gesch. d. Univ. Freiburg III, 172. — v. Wurzbach, Biogr. Lex. XXVI, 129 ff. — v. Schulte, Gesch. d. Quellen und Lit. des can. R. III, 1, S. 208 ff. v. Schulte.

Riegler: Johann Georg R., katholischer Theologe, geboren am 21. April 1778 zu Höchstadt an der Aisch, † am 31. August 1847 zu Bamberg. R. studirte von 1799 an zu Würzburg, wo sein Bruder M. J. R. Professor der Philosophie und Präfect des adeligen Seminars war, Philosophie und Theologie, nebenbei auch Orientalia und Jura; er hörte auch bei Schelling und Paulus Vorlesungen, bis der Fürstbischof dieses verbot. Am 5. April 1806 wurde er zum Priester geweiht und am 20. Mai 1807 erwarb er sich in Würzburg die theologische Doctorwürde. Seine Dissertation über das Lied des Moses Exod. 15 und die derselben beigefügten zahlreichen Thesen, die allerdings theilweise wenig orthodox klingen, gaben der geistlichen Behörde Veranlassung zu einer Untersuchung gegen ihn und den Professor Schlosser, aus dessen Heften er seine Weisheit größtentheils geschöpft hatte (s. darüber J. B. Schwab, Franz Berg, 1869, S. 440 ff.). Von 1807 bis 1816 war R. Caplan in Aub, wo er, wie er in seinen Denkwürdigkeiten erzählt, nach dem dortigen Herkommen auch bei den Protestanten in der Filiale Sechselbach Taufen, Trauungen und Beerdigungen nach katholischem Ritus vornahm. Er gab in dieser Zeit 1812 das Buch Ruth, 1814 die Klagelieder des Jeremias deutsch mit Erklärungen heraus. Von 1816 bis 1821 war er Caplan zu St. Burkard in Würzburg. Wegen der Fastenpredigten, die er im Dome hielt, wurde er bei der weltlichen Behörde denuncirt. 1820 veröffentlichte er, veranlaßt durch die von L. van Eß ausgeschriebene Preisfrage (s. A. D. B. VI, 379), eine „Kritische Geschichte der Vulgata". 1821 wurde er Professor der Exegese und der orientalischen Sprachen am Lyceum zu Bamberg, später auch Domcapitular. Er war einer der fruchtbarsten katholisch-theologischen Schriftsteller unseres Jahrhunderts. Seine „Christliche Moral nach der Ethik des M. v. Schenkl" hat 1835 und seine Schrift „Der Eid in geschichtlich-exegetisch-moralisch-praktischer Beziehung" 1837 die dritte Auflage erlebt. Unter den andern Büchern sind die umfangreichsten eine „Dogmatik" in 6 Bänden, ein „Leben Jesu" in 5 Bänden. Dazu kommen eine ganze Reihe von Gebet- und Erbauungsbüchern, zahlreiche Predigten, einige polemische Schriften, u. a. ein „Polemisch-apologetisches Theater, aufgeführt gegen gewisse Recensenten", „Barometer des christlichen Glaubens, Thermometer der christlichen Liebe, Teleskop der christlichen Hoffnung im 19. Jahrhundert" u. s. w. Die Sachen sind jetzt alle verschollen. Von den wunderlichen „Historischen, theologischen, kirchen- und staatsrechtlichen Denkwürdigkeiten, zur Verständigung zwischen Kirche und Staat", 1842, ist nur der erste Band erschienen, der auch wohl die Veranlassung dazu gegeben hat, daß er als Professor quiescirt wurde.

N. Nekrolog 1847, S. 600. — Münchener Archiv für theologische Literatur 1843, S. 720. Reusch.

Riegler: Lorenz R., Arzt, ist am 20. September 1815 in Graz geboren. Seine medicinische Ausbildung erhielt er von 1833—37 an der Josefs-Akademie in Wien, wo er 1838 mit einer Abhandlung „Ueber die Wuthkrankheit des Menschen" zum Doctor promovirte und 1839 die Stellung als Assistent an der Jaeger'schen Augenklinik übernahm. Von der türkischen Regierung mit der Re-

organisation des Militär-Medicinalwesens, speciell der Militärspitäler in Constantinopel betraut, ging er zur Erfüllung dieser Mission zusammen mit Dr. Eder 1842 nach letztgenannter Stadt und erhielt hier die Leitung des für die Aufnahme von 600 Kranken bestimmten Spitals Maltépe. Riegler's Stellung in Constantinopel war eine außerordentlich schwierige und anstrengende, da er die zur Beseitigung der zahlreichen dortigen Mißstände angeordneten Maßregeln bei den bekannten Verhältnissen und infolge von allerlei Widerständen erst nach erbitterten Kämpfen, und auch dann nur theilweise, durchzuführen vermochte, als er mit seiner Rückkehr drohte. Doch erreichte er noch während der Zeit von 1843 bis 1849 den Bau von 6 großen neuen Militärspitälern nach seinen Angaben. Außer seiner ausgebreiteten Praxis hatte er seit 1849 auch noch die Stellung als Lehrer an der medicinischen Schule zu Galata-Sarai und als Director des österreichischen Spitals in Pera zu versehen. Nebenher war er schriftstellerisch thätig und publicirte über seine Erlebnisse in der Türkei verschiedene Aufsätze in den Medicinischen Jahrbüchern des Oesterreichischen Staates, der Zeitschrift der k. k. Gesellschaft der Aerzte, der Oesterreichischen medicinischen Wochenschrift u. a. Journalen. 1855 verrichtete er bei dem Sultan Abdul Medjid eine glücklich verlaufene Augenoperation. 1856 verließ er die Türkei, um einem Rufe als Professor der medicinischen Klinik an der Universität seiner Vaterstadt zu folgen, wo er bei seinem Amtsantritt eine denkwürdige Rede über den Gang seines Lebens und seine Ansichten hielt (veröffentlicht in der Wiener med. Wochenschr. 1856). Doch erfreute er sich der zuletzt genannten Stellung nicht lange, da er bereits im kräftigen Mannesalter von 47 Jahren am 16. September 1862 starb. R. war nicht bloß ein gesuchter Arzt, sondern hat sich auch um seine Vaterstadt durch seine, leider allerdings nur kurze Thätigkeit auf dem Gebiete des öffentlichen Sanitätswesens als Mitglied der ständischen Medicinalcommission verdient gemacht. Ein bleibendes litterarisches Denkmal hat sich R. durch sein ganz vorzügliches, zweibändiges medicinisch-geographisches Werk „Die Türkei und deren Bewohner in ihren naturhistorischen, physiologischen und pathologischen Verhältnissen vom Standpunkte Constantinopels geschildert" (Wien 1852) gesetzt. Nach dem Muster von Pruner's „Krankheiten des Orients" verfaßt, stellt es eine Vereinigung des größeren Theils der oben citirten Publicationen dar und schildert in den 19 Capiteln des ersten, naturhistorisch-anthropologischen Theils physische Geographie, Klimatologie, Flora und Fauna, Bewohner, Nahrungsweise, Familienleben, Genußmittel (Narkotika), Beschneidung, Bäder, Heizung u. s. w. der Türken, Einfluß des Klima's von Constantinopel auf die Erzeugung von Krankheiten, Acclimatisation der Fremden im Orient, Einfluß der Religion, der Rassen, der Beschäftigung auf die Erzeugung von Krankheiten, wissenschaftliche und Volksmedicin im Orient, sowie im zweiten, nosologischen Theil, die Krankheiten der Türken nach gewissen, allgemeinen Gruppen. — Das Werk enthält eine große Fülle litterarischer, naturhistorischer, statistischer und medicinischer Notizen.

Vgl. Biographisches Lexikon hervorragender Aerzte, herausgegeben von A. Hirsch, Bd. V, S. 30.

J. L. Pagel.

Riem: Friedrich Wilhelm R., ein verdienter Tonkünstler neuerer Zeit, geboren am 17. Febr. 1779 zu Kölleda in Thüringen, † am 20. April 1857 in Bremen, genoß noch den Unterricht des alten Johann Adam Hiller in Leipzig. R. gehört eigentlich zu den sogenannten Wunderkindern, denn kaum 10 Jahre alt, ohne einen nennenswerthen Unterricht genossen zu haben, ließ er sich in Jena bereits in einem Concerte als Clavierspieler hören. Als er nun nach Leipzig auf die Thomasschule kam, blieb Hiller dies Talent nicht lange verborgen, und wenn auch der junge R. nach dem Willen seines Großvaters die Rechte studiren sollte, seine Eltern hatte

er beide schon im zartesten Alter verloren, so sorgte Hiller schon dafür, daß ihm dies Talent nicht verloren gehe. Als daher R. nach dreijähriger Studienzeit auf der Leipziger Universität seine persönliche Selbständigkeit erlangt hatte, widmete er sich ausschließlich der Musik. Sein opus 1, welches 1804 erschien, sieben Claviersoli, erregte, wie Schilling berichtet, durch seine Originalität Aufsehen, doch folgten ihm bald soviel andere Werke nach, die nicht in dem Maße hielten, was man erwartet hatte, daß das anfängliche Interesse nur noch durch die Persönlichkeit des Componisten selbst erhalten wurde. Die Allgemeine musikalische Zeitung in Leipzig, vom Jahre 1804 in Nr. 5, druckt ein Lied, „Die Nachtigall klagt" für Sopran mit Clavierbegleitung ab und macht von dem jungen Componisten so viel Aufhebens, als wenn er ein Meister ersten Ranges sei. Das Lied ist so einfach und erregt unser Interesse so wenig, daß wir heute nicht begreifen können, wie man etwas so Gewöhnliches in der Weise auszeichnen kann. Die Lobhudelei und Kritiklosigkeit war für den damaligen Künstler ein Verderben, und anstatt auf eine Anspornung der geistigen Kräfte hinzusteuern, trat eine Ueberhebung und Erschlaffung ein. Viel mochte auch die Stellung in Bremen dazu beitragen, die er im J. 1814 antrat, nachdem er seit 1807 die Organistenstelle an der reformirten Kirche in Leipzig bekleidet hatte. Bremen ist nicht der Ort, wo ein Künstler Anregungen empfängt und den Umgang mit Gesinnungsgenossen genießt. Alle Anregung mußte von ihm selbst ausgehen. Bremen selbst ist ihm zu Dank verpflichtet, denn er hat das musikalische Leben mächtig gehoben und war der Brennpunkt, von dem alles ausging und um den sich alles schaarte. Doch das praktische Wirken in der Musik brachte seine Muse immer mehr zum Schweigen und vom Jahre 1834 ab verschwindet sein Name als Componist gänzlich, während er den Dirigentenstab noch bis in die fünfziger Jahre schwingt. Ihm hat auch Bremen die Gründung einer Singakademie zu danken. Den nachhaltigsten Erfolg erzielten seine Orgelcompositionen und genossen eine Zeit lang ein gewisses Ansehen, so daß der Musikverleger Körner in Erfurt, der sich überhaupt um die Orgellitteratur sehr verdient gemacht hat, eine Gesammtausgabe seiner Orgelcompositionen veranstaltete.

Rob. Eitner.

Riemann: Georg Friedrich Bernhard R., Mathematiker. Geboren in Breselenz (Dorf im Hannöverschen bei Dannenberg nahe der Elbe) am 17. September 1826, † in Selasca am Lago Maggiore am 20. Juli 1866. Der Vater, Friedrich Bernhard R., war während der Freiheitskriege Lieutenant im Wallmoden'schen Corps; dann wurde er Prediger in Breselenz, später in Quickborn. Die Mutter, Charlotte, war eine Tochter eines Hofrathes Ebell in Hannover. Im Riemann'schen Hause herrschte ein ernster religiöser und strebsamer Geist, der auf die sechs Kinder — Bernhard war das zweitälteste derselben — sich vererbte. Etwa 13½ Jahre lang genoß Bernhard den häuslichen Unterricht seines Vaters und eines Lehrers Schulz. Ostern 1840 kam er, eben confirmirt, nach Hannover zur Großmutter, nach deren Tode Ostern 1842 nach Lüneburg und besuchte an beiden Orten die Mittelschule. Er war schon 19½ Jahre alt, als er Ostern 1846 zur Universität Göttingen abging. Sein Körper war nie kräftig, und die zu Hause mit Rücksicht auf denselben beobachtete Zurückhaltung ebensowohl als die Unregelmäßigkeit des ersten Unterrichtes hatten den fleißigen hochbegabten Schüler nicht früher zur Reife gelangen lassen. An mathematischen Kenntnissen besaß er allerdings weit mehr, als die Schule ihm zu bieten vermochte; er hatte bereits Euler's Werke erfolgreich gelesen und studirte Legendre's Zahlentheorie. Die Vorlesungen über numerische Gleichungen und über bestimmte Integrale bei Stern, über Erdmagnetismus bei Goldschmidt, über Methode der kleinsten Quadrate bei Gauß, welche er in den beiden ersten Semestern

mit hohem Genusse hörte, zeugen von der Vorbereitung, welche er bereits mitbrachte. Die Theologie und Philologie, denen er auf Wunsch seines Vaters sich widmen sollte, befriedigten ihn dagegen keineswegs, und er erwirkte sich von dem Vater die Erlaubniß, Mathematiker werden zu dürfen. In Göttingen wurden Vorlesungen über höhere Dinge, als er bereits gehört hatte, nicht gehalten. R. ging Ostern 1847 für volle zwei Jahre nach Berlin, wo Jacobi (analytische Mechanik, höhere Algebra), Lejeune-Dirichlet (Zahlentheorie, bestimmte Integrale, partielle Differentialgleichungen), Eisenstein (elliptische Functionen) seine Lehrer waren, der Letztgenannte auch in persönlichem Verkehr zu ihm stand. Mit Eisenstein besprach R. die seit den Herbstferien 1847 in ihm entstandene Auffassung der Functionen complexer Variabeln, aber ohne sonderlichen Anklang zu finden, da Eisenstein bei der formellen Rechnung stehen blieb. Ostern 1849 kehrte R. nach Göttingen zurück. Er betheiligte sich am pädagogischen, am physikalischen Seminar. Dort hielt er einen Vortrag „Ueber Umfang, Anordnung und Methode des naturwissenschaftlichen Unterrichts auf Gymnasien", hier einen solchen „Ueber das Reversionspendel". Der Verfasser dieser Biographie stand mit anderen Studiengenossen um die Tafel herum, an welcher R., allen gleich unverständlich, die Formeln für die Schwingungen des Reversionspendels ableitete, und Prof. Wilhelm Weber, der berühmte und geliebte Leiter des Seminars, gab sein Urtheil über den Vortrag mit den Worten: „Nun, das Endergebniß ist richtig, also wird die Ableitung auch richtig gewesen sein". Gekannt hat ihn von uns allen kaum Einer (Prof. Ritter). Er war eben nicht Student, wie wir es waren; er war Candidat und trug sich mit Examengedanken sowie mit jenen Ideen, welche die Mathematik umgestalten sollten, wenn sie erst Gemeingut geworden waren, damals aber in ihrer Fremdartigkeit abstießen. Gauß, der, was freilich nicht an die Oeffentlichkeit gedrungen war, schon am 18. December 1811 in einem Briefe an Bessel Richtiges über Integrale zwischen complexen Grenzen ausgesprochen hatte, war wahrscheinlich der einzige deutsche Gelehrte, der die Dissertation Riemann's, als sie endlich im November 1851 der philosophischen Facultät in Göttingen vorgelegt wurde, wirklich zu prüfen im Stande war. Sie erfüllte ihn mit Wohlwollen und Hochachtung. Am 3. December fand Riemann's Doctorexamen, am 16. die öffentliche Disputation und Promotion statt. Das nächste wissenschaftliche Ziel war das der Habilitation. Auch hier verzögerte die Bedeutung der Aufgabe, welche R. für seine Habilitationsschrift sich gewählt hatte, die Schwierigkeit des Gegenstandes der Probevorlesung, den R. zwar selbst vorgeschlagen hatte, aber erst in dritter Linie, so daß er hoffen durfte, eines der beiden anderen Themata werde ihm aufgegeben werden, persönliche Kränklichkeit und Beschäftigung mit noch ganz anderen wissenschaftlichen Untersuchungen die endgültige Entscheidung. Erst im Juni 1854 war jede Förmlichkeit vollzogen und R. Privatdocent der Mathematik an der Universität Göttingen. Es war wiederholt von den Leistungen die Rede, welcher R. damals schon sich rühmen durfte, wenn er auch weit entfernt davon war, es zu thun. Wir müssen denselben näher treten, soweit es möglich ist, ohne allzutief in mathematische Feinheiten uns zu verlieren. Zwei mathematische Begriffe haben im Laufe der geschichtlichen Entwickelung sich bedeutend erweitert: der Begriff der Zahlengröße und der der Function. Während einer nach Jahrtausenden zählenden Periode kannte man nur positive Zahlen. Die negative Zahl trat hinzu, als man in algebraischen Aufgaben Lösungen ermittelte, welche nur unter Annahme gewisser Gegensätze sich verstehen ließen. Andere Gleichungen wieder führten zur imaginären Zahl. Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts verbreitete sich eine geometrische Versinnlichung der imaginären und der aus reellen und imaginären Summanden zusammengesetzten complexen

Zahlen, in welchen letzteren man die allgemeine Zahlengröße erkannte, welche die reelle sowie die imaginäre Zahl als Sonderfall in sich schloß, je nachdem einer der beiden Summanden Null war. Function einer oder mehrerer Veränderlichen nannte man bis ins 19. Jahrhundert hinein das Ergebniß von Rechnungsoperationen einfacher oder verwickelter Art, die mit jenen Veränderlichen vorzunehmen waren, und zur Kenntniß der Function war es unerläßlich, die Vorschriften zu ermitteln, welche bei Angabe bestimmter Werthe der Veränderlichen — des Argumentes, wie man heute sagt — die Function selbst auswerthen ließ. Für das Argument standen alle reellen, seit Euler auch complexe Zahlenwerthe zur Verfügung. Lejeune-Dirichlet war es namentlich, der eine Weiterfassung des Functionalbegriffes dahin sich gestattete, von zwei irgendwie z. B. erfahrungsmäßig gegebenen, zusammengehörigen und insofern von einander abhängigen Zahlengrößen die eine Function der anderen zu nennen. Waren bei dieser Erweiterung wesentlich reelle Argumente in Rechnung gezogen worden, so beschäftigte sich der große französische Mathematiker Cauchy mit Functionen complexer Argumente und wurde dadurch Riemann's Vorarbeiter. Als dessen Vorarbeiter müssen Cauchy und Lejeune-Dirichlet auch in dem Sinne gelten, daß sie wenigstens einige Lehrsätze über Functionen aussprachen, die von deren Darstellung unabhängig waren. R. ging aber in zwei Beziehungen noch viel weiter. Erstens sah er das Eigenthümliche einer Function, das was allein ihre volle Kenntniß vermittelt, niemals in dem zur Auswerthung führenden Ausdruck, sondern ausschließlich in gewissen Merkmalen ihrer Stetigkeit oder Unstetigkeit, in ihrer Differentialgleichung und in ihren singulären Punkten. Zweitens dehnte er die geometrische Versinnlichung des Complexen weiter aus als irgend ein Vorgänger. Von einwerthigen Functionen stieg er auf zu den mehrwerthigen. Waren Erstere auf einer Ebene ausgebreitet dem Auge sichtbar, so leistete R. das Gleiche für Letztere, indem er verschiedene Blätter über einander gelagert annahm, welche in gewissen Punkten und Linien mit einander verwachsen von diesen aus ein verschiedenes Fortschreiten zuließen. Diese großen Gedanken sind ausgesprochen in der Doctordissertation: „Grundlagen für eine allgemeine Theorie der Functionen einer veränderlichen complexen Größe". Wir wenden uns zu der Habilitationsschrift: „Ueber die Darstellbarkeit einer Function durch eine trigonometrische Reihe". Lejeune-Dirichlet gab 1829 den ersten strengen Beweis für die Gültigkeit der von Fourier abgeleiteten und nach diesem benannten Reihe. In ihr bilden bestimmte gewisse Integrale die Coefficienten trigonometrischer Reihenglieder, unter deren Integralzeichen die darzustellende Function einer reellen Variabeln selbst vorkommt. Jene Beweisführung nimmt aber zwei Voraussetzungen über die betreffende Function als zugestanden an, einmal das Zugeständniß der Integrirbarkeit und zweitens daß sie in gegebenem Intervalle nur eine endliche Anzahl von größten und kleinsten Werthen besitze. R. geht über seinen Lehrer, dessen Untersuchungen er wohl in den Vorlesungen über partielle Differentialgleichungen, deren Einleitung sie zu bilden pflegten, genauer aber aus der gedruckten Abhandlung kennen gelernt hatte, so weit hinaus, daß er von jenen beiden Voraussetzungen Abstand nimmt; er geht aus von irgend einer Function einer reellen Variabeln, die er an keinerlei Bedingung geknüpft sein läßt. Diese Abhandlung stand für R. in engem Zusammenhange mit seinen sonstigen Speculationen, insoweit es sich auch hier um einzelne besonders auffällige Punkte im Verlaufe der Function handelte, aber es war doch ein geläufigerer Gegenstand, welchen er hier behandelte, und wäre diese Habilitationsschrift sofort dem Drucke übergeben worden, so würde sie unzweifelhaft mehr gelesen und früher verstanden worden sein als die Doctordissertation. Schon das hier zum ersten Male gebildete Beispiel einer Function, welche zwischen zwei

noch so engen Grenzen unendlich oft unstetig ist, würde sich rasch zum Allgemeingut der Mathematiker gemacht haben. Leider dachte R. nicht so praktisch, und erst nach seinem Tode wurde die schöne Abhandlung gedruckt. Ebenso erging es seiner Probevorlesung: „Ueber die Hypothesen, welche der Geometrie zu Grunde liegen". Ob freilich die tiefsinnige Betrachtung allgemeiner Mannigfaltigkeiten, zu welcher R. sich gleich damals erhob, nicht auf Widerspruch gestoßen oder unbeachtet geblieben sein würde, zu einer Zeit, in welcher der Name des Verfassers ihr noch nicht Beachtung und zum mindesten vorsichtige Beurtheilung sicherte, steht dahin. Als die Vorlesung aus Riemann's Nachlaß in den Abhandlungen der Göttinger Akademie erschien, wirkte sie geradezu epochemachend. Neben diesen drei Arbeiten liefen noch Untersuchungen über theoretische Physik nebenher; es handelte sich dabei um den Zusammenhang zwischen Elektricität, Galvanismus, Licht und Schwere, also wieder um Fragen von ebenso großer Tragweite als Schwierigkeit. Aus der Theorie, welche R. sich hier gebildet hatte, floß die Erklärung einer durch Prof. Kohlrausch experimentell festgestellten Thatsache (die Messung des elektrischen Rückstandes in der Leidener Flasche betreffend) und R. hielt darüber seinen ersten öffentlichen Vortrag in der mathematisch-physikalisch-astronomischen Section der deutschen Naturforscherversammlung, welche im September 1854 in Göttingen tagte. Um alle Gegenstände zu nennen, mit welchen Riemann's schöpferischer Geist sich gleichzeitig beschäftigte, müssen wir kurz auch naturphilosophischer Studien gedenken, welche vermuthlich bis 1854, wenn nicht höher hinauf reichen, und in welchen R. auf Herbart sich stützte, ohne ganz in dessen Fußstapfen zu treten. Kehren wir nach dieser Darstellung von Riemann's Geistesleben zu den Anfängen seiner akademischen Thätigkeit zurück. Seine Doctordissertation war gedruckt aber wenig oder gar nicht gelesen; seine Vorlesungen waren dürftig besucht, und der mündliche Vortrag verursachte ihm die größten Schwierigkeiten. Uebersprang doch im geselligen Verkehre seine glänzende Denkkraft vielfach Zwischenglieder und bedurfte der Zügelung durch die Zwischenfragen des mit ihm Redenden, der nicht in gleicher Raschheit zu folgen vermochte; wie viel schwieriger war es für seine Schüler, gleichen Schritt mit ihm zu halten, wo jene Zügelung ausgeschlossen war. Gleich im ersten Docentensemester Riemann's starb Gauß. Lejeune-Dirichlet wurde auf den freigewordenen Lehrstuhl berufen: Bemühungen für R. gleichzeitig eine außerordentliche Professur zu erwirken, schlugen fehl, doch wurde ihm von da an eine jährliche Remuneration von 200 Thalern ausgezahlt. Im Sommer 1856 wurde er zum Assessor der mathematischen Classe der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften ernannt, im November 1857 zum außerordentlichen Professor unter Erhöhung der jährlichen Remuneration auf 300 Thaler. Am 30. Juli 1859 wurde er, kaum zwei Monate nach dem Tode Lejeune-Dirichlet's, zum ordentlichen Professor befördert. Verglichen mit den gewaltigen Verdiensten Riemann's um die Wissenschaft kann man diese Laufbahn keine rasche nennen; verglichen mit der so mancher anderer akademischer Lehrer war sie, die in 5 Jahren vom Privatdocenten zur Besitzergreifung des durch die Namen der beiden letzten Inhaber geweihten Lehrstuhls führte, gewiß keine langsame. R. hatte innerhalb jener fünf Jahre nicht gefeiert. Erschienen war die Abhandlung über die durch die Gauß'sche Reihe $F(\alpha, \beta, \gamma, x)$ darstellbaren Functionen, welche andeutete, was man alles aus einer linearen Differentialgleichung herauszulesen im Stande sei. Erschienen waren namentlich die großen Abhandlungen über die Abel'schen Functionen, welche den Nutzen der functionentheoretischen Auffassungen ihres Verfassers auch dem in entgegengesetzten Anschauungen befangenen Auge klar machten. Die Abhandlung über den Zusammenhang zwischen Elektricität und anderen Naturkräften schien genügend gefördert, um im Februar

1858 der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften eingereicht zu werden; später jedoch zog R. sie wieder zurück, wahrscheinlich weil er sich eines Fehlers bewußt wurde, der durch eine ungerechtfertigte Umkehrung einer Integrationsfolge sich eingeschlichen hatte. Dagegen reichte er derselben Gesellschaft seine Abhandlung über die Fortpflanzung ebener Luftwellen von endlicher Schwingungsweite ein, auf welche er als einen Beitrag zur Lehre von den nicht linearen partiellen Differentialgleichungen einiges Gewicht legte und auch seine im Anschluß an eine nachgelassene Abhandlung von Lejeune-Dirichlet angestellten Untersuchungen über die Bewegung eines flüssigen gleichartigen Ellipsoïdes dürfen nicht unerwähnt bleiben. In seinen Vorlesungen hat er vielleicht damals schon den weiteren, durch ihn selbst nie im Drucke veröffentlichten Schritt gethan, daß er die auf der Horizontalebene ausgebreiteten Functionswerthe nach einer Kugelfläche hinprojicirte. Wir können hier nicht alle Arbeiten Riemann's einzeln erwähnen. Wir verzeichnen nur die äußeren Anerkennungen, die ihm infolge derselben wurden. Die Berliner Akademie wählte ihn am 11. August 1859 zum correspondirenden, im März 1866 zum auswärtigen Mitgliede. Die bairische Akademie ernannte ihn am 28. November 1859 zum correspondirenden, am gleichen Datum 1863 zum ordentlichen Mitgliede. Ordentliches Mitglied der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften wurde er im December 1859. Endlich zählte er seit 19. März 1866 zu den correspondirenden Mitgliedern der Pariser Akademie, seit 14. Juni 1866 zu den auswärtigen Mitgliedern der Royal Society von London. Es waren freudige Augenblicke, welche solche Anerkennungen verursachten, nach den schweren Stunden persönlichen Leidens, welche vorhergingen. Riemann's Vater und eine Schwester starben 1855; der Bruder, der Postsecretär in Bremen war und seit des Vaters Tode für die Schwestern sorgte, starb Ende 1857, eine weitere Schwester zu Anfang 1858. Die beiden noch überlebenden Schwestern zogen nun zu R. nach Göttingen und am 3. Juni 1862 vermählte er sich mit deren Freundin Fräulein Elise Koch. Neues Unglück drohte. Im Juli 1862 erkrankte R. an einer Brustfellentzündung, aus welcher ein Lungenleiden sich bildete, dem er erliegen sollte. Vergeblich waren wiederholte Aufenthalte in Italien. Er gewann dort liebe Freunde, seine Gesundheit erhielt er nicht wieder, und auf jeden Versuch, in die Heimath und zu seinem Lehrberuf zurückzukehren, folgte neue schwerere Erkrankung. Der deutsche Krieg des Jahres 1866 hatte begonnen, als er am 15. Juni 1866 unter mancherlei Hindernissen durch Eisenbahnzerstörung wieder nach Süden aufbrach. Ende Juni traf er am Lago Maggiore ein, drei Wochen später hatte er seine irdische Bahn vollendet. Der Geschichte der Mathematik gehört er für ewig.

Vgl. Riemann's gesammelte mathematische Werke und wissenschaftlicher Nachlaß, herausgegeben unter Mitwirkung von R. Dedekind von H. Weber, Leipzig 1876. Cantor.

Riemer: Friedrich Wilhelm R., geboren am 19. April 1774 zu Glatz als Sohn eines preußischen, aus der Mark stammenden Beamten, wurde wegen frühzeitiger Neigung zur Zeichenkunst dem Geniewesen bestimmt, aber durch Verweigerung der Aufnahme in die Potsdamer Ingenieurschule dem Studium zugeführt, das er in seiner Vaterstadt im Privatunterricht begann und auf der Realschule des Magdalenäums zu Breslau fortsetzte. Er genoß die besondere Gunst des Rectors Manso, der ihn auch von dem Gedanken, zum Zwecke künstlerischer Ausbildung sich nach Berlin zu wenden, abbrachte. 1794 ging er nach Halle, um Theologie und Philologie zu studiren, wurde aber bald durch F. A. Wolf, der sich seiner auch freundschaftlich annahm, ausschließlich für die letztere gewonnen. Die auf Anrathen Wolf's angetretene akademische Laufbahn — er las als Privatdocent in Halle über griechische Grammatik, Herodian,

Lukian, Cicero — mußte er wegen Mangels an Vermögen nach anderthalb Jahren aufgeben, um vorläufig auf den Broterwerb bedacht zu sein. Die in diese Zeit fallenden Anfänge seiner schriftstellerischen Thätigkeit sind unselbständige Uebersetzerarbeiten, darunter „Sainte-Croix Widerlegung des Wolfischen Paradoxons über die Gedichte Homers" (anonym Leipzig 1798) mit einer anonymen Vorrede Wolf's. Mit Zustimmung desselben begann er, ohne specielle Vorstudien, einen Auszug aus J. G. Schneider's 1797 f. erschienenem griechisch-deutschen Wörterbuch. Die qualvolle Arbeit setzte er in Tegel im Familienkreise W. v. Humboldt's fort, dem er auf Wolf's Empfehlung als Hauslehrer seit Ende 1801 angehörte. Das auf Schätzung seines Charakters und seiner Tüchtigkeit begründete Verhältniß zu diesen beiden durch gleiche wissenschaftliche Bestrebungen und durch persönliche Freundschaft so eng verbundenen Männern, das auch in der Folgezeit ein freundschaftliches blieb, war für ihn eine hohe geistige Schule und eine würdige Vorbereitung für seine nachmalige Stellung in Goethe's Haus. Humboldt folgte er auch im September 1802 nach Italien, als dieser den Gesandtschaftsposten an den Höfen von Mailand, Rom und Neapel antrat. Nach mehreren glücklichen Monaten in Rom sah er sich, um die unterdessen stockende Arbeit am Wörterbuch — am zweiten Bande war in ungenügender Weise eine Hülfskraft thätig gewesen — wieder in Gang zu bringen, zur Rückkehr genöthigt und schloß sich Juli 1803 seinem römischen Freunde Fernow an, als dieser einem Rufe nach Jena folgte. Den am 3. Septbr. in Weimar Angekommenen nahm Goethe wenige Tage darauf als Lehrer für seinen damals vierzehnjährigen Sohn August ins Haus. Hier vollendete er die wider Willen übernommene Arbeit am Wörterbuch, zu der er sich selbst jegliches Talent absprach (1. Aufl. 1802—1804, 2. 1815 f., 3. 1819 f., 4. 1823 und 1825). In den Vorreden zu den verschiedenen, zumeist unter ebenso ungünstigen Verhältnissen wie die erste zustande gekommenen Auflagen, in denen er sich von seiner Grundlage immer freier macht, klagt er, polternde Auseinandersetzungen mit seinen Fachgenossen einflechtend und hier und da Goethische Ideen umschreibend — z. B. gegen die Sprachreinigung (Goethe an Riemer 30./VI. 1813, vgl. Briefe von und an Goethe S. 199 f.) — über den Mangel einer methodischen griechischen Grammatik (Wolf an Riemer, Briefe S. 248 f.), und richtet als ein Schüler der Hemsterhuis'schen Lehre sein Augenmerk auf die Gesetze der Analogie und entsprechend der Grundrichtung seines philologischen Talentes auf die Etymologie. W. v. Humboldt's und F. A. Wolf's lobende Urtheile (Briefe S. 244, 248 f., 251) sind werthvoll als Schätzung durch zeitgenössische Sprachgelehrte. (Vgl. auch Bursian, Gesch. d. class. Philol. in Deutschl. 1, 509.) Goethe persönlich war er „als gewandter Kenner der alten Sprachen höchlich willkommen" (Annalen 1803), und er wurde Goethe's antiquarischer Beirath als Nachfolger des 1804 nach Dresden abgehenden Böttiger (Schiller an Goethe 14./XII. 1803). Goethe's bisherige Secretäre waren mehr oder weniger bloße Schreiber gewesen; mit R. trat ein Gelehrter in seinen Dienst und zwar als wissenschaftlicher Helfer und Mitarbeiter. Der Lehrer seines Sohnes wurde bald der Theilnehmer seiner eigenen wissenschaftlichen und ästhetischen Thätigkeit; und dies nicht bloß auf dem Gebiete der Philologie und Alterthumskunde, sondern auch auf dem ihm ferner liegenden der Naturwissenschaften, so der Geologie, Osteologie und besonders der Optik. Goethe selbst hat in Briefen und in seinen autobiographischen Schriften rühmend und dankend davon Zeugniß gegeben. R. hat für Goethe's Arbeiten Materialien gesammelt und hauptsächlich massenweise Excerpte aus den antiken Schriftstellern zusammengetragen; wie denn der lexikalische Abschnitt „Farbenbenennungen der Griechen und Römer" und der sprachwissenschaftliche „Der Ausdruck Trüb" im historischen Theil der Farbenlehre von ihm herrühren. (So auch Personen- und

Sachregister der Bände „Zur Farbenlehre".) Der Optik brachte er auch selbstständiges Interesse entgegen, Sinn und Talent für Zeichnen und Malen veranlaßten ihn zu eigenen Versuchen, und so schrieb er auf Grund derselben, bald aphoristisch, bald ausführlicher, seine Gedanken darüber nieder — das Goethearchiv bewahrt unter Goethe's Materialien viele derartige Riemer'sche Papiere und Zeichnungen — ja sogar zur scheinbaren Zufriedenheit Goethe's einen (verloren gegangenen) Aufsatz über die paroptischen Farben (Briefe S. 181, Mittheilungen 2, 564). R. war für Goethe als Helfer seiner weiten und breiten Studien bald wichtiger geworden wie als Lehrer seines Sohnes, und als dieser 1808 zur Universität abging, blieb R. in ersterer Eigenschaft in Goethe's Haus bis Ostern 1812, wo er als Professor am Weimarischen Gymnasium angestellt wurde. R. selbst hat diese neun Jahre fast täglichen Verkehrs — er begleitete Goethe auch auf Reisen und war während dieser Zeit fünf Mal mit ihm in Karlsbad — zu den schönsten und werthvollsten seines Lebens gerechnet. Wie Goethe ihn zu sich emporhob, ihn an seiner weitverzweigten Gedankenarbeit theilnehmen ließ, ihn in seine poetischen und wissenschaftlichen Pläne einweihte (vgl. auch Goethe an W. v. Humboldt 18./VI. 1821, 22./VII. 1823, 1./XII. 1831, 17./III. 1832), aber auch dem Geringeren Anregung, Förderung und thatkräftige Hülfe bot und von dessen Talent und Wissen zu seinen Zwecken dankbar Nutzen zog, ersah man früher aus seinen Briefen an ihn, sowie aus Riemer's „Mittheilungen", jetzt am besten aus dessen erst kürzlich bekannt gewordenen Tagebüchern, zu deren Führung ihn wie so viele aus seiner Umgebung gewiß Goethe angeregt hat. Die bisherige Publication derselben hat allerdings nur das auf Goethe bezügliche, und dies auch zeitlich beschränkt, herausgehoben, aber sie zeigt zur Genüge, was beide Männer einander waren. Das persönliche Verhältniß war im großen Ganzen, obwol R. doch vielfach Schreiber- und Handlangerdienste verrichten mußte, und seinem unzufriedenen, reizbaren Wesen dies nicht immer behagen mochte, ein gutes und annehmliches. Goethe schätzte sein Talent und Wissen, sprach ihm aber (Unterhaltungen mit Kanzler Müller S. 50) eigentliche Charakterstärke ab. Nur von einer einzigen persönlichen Reibung ist etwas bekannt (Mai 1809, vgl. Goethe-Jahrbuch 1, 242 f.), die aber durch Goethe's Tact und würdevolle Energie sofort beigelegt wurde. In späteren Jahren hat das schlechte Verhältniß zu August seit 1816 (vgl. Goethe-Jahrbuch 2, 278 f.) auch eine zeitweilige Trübung der Beziehungen zu Goethe im Gefolge gehabt. Besonders wichtige Dienste leistete R. Goethe bei der Correctur der Werke; aber er war auch hier nicht bloß Corrector des Druckes, sondern Goethe ging mit ihm besprechend die Manuscripte durch — wobei der gewandte, an Worten und Wendungen reiche Stilist oft guten Rath geben konnte (Eckermann[6] 1, 134) — und überließ sie ihm, wie bei der Ausgabe letzter Hand Göttling, mit weitgehender Freiheit nicht allein in Sachen der Orthographie und Interpunction, sondern auch des Stils (vgl. Briefe S. 194 f., 202 f., 228). So hat er die Wahlverwandtschaften und die Wanderjahre (Goethe-Jahrbuch 1, 243), die Annalen und Dichtung und Wahrheit, zu welch' letzterem er den Titel angegeben hat (Mittheil. 1, 397), die Italienische Reise — von R. ist auch die Uebersetzung der Ovidischen Schlußverse (Briefe S. 230 f.) — ganz oder theilweise, im Manuscript oder im Druck durchgesehen. Er war Goethe's einziger Helfer bei der ersten und zweiten Cottaischen Gesammtausgabe (1806 ff. und 1815 ff.), und mit Eckermann und Göttling thätig an der Ausgabe letzter Hand. Nach Goethe's Tode gab er mit Eckermann in den 20 Schlußbänden dieser Ausgabe den Nachlaß heraus, den er — mit Ausschluß des wissenschaftlichen Theils — nebenher für die gleichfalls mit Eckermann besorgte, soge-

nannte Quartausgabe (1836 f.) verwerthete. Auch an der Verfertigung des Inhalts- und Namensverzeichnisses für die Ausgabe letzter Hand war er betheiligt. Schon in der ersten Cottaischen Ausgabe hat er von der ihm ertheilten Freiheit vielfach tadelnswerthen Gebrauch gemacht; doch die stärksten Vorwürfe der Ungenauigkeit, Willkür und Kritiklosigkeit in Anordnung und Textbehandlung treffen R., den „Philologen", als Herausgeber des Nachlasses, wenn diese Bände auch für die erste Möglichkeit eines Gesammturtheils über den Todten höchst Werthvolles enthalten. Jetzt sind z. B. zahlreiche Aenderungen des Fausttextes (2. Theil) von Erich Schmidt im 15. Bande der Weimarischen Goetheausgabe auf Grund der Handschriften berichtigt. Wichtig ist die Quartausgabe durch die auf Grund der Tagebücher von R. und Eckermann verfertigte „Chronologie der Entstehung Goethischer Schriften" und die Datirung vieler Gedichte aus den Tagebüchern. Gleich unphilologisch verfuhr R. als Herausgeber auch in den „Briefen von und an Goethe. Desgleichen Aphorismen und Brocardica" (Leipzig 1846), einer in vielen Beziehungen werthvollen Ergänzung der Goethischen Briefwechsel. Besonders die sehr lückenhafte und ungenaue Mittheilung von Goethe's Briefen an Meyer (vgl. Goethe-Jahrbuch 3, 234 f.; 4, 164 f.; 5, 23) legt das Vorurtheil nahe, daß auch die Correspondenz mit Zelter (Berlin 1833 f.), zu deren Herausgabe Goethe R. noch bei Lebzeiten auserkoren hatte (an Zelter 29./I. u. 19./II. 1831), derselben Mängel nicht gänzlich baar sein dürfte (vgl. auch an Zelter 3./I. 1832). Das persönliche Element, das diesen Veröffentlichungen innewohnt, tritt am stärksten zu Tage in den „Mittheilungen über Goethe. Aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen" (Berlin 1841, 2 Bde.). Persönliche Erinnerungen, Kenntniß von ungedruckten Briefen und Tagebüchern, genaueste Bekanntschaft mit Goethe's Werken, Aufzeichnung seiner im Gespräche gemachten Aeußerungen, sowie die Führung eines Tagebuches kamen diesem ersten Versuch einer Gesammtdarstellung Goethe's zu statten. Er will keine Entwicklungsgeschichte geben, keine Leben und Wirken einheitlich gestaltende Biographie; sondern es werden nach äußerlichen Eintheilungsgründen — Persönlichkeit, Gesundheit, Thätigkeit, Eigenheiten u. s. w. — einzelne Züge seines Charakters an Aussprüchen und Handlungen aufgezeigt und das Biographische, aber nur für einige Weimarer Jahre, mehr äußerlich und anekdotenhaft abgethan, wobei zumeist Goethe selbst in Briefen und Tagebüchern das Wort führt. Diesen Mängeln der Composition, theilweise entschuldbar durch das Fehlen geeigneter Vorarbeiten, stehen starke Mängel der Darstellung zur Seite: erdrückendes Aufspeichern pedantischer Gelehrsamkeit in Citaten aus antiken und modernen Schriftstellern, störendes Aneinanderreihen von Goethischen Parallelstellen, unleidliche Häufung von unnöthigen und schwer verständlichen Fremdwörtern, Schwerflüssigkeit des Stils, vollständige Unfähigkeit objectiver Beurtheilung und körperlicher Gestaltung — Mängel, welche durch die starke innere Wärme, die begeisterte Hingabe an Goethe nicht verdeckt werden, und welche heutigen Lesern das Werk ebenso unverdaulich machen, als es heftige, oft ungerechte Polemik, kampflustiges Aushauen nach allen Seiten, starke subjective Gereiztheit des Tons, und vor allem eine engherzige, falsche Beurtheilung anderer Größen neben Goethe — insbesondere Schiller's — unerquicklich machen. Doch ist vorsichtige und kritische Benützung der „Mittheilungen", weil aus directem Verkehr mit Goethe hervorgegangen, viele Details zur Entstehungsgeschichte und Erklärung einzelner Werke enthaltend und aus nunmehr versiegten Quellen schöpfend, auch für die heutige Wissenschaft unerläßlich. (Das Urtheil eines Zeitgenossen s. Erinnerungen und Leben der Malerin Luise Seidler[2] S. 365.) Kleinere Aufsätze in Goethe's Zeitschrift „Kunst und

Alterthum" („Freundes Gutachten" III, 3, 52 ff., „Deutscher Natur-Dichter" IV, 2, 84 ff., „Einiges zur Geschichte des Uebersetzens" VI, 3, 574 ff.) haben keinen originalen Werth: Goethischen Ausführungen sich anschließend oder durch Goethe angeregt, zeigen sie das geistige Gepräge dieses ihres Vorbildes. Zwei Aufsätze „Goethe am Hofe zu Weimar" und „Goethes Scheiden von der Theaterleitung" in „Berühmte Schriftsteller der Deutschen" 1, 11 ff. sind belanglos. Er gab ferner nach Meyer's Tode den 3. Theil von dessen Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen und Römern „Zeit ihres Abnehmens" heraus (Dresden 1836) und versah ihn mit einer kurzen Vorrede, die den Gang von Meyer's Studien knapp skizzirte. Auch als Dichter trat R. hervor. Sein Talent war zumeist ein formales, geschult an den Classikern. So schätzt der „Uebersetzer" Knebel seine Einsicht und seinen Rath (Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel 1, 269 f., 313); Goethe selbst benützt ihn auch dichterisch als formgewandten Helfer besonders in metrischen Nöthen, sei es, daß er ihm die Abtheilung der rhythmischen Prosa des „Elpenor" in Verse überträgt (Mitth. 2, 625), sei es, daß er ihn für „Pandora" um metrischen Rath angeht (Briefe S. 182), oder ihm sogar, wie in dem Festspiele zur Eröffnung des Theaters in Halle „Was wir bringen" (1814) die poetische Ausführung eines Planes anvertraut (Annalen 1814, Hempel 11, 1, 366 ff.). An der Bearbeitung von „Romeo und Julie" war R., wie Goethe behauptet (Annalen 1811, Hempel 27, 198), nicht betheiligt (vgl. Biedermann's Anmerkung). Dagegen hat er mit Einsiedel Calderon's „Leben ein Traum" übersetzt und für die Weimarische Bühne bearbeitet (Annalen 1811, Goethe an Frau v. Humboldt 7./IV. 1812, an Zelter 8./IV. 1812, Einsiedel an R., Briefe S. 253), wo diese Bearbeitung in den Jahren 1812, 1813, 1814, 1816, 1817 und noch 1832 gegeben wurde (vgl. auch Böttiger, Litt. Zustände und Zeitgenossen 2, 237). Mit Wolff plante er 1812 eine Faustaufführung und eine Neubearbeitung des Egmont (Annalen 1812, Mitth. 2, 551). Zwei Gedichtsammlungen („Blumen und Blätter von Silvio Romano", 2 Bde., Leipzig 1816 u. 1819; „Gedichte von Friedrich Wilhelm Riemer", 2 Bde., Jena 1826) geben Zeugniß von seinem dichterischen Bemühen. So nahe es liegt, in ihnen Goethe's Einfluß zu suchen, wird man doch kaum mehr finden als Aneignung gewisser äußerlicher Sprachmittel und Formen. Seine Poesie quillt nicht aus einem vollen Herzen, sondern ist die achtungswerthe Verstandesarbeit einer gereiften Einsicht, einer hohen Bildung und eines feinen Formsinnes. Auch hier guckt das Lehrhafte seiner Natur durch in gelehrten Anspielungen, in antiker Mythologie, in Fremdwörtern und überkühnen Sprachbildungen. Viel Gelegenheitspoesie zu festlichen Anlässen in der fürstlichen Familie, zu Maskenzügen — wie Goethe —, auf hervorragende Personen des Weimarischen Kreises, worunter natürlich Goethe obenan. Von der 1807 f. in Jena grassirenden „Sonettenwuth" (Mitth. 1, 35; 2, 596) war auch er ergriffen — aber ohne „Raserei der Liebe", und so hetzt er die Sonettenform, die in seinen Gedichten überwiegt, zu Tode. Ihnen fehlt vor allem Einfachheit und Natur echter Lyrik, doch ist ihm hie und da auch ein einfacher Ton gelungen, wie denn sein Trinklied „Ergo bibamus" Anregung und Grundform zu Goethe's gleichnamigem Liede gegeben hat. Auch als Uebersetzer versuchte er sich. — Neben der Lehrerstelle am Gymnasium — Goethe verlor ihn ungern aus seinem Hause (an Knebel 25./III. 1812, an Frau v. Humboldt 7./IV. 1812, an Zelter 8./IV. 1812) — erhielt er 1814 auch die Stelle eines zweiten Bibliothekars an der großherzoglichen Bibliothek (vgl. Goethe's Briefe an Voigt S. 326) und heirathete 1814 Karoline Ulrich, die langjährige Hausgenossin (seit 1809) und Freundin von Goethe's Frau; beiden hatte sie auch Secretärdienste geleistet. (Auf sie das Gedicht Hempel 3, 352; vgl. über sie Luise Seidler a. a. O. S. 53.)

Erstere gering besoldete und sehr anstrengende Stellung gab er 1820 auf. Goethe that alles mögliche, um ihn für Weimar und sich zu erhalten (Brief an v. Müller 8./V. 1820, Gegenwart 16. Juni 1877) und unterstützte ihn aus eigenen Mitteln. 1831 wurde er Hofrath, 1837 Oberbibliothekar, 1841 geheimer Hofrath, † am 19. December 1845.

K. G. Nowack, Schlesisches Schriftsteller-Lexikon, 3. Heft, Breslau 1838, S. 125—130, offenbar von R. selbst verfaßt, wörtlich übergegangen in F. v. Biedenfeld, Weimar. Ein Führer für Fremde und Einheimische. Weimar 1841, S. 291—297 und in „Neuer Nekrolog der Deutschen", 23. Jahrg. 2. Theil, Weimar 1847, S. 972—977. — Goedeke 3, 1203 f. — Strehlke, Goethe's Briefe 2, 90 ff. — Der theilweisen Veröffentlichung von Riemer's Tagebüchern durch Robert Keil (Deutsche Revue 1886: Januar, Mai, October, 1887: Januar, Februar, März, Juli, October) soll eine vollständige Ausgabe mit biographischer Einleitung von demselben Verfasser folgen.

Julius Wahle.

Riemer: Johannes R., Theologe und Dichter, am 11. Februar 1648 in Halle geboren, widmete sich in Jena, wo er seine Studien absolvirte, der akademischen Laufbahn. Im Begriffe mit Zöglingen als Hofmeister eine größere Reise anzutreten, wurde er 1678 als Nachfolger Christian Weise's zum Professor der Eloquenz und Poesie an das Gymnasium in Weißenfels berufen. Später wirkte er als Pastor primarius in Osterwieck im Halberstädtischen, wurde 1690 Superintendent in Hildesheim und beschloß, nachdem er als Pastor primarius an die Hamburger Jacobikirche nach dem Tode Joh. Balthasar Schupp's gekommen war, nach zehnjähriger erfolgreicher Wirksamkeit daselbst am 10. Sept. 1714 sein Leben. Die Richtungen in Riemer's litterarischer Thätigkeit stehen, wenn man von seinen durchaus bedeutungslosen, wenn auch zahlreichen homiletischen und Erbauungsschriften (An- und Abzugspredigten, Schlaflose Nächte oder Evangelien Postill, Evangelische Gleichniß-Reden u. s. w.) absieht, in enger Verbindung mit der litterarischen Production der Männer, deren Amtsnachfolger er wurde. Auf Christian Weise stützen sich seine dramatischen und erzählenden, auf J. B. Schupp die satirischen Werke. Riemer's „Lustige Rhetorica, in welchem ein gantz neuer Weg zur Rede-Kunst, jedoch mit lauter Verwunder- und Lächerlichen Exempeln gewiesen wird" (Merseburg 1681), sein „Verbesserter und vermehrter Lust-Redner" u. s. w. gehen zwar in ihrer Form gleichfalls auf die Poetiken des Zittauer Schulrectors zurück, aber während dieser nur in heiterer Weise belehren will, hat R. noch oft das Reizmittel scharfer Satire von seinem geistlichen Vorgänger im Amte, von Schupp, entlehnt. Dieses mag auch der Grund gewesen sein, warum R. von seinen Zeitgenossen die Autorschaft des unter dem Pseudonym Reinhold Hartmann herausgegebenen „Reime oder ich fresse dich" allgemein zugeschrieben wurde, während diese meisterhafte litterarische Satire nach Martin Kempe's bestimmten Aeußerungen, unzweifelhaft dem Naumburger Advocaten G. W. Sacer zuzuweisen ist.

Riemer's Bühnenwerke stehen ganz auf dem Boden Weise'scher Dramatik, die in ihren realistischen Bestrebungen und steter Rücksichtnahme auf „Natürlichkeit" eine wirksame oppositionelle Strömung gegen die Lohenstein'sche Richtung bedeutet. Wie Weise, so läßt auch R. seine Stücke von seinen Gymnasiasten aufführen, z. B. seine prosaische Tragikomödie „Der Tyrannische Großvater oder der glückliche Bastard". Die in Weißenfels 1712 in zweiter Auflage erschienene Sammlung: „Der Regenten bester Hofmeister oder Lustiger Hofparnassus" enthält neben drei anderen Stücken, unter dem Titel „Der Staatseifer", auch eine dramatische Bearbeitung des Maria Stuartstoffes. In allen seinen Stücken läßt er sich von der Ueberzeugung leiten, die er im Vorworte zum „Lustigen Hof-

parnassus“ ausspricht, daß „die köstlichsten Prediger vom Theater kämen“. In seinen Lustspielen, die unter dem Titel „Amor der Tyrann“, 1685 erschienen sind, zeigt er sich stofflich von Hofmannswaldau angeregt. Dagegen ist der gleichfalls von Hofmannswaldau beeinflußte „Graf von Gleichen“, der R. zugeschrieben wird, geistiges Eigenthum des unter dem Pseudonym Rathian dichtenden Wolfgang Christoph Raethel.

Am meisten ist R. durch seine Romane bekannt geworden, in denen er den von Ch. Weise eigenartig aufgefaßten Begriff des „Politischen“ als des im praktischen Leben sich bewährenden, klugen, gewandten und gefälligen Benehmens, gleich seinem Meister für die Erzählung verwendete. R. bereicherte diese „politische“ Litteratur die damals Deutschland überfluthete, mit einer Reihe „politischer“ Beiträge, von denen der unter dem Pseudonym „Galanisander“ herausgegebene „Politische Stockfisch“ den größten Erfolg hatte. Dieses später von Thomasius, Holberg u. a. verspottete, aber seiner Zeit vielgelesene Buch ist ein, sclavisch der Weise'schen Manier nachgeäffter, Roman, dessen Episoden inhaltlich, manche ganz, manche theilweise von Bocaccio abhängig sind. Von Riemer's sonstigen sehr zahlreichen litterarischen Leistungen, seien neben seiner „Apophtegmatischer Vormünd“ betitelten Aphorismensammlung, der ältesten deutschen dieser Gattung, noch der von Neumeister — seinem Hamburger Nachfolger im Amte — in seiner Dissertation empfohlene „Schatzmeister aller Leid und Freud Complimenten“ als die einzig erwähnenswerthen hier genannt. R. wußte geschickt sich vorhandenen Richtungen anzuschließen, ohne allzusehr nach Art der unselbständigen Nachahmer die Eigenart der Meister zu übertreiben. Er selbst hat nach keiner Richtung hin vorbildlich gewirkt.

Neu vermehrtes Historisches und Geographisches Allgemeines Lexikon, Basel 1744, V. Th., S. 1143 ff. Max v. Waldberg.

Riemer: Valentin R., Rechtsgelehrter, geboren zu Hirschberg in Schlesien nach dem Tode seines Vaters, welcher dort Syndicus gewesen war, im Februar 1582, erhielt seine gelehrte Vorbildung an der Magdalenenschule in Breslau, wo er soweit gefördert wurde, daß er sich gleich nach dem Abgange den Magistergrad in Leipzig holen konnte; studirte in Leipzig, Marburg und Gießen, ward 1614 in Jena zum D. U. J. creirt, heirathete an seinem Promotionstage Susanna Elisabeth, Tochter des sächsischen Kanzlers Johannes Wex, erhielt 1616 zu Jena als Nachfolger des weggehenden Joh. Gryphiander eine Professur der Poesie und Geschichte, 1619 ebendort eine solche der Jurisprudenz, ward 1638 außerordentlicher, bald darauf ordentlicher Assessor der Jenenser Curia provincialis, und starb, 53 Jahre alt, am 21. April 1635. — Sein Hauptwerk sind die „Decisiones iurium controversorum“, Jenae 1615.

Zeumer, Vitae professorum Jenensium II, 102 ff. — Stintzing, Geschichte der Rechtswissenschaft in Deutschland II Anhang (von Landsberg), S. 262, Anm. 1. Ernst Landsberg.

Riepel: Joseph R., der Sohn eines Gastwirths in dem oberösterreichischen Dorfe Horschlag, wo er gegen 1708 geboren ist, war berufen, ein in seiner Zeit berühmter Musiktheoretiker zu werden. Nachdem er in Graz die lateinische Schule besucht hatte, bekleidete er anfänglich den Posten eines Schulmeisters, diente dann einem vornehmen Herrn als Kammerdiener und hatte Gelegenheit, mit demselben durch fast ganz Europa zu reisen. Der innere Drang zum Lernen nebst dem Bestreben, seinen Gesichtskreis zu erweitern, mag ihn wohl bewogen haben, die eng begrenzte Stellung in Graz aufzugeben und dem vornehmen Herrn als Kammerdiener zu folgen, in welcher Stellung er wohl hoffen konnte, seinen Wissensdrang zu stillen. Wie weit er schon damals die Musik

als besonderes Ziel ins Auge gefaßt hatte, ist nicht bekannt, auch wissen wir nicht, wann er sich von seinem Dienstherrn getrennt hat und seine eigenen Wege wandelte, nur soviel ist bekannt, daß er einen längeren Aufenthalt in Dresden dazu benützte, Unterricht in der Musikwissenschaft zu nehmen und daß wohl hier der Plan in ihm reifte, sich ganz der Musik zu widmen. Vom Jahre 1751 ab finden wir ihn als wohlbestallten Musikus in der fürstlich Thurn- und Taxis'schen Musikcapelle in Regensburg angestellt, an der er später zum Musikdirector ernannt wurde und hier am 23. October 1782 sein Leben beschloß.

Riepel's Verdienste bestehen in seinen Bestrebungen, die theoretische Seite der Musik besonders gepflegt zu haben. Als Praktiker war er Violinist und als Componist hat er unzählige Werke im Manuscript hinterlassen, theils Kirchenstücke, theils Instrumentalwerke. Letztere sind mit der Zeit verschwunden und was sich noch erhalten hat, liegt in Regensburg. Seine theoretischen Werke dagegen sind gedruckt und manches ist in mehreren Auflagen erschienen. Auch scheint er als Lehrer einen großen Ruf genossen zu haben, denn die Gesprächsform, die er in seinen Werken anwendet, läßt das Verhältniß vom Lehrer zum Schüler deutlich erkennen. R. lebte in einer Zeit, in der die Theorie der Musik eine gewaltige Umwälzung erfuhr und eine Reihe gelehrter und schlagfertiger Männer mit Geistesschärfe und oft auch mit beißendem Witze neue Lehrsätze aufstellten und die alten mit Feuer und Schwert zu vertilgen suchten, während von der anderen Seite mit gleicher Heftigkeit das Alte gegen das Neue vertheidigt wurde. Rameau in Frankreich und Mattheson in Deutschland waren die Revolutionäre: der Franzose als Begründer des neuen Harmoniesystems und der Deutsche als Bekämpfer veralteter Gebräuche und Vertheidiger der neuen Ideen. R. zeigt sich auch hier als echter Lehrer der Tonwissenschaft, daß er Streit und Hader nicht in die Lehrmethode hineinträgt, sondern vom Neuen und Alten nimmt, was ihm als richtig erscheint und in klarer, wenn auch in sehr umständlich breiter Weise bespricht. Er geht von dem sehr richtigen Grundsatze aus, daß selbst die beste Erklärung dem Schüler gegenüber von wenig Nutzen ist, wenn nicht das Musikbeispiel ihn praktisch anleitet die Regel zu verwerthen und nehmen die Beispiele daher in Riepel's Werken mehr Raum in Anspruch, als seine theoretischen Auseinandersetzungen. Sein frühestes Werk sind die „Anfangsgründe zur musikalischen Setzkunst: Nicht zwar nach altmathematischer Einbildungsart der Zirkel-Harmonisten, sondern durchgehends mit sichtbaren Exempeln abgefaßt". Wir sehen schon im Titelwortlaut den Praktiker, der den Schüler nicht mit gelehrtem Ballast beschweren will, sondern den praktischen Weg zum Componiren führt. Die erste Ausgabe scheint in Augsburg 1752 erschienen zu sein, die zweite schon 1754. Bald darauf erschienen die „Grundregeln zur Tonordnung insgemein. Abermal durchgehends mit musikalischen Exempeln abgefaßt und gesprächsweise vorgetragen", Augsburg 1755. Diesen folgten 1757, 1765, 1768 und 1776 vier andere Werke, die theils die Elementarlehre behandeln, theils aber auch den Contrapunkt und die Anleitung zur Composition von Gesangswerken enthalten. Von seinen Schülern ist nur einer namhaft zu machen, der Regensburger Cantor Schubart, der nach dem Tode Riepel's dessen „Sieben Baßschlüssel" 1786 herausgab. Auch eine Vorarbeit eines musikhistorischen Werkes fand Mettenleiter in einer Regensburger Bibliothek. Letzterer widmet in seiner Musikgeschichte der Stadt Regensburg (Regensburg 1866 S. 277) R. einen ausführlichen Artikel.

Robert Eitner.

Riepenhausen: Ernst Ludwig R., Zeichner und Kupferstecher, geboren zu Göttingen 1765, † daselbst 1839. Er bildete sich nach Chodowiecki's Kupferstichen, den er treu nachahmte, aber doch nicht erreichte. Eine große Anzahl

seiner kleinen Blätter befindet sich in verschiedenen Jahrgängen des Göttinger Almanachs, die durch die Illustrationen gewannen, besonders als R. seit 1789 die sittenbildlichen Folgen der Hogarth'schen Originalstiche in verkleinerten Copien in denselben veröffentlichte. Da die Originale Hogarth's für die große Menge ihres hohen Preises wegen unerreichbar sind, so ist es ein Verdienst Riepenhausen's, daß er die Kenntniß des englischen Künstlers den deutschen Kunstfreunden vermittelte. Später gab er diese Copien als Ganzes heraus und zwar gleichsam als Atlas zu den witzigen Erklärungen Lichtenberg's über Hogarth's Werke. Neben diesem seinem Hauptwerke erschienen von ihm noch Copien nach Flaxman's Skizzen aus der Ilias und der Odyssee. Außerdem erschienen in verschiedenen Romanen und Almanachen gelegentlich kleine Illustrationen von ihm. Er war Universitätskupferstecher in Göttingen.

Seine beiden Söhne Franz (1786—1831) und Johann (1788—1860) waren auch Kupferstecher. Diese arbeiteten gemeinschaftlich, hielten sich lange in Italien auf, um die vorraphaelischen Meister zu studiren. Ihr Hauptwerk ist die 1810 erschienene „Geschichte der Malerei in Italien“, dem viele andere nachfolgten. Andresen gibt im dritten Bande seiner „Maler-Radirer“ eine Lebensbeschreibung und ein vollständiges Verzeichniß der Werke dieser beiden Söhne.

S. Förster. — Nagler, Monogr. — Kugler. Wessely.

Riepl: Franz Xaver R., Professor der Waarenkunde und Naturgeschichte am polytechnischen Institut in Wien, später Director der Kaiser Ferdinands-Nordbahn, erwarb sich als Technologe einen geachteten Namen. Geboren am 29. November 1790 zu Graz, erhielt R. nach vollendeten naturwissenschaftlichen und technischen Studien eine Professur der Waarenkunde und Naturgeschichte am polytechnischen Institut in Wien. Das Jahrbuch des polytechnischen Instituts enthält mehrere schätzenswerthe Abhandlungen Riepl's, unter anderem „Ueber Verwendung der Trapparten zu wasserbeständigen Cementen“ (daselbst I, 1819); „Uebersicht der Steinkohlenbildungen in der österreichischen Monarchie“ (daselbst II, 1820); „Darstellung der Eisenerzgebilde in dem Gebirge der österreichischen Monarchie“ (daselbst III, 1822). Außerdem publicirte R. noch „Entwicklung der Theorie über die häufige Erscheinung des raschen Emporsteigens unterirdischer Gewässer“ (Medic. Jahrb. d. österr. St. I, 1822); „Ueber Goldlagerstätten der österreichischen Alpen“ (Neues Jahrb. 1839); „Ueber die Gruben des Rathhausberges bei Gastein“ (daselbst 1836), und eine geognostische Karte von Böhmen. Später übernahm er die Direction der Ferdinands-Nordbahn in Wien, wo er am 25. April 1857 starb.

Poggendorff, Biogr.-litt. Handw. 641. v. Gümbel.

Rieppel: Ferdinand R., Historienmaler und Kunststicker, wurde am 14. December 1818 auf dem seinen Großeltern gehörigen Hammeranwesen Hopfau bei Erbendorf (in der Oberpfalz) geboren. Welch' tiefer Ernst oft im kindlichen Spiele liegt, beweist die Thatsache, daß der frühreife Knabe sich mit selbsterfundenen Zeichnungen zu Stickereien und deren Ausführung beschäftigte; was er seinen talentvollen Schwestern ablauschte, versuchte er in schulfreien Stunden mit der Nadel nachzubilden, ahnungslos, daß es dereinst sein Lebensberuf werden sollte, die alte Kunsttechnik der sogenannten Nadelmalerei in neuen Flor zu bringen. Vorerst wurde R. freilich nur zum Faßmaler bestimmt und bei dem Vergolder Joh. Wild in Kemnath zünftig aufgenommen. Doch übte er sich nebenbei auf eigene Faust ebensowol in der Musik, wie in der Landschaftsmalerei, bis er um 1840 den Weg nach München nahm und an der Akademie gleichzeitig mit Karl Piloty und den jetzt als Glasmaler thätigen Brüdern Heinrich und Burkhardt aufgenommen wurde. Der biedere Joseph Schlotthauer und Clemens

Christian Zimmermann schulten den lernbegierigen Eleven, welcher nebenbei durch Porzellanmalerei die nothwendigen Existenzmittel erringen mußte. Liebe und Noth machen erfinderisch. So gründete R. 1844 ein Zeichnungsgeschäft für Kunststickerei und lieferte Vorlagen für großindustrielle Firmen wie Hage, Grosjean, Gerdeißen, Jörres u. a., bis er 1869 eine eigene Anstalt für Kunststickerei gründete, wobei seine hochgebildete Tochter Marianne R. die Leitung des praktischen Theiles besorgte. Aus diesem Institut, dessen durchweg artistische Richtung Rieppel's unbestrittenes Verdienst blieb, ging eine große Anzahl von Arbeiten hervor, welche sowol weltlichen als liturgischen Ansprüchen, Bedürfnissen und Bestellungen entsprechen. R. verstand nicht nur, in hohem Grade stilgerecht zu zeichnen, sondern seine Entwürfe und Compositionen auch dem jeweiligen Material anzupassen und sie ausführbar zu machen. Was hier mit vereinten Kräften durch Vater und Tochter geleistet wurde, erhielt die gerechte Anerkennung und Bewunderung. So entstand z. B. im Auftrage ungarischer Edelleute, darunter auch Se. Eminenz der kunstsinnige Fürstprimas Simor, eine Fahne, welche, ebenso prächtig wie stilgerecht, bei ihrer Ankunft zu Preßburg einen wahren Beifallssturm hervorrief; dann folgte (nach den Entwürfen von Adolf Guggenberger) eine Fahne für das Gymnasium St. Stephan zu Augsburg, deren Ausführung eine Arbeit von 310 Tagen in Anspruch nahm; ein Banner für die Bergknappen in Berchtesgaden u. s. w. Die prachtvollen Fahnenbänder, welche König Ludwig II. zum Jubiläum des ersten Infanterieregiments „König" stiftete, gingen aus dieser Anstalt hervor. Auch kostbare Arbeiten für Kirchenschmuck und liturgische Gewänder, Dalmatiken und Anderes wurden nach allen Theilen der Welt geliefert. Vieles entstand auch für andere Firmen. Im J. 1876 wurde R. auf der Münchener Kunstindustrieausstellung prämiirt und erhielt ein ehrenvolles, rühmliches Diplom, ohne daß jedoch sein Name in den officiellen Katalog gekommen wäre. — Es gibt stille Menschen, die nie etwas aus sich machen, nie ihre Fähigkeiten vor den Augen der Welt auslegen oder nach Jahrmarktssitte sich brüsten und doch eine Tiefe haben, welche nur wenige ahnen und kennen. R. war mit einer so seltenen Natur begabt. Er besaß eine eiserne Willenskraft, mit welcher er sich trotz aller feindseligen Verhältnisse durchkämpfte und seine Stellung errang; den Rath der Freunde hat er immer, ihre freiwillige Hülfe niemals angenommen; er trug bei unverschuldeten Prüfungen lieber Entbehrungen und baute auf Mühe, Arbeit, Ausdauer und Tüchtigkeit seinen ehrlichen Namen. Die Kunst galt ihm Alles; Trost und Erholung boten ihm Botanik und Musik; er handhabte als Autodidakt Orgel und Clavier, Flöte und Zither; auch für Mechanik besaß er ein besonderes Ingenium, was er in dieser Richtung probirte, gelang. Der große, wie es schien, kerngesunde und immer blühend aussehende Mann starb nach langen, schweren und mit unendlicher Geduld ertragenen Leiden am 1. Juli 1882. Seine Tochter trat in würdiger Weise in die Fußtapfen ihres Vaters.

Vgl. Nr. 80 Augsburger „Sammler" vom 6. Juli 1882. — Beil. 326 Allgemeine Zeitung vom 22. November 1882. — Kunstvereinsbericht für 1882. S. 67 ff. Hyac. Holland.

Ries: Daniel Christoph R., Jesuit, geboren am 31. December 1741 zu Würzburg, † am 20. März 1825 zu Aschaffenburg. Er trat am 14. September 1761 in den Orden, wurde 1772 zu Mainz zum Priester geweiht, war nach der Aufhebung des Ordens sieben Jahre Lehrer an dem dortigen Gymnasium und wurde 1782 Professor der Hermeneutik und der orientalischen Sprachen an der Universität. 1792 wurde er, weil er den von den Franzosen verlangten Eid verweigerte, ausgewiesen, kehrte aber 1793 zurück. 1799 siedelte er nach Aschaffenburg über, setzte aber auch dort, wo in den nächsten Jahren

eine theologische Lehranstalt entstand, seine Lehrthätigkeit fort, bis ihn 1818 ein Augenleiden nöthigte, dieselbe aufzugeben. Er veröffentlichte zu Mainz außer einer griechischen und einer hebräischen Grammatik und einigen Dissertationen („Quid conferant linguae orientales in systemate catholicorum ad exegesin", 1784; „De male jactato orientalismo biblico", 1798 u. a.): „Epitome philologiae critices et hermeneutices sacrae", 1789; „Vita Jesu Christi publica", 1797 (nur ein Band erschienen), und gab den von Anton Vogt hinterlassenen lateinischen Commentar zu den Evangelien und den Paulinischen Briefen heraus, 1790—96. Später erschienen noch von ihm: „Privatgedanken über die Praxis der katholischen Kirche, das eheliche Band nicht aufzulösen u. s. w.", 2 Bde. 1816. 17, und ein Auszug daraus, „Exegetische Beweise, daß im N. T. . . . die Bandesauflösung . . . für das Christenthum verboten werde", 1821.

Felder-Waitzenegger II, 163; III, 540. — Katholik 1825, 17, 126.

Reusch.

Ries: Dr. Franz Anton R., ein trefflicher Musiker und Vater der beiden berühmten Musiker Hubert und Ferdinand R. Er war am 10. November 1755 in Bonn geboren und der Sohn des kurfürstl. Kammermusikus Johann R., ein Violinist, von dem es in einem Hofbericht über die kurfürstliche Capelle in Bonn 1784 heißt (Thayer, Beethoven I, 148), daß er schon seit 20 Jahren schwachsinnig sei, ein Gnadengehalt von 150 Rthlr. beziehe und auf Befehl des Kurfürsten nach Köln zu den Alexianern gebracht sei. In demselben Hofbericht lesen wir über den Sohn: „er ist der beste Violinist vor solo, von trefflicher Ausführung, noch jung, verheirathet, 27 Jahre alt (sic ?), dient 18 Jahre und bezieht ein Gehalt von jährlich 400 Gulden." Diesen Gehalt bezog er aber erst seit dem Jahre 1780, als er zu seiner weiteren Ausbildung mit Erlaubniß des Kurfürsten sich in Wien längere Zeit aufgehalten hatte und nach Bonn zurückberufen, am 2. März 1780 um Erhöhung seines Gehaltes, der bis dahin nur 25 Rthlr. pro Jahr betrug, bis auf 500 Gulden einkam. Nach nochmaliger Eingabe wurde er endlich am 2. Mai auf 400 Gulden festgesetzt. Als im J. 1791 der Director der kurfürstlichen Capelle Joseph Reicha wegen Kränklichkeit pensionirt wurde, trat R. an seine Stelle, die zugleich den Concertmeisterposten umfaßte. Als darauf die Franzosen 1794 die Rheinlande überschwemmten und das Kurfürstenthum in Frankreich einverleibten, löste sich die Capelle auf und nur R. blieb auf besonderen Wunsch des Kurfürsten in Bonn zurück, so berichtet das Schilling'sche Musiklexikon. Das ist einerseits falsch, denn der Kurfürst floh und überließ seine Lande den Franzosen, er konnte also R. nicht bestimmen, seinen Posten weiter zu behalten. Ob R. in Bonn bleiben mußte, da ihn seine große Familie dazu zwang, oder ob er durch Privatunterricht in Bonn eine gesicherte Stellung genoß, ist bis heute unaufgeklärt, nur soviel wissen wir, daß er in diesen unsicheren Zeiten von der Bürgerschaft Bonns im J. 1800 zum Stadtrath gewählt wurde und daß die Universität in Anbetracht seiner vielseitigen Verdienste ihm die Doctorwürde h. c. ertheilte. Was aber bisher von allen Lexikographen übersehen worden ist, betrifft seine Uebersiedelung nach Bremen, wo wahrscheinlich eine Tochter verheirathet war, die den alten Vater zu sich nahm, denn im J. 1846 zeigt die Zeitschrift Euterpe (S. 31) an: „Am 10. November vorigen Jahres (also 1845) feierte der Bremer Musiker Dr. Franz R., geboren in Bonn am 10. November 1755, der Vater des verstorbenen Ferdinand R. und des königlichen Concertmeisters Hubert R., seinen 90. Geburtstag. Er war noch Concertmeister des letzten kölnischen Kurfürsten, des kunstsinnigen Max Franz, und ein Freund Beethoven's" (d. h. nämlich des Vaters Beethoven's). Ganz ähnlich berichtet die Allg. musikalische Zeitung in Leipzig im 47. Bande, Spalte 880. Ein Jahr darauf, am 1. November 1846, starb er, aber nicht in Bonn, wie

überall zu lesen ist, sondern in Bremen. — Der alte R. interessirt uns aber ganz besonders durch seine Freundschaft mit der Beethoven'schen Familie in Bonn und als Erzieher seiner beiden Söhne Ferdinand und Hubert. Der junge Beethoven (Ludwig) hat wahrscheinlich bei ihm Violinunterricht genossen, denn sein eigener Vater war Sänger und später Organist, daher im Instrumentenspiel wenig oder gar nicht geübt. Wie groß die Anhänglichkeit Ludwig van Beethoven's an die Ries'sche Familie war, erfahren wir aus dem Empfange des älteren R., Ferdinand, als er 1801 nach Wien ging und an Beethoven nicht nur einen Lehrer, sondern einen väterlich gesinnten Freund fand, der ihn vor aller irdischen Noth bewahrte.

Ferdinand R., der älteste Sohn Franz Anton's, nach dem Bonner Intelligenzblatt getauft am 29. November 1784 in Bonn und daher wahrscheinlich am 28. geboren, da man einstmals die Taufe am nächsten Tage der Geburt vollziehen ließ (in den Musiklexika wird der Taufact mit der Geburt verwechselt). Daß sich die Söhne des alten R. der Musik widmeten, war selbstverständlich, und so wird wol auch Ferdinand in der kurfürstlichen Capelle als Sängerknabe gedient haben. Schon im Alter von fünf Jahren begann sein Unterricht unter der Leitung seines Vaters, und später unter der von Bernhard Romberg, dem berühmten Violoncellspieler. Der Einfall der Franzosen, die demselben folgende Abreise Romberg's von Bonn (1794) und das kleine Einkommen, auf welches Franz R. angewiesen war, machte es ihm (dem Vater) für einige Zeit unmöglich, auf den Unterricht des Sohnes die volle Sorgfalt zu verwenden (so berichtet der Rheinische Antiquarius in Abth. III, Bd. II, S. 62, der eine Biographie Ries' mittheilt). Der Vater nahm daher das Anerbieten eines Freundes bereitwillig an, Ferdinand mit sich nach Arnsberg (in Westfalen) zu nehmen und einem befreundeten Organisten anzuvertrauen, der ihn im Generalbaß und der Composition unterrichte. Es zeigte sich jedoch, daß unter den beiden der Schüler eher zum Lehren befähigt war; deshalb sah sich der Organist genöthigt, die Sache aufzugeben und dem jungen R. vorzuschlagen, ihn statt dessen im Violinspiel zu unterrichten. In Ermangelung von etwas Besserem wurde dies angenommen und R. blieb in Arnsberg etwa neun Monate, nach deren Ablauf er nach Hause zurückkehrte. Hier blieb er über zwei Jahre und vervollkommnete sich mit großem Eifer in seiner Kunst, und besonders im Clavierspiel. Im J. 1800 oder 1801 ging er mit demselben Freunde, der ihn früher mit sich nach Arnsberg genommen hatte, nach München. Hier war er auf seine eigenen Erwerbsquellen angewiesen; und trotz der schwierigen und entmuthigenden Umstände, die ihn mit geringen Ausnahmen in den nächsten Jahren seines Lebens erwarteten, entwickelte er eine Festigkeit, Energie und Unabhängigkeit der Gesinnung, die um so ehrenvoller ist, als sie sich schon in so früher Jugend geltend machte. In München wurde R. von seinem Freunde mit wenig Geld und nur schwachen Aussichten zurückgelassen. Eine Zeit lang bemühte er sich, Schüler zu bekommen, sah sich aber zuletzt darauf angewiesen, Noten abzuschreiben für drei pence für den Bogen (wie das Musikjournal Londons, „Harmonicon", am 24. März 1824 in einem biographischen Artikel über R. berichtet, dessen Autorschaft R. sehr nahe stand). Mit diesem kärglichen Verdienste (heißt es dort weiter) hielt er sich nicht nur fortwährend von Verlegenheiten frei, sondern ersparte sich noch einige Ducaten, um nach Wien zu reisen, wo er von Beethoven Schutz und Förderung zu finden hoffte (s. den vorhergehenden Artikel). Mit nur sieben Ducaten in der Tasche verließ er München und erreichte Wien im September oder October 1801 (Thayer, Biogr. Beethoven's II, 163). Beethoven nahm den jungen Mann mit Liebe und Theilnahme auf, er sorgte für seine äußere Stellung, ließ ihn an manchen seiner künstlerischen Arbeiten theilnehmen und bediente sich bei Abschriften und sonstigen

Besorgungen wegen derselben seiner Hülfe. Zum Lehrer in der Composition empfahl er ihm Albrechtsberger, da er selbst, wie er meinte, sich dazu nicht eigne, doch dessen Ausbildung als Claviervirtuos ließ er sich sehr angelegen sein und R. erzählt selbst, daß er oft eine Stelle zehnmal und öfter wiederholen mußte, da Beethoven weniger auf die technische Vollendung als auf einen ausdrucksvollen charakteristischen Vortrag Gewicht legte. R. selbst hat in seiner Beethoven-Biographie eine Reihe Briefe und Zettel von Beethoven aus dieser Zeit von ihm veröffentlicht, die neuerdings im vierten Bande der Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft (Leipzig 1888, S. 83 ff.) eine Vervollständigung erfahren haben und Zeugniß ablegen, wie R. zu ihm theils in dem Verhältnisse eines Famulus, theils als Freund stand und wie er ihm alle die kleinen Beschwerden des menschlichen Daseins abnahm, wie Copien, Correcturen, Besorgungen von allerlei Aufträgen u. A. Leider wurde R. aus diesen Verhältnissen durch das französische Aufgebot zu den Waffen gerissen und mußte sich in Coblenz zur Aushebung stellen. Da er aber schon als Knabe infolge der Blattern den Gebrauch eines Auges verloren hatte, so war er vom Kriegsdienst befreit und benützte die Gelegenheit, Paris zu besuchen. Auf Verwendung Beethoven's war er von der Fürstin Liechtenstein in Wien wahrscheinlich mit Reisegeld versorgt worden (Brief 10 in der Vierteljahrsschrift). R. erregte dort durch sein brillantes Clavierspiel Aufsehen und fand Anerkennung, wie reichlichen Verdienst. Wir besitzen von Czerny, einem etwas jüngeren Zeitgenossen Ries', der ebenfalls bei Beethoven aus- und einging, ein Urtheil über dessen Virtuosität. „Mit Ries", schreibt er, „spielte ich oft auf zwei Fortepianos, unter anderem auch die Sonate op. 47, die ich zu dem Ende auf zwei Claviere arrangirt hatte. R. spielte sehr fertig, rein, aber kalt." Die letztere Eigenschaft theilte er mehr oder weniger mit allen damaligen Virtuosen bis in die vierziger Jahre unseres Jahrhunderts; sie ist charakteristisch für diese Periode. Die technische Ausbildung wurde bei den Violin- wie Clavierspielern (die übrigen Instrumente, die einst sämmtlich als Soloinstrumente im virtuosen Sinne behandelt wurden, ganz ausgeschlossen) in dem Maße in den Vordergrund gestellt, daß das musikalische Empfinden völlig zurücktrat. Die Virtuosität war nicht das Mittel, um das Kunstwerk in der höchsten Vollendung vorzutragen, sondern um ihrer selbst willen da. Deshalb schrieb jeder Virtuose sich seine Compositionen selbst so zu sagen mundgerecht, worin er in jeder Weise den Zuhörer durch unerhörte Kunststücke zu verblüffen suchte. Thalberg, Ernst, Ole Bull, Paganini u. a. waren die letzten Ausläufer und wurden verdrängt durch Liszt, Mendelssohn, Chopin, Joachim u. a., denen die Virtuosität nur das Mittel war, das Kunstwerk in höchster Vollendung zu Gehör zu bringen. Mit ihnen verschwand auch die Virtuosenlitteratur und traten die Classiker in ihre Rechte ein. — Paris hatte R. vollständig in die Virtuosenlaufbahn gedrängt und er eilte nun von Ort zu Ort, um sich als Virtuose bewundern zu lassen. Das nächste Ziel war Rußland. Da er den Weg nach Norden über Hamburg, Kopenhagen und Stockholm wählte, in allen größeren Städten concertirend, so mußte er dann zu Schiff nach Petersburg. Dabei hatte er das Unglück, von einem englischen Schiffe auf der See angehalten zu werden, der Grund ist unbekannt. Er und sämmtliche Reisende wurden auf einer wüsten Felseninsel ausgesetzt, wo man sie erst nach acht schrecklichen Tagen aus ihrer Lage erlöste. Wenn R. dies Intermezzo nicht selbst in seiner biographischen Skizze erwähnte, würde man es für eine romanhafte Erfindung halten. Wahrscheinlich hing es aber mit den Franzosenkriegen zusammen, denen England zur See die Spitze bot. Die ersteren sollten zum dritten Male störend in seinen Lebensplan eingreifen, als er in Petersburg mit seinem einstigen Lehrer Bernhard Romberg Concertreisen im russischen Reiche unternahm und gerade zu der

Zeit nach Moskau kam, als Napoleon seine Eroberungspläne bis dorthin ausdehnte. Er verzichtete auf weitere Reisen in Rußland und wandte sich im März 1813 nach London. Hier erzielte er durch seine Concerte, seine Compositionen und als Lehrer so ungeheure Erfolge, daß sein Name wie ein Stern erster Größe erglänzte und über ganz Europa seinen Glanz verbreitete. Seine Claviercompositionen fanden einen reißenden Absatz und er war eine Zeit lang der Günstling bei Verleger und Publicum. Er schrieb nicht nur unzählige Compositionen im kleinen Genre, wie Rondos, Variationen, Fantasien, sondern auch Sonaten für Clavier allein, 20 Sonaten für Clavier und Violine, 5 Trios, 3 Quartette, 1 Quintett, 2 Sextette, 1 Octett, 1 Septett, 1 Violinconcert, 9 Clavierconcerte, 3 Ouvertüren für Orchester, 6 Symphonien, 2 Oratorien („Der Sieg des Glaubens" und „Die Anbetung der Könige"), 3 Opern („Die Räuberbraut", „Liska" und „Eine Nacht auf dem Libanon"). Man zählt über 200 Werke. Wer in den vierziger Jahren seine musikalische Erziehung genossen hat, der wird sich entsinnen, daß Ries'sche Kammermusik noch zu den beliebtesten und gesuchtesten Werken gehörte und gegen Herz, Steibelt und andere Componisten dieser Art immer noch als die vornehmere, ja selbst für classisch galt. Seine Erfindungsgabe war nicht bedeutend, sein Passagenwerk, welches in damaliger Zeit einen Hauptbestandtheil jeder Claviercomposition bildete, war weder originell noch elegant, sondern bewegte sich mehr oder weniger in dem ausgetretenen Wege, doch er hatte sich an Beethoven's Septett, der einzigen Composition Beethoven's, die überhaupt Gnade vor dem Publicum fand, die eigene Art von Lieblichkeit und einschmeichelnder Süßigkeit so in sich aufgenommen, daß sein ganzes Empfinden darin aufging und mit dieser einschmeichelnden erborgten Empfindungsweise eroberte er sich das musikalische Publicum und beherrschte es bis nach seinem Tode. — Sein Londoner Aufenthalt gab Beethoven Gelegenheit, mit den englischen Verlegern in Verbindung zu treten und R. war der Vermittler, diese Verbindungen anzuknüpfen und die Correspondenz zu führen, ebenso setzte er Beethoven mit der englischen Concertgesellschaft „Philharmonic" in Verbindung und eröffnete dadurch seinem hochverehrten Meister ergiebige Einnahmequellen. Wenn man die Briefschaften liest, die zwischen Beethoven und R. getauscht wurden — sie sind zum größten Theile gedruckt — so muß man Ries' Geduld bewundern, der bei seiner eigenen anstrengenden Thätigkeit und den zeitraubenden weiten Wegen immer Zeit fand und immer bestrebt war, Beethoven zu helfen und seine Wünsche auszuführen. Dieser schöne Charakterzug ist bei einem vom Glück begünstigten Künstler nicht hoch genug anzuschlagen und gibt das beste Zeugniß einer edlen Gesinnung und auch den Beweis, daß er selbst für die erhabenen Leistungen der letzten Werke Beethovens Verständniß besaß, denn sonst hätte er wol der neunten Sinfonie, die zuerst in London aufgeführt wurde und zwar nur auf seine und Moscheles' Veranlassung, nicht jene aufopfernde Thätigkeit und Verwendung entgegengebracht. Im J. 1824 verließ er London, um eine ganz unverhoffte Erbschaft anzutreten, die er oder seine Frau in Godesberg am Rhein in der Form eines Landbesitzes gemacht hatten. Hier widmete er sich in Behaglichkeit ganz allein der Composition größerer Werke, darunter die romantische Oper „Die Räuberbraut", die ihren Weg über viele Bühnen Deutschlands machte und in Leipzig, Kassel, Lüttich, Mainz, selbst 1830 in Berlin lebhaften Beifall fand. Auch in Weimar scheint sie 1830 ein Zugstück gewesen zu sein, denn Goethe spricht sich gegen Mendelssohn in scherzhafter Weise über sie aus (Mendelssohn's Briefe I, 3). Mendelssohn schreibt: „Da ging's denn über Alles her; von der „Räuberbraut" von R. meint er (Goethe), die enthielte Alles, was ein Künstler jetzt brauche, um glücklich zu leben: einen Räuber und eine Braut." Auch die übrigen Opern und die Oratorien mögen an dem Ruheplatze in dem bewegten

Leben des Virtuosen entstanden sein. Erst 1831 schreckte ihn der Bankerott eines englischen Bankhauses, wo er seine Ersparnisse angelegt hatte, aus der stillen Zurückgezogenheit; zu gleicher Zeit hatte man ihn in Dublin eingeladen, das dortige Musikfest zu dirigiren, und um die Reise nach allen Seiten hin auszunutzen, nahm er noch seine soeben vollendete zweite Oper „Liska, oder die Hexe von Gyllensteen" mit, um deren Aufführung auf einer englischen Bühne zu betreiben. Als er das Reiseleben wieder gekostet, den Beifall der Menge in Fülle genossen hatte, geehrt und gefeiert, wo er sich hinwendete, scheint es ihm in der Stille seines Landhauses nicht mehr behagt zu haben, denn 1832 und 34 dirigirt er die rheinischen Musikfeste, bei denen auch seine größeren Werke zur Aufführung gelangen, in der Zwischenzeit machte er eine Reise nach Italien bis nach Neapel. 1835 dirigirt er das Aachener Musikfest und übernimmt dann fest die Stellung eines städtischen Musikdirectors, 1836 siedelt er aber bereits nach Düsseldorf über und übernimmt dort eine ähnliche Stelle, macht auch in demselben Jahre noch eine Reise nach Paris. 1837 übernimmt er die durch Schelble's Tod und Mendelssohn's Weggang aus Frankfurt a. M. freigewordene Dirigentenstelle am Cäcilienverein. Mendelssohn war mit dieser Uebernahme wenig einverstanden, da des Cäcilienvereins Aufgabe hauptsächlich in der Pflege der Werke Bach's und Händel's bestand und R., wie Mendelssohn am 29. Mai 1837 an seine Schwester Fanny schreibt, es an dem nöthigen Respect vor den großen, alten Kunstwerken fehlt. R. sollte nicht lange dem Vereine vorstehen, denn schon am 13. Januar 1838 rief ihn der Tod plötzlich ab. R. wäre wol ebenso vergessen, wie die meisten Componisten aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, wenn er nicht im Vereine mit dem Medicinalrath Dr. F. G. Wegeler eine kleine Biographie Beethoven's herausgegeben hätte (Coblenz bei Baedeker 1838, in 8°, 164 Seiten), die durch eine getreue und liebevolle Zusammenstellung von biographischen Notizen, Mittheilung von Briefen, Notizen über die Entstehung verschiedener großer Compositionen des Meisters, nebst einem Schattenriß und drei Facsimile, sich vor vielen anderen älteren Biographien über Beethoven auszeichnete. Das kleine Buch ist und bleibt, trotz den neueren größeren Werken über den unsterblichen Meister, immer noch eine geschätzte und gesuchte Quelle und Ries' Name verbindet sich daher mit dem Beethoven's in vielerlei Weise: erst als Schüler, dann als treuer Helfer und dann schließlich als der beste wahrheitsgetreueste Biograph.

Rob. Eitner.

Ries: Hans de R., auch de Rys, de Rees, de Ryhe und Hans Caspier genannt, nimmt unter den waterländischen Mennoniten eine bedeutende Stelle ein. Er mag, vermöge des von ihm verfaßten Glaubensbekenntnisses, als derjenige betrachtet werden, welcher Einigkeit und Festigkeit unter den genannten Taufgesinnten herstellte. Er war als Sohn katholischer Eltern im December 1553 zu Antwerpen geboren, fand aber keine Befriedigung für sein Herz beim alten Glauben und schloß sich deshalb anfangs den Reformirten an. Es war ihm aber zuwider, daß sie ihren Glauben auch durch Waffengewalt vertheidigten, er trat deshalb zu den Mennoniten über. Auch dort gefiel die strenge Ausübung des Kirchenbannes dem sanftmüthigen Manne wenig. Daher zog er nach Nordholland, nachdem er von einem Kaufmanne erfahren hatte, daß es dort eine taufgesinnte Gesellschaft gebe, der eine solche Strenge nicht anhafte. Bei diesen waterländischen Gemeinden wurde er um 1576 von Simon Machielsz getauft und als Prediger angestellt. Kurz nachher, als er nach Antwerpen heimgekehrt war, heirathete er die Mutter des taufgesinnten Märtyrers, Hans Bret († 1577), wurde aber genöthigt, um seines Glaubens willen zu flüchten. Der italienische Kaufmann aber, dessen Handlungsdiener er jetzt werden wollte, beförderte um-

sonst diese Flucht; R. wurde ergriffen und eingesperrt. Seine ernste und fromme Verantwortung hatte jedoch seine Entlassung zur Folge. Jetzt zog er nach Zeeland und hielt sich einige Zeit im Dorfe West-Souburg bei einer religiösen Gesellschaft auf, welche sich die „Voetwaschers" nannte, wurde aber auf Veranlassung einiger reformirter Prediger und besonders des Johann Gerobulus, wie es scheint vom Magistrat zu Middelburg verhaftet. Durch Vermittlung eines Freundes zu Dordt erhielt er zwar die Freiheit, fand aber ebensowenig Ruhe und Sicherheit zu Aachen, von wo er nach Nordholland abreiste. Dort fand er von nun an einen festen und ausgebreiteten Wirkungskreis, dessen Mittelpunkt Alkmaar war, und dem er unermüdet 60 Jahre lang, nur mit Unterbrechung eines fünfjährigen Aufenthaltes zu Emden, seine Kräfte widmete. Seine erste Sorge betraf eine engere Verbindung der waterländischen Gemeinden unter einander, welche er schon 1577 zu erreichen wußte; er faßte aber auch eine Union mit den auswärtigen Mennoniten zu Emden ins Auge. Wiewol er mit den Emdener Predigern nicht völlig übereinstimmte, erreichte er dennoch durch Milde und Nachgiebigkeit sein Ziel und stellte demzufolge ein gewisses Uebereinkommen mit ihnen her. Die Versammlung waterländischer Gemeinden, welche 1581 zu Amsterdam zusammentrat, erachtete daher auch vor allen anderen diesen Mann des Friedens für geeignet zur Abfassung eines Glaubensbekenntnisses. Ein solches kam trotzdem erst um 1610 durch ihn in Vereinigung mit Lubbert Gerritsz zu Stande. Es ist als die waterländische Confession bekannt und wurde schon 1618 zum dritten Male zu Harlem herausgegeben. Seinem großen Eifer sowie seiner Mäßigung und Milde verdankte R. um so höhere Achtung und Liebe, als solche Gesinnung damals selten war. Er erfreute sich der besonderen Freundschaft des bekannten Diedrich Volkertsz Coornhert und des Heinrich Lourens Spieghel. Gleichwol trat er 1591 auch mit kräftigen Worten für die Taufgesinnten ein in seiner „Noodwendighe verantwoordinghe der onderdrukte waerheydt". Von 1593—98 diente er als Prediger in der waterländischen Gemeinde zu Emden, kehrte aber im letztgenannten Jahre nach Alkmaar zurück. Hier wurde er um 1624 von Nittert Obbesz, Prediger der waterländischen Gemeinde zu Amsterdam und Anhänger des Socinus, in einen Streit verwickelt über die Gottheit Christi. Gegen des Nittert Obbesz Schrift „Raechbesen, zeer bequaem om zommige Mennonitische Schnuren te reinigen van onnutte Spinnewebbens", Amsterdam 1625, trat neben anderen auch de R. auf mit der Schrift: „Outdekkinge der dwalingen in N. Obbes Raechbesen" 1627. Auch die von ihm und Jacques Outerman, taufgesinntem Prediger in Harlem, verfaßte „Historie der Martelaren of waerachtige getuigen van J. C. die de evangelische waarheid bevestigd hebben sinds het jaar 1524 tot desen tyd toe", Haarlem 1615, veranlaßte die Ausgabe einer Gegenschrift, indem man ihm den Vorwurf ungenauer Darstellung der Glaubensgesinnungen mehrerer Märtyrer machte. Daher erschien 1626 zu Hoorn ein neuer „Martelaarsspiegel der Doopsgezinden". De R. fand aber seinen Vertheidiger in Hans Alenson, Prediger der Taufgesinnten in Harlem. Ein besonderes Verdienst erwarb sich de R. obenein durch eine Sammlung von Kirchenliedern: „Liedtboek inhoudende Schriftuire liederen, vermaan-, klaag-, dank-, kruisliederen en Psalmen", welches 1582 zu Rotterdam erschien und im folgenden Jahrhundert zehn neue Auflagen erlebte. Die waterländischen Gemeinden, welche bisher kein gemeinsames Gesangbuch hatten, bedienten sich seitdem dieser Sammlung. De R. starb in hohem Alter am 14. September 1638 zu Alkmaar. Denys van der Schueren hielt die Leichenrede, welche 1658 zu Amsterdam im Druck erschien. Ein „Kort vertael van zijn leven" ward 1644 im Dorfe de Rijp herausgegeben.

Vgl. H. Schyn, Geschied. der Mennonieten, bei Blaupot ten Cate,

Geschied. d. Doopsgez. in Groningen, Friesland en Holland, passim, wie auch bei Glasius, Godgel. Nederl. und van der Aa, Biogr. Woordenb.

van Slee.

Riesbeck: Johann Kaspar R., geb. zu Höchst a. M. am 12. Januar 1754 als der Sohn eines Webers (nach dem dortigen Taufbuche), studirte in Mainz erst Theologie, dann Jurisprudenz, verschmähte es nach Beendigung der Studien in den praktischen Dienst einzutreten, sondern begab sich, angezogen durch das Treiben der Kraftgenies in den benachbarten Städten Frankfurt, Darmstadt und Gießen, auf Reisen nach den verschiedensten Gegenden Deutschlands und nach Holland. Nach Mainz zurückgekehrt, erlangte er die Gunst des damals unter Kurfürst Emmerich Joseph vielvermögenden Großhofmeisters Groschlag, kam aber doch nicht in den Staatsdienst, theils infolge eigenen Verschuldens, theils infolge der nach dem Ableben von Emmerich Joseph sich geltend machenden, der Aufklärung jener Tage abgeneigten Strömung unter Kurfürst Friedrich Karl. Wiederum ging R. (1775) auf die Wanderschaft, wirkte eine Zeitlang auf der Bühne und kam dann nach Salzburg (1777), woselbst er durch Schriftstellerei seinen Unterhalt zu erwerben suchte. Im J. 1779 nach Zürich berufen, gab R. die dortige Zeitung heraus und befaßte sich mit Uebersetzungen. Dort setzte er auch, von dem 3. Bande an, die in vielen Gegenden Deutschlands mit großem Beifalle aufgenommenen „Briefe über das Mönchswesen von einem catholischen Pfarrer an einen Freund" fort, nachdem Frank v. Roche von dem Unternehmen zurückgetreten war. In Zürich schrieb R. die einst Aufsehen erregenden „Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland an seinen Bruder in Paris" (2 Bde. 1783). Wie in allen seinen seitherigen Arbeiten, so zeigt sich auch in diesem Werke wol eine gewisse Gewandtheit der Darstellung, aber man vermißt den Ernst der Forschung und Beobachtung, wie nicht minder das Streben nach Unparteilichkeit und Wahrheit. Unzufriedenheit mit den Verhältnissen in Zürich veranlaßte R. zu einem Wechsel seines Wohnsitzes; er zog (1783) nach Aarau über, woselbst er sich mit dem Studium der deutschen Geschichte beschäftigte. Die Frucht dieser Studien war der erste Band der demnächst von J. Milbiller fortgesetzten, schätzbaren „Geschichte der Teutschen". Nach kurzem Verweilen in Aarau erkrankte R. und verstarb am 8. Februar 1786 (nach dem Sterberegister der dortigen Kirchengemeinde). Bei einem mehr geregelten Leben und Arbeiten würde R. die Erwartungen gerechtfertigt haben, die man auf seine unbestreitbare Begabung setzte.

v. Wegele, Geschichte der deutschen Historiographie, S. 916. — Meusel, Lexikon der teutschen Schriftsteller, XI, 335. — Biographisches Denkmal Riesbeck's in der Allgem. Deutschen Bibliothek, Anhang, IV. Abtheilung, S. 2263 ff. — Fabri u. Hammerdörfer, Historische und geographische Monatsschrift, April 1788, S. 326.

Bockenheimer.

Riesch: Johann Siegmund Graf R., General der Cavallerie, Ritter des Militär-Maria-Theresienordens, Inhaber des Dragonerregiments Nr. 6, jetzt Nr. 12, geboren zu Wien am 2. August 1750, † zu Neschwitz in Sachsen am 2. November 1821, Sohn des k. k. Rathes und kursächsischen geheimen Rathes, Wolfgang Freiherrn v. R., trat nach einer sorgfältigen Erziehung in kursächsische Dienste. Diese verließ er jedoch schon im J. 1773 als Oberlieutenant, worauf er in gleicher Charge beim k. k. Chevauxlegersregimente Nr. 1 aufgenommen wurde. Den bairischen Erbfolgekrieg 1778—79 soll er als Rittmeister mitgemacht haben; im Türkenkriege 1788—90 befehligte er bereits als Oberst mit mehrfachem Erfolge das Kürassierregiment Nr. 5 und gilt für jene Zeit als seine verdienstvollste That das selbständige Eingreifen am 18. November 1788

bei Bothosek. Dort hat er nämlich 800 Spahis, welche über die Temes geschwommen waren und die Vorpostenlinie gesprengt hatten, rasch entschlossen zurückgeworfen und hierdurch die zum Brückenschlage benöthigten Pontons gerettet und das stark bedrohte Infanterieregiment Nr. 11 rechtzeitig gedeckt. Doch nicht allein Kühnheit und Todesmuth charakterisiren das Wesen Riesch's, mehr noch kennzeichnete ihn seine unerschütterliche Ausdauer selbst unter den mißlichsten Verhältnissen, sowie seine stets beispielgebende Hingebung bei Wahrung der Ehre der Waffen und in Vertheidigung der Rechte von Kaiser und Staat. Reich ist die Zahl von Leistungen, die R. in diesem Sinne während der Feldzüge 1793—1805 gegen Frankreich vollführte. Ganz besonders ehrenvoll war aber für ihn der 18. März 1793, an welchem er bei Tirlemont ungeachtet einer erlittenen Verwundung mit solchem Nachdrucke zur Entscheidung des Kampfes beitrug, daß er hierfür in den Grafenstand und bald darauf zum Generalmajor erhoben wurde; dann der 18. April 1797, weil er bei Heddesdorf und Bendorf durch umsichtige und entschlossene Dispositionen Gepäck, Geschütz, Munition, Laufbrücken und die Reserveartillerie vor dem Verlorengehen bewahrte, weshalb er schon damals bei Bewerbung um den Militär-Maria-Theresienorden die Unterstützung des Erzherzogs Karl fand; endlich am 26. März 1799, denn an diesem Tage errang er sich bei Stockach das höchste militärische Ehrenzeichen, indem er ausschlaggebend die Reiterei des Gegners über den Haufen warf und bis Liptingen verfolgte. Im J. 1809 führte R., welcher inzwischen Feldmarschallieutenant und General der Cavallerie geworden war, das Generalcommando in Böhmen und zur Zeit des Feldzuges den Befehl über die Reservearmee.

Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterr. 26. Bd. Wien 1874. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresienorden ꝛc. Wien 1857. — Schönhals, Der Krieg 1805 in Deutschland. Wien 1873.

Schz.

Riese: Adam R. (auch in der Schreibweise Ryse, Ries, Ris, Rise), Rechenmeister, geboren 1492 in Staffelstein bei Lichtenfels in Franken, † 1559 (vielleicht am 30. März) in Annaberg in Sachsen. Das Geburtsjahr ist gesichert durch die Umschrift eines Holzschnittes, der, das Brustbild des Verfassers darstellend, Riese's Rechenbuch von 1550 beigegeben ist. Sie lautet: Anno 1550 Adam Ries meins Alters IS LVIII. Nach Annaberg kam R. jedenfalls vor 1515, da er einer Bemerkung in seiner Coß zufolge in diesem Jahre dort einige Aufgaben ausrechnete. Er war Bergbeamter, und zwar hatte er 1528—30 die Stellung eines Receßschreibers, später die eines Gegenschreibers, mithin Stellungen inne, welche Gewandtheit im Prüfen von Rechnungen und Führen von Büchern verlangen. In den von Amtsgeschäften freien Stunden hielt er eine „sehr große und beruffene Schule“, wie Richter's Chronik von Annaberg sich ausdrückt. Endlich hat er 1536 wol im Auftrage der städtischen Verwaltung eine „Brodordnung wie schwer dasselbe nach Gelegenheit des Getraidekaufs sein sollte . . . in offenen Druck gegeben“. Nehmen wir noch hinzu, daß R. 1539 von seiner Schwägerin ein Vorwerk kaufte, dessen Name Riesenburg sich auch nach Aussterben der Familie bis auf den heutigen Tag erhalten hat, und daß er Vater von fünf Söhnen, Adam, Abraham, Jacob, Isaak, Paul war, unter denen Abraham und Isaak Rechenmeister wurden, jener in Annaberg, dieser in Leipzig, so ist das alles, was wir von den persönlichen Verhältnissen des einst vielleicht über Verdienst berühmten Mannes wissen. Für diese Berühmtheit selbst bürgt die sprichwörtliche Redensart: „nach Adam Riese beträgt es so und so viel“, der in Frankreich das „d'après Barrême“ (Rechenmeister vom Ende des 17. Jahrhunderts) entspricht. Riese's Schriften, ein wiederholt aufgelegtes

Rechenbuch, und eine im Druck erst 1860 bekannt gewordene Coß (Lehre von den Gleichungen) erheben sich in keiner Weise über die im 16. Jahrhundert zu Dutzenden erschienenen Werke ähnlichen Inhalts und weisen nichts dem Verfasser eigenes auf. Es sind die alten Regeln, die alten Beispiele, in der Coß meistens einer lateinischen Urschrift entnommen, welche 1887 in der königlichen Bibliothek zu Dresden wieder aufgefunden worden ist. Wenn Riese's Rechenbüchern nachgerühmt worden ist, daß sie neben und vor dem Zahlenrechnen (Rechnen auf der Feder) auch das Markenrechnen (Rechnen auf den Linien) lehrten, so mag Anfängern gegenüber diese Methode Erfolge gehabt haben, neu war sie aber gewiß nicht, sondern altes Erbstück aus der Zeit der Abacisten und Algorithmiker.

Vgl. die Programme der Progymnasial- und Realschulanstalt zu Annaberg von 1855 (Bruno Berlet, Ueber Adam Riese) und 1860 (Bruno Berlet, Die Coß von Adam Riese), sowie das Programm des Gymnasiums in Zwickau von 1887 (Wappler, Zur Geschichte der deutschen Algebra im 15. Jahrhundert). Cantor.

Riesemann: Oscar v. R. Als Sohn eines angesehenen Beamten, des Staatsprocurators für die Provinz (Gouvernement) Esthland Christoph v. R. — das Adelsprädicat gebührte ihm nur in seiner Dienststellung — aus dessen zweiter Ehe mit einer Finnländerin am 15. August 1833 in Reval — der Hauptstadt genannter Provinz — geboren, genoß er, nachdem er seinen Vater früh verloren hatte, Erziehung und ersten Unterricht im Elternhause unter Leitung seiner ausgezeichneten Mutter. Auf der esthländischen Ritter- und Domschule absolvirte er den vollständigen Gymnasialcursus. Mit dem Zeugnisse der Reife schon im 17. Lebensjahre von ihr entlassen, bezog er die Landesuniversität Dorpat, um sich dem Studium der Jurisprudenz zu widmen. Hatte er auf der Schule schon nach Fleiß und Begabung stets den ersten Platz unter seinen Mitschülern eingenommen, so gelang es ihm auf der Universität sehr bald, in der Studentenwelt und namentlich im Kreise seiner engern Landsleute, im Corps der „Estonia“ die Führerrolle zu übernehmen. Ein flotter Bursch war er gleichzeitig nicht minder ein fleißiger Besucher der Hörsäle und ein so eifriger Pfleger der Wissenschaft, daß er die Aufmerksamkeit der Facultät auf sich zog. Die Frucht davon war eine glänzende Universitäts-(Staats-)Prüfung, welche dem jungen Manne den Eintritt ins bürgerliche Leben eröffnete. Doch zuvor sollte ein lang gehegter Plan in Ausführung gebracht werden. Pflichtgefühl und brennendes Verlangen ins Ausland vereinigten sich in ihm, um ihn in Begleitung seiner kranken Schwester statt den Weg in die Vaterstadt den zu längerem Aufenthalte nach Deutschland, der Schweiz und Italien einschlagen zu lassen. Diesen Aufenthalt kaufte der mit allem dazu Erforderlichen wohl Ausgerüstete nach allen Seiten hin aus. Vor allem war es die Kunst und in erster Reihe die Tonkunst, für die er ein angeborenes offenes Auge und Ohr mitbrachte und die ihn jetzt in all den reichen Gestaltungen Italiens mit ihrem ganzen Zauber gefangen nahm. Ein späterer Aufenthalt in Berlin blieb für ernstere Kunststudien nicht unbenutzt. Unter Mantius' Anleitung bildete sich seine herrliche Baritonstimme zu so künstlerisch vollendeter Leistungsfähigkeit aus, daß es fraglich erschien, ob er nicht seinen wahren Beruf verfehlte, wenn er sich nicht ganz der Musik zuwendete. Professor Spitta in Berlin, sein ihm nahestehender Freund und verständnißvoller Verehrer seines Gesanges, hat in einem — im XXVIII. Bd. der „Baltischen Monatsschrift“ veröffentlichten — Nachrufe in das lebensvolle Bild seines heimgegangenen Freundes besonders auch dessen von Natur so verschwenderische Ausstattung mit musikalischen Gaben aufs beste verflochten. Es mag

an dieser Stelle allen denjenigen, welche sich an dieser biographischen Skizze, wie sie in ihrer Kürze durch den Rahmen dieses Buches geboten ist, nicht genügen lassen mögen, der Spitta'sche Aufsatz ganz besonders empfohlen sein. Die Anregungen, welche R. während seines erwähnten Aufenthalts in Deutschland und Italien für die ihn immer tiefer erfassende und von ihm erfaßte Kunst empfing und das Lockende einer glänzenden musikalischen Laufbahn, die sich ihm in Berlin eröffnete, vermochten jedoch nicht, in ihm den mächtigen Zug in die Heimath und das heiße Verlangen, ihr dienstbar zu werden, welche vereint wie die Stimme des Gewissens redeten, zu beschwichtigen oder gar ganz zum Schweigen zu bringen. Eines nur kurzen Kampfes bedurfte es, um jener Stimme den Sieg zu verschaffen.

Im J. 1858 kehrte R. in seine Vaterstadt zurück. Hier trat er zunächst als Beamter der esthländischen Gouvernements-(Provinzial-)Regierung in den Staatsdienst. Doch betrachtete er solchen von Hause aus nur als eine Uebergangsstufe. Es wurde ihm bald klar, daß der Staatsdienst nicht das Gebiet sein könne, auf dem er seine noch schlummernden Kräfte zu voller Entfaltung zu bringen berufen sei. Dazu war es ihm gleichzeitig zu weit und zu eng. Zu weit, gewissermaßen als ein Meer ohne Ufer, jedenfalls ohne rechte Zielpunkte für das, was ihm als Lebensaufgabe vorschwebte, zu eng aber, wo Vergangenheit und Zukunft der engeren Heimath über die historischen und nationalen Grenzen des weiten Reichs hinauswiesen. Dabei mochte ihm schon damals vorschweben, was ihm später nur zu voll und ganz Sache der Erfahrung wurde, daß nämlich aus der mangelnden Congruenz von Reichs- und Heimathsinteressen Conflicte und Kämpfe hervorgehen müßten, an denen vorüberzugehen ihm dereinst unmöglich sein werde. Und diese Heimathsinteressen wiesen ihn unwiderruflich an die baltische Heimath der russischen Ostseeprovinzen. In ihr war es wiederum die Vaterstadt, welche seinem öffentlichen Dienste die natürliche und nächstliegende Gelegenheit darbot. Noch stand in ihr altgermanisches Gemeinwesen, wenn auch trotz besiegelter und beschworener Rechte und Freiheiten vielfach verkürzt und durchlöchert, in Wurzel und Krone lebenskräftig da. Es bedurfte damals nur, nachdem unter dem segensreichen Scepter Alexander's II. eine neue Aera freierer Entwicklung angebrochen war, des Erwachens der Geister und der Entfesselung der Kräfte, um der Periode langjährigen Stillstandes ein Ende zu bereiten. Das Princip der Selbstbestimmung und der Selbstverwaltung, welches jener erleuchtete Fürst zur Grundlage seiner Reformen gemacht hatte, konnte nur dazu dienen und dahin führen, die von Anbeginn an aus demselben Boden freier Selbstbestimmung hervorgewachsenen Institutionen der Ostseeprovinzen sich erneuern und kräftigen zu lassen. Diesen Stand und Gang der Dinge vor sich schauend, zögerte R. nicht, sobald sich ihm eine zusagende Gelegenheit dazu bot, den Staats- mit dem Stadtdienste zu vertauschen. Er begnügte sich zuerst mit einer mehr untergeordneten Stellung im Revalschen Rathe. In dieser bewährte er sich bald so sehr als tüchtiger und gewandter Justiz- und Verwaltungsbeamter, daß, als im J. 1864 das einflußreiche und ehrenvolle Amt eines Syndicus durch den Tod seines damaligen Inhabers erledigt war, es ihm angetragen und von ihm freudig angenommen wurde. Mit und nach der Uebernahme dieses Postens trat R. von Jahr zu Jahr mehr in den Vordergrund der heimischen politischen Vorgänge und damit in die Reihen der politisch bedeutendern Persönlichkeiten des Landes. Fast gleichzeitig mit seinem Amtsantritte waren nämlich die von der Staatsregierung den Provinzen zugedachten, beziehungsweise von ihnen erbetenen großen Reformen in Fluß gekommen. Hier seien nur die Justizreform und eine neue Communalverfassung als diejenigen genannt, welche besonders die Städte angingen. Als die betr. im Schooße

heimischer Berathungskörper ausgearbeiteten Entwürfe in besondern, unter dem Vorsitze des damaligen baltischen Generalgouverneurs Grafen Peter Schuwalow, tagenden Commissionen einer endgültigen Redaction unterzogen wurden, war es R., den dieser einsichtsvolle Staatsmann zu diesen Arbeiten theils in die Residenz, theils nach Riga berief. Daß ihre legislativen Schöpfungen wie andere so auch R. nicht zu einem Denkmale aere perennius wurden, sondern schließlich in die Archive wanderten, um dereinst mal zur Aufhellung einer Periode zu Grabe getragener Hoffnungen zu dienen, mußte auch R. nach nur wenig Jahren zu seinem tiefen Schmerze als Frucht und Folge einer veränderten politischen Strömung erfahren. Nahm der politische Neubau, wie er den Provinzen zugedacht war, Riesemann's Kraft und Einsicht nur zeitweilig in Anspruch, so waren dagegen die localen Bedürfnisse und die sie erheischenden Reformen in der eigenen Vaterstadt Gegenstand seiner unausgesetzten Mühen und Sorgen. Auch hier gebührt R. fast durchweg das Verdienst nicht nur der Initiative, sondern auch der Durchführung. Er begann mit dem städtischen Haushalte, der an mangelnder Uebersicht und an historisch gewordener Buntscheckigkeit laborirte. Beide beseitigte er mit der Einführung vollster Steuer- und Casseneinheit. — Als Präses des städtischen Schulcollegiums war er im Laufe seiner ganzen Amtsführung unermüdlich darauf bedacht, die bestehenden Schulen zu erweitern und zu heben, sowie neue Schulen zu gründen. — Als der Handel Revals nach der im J. 1870 stattgehabten Eröffnung der nach Petersburg führenden baltischen Eisenbahn zu immer größerer Blüthe gelangte, da wurden unserm Syndicus der Ausbau des Hafens und seine den Zeitbedürfnissen entsprechende Verbindung mit der Bahn Jahre hindurch Lieblings-, aber auch mit vielen Mühen und manchen schmerzlichen Enttäuschungen verbundene Sorgenkinder.

Ueber alle diese, mehr oder weniger mit seinem allumfassenden Amte in Verbindung stehenden, zeitraubenden Aufgaben verlor jedoch R. das Wohlergehen seiner Mitbürger, soweit dieses nicht direct von der Communalverwaltung abhing, nicht aus dem Auge. Er war es, der Revals Hausbesitzern die Wohlthaten und Segnungen einer Immobilienbank verschaffte und nicht minder war er es, der durch Gründung einer städtischen Spar- und Leihkasse auch den Unbesitzlichen creditfähig machte und den kleinen Mann zu Ersparnissen ermunterte. Als dem verfassungsmäßig dazu berufenen Vertreter der mit Rittergütern angesessenen Staot gebührte dem Syndicus die Theilnahme an den Landtagen der esthländischen Ritter- und Landschaft. Hier im weiteren Kreise aller Ritterbürtigen und Landsassen und in der Arena ihrer parlamentarischen Verhandlungen konnte R. seine hohe oratorische Begabung zu voller Geltung bringen. Bald zählte er zu den ersten Rednern des Landes. Glänzte er aber in den Plenarversammlungen der Landboten durch sein Wort, so entbehrte man in den Comité- und Ausschußsitzungen nur ungern seine Feder. Denn diese nicht minder wie jenes wurden stets nicht nur von der lautersten patriotischen Gesinnung, sondern auch von einer Einsicht und Sachkenntniß geführt, welche unbedenklich als staatsmännisch bezeichnet werden können. Zu den wichtigeren Arbeiten, welche so unter seiner wesentlichen Mitwirkung in Wort und Schrift zu Stande kamen, gehören vor allem die Regulirung der provinziellen Grundsteuer und die Neuordnung und Einfügung der sog. Landesobliegenheiten (Militär-, Einquartirungs-, Gefängniß- und Etappenwesen u. a.) in das System der allgemeinen Reichsprästanden.

Soviel von Riesemann's Wirken und Bedeutung in rebus publicis. Ein davon abliegendes Feld des Schaffens boten ihm Kunst und Wissenschaft dar. Von der geradezu ein Stück seines inneren Menschen bildenden Liebe zur Musik ist schon oben gesprochen worden. Hatte er sich auch von ihr als Lebensberuf

trennen müssen, so blieb sie ihm eine treue Lebensgefährtin. Der Umgang mit ihr war ihm aber mehr als Erholung, war ihm Weihe und wesentlichste Vermittlung mit der Welt des Idealen. Und was sie ihm wurde und eintrug, brachte er unter die Leute. Er kargte nicht mit seinen entzückenden Gesangsvorträgen, sei es nun in kleineren Kreisen seiner musikalischen Freunde oder bei größeren Musikaufführungen. Auch hier war sein Streben darauf gerichtet, die Einzelnen und Zerstreuten zu sammeln und mit vereinten Kräften höhere Ziele zu erreichen. Dazu gründete er einen musikalischen Verein, der sich die Aufführung größerer Tonschöpfungen für gemischten Chor und Orchester zur Aufgabe stellte. Bis zu seinem Lebensende war er die Seele dieses Vereins. Musik- und Gesangfeste nach Art der deutschen waren in Riesemann's Heimathlande nur wenige gewesen. Er sorgte für ihre regelmäßige Wiederkehr, und als auch hier wie draußen die Freude an der Kunst von der Lust an Geselligkeit und Amüsement verdrängt zu werden drohte, da suchte er sie durch Schrift und Wort vor den Abwegen der Verflachung und Veräußerlichung zu bewahren.

Ist bisher in der Würdigung des amtlichen und öffentlichen Wirkens Riesemann's seiner judiciären Thätigkeit kaum Erwähnung geschehen, weil sie, so tüchtiges er auch auf diesem Gebiete leistete, nur wenig über die Schranken eines Provinzialgerichtshofes und über den Interessenkreis der von ihm Recht suchenden Parteien hinausreichte, so ist doch nicht mit Stillschweigen zu übergehen, was R. als Jünger der Rechtswissenschaft für ihre Förderung gethan hat. Die nächste Veranlassung dazu bot ihm seine Zugehörigkeit zur esthländischen literarischen Gesellschaft, die ihren Sitz in Reval hat. Wiederholt hat er in ihr Vorträge über juristische Themata gehalten. Die besten derselben sind durch den Druck veröffentlicht worden und seien von diesen genannt: „Die Ermordung des Typographen Lackner" (Neuer Pitaval, Bd. IX, Heft 1, Leipzig 1874); „Ueber die Schwurgerichte und Schöffengerichte mit Rücksicht auf die neue Justizorganisation" (Baltische Monatsschrift, Bd. XXII); „Die Strafrechtspflege in Reval zu Beginn des 17. Jahrhunderts" (Baltische Monatsschrift, Bd. XXII, Heft 3); „Hexen und Zauberer in Reval, 1615—1618" (Beiträge zur Kunde Liv-, Ehst- und Curlands. Jahrgang 1877, Heft 3). — Schließlich mag hier noch erwähnt werden, daß R. eine Selbstbiographie der Sängerin Mara in Nr. 26—36 der Allg. musikalischen Zeitung von Chrysander (Jahrgang 1875) nebst sachgemäßen Erläuterungen und in den Ergänzungen in Nr. 37 ff. derselben Zeitschrift ihr Testament veröffentlicht hat. Spitta erklärt (in dem genannten Nachrufe), daß damit der Musikgeschichte des 18. Jahrhunderts eine werthvolle Quelle erschlossen worden sei.

Einer so bedeutenden Persönlichkeit, wie der eben in knappen Zügen gezeichneten, wäre sicherlich noch ein anderes und zwar das Feld des Kampfes in heißem Ringen für Nationalität und Glauben nicht erspart geblieben, wenn ihr Lebensabend mit dem bald darauf folgenden Heimgange in das Reich des Friedens nicht so unerwartet früh hereingebrochen wäre. Schon wenig Jahre nach seinem Eintritte ins Syndicat zeigte sich bei R. ein Nervenleiden so bedenklicher Natur, daß er damals und später wiederholt Linderung und Genesung im Gebirge und in wärmeren Himmelsstrichen suchen mußte. Im J. 1875 griff ihn dies Leiden so heftig an, daß er sein Amt aufgeben mußte. Er vertauschte es nun mit der Advocatur, die er mit einer Unterbrechung von wenig Monaten, in fast gänzlicher Zurückgezogenheit von den öffentlichen Dingen bis zu seinem Lebensende betrieb. Doch noch einmal, an einem entscheidenden Wendepunkte in den Geschicken seiner Vaterstadt, erging der Ruf an R., an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten zu treten. Es war das zu Ende des Jahres 1877. Nach vieljährigen Verhandlungen mit der

Staatsregierung wegen Einführung einer neuen Communalverwaltung in den Städten der Ostseeprovinzen und nachdem diese ohne nennenswerthen Erfolg abgebrochen worden waren, wurde ihnen in genanntem Jahre die neue russische Städteordnung vom 10. Juni 1870 mit nur wenigen Modificationen aufoctroyirt. Nun galt es, dieser Ordnung auch in Reval die Wege zu bahnen, ihr von altgermanischem Verfassungsboden aus einen möglichst günstigen Anschluß zu bereiten. Dazu berief eine aus allgemeinen Wahlen hervorgegangene städtische Vertretung den altbewährten Führer an ihre Spitze. Diesem Rufe glaubte der einstimmig Erwählte sein Ohr nicht verschließen zu dürfen. Bei Eröffnung der ersten, in gewissem Sinne constituirenden Versammlung führte das neue „Stadthaupt" (eine aus Katharina's Zeit und ihrer Statthalterschaftsverfassung wieder aufgenommene Benennung des Repräsentanten der Stadt) in einer auch oratorisch glänzenden Ansprache aus, wie zwar das neuinaugurirte Princip freiester Selbstverwaltung zu freudigem Schaffen ermuthige, wie aber doch auch jeder hoffnungsvolle Blick in die Zukunft getrübt werde vom Wehegefühle über eine zu Grabe getragene, bis in die Zeiten der Hansa und des livländischen Ordensstaats reichende, zum Theil ruhmreiche Vergangenheit Revals. Diese Rede wurde ein Schwanengesang in doppeltem Sinne. Wieder war es das alte körperliche Leiden, das kaum ein halbes Jahr nach Uebernahme des neuen Amtes R. dazu zwang, demselben zu entsagen. Die von ihm mit großem Geschicke geleitete Organisation des neuen städtischen Verwaltungskörpers mußte er als unvollendete Arbeit anderen Händen überlassen. Innerlich gebrochen trat er zum zweiten Male von der höchsten Stufe städtischen Dienstes in den bescheidenen Wirkungskreis eines Advocaten zurück. Die Arbeit, welche er in ihm reichlich fand, brachte ihn über viel Schweres hinweg. Aber auch ihr war nur ein kurzes Ziel gesteckt. Noch im besten Mannesalter stehend, erst 46 Jahre alt, wurde er nach plötzlicher Erkrankung am 15. Juli 1880 von jähem Tode dahingerafft! Soll zum Schluß noch ein einziges Wort den schweren Verlust, den Reval und mit dieser Stadt das ganze baltische Land an Riesemann's Grab betrauerte, bezeichnen, so mag es das bei seiner Bestattung auf dem Friedhofe aus Freundes Munde vernommene sein: „Er war unser politisches Gewissen".

W. Greiffenhagen.

Riesenburg: Alsch (Alscho, Alesch = Albert) v. R., aus der ritterbürtigen Familie dieses Namens, deren Stammsitz gleichen Namens bei Nachod in Ostböhmen lag, während das Herrengeschlecht der Riesenburge sich von der Riesenburg bei Dux in Westböhmen nannte. Den Beinamen „Vřešťowský" (Wrscheschtjowsky) führt A. von dem Gute Wřešťow, das nach allem seine Großmutter an die Familie brachte. A., geboren um 1380, ward ca. 1402 mündig. Er hatte sich mit Oheim und Vettern in den nicht zu großen Hausbesitz zu theilen. Im Gegensatze zu diesen trat er zu Beginn der Hussitenkämpfe auf die Seite der Gegner König Sigmund's und lenkte durch die mit den Rittern von Mrkrovous und Chwalkowitz an der Spitze der Orebiten vollbrachte Eroberung von Königgrätz (25. Juni 1420) die Aufmerksamkeit auf sich. Zwar erlitt er dann bei dem Versuche, sich Opotschno's zu bemächtigen, große Verluste, aber sein Ansehen in Ostböhmen blieb trotzdem aufrecht, und als Hauptmann von Königgrätz hat er offenbar auch in den nachfolgenden Jahren auf hussitischer Seite gekämpft. Wann darin eine Aenderung eintrat, ist unbekannt. Aber 1433 sehen wir A. auf Seite Kaiser Sigmund's zugleich mit der Hauptmasse des böhmischen Adels, und als dieser sich stark genug fühlte, offen gegen die taboritischen und Waisenheere aufzutreten, und das Heft in die Hand zu nehmen, war es A. v. R., der am 1. December 1433 vom Landtage, auf dem die Adels- und Friedenspartei weitaus im Uebergewichte war, zum Verweser (spravce)

des Königsreiches Böhmen und der Markgrafschaft Mähren gewählt wurde (Archiv český III, 412—415). Wenn auch „hinter und über ihm“ Meinhard von Neuhaus und Ulrich von Rosenberg als allgewaltige Adelshäupter standen, jedenfalls führte A. v. R., zumal seitdem ihn zufolge der Schlacht bei Lipan ganz Böhmen anerkannt hatte, sein Amt mit Geschick und Erfolg bis zur endgültigen Verständigung Kaiser Sigismund's mit den Böhmen, an der er lebhaften Antheil hatte. Als Lohn empfing A., von Kaiser Sigmund mit Besitzungen, die vordem dem Kloster Opatowitz gehört hatten, reichlich ausgestattet, das Amt des Oberstlandschreibers, des rangletzten der vier obersten Landesbeamten. Er behauptete sich nun umsomehr in einflußreicher Stellung bis über die Tage Kaiser Sigismund's hinaus, als er, der weitverbreiteten Unzufriedenheit mit den Maßregeln des Kaisers Rechnung tragend, sich wie es scheint frühzeitig an die von Heinrich Ptatschko (Vöglein) von Bürgstein geführte Opposition angeschlossen hatte. Als deren eifriges Mitglied unterzeichnete er zugleich mit seinem gleichnamigen Sohne „den Sühnbrief“ der vier ostböhmischen Kreise, und wurde er als einer der Vertreter der Ritterschaft in den Wahlausschuß des Landtages (Juni 1440) gewählt, der die böhmische Königskrone frei vergeben wollte. Den Ausgang der Wirren nach mißglückter Wahl hat R. nicht erlebt. Er starb am 4. Juni 1442.

F. Palacky, Geschichte von Böhmen III, 2 u. 3, IV, 1. — A. Sedláček, Hrady tvrze a zamky kralowství českého (Burgen, Schlösser und Festen des Königreichs Böhmen) II. — Vgl. Slovník naučni VII zu „Risenburk“.

A. Bachmann.

Riesener: Johann Heinrich R., Kunsttischler, wurde am 11. Juli 1734 zu Gladbach geboren, kam früh nach Paris, trat dort als Gehülfe in die Werkstatt von J. F. Oeben (s. A. D. B. XXIV, 85) und führte nach dessen Tode, nachdem er seine Wittwe geheirathet hatte, dessen Geschäft fort, 1768 wurde er als Meister in die Pariser Innung aufgenommen. Er starb am 6. Januar 1806. R. arbeitete besonders für die königlichen Schlösser. Die meisten seiner im Stil Louis XV. und Louis XVI. ausgeführten Arbeiten wurden später, infolge der Revolution, ins Ausland, besonders nach England verkauft. Doch befindet sich auch noch eine Anzahl derselben in den Schlössern zu Fontainebleau, Trianon, Compiègne und im Musée du mobilier national.

Zeitschrift für Kunst- und Antiquitäten-Sammler Bd. I, S. 42—43.

R. Bergau.

Rieß: Jos. Florian R., Dr. phil., tüchtiger katholischer Theologe und Begründer des katholischen Zeitungswesens in Württemberg, geboren zu Tiefenbach, Oberamts Neckarsulm, am 5. Februar 1823, † als Jesuit am 30. December 1882 in Feldkirch, studirte auf der Universität Tübingen Theologie und Philosophie, trug im J. 1844 den wissenschaftlichen Preis seiner Facultät und im J. 1842 auch den zweiten homiletischen Preis davon, wurde im selben Jahre zum Priester geweiht und das Jahr darauf Repetent am Wilhelmsstift zu Tübingen, der Bildungsanstalt an der Landeshochschule für katholische Theologen und hielt als solcher auch philosophische Vorlesungen, bis das Jahr 1848 ihn und andere bestimmte, nach vielen Schwierigkeiten zur Vertheidigung der katholischen Interessen hauptsächlich in seinem Heimathlande und den Nachbarländern Baden und den hohenzollernschen Fürstenthümern, ein Tagesorgan, das „Deutsche Volksblatt“ in Stuttgart ins Leben zu rufen und zu leiten, welchem er zwei Jahre später das „Katholische Sonntagsblatt“ und den „Katholischen Volks- und Hauskalender“ anreihte. Auch gab er noch kurze Zeit mit Laib und Schwarz den „Kirchenschmuck“ heraus. Nachdem er diesen noch bestehenden periodischen Preßerzeugnissen neun Jahre unter vielen schweren Kämpfen seine

volle Kraft gewidmet, trat er im J. 1857 weltmüde in den Jesuitenorden zu Gorheim ein, kam später nach Vollendung des Noviziates nach Maria-Laach und nahm die schriftstellerische, insbesondere die publicistische Thätigkeit wieder auf; namentlich gab er den Anstoß zur Gründung einer katholisch-wissenschaftlichen Revue: er ist der Haupt- und Mitbegründer der noch bestehenden „Stimmen aus Maria-Laach", deren 1. Serie er mit der Erklärung des „Syllabus", deren 2. Serie (1869) er mit dem „Oekumenischen Concil" begann und an deren ferneren Serien er lebhaften Antheil nahm. Im J. 1870 wurde er zum Professor der Kirchengeschichte in Maria-Laach ernannt, in welcher Stellung er auch während des Exils zu Ditton in England fast bis zu seinem Ableben verblieb. Rheumatische Schmerzen zwangen ihn, sein Lehramt im Herbste 1882 niederzulegen; doch setzte er selbst dann noch unter heftigen Schmerzen seine schriftstellerische Thätigkeit fort. — R. zeichnete sich durch Geistesschärfe und Klarheit der Sprache aus und schrieb eine schneidige gewandte Feder, welche den tüchtigen, einst in der Hegel'schen Philosophie geschulten Dialektiker nicht verläugnet. R. schrieb außer in die von ihm redigirten Blätter und Zeitschriften noch Manches, so die „Kirchenpolitischen Blätter aus der oberrheinischen Kirchenprovinz" (Stuttgart 1853), „Die württembergische Convention, eine Studie" (Freiburg 1858) und lieferte mehrere Beiträge in die Tübinger theologische Quartalschrift und in die beiden ersten Bände des Kirchenlexicons von Wetzer und Welte. — Der „Katholische Volks- und Hauskalender" von 1884 enthält (auf S. 37) sein Bildniß in Holzschnitt.

Jos. Kehrein, Biograph.-lit. Lexicon der kath. deutschen Schriftsteller ꝛc. II, S. 54 (Zürich, Stuttgart und Würzburg, Verlag von Leo Wörl 1871) und die daselbst gegebenen Nachweise ꝛc.

P. Beck.

Rieß: Karl R., Architekt, geboren am 20. März 1831 zu Schw.-Gmünd, † am 5. Januar 1886 in Stuttgart, Sohn eines Lichterziehers (Wachskerzenfabrikanten), sollte katholischer Theologe werden und erhielt zu diesem Zwecke eine humanistische Bildung in dem mit einem Convicte verbundenen Gymnasium zu Ehingen a. D. Liebe zum Zeichnen und zur Tochter seines Zeichenlehrers, welche später seine Frau wurde, führten ihn auf eine andere Bahn. Er trat im J. 1851 in das Stuttgarter Polytechnicum über, um Architektur zu studiren. Der Gothik mit Vorliebe zugewandt, machte er sich bald auch hier durch ein ungewöhnliches Zeichentalent bemerkbar. Mit glänzenden Zeugnissen und einem Jahrespreise für künstlerische Leistungen aus der technischen Hochschule im J. 1855 ausscheidend, kam er auf kurze Zeit zu Dombaumeister Zwirner nach Köln, dessen warmer Empfehlung er eine mehrjährige Verwendung bei kirchlichen Bauten in Soest verdankte. Zu gleicher Zeit zeichnete er für die erste Abtheilung der Kunstdenkmäler des christlichen Mittelalters in den Rheinlanden von Ernst aus'm Weerth nach den eigenen Worten des Herausgebers „alle Blätter, die durch charakteristische und treue Darstellung hervorragen". Sein früherer Lehrer am Polytechnicum, der jetzige Hofbaudirector Joseph v. Egle, zog ihn im J. 1860 zunächst als Hülfslehrer, sodann von 1864 an als Hauptlehrer an die von ihm gegründete und vortrefflich geleitete königl. Baugewerbeschule in Stuttgart, wo R. mit der kurzen Unterbrechung eines zweiten Aufenthaltes in Soest das Fach der reinen und angewandten darstellenden Geometrie und des Architekturzeichnens vertrat. In den letzten Lebensjahren hielt er auch Vorlesungen über mittelalterliche Architektur an dem Polytechnicum. R., ein Mann von frischem Sinn und großer Liebenswürdigkeit, galt für einen gewissenhaften und höchst anregenden Lehrer. Seine freie Zeit verwendete er nicht auf praktische Bauthätigkeit, sondern auf graphische Leistungen. In ganz vorzüglicher Weise

zeichnete er unter v. Egle's Leitung den größeren Theil (Nr. 8—29) der Blätter für das von diesem herausgegebene Werk: Mittelalterliche Baudenkmale aus Schwaben. Der Münster in Ulm. Stuttg. 1872. Fol. (= Supplem. 3—8 zu: Die Kunst des Mittelalters in Schwaben von C. Heideloff und Fr. Müller, zugleich Supplem. zu Ulms Kunstgeschichte im Mittelalter, beschrieben von K. D. Haßler). In späterer Zeit verlegte er sich mit Vorliebe auf das Zeichnen von Alterthümern zu kunstgewerblichen Zwecken für die in Stuttgart herausgegebenen Zeitschriften „Die Gewerbehalle“ und „Das Kunsthandwerk“. Seine dortigen Arbeiten, in welchen er jedem Stil und jedem Stoff gerecht zu werden und strengste Richtigkeit mit anziehender Gefälligkeit zu verbinden wußte, können als mustergültig bezeichnet werden. Zur Schriftstellerei führte ihn nur sein Lehrerberuf. Er bewies die gründliche Beherrschung seines Stoffes und die Fähigkeit zu selbständiger Forschung in seiner „Schattirungskunde“, Stuttgart 1871, 8° und Atlas in Fol. (im Kleinen wiederholt als „Schattierungskunde“, Stuttgart 1884, 8°), worin er auf der schönen Programmabhandlung v. Egle's „Ueber das Schattiren der Oberflächen regelmäßiger Körper“, Stuttg. 1855, 4° weiterbaute. Ein durch einfache und klare Darstellung höchst brauchbares Unterrichtsbuch sind seine „Grundzüge der darstellenden Geometrie, nebst einem Anhang, enthaltend die Anwendung derselben auf Perspektive und Schlagschattenconstruktion“. Stuttgart 1871, 8°.

Wintterlin.

Rieß: Peter Theophil R., geboren am 27. Juni 1804 zu Berlin (nicht 1805, wie irrthümlich in Poggendorff's biogr.-litt. Handwörterbuch steht), † am 22. October 1883 ebendaselbst, war der Sohn eines geachteten Juwelenhändlers, der durch sein Geschäft zu großem Wohlstand gekommen. Seine Schulbildung genoß R. auf dem Gymnasium „zum grauen Kloster“, bezog dann 1824 die Berliner Universität, an welcher er sich mit Vorliebe dem Studium der Physik widmete. 1831 erwarb er sich den Doctorgrad („Diss. de telluris magnetismi mutationibus diurnis et menstruis“). Nach Neigung und Befähigung hätte R. unter andern Umständen die akademische Laufbahn eingeschlagen, es war ihm sogar schon wenige Jahre nach seiner Promotion die ordentliche Professur für Physik an der Universität Breslau angetragen worden. Doch lehnte er diesen Antrag ab, zunächst um seinem kranken Vater nahe zu bleiben und denselben in seiner geschäftlichen Thätigkeit unterstützen zu können. Aber auch nach dem Tode des Vaters zog er es vor, unabhängig zu bleiben und seine ganze Zeit der freien, wissenschaftlichen Thätigkeit zu widmen, statt sich durch Amtsgeschäfte zu binden. So hat R. niemals physikalische Vorlesungen gehalten. Aber als Gelehrter hat er eine außerordentliche Thätigkeit entwickelt und mit seiner reichen Begabung, unterstützt durch die ihm zur Verfügung stehenden Mittel, während seines langen Lebens mit großem Erfolge an der Förderung der Physik gewirkt. Die Ergebnisse seiner Forschungen sind größtentheils in Poggendorff's Annalen und in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie veröffentlicht. Von dieser Akademie war R. 1842 zum ordentlichen Mitgliede erwählt worden, welche Wahl noch dadurch bemerkenswerth ist, daß R. das erste jüdische Mitglied der Akademie wurde und als solches gegen den Willen des damaligen Ministers vom Könige bestätigt ward. Uebrigens trat, wie hier bemerkt werden mag, R., welcher in seiner Studienzeit ein Anhänger Hegel's geworden war, in späteren Jahren mit seiner ganzen Familie zum Christenthum über. Neben der Pflege seiner Lieblingswissenschaft bewahrte sich R. bis in das höchste Alter die regste Theilnahme für Geschichte, Litteratur, Kunst und Musik. Sein Haus war, ähnlich wie das seines Freundes Poggendorff, ein Menschenalter hindurch der Mittelpunkt eines großen Kreises von Gelehrten, die daselbst Erholung von den

Anstrengungen der Berufsgeschäfte und vielseitige geistige Anregung suchten und fanden. In seiner Jugend verkehrte er viel mit Alexander v. Humboldt. Die Mathematiker Lejeune-Dirichlet, Jacobi, Steiner, die Physiker Dove, M. Jacobi, Magnus, Poggendorff, Moser; die Chemiker Eilh. Mitscherlich, H. Rose und dessen Bruder der Mineraloge G. Rose waren seine Zeitgenossen und Freunde, die er, trotz seiner in der Jugend zarten Gesundheit, alle überlebt hat. Aber auch die jüngeren Fachgenossen und mancher fremde Gelehrte fanden bei ihm gastliche Aufnahme und fühlten sich bei ihm heimisch. Lebhaft in der Unterhaltung trat er mit scharfem Verstande und schlagendem Witz für alles ein, was er für gut, wahr und recht hielt und diese geistige Frische bewahrte er bis in sein hohes Alter. Nach kurzem Krankenlager starb er, betrauert von seiner Familie und zahlreichen Freunden im 79. Lebensjahr.

R. hat sich vorzugsweise mit Reibungselektricität beschäftigt. Wohl alle Erscheinungen auf diesem Gebiet hat er selbst beobachtet und kritisch geprüft. Zu einer Zeit, in welcher nur erst höchst mangelhafte öffentliche Sammlungen physikalischer Instrumente bestanden (die Berliner Universität hatte bis zu G. Magnus' Tode kaum eine eigene Sammlung) hatte R. aus eigenen Mitteln sich die besten Apparate für seine Untersuchungen beschafft. So konnte er nicht nur die von andern Forschern angegebenen Versuche wiederholen, sondern er stellte zahlreiche neue Thatsachen fest, gab neue Methoden an und führte seine Untersuchungen mit außerordentlicher Genauigkeit und Zuverlässigkeit durch. Wenn die theoretischen Ansichten, welche R. geltend zu machen suchte, nicht überall anerkannt wurden, so werden seine Beobachtungen sich stets als vollkommen sicher erweisen. Die bis etwa 1852 in vielen einzelnen Abhandlungen enthaltenen Untersuchungen faßte R. in einem größeren Werke: „Die Lehre von der Reibungselectricität", Berlin 1853, 2 Bände, zusammen. Dies hervorragende Werk soll zwar, wie R. im Vorwort ausdrücklich betont, kein vollständiges Lehrbuch der Reibungselektricität sein, sondern vornehmlich nur die eigenen Erfahrungen darstellen. In Wirklichkeit aber enthält es, weil eben R. eine sehr umfassende Prüfung der damals bekannten Thatsachen vorgenommen hatte, wol alle wesentlichen Erfahrungen. Später hat R. noch zwei Mal, 1867 und 1879, unter dem Titel: „Abhandlungen zur Lehre von der Reibungselectricität" seine neuen Untersuchungen zusammengestellt.

Außer mit der Reibungselektricität hat sich R. auch mit dem Magnetismus beschäftigt und waren dies, im Anschluß an seine Dissertation, seine ersten Arbeiten. Dann hat er mit G. Rose Untersuchungen über die Pyroelektricität angestellt. Endlich besitzen wir von ihm einige Arbeiten aus der Optik (Phosphorescenz des Diamanten u. A.) und Akustik (Tonerregung in Röhren durch Flammen). Die Rieß'schen Arbeiten über Reibungselektricität haben nicht nur zur genauen Feststellung bekannter Erscheinungen, sondern zur Erkenntniß neuer Gesetze geleitet, das Verständniß früher unerklärter Beobachtungen herbeigeführt und die Uebereinstimmung des elektrischen und galvanischen Stromes nachgewiesen. Hervorzuheben sind hier 1) „Die Untersuchungen über die Anordnung der Elektricität auf Leitern"; 2) „Die Erscheinungen der Influenz, an welche sich die Theorie der Elektrophor- und Influenzmaschinen knüpfte"; 3) „Die Messung der Wirkung elektrischer Entladungen durch das von ihm für diesen Zweck ausgesonnene Luftthermometer, mittelst dessen er die gleichmäßige Gültigkeit des Widerstandsgesetzes für elektrische wie für galvanische Ströme bewies"; 4) „Die Arbeiten über die Induction der elektrischen Entladung nebst den Erörterungen über Rückschlag und Seitenentladung, welche von praktischer Bedeutung bezüglich der Blitzschläge geworden sind."

Der Name R. wird immer mit der Entwicklung der Elektricitätslehre im

allgemeinen und der der Reibungselektricität im besonderen verbunden sein. Die Anerkennung gelehrter Gesellschaften hat R. nicht gefehlt, so war er u. A. Mitglied der Akademien zu Petersburg (1856), Göttingen (1856), München (1872); 1878 wurde er von der Universität Pavia zum doctor honoris causa ernannt.

Ein fast vollständiges Verzeichniß der gedruckten Abhandlungen von R. enthält der Katalog der Royal Society, welcher unter dem Namen P. T. Ries 98 Nummern, bis 1873 reichend, aufzählt. Später sind noch einige Abhandlungen in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie und die letzte: „Ueber elektrische Schatten", in Wiedemann's Annalen Band XV 1882 erschienen.

Poggendorff, Biogr.-litter. Wörterbuch II, 642. — Leopoldina XIX, 219. — Sitzungsberichte der k. b. Akademie zu München XIV, 241 (1884), woselbst zu dem von Beetz verfaßten Nachrufe für R. Mittheilungen des Schwiegersohnes desselben, des Professors G. H. Quincke in Heidelberg, Verwendung fanden, welche auch im obigen benutzt werden konnten.

K.

Riesser: Gabriel R., Vorkämpfer des Judenthums und deutscher Politiker, wurde am 2. April 1806 zu Hamburg geboren als jüngstes der dreizehn Kinder des Secretärs beim jüdischen Gericht in Altona, Lazarus Jakob aus Oettingen in Baiern (Rieß), welcher von der Ebene, in welcher sein Geburtsort liegt, den Beinamen Riesser angenommen hatte. Die Mutter war Frommaid Cohen, Tochter des Rabbiners der jüdischen Gemeinden in Altona und Hamburg. Infolge des durch die französische Besetzung Hamburgs 1810 herbeigeführten Umschwunges in der Lage der dortigen Juden siedelte der Vater 1813 nach Lübeck über, wo er mit Hamburger Freunden die Stadtlotterie pachtete. Hier besuchte R. seit 1817 das Gymnasium seit 1820 aber das Johanneum in Hamburg, wohin die Eltern seit 1819 zurückgekehrt waren, 1824—26 studirte er die Rechte in Kiel, Heidelberg und, nachdem er hier im December 1826 promovirt hatte, 1827 in München. Sein lebhafter Wunsch, in Heidelberg, wo er 1828 und 1829 lebte, als Privatdocent an der Universität zugelassen zu werden, wurde, wenn auch seine Religion in Baden kein Hinderniß bildete, unter Vorwänden abgelehnt; ebenso 1830 eine Anmeldung in Jena zu gleichem Zweck. Er meldete sich nun zur Advocatur in Hamburg, obwohl freilich der hierfür vorgeschriebene Besitz des Bürgerrechts von ihm als Juden nicht zu erbringen war, wurde jedoch vom Senate abgewiesen. Bei seiner weichen Gemüthsart machte es auf ihn den tiefsten Eindruck, daß er überall, wo er Eintritt in die Bahnen des bürgerlichen Lebens gesucht, als Jude sich zurückgestoßen sah. Nach der Julirevolution schien ihm der Zeitpunkt gekommen, wo seine Glaubensgenossen eine Besserung ihrer rechtlichen Stellung erwarten konnten. Hierfür aufzutreten, setzte er als Aufgabe seines Lebens. In seiner 1831 in Altona erschienenen Schrift „Ueber die Bekenner des mosaischen Glaubens in Deutschland. An die Deutschen aller Confessionen", stellte er die Forderung gleichen Rechtes für die Uebernahme der gleichen Pflichten mit den übrigen Staatsangehörigen als eine unabweisbare hin. Mit dem Ausdruck schärfsten sittlichen Unwillens trat er gegen die oft vernommene Zumuthung des Uebertrittes zur christlichen Religion als des Preises der bürgerlichen Rechte auf. Er suchte zu zeigen, daß der Zeitpunkt gekommen sei, die Frage der bürgerlichen Gleichstellung der Juden mit dem rücksichtslosesten Ernste zur Sprache zu bringen. Die Schrift machte weithin den tiefsten Eindruck und bezeichnete eine Epoche in der Bildung und Entwicklung der deutschen Juden. Die Worte Riesser's „Das Menschenrecht kann uns die Niedrigkeit mißgönnen, kann die Gewalt uns vorenthalten, aber an Menschenwürde, an männlichem Bewußtsein, an einer

ungetrübten menschlichen Bildung sollen sie uns kein Haarbreit rauben!“ begannen von den deutschen Juden das Gefühl der Unabänderlichkeit der Zurücksetzung zu lockern und mehr Selbstbewußtsein unter ihnen zu verbreiten. Auch auf christlicher Seite fand R. Anerkennung bei den politisch Liberalen. Zunächst aber erstand ihm ein ansehnlicher Gegner im Kirchenrath Paulus zu Hamburg. Dieser sprach in seiner Zeitschrift „Sophronizon“ unter dem Titel „Die jüdische Nationalabsonderung nach Ursprung, Folgen und Besserungsmittel oder über Pflichten, Rechte und Verordnungen zur Verbesserung der jüdischen Schutzbürgerschaft in Deutschland“ den Juden das Anrecht auf Bürgerrecht ab, weil sie eine abgesondert bestehende Nation sein und bleiben wollten und diese Absonderung als religiöse Aufgabe betrachteten, während die Rechte des Staatsbürgers voraussetzen, daß er sich als zur Nation des Landes gehörig betrachte. Hiergegen richtete R. sofort eine Schrift unter dem Titel „Vertheidigung der bürgerlichen Gleichstellung der Juden gegen die Einwürfe des Dr. H. E. G. Paulus. Den gesetzgebenden Versammlungen Deutschlands gewidmet“ (Altona 1831). Hierin führte R. mit großer Beredsamkeit und nicht ohne großen Eindruck in weiteren Kreisen die Sache der Juden. Fremd sei nur der, welcher nicht im Lande geboren und soweit man eine Lossagung von den Resten einer fremden Nationalität überhaupt verlangen könne, sei sie von den Juden längst vollzogen. Es darf zum größten Theil als eine Folge der Riesser'schen Schriften angesehen werden, daß überall, wo seitdem in den deutschen Bundesstaaten constitutionelle Freiheiten verlangt wurden, die bürgerliche Berechtigung der Juden mit dazu gezählt ward und daß diese in Petitionen ihre Ansprüche geltend zu machen suchten. Um den Eifer nicht erkalten zu lassen, das nöthige Material zu sammeln und Irrthümer in der Judenfrage zu berichtigen, gründete R. 1832 eine in Altona erscheinende Zeitschrift „Der Jude. Periodische Blätter für Religion und Gewissensfreiheit“. Darin behandelte er die Emancipationsfrage in Baiern, Baden, Kurhessen und Hannover und gewann so einen nicht unwesentlichen Einfluß auf die betreffenden Entscheidungen der süddeutschen Staatsmänner. Um dieselbe Zeit wandte er sich in der Schrift „Börne und die Juden“ (Altenb. 1832) gegen eine die Juden herabziehende, wider Börne gerichtete Schrift des Lehrers E. Meyer. Die Zeitschrift gab er 1833 wieder auf, als er in der Redaction der Hamburger Abendzeitung den französischen Artikel übernommen und sich so zum ersten Male einen ständigen Erwerb gesichert hatte. Dagegen setzte er die Reformbewegung in anderer Weise fort. Seinen Bemühungen gelang es Ende 1833, in Hamburg ein Comitee von Juden ins Leben zu rufen, um durch nachdrückliche Bitten die dortige Staatsbehörde zu erneuten Vorlagen wegen Verbesserung der bürgerlichen Stellung der Juden an die Bürgerschaft, welche frühere Vorlagen abgelehnt hatte, aufzufordern. Er verfaßte die im Juni 1834 übergebene Denkschrift; als sich aber bei wiederholten Crawallen gegen die Juden in Hamburg herausstellte, daß diese dort nicht einmal gehörigen Schutz finden konnten, hielt er es als Urheber der Judenfragen für angezeigt, die Vaterstadt vorläufig zu verlassen. Nachdem ihm seine dortigen Glaubensgenossen am 27. April 1836 eine ihm zu Ehren geprägte Denkmünze überreicht, auch die badischen Juden ihn durch Geschenke geehrt hatten, siedelte er nach Bockenheim in Kurhessen über, weil den dortigen Juden infolge eines Gesetzes vom 29. October 1833 die Wahl des Berufes freistand. Hier verkehrte er viel mit bedeutenden Männern im nahen Frankfurt und war mit juristischen wie geschichtlichen Arbeiten beschäftigt. Er schrieb hier „Untersuchung der Frage, ob die kurhessischen Capitalschuldner durch die ihnen in Napoleon's Auftrag ertheilte Quittung von ihrer Schuld befreit worden“ (Frankf. 1837), ferner „Einige Worte über Lessing's Denkmal, an die

Israeliten Deutschlands gerichtet", mit der Aufforderung zur Förderung dieses Denkmals in Braunschweig, sodann „Jüdische Briefe zur Abwehr und Verständigung" (Heft 1: 1840; Heft 2: 1842, Berlin) gerichtet gegen Pfizer, Menzel und Gutzkow. Auch war er 1839 mit Processen für den kurhessischen Staatsschatz beschäftigt. Eine große Enttäuschung erfuhr er durch die Ablehnung seines Gesuchs um Verleihung des Bürgerrechts in Bockenheim. Fest auf dieses rechnend, hatte er die Uebersiedelung aller seiner Angehörigen dorthin bewirkt. Schon dachte er an Auswanderung nach England, als in Hamburg ein Gesetz zu Stande kam, wonach künftig ein bis zwei jüdische Notare dort zugelassen werden sollten. Sofort zum Notar gewählt, kehrte er 1840 nach Hamburg zurück, wo er hinfort in vielen gemeinnützigen Angelegenheiten thätig war. Entschieden wandte er sich Ende 1843 gegen die Juden in Frankfurt a. M., welche in öffentlicher Erklärung das Ansehen des Talmud und die Beschneidung als religiösen Act verwarfen. Andererseits hob er 1813 in Weil's „Constitutionellen Jahrbüchern" gegen Bruno Bauer's „Judenfrage" den Zusammenhang der Judenemancipation mit allen anderen Aufgaben der liberalen Bestrebungen dieser Zeit hervor. Großes Aufsehen erregte er sodann durch eine Rede, in welcher er bei einem Festmahle am 18. October 1846 aufforderte, Alles an die Befreiung Schleswig-Holsteins zu setzen. Abdruck konnte die Rede nur in G. Struve's „Deutschem Zuschauer" in Mannheim finden. Der zweite Act von Riesser's Bedeutung beginnt mit 1848. Auf Einladung des Heidelberger Ausschusses der Sieben nahm er am Vorparlament Theil, in welchem er sich durch eine gewandte Behandlung einer schwierigen Fragestellung bemerklich machte. Nach der Rückkehr legte er seine politischen Ziele in einem Flugblatt („Ein Wort über die Zukunft Deutschlands", s. Hamburger Börsenhalle vom 26. April 1848) nieder. Ausgehend vom Grundsatz der Volkssouveränetät, sprach er sich für die constitutionelle Monarchie, ein Volks- und ein Staatenhaus und gegen jeden Census bei den Wahlen aus. In der deutschen Nationalversammlung gehörte R. als Vertreter Lauenburg's dem Club des „Württemberger Hofes" an, gründete dann aber mit Biedermann im „Nürnberger Hof" eine Vermittelungspartei. Anfangs trat er im Parlament weniger hervor, bis er plötzlich am 29. August 1848 bei Berathung des § 13 der Grundrechte gegen einen Antrag M. Mohl's, wonach die eigenthümlichen Verhältnisse des israelitischen Volksstammes Gegenstand besonderer Gesetzgebung sein sollten, in glänzender Improvisation Angriffe auf seine Glaubensgenossen mit der siegreichen Gewalt eines tiefgekränkten sittlichen Gefühls zurückschlug, und so mit einem Male den Ruf eines der besten Redner der Paulskirche gewann. Am 7. Septbr. wurde er in den Verfassungsausschuß und am 2. Octbr. zum zweiten Vicepräsidenten gewählt. In bemerkenswertherer Weise trat R. im Parlamente fernerhin hervor durch seinen öfteren Vorsitz als Vicepräsident, welche Stellung er jedoch Ende November 1848 nicht wieder annahm, nachdem er in derselben sich hatte hinreißen lassen, sich über das Verhalten der Linken mit Entrüstung zu äußern. Ferner am 20. November gegen das Ministerium Manteuffel und im März 1849 für directe Wahlen und den Malmöer Waffenstillstand, mit Entrüstung gegen einen Compromißvorschlag Simon's. Sein Ruf als Redner hatte sich mit jedem neuen Auftreten gesteigert und erreichte den Gipfel am 21. März 1849 in seiner Schlußrede zur Vertheidigung des Welcker'schen Antrags wegen Anbietung der Krone an den König von Preußen. Diese Rede wurde vielseitig als ein Meisterstück klarer, scharfsinniger und zugleich von der Wärme edler Leidenschaft durchdrungener Beredsamkeit angesehen. Als Mitglied der Kaiserdeputation nach Berlin führte er mit Beseler die Unterhandlungen mit Graf Brandenburg. Eine Behauptung Varnhagen's v. Ense im

6. Bande der Tagebücher, der König habe sich gegen R. in einer für ihn als Juden beleidigenden Weise geäußert, wurde von R. im „Neuen Hamburg" (1862, Nr. 103) für Erfindung erklärt. Nach dem Rücktritt des Ministeriums Gagern versuchte er mit Wurm und Biedermann noch einmal eine Vermittlungspartei zu bilden und trat am 26. Mai aus der Versammlung. Ueber die Gründe des Austritts und sein Verhalten im Parlament schrieb er einen „Rechenschaftsbericht" an seine Wähler (Bonn 1849). Mitglied der Versammlung in Gotha am 26. Juni 1849, bezeichnete er deren Programm als das „der schmerzlichsten Resignation, der entsagendsten Vaterlandsliebe". Als er im October 1849 in Hamburg den Besuch Gagern's und Mathy's erhielt, sprach er sich bei einem Festmahl in einer Rede gegen den Aufstand im südwestlichen Deutschland wie gegen die Reaction aus (Hamb. Nachr. vom 8. October 1849, Allg. Ztg. 1850 Nr. 305). Im Volkshause des Parlaments zu Erfurt ergriff er als Vertreter Hamburgs nur selten das Wort. Hinfort war er hier als Notar wieder sehr viel beschäftigt und suchte von hier aus für Besserung der Lage der Flüchtlinge aus Schleswig-Holstein zu wirken. Gegen die Rechtmäßigkeit des Bundesbeschlusses bezüglich Kurhessens trat er in den „Hamburger Nachrichten" vom 7. und 11. November 1850 auf. 1856 unternahm er eine Reise nach Nordamerika und am 11. December 1857 nahm er wegen Kränklichkeit seine Entlassung als Notar. Als es sich im September 1859 in Frankfurt a. M. um die Gründung des deutschen Nationalvereins handelte, stimmte R. dagegen, er wurde aber doch in den Ausschuß gewählt, übernahm auch die Bildung eines Zweigvereins in Hamburg, in der Vereinsversammlung in Coburg 1860 ließ er sich jedoch nicht wieder in den Ausschuß wählen. Bei der Schillerfeier von 1859 hielt er im Hamburger Stadttheater die Festrede. Einen schönen Triumph seiner Bestrebungen erlebte er, als er am 17. October 1860 zum Mitglied des hamburger Obergerichtes ernannt und so der erste Richter jüdischer Religion in Deutschland wurde. 1862 unterlag er bei den Neuwahlen zur Bürgerschaft. Er starb in Hamburg am 22. April 1863. — Nekrol.: Von M. Veit in Berlin in Haym's Preuß. Jahrb. 1863, Bd. II, S. 516; von Biedermann in Gartenlaube 1863, Nr. 34; von Berth. Auerbach in den Deutschen Blättern und von Isler im Neuen Hamburg 1863, Nr. 34. Am 2. Mai 1863 fand im neuen israelitischen Tempel in Hamburg eine Gedächtnißfeier für R. statt, bei welcher N. Frankfurter die Rede hielt. Freunde setzten ihm am 29. October 1865 in Hamburg ein Denkmal. Seine gesammelten Schriften erschienen 1867. Seine Abhandlung über die Wirkungen der Resolutivbedingung ist in Vangerow's Pandekten I, 118 beleuchtet.

Hart, Ein Tag in der Paulskirche, 2. Th., S. 12 (Lpz. 1848). — Haym, D. d. Nat.-Vers., Bd. II. (Berl. 1849). — Biedermann, Erinn. a. d. Paulsk. (Lpz. 1849). — Laube, D. 1. d. Parl., Bd. III, S. 36. — Grenzboten, 1849. 1. Sem., 2. Bd., S. 59. — Gabr. Riesser's Leben nebst Mitth. a. s. Briefen von Dr. W. Isler (Frkf. u. Lpz. 1871). — Im neuen Reich 1871. Bd. II, S. 438. — Grenzboten 1872, Nr. 2. — Biedermann in Histor. Taschenbuch für 1877. — E. Lehmann, Gabr. Riesser, ein Rechtsanwalt (Lpz. 1881). — Biedermann, Mein Leben, Bd. I, S. 370 (Breslau 1886).

Wippermann.

Riessinger: Sixtus R., ein deutscher Buchdrucker in Italien, hatte um 1471 zu Neapel die Buchdruckerkunst eingeführt. Sein Name kommt in den verschiedensten Schreibarten vor, wie Russinger, Rüssinger, Rassinger, Resius &c.; zuweilen nannte er sich auch Clericus Moguntinus oder Clericus Argentinensis. Zu Straßburg geboren, wie aus diesem letzteren Namen hervorgeht und was ein

Programm Schöpflin's (S. 11) in der Straßburger Bibliothek (Katalog Heitz 2770) bezeugt, hatte er sich anfänglich dem geistlichen Berufe gewidmet, und später neben den Pflichten, welche ihm dieser auferlegte, auch die Buchdruckerkunst, und zwar wahrscheinlich in einer Mainzer Officin erlernt. Ueber sein Geburts- und Todesjahr, sowie über seinen äußeren Lebensgang fehlen Ueberlieferungen. Daß er als Kleriker sich mit der Druckkunst beschäftigte, ist für jene Zeit nicht auffallend, in welcher nicht nur deutsche Priester, sondern auch solche anderer Länder sich dieser neuerfundenen Kunst zuwandten und gerade in Straßburg, der angeblich ersten Wiege derselben, war seit den sechziger Jahren die Begeisterung für sie so lebendig, daß nicht bloß Söhne reicher Familien, sondern auch junge Kleriker, überhaupt gebildete junge Leute, welche einige litterarische Kenntnisse besaßen, durchaus keinen Anstand nahmen, diese Kunst zu betreiben. Da an früherer Stelle (s. A. D. B. XIII, 457) hierher verwiesen ist, so mögen einige geistliche Buchdrucker hier erwähnt werden. Die „Brüder vom gemeinsamen Leben", deren Hauptaufgabe es war, die Schriften der Kirchenväter und die heilige Schrift zu vervielfältigen und zu verbreiten, gaben sich zu Marienthal im Rheingau, in Rostock, Brüssel, Nürnberg und anderen Orten mit der Herstellung von Druckwerken ab; zu Augsburg waren es die Benedictiner bei St. Ulrich und Afra, zu Wittenberg die Augustiner, zu Erfurt die Mönche des St. Petersklosters, die daselbst die Druckkunst einführten. Aber nicht nur die Orden, sondern auch eine ganze Anzahl einzelner Priester gaben sich, wie schon gesagt wurde, mit der Buchdruckerei ab. So finden sich als Clerici auf ihren Werken genannt Joh. Weyssenburger zu Nürnberg, Peter Schöffer von Gernsheim, Joh. Beckenhub in Straßburg, Adam Rot 1472 zu Rom, Paul Leener in Rom 1474, Georg Laur Cleric. Herbipolensis 1481 zu Rom, Johann Neumeister 1479 zu Foligno, Georg Sachsel und Ulrich Zell in Köln. Und wie unter den Deutschen, von denen ein großer Theil von Straßburg stammend in Italien die Druckkunst ausübte, so finden sich auch unter den Italienern Geistliche als Buchdrucker, wie die Dominicaner zu Florenz, 1478 Jacobi di Ripoli und 1488—1489 Jacob Caroli; zu Venedig die Priester Clemens Patavinus, A. B. Tarsengus und Bonet. Locatellus und 1486 der Presbyter Bergamons, zu Vicenza 1477 Joh. Leonardo Longo Sacerd. Die Wirksamkeit Riessinger's zu Neapel fällt in die Jahre 1471—1480, innerhalb welcher Zeit er von 1471—1475 allein, von 1475—1480 aber zeitweise in Verbindung mit dem Italiener Franciscus de Tuppo eine Reihe von Werken gedruckt hat, darunter einige Schriften des Justinian und einiger beinahe gänzlich vergessenen Juristen des Mittelalters. R. war in Neapel der erste Drucker, der daselbst unter König Ferdinand die Druckkunst ausübte, und er hatte sich zugleich bei demselben so beliebt gemacht, daß ihm die bischöfliche Würde mehrmals angetragen wurde, die er jedoch aus Liebe zu seiner Vaterstadt ausschlug, wohin er, wie es scheint, gegen 1486 wieder zurückkehrte. Sein erster Druck in Neapel war „Bartoli de Saxoferrato Lectura in libros codicis". 1471. Das erste mit Tuppo gemeinschaftlich gedruckte Buch ist: „Constitutiones et Statuta Illust. Domini Regis Karoli Jherusalem et Sicilie", 1475, in dessen Schlußschrift beide als Drucker genannt sind, während in einem Druck des Jahres 1477 „Andreas de Yfernia super feudis" R. in pompösen Worten sich als alleinigen Drucker desselben bezeichnet. Auch die Herstellung italienischer Bücher nahm beide Typographen seit 1478 in Anspruch, in welchem Jahre sie u. A. des Joh. Bocaccio „Inconencia" druckten. Am Ende dieses Werkes befindet sich das Druckerzeichen Riessinger's mit seinem Vor- und Zunamen, woraus hervorzugehen scheint, daß dasselbe auch für ihre gemeinschaftlichen Drucke verwendet wurde. Aus der Zeit von 1481—1483 sind einige

Drucke bekannt, welche aus einer Officin Roms hervorgegangen und unterzeichnet sind: „Impressum Rome per Syxtum et Georgium alemanos“. Das Druckerzeichen derselben ist mit den Initialen: S. R. D. A. versehen, die Sixtus Riessinger de Argentina bedeuten sollen, woraus also hervorgeht, daß R. vor seiner Rückkehr nach Deutschland noch einige Zeit in Rom thätig gewesen ist. Sein Gesellschafter Tuppo blieb dagegen in Neapel und druckte daselbst 1485 einen „Aesop“ mit 87 großen Illustrationen zu dem Leben und zu den Fabeln Aesop's. Wer der zweitgenannte Georgius gewesen ist, darüber herrscht völlige Unkenntniß, man müßte denn auf Georg Laur rathen, der ebenfalls ein deutscher Geistlicher war und damals in Rom druckte, aber seine Drucke soviel bekannt ist, stets allein mit seinem Vornamen bezeichnet hat. Unter mehreren undatirten Drucken Riessinger's sind noch zu erwähnen: „C. Plinii sec. liber illustr.“; „Lapi de Castelho Decretorum allegationes“, dessen Typen weder römisch noch gothisch und sehr ungleich sind, es scheint deshalb zu seinen ersten Druckversuchen zu gehören. Von Rom aus kehrte R., wie schon erwähnt wurde, nach seiner Vaterstadt Straßburg zurück, wo er nach Wimpheling (Epit. rer. German. c. 65) in ein geistliches Amt trat und in hohem Alter verschied. Zu gleicher Zeit mit R. druckte zu Neapel sein Landsmann Berthold Riching de Argentina, von dessen äußeren Verhältnissen ebenfalls durchaus nichts bekannt ist, wie auch die Zahl seiner Drucke nicht bedeutend ist.

Vgl. C. Geßner, Buchdruckerkunst 1745, IV, S. 209. — Garzoni, Piazza univ. 1641, p. 966. — E. Tentzel, Discurs, 1700, S. 37. — M. Denis, Bücherkunde 1795, I, 39, 87, 123, 130, 168. — L. Guistiani, Saggio stor. crit. sulla tipogr. 1793. — Tiraboschi, Letterat. Ital. VI, 430. — C. Schmidt, Buchdrucker Straßburgs, S. 39. — F. Kapp, Geschichte, 1886, S. 193, 249. — Falkenstein, Geschichte, 1840, S. 227, 228. — Panzer, Annales II, S. 154, 155, 159, 166. IV, 343, 366—373, 381—384, 472. IX, 225 u. s. w. J. Braun.

Riet: Johann v. R. oder Johannes ab Arundine, im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts zu Brügge geboren, erhielt wahrscheinlich zu Löwen den theologischen Doctortitel und trat in den Carmeliterorden ein. Als Goswinus Haeks 1468 mit Genehmigung des Magistrats zu Utrecht ein Carmeliterkloster errichtet hatte, erhielt R. dort die Priorstelle. Er war ein höchst gelehrter, wohlberedter und frommer Mann. 1475 wurde er an Stelle des verstorbenen Goswinus Haeks vom Utrechter Bischofe David von Burgund zum Suffraganbischof und Vicar gewählt, nachdem der Papst ihn zum Bischof von Usbith in partibus infidelium ernannt hatte. Auch noch unter David's Nachfolger Friedrich von Baden bekleidete er dieses Amt und starb am 23. Juli 1497 zu Utrecht. Als gelehrten Schrifterklärer und vorzüglichen Prediger zeigt er sich in mehreren Schriften; wir erwähnen: „Lectura notabilis in librum sapientiae“. „Commentarius in epistolam Pauli ad Romanos“, „Commentarius in Psalmum: beati immaculati“ und „Sermones de tempore et de sanctis“.

Vgl. Valer. Andr., Bibl. Belg., p. 449. — Batav. sacr. II, bl. 507 und Moll, Kerkgesch. v. Nederl. II, 1 th. bl. 279, 2 th. bl. 385.

van Slee.

Rietenburg: Der Burggraf von R., Minnesänger, wahrscheinlich der jüngere Bruder oder Stiefbruder des Burggrafen von Regensburg (s. A. D. B. XXVII, 550), und zwar entweder Heinrich IV. (Burggraf seit 1176, † nach 1184/85) oder Otto III. († nach 1185). — Gleich dem Burggrafen von Regensburg reimt der Rietenburger noch unrein und läßt wiederholt die Senkungen aus, gleich jenem verbindet auch er zwei Monologe der Liebenden, die

ohne äußerlich markirte Beziehung zu einander in gemeinsamer Lage übereinstimmende Gesinnung aussprechen. Aber er ist doch um vieles moderner als sein Geschlechtsgenosse. Er hat keine reimlosen Zeilen mehr, er führt den überschlagenden Reim ein, unterscheidet stumpfen und klingenden Versausgang, braucht den vierhebig klingenden Vers. Naturformeln wendet er mit mehr künstlerischer Berechnung an: er contrastirt Herbst und Liebeshoffnung, Frühlingsfreude der Gesellschaft und eigene Gedrücktheit und wählt zum Ausdrucke für die Winterbeschwerden ein typisches Bild: die Noth der rothen Blumen. Seine Lieder sind nicht mehr monodisch und überschreiten das alte Maß von einer Strophe: ein zweistrophiges (Minnesangs Frühling 19, 7—26) wendet sich an das höfische Publicum, wie die von der Poesie der Fahrenden entlehnte Wahrheitsbetheuerung zeigt. Es mag ein Tanzlied sein zur Eröffnung der Saison und bildet frei die alten Motive dieser volksthümlichen Gattung um: auf Natureingang folgt Andeutung der eigenen Empfindung, dann Aufforderung zur Freude und in der zweiten Strophe die „Erneuung des Sangs", die Darlegung der persönlichen Liebeserlebnisse. In diesem Gedicht verfügt der Dichter bereits über die musikalischen Künste der Responsion, wie anderwärts über Annominatio und reichen Reim. Aus der geistlichen Poesie dürfte er den dreifachen Reim am Schluß einer Strophe übernommen haben. — Der R. stellt zuerst die Theorie von der moralischen Vervollkommnung durch Liebe und Liebesleid auf, er kennt die Sitte des Minnedienstes, das conventionelle Werben um die Gunst der Geliebten. Die Liebe selbst zeigt in seiner Dichtung keinen sinnlichen Charakter, sondern erscheint züchtig verhüllt. Der Inhalt der Lieder ist bereits voll von Reflexion und auch ihr Stil arbeitet mit Motivirung, Gegensatz und Folgerung. Der R. ist der erste deutsche Minnesänger, der unglückliche Liebe als poetisches Motiv empfindet und directe Anleihen macht bei der provencalischen Lyrik. Er benutzt einmal eine Wendung, die wir in der romanischen Poesie zuerst bei Folquet von Marseille, der nach Diez 1180—1195 dichtete, nachweisen können und die allenfalls auch auf diesen zurückgehen kann, ein andermal überträgt er in Anlehnung an Peyrol einen biblischen Vergleich auf sein Liebesleben.

Von der Hagen, Minnesinger I, 218; III, 611; IV, 155 ff. — Lachmann und Haupt, Des Minnesangs Frühling, Leipzig 1857 (vierte Ausgabe 1888), Nr. V, S. 18 ff., 235. — Bartsch, Deutsche Liederdichter des 12. bis 14. Jahrhunderts, 2. Aufl., Stuttgart 1879, Nr. VI. — Scherer, Deutsche Studien II, Wien 1874 (Sitzungsberichte der phil.-hist. Classe der Wiener Akademie, Bd. 77, 437 ff.), S. 28 ff., 32 ff. — Paul, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur II, 419 ff., 455 ff.; Lehfeld, ebd. II, 369 ff. — Burdach, Reinmar und Walther von der Vogelweide, Leipzig 1880, S. 59, 158.

K. Burdach.

Rieter: Heinrich R., Maler und Radirer, geboren am 15. September 1751 in Winterthur, † 1818 in Bern. Sein Vater war ein einfacher Tuchscherer, der jedoch die Einsicht hatte, dem Sohne die Berufswahl freizustellen. Er kam zu Johann Ulrich Schellenberg in die Lehre und von diesem nach Neuenburg, wo er Zeichenunterricht gab und sich als Porträtmaler einen Namen machte. Von dort ging er nach Dresden, zu seinem Landsmann Graf. Hatte er bisher nur Bildnisse gemalt, so fand er nunmehr, in der herrlichen Dresdner Galerie, durch die Meisterwerke eines Rembrandt, van Dyk, Rubens, Ruisdael, Berghem, Both, Claude Lorrain die mannichfaltigsten Anregungen. Er versuchte sich zunächst im historischen Genre, aber ohne Glück, und sah bald, daß er mehr zu einem Landschafter tauge. Am meisten zogen ihn die Niederländer an; es ihnen gleich zu thun war sein Traum, sie an der Quelle kennen zu lernen seine

Sehnsucht. Es wurde ihm denn auch das Glück zutheil, bevor er seine Wanderjahre abschloß, Holland zu besuchen. Im J. 1775 wandte sich R. als fertiger Künstler wieder der Heimath zu und wurde in Zürich wie in Winterthur gut aufgenommen. 1777 ließ er sich in Bern nieder, wo er sich zehn Jahre später verheirathete, achtunddreißig Jahre lang als Zeichenlehrer an der öffentlichen Schule wirkte und sein Leben beschloß. R. hatte fünf Kinder, und zwei seiner Söhne haben sich ebenfalls künstlerisch bethätigt. Gottlieb R. war dem Vater beim Ausmalen seiner Radirungen behülflich, sein ältester Sohn Heinrich (1788—1835) lebte in Winterthur und ist dort in der Kunsthalle mit zwei Gemälden (Nr. 54 und 55: Bauernhäuser im Canton Luzern) gut vertreten.

Den ersten Anstoß, sich der Landschaftsmalerei zu widmen, hatte R. in Dresden von Zingg erhalten, derjenige Meister jedoch, welcher auf seinen Entwicklungsgang den hervorragendsten Einfluß ausübte, war Johann Ludwig Aberli. Aberli, selbst Landschafter, hatte, wohl hauptsächlich wegen der damals herrschenden Moden, gegen die Porträtmalerei eine unüberwindliche Abneigung, und da sein Freund diese theilte — selbst Männer, die im damaligen Bern eine gewisse Rolle spielten, wie den Seckelmeister v. Wattenwyl porträtirte derselbe ungern — so konnte er ihn leicht dazu bestimmen, sich fortan ausschließlich der Landschaftsmalerei zuzuwenden. Unter Aberli's Leitung copirte R. anerkannt tüchtige Vorbilder und studirte fleißig nach der Natur, dabei aber von vorn herein einen größeren Maßstab einhaltend als sein Lehrer. Er malte in Oel- und Wasserfarben und stellte seine Zeichnungen meistens in Tusch und in schwarzer und weißer Kreide her. Studien gelangen ihm durchschnittlich besser als Gemälde, die ihn nie ganz befriedigten, ein Vergleich seines Bildes z. B. in der Kunsthalle von Winterthur (Nr. 53: der Reichenbach; s. Wegweiser 1879 S. 8) mit den Einlagen in den Malerbüchern des Zürcher Künstlergutes (vgl. Bd. 6, Bl. 28: Felspartie, Bleistiftzeichnung von 1808 und Bd. 17, Bl. 39: Wasserfall, Oelstudie) fällt sehr zu Gunsten der Letzteren aus. Von Rieter's Bildern seien noch genannt eine italienische Landschaft, 1819 im Besitz des Schultheiß von Mülinen, und die Aare bei Bern, bis 1847 in der Keller'schen Gemäldesammlung zu Mailand. Im J. 1786, nach Aberli's Tode, unternahm es R., im Anschluß an die Manier des Meisters, dessen colorirte Radirungen um eine Anzahl neuer Blätter zu vermehren. Dieselben stellen ausschließlich Schweizer Ansichten dar: Wasserfälle, Veduten, Schlösser, Brücken, See- und Flußufer u. s. w., zum Theil mit Staffage, Figuren und Thieren versehen, die ihm dann Freudenberger oder Niklaus König zu zeichnen pflegten. Nagler führt 21 solcher Blätter auf, und seinem Verzeichniß ist noch hinzuzufügen das Grqufol. Bl.: „Rousseaumonument auf der Insel im Bielersee", bez. H. R. fc. Alle diese Ansichten sind deshalb von bleibendem Werthe, weil sie vom Künstler selbst und ohne Ausnahme nach der Natur gezeichnet wurden; es offenbart sich in ihnen, wie auch in einem in der Kunsthalle zu Winterthur aufbewahrten Album mit Aquarellen Rieter's (Schweizer Ansichten und Berner Costüme) ein ernstes Streben nach Vervollkommnung.

S. Neujahrsstück der Zürcher Künstlergesellschaft von 1819. — Nagler, Künstlerlexikon XIII, 174—176.

Karl Brun.

Rieter: Johann Jakob R., geboren am 2. August 1762 in Winterthur, † am 16. April 1826 ebendaselbst. Einer wohlhabenden Winterthurer Familie entsprossen, gründete J. J. R. im J. 1790 unter der Firma J. J. Rieter & Cp. ein größeres Colonialwarengeschäft und betrieb es mit bestem Erfolg nicht bloß in der Vaterstadt selbst, sondern von hier aus auch nach den blühenden Ortschaften an beiden Ufern des Zürichsees, ins Glarnerland

und nach dem Toggenburg, das damals noch unter dem Abt von St. Gallen stand. Zu Pferde wurden diese Gegenden alle drei Wochen bereist, um neue Bestellungen und Baarzahlungen für gelieferte Waare entgegen zu nehmen. Seit Mitte der neunziger Jahre nahm R. auch den Handel mit roher Baumwolle und baumwollenem Handgespinnst auf, zwei Artikeln, für welche Winterthur schon längst ein Hauptmarkt der ganzen ostschweizerischen Baumwollindustrie geworden war. Die ganz groben Garnnummern 4—6 aber, in welchen R. verkehrte und die schon damals unter dem Namen Pfundgarne nicht beim Strangen, sondern beim Pfund verkauft wurden, diese waren nicht für den einheimischen Verbrauch bestimmt, sondern gingen, solid roth gefärbt, nach Oberitalien, um erst dort verarbeitet zu werden. Erst mit dem Jahre 1806 traten feinere englische Maschinengarne neben dieses grobe, schweizerische Handproduct. Die unnatürliche Verschiebung aller Verhältnisse durch die Continentalsperre zwang zu den gewagtesten und kostspieligsten Operationen. Aber auch der Gewinn war entsprechend, wenn ein paar hundert Centner amerikanische Baumwolle von London über Petersburg mit Hülfe von theuer erkauften Geleitscheinen ihren Weg mitten durch die französischen Armeen oder auf andere, fast unglaubliche Weise nach Winterthur gefunden hatten. Im J. 1812 entschloß sich die Firma J. J. Rieter & Cp., selbst zur mechanischen Spinnerei überzugehen und errichtete in Gemeinschaft mit zwei anderen Theilhabern am Wildbach in Winterthur eine Spinnerei von 3888 Spindeln. Die Vorwerke wurden durch Wasserkraft, die Vorspinn- und Spinnmaschinen von Hand getrieben. Allein der Fluth wohlfeiler englischer Garne, die sich nach dem Sturze Napoleon's und seines Sperrsystems ungehemmt auch über die Schweiz ergoß, vermochte diese neue und noch sehr unvollkommene Schöpfung nicht zu widerstehen. Sie wurde im J. 1817 wieder aufgegeben. Die Firma J. J. Rieter & C. nahm ihren Dritttheil an Maschinen, bestehend aus sechs Mules mit den dazu gehörigen Vorwerken, zu Handen und verwendete ihn bei der Einrichtung einer größeren mechanischen Spinnerei für feinere Garnnummern, die sie auf alleinige Rechnung in der Nähe St. Gallens aufstellte. In Winterthur betrieb sie von da an nur noch den Großhandel in Baumwolle, in englischen und Schweizer Garnen. Dem Colonialwaarengeschäft hatte die Sperre allmählich ein Ende bereitet, und der 1810 aufgenommene Handel mit rohen und gebleichten Baumwolltüchern war nicht über das Jahr 1816 fortgeführt worden. Als sich indeß auch andere große Geschäftshäuser dem Garnhandel zuwandten und dessen Ergebnisse schmälerten — ein Gewinn von c. fr. 500 auf dem Ballen von 10 Centnern wurde nicht mehr im richtigen Verhältnisse zu der Gefährde erachtet — da schien es R. an der Zeit, doch auch bei Winterthur selbst die mechanische Spinnerei noch einmal aufzunehmen. Im J. 1825 begann er mit dem Bau der Feinspinnerei Töß, die von vornherein mit den besten mechanischen Einrichtungen ausgerüstet werden sollte. Neben ihr erhob sich eine bescheidene mechanische Werkstätte; in erster Linie darauf berechnet, die eigene Spinnerei jederzeit ohne fremde Beihülfe in tadellosem Stande erhalten zu können. Bevor jedoch die neue Schöpfung zum Betriebe fertiggestellt war, raffte der Tod den unermüdlichen und thatkräftigen, mit seltener Speculationsgabe ausgerüsteten Geschäftsmann dahin, der nach Schweizer Art auch der Vaterstadt als Mitglied des Stadtraths, dem Kanton Zürich als Mitglied des großen Raths seine Dienste zur Verfügung gestellt hatte. Zum Glück für sein Haus stand dem Verstorbenen schon seit einer Reihe von Jahren ein ebenbürtiger Sohn zur Seite, Heinrich Rieter, geboren am 13. März 1788, der sich ganz besonders für die technische Seite des Geschäftsbetriebs ausgebildet hatte. Nicht daß die damaligen Schulen seiner Vaterstadt oder auch diejenigen des

benachbarten Zürich ihm Gelegenheit dazu geboten hätten; an beiden Orten stand noch für jede höhere Ausbildung das Latein zuvorderst. Durch Privatunterricht mußte sich R. erst im reiferen Mannesalter die ihm fehlenden mathematischen Kenntnisse nachholen und that dies mit solchem Erfolg, daß er sich nicht allein der Leitung der Spinnerei Buchenthal bei St. Gallen durchaus gewachsen zeigte, sondern daß auch die Pläne zu den neuen Anlagen in Töß wesentlich sein Werk waren. Durch weitere rastlose Arbeit und Selbstbildung gelang es ihm sodann, die bescheidenen Anfänge in Nieder-Töß im Laufe eines Vierteljahrhunderts einerseits zur besten Feinspinnerei der Schweiz und damit des Continents zu entwickeln, anderseits zu einer der bedeutendsten Maschinenwerkstätten von Weltruf, für welche unter seinem Nachfolger die weiten Räume des einstigen Frauenklosters in Ober-Töß von Grund aus umgebaut wurden. Besonders die Spinnereieinrichtungen haben der Firma J. J. R. & Cp. die mannigfaltigsten Verbesserungen zu verdanken; denn was die mechanische Werkstätte auf diesem Gebiete Neues schuf, das kam zuerst in der eigenen Spinnerei zur sorgfältigsten Probe, ehe es an andere hinausgegeben wurde. Freilich nahm die rasche Ausdehnung seines Etablissements die Kräfte von H. R. dermaßen in Anspruch, daß er sich dem öffentlichen Leben nach kurzer Theilnahme als Mitglied des großen Raths in dem bewegten Jahre 1831 wieder entziehen mußte. Als Geschäfts- und Privatmann aber gehörte er, wie sein Vater, jenem Geschlechte von Männern an, denen Winterthur seinen guten Ruf und seine Wohlfahrt und die Schweiz ihren ehrenvollen Platz unter den Industriestaaten vor allem verdankt. R. starb am 1. August 1851 und hinterließ seine Schöpfungen wohlgeborgen in den Händen eines gleichnamigen Sohnes.

Wartmann.

Rietmann: Johann Jacob R. wurde am 13. October 1815 zu St. Gallen in der Schweiz geboren. Den Eltern verdankte er ein reiches geistiges Erbe, das dann unter sorgsamer Obhut eines Pflegevaters, der den talentvollen Knaben behufs Vorbereitung auf die wissenschaftliche Laufbahn zu sich genommen hatte, trefflich gedieh. Frühe beschäftigten ihn neben den Schulfächern die neueren Litteraturen, die er auch auf der Universität Jena neben dem Studium der Theologie eifrig pflegte. Im J. 1838 ordinirt, kam er zuerst als Pfarrer nach Nußbaumen im Thurgau, nach 4½ Jahren nach Rappers-wyl-Jona, siedelte sich aber kurz darauf in seiner Vaterstadt an in der Absicht, einzig seinen Studien zu leben; doch übernahm er das ihm angetragene Amt eines Seelsorgers an der dortigen Strafanstalt. Im Januar 1847 erhielt er das Pfarramt in Lichtensteig, und hat er demselben zwanzig Jahre lang vorgestanden, ohne sich durch anderweitige Berufungen abziehen zu lassen. Die Gemeinde schenkte ihm dafür das Ehrenbürgerrecht; auch wählte ihn die neu constituirte Synode 1862 in den Kirchenrath, dessen Mitglied er ohne Unterbrechung bis zu seinem Tode blieb, der ihn infolge eines Gehirnschlages am 4. April 1867 ereilte. — R. wirkte in seinen Kreisen vielseitig und mit Auszeichnung als geistreicher Prediger, als warmer Freund der Schulen und Lehrer, als Berather vieler Familien. Er war kein Theologe im gewöhnlichen Sinne, kein Dogmatiker und kein kirchlicher Parteimann, aber ein idealer und religiöser Mensch. In den „Socialistischen Träumen“ (1858) gab er seinem Ideale vom Reiche Gottes, d. h. von einer wahrhaft freien, auf die Grundsätze des echten Christenthums basirten Gesellschaft beredten und glänzenden Ausdruck. Seine reiche Muße benutzte R. zur Beschäftigung mit der Poesie und zu umfassenden Studien in der Litteratur, fremden und heimischen; besonders eingehend beschäftigte er sich mit seinem Lieblingsdichter Shakespeare, und seine litteraturgeschichtliche Arbeit „Ueber Shakespeare's religiöse und ethische Bedeu-

tung" (1853) gibt Zeugniß von einer ausgeprägten Individualität. Als Dichter beansprucht R. keinen bevorzugten Platz; er selbst stellte sein specifisch poetisches Wirken nie in den Vordergrund. Seine Dichtung „Hiob, oder das alte Leid im neuen Liede" (1843) und seine „Predigten in Liedern" (1851) haben mehr vom Predigerton an sich, als von eigentlich poetischem Gehalte; es sind vorwiegend Reflexionsdichtungen, in denen der Gedankengehalt den poetischen Werth überragt.

J. J. Honegger, Die poetische Nationallitteratur der deutschen Schweiz. Glarus 1876. 4. Bd., S. 251.

Franz Brümmer.

Rietsch: Johann R., Dialectdichter, wurde 1778 in Nürnberg geboren und erlernte, nachdem er eine gute Schulbildung genossen, das Gewerbe der Schellenmacher, welches zu jener Zeit noch in vollster Blüthe stand und außer in Nürnberg nur an wenigen Orten Deutschlands betrieben wurde. R. wurde in seiner Vaterstadt ansässig und gründete 1808 durch Verheirathung mit einer Verwandten seinen Hausstand. Ein jüngerer Zeitgenosse Grübel's, fühlte er sich schon in seinen Jugendjahren durch dessen Gedichte in Nürnberger Mundart zu poetischen Versuchen gleicher Art aufgemuntert, die er dann gesammelt als „Anekdoten in Nürnberger Mundart" (1811) in den Druck gab. Eine bald erfolgende zweite Auflage bewies, daß diese Volksdichtungen Anklang gefunden hatten. Da R. überhaupt ein sehr intelligenter Mann war, eine vorzüglich schöne Handschrift schrieb, die Harfe fertig spielte, geläufig französisch sprach und sich durch sein poetisches Talent beliebt zu machen wußte, so stand er in seiner Vaterstadt in allgemeinem Ansehen. Wegen seiner Sprachkenntnisse verwendete man ihn in den Kriegsjahren vielfach in den Einquartirungsbureaus, woselbst er die besten Dienste leistete. Leider aber sollten dieselben auch seinen frühzeitigen Tod herbeiführen, denn als Ende 1813 russische Truppen auf ihrem Marsche nach Frankreich durch Nürnberg kamen und einquartirt wurden, wurde R. von dem unter ihnen grassirenden Nervenfieber ergriffen und starb, allgemein betrauert, schon am 10. Januar 1814. Eine dritte Auflage seiner Gedichte gab sein Sohn heraus und vermehrte sie mit seinen eigenen Poesien; sie erschienen unter dem Titel „Gedichte in Nernberger Mundart von alten und von junga Rietsch" (1853).

Joh. Priem, Konrad Grübel und seine Nachfolger in der Nürnbergischen mundartlichen Dichtung. 2. Aufl. 1878, S. 129.

Franz Brümmer.

Rietschel: Ernst R., berühmter Bildhauer, wurde am 15. December 1804 zu Pulsnitz in der sächsischen Lausitz geboren und trat 1820 in die Kunstakademie in Dresden ein. Nach einer beispiellos harten und durch autodidaktische Schwierigkeiten noch mehr verkümmerten Jugend begab er sich 1826 zu Rauch nach Berlin, der sich seiner mit väterlichem Wohlwollen annahm. Im J. 1827 erhielt er von der sächsischen Regierung ein Stipendium zu einer Reise nach Italien, von dem er erst im J. 1830 Gebrauch machte, da er vorher seinem Meister mehrere Arbeiten vollenden half und ihn 1829 nach München begleitete, um ihm auch dort an den Arbeiten für das Monument des Königs Max beizustehen. Nachdem er selbständig in München das Modell für den „Töpfer" des Glyptothekgiebels entworfen, dann Italien besucht hatte, kehrte er 1831 nach Berlin zurück, wurde jedoch schon im folgenden Jahre als Professor an die Kunstakademie nach Dresden berufen. Im October 1832 feierte er daselbst seine Hochzeit und hat seitdem — von kürzeren Reisen abgesehen — bis zu seinem Tode am 21. Febr. 1861 in Dresden gelebt.

Seine erste größere Arbeit, das Denkmal des Königs Friedrich August im

Zwinger zu Dresden, steht in seiner trockenen Conception und seiner Ausführung weit hinter seinem Vorbilde, Rauch's König Max I., zurück. Es fehlt der Gestalt Friedrich August's die freie unbefangene Haltung, dem ganzen Denkmal die Lebendigkeit, welche Rauch's Monument auszeichnet. Schon das Kostüm, in welchem der König auf seinem Denkmal dargestellt ist — Königsmantel und Scepter — wirkt hier noch fremdartiger als bei Rauch's Statue, so daß trotz der großen Porträtähnlichkeit des Kopfes das Volk seinen früheren König in dieser Gestalt kaum zu erkennen vermochte. Auch die drei Regententugenden am Piedestal des Denkmals, die Gerechtigkeit, Frömmigkeit und Milde — zeigen die Eigenart des Künstlers noch wenig entwickelt. Sie sind noch Erzeugnisse der ersten, in jugendlicher Begeisterung aufgenommenen Eindrücke der älteren Italiener, poetisch gedacht und empfunden; es besteht aber ein gewisser Zwiespalt zwischen der jugendlichen Auffassung und Naivetät der Conception und der unleugbar befangenen Correctheit der Durchführung.

Neben dem Friedrich August-Monument beschäftigten R. die Arbeiten am Universitätsgebäude zu Leipzig. Auf dem nach Schinkel's Entwurfe gebauten Portale sollten zwei stehende Figuren, die Musen Kalliope und Polyhymnia, angebracht werden; im Giebelfeld waren die vier Facultäten darzustellen. Aber besonders dieser Giebel macht keinen günstigen Eindruck. Die Ecken sind von einer peinlichen Leere, der Zusammenhang der einzelnen Gruppen ist zu lose, auch erscheinen die Köpfe aller Figuren zu groß. Daneben entstanden vier Marmorbüsten für die Leipziger Aula, zwei Medaillons für das historische Museum in Dresden, ein Taufstein für die Kirche zu Oelsnitz u. dgl. Alle diese Arbeiten befestigten Rietschel's Stellung und machten seinen Namen bekannt, wenn sie auch die Bedeutung höchstens ahnen ließen, die der Künstler später in überraschender Weise in den verschiedensten Gattungen seiner Kunst zu entfalten wußte. Geahnt hat diese Bedeutung freilich außer Rauch auch König Ludwig I. von Baiern, der ihn als Professor an die Münchener Akademie berief, eine Auszeichnung, die R. indeß ablehnte. Er fürchtete mit Recht „das fast dämonische Kunsttreiben des Königs", jene übereilte Hast des Monarchen, die selbst aus Schwanthaler allmählich einen fabrikmäßigen Massenproducenten machte.

Indeß zeigten ihn auch die Sculpturen des Semper'schen Hoftheaters in Dresden noch nicht auf seiner vollen Höhe, obwol die beiden Giebelfelder einerseits die Tragödie in einer Scene der Orestie, andererseits die Musik auf dem Rücken eines Adlers emporgetragen darstellend zu den beklagenswerthesten Verlusten des bekannten Brandunglücks von 1869 gehören. Mehr Erfolg hatte der Künstler mit dem großen Hochrelief für das Giebelfeld des Opernhauses in Berlin, welches in der Mitte die Muse der Musik auf einem Schwane emporschwebend, rechts in einer leicht bewegten Gruppe den Tanz, links die dramatische Kunst zur Anschauung bringt, obwol auch hier noch in manchen Gestalten „ein Schwanken zwischen der Einfachheit der Antike und einem mehr der Gegenwart angehörigen Reichthum von Gegensätzen" erkennbar ist.

Nach Vollendung des Giebelfeldes für Berlin begann R. die erst später vollendete Ehrenstatue Thaer's für Leipzig, in welcher er Thaer als Landwirth darstellte, zugleich aber durch die demonstrirende Bewegung der Hand auf seine Stellung als Lehrer hinwies. Einfach, ernst, nachdenklich steht die kräftige Gestalt da; die Kleidung, die hohen Stiefeln, der Mantel, sprechen deutlich die Intention aus, und bemerkenswerth erscheint, daß der Mantel hier nicht der gewöhnliche Deckmantel, sondern ein wirklich zur Charakterisirung mit beitragendes Gewandstück ist. Außerdem entstand damals jenes unter dem Namen „Der Christengel" weitverbreitete und bekannte Relief, ein von faltenreichem Mantel umflatterter Engel mit mildem Antlitz, welcher, das Christkind auf den Armen

tragend, umgeben von kleineren Engeln durch die heilige Nacht dahin schwebt: ein Werk voll anmuthiger Empfindung, das er dem Kunstverein in Dresden zum Geschenk machte.

Das erste Werk, welches Rietschel's vollendete Meisterschaft bekundete und zugleich seine ganz besondere Kunstrichtung darthat, war die um 1847 entstandene Pietà, die im Auftrage König Friedrich Wilhelm's IV. in Marmor ausgeführt wurde und jetzt den schönsten Schmuck der Friedenskirche zu Potsdam, der letzten Ruhestätte des frommen Königs bildet. Mit diesem Werke stellte sich R. nahezu ebenbürtig neben Rauch, ja es kommt sogar dem berühmten Jugendwerke gleichen Gegenstandes von Michelangelo an Bedeutung weit näher, als Rauch's Moses der bekannten Hauptfigur am Grabmal Julius' II. in Rom. Die erste Skizze war noch durch die Erinnerung an ein Bild Ary Scheffer's „Der todte Christus, umgeben von den beiden Marien und Johannes" angeregt worden und lehnte sich völlig an die herkömmlichen Darstellungen an. In dem Werke selbst aber ist der Künstler durchweg neu, die Auffassung des Gegenstandes eine aus protestantischem Bewußtsein hervorgegangene. Während die Pietà-Gruppen früherer, besonders der italienischen Bildhauer, lediglich eine Verherrlichung der Maria, der Mutter Gottes, sind, der in ihrem Schoße ruhende Leichnam mit seiner Linienbewegung untergeordnet und nur dazu verwendet erscheint, die Gestalt der Maria selbst zu heben, hat R. sehr wohl gefühlt, daß die Bedeutung des Heilandes nur dadurch hervortreten könne, daß er von der Mutter getrennt, als ein von ihr verehrter und betrauerter heiliger Leichnam dargestellt werde. Auf ein anderes Motiv, welches den Künstler zu der von ihm gewählten Anordnung der Gruppe veranlaßt hat, weist Ernst Förster in seiner „Geschichte der deutschen Kunst" V, 441 hin, wenn er sagt: „In der Regel sieht man die Gruppe so angeordnet, daß die Mutter den todten Körper ganz oder zur Hälfte im Schoße hat, wobei die Rücksichten auf Linien und Maaße überwiegend maßgebend sind. Daß mit dieser Anordnung das natürliche Gefühl verletzt werde, scheinen wenige Künstler in Betracht gezogen zu haben. Bei R. überwog die Achtung vor diesem natürlichen Gefühl die Rücksicht auf Linien und Maaße; er legte den heiligen Leichnam an den Boden und ließ Maria neben ihm niederknieen. Ganz versunken in den Anblick des von seligem Frieden übergossenen Angesichts des Todten löst sie sich in einem großen Schmerz auf, aber ohne Jammer und Leidenschaft. Wol läßt sie die gefalteten Hände sinken, aber doch betet ihre Seele fort. Nur damit wird das Gemüth des Beschauers wirklich getroffen, und will das künstlerische Gefühl für Anordnung Einwendungen, namentlich gegen die rechtwinklige Stellung der Maria gegen Christus machen, so erkennt doch Jedermann, daß mit einer wahrhaft beseelten Gruppe mehr gewonnen ist, als mit einer tadellos geordneten, und — Rietschel's Pietà ist beseelt." Sie war ein Protest gegen die Verfehltheit jenes falschen Idealismus, der bis dahin in der deutschen Kunst geherrscht hatte. Aber welche Fülle von Künstlerglück und Leid hat nicht auch der Meister in diese Arbeit niedergelegt. Fast in keiner andern ist sein ganzer innerer Mensch so zu erkennen wie hier. Nachdem der Hartgeprüfte 1841 es gewagt, sich und seinen Kindern von neuem eine Häuslichkeit zu verschaffen, und seine Gattin Marie, geb. Hand, ihm seitdem in glücklicher Ehe zwei Kinder geschenkt hatte, klopfte der Tod zum dritten Mal an der Thür an, um auch dieses Glück zu zerstören. Während der schweren Krankheit und des herben Scheidens von der noch in der Blüthe der Jahre stehenden Gattin war diese Arbeit sein Trost und seine Erquickung. Das ists auch, was geheimnißvoll den Beschauer ergreift; man fühlt, daß dies Kunstwerk mit dem Herzen geschaffen. Vor allem ergreifend ist Maria, deren nach dem Leichnam niederblickendes Antlitz von unsäglichem

Gram erfüllt ist. Von dem geistig verklärten Wesen des Sohnes, von seinem wahrhaft göttlich schönen Antlitz, über dessen Züge der ewige Friede ausgegossen ist, gleitet der Blick immer wieder hinauf zu dem Haupte der Mutter, dessen Anblick unmittelbar an das Herz greift, hinauf zu der leidenden und doch so schönen Gestalt, zu dem Gewande, das in jeder Falte die gewaltsame Erschütterung ihres Innern nachzittern läßt. So hat R., indem er die Verbindung von Sohn und Mutter keine körperliche, durch Linienbewegung äußerlich hergestellte sein ließ, mit origineller Schöpferkraft dieselbe allein durch geistige Bezüge, durch die innerliche Macht und Durchbildung des Ausdrucks hergestellt und so ein Werk geschaffen, das für alle Zeiten als ein hervorragendes Kunstwerk gelten wird.

Ein wahrhaft classisches Werk wurde dann sein Lessing in Braunschweig, epochemachend als der Bahnbrecher einer mehr realistischen Haltung in der statuarischen Kunst. Denn bei frappanter Lebenswahrheit in Kopf, Haltung und Geberde ist auch dem Kostüm der Zeit volle Rechnung getragen und dadurch eine nicht oft erreichte Lebendigkeit erzielt. Und zwar keineswegs auf Kosten der inneren, geistigen Bedeutung. Das kühne, aufgeschlossene und doch so tiefe Wesen des großen Denkers und Kritikers tritt uns überzeugend und ungezwungen entgegen. Man kann heute nur schwer sich vergegenwärtigen, was für eine künstlerische That es damals war, Lessing im Zeitkostüm vorzuführen. R. selbst behauptete anfangs, es sei künstlerisch unmöglich, ihn ohne Mantel darzustellen, und es kostete ihm einen großen Entschluß, von einer Darstellungsform, welche namentlich durch Rauch in der deutschen Kunst eingebürgert worden war, abzugehen. Umgestimmt wurde er hauptsächlich dadurch, daß er auf einer Reise durch die Städte Süddeutschlands von der Dürftigkeit des Mantelmotivs bei Darstellung moderner Persönlichkeiten schlagend überzeugt wurde. Er sah den Goethe'schen Mantelcoloß in Frankfurt a. M., die herkömmlichen Gestalten, wie sie aus Schwanthaler's Atelier kamen, und die Statue Schiller's in Stuttgart. Bald darauf, im Februar 1848, entwarf er die erste Skizze zum Lessing und zwar ohne den üblichen Mantel. Er kündigte seinen Entschluß mit wenigen Worten an: „Ich will ihn ohne Mantel machen. Lessing suchte im Leben nie etwas zu bemänteln, und gerade bei ihm wäre mir der Mantel wie eine rechte Lüge vorgekommen. Ich denke, das Kostüm wird sich machen, und wäre es meines Wissens das erste der neuen Monumente, welches ohne dieses gepreßte Hülfsmittel dargestellt würde.“ Ganz richtig ist das nun zwar nicht. R. war nicht der Erste, welcher das Zeitkostüm ohne Mantel anwendete, sondern schon Schadow's Ziethen und der alte Dessauer waren ohne dieses traurige Behelfsmittel dargestellt. In Wahrheit liegt aber die Bedeutung des am 29. September 1853 enthüllten Standbildes nicht im Kostüm und im Wegfall des Mantels, sondern sie liegt tiefer. Es ist die vorzüglich klare Geltendmachung des physiognomischen Charakters und die einheitliche Durchführung desselben im ganzen Körper. „Man muß nicht müssen“, dies oft wiederholte Wort Lessing's spricht die entschlossene, muthig feste Haltung der Gestalt, jeder Muskel aus; und namentlich der Kopf, für welchen dem Künstler nur Lessing's Todtenmaske und das Porträt von Oswald May in der Gleim'schen Sammlung zu Halberstadt zu Gebote standen, enthüllt ganz das Wesen des kühnen und unerschrockenen Kämpfers für die Wahrheit.

Wie gewaltigen Nutzen der Künstler selbst aus dieser Arbeit gezogen, zeigte sich bei seinem folgenden Werke, dem Doppelmonument Schiller's und Goethe's am Theaterplatz in Weimar. R. hatte den Winter 1851 in Palermo zugebracht, um sich von einer schweren Krankheit zu erholen. Bei seiner Rückkehr in Dresden fand er einen Brief Ernst Försters: „Das Herrlichste, was Deutsch-

lands Neuzeit der Geschichte dargebracht, ist die Erscheinung Goethe's und Schiller's. Mit dem Rufe, dies Herrlichste zu verherrlichen, begrüße ich dich in Deutschland." Dem Auftrage selbst ging eine längere Vorgeschichte voraus. Karl Alexander, Erbgroßherzog von Sachsen-Weimar, hatte seit der Aufstellung der Herderstatue den Gedanken verfolgt, auch den drei anderen Sternen Weimars Ehrenstatuen zu errichten. Schon im J. 1849 war hiervon die Rede. Rauch sollte Schiller's und Goethe's Standbild herstellen, während für Wieland R. in Vorschlag gebracht wurde. Rauch hatte bereits auch eine Modellskizze der beiden Dichter, in einer Gruppe vereinigt und in antikem Kostüm (Tunika, Griechenmantel und Sandalen) eingereicht. Im Laufe der Verhandlungen ergab sich jedoch ein Conflict zwischen den Ansichten Rauch's und König Ludwig's. Letzterer hatte dem Erbgroßherzog angeboten, das nöthige Metall im Werthe von 7000 Gulden zur Herstellung des Erzgusses zu schenken, hatte aber als Bedingung seines Beitrittes zum Unternehmen, welches mit Hülfe des deutschen Volkes zu Stande gebracht werden sollte, folgende Punkte festgestellt: „Nicht in antikem Kostüm können Schiller und Goethe in Weimar auf öffentlichem Platze aufgestellt werden; nicht in Berlin, sondern in München werden die Statuen gegossen." König Ludwig wollte nicht, daß mit unsern größten Männern, wie er sich schlagend ausdrückt, eine „Maskerade" getrieben werde, und auch beim Erbgroßherzog mochte das seit Lessing's Standbild in Deutschland allgemein gewordene Verlangen nach unmittelbarer historischer Treue überwiegend sein. Rauch ging auf die ihm gestellten Bedingungen nicht ein, namentlich deshalb nicht, weil er das Werk in Berlin unter seiner Aufsicht ausführen lassen wollte. Und so wurde am 8. Juli 1852 der Contract zwischen dem Erbgroßherzog Karl Alexander und R. abgeschlossen, wonach letzterer die Herstellung der beiden Modelle gegen ein Honorar von 5500 Thalern übernahm. Anfang 1857 wurde das große Modell an die Münchener Erzgießerei abgeliefert, dort von Ferdinand v. Miller der Guß bewirkt, und am 3. September 1857, dem 100jährigen Geburtstage Karl August's, wurde die Statuengruppe zugleich mit dem Standbilde Wieland's von Hans Gasser in Weimar enthüllt. Die beiden Dichter stehen nebeneinander. Der Künstler hatte, wie er selbst sich ausdrückt, „in Goethe die selbstbewußte Größe und klare Weltanschauung in möglichst ruhiger und fester Haltung, hingegen Schiller's kühner strebenden idealen Geist durch mehr vorstrebende Bewegung und etwas gehobenen Blick zu charakterisiren gesucht." Die Gestalten selbst sind nach Kleidung und Individualität so gehalten, wie ihre Stellung im Leben es bedingt, Goethe im Hofkleid, Schiller in der gewöhnlichen bürgerlichen Tracht seiner Zeit. Da eine körperliche Berührung als Zeichen ihrer Freundschaft stattfinden mußte, so glaubte er in der Lage der linken Hand Goethe's auf Schiller's Schulter das trauliche Gemüthsverhältniß anzudeuten. „Goethe, als ein Mann von 50 Jahren, zehn Jahre älter als Schiller und früher im Besitze des höchsten Ruhmes, hält den Kranz fest, den er als Symbol der Unsterblichkeit errungen. Schiller, seiner hohen Bedeutung sich bewußt, faßt zugleich an denselben, aber es ist nur ein flüchtig Daranrühren dieser feinen Hand, welcher keine Zeit gegeben war zum ruhigen Festhalten des einmal gewordenen und errungenen Glücks, der Hand — die nur kurze Frist den Kranz des Dichterruhmes berührte, um sich dann in sehnsüchtiger Bewegung zu den Sternen zu erheben." Wie beim Lessing liegt auch hier die Bedeutung des Kunstwerks nicht in der schlagenden Wirklichkeit der zufälligen Erscheinung, sondern in dem wahrhaften Herauskehren des geistigen Wesens und der psychologisirenden Verwerthung alles Beiwerks. In Schiller's ganzer Gewandung, in der Art, wie er sich trägt, in der Bewegung der länger gezogenen Falten an Beinkleidern und Aermeln ist das Wesen des Idealisten sprechend ausgedrückt

während in Goethe's sorgfältig angelegter Kleidung der elegante Geschmack, in den kürzern, sich straffer den breitern Formen anpassenden Falten die feste und entschiedene Gewandtheit des Weltmanns unverkennbar ist. Alles in Allem muß die Gruppe durch Schönheit des Aufbaues und Linienflusses, durch packende Wahrheit bei classischer Veredlung der Formen, durch Ausdruck und Großartigkeit zu den allerersten Meisterwerken unseres Jahrhunderts gerechnet werden.

Noch bevor R. sich ausschließlich mit dem Schiller-Goethe-Denkmal beschäftigte, schon im J. 1852, begannen die großen Sculpturarbeiten an dem von Semper erbauten Dresdener Museum. Es sollten in dem reichen Relief- und Statuenschmuck neben den Fenster- und Thürbogen diejenigen Kreise in Sage, Religion und Geschichte dargestellt werden, aus welchen die große historische Kunst ihre Lebensnahrung gesogen, und damit in Zusammenhang die Gestalten der Männer gebracht werden, welche die Entwicklung dieser Kunst am schlagendsten bezeichnen. Der Entwurf des an der Südseite dargestellten Cyclus rührt von Hähnel, der an der Nordseite von R. her. Ihm fielen die Statuen des Perikles und Phidias, Holbein's, Dürer's, Giotto's und Goethe's und zahlreiche Reliefs zu.

Darauf folgte 1860 die Quadriga für das Braunschweiger Schloß, ein imposanter, von vier eleganten Rossen gezogener Triumphwagen, auf welchem die Göttin Brunonia steht, eine der schönsten Schöpfungen Rietschel's, die sich den besten Werken der Alten würdig zur Seite stellt. In demselben Jahre wurde das Standbild Karl Maria v. Weber's für Dresden enthüllt, das ebenfalls als ein Meisterwerk gelten kann.

Daß dies nicht auch von dem letzten Hauptwerk seiner bildniß-statuarischen Thätigkeit, dem umfangreichen Wormser Reformationsdenkmal gesagt werden kann, dürfte in der architektonischen Verzettelung desselben beruhen. Denn die Gestalt des großen Reformators selbst ist in jedem Betracht imposant und gelungen, ebenso die Mehrzahl der Laien- und Priestervertreter des Reformationswerkes wie der Städteallegorien, aber die unglückliche Idee der Anspielung auf „Eine feste Burg“ hat die Versammlung zu einem Aggregat zersplittert, welchem die monumentale Einheit trotz der Zinnenkranzverbindung fehlt und der wechselseitige Bezug erst aufgedrungen werden muß. Auch darf nicht vergessen werden, daß außer dem kleinen Modell des Ganzen nur die Statuen Luther's und Wicliffe's von R. selbst vollendet wurden; die Ausführung der Uebrigen nach seinem Entwurf übernahmen seine Schüler Donndorf und Kietz. So erklärt sich die breite Flüchtigkeit mancher Statuen, die sich sehr deutlich von der sorgsamen Ausführung der vom Meister selbst noch vollendeten Statuen Luther's und Wicliffe's unterscheidet.

Es war während dieser ernsten Arbeit dem Meister eine Erholung, im leichten Spiel allegorischer Darstellung auf classischem Boden sich zu bewegen und unter andern die reizvollen Medaillons der Tageszeiten und Erosgruppen zu schaffen, welche neben den strengen Bildungen Thorwaldsen's so lebensfrisch und froh erscheinen. Einen unvergänglichen Zoll der dankbaren Verehrung aber widmete er noch seinem Lehrer Rauch in dessen berühmter Bildnißbüste, welche vielleicht die beste Porträtbüste dieses Jahrhunderts genannt werden kann und technisch wie künstlerisch unübertroffen dasteht.

Es war die letzte Arbeit, die R. vollendete. Am 21. Febr. 1861 starb er in Dresden. Vor dem Gebäude der Akademie, auf der Brühl'schen Terrasse, ward ihm ein Denkmal errichtet. Eine Sammlung von Abgüssen seiner Hauptwerke ist im Rietschel-Museum in Dresden aufgestellt. Rietschel's kunstgeschichtliche Bedeutung hat Reber in seiner Geschichte der neuern deutschen Kunst Bd. II, S. 322 treffend

charakterisirt, wenn er sagt: „Nicht immer zwar erreicht R. den monumentalen Schwung und die classische Geschlossenheit seines Meisters Rauch; dafür ist ihm jedoch anmuthvolle Empfindung und eine manchmal ans Romantische streifende Poesie im höhern Grade eigen, als dem Heros der modernen Plastik in Berlin, eine Gefühlswärme, neben welcher der philosophische Geist Rauch's nicht selten kalt erscheint, wie immer Denken neben Empfinden. Die Gestalten Rauch's namentlich aus seiner späteren Epoche erwecken als Charaktere durch und durch Ehrfurcht und Bewunderung, die Rietschel's Sympathie, und wo der Gegenstand diese weniger einflößen kann, erscheint der Meister nicht ganz in seiner Sphäre. Daher bewegt sich Rauch am leichtesten im Gebiet des Sieghaften, der Könige, Helden, Victorien u. s. w., während R. nicht den Königsdenkmälern, sondern dem mehr Poetischen, den Dichtern und den Gebilden der Dichtung seinen Ruhm verdankt."

Vgl. Andreas Oppermann, Ernst Rietschel. 2. Aufl. Leipzig 1873.

R. Muther.

Rietter: Anton R., katholischer Theologe, wurde am 13. Juni 1808 zu Stadtamhof als das älteste von fünf Geschwistern geboren. Seine Eltern, einfache Bürgersleute, gaben ihren Kindern eine streng religiöse Erziehung; als der junge Anton eben das Elternhaus verlassen wollte, um das Studium zu beginnen, verlor er, kaum 11 Jahre alt, seine Mutter. Mit angestrengtem Fleiße und gutem Erfolg widmete er sich der wissenschaftlichen Ausbildung an den verschiedenen Lehranstalten im nahen Regensburg. Nach Absolvirung des vorgeschriebenen Cursus trat er im Spätjahr 1830 in das dortige Clericalseminar, das unter der Direction des Weihbischofs Michael Wittmann stand, von dem er am 1. August 1831 zum Priester geweiht wurde. R. kam nun als Hülfspriester nach Hohenschambach, wo er aber nur ein Jahr wirkte. Sein Studienfreund Reithmayr hatte nämlich das Jahr zuvor die Universität München besucht und überzeugte ihn nun von ihrer mangelhaften lycealen Ausbildung, zugleich begeisterte er ihn über das in München Gehörte in einer Weise, daß R. mit Genehmigung des Ordinariats sich nach München begab, um die Studien aufs neue aufzunehmen und zu vervollständigen. Sofort machte er sich an die Bearbeitung der von der theologischen Facultät für 1832/33 gestellten Preisaufgabe: „Ueber das Geschäft der Vernunft in dem theologischen Beweise". Seine Abhandlung wurde gekrönt und der Verfasser 1834 zum Doctor der Theologie promovirt. Im gleichen Jahre bestand R. noch eine Concursprüfung an der Universität für das höhere Lehramt. Im Spätherbst desselben Jahres wurde er mit der Stelle eines Präfecten im königl. Erziehungsinstitut in München betraut, aber schon am 16. November 1835 zum Professor der Moraltheologie am Lyceum zu Amberg bestellt. Im December 1842 kam er in der gleichen Eigenschaft an das Lyceum nach Regensburg, nachdem Professor Dirnberger nach München berufen worden, aber auch R. selbst wurde nach dem Tode des Professors Fuchs unter dem 26. Juli 1852 als Lehrer der Moraltheologie auf den akademischen Lehrstuhl nach München berufen. Es kostete ihm anfänglich einige Mühe, sich in die neuen, ungewohnten Verhältnisse hineinzuarbeiten, namentlich sah er sich die Schüler etwas ferner gerückt, als dies am Lyceum der Fall ist. Dann forderte die akademische Lehrkanzel auch litterarische Thätigkeit als eine Art Ehrenschuld, während er bisher sich nur den mündlichen Vorträgen gewidmet. Zwar hatte er als Docent zu Regensburg ein paar kleinere Werkchen verfaßt, allein dieselben sind mehr nur Gelegenheitsschriften und mehr erbaulichen, als streng wissenschaftlichen Charakters. So schrieb er 1845 als Lycealprogramm: „Die Sittenlehre der Kirchenväter der ersten zwei Jahrhunderte". Aehnlich patristischen Inhalts war auch das Büchlein: „Das Leben, das Werk und die Würde Jesu Christi,

dargestellt aus den Schriften der apostolischen Väter“, Regensburg 1846. Auch noch die ersten Früchte seiner akademischen Thätigkeit tragen vorherrschend ascetisches Gepräge, so die Schrift: „Der Weg der heiligen Liebe“, München 1856, und die verwandte: „Der heil. Liebe natürliches Licht und anerschaffene Kraft“, München 1857. Weit höher an wissenschaftlichem Gehalt und Werth steht das ziemlich umfangreiche Werk „Die Moral des heil. Thomas von Aquin“, München 1858, ein Werk, worin R. wie Probst, Martin u. a. im Geiste der Neuscholastiker, wieder an den „Engel der Schule“ anknüpft. Es ist nicht ein selbständiges System, das uns hier geboten wird, auch nicht eigene große Gedanken, sondern mehr nur referirend und zusammenfassend die Gedanken des doctor angelicus, und R. sagt in der Vorrede selbst: „Es ist zwar ein reflectirtes Licht, das ich in dieser Darstellung biete, aber ist es auch schwächer als das ursprüngliche, so wird es doch noch von der intensiven Kraft des letzteren Zeugniß abzulegen im Stande sein.“ An diese vereinzelten Arbeiten schließt sich gewissermaßen als Schlußstein seiner gesammten Wirksamkeit das „Breviarium der christlichen Ethik“, München 1865, das er verfaßte „zur Recapitulation für die ehemaligen Zuhörer, für die gegenwärtigen zum Gebrauch bei den Vorlesungen und zum Studium für jene, die einen raschen Ueberblick über die christliche Ethik gewinnen wollen“. Dieses Werk sollte gewissermaßen das letzte Vermächtniß an seine Schüler werden. Obwol nämlich R. noch in den besten Mannesjahren stand, war doch seine Lebenskraft bereits zur Neige. Er scheint dies auch geahnt zu haben; ohne irgendwie zu kränkeln traf er im Sommer 1866 die nöthigen Dispositionen für den Fall seines Ablebens. Anscheinend vollkommen gesund, ging er im September zum Ferienaufenthalt nach Stadtamhof, um wie gewohnt, im elterlichen Hause einige Zeit zu verbringen. Hier überfiel ihn mit Beginn des Monats October eine Rückenmarkserweichung, die sofort das Schlimmste befürchten ließ. Nachdem er sich zum Hintritt vor den Herrn wohl vorbereitet, verschied er sanft und ohne Kampf am 6. November 1866 und wurde auf dem nahen Dreifaltigkeitsberg zur letzten Ruhe gebettet. R. war mehr eine receptive als productive Natur und sein Leben floß wie ein klarer Bach in dem ihm bestimmten, bescheidenen Bette geräuschlos dahin, klar vom Ursprung bis zur Mündung. Sein ganzer Bildungsgang wie seine Sinnesart hatte etwas fast monoton Ebenmäßiges, ohne jegliche Passion oder stürmisches Ueberwallen. Sein Charakter schien wie aus einem Faden gesponnen und zeigte eine Genügsamkeit und Bescheidenheit, die aller ehrgeizigen Ueberhebung und Ambition ferne stand.

Knöpfler.

Rietz: Julius R. Es war während des Winterhalbjahres 1839—40, als in einem der Gewandhausconcerte zu Leipzig zum ersten Male die Concertouverture eines jungen 28jährigen Componisten aufgeführt wurde. Allgemeiner Beifall ward dem Werke, damals ein Erfolg, der nicht zu unterschätzen war, denn wer einen solchen errang, dem war der Paß für die ganze gebildete musikalische Welt des Continents ausgestellt. Der glückliche Empfänger dieses Passes war Julius R., zu jener Zeit städtischer Musikdirector in Düsseldorf. Robert Schumann schrieb nach der Aufführung in der Leipziger neuen Zeitschrift folgende Beurtheilung von höchster Wichtigkeit für den jungen Componisten: „Sehr bedeutend schien mir die Ouverture, eine durch und durch deutsche, kunstreiche, im Detail noch etwas überladene Arbeit, die nach einmaligem Anhören kaum ganz zu ergründen war; dem Charakter nach eine Orchesternovelle, mit der man eben so gut ein Shakespeare’sches Lust- oder Schauspiel eröffnen könnte. Der Titel (Concertouverture) besagte nichts, ob sie zu einem besonderen Sujet gedacht sei; wie gesagt, wir hätten Verdacht auf Shakespeare. Möchte sie doch bald ver-

öffentlicht werden.“ Doch nicht Schumann allein brach für den Kunstnovizen eine Lanze. Leipzig war damals in der beneidenswerthen Lage, zwei Musiker von Gottes Gnaden zu besitzen, welche der deutschen Nation wie der ganzen gebildeten Welt die herrlichsten Blüthen deutschen Fleißes und Geisteslebens boten: mit Schumann vereint baute damals Felix Mendelssohn-Bartholdy am herrlichen Baue des wahren echten Kunsttempels. Der liebenswürdige Meister war dem jungen Düsseldorfer Musikdirector schon längst ein wahrer Freund und Schützer geworden. Am 22. April 1841 dirigirte Mendelssohn im Gewandhausconcert zu Leipzig seines jungen Freundes Ouverture zu „Hero und Leander“ und dessen seitdem so berühmt und beliebt gewordenen „Schlachtgesang“. Am andern Tage schon schrieb er an R. nach Düsseldorf: „Gestern Abend haben wir Ihre Ouverture zu „Hero und Leander“ und den „Schlachtgesang“, beide mit allgemeinem, lautem Beifall, mit einstimmiger Anerkennung der Musiker und des Publicums aufgeführt. — Ich habe sehr große Freude in allen Proben und der Aufführung daran gehabt; es ist so etwas echt Künstlerisches, so echt Musikalisches in Ihren Orchesterwerken, daß mir beim ersten Tact wohlig wird und daß michs fesselt und interessirt bis zum letzten.“ Mendelssohn wird damals nicht daran gedacht haben, daß der, an welchen er diesen in seinem weiteren Inhalte nicht minder aufmunternden und belehrenden Brief schrieb, bald an dem Platze stehen sollte, dem er in voller Manneskraft durch den Tod so schnell entrissen werden sollte.

Am 1. October 1848 dirigirte Julius R. zum ersten Male das Gewandhausconcert zu Leipzig, nachdem er dorthin schon das Jahr vorher an Stegmayer's Stelle als Capellmeister am Stadttheater berufen worden war und zur selben Zeit die Leitung der dasigen Singakademie übernommen hatte. Welche Gefühle der Pietät, aber auch männlichen Stolzes mögen den strebsamen Künstler erfüllt haben, als er zum ersten Male an der Stelle stand, welche sein berühmter Meister und Freund fast zehn Jahre lang zum Wohle der Kunst, zum Ruhme Leipzigs eingenommen hatte!

Der Weg bis zu diesem ehrenvolle Ziele war für Julius R. nicht immer eben und glatt gewesen. Geboren zu Berlin am 28. December 1812 als jüngerer Sohn des Bratschisten und königlich preußischen Kammermusikus Johann Friedrich R. († am 25. März 1828), wurde seine früheste musikalische Bildung durch den Vater und den älteren Bruder Eduard gefördert. Letzterer, ein ausgezeichneter Geiger, im Besitze einer universellen Bildung, übte durch diese Eigenschaften, sowie durch edelstes, reinstes Kunststreben, durch echten Mannesmuth und festen Charakter den förderndsten Einfluß auf seine Brüder aus. Sein Andenken wird verklärt durch die sinnige Freundschaft mit Felix Mendelssohn-Bartholdy, der für ihn sein Octett für Streichinstrumente schrieb. Als Eduard R. am 23. Januar 1825 gestorben, übertrug Mendelssohn seine Liebe auf Julius und blieb ihm bis zu seinem Tode ein treuer Freund und Beschützer. Unter den Musikern Berlins nahm sich Zelter des jungen Künstlers an und unterwies ihn in der Theorie; im Violoncellspiel unterrichteten ihn Kammermusikus Schmidt, Bernhard Romberg und kurze Zeit auch Moritz Ganz. Gezwungen durch den frühzeitigen Tod des Vaters, mußte sich R. schon im zarten Jünglingsalter nach Erwerb umsehen, und so finden wir ihn denn bereits im 16. Lebensjahre als Violoncellist im Orchester des Königstädter Theaters angestellt. Bald darauf versuchte er sich zuerst als Componist; seine Musik zu Holtei's „Lorbeerbaum und Bettelstab“ ward beifällig aufgenommen. Im J. 1834 berief ihn Mendelssohn, der damals als städtischer Musikdirector in Düsseldorf lebte, gleichfalls dorthin, um ihn als Musikdirector bei dem von Immermann gegründeten Theater zu verwenden. Bekanntlich trennte sich Mendelssohn bald von Letzterem,

und R. übernahm nun die alleinige Leitung der Opern. Nach Mendelssohn's gänzlichem Weggange von Düsseldorf, welcher im nächsten Jahre, kurz vor Auflösung des Theaters erfolgte, legte auch R. seine Stelle nieder (1836) und übernahm in dem jugendlichen Alter von 25 Jahren den Posten als städtischer Musikdirector daselbst. Von da an stieg die Lebenswage des jungen Mannes. Das frische, geistig belebte Künstlerleben in Düsseldorf, die liebenswürdige Leichtlebigkeit des Rheinländers, die sagen- und poesievolle Färbung des herrlichen deutschen Stromgebietes regten seine Productionskraft ungemein an. In Düsseldorf entstanden jene beiden Ouvertüren, welche im Eingang dieser biographischen Skizze erwähnt sind, sowie die Lustspielouvertüre und viele andere seiner besten Compositionen, darunter die begleitende Musik zu Immermann's Bearbeitungen von classischen Stücken, z. B. zu Goethe's „Faust", Calderon's „Richter von Zalamea" und Tieck's „Blaubart". Ferner eine Lustspielouverture, der altdeutsche Schlachtgesang und die Dithyrambe von Schiller (beide für Männerchor und Orchester), die G-moll-Sinfonie, viele Lieder, sechs Psalmen für eine Altstimme u. s. w. In Düsseldorf auch bildete sich in der Leitung der städtischen Concerte und einiger niederrheinischer Musikfeste sein bedeutendes Directionstalent aus. Daneben trat er auch noch als Violoncellvirtuos auf; man rühmte seinen „vollen kräftigen und elastischen Ton, sein geist- und gemüthvolles, echt künstlerisches Spiel".

Ungern sah man am Rhein den geistvollen und kunstgebildeten Musiker nach Leipzig ziehen. Dort wußte R. bald feste Position in den musikalischen Kreisen zu fassen, nach Mendelssohn's Vorgange keine gar zu leichte Aufgabe. In den Jahren 1852 und 1853 führte er das Capellmeisteramt am Theater allein fort; das Jahr darauf gab er dasselbe ganz auf und widmete seine Thätigkeit dem Gewandhause und der Singakademie, zugleich als Lehrer der Composition im Conservatorium für Musik wirkend. Auch als solcher erlebte er Freude und Erfolg. Unter seinen Schülern sind zu nennen: Normann, Capellmeister in Stockholm, Levi, Capellmeister in München, Bargiel, Lehrer an der Hochschule für Musik in Berlin, Nicolai, Director des Conservatoriums im Haag, Rudorff, Professor an der Hochschule für Musik in Berlin, v. Sahr, jetzt in München lebend, Eichberg, Director des Conservatoriums in Boston, Franz v. Holstein und viele Andere. R. fand, wie am Rhein, so auch in Leipzig viel Anregung. Frohe Tage verlebte er im Kreise hochgebildeter Kunstgenossen und Freunde. Hauptmann, David, Moscheles, Schleinitz, Petschke, Raimund und Hermann Härtel bildeten einen Kreis, der ihn zu reicher Thätigkeit und frischem Schaffen anfeuerte. 1850 brachte R. in Leipzig seine Oper „Der Corsar" zur Aufführung; 1859 folgte in Weimar die einactige Oper „Georg Neumark und die Gambe" von Pasqué. Außerdem schrieb er die Sinfonie in Es, eine Festouverture zur Schillerfeier, das Lied vom Wein, Concertstücke für Violine, Violoncell, Oboe und Clarinette, viele Lieder, Männergesänge u. s. w. Auch seine segensreiche kritische Thätigkeit begann R. in Leipzig als Mitglied der Bach- und Händel-Gesellschaften, sowie als Herausgeber von zwölf Sinfonien von Haydn und zwölf Concertarien von Mozart.

Im Februar des Jahres 1860 ward R. an Reissiger's Stelle als königl. sächsischer Capellmeister nach Dresden berufen und übernahm 1862 auch die artistische Direction des unter dem Protectorate des Kronprinzen Albert stehenden Conservatoriums für Musik. König Johann von Sachsen ernannte ihn 1874 bei seinem 40jährigen Dirigentenjubiläum zum königlich sächsischen Generalmusikdirector. Am 1. October 1877 sollte er in den wohlverdienten Ruhestand treten, allein der Tod rief ihn bereits am 12. September 1877 ab. R. war

Ritter des königlich sächsischen Albrecht- und des schwedischen Nordsternordens. Außerdem war er Ehrenmitglied mehrerer musikalischer Akademien (Berlin, Stockholm), Gesangvereine u. s. w. Ein angestrengter amtlicher Wirkungskreis und eine bewundernswerth fleißige kritische Thätigkeit hat ihn in Dresden nicht zu so reicher Production kommen lassen wie in Düsseldorf und Leipzig. Einige sehr gelungene Gelegenheitscompositionen abgerechnet, sind besonders zu erwähnen eine große Messe in F-dur, ein Te Deum für Männerchor und Blechinstrumente zum Dresdener Sängerfeste 1865 und eine Hymne „Das große deutsche Vaterland" von J. Pabst, für Baßsolo componirt während der Auferstehung des deutschen Volkes im J. 1870. In seinen letzten Lebensjahren hatte der Meister bei etwas mäßiger gewordener Amtsthätigkeit wieder mehr Muße gefunden und Mancherlei geschaffen, so eine Sonate für Pianoforte und Violine, eine desgleichen für Pianoforte und Flöte, eine Festouvertüre zur goldenen Hochzeitsfeier des sächsischen Königspaares und vieles Andere. Zum großen Theil ward der treffliche Künstler in seiner dienstfreien Zeit von der kritischen Redaction der Beethovenausgabe (neun Sinfonien, zehn Ouvertüren, sowie alle übrigen Orchesterwerke und Gesangssachen mit Orchester) und der Partiturausgabe der Mozart'schen Opern bei Breitkopf & Härtel in Leipzig in Anspruch genommen. Es sind dies unvergängliche Denkmäler deutschen Fleißes, deutscher Pietät und einer umfassenden musikalisch-philologischen Bildung. Otto Jahn hatte Recht, als er von seinem Freunde R. sagte, „daß in ihm ein Philolog verloren gegangen ist, was sehr zu bedauern sein würde, wenn er nicht Musiker geworden wäre".

Als Componist erscheint R. als Schüler und Jünger Mendelssohn's, ohne sich jedoch in erfindungslose, sklavische Nachahmung zu verlieren. Im Besitze vollständiger Beherrschung aller Formen und Kunstmittel, wußte er aus jeder seiner bedeutenderen Compositionen ein Product einer durchempfundenen, selbsterlebten Seelenstimmung zu machen, so daß dieselben deshalb sämmtlich als wahr und tiefgefühlt erscheinen. Viele seiner Schöpfungen sind völlig populär geworden, worunter die Concertouvertüren, die Lustspielouvertüren, der „Schlachtgesang", die „Dithyrambe" Schiller's, das „Lied vom Wein" und andere zu rechnen sind. R. stand mit vollem Mannes- und Künstlerbewußtsein auf „classischem Boden", ohne jedoch in starrer Abgeschlossenheit sich den Schöpfungen der Gegenwart zu verschließen; dafür sprechen die Programme der Concerte, welche er in Düsseldorf, Leipzig und Dresden dirigirte; dafür spricht seine Thätigkeit als Operndirigent, insbesondere in der sächsischen Residenz, wo er Wagner's „Tannhäuser", „Fliegenden Holländer" und die „Meistersinger" mit gewissenhafter Objectivität und entschiedenem Interesse leitete. Charakteristisch bezeichnet das Ehrendoctordiplom der Universität Leipzig (1859) ihn als Mann, „dessen Streben in der Theorie wie in der Praxis, im selbständigen Schaffen wie im Leiten der Ausführung fremder Tonwerke unverrückt dem Hohen und Schönen zugewandt ist und sich dem Echten in jeder Kunst ebenbürtige Ziele setzt".

Vgl. meinen Artikel in Gartenlaube 1872, Nr. 50.

Fürstenau.

Riffel: Kaspar R., Dr. der Theologie, Kirchenhistoriker, geboren am 19. Januar 1807 zu Büdesheim in Rheinhessen, † zu Mainz am 15. December 1856; machte seine Gymnasial- und ersten philosophischen und theologischen Studien in dem damals noch in seiner Integrität bestehenden Mainzer Seminare, setzte dieselben im J. 1829 in Tübingen fort, wo damals Möhler lehrte und schloß sie im J. 1830 in Bonn. Im November 1830 im Mainzer Seminar als Repetent und Docent der Kirchengeschichte angestellt, erhielt er am 18. December die Priesterweihe und kam im nächsten Jahre als Caplan an die große

Pfarrei Bingen, wo er zugleich an der lateinischen Schule als Lehrer thätig war. Im Sommer 1835 wurde er an Lüft's Stelle als Professor der Moral und Stadtpfarrer nach Gießen berufen und wirkte nun daselbst mit unermüdlichem Eifer und vielem Beifalle sowohl in der Seelsorge, als auf dem Katheder. Nach Prof. Locherer's Tode (26. Februar 1837) übernahm er die Professur der Kirchengeschichte, hielt aber auch aus den meisten übrigen theologischen Disciplinen Vorlesungen. Als er im J. 1841 den ersten Band seiner christlichen Kirchengeschichte der neuesten Zeit veröffentlichte, erhob sich gegen ihn eine lebhafte Opposition von protestantischer Seite. Am 19. November 1842 wurde R. (mit vollem Gehalt) pensionirt und so von seinem Lehrstuhle entfernt. Da man diese Maßregel der hessischen Regierung als durch Riffel's Buch und die Klagen der Protestanten über dasselbe veranlaßt sah (freilich mit Unrecht, s. A. D. B. XVIII, 668), so petitionirte die Geistlichkeit der Diöcese Mainz bei dem Bischof Kaiser um sein Einschreiten zu Gunsten Riffel's und zugleich um die Wiedereröffnung der theologischen Lehranstalt in Mainz, welche die Brachlegung der Gießener theologischen Facultät zur Folge haben mußte. Der Bischof ging nicht darauf ein. R. zog nun nach Mainz, wo er theils seinen wissenschaftlichen Arbeiten lebte, theils durch historische Vorträge und durch Kanzelreden, besonders zur Zeit des Rongeschwindels nicht wenig zur Weckung und Erhaltung des katholischen Bewußtseins beitrug. Mit Juni des Jahres 1848 trat er auch in die Redaction der Mainzer Zeitschrift „Der Katholik“, für welche er schon früher Beiträge geliefert hatte. Inzwischen war Bischof Kaiser am 30. December 1848 gestorben und einige Zeit darauf Wilhelm Emmanuel v. Ketteler an seine Stelle gekommen, der dem Wunsche seines Clerus entsprechend, am 1. Mai 1851 die theologische Lehranstalt in Mainz wieder eröffnete und mit tüchtigen Lehrkräften besetzte. Darunter war auch R., dem wieder die Professur der Kirchengeschichte zufiel. Im J. 1855 wurde er zum geistlichen Rathe und Mitgliede des Ordinariates ernannt, seine Berufung ins Domcapitel aber von der Regierung abgelehnt. Auf einer im J. 1856 unternommenen Reise nach Rom holte er sich den Keim eines nervösen Leidens, dem er im kräftigsten Alter unverhofft schnell erlag. Seiner Feder verdankt man Folgendes: „Geschichtliche Darstellung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat. Von der Gründung des Christenthums bis auf die neueste Zeit.“ Davon erschien nur der 1. Theil bis auf Justinian I. reichend. Mainz 1836. — „Christliche Kirchengeschichte der neuesten Zeit von dem Anfange der großen Glaubens- und Kirchenspaltung des 16. Jahrhunderts bis auf unsere Tage.“ 3 Bde. Mainz 1841—46. Vom ersten Bande erschien im J. 1844 eine 2., vermehrte Auflage. — „Die Aufhebung des Jesuitenordens. Eine Beleuchtung der alten und neuen Anklagen wider denselben.“ Mainz 1845; dritte, vermehrte Auflage 1855. — „Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahres.“ 2 Bde. Mainz 1839 und 1840, dritte Auflage in 3 Bänden 1853 und 1854. — „Der Primat Petri und seiner Nachfolger auf dem apostolischen Stuhle zu Rom. Predigten.“ Mainz 1845 und 1846. — Außerdem noch einzelne Gelegenheitsreden. Auch bearbeitete R. Stapf's Pastoralunterricht über die Ehe (Frankfurt 1847) und schrieb Vieles für den „Katholik“ und die Gießener „Jahrbücher für Theologie und christliche Philosophie.“

Vgl. Hist.-polit. Blätter für das kathol. Deutschland IX, 152 u. 380. — Binder, Allgem. Realencyklopädie VIII, 844, Regensb. 1848. — Derselbe, Zwölf Jahre einer theolog. Facultät im Katholik, N. F. IX, 540. — Brück, Die oberrheinische Kirchenprovinz, Mainz 1868, S. 285. — Derselbe, Lehrbuch der Kirchengeschichte, Mainz 1874, S. 756, N. 2.

P. Ant. Weis.

Rigel: Franz Xaver R., großherzoglich badischer Oberstlieutenant, als militärischer Schriftsteller bekannt, wurde am 13. Juli 1783 zu St. Johann in Baiern geboren und stand zunächst, von 1805—1807, in preußischen Diensten, trat aber 1807 als Unterlieutenant in badische über und nahm in diesen schon an dem gegen sein früheres Heimathland gerichteten Feldzuge des letzteren Jahres, sowie von 1808—1812 am Kriege in Spanien theil. Trotzdem und obgleich er während des letzteren mehrfach zu Verwendungen gebraucht wurde, zu deren Erfüllung Leistungen gefordert werden, welche über den Durchschnitt hinausgehen, wie zum Ordonnanzdienst bei französischen Generälen, ward er erst 1813 Oberlieutenant. Von neuem focht er in den Feldzügen von 1813, 1814 und 1815 und stieg dann langsam bis zum Stabsofficier auf, als welcher er im J. 1848 pensionirt wurde. Die Muße einer langen Friedenszeit hatte er benutzt, um auf Grund seiner in Spanien gemachten Beobachtungen und Erfahrungen eine Reihe verdienstvoller, kriegsgeschichtlicher Bücher zu schreiben. Das bedeutendste darunter ist eine umfassende Darstellung des ganzen Krieges „Der siebenjährige Kampf auf der pyrenäischen Halbinsel vom Jahre 1807—1814", 3 Bde., Rastatt 1819—21. Daran schließen sich Einzeldarstellungen aus dem Festungskriege „Die Belagerung von Valencia durch die Franzosen während des Befreiungskrieges der Spanier vom Jahre 1808—1814", Karlsruhe 1824; „Kampf um Tarragona während des Befreiungskrieges der Catalonier vom Jahre 1813—1814", Rastatt 1823; „Blokade, Belagerung und Eroberung von Tortosa durch das 3. französische Armeecorps im Jahre 1810—1811 und Vertheidigung von Monzon durch die Franzosen im Jahre 1813—1814, aus den Memoiren des Marschall Suchet", Mannheim 1847. Außerdem veröffentlichte er „Erinnerungen aus Spanien", Mannheim 1839. Auch das Hauptwerk trägt theilweise einen persönlichen Charakter zur Schau; ein Zusatz zum Titel lautet „Besonders meine eigenen Erfahrungen in diesem Kriege nebst Bemerkungen über das spanische Land und Volk." Er starb am 27. Juli 1852 zu Heidelberg.

Dr. F. von Weech, Badische Biographien, 2. Theil, Heidelberg 1875.

B. Poten.

Righini: Vincenzo R., geboren am 22. Januar 1756 zu Bologna. Mit einer vortrefflichen Stimme begabt, besuchte er sehr früh das Conservatorium und wurde zu einem ausgezeichneten Sopransänger ausgebildet. Während der Mutation strengte er die Stimme zu sehr an, so daß sie stark litt und sein Tenor etwas Heiseres und Dumpfes hatte. Er legte sich daher nunmehr auf das Studium der Theorie und genoß den Unterricht des Pater Martini. Doch gab er den Gesang nicht ganz auf, ward vielmehr um 1776 in Prag engagirt, wo er bei der Opera buffa des Bustelli sang, jedoch nur mäßigen Beifall fand. Hier componirte er auch drei Opern, darunter einen Don Giovanni. Nach etwa drei Jahren ging er von Prag nach Wien, wo er der Prinzessin Elisabeth von Württemberg Gesangunterricht gab und als Capellmeister der italienischen Oper angestellt wurde. Ebenfalls als Capellmeister trat er 1788 in den Dienst des Kurfürsten von Mainz, schrieb für denselben mehrere Opern und folgte dann im April 1793 einem Rufe als Capellmeister der italienischen Oper nach Berlin, wo er an die Stelle des Felice Alessandri mit 3000 Thlr. Gehalt trat. Er hatte hier mit seiner Oper „Enea nel Lazio", am 7. Januar 1793 zum ersten Male aufgeführt, einen großen Erfolg gehabt und componirte seitdem zahlreiche Opern, Cantaten, Scenen und Lieder. Im J. 1794 verheirathete er sich mit der Sängerin Henriette Kneisel († am 25. Januar 1801), ward indessen schon 1800 wieder geschieden. König Friedrich Wilhelm III. bestätigte R. in seinem Amte, welches freilich, namentlich da 1806 die italienische Oper fast gänzlich

aufhörte, nur eine sehr geringe Wirksamkeit erforderte. Ein Tedeum seiner Composition ward 1809 in der Singakademie und am 15. März 1810 im Weißen Saale des königlichen Schlosses aufgeführt. Er ertheilte vortrefflichen Gesangunterricht und bildete eine Reihe namhafter Sänger und Sängerinnen. Durch den Tod seines Sohnes (1810) tief gebeugt, litt seine Gesundheit bedeutend, und als er im J. 1812 eine Reise in sein Vaterland antrat, sagte er zu B. A. Weber: „Mein Glaube ist, daß ich nicht wiederkehre; dann singen Sie mir ein Requiem und ein Miserere." Seine Ahnung täuschte ihn nicht, denn kaum in seiner Vaterstadt Bologna angelangt, starb er daselbst am 19. August (1812). Die Berliner Singakademie, obgleich er deren Mitglied nicht war, sang zu seiner Todtenfeier das von ihm componirte Requiem. — Righini's Compositionen sind, wenn auch nicht ersten Ranges, dennoch zum großen Theile meisterhaft und bedeutend. Viele seiner Musikstücke sind bis in die neueste Zeit häufig in Concerten aufgeführt worden. „Ein wahrer Genuß fürs Herz war es", sagt Gerber, „ihn an seinem Fortepiano mit seiner sanften, gedämpften Stimme Scenen aus seinen Partituren singen zu hören."

v. Ledebur, Tonkünstler-Lexikon Berlins; wo 14 Opern namhaft gemacht werden, 5 Kirchenmusiken, 5 Cantaten, 1 Ballet, 6 Nummern Instrumentalmusik und mehr als 120 Lieder, Duette, Scenen u. dergl.

Ernst Friedlaender.

Rigler: Friedrich Anton R., Schulmann und Philologe, 1797—1874. Er war am 30. October 1797 als der Sohn eines — katholischen — Justizamtmanns in der Nähe von Bamberg geboren und hat seinen Jugendunterricht in verschiedenen Kloster- und Jesuitenschulen seiner baierischen Heimath empfangen. (Wo dies gewesen, ist nicht mehr zu ermitteln, da R. aus „confessionellen Gründen" über seine Jugend und seine Jugendbildung selbst seinen nächsten Verwandten gegenüber das tiefste Stillschweigen zu beobachten pflegte, so daß diese auch über seinen Geburtsort niemals etwas Sicheres erfahren haben.) Seine Universitätsstudien begann er 1814 in Münster, wo er aber nicht lange gewesen zu sein scheint, und setzte dieselben dann in München fort. Hier hatte er das Glück, Friedrich Thiersch nahe zu kommen, der mit besonderer Theilnahme seine Arbeiten förderte und ihn auch in das unter seiner Leitung stehende griechische Seminar „als Hülfslehrer" eintreten ließ. Thiersch scheint auch den Entschluß Rigler's, sich nach Vollendung seiner Studien in Preußen eine Anstellung zu suchen, veranlaßt oder wenigstens bestärkt zu haben; er verwendete sich für R. bei der damaligen Provinzialschulbehörde des Niederrheins, dem Consistorium in Köln, welches den eben zwanzigjährigen, jungen Gelehrten zunächst im Januar 1818 dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Köln zur Leistung von Aushülfe zuwies. Nachdem R. dann am 30. März 1818 die Prüfung pro facultate docendi bestanden, wurde er an der genannten Anstalt als ordentlicher Lehrer angestellt und schon nach zwei Jahren — 1820 — zum Oberlehrer befördert. Im October 1821 wurde er als erster Oberlehrer an das Gymnasium in Bonn versetzt und schon im Herbst 1825 zum Director des Gymnasiums in Aachen, einer der bedeutendsten Anstalten der Rheinprovinz, ernannt. Auch hier sollte seines Bleibens nicht lange sein: da er sich entschlossen hatte, zum evangelischen Bekenntnisse überzutreten, konnte er nicht an der Spitze einer ausschließlich katholischen Anstalt verbleiben und mußte daher um die Versetzung in ein entsprechendes Amt an einem nichtkatholischen Gymnasium nachsuchen. Die Staatsregierung, welche allen Grund hatte, den gelehrten und geschickten Lehrer und Director in R. zu schätzen, ging auf seinen Antrag sogleich ein und übertrug ihm die Direction des königlichen Gymnasiums in Cleve, welche er am 15. October 1827 antrat. Ueber

die Motive zu seinem Bekenntnißwechsel hat R. sich nicht geäußert; anscheinend war der schon längst gehegte Entschluß durch die Unduldsamkeit des Aachener Ultramontanismus — gegenüber den in Köln und Bonn damals herrschenden milderen Anschauungen — zur Reise gebracht. — Das Amt in Cleve hat R. 9 Jahre hindurch mit großer und verdienter Anerkennung geführt, er konnte aber ein fortdauerndes Sinken der Schülerzahl und mancherlei Schädigung der Schule nicht verhindern. Es zeigte sich bald, daß die Regierung ihm besser eine Stelle an einer ganz evangelischen Anstalt in einer anderen Provinz übertragen hätte, während in Cleve ein Theil der Lehrer und die Hälfte der Schüler, wie der Bevölkerung, katholisch war. Die Neugründung eines ganz katholischen Gymnasiums in Emmerich (1832), also in nächster Nähe von Cleve, wurde vielfach — und wohl kaum mit Unrecht — als aus Mißtrauen der katholischen Bevölkerung gegen R. hervorgegangen aufgefaßt; R., der an sich keine sehr nachgiebige Natur war, sah sich zu Concessionen gegen die katholische Geistlichkeit gedrängt, die ihm schwerer werden mußten, als anderen. Als im Januar 1836 ein in das Lehrercollegium neu eintretender katholischer Geistlicher den Unterricht in der Religionslehre umgestaltete, mußte R. sogar die Einrichtung einer regelmäßigen Schulmesse für die katholischen Schüler statt der bisherigen gemeinschaftlichen Schulandachten gestatten. — Es ist begreiflich, daß unter diesen Verhältnissen es ihm wie eine Erlösung erschien, als er im Sommer 1836 die Berufung als Director des königlichen Gymnasiums in Potsdam erhielt. Im Juli schied er von Cleve und trat dann, nach einem längeren Aufenthalte in Baden-Baden, im September 1836 das neue Amt an. Dieses hat er 32 Jahre lang in segensreichster Weise geführt „als ein Vorbild lauterster Begeisterung für die Wissenschaft und den Beruf der Jugendbildung, hingebendster Treue, strengster Pflichterfüllung“. Das Potsdamer Gymnasium nahm unter ihm einen neuen Aufschwung; er selbst konnte befriedigt auf die Erfolge seiner Arbeit blicken, welche freudige und allgemeine Anerkennung fanden. Im Herbst 1868 trat er unter reichen Ehrenerweisungen in den Ruhestand und starb am 17. August 1874. — Seine ziemlich zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten sind theils in Schulprogrammen niedergelegt, theils selbständig erschienen; zu nennen sind namentlich seine „Commentatio de Platonis Theaeteto“, 1822; „Comm. de Hercule et Cercopibus“, 1826; „De Manethone astrologo comm.“, 1828; ferner die von R. und Moritz Axt gemeinschaftlich besorgten Ausgaben des Hermesianax, 1828, und der Apotelesmatica des Manetho, 1832. In der Potsdamer Zeit beschäftigte er sich vornehmlich mit Tibull, zu welchem er Annotationes in 3 Theilen veröffentlichte, und namentlich mit Nonnus. In den Jahren 1850—1862 erschienen 6 Hefte Meletemata Nonniana, eine für die Kritik und die Erklärung des Nonnus überaus werthvolle Arbeit; ein sehr ausführliches Lexicon Nonnianum war der Vollendung nahe, als R. starb. Da der noch von R. selbst für die Abschließung gewonnene Gelehrte von seiner Zusage zurücktrat, so ist das Manuscript der königlichen Bibliothek in Berlin übergeben worden.

H. Probst, Festschrift . . des Gymnasiums zu Cleve, 1867, S. 19—21 und 37; das dort gegebene Verzeichniß der Schriften Rigler's ist wenig vollständig. — Derselbe, Festrede im Jahresberichte des Gymn. in Cleve, 1869, S. 13 f. — Jahresbericht des Gymnasiums zu Potsdam, 1869, S. 45 f. — Mittheilungen der Familie.

R. Hoche.

Riis: Andreas R., ein in Basel gebildeter Missionar, war am 12. Januar 1804 in Lygumkloster, einem Städtchen in Schleswig, geboren. Sein Vater, ein Glaser, strebte im Verein mit der frommen Mutter danach, die Kinder in wahrem

Christenthum zu erziehen. Gerade unser Andreas rühmt es, daß er schon von Jugend auf zu ernstem Nachdenken über seine ewige Seligkeit veranlaßt worden sei. Von Natur sehr munter, wurde er jedoch bald durch Umgang mit leichtsinnigen jungen Leuten selbst zum Leichtsinn hingerissen. Auch die Confirmation machte keinen tieferen Eindruck auf ihn. Sein an das Baseler Missionshaus geschickter Lebenslauf, den er in seinem 23. Lebensjahre schrieb, spricht sich ganz offen über sein weltliches Leben aus, „worüber ich noch heute im Staube gebeugt vor den Füßen meines Heilandes um Gnade und Vergebung bitten muß", bekennt er. Er fand aber keine Beruhigung in solchem Treiben und beschloß, mit den Kameraden, unbeirrt durch ihren Spott, zu brechen. Der junge Glaser, der er auf Wunsch seines Vaters geworden war, schloß sich jetzt den Versammlungen ernst gesinnter Leute an. Der Gedanke, Missionar zu werden, fing an, sich in seinem Herzen zu regen, doch wagte er anfangs nicht, ihn Jemandem mitzutheilen. Endlich vertraute er sich dem Missionsfreunde, Pastor Matthießen in Loit, an und dieser übernahm es, sich an das Missionshaus von Basel über Aufnahme des R. in das Institut zu wenden. Natürlich hatte R. nichts als die Dorfschule genossen, war also von aller wissenschaftlichen Bildung entblößt, aber wenn man seinen Lebenslauf mit Aufmerksamkeit liest, so findet man, daß er wirklich für die Missionslaufbahn innerlich vorbereitet war. Seine Mutter (denn sein Vater war bereits gestorben) gab ihre Einwilligung mit den Worten: „Den Ruf meines Sohnes erachte ich als eine vom Herrn geschenkte Gnade." Im J. 1828 trat er in die Missionsanstalt zu Basel ein. Als ein begabter junger Mann machte er in der Baseler Anstalt ausgezeichnete Fortschritte; und nachdem er seine gelehrten Studien vollendet hatte, bestimmte ihn das Comitee von Basel zur Mission auf der Goldküste. Bekanntlich besaß Dänemark einen großen Theil der Küste Guineas, und da war gerade R. und ein anderer dänischer Missionszögling, Jäger, geeignet für die Mission daselbst. Leider lagen dort schon zehn Missionare, die das tödtliche Klima hinweggerafft hatte, im Grab. Das Comitee in Basel konnte sich dennoch nicht entschließen, die Mission unter den Negern daselbst aufzugeben. So reisten denn die beiden Landsleute mit einem Dritten, Namens Heinze, nach Guinea ab. Weil das Dänische ihre Muttersprache war, so konnten sie mit der Mulattenbevölkerung leichter verkehren; mit der Akkrasprache, welche auf der dänischen Küste am häufigsten gesprochen wird, hatten sie sich schon etwas vertraut gemacht. In der ersten Zeit hielten sie sich mehr an der Küste auf, und erst späterhin wollten sie sich auf den Aquapimbergen niederlassen, weil dort eine viel gesündere Luft herrscht. Sie waren noch nicht 20 Tage in Afrika, als bereits das Klimafieber bei ihnen einkehrte und gerade Heinze, der durch sein Talent in der Heilkunde ihnen dienen sollte, war der erste, der in 24 Stunden vom Tode weggemäht wurde; auch Jäger starb an der Brechruhr nach wenigen Tagen. R. selber lag schwer krank darnieder, die ärztlichen Mittel wollten nicht helfen, bis er sich entschloß, einen Negerdoctor kommen zu lassen. 6—8 kalte Bäder bewirkten, daß er nach 4 Tagen hergestellt war. Nun zog er in die Aquapimberge, wohin eine gastfreundliche, deutsche Familie ihn eingeladen hatte. Nach 14 Tagen konnte er ohne Ermüdung bereits 3—4 Stunden über die steilsten Berge klimmen. Schon hier fing er an, sich mit Negern in Gespräche einzulassen, aber ganz richtig spricht er es aus, daß es nöthig sei, ganz unter ihnen zu wohnen, ihre Sprache fließend zu reden und sich ihrer Jugend freundlich anzunehmen. Statt aber in den Bergen zu arbeiten, mußte er Pfarrdienste versehen, bis ein Pastor aus Kopenhagen kam, aber auch der Pastor sank ganz unerwartet ins Grab. Da bat ihn die Regierung, in die Lücke einzutreten. In Basel war man inzwischen in Sorge, da man ein ganzes Jahr lang keinen

Brief von ihm erhielt. Neues frisches Leben kam in die Negermission, als dem einsamen R. zwei Missionare, Mürdter und Stanger, als Gehülfen beigegeben wurden, die nach einiger Zeit berichten konnten, daß sie gesund seien. R. selbst war inzwischen den 6. December 1836 mit Anna Margaretha Molter in den Ehestand getreten und wurde am 14. September 1837 mit einem Töchterchen erfreut. Er wurde noch mit andern Kindern gesegnet, darunter die spätere warme Missionsfreundin, Frau Sarasin von Basel.

Die 3 Missionare kamen jetzt auch in die erwünschte Lage, die Landessprache zu erlernen, indem sie einen Mulatten als Sprachlehrer fanden, der ordentlich Englisch, gut Fanti und auch Aschanti verstand. Damals kam auch ein Sklave des alten Herzogs von Akkra mit dem Wunsch zu den Missionaren, bei ihnen bleiben zu dürfen. Sie nahmen ihn, weil er ein geborener Aschantier war, gerne auf, um ihn zur Erlernung seiner Sprache zu benützen. Sie legten alsbald ein kleines Wörterbuch der Aschantisprache an; nur war die große Schwierigkeit vorhanden, daß innerhalb eines nicht großen Landesbezirks mehrere von einander abweichende Mundarten gesprochen werden. Was besonders erfreulich ist, war, daß in ihrer Wohnung der stille Friede herrschte, während die bürgerlichen Zerwürfnisse in diesem Lande eine Trauerscene um die andere ihnen vor Augen stellten. Da kam es manchmal vor, daß arme nackte Neger mit tiefen Wunden vor der Missionswohnung um Hülfe baten. Und sie konnten fast immer helfen, so daß das Zutrauen gegen die Missionare und ihre Arzeneimittel ihnen die Thüre zu den Herzen öffnete. Es waren natürlich für die Glaubensboten damals nur Tage geringer Dinge, aber dennoch Anfänge hoffnungsreicher Mission auf Guinea.

Von ihrem Comitee wurde ihnen der Wunsch nahe gelegt, die umliegenden Negerstämme in kleinen Wanderungen zu besuchen und nachzusehen, ob nicht das Evangelium ihnen gebracht werden könne. So machte sich denn R. im October 1838 mit Mürdter auf den Weg von Akropong in das Land Aquambu. Leider herrschten dort politische Unruhen, so daß die beiden Wanderer es für gut fanden, in keinem der Dörfer sich länger aufzuhalten, als nöthig war. Diese Reise, welche R. beschrieben hat, ist sehr interessant, aber wir können hier nur einige Punkte berühren. Der König, Akoto von Aquambu, empfing sie in seiner damaligen Residenz, einem kleinen Dorf, Mem, am Woltastrome. Die beiden Missionare wurden mit Flintendonner empfangen. Der König selber saß unter einem großen Schattenbaum mit seinen Officieren, ein einfaches, grünes, baumwollenes Tuch hatte er um die Lenden gegürtet, eine gelb und roth gestreifte Mütze auf dem Kopf und ein Paar Sandalen an den Füßen. Um das rechte Handgelenk trug er einen breiten, silbernen Ring, während kostbare Korallen das linke zierten. Es war ein Mann von ziemlich hoher Statur, starkem Körperbau, mit breitem Gesicht voll Blatternarben, dabei aber voll Anmuth und Freundlichkeit. Der König bewillkommte sie mit lächelnder Miene und Händedruck. Die Frage nach dem Zweck ihrer Reise wurde von den Missionaren dahin beantwortet, daß sie in Akropong auf den Aquapimbergen wohnten in der Absicht, die Leute mit ihrem Gott und Heiland bekannt zu machen. Sie rühmten die Aquambuneger, mit denen sie bekannt geworden, wegen ihrer friedlichen und freundlichen Gesinnung. Hierauf bewirthete sie der König reichlich. Der Erfolg dieser ausgedehnten Reise war der Gedanke und Plan, im Aquambuland eine Missionsniederlassung zu gründen. Freilich zur Ausführung des Planes kam es nicht. Im J. 1839 stand R. mit seiner Gattin nur noch allein auf dem Kampfplatz zu Akropong und hatte mit den ungünstigsten Verhältnissen zu kämpfen, so daß das Comitee in Basel bedenklich wurde, ob es die Fortsetzung der Mission beschließen solle. Auf der

andern Seite stand ihm aber auch das geistliche und leibliche Elend der Völker Afrikas vor Augen. Man ließ es auf die Entscheidung des Missionars selber ankommen, und er war für Fortsetzung, namentlich als die Neger von Akropong ihn dringend baten, sie doch nicht zu verlassen und versprachen, das Wort Gottes willig zu hören. Zugleich hatte sich in dem Comitee die Ueberzeugung gebildet, daß nur eine Mission mit einer christlichen Negercolonie verbunden von Erfolg sein werde. Es richtete seine Blicke auf die blühenden Stationen der Brüdergemeinde in Westindien. Die Unitätsältestenconferenz in Berthelsdorf nahm den Gedanken freundlich auf und verwies auf die Missionare in Westindien. Theils als Ackerbauer, theils als Handwerker, einige womöglich auch als Schullehrer sollten sich christliche Neger aus Westindien an die Mission in Guinea anschließen. Der König von Dänemark ertheilte die Erlaubniß zur Einwanderung eines Negerhäufleins. Er empfing den Missionar R. zweimal und ließ sich eingehend in das Missionswerk ein. Auch die Königin nahm den herzlichsten Antheil daran. Das Unternehmen einer Missionscolonie war voraussichtlich für die Missionare selbst von großem Vortheil. Ihre Gesundheit und ihr Leben, ihre Zeit und Kraft wurde dadurch geschont, daß andere Personen, welche den Gefahren des Klimas weniger zugänglich waren, die leiblichen Arbeiten, die die Missionare sonst verrichten mußten, übernehmen konnten. Eine christliche Negergemeinde und Negerschule konnte das vorhandene Vorurtheil überwinden, als wäre das Evangelium nur die Religion der Weißen, der Götzendienst aber die der Schwarzen. Als die Neger erfuhren, daß Missionar R. wieder zurückkehren werde, waren sie voll Jubels und bauten das zerfallene Missionshaus wieder auf. Zugleich beschloß das Comitee, drei Brüder nach Afrika zu schicken, nämlich Widmann, Thompson und Halleuer. R. und seine Gattin reisten nach Westindien ab, um die Missionscolonie abzuholen. Es war eine große Bewegung unter den Negern in Jamaika, als sich Neger entschlossen, hinfort dem Dienste des Evangeliums unter ihren schwarzen Brüdern im alten Vaterlande als Colonisten zu leben. Es wurden Versammlungen gehalten, in denen der Missionsgeist gewaltig wehte. Christliche Neger kamen in Scharen herbei, um ihren abreisenden Brüdern die Hand zu schütteln. Am 8. Februar 1843 segelten 24 Neger und Negerinnen aus dem Hafen von Kingston in Jamaika ab und landeten am Osterfest 1843 glücklich in Christiansburg auf der Goldküste. Missionar R. blieb in Ussu an der Küste zurück, weil seine Gattin noch auf dem Schiff von einer Tochter entbunden worden war, während die Negercolonie nach Akropong zog. Endlich machte sich auch R. mit seiner Gattin auf den Weg nach Akropong; es war ein sehr beschwerlicher und gefährlicher Weg, weil er durch Wasser führte. Nun gings an die Einrichtung der Wohnungen für die eingewanderten Neger. Den Plan zu Allem hatte R. selber entworfen und die Neger waren so entgegenkommend, sogar mehr Land abzutreten, als nöthig war. Auch die Eingewanderten mußten indessen dem klimatischen Fieber ihren Tribut bezahlen, doch erholten sie sich rasch wieder. Erfreulich war es, daß bald eine Schule eröffnet werden konnte, die auch gut besucht wurde. „Die Thüren schließen sich allenthalben auf um uns her," schreibt R., „kräftige Stimmen rufen von verschiedenen Seiten zur Arbeit, aber es fehlt uns an Arbeitern . . . . wir wandeln hier in Afrika nicht auf Rosen oder grünen Wiesen, trauern aber Sie nicht zu sehr über die Mängel und Gebrechen an und unter uns, denn ich bin überzeugt, der Herr wird seine treue Hand nicht von uns abziehen." Weil R. es war, der die Verhandlungen mit der Regierungsbehörde vollzog und die nöthigsten Bedürfnisse durch Tauschhandel beischaffte, so mußte er öfters die Reise von Akropong nach Ussu machen. Diese Reisen übten aber auf sein und seiner Gattin Gesundheit nachtheiligen Einfluß aus, sodaß sie zuletzt genöthigt waren, im September 1845

Afrika zu verlassen. Er brachte seine Frau mit Mühe auf das Schiff. Es war ein schwerer Abschied von einem Volke, das ihnen lieb und gemüthlich geworden war. Der Anblick seiner abgezehrten Frau und seine eigene Schwäche beugte ihn tief. Die Stille und Ruhe seiner Frau, ihre Geduld und Ergebenheit war ihm gar tröstlich. Nur die Trennung von ihrem Manne und der Gedanke, ihn allein in seinem schweren Beruf zu lassen, schmerzte sie tief. Am 5. September verschied sie. R. eilte alsbald nach Basel. Hier gab es zwischen ihm und dem Comitee ernste Auseinandersetzungen und er räumte offen manche Fehlgriffe in seiner Missionsarbeit ein, aber er konnte auch getrost aussprechen, daß er seine große und schwierige Aufgabe in Guinea durch Ausdauer, Treue und Hingabe mit Hintansetzung seines und der Seinigen Lebens zu lösen gesucht habe. Die Verbindung mit Basel löste sich auf. Es war unmöglich, daß ein Mann mit gebrochener Kraft wieder nach Afrika zurückkehren könne. Er entschloß sich daher, nach seiner Heimath Schleswig zurückzugehen, um sich dort zu erholen. In Hamburg ließ er sich jedoch bereden, einen Norweger, Piene, zu einer Missionsconferenz nach Christiania zu begleiten und nahm hier den Antrag der Missionsgesellschaft an, für sie als Emissair (Reiseprediger) zu wirken. Er verheirathete sich zum zweiten Male mit einer Norwegerin, Hillegard Pharo, am 8. September 1849, und erkaufte ein Gut, Narby, in der Nähe von Grimstad. Er reiste und predigte dann mit großem Erfolg für die Ausbreitung der Missionssache in Norwegen, bis er, am 13. Januar 1854, nach kurzer Reise heimkehrend, von einer heftigen Lungenentzündung, erst 50 Jahre alt, seinem, dem Dienste Gottes geopferten Leben entrissen ward. Wie Großes ist seitdem auf der Goldküste gewirkt worden!

Baseler Missionsmagazin. — Handschriftl. Mittheilungen a. d. Baseler Missionsarchiv.

Ledderhose.

Rikdag (Rigdag, Rictag), Markgraf von Meißen. Er entstammte einer Nebenlinie des Wettin'schen Geschlechtes, deren Familienbesitz im Schwabengau lag; vorerst verwaltete er eine Grafschaft in diesem Gaue und eine andere, die von Seehausen, im Nordthüringgau, im J. 972 nahm er als Vogt des Erzbisthums Magdeburg an einem zu Tribur vor dem Kaiser zwischen dem Erzbischof und dem Abt von Fulda abgeschlossenen Tauschgeschäfte Theil. Vielleicht bereits nach dem Tode des Markgrafen Thietmar (978), wahrscheinlich aber erst nach dem Ableben Günther's (982) wurde ihm die Leitung der vereinigten Marken Zeitz, Merseburg und Meißen übertragen. Bald darnach erhoben sich, während der Kaiser in Italien weilte, Dänen und Wenden zu unheilvollem Ansturm gegen die deutsche Herrschaft, im Sommer des Jahres 983 wurden Havelberg, Brandenburg, Hamburg von ihnen erobert und verwüstet, erst an der Tanger hemmte ein sächsisches Heer, unter dessen Führern auch R. genannt wird, in siegreicher Schlacht weiteres Vordringen. Der Sieg wurde nicht verfolgt, nach Otto's II. Tod schied der Streit um die Herrschaft im Reiche die sächsischen Großen in zwei Parteien, die eine unter Führung des Erzbischofs Giseler von Magdeburg trat auf Seite des Herzogs Heinrich von Baiern, auf der Asselburg bei Wolfenbüttel verbanden andere sich zu treuem Festhalten an der rechtmäßigen Thronfolge. Ueber Rikdag's Verhalten entbehren wir eines sichern Zeugnisses. Er wird nicht unter den Theilnehmern der Versammlung auf der Asselburg genannt, gelegentlich erfahren wir, daß er in jener Zeit zu Merseburg sich aufhielt, ob als Gegner oder Berather der Herzogin Gisela, die in dieser Hauptfeste ihres Gemahls den Ausgang des Kampfes abwartete, vermögen wir nicht zu beurtheilen. Eben damals bemächtigte sich eine böhmische Heerschar, die Heinrich als Verbündeten des Herzogs Boleslav von Böhmen nach Sachsen geleitet hatte, der

Burg Meißen. Noch bevor der wichtige Platz wieder unter deutsche Botmäßigkeit gebracht worden war, starb der seiner Tapferkeit wegen gerühmte Markgraf im J. 985. Begraben wurde er in dem von ihm und seiner Schwester Eilsuit gegründeten Kloster zu Gerbstedt. Kaiserin Theophanu übertrug die Markgrafschaft nicht seinem Sohne Karl, sondern dem tapfern Sohne Günther's, Ekkehard, Karl mußte sich mit dem Lehens- und Eigenbesitz im Schwabengau begnügen, der ihm zwar von dem Grafen der Nordmark, Gero, entzogen wurde, nach seinem Tode (1014 28. April) aber mit der Vogtei über Gerbstedt an die Hauptlinie der Wettiner kam. R. hinterließ außer dem Sohne zwei Töchter, die eine derselben nahm Herzog Boleslav von Polen zur Frau, verstieß sie aber bald, die andere, Gerburg, wurde Aebtissin von Quedlinburg und starb, hochverehrt um ihrer Frömmigkeit und ihrer ausgezeichneten Kenntnisse willen, am 30. October des Jahres 1022.

Ann. Quedlinb. in Mon. Germ. Script. 3, 67, 88; Thietmar, Chron. ebenda. — Posse, Die Markgrafen von Meißen. — Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, I.

Uhlirz.

Rikimer, germanischer Heerführer in römischem Dienst. Schon im 4. Jahrhundert — unter den Constantiern — finden wir zahlreiche Germanen — Franken, Alamannen, Gothen verschiedener Stämme — in den wichtigsten Aemtern des römischen Staatsdienstes in Heer und Verwaltung: so zwar, daß wohlgemeinte, aber verspätete Regungen des römischen Volksgefühls gegen diese „Senatoren in der Wildschur" sich erheben. Mit dem vorschreitenden Verfall des Reiches, der Entrömerung der Römer wachsen Zahl und Schwergewicht dieser Erscheinungen: jener Franke Arbogast (s. A. D. B. I, 511) war thatsächlich zu Ende des 4. Jahrhunderts Kaiser des Abendreiches gewesen. Aehnliche Stellung nahm um die Mitte des 5. Jahrhunderts R. ein. Er war ein echter Kaisermacher, daher auch gelegentlich Kaisermörder. Sein Vater war ein Suebe — wohl den spanischen Sueben angehörig —, seine Mutter eine Tochter des Westgothenkönigs Walja; als Comes schlug er eine vandalische Flotte bei Corsica, setzte, als Retter Italiens heimgekehrt, Kaiser Avitus ab (456) und erhob an dessen Stelle, nachdem er einige Zeit allein — ohne den Kaisernamen anzunehmen — als „patricius" geherrscht hatte, Majorian auf den Thron, um 461 auch diesen zu stürzen und wahrscheinlich zu ermorden: er war ihm wohl zu tüchtig, d. h. vor allem zu selbständig gewesen. R. gab nun den Kaisernamen Libius Severus, an dessen Statt er 6 Jahre Italien beherrschte: aber Dalmatien und Gallien behaupteten wider ihn Marcellinus und Aegidius, und durchaus nicht immer gelang es R., die Raubschiffe Geiserich's von den Küsten und Inseln des Mittelmeeres abzuwehren. Nach des Severus Absetzung und Tod (Ermordung?) 467 näherte sich daher R. Byzanz und ließ sich von Kaiser Leo einen neuen Imperator, Anthemius, einsetzen, dessen Tochter R. heirathete. Aber gegen beide Kaiser und R. verbanden sich nun erfolgreich Geiserich der Vandale und Eurich der Westgothe; nicht lange danach brach zwischen Anthemius und R., der sich von Rom nach Mailand zurückgezogen, Zwietracht aus. Einmal noch vermittelte zwischen Beiden Sanct Epiphanius, Bischof von Pavia, aber 471 erhob R. als Gegenkaiser Olybrius, den Gatten Placidia's, der Tochter Valentinian's III., eroberte und plünderte Rom, nahm Anthemius gefangen und ließ ihn tödten (11. Juli 472); schon am 18. August desselben Jahres starb R. an einer Krankheit. Das Merkwürdigste an diesen Rom beherrschenden Barbaren (von 330) aber ist, daß Keiner von ihnen — weder Arbogast, noch Stilicho, noch Aëtius, noch R., noch Odovakar, noch Theoderich — den Kaisernamen annehmen: sie begnügen sich mit römischen Amtstiteln oder mit dem germanischen Königthum;

erst 3 Jahrhunderte später überschreitet die Kluft, welche das römische Imperium von den Barbaren, auch von germanischem Königthum, zu trennen schien, Karl der Große; ihm hatte der Pontifex, „der Brückenbauer“, die Brücke hiezu geschlagen.

Gibbon, History of the decline and fall of the Roman empire VI, 139 f., Leipsick 1829. — v. Wietersheim-Dahn, Geschichte der Völkerwanderung II, Leipzig 1881. — Dahn, Die Könige der Germanen V, 90 f., Würzburg 1870.

Felix Dahn.

Rimbert, Erzbischof von Hamburg-Bremen, 865—888. Als Ansgar einst sein flandrisches Kloster Turholt besuchte, fiel ihm unter den dortigen Schülern Rimbert durch den Ernst seines Wesens auf; er ließ ihn zum Geistlichen erziehen und nahm ihn, vielleicht nachdem ihm jenes Kloster von Karl dem Kahlen entzogen war, ganz zu sich. R. wurde der unzertrennliche Begleiter Ansgar's, sein Tröster noch auf dem Sterbebette und unmittelbar nach Ansgar's am 3. Februar 865 erfolgtem Tode von Klerus und Volk zu seinem Nachfolger erwählt. R. hatte bis dahin kein Klostergelübde abgelegt, aber in seiner neuen Stellung, welche ihm mit dem Erzbisthum zugleich die Mission in Dänemark und Skandinavien übertrug, mußte er das Bedürfniß fühlen, mit dem Kloster Corvey und durch dieses auch mit Alt-Corbie, von dem direct oder durch Vermittlung des Tochterklosters Ansgar und die Mehrzahl seiner Missionsgehülfen ausgegangen waren, in engste Beziehung zu treten. Er ging deshalb sofort nach Corvey und von dem dortigen Abte Adalgar begleitet an den Hof des Königs. Von Ludwig dem Deutschen empfing er zu Mainz den Hirtenstab, dann, da Hamburg noch keine Suffragane hatte, auf des Königs Anordnung vom Erzbischof von Mainz unter Assistenz der Bischöfe von Paderborn und Minden die Weihe. Auf der Rückkehr vom Hofe sprach er nochmals in Corvey vor und trat nun in die Gemeinschaft der Benedictiner ein. Zugleich gab ihm der Abt in seinem gleichfalls Adalgar genannten Bruder einen Gehülfen für die Missionsarbeit mit. R. scheint in den nächsten Jahren mehrmals in Dänemark und Schweden gewesen zu sein, über die Erfolge seiner Thätigkeit aber fehlt uns jede Nachricht. Die kleinen Christengemeinden in Schleswig, Ripen und Birka werden sich unter der zur Zeit im Norden noch vorwaltenden Ruhe zunächst wol erhalten haben. Wie König Horich der jüngere von Dänemark, so scheinen auch seine Nachfolger Sigfrid und Halfdan nicht nur zum fränkischen Reiche, sondern auch zu Rimbert ein friedliches Verhältniß bewahrt zu haben. Erst mit dem Jahre 880, als R. selbst schon seit längerer Zeit, wie es scheint, durch Krankheit verhindert gewesen war, sich persönlich an der Mission zu betheiligen, brach ein neuer Ansturm der Nordmannen gegen die deutschen Küsten los, unter dem vermuthlich auch jene Christengemeinden zu Grunde gegangen sind. Mit der furchtbaren Niederlage, welche die Sachsen unter Führung des Ludolfinger Herzogs Bruno am 2. Februar 880 an einem Punkte der Unterelbe erlitten, begann eine weit über Rimbert's Tod hinaus dauernde schwere Heimsuchung auch der zum Hamburg-Bremischen Erzbisthum gehörigen Lande. Im J. 884 gelang es im friesischen Gau Nordendi einmal der persönlichen Anfeuerung des zufällig anwesenden R., einen Angriff der Dänen zurückzuschlagen. Sonst waren Sachsen und das östliche Friesland, vom Reiche völlig im Stiche gelassen, höchstens durch die stärkeren Lockungen geschützt, welche die Rheinstädte und die westfränkischen Küsten auf die Nordmannen ausübten. Von Hamburg ist in der Zeit Rimbert's niemals die Rede, es scheint aus den Trümmern des Jahres 845 noch nicht wieder erstanden zu sein. Rimbert's regelmäßige Residenz war Bremen. Für dieses erwarb er noch kurz vor seinem Tode ein nicht mehr in seine Hände gelangtes Münz-, Markt- und Zollprivileg von König Arnulf, vielleicht schon früher ein

gleiches von Karl dem Dicken. Er wird in jenem Privileg auffallender Weise Erzbischof von Bremen und nicht von Hamburg genannt. Einige Meilen oberhalb Bremen gründete R. in Bücken ein neues geistliches Stift. Sonst ist über seine Diöcesanthätigkeit nichts überliefert als seine Sorge für Arme und Kranke, worin er dem Vorbild seines Meisters Ansgar nacheiferte. An den Reichsgeschäften hat R. in den früheren Jahren mehrfach theilgenommen. Wir finden ihn 868 in der Synode der deutschen Bischöfe zu Worms, 873 auf dem Reichstage zu Frankfurt, wo der von einem bösen Geiste befallene Königssohn Karl ihm das Zeugniß ausgestellt haben soll, daß er allein unter den Bischöfen sein Amt würdig verwalte. Später ließ sich R. mit Genehmigung des Königs in den Reichsgeschäften von Adalgar vertreten. Das dauerndste Gedächtniß hat sich R. durch das schöne Denkmal der Pietät gestiftet, welches er seinem Meister Ansgar in dessen Lebensbeschreibung setzte. Er hat sie gemeinschaftlich mit einem andern verfaßt laut einer Angabe der vita Rimberti, welche in den neuerdings bemerkten stilistischen Verschiedenheiten der vita Anskarii eine Stütze zu erhalten scheint. Die Lebensbeschreibung ist den Brüdern von Alt-Corbie, dem Mutterkloster Ansgar's, gewidmet und zeichnet sich, wenn auch die Schilderung der Visionen Ansgar's, dem frommen Zwecke des Buches entsprechend, einen breiten Raum einnimmt, doch durch eine Fülle thatsächlicher Mittheilungen und durch das treue Charakterbild, welches sie von ihrem Helden entwirft, vor anderen gleichartigen Arbeiten aus. Leider theilt die Lebensbeschreibung Rimbert's, welche bald nach seinem Tode verfaßt wurde, diese Vorzüge keineswegs. So kommt es, daß wir über Rimbert's Leben so außerordentlich dürftig unterrichtet sind. Von der umfangreichen Correspondenz, welche R. geführt haben soll, ist uns nichts erhalten, als ein kleines Bruchstück über die Nordmannenschlacht von 884, welches Adam von Bremen aus einer verlorenen Schrift des Abtes Bovo von Corvey gerettet hat. Von den Briefen, welche R. empfing, besitzen wir zwei des Mönchs Ratram von Corbie, de cynocephalis und de propinquorum conjugiis handelnd. Gestorben ist R. zu Bremen am 11. Juni 888. Er ist nach seinem eigenen Wunsche nicht im Dome selbst, sondern vor dessen Ostmauer begraben, wo später über seinem Grabe eine Capelle errichtet wurde.

Dehio, Gesch. des Erzbist. Hamburg-Bremen I S. 92 ff. — Dümmler, Geschichte des ostfränk. Reichs an verschiedenen Stellen. Vgl. die neueste Ausgabe der Vita Anskarii und der Vita Rimberti von Waitz, Hannover 1884.

v. Bippen.

Rimphoff: M. Hinrich R., Sohn des gräflich-hoyaischen Hofpredigers, nachher Pastors zu Wiedensahl Johann Rimphoff, geb. 1599 zu Wiedensahl, wurde zuerst Pastor in seinem Geburtsorte, darauf 1638 Pastor primarius am Dom zu Verden, dann 1642 unter der dänischen Administration auch Superintendent über die Kirchen des Bisthums und erhielt 1651 die Bestellung als königl. schwedischer Consistorialrath für das nunmehrige Herzogthum Verden. Er starb 1655. Er war einer der ärgsten Hexenriecher und hat mit dem Verdener lutherischen Domcapitel, dem Magistrate und der durch ihre Blutsprüche berüchtigten Juristenfacultät von Rinteln seit 1647 unsägliches Unheil über eine große Anzahl Leute gebracht, nachdem erst 1617 einer der abscheulichsten Processe dort mit der Verbrennung der Margarete Sievers geendet hatte. Den wahnsinnigen Proceß von 1647, der sich schließlich über Rathsmitglieder und deren Angehörige erstreckt und 4 Weiber in der Tortur, 3 auf dem Scheiterhaufen und 3 wahrscheinlich an den Folgen der Folter im Gefängniß zu Tode gebracht hatte, hemmte 1649 gegen weitere Greuel die schwedische Regierung, die 1652 endlich das ganze Verfahren niederschlug. Gleich im Beginn des geradezu wahnsinnigen Verfahrens 1647 hatte sich der schwedische Feldprediger Johann Seifert

gedrungen gefühlt gegen das Verdener Wüthen die berühmte Schrift des frommen Jesuiten Friedrich v. Spee: cautio criminalis seu de processibus contra sagas ins Deutsche zu übersetzen und in Bremen drucken zu lassen. Alsbald schrieb R. dagegen im höchsten Eifer den „Drachenkönig, d. i. wahrhaftige, deutliche, christliche und hochnothwendige Beschreybunge des grausamen und hochvermaledeyten Hexen- und Zauberteufels", der noch in demselben Jahre in Rinteln erschien. Ein Sohn, M. Johann Bernhard R., war später Pastor zu Estebrügge im Alten Lande an der Elbe; ein anderer, M. Johann Christoph R., Pastor und Probst zu Osten im Herzogthum Bremen.

(Pratje) Altes und Neues 5, S. 40 ff. — Pfannkuche, Aeltere Gesch. d. vormal. Bisth. Verden S. 309—326 (die Hexenprocesse). — Hannov. Magazin 1819, S. 51. — v. Kobbe, Herzogthümer Bremen und Verden 2, S. 225 f. — Köster, Gesch. des K. Consist. der Herz. Bremen und Verden, S. 19.

Krause.

Rimpler: Georg R., kaiserlicher Oberstlieutnant und Ober-Ingenieur, wurde im Jahre 1636 zu Leisnig in Sachsen geboren und starb nach einem bis zum heutigen Tage noch sehr ungenügend nachgewiesenen Lebenslaufe am 2. oder 3. August 1683 zu Wien. Wie angenommen wird, war er der Sohn des wohlhabenden Fleischhauers Georg R. und erlernte bei seinem Pflegevater, einem Bruder seines Vaters, das Weißgerber-Handwerk. Hierauf soll R. von etwa 1656 an bis 1661 als gemeiner Soldat auf schwedischer Seite gestanden haben und bei mehreren Belagerungen im Livländischen gegenwärtig gewesen sein; wahrscheinlich ist es ferner, daß er zwischen 1662—1669 mit einer geringen Unterbrechung im Jahre 1666, zu Nürnberg den Grund zu seinem theoretischen Wissen legte, indem er dort vornehmlich Mathematik, Fortification, Geschichte, alte Kriegsgeschichte, Logik, Dialektik, Rhetorik ꝛc. studirte. Als sein Lehrer gilt der Mathematiker und Maler Georg Christian Gorck. Nun kam R. im Jahre 1669 im Gefolge des schwedischen Generals Grafen Königsmark über Italien nach Kandia, wo er bei den braunschweigisch-lüneburgischen Hülfstruppen als Lieutenant Aufnahme fand und „im Bastion St. Andrea von einem türkischen Fornell (Mine) mit 8 Blessuren regalirt und vom Pulverdampf sehr warm gehalten worden." Namentlich dort hat R. die Kunst des Minirens gründlich kennen gelernt und sich später in dieser einen Ruf erworben. Auch 1672—1674 war R. an mehreren Belagerungen betheiligt. Bezüglich des Jahres 1683 endlich ist es sicher gestellt, daß R. vorerst beim Heere des Hofkriegsraths-Präsidenten Feldmarschalls Markgrafen Herrmann von Baden um Komorn, Preßburg, Leopoldstadt, Raab, später beim Heere des Feldmarschalls Herzog von Lothringen bei Gran Befestigungen absteckte und dann als Oberstlieutenant und Chef des Ingenieurwesens der Vertheidiger von Wien durch geschickte Thätigkeit und Ertheilung nutzbringender Rathschläge sich bleibende Verdienste erworben; ihm ist es auch hauptsächlich zuzurechnen, rechtzeitig die Richtung des Angriffes auf Wien erkannt und die umfassendsten und zweckmäßigsten Gegenmaßregeln getroffen zu haben. Doch schon am 25. Juli wurde R. bei einem Ausfalle, den er persönlich leitete, der linke Arm zerschmettert, welcher Verwundung er am 2. oder 3. August erlag. R., der an der Ostsee, am adriatischen und Mittelmeere, am Rheine und an der Donau im Angesichte des Feindes gestanden, hat nach seinen eigenen Angaben an nachbezeichneten Belagerungen Antheil genommen: mit den Schweden bei Riga 1656, bei Bremen 1666, mit den braunschweigisch-lüneburgischen Hülfstruppen bei Kandia, Venedig 1669, mit den Franzosen bei Duisburg, Nimwegen, Crèvecoeur, Bommel 1672 und mit den Kaiserlichen bei Bonn 1673. Ueberdies soll er auch bei Philippsburg 1676, Stettin 1677 im Dienste der Kaiserlichen sich befunden haben. R. wird als

ein thatkräftiger, geistesgegenwärtiger, pflichtgetreuer und keine Gefahr scheuender Militär allgemein anerkannt; rücksichtlich seiner Schriften schwanken aber die Ansichten in weit auseinander gehenden Richtungen und entbehren mitunter des zeitgemäßen Standpunktes sowie des entsprechenden Urtheiles. Viele nennen ihn einen die Kunst des Befestigungswesens fördernden, berühmten Kriegsbaumeister und reformirenden, fortificatorischen Schriftsteller, der nicht Nachahmer oder Anhänger der herrschenden italienischen und niederländischen Systeme gewesen und als ein Vorläufer Montalembert's bezeichnet werden könne. Schon sein Zeitgenosse, Freund und Kampfgefährte Oberst und Ingenieur Scheichter, mit welchem Rimpler's Thätigkeit mitunter verwechselt sein dürfte, bemerkt andererseits, daß man vielleicht manche Vorschläge Rimpler's günstiger beurtheilen würde, wenn man wüßte, was er gewollt habe und wenn er seine Ideen durch Zeichnungen erläutert hätte. Gewiß ist es, daß R. nie nach seinen eigenen Ideen arbeitete und sohin seine Gedanken und Vorschläge nur den Gegenstand von Erörterungen bildeten und bilden. Die Neuzeit endlich erklärt geradezu, R. sei bisher jedenfalls überschätzt worden und begründet diesen Ausspruch unter Hinweis auf die seinen Ruf bildenden zwei Werke: „Ein dreifacher Tractat von den Festungen", angefertigt 1671, publicirt 1673, dann „Befestigte Festung, Artillerie und Infanterie mit drei Treffen in Bataille gestellt" 1674. Dieselben enthalten nämlich: I. Rimpler's neuerfundene Befestigungsmanier, II. Rimpler's Anerkenntniß der Bedeutung des Mauerhohlbaues, und stehen somit beide Resultate Rimpler'scher Geistesthätigkeit nach Schröder's umfassender Forschung nicht nur unvermittelt neben-, ja sogar im Gegensatze zu einander, denn Rimpler's Auffassung von den Wichtigkeiten des Hohlbaues ist nicht zu einem fortificatorischen System ausgereift und Rimpler's fortificatorisches System macht keinen wesentlichen Gebrauch vom Hohlbaue. Immerhin äußert auch Schröder, es habe R. im letzten Abschnitte seines ersten Werkes eine Sprache geredet, in der man in der That An- und Vorklänge derjenigen vernimmt, die 90 Jahre später Montalembert geredet hat. Und so läßt sich denn schließlich sagen, R. sei eine mit vielen geistigen Anlagen ausgestattete Persönlichkeit gewesen, welche mit Rücksicht auf deren unvollständige Ausbildung dennoch als Militär und Ingenieur unter den Verhältnissen der damaligen Zeit denkwürdig hervorgetreten ist.

Archiv f. d. Artillerie- und Ingenieuroffic., Berlin 1883. — Streffleur's Oest. milit. Zeitschr., Wien 1884. — Wehr-Zeitung, Wien 1884. — Beiheft zum Militär-Wochenblatt. Berlin 1884. Sch.

Rimrod: Friedrich August R., evangelischer Theologe und Schulmann, geb. am 24. Juni 1731 zu Leveste bei Hannover, † im Januar 1809 zu Wetzlar. Nachdem er zu Hildesheim und Göttingen seine Studien gemacht, erscheint er als Rector adiunctus an der städtischen Schule zu Wetzlar, von wo er im Jahre 1776 als Prorector an das Gymnasium zu Weilburg berufen wurde; doch schon nach zwei Jahren kehrte er nach Wetzlar zurück, wo er als Inspector der Schule und Mittagsprediger mit dem Titel Professor bis zu seinem Tode verblieb. Er verfaßte außer mehreren lateinischen Gedichten, wie einer Ode de rebus Gallicanis, Wetzlar 1793, und mehreren Oden an den neuen Landesherrn, den Kanzler von Dalberg 1802, 1803 und 1805, mehrere Abhandlungen über die Bildungsgeschichte der Erdoberfläche; so das Weilburger Schulprogramm „De origine fluviorum et montium indicia oculis obvia eademque Lani fluvii itinere per regionem urbis Weilburgi illustrata," Wetzlar 1778; „Unterhaltungen über die Erde und Menschen," ib. 1795; „Beiträge für die Bildungsgeschichte der Erdfläche," Jena 1800, endlich eine Reihe ähnlicher Abhandlungen in Zeitschriften.

Jöcher, Fortsetzung, Bd. VI. — Meusel VI, X, XV. — Eichhoff, Geschichte des Landesgymnasiums in Weilburg. Weilburg 1840, S. 110.

F. Otto.

Rinach: Hesso v. R., Minnesänger, gehört einem aargauischen Dienstmannengeschlechte an, das nacheinander unter den Lenzburger, Kiburger und Habsburger Grafen gestanden, aber auch vom Stifte Beromünster Güter zu Lehen getragen hat. Die Stammburg, die untere oder alte R., lag im oberen Winonthale, 20 Minuten südwestlich von dem heutigen Flecken Reinach (Kt. Aargau), auf einem aussichtsreichen Hügel und war von mehreren — wenigstens zwei — vermuthlich bodenzinsfreien Höfen umgeben, aus denen nachher (1751) die politische Gemeinde „Burg" entstanden ist. Die Reste dieses Stammsitzes, namentlich eine mit Gesträuch und einzelnen Tannen bewachsene Thurmscharte, waren noch übrig, als zu Ende 1871 die Familie Fischer in Reinach ihr Eigenthumsrecht schenkweise an die genannte Gemeinde abtrat, welche dann die Ruine abbrechen und mit Benutzung der Mauersteine auf der alten Stelle ein neues stattliches Schulhaus errichten ließ (1874). Die frühere Geschichte der Burg und des Geschlechtes ist unsicher; urkundlich erscheinen zuerst 1210 die Brüder Arnold und Hesso v. R. als Zeugen bei einem Gütertausche zwischen Graf Rudolf dem Alten von Habsburg und dem Abte Heinrich I. von Engelberg (Geschichtsfreund IX, 200 und XX, 212). Diese Brüder stifteten zwei Linien: Arnold und seine Söhne Jakob und Heinrich bewohnten die alte Burg; Hesso erbaute anderthalb Stunden südöstlich von derselben die obere oder neue R., welche sich in anmuthiger Gegend über dem Baldeggersee auf einem östlichen Ausläufer des Höhenzuges zwischen dem See- und dem Winonthale erhob. Noch jetzt ragt dort auf dem im Hochsommer mit Enzianen bestandenen Burghofe der Rest eines Thurmes empor; nach drei Seiten schließen sich Mauertrümmer an, aus denen sich die Grundform des Baues errathen läßt; südwärts zeigt sich ein tiefer kellerartiger Raum mit theilweise erhaltenem Gewölbe. Da diese neue Burg, deren Name in einem nahen Weiler fortlebt, auf Gütern von Beromünster stand, so war sie dem Stifte anfangs zinspflichtig, bis dasselbe am 27. Sept. 1302 „auf alle Forderungen an die Burg R., die obere", gegen Abgabe eines Pfundes Wachs verzichtete (Neugart, Codex diplom. II, 361). Eine dritte, um die Mitte des 14. Jahrhunderts erwähnte und gleichfalls von Angehörigen dieses Geschlechtes bewohnte Burg, Hinter-R., lag eine Stunde südwestlich von Alt-R. im Banne des luzernischen Dorfes Mullwil auf einem ziemlich steilen, annähernd konisch gebildeten und bewaldeten Hügel. Spuren des Hochbaues zeigen sich hier nirgends mehr; doch erkennt man in den mit Gras und Moos überwachsenen Grundmauern noch jetzt die kreisrunde Form des ehemaligen Bergfriedes (J. L. Aebi im Anzeiger f. schweizer. Geschichte 1878, S. 5—7). Alle drei Burgen wurden im Juni 1386 von den Luzernern zerstört; bei Sempach (9. Juli) fielen bekanntlich mehrere des Geschlechtes, wie denn auch Halbsuter's Schlachtlied, nicht eben in freundlicher Weise, desselben zweimal gedenkt (Str. 11 u. 65 des Tschudischen Textes: bei v. Liliencron, Histor. Volkslieder I, 127b u. 139a). Nach der Verwüstung ihrer Schlösser zogen die Rinacher theils auf die Trostburg, welche ihnen durch Heirath zugefallen war, theils nach Beromünster, wo sie ein eigenes Haus auf dem Stalden besaßen. Von da an verkauften sie allmählich ihre liegenden Güter, besonders seit die Eidgenossen den Aargau erobert und die Berner die Trostburg zerstört hatten (1415), und wanderten nach dem Sundgau und dem Elsaß aus, wo sie in der Folge zu neuem Ansehen gelangten. — Was nun den Dichter betrifft, so will ihn v. d. Hagen (Minnesinger IV, 147 f.) in dem oben angeführten älteren Hesso von 1210 erkennen, wie dies auch noch R. König in seiner Litteraturgeschichte (S. 180) thut. Aber schon im vorigen

Jahrhundert hat sich der General v. Zurlauben (Stemmatogr. Helvet. XLI, 195) für einen jüngeren Hesso erklärt, und die neueren Litterarhistoriker, voran K. Bartsch und J. Bächtold, sind aus sprachlichen Gründen zu derselben Ansicht gelangt, wobei der Umstand, daß es sich hier um einen Geistlichen handelt, keine Schwierigkeit bietet, da ja auch ein Abt von St. Gallen (wahrscheinlich Wilhelm, 1281—1301), Bruder Eberhard von Sax (1309), der freilich sein Talent in den Dienst der Jungfrau Maria stellt, und Rost, Kirchherr von Sarnen († am 21. Dec. 1330), Minnelieder gedichtet haben. So geben denn nun die Litteraturgeschichten folgende, aber, wie sich zeigen wird, mehrfach zu berichtigende Auskunft: Hesso der jüngere ist von 1239—1247 Leutpriester von Hochdorf, 1250 Chorherr in Beromünster und 1254 in Zofingen, erscheint von 1265—1276 wiederholt urkundlich als Propst zu Werd und stirbt um das Jahr 1280. — Ueber seine Abkunft hat sich niemand geäußert, und in der That läßt sich darüber kein sicherer Nachweis geben. 1247 waren seine Eltern schon todt und lagen in Hohenrain (Kt. Luzern) bei den Johannitern begraben (Geschichtsfr. XXVII, 289). Wie sie hießen, erfahren wir leider nicht; doch sind es wahrscheinlich der obige Arnold und seine Gattin Margarita von Rued gewesen. Gleich zehn anderen seines Geschlechtes, darunter zwei Heinriche, Arnold († 1302), Berthold († 1303), Matthias († 1310) und Jakob (Propst von 1313—1362, † am 10. Mai 1363), trat er als Chorherr in das Stift Beromünster ein, dessen Schule er wol vorher besucht hatte. Zum ersten Male erscheint er 1234 als Leutpriester in Hochdorf (Kt. Luzern), dessen Kirchensatz dem Stifte gehörte. Damals erbot er sich, den Proceß wegen eines dem letzteren bestrittenen Gutes in Ottenhausen (Dörfchen bei Hochdorf) auf seine Kosten zu führen, wenn man ihm das Gut, falls er obsiege, auf Lebenszeit überlasse. Das Stift genehmigte diesen Vorschlag, als er noch 2 Schillinge jährlichen Zins zu geben versprach (Riedweg a. u. a. O. 77). Es scheint daher unbedenklich, ihn auch in dem Hesso (Can. beron., ohne den Zusatz „von R.") zu erblicken, welcher am 21. April 1235 Zeuge ist, da Abt Heinrich II. von Engelberg von dem Ritter Ulrich von Büttikon um 17 Mark Güter kauft (Herm. v. Liebenau, Versuch e. urkundl. Geschichte d. reichsfr. Stiftes Engelberg, Luzern 1846, S. 140, Regest 43), um so mehr, als er auch später einmal (1265) nur „Hesso, Propst zu Werd", heißt. Am 23. Mai 1239 bezeugt er, wiederum als Leutpriester von Hochdorf, mit vollem Namen eine Engelberger Urkunde (a. a. O. 74); 1247, nach dem 24. Sept., erklärt er in der Eigenschaft eines Chorherrn und Leutpriesters („Ego Hesso, canonicus Ecclesiae Beronensis et plebanus de Hoctorf — facio manifestum"), daß er von dem Johanniterhause Hohenrain um 8 Mark ein Gut gekauft habe, das nach seinem Tode an die Spitalbrüder zurückfallen solle, unter der Bedingung, daß in Hohenrain, wo seine Eltern und sein Bruder begraben lagen, deren Jahrzeit künftig am 9. Sept. feierlich begangen und daß an diesem Tage der Tisch der Brüder mit gutem Wein (de nobili vino) und Fleisch versehen werde (Geschichtsfr. XXVII, 289). Am 17. Nov. 1250 bezeugt er mit elf anderen Chorherren, darunter auch sein wahrscheinlicher Oheim Heinrich von R. (nicht sein Bruder, wie Bartsch, Germania IX, 146, meint), einen Ausgleich zwischen Bischof Eberhard von Konstanz und Beromünster wegen der bischöflichen Quart in Hochdorf, Pfäffikon und Sarnen und wegen der Verpflegung des vierten Jahres, zwei Rechte, auf welche ersterer gegen eine Güterabtretung im Werthe von 200 Mark verzichtet. Ferner handelt es sich offenbar um ihn und denselben Heinrich von R. (Kopp, Eidgen. Bünde II, 2, 501, Anmerk. 4, glaubt: um Arnold von R., der aber erst später auftritt), wenn nach langem Streite des Stiftes mit dem Kiburger Untervogt Arnold von Richensee, welcher sich vielfache Uebergriffe und Gewaltthätigkeiten gegen jenes erlaubt hatte, in dem endlich

1255 zu Stande gekommenen Spruche der Vogt beschuldigt wird, die Herren von R. vor das weltliche Gericht gezogen und sie zum Hohne „Schulbuben“ (scolares) genannt zu haben (Neugart, Codex diplom. II, 205; Kopp a. a. O. 501). 1265, zwischen dem 2. und 9. Febr. (infra octavam Purificationis), heißt er zum ersten Male Propst zu Werd (praepositus Werdensis): in dieser Eigenschaft ist er mit 4 anderen Geistlichen zugegen, als Hugo von Jegistorf, Chorherr zu Beromünster, eine mit der Stiftung seiner Jahrzeit verbundene Gütervergabung an die Cistercienserabtei Frienisberg (Kt. Bern) am Hochaltare der Stiftskirche Beromünster feierlich erneuert (Fontes rerum Bernensium, 2. Bd., Bern 1877, S. 622 f.). Seine Wahl zum Propste von Werd kann nicht lange vorher geschehen sein, da sein Amtsvorgänger Heinrich am 7. Sept. (1264) gestorben ist. Das nunmehr von ihm geleitete weltliche Chorherrenstift Werd (Clarowerda, Ecclesia Werdensis, Herbst 1874 aufgehoben) im heutigen Kanton Solothurn bestand bis 1576 aus einem Propst und 12 Kanonikern. Eine Stunde von Aarau entfernt und gleich dem umliegenden Dorfe seit dem 16. Jahrhundert „Schönenwerd“ geheißen, war es im 12. Jahrhundert aus einer schon 778 erwähnten Celle hervorgegangen und vermuthlich bei seiner Umwandlung von einer rechtsuferigen Halbinsel der Aare, dem „Werde“, nach einem nahen Felsenhügel verlegt worden. Die schöne, leider durch spätere Umbauten entstellte Stiftskirche, wol ein Werk des 12. Jahrhunderts, ist eine römische Pfeilerbasilika mit drei Absiden und noch heute vorhanden (R. Rahn im Anzeiger für schweizer. Alterthumskunde 1873, S. 438). Bei Hesso's Amtsantritt befand sich das Gotteshaus in einer mißlichen Lage; denn wie einst Arnold von Richensee gegen Beromünster, so hatte auch hier der Stiftsvogt, der Edle G(erhard II.) von Göskon, dessen Stammburg sich in ihren Trümmern noch jetzt Schönenwerd gegenüber auf dem linken Aareufer erhebt, mancherlei Eingriffe in den Besitz und die Rechte des Gotteshauses verübt. Es zeugt von Hesso's Muthe, daß er es wagte, jenen bei Rudolf, Grafen von Habsburg und Landgrafen im Elsaß (dem späteren Könige), zu verklagen. Dieser erschien hierauf in Aarau und schlichtete dort am 31. August 1265 die zwischen Werd und dem Vogte obwaltenden Streitigkeiten. Gerhard gab zu, daß das Dorf (villa) und die Leute von Werd des Stiftes Eigenthum seien, versprach die Immunität und Freiheit des Gotteshauses nicht ferner anzutasten, nicht mehr gewaltsam in die Häuser und Höfe der Chorherren einzudringen, sich dort an niemanden, weder Lebenden noch Todten, zu vergreifen und als Ersatz des durch ihn bewirkten Schadens 2 Huben von seinen Gütern in Göskon und der Nachbarschaft abzutreten (Solothurner Wochenblatt 1821, S. 379—381). Unter Hesso's Verwaltung mehrte sich auch der Besitz des Stiftes; denn am 3. August 1266 urkundet H(artmann), Graf von Froburg, daß die edle Frau Amphalisa, Schwester Johann's und Werner's von Isenthal, ihre Erbgüter in Stüßlingen, Winznau und Lostorf (bei Schönenwerd) durch seine als des zeitlichen Herrn Hand kaufsweise dem Stifte Werd übergeben habe (Soloth. Wochenbl. a. a. O. 550 f.). Zwei lateinische Urkunden von 1271 und 1273 nennen den Propst nur mit dem Anfangsbuchstaben seines Namens (Kopp a. a. O. 430, Anmerk. 4); 1272 zeugt er in einer lateinischen Urkunde mit vollem Namen (Zurlauben'sche Sammlung in Aarau) und beurkundet in gleicher Weise einen Güterwechsel am 4. Juli 1273 (Soloth. Wochenbl. a. a. O. 381 f.). 1275 gehörten ihm außer den Pfründen von Beromünster, Werd und Hochdorf noch sechs andere. Den Beweis liefert ein für das Konstanzer Bisthum angefertigtes Steuerbuch (Liber decimationis pro Papa de anno 1275, abgedruckt im „Freiburger Diöcesan-Archiv“, 1. Bd., Freib. i. Br. 1865, S. 15—245), das seine Entstehung einem Beschlusse des zweiten Lyoner Concils von 1274 verdankt. Danach mußte der gesammte Klerus zum Zwecke

eines neuen Kreuzzuges sechs Jahre lang (24. Juni 1274 bis 24. Juni 1280) den zehnten Theil seiner Einkünfte dem Papste als Steuer überlassen. Das Buch verzeichnet den „Propst in Werd“ als Inhaber der Pfarreien Hochdorf, Pfäffikon, Klein-Wangen, Klein-Dietwil (Tůtwile), Birrwil, Hägglingen (Hegelingen) und Bürgeln (a. a. O. 176 f., 234 u. 235). In den sechs ersten Dörfern — sie liegen alle in den Kantonen Luzern und Aargau — hatte Beromünster den Kirchensatz. Wann und durch wen Hesso in den Besitz der Pfarrei Bürgeln (in Uri?) kam, läßt sich nicht nachweisen. Es versteht sich, und das Steuerregister bezeugt es überdies, daß er diese Pfründen durch Stellvertreter (vicarii) verwalten ließ. Er selbst gibt das jährliche Einkommen der drei ersten nebst Hägglingen und Bürgeln auf 60 Mark Konstanzer Gewichtes an; als Steuer zahlte er davon für das ganze Jahr 6 Mark. Die Einkünfte der Werder Chorherrenpfründen schätzt er insgesammt auf 72 Mark, diejenigen der Propstei auf 10 Pfund, entrichtete aber für sein Capitel und dessen Pfründen jährlich nur 4 Mark, weil ein Theil des Ertrages aus der Baseler, nicht aus der Konstanzer Diöcese floß. Aus einer anderen Quelle ergibt sich ferner, daß er als sogen. nichtresidirender Chorherr von Beromünster jährlich 12 Pfund bezog (Riedweg a. u. a. O. 169). Wenn dann aber neuere Schriften anführen, er sei 1254 auch noch Chorherr des Mauritiusstiftes in Zofingen gewesen, so thun sie dies ohne urkundlichen Nachweis, den selbst C. Brunner (Das alte Zofingen u. sein Chorherrenstift, Aarau 1877, S. 7, 41 f. u. 64) schuldig bleibt. Vermuthlich handelt es sich hier um eine Verwechslung mit seinem oben berührten Verwandten Heinrich von R., der 1249, 1254 und 1255 als Chorherr daselbst erscheint. Dagegen hat er wol eine solche Pfründe zu Münster in Granfelden (Monasterium grandis vallis, Moutier-Grandval, im bernischen Jura) bekleidet: wenigstens hat ihn ein päpstliches Breve zu einer solchen empfohlen. Auf Bitte des Grafen von Neuenburg ersuchte nämlich Innocenz IV. am 17. Juni 1247 von Lyon aus den Propst und das Capitel des genannten mit Werd engverbundenen Stiftes den H(esso) von R. („dicti Comitis clericum specialem“) in die Zahl der Chorherren aufzunehmen (Elie Berger, Les registres d'Innocent IV, no. 3091; Pertz, Epistolae saeculi XIII., tom. II., p. 300). Das Breve nennt ihn „durch Adel des Geschlechtes, durch Charakter und Kenntnisse (scientia) empfohlen“ und erklärt damit nebenbei die Pfründenhäufung, deren nur hervorragende Geistliche zur Vermehrung ihrer Einkünfte theilhaftig wurden, wirft aber auch ein willkommenes Licht auf seine politische Gesinnung zu der Zeit, da nach dem ersten Lyoner Concil (1245) der Kampf zwischen Kaiser und Papst am heftigsten entbrannt war. Was man schon von vornherein annehmen darf, daß nämlich Hesso als kiburgischer Vasall auf päpstlicher Seite gestanden habe, das bestätigt das Breve, indem es erklärt: „er scheine durch viele Beweise des Gehorsams und aufrichtiger Ergebenheit gegen den römischen Stuhl eine Gabe der Huld und Gnade verdient zu haben“ (sincere devotionis intentis obsequiis apud nos gratiosi donum dicitur meruisse favoris). Der Graf von Neuenburg aber, der sich für Hesso beim Papste verwendete, ist kein anderer als Rudolf III., der Sohn Ulrich's (1225—1258), in der Weingartner Handschrift nach seinem Schlosse am Bielersee Rudolf von Fenis geheißen, in welchem neulich auch K. Bartsch (a. u. a. O. XV) nach dem Vorgange Siegfr. Pfaff's den Minnesänger dieses Namens erkannt hat. — 1276 kommt Hesso noch zu drei verschiedenen Malen als Propst zu Werd vor: er besiegelt eine Urkunde im Hause Ulrich's von Obernau, als Walther von Williswiler und seine Ehefrau Hemma um 20 Mark Silbers ein Haus kaufen, es den Johannitern von Hohenrain zum Pfande setzen und es um den jährlichen Zins von 6 Pfenningen zurückempfangen (Kopp a. a. O. 178, Anmerk. 3); er waltet als Obmann mit zwei anderen Schiedsrichtern „in Herrn

Konrads Haus von Heidegg in seiner Stube da zu Hitzkirch" (Kt. Luzern) bei einem Güterstreite zwischen den Spitalbrüdern in Hohenrain und Johannes von Heidegg (Geschichtsfr. I, 34; Facsimile der zierlich geschriebenen deutschen Urkunde am Schlusse des Bandes; Bartsch a. u. a. O. LXXVII f.) und siegelt endlich für Heilwig, die Hausfrau Arnold's von Liebegg, der an Hohenrain 4 Schuposen zu Beinwil (am Hallwilersee, Kt. Aarau) um 26 Mark verkauft (Kopp a. a. O. II, 1, 433). Alle drei Urkunden zeigen ihn uns in der Umgebung von Beromünster. An diesem Orte wird er überhaupt oft verweilt haben, da er dort ein Haus ob der sogen. Schulherrei zwischen dem Stalden und der Kirche besaß. Dasselbe gehörte später seinem Verwandten, dem gelehrten Custos Heinrich von Dießenhofen († 1376 als Dompropst in Konstanz), der von mütterlicher Seite ein Vetter des oben erwähnten Propstes Jakob von R. war. Von diesem Hause „Hesso's, weiland Propstes zu Werd", mußten, als dasselbe in andere Hände übergegangen war, 8 Schillinge Bodenzins für eine Jahrzeit am Allerseelentage (2. Nov.) gegeben werden (Geschichtsfr. V, 146). — Wann Hesso gestorben ist, wird sich kaum jemals genau bestimmen lassen, da in den noch erhaltenen Bruchstücken des älteren Jahrzeitbuches von Werd (Staatsarchiv Solothurn) die auf ihn bezügliche Stelle fehlt; doch muß sein Tod zwischen 1276 und 1282 fallen, denn sein Nachfolger in der Propstwürde, Konrad von Göskon, tritt zum ersten Male am 20. Sept. 1282 urkundlich auf (Soloth. Wochenbl. 1821, S. 383). Irrig läßt ihn das Jahrzeitbuch von Beromünster am 31. Juli 1274 sterben, ein Datum, das sich offenbar nur auf das von ihm gestiftete Seelgeräthe — 1 Malter Spelt und 2 Malter Hafer — beziehen soll (Geschichtsfr. V, 129). Hier heißt er „Propst zu Werd und Chorherr von Beromünster" (praepositus Werdensis et huius Ecclesiae canonicus), ein fernerer Beweis, daß die bisher geläufige Stufenfolge seiner geistlichen Würden nicht Stich hält: er ist vielmehr von Anfang an Chorherr in Beromünster und bleibt dies bis zu seinem Tode. — Wo er seine Liederkunst erlernt hat, läßt sich natürlich nicht feststellen: vielleicht unter dem Einflusse des erwähnten Grafen Rudolf von Neuenburg, zu dem er als Caplan (clericus specialis) augenscheinlich in engeren Beziehungen stand; vielleicht auf der Kiburg, wo offenbar Dichter und Sänger verkehrten, wenn auch die dortigen Grafen trotz dem von Wengen sich kaum durch „Milde" auszeichneten; vielleicht auch in Beromünster selbst, wo Sinn für Gesang herrschte, wie der lateinische Dichter Rudolf von Liebegg (s. A. D. B. XIX, 802 f.) und das nach Donaueschingen gekommene Bruchstück der „Klage" beweisen. In dem Bilde der ehemaligen Pariser, jetzt Heidelberger Handschrift C steht Hesso reichgekleidet vor einer Burg und empfängt eine Menge Armer und Lahmer beiderlei Geschlechtes, die zum Theil an Krücken gegen ihn herankommen, eine Darstellung, die seinem geistlichen Amte entspricht, obwohl die Tracht nicht geradezu den Kleriker verräth. Das Wappen derselben Handschrift ist das dem habsburgischen ähnliche rinachische: im goldenen Felde ein aufrecht stehender, nach rechts schauender rother Löwe mit blauem Haupte. Die beiden dem Dichter gehörenden Lieder haben zwar vor anderen jener Zeit nichts besonders Eigenthümliches voraus, sind aber von edler Einfachheit und großer Sauberkeit der Form und schon deshalb nicht dem älteren Hesso zuzuschreiben. Beide zeigen dreitheiligen Strophenbau ohne „verwandtschaftliche Beziehung von Stollen und Abgesang". Das erste, trochäische, enthält eine Liebesklage mit Schilderung der Reize der Geliebten und der Bitte, daß sie den Dichter trösten möge, das zweite, jambische, eine Aufforderung zur Frühlingslustbarkeit mit der Hoffnung auf Erhörung von Seite der Geliebten. Aus der formelhaften Schlußwendung des letzteren: „Wenn sie spräche: Ich bin dir hold, — ich nähme es für des Kaisers Gold", läßt sich eine Zeitbestimmung für die Entstehung des

Liedes — vor 1250 — nicht herauslesen, obwol es immerhin in Friedrich's II. Regierung, d. h. in Hesso's jüngere Jahre, fallen wird. Ein Facsimile des ersten Liedes gibt König's Litteraturgeschichte (nach S. 180); ein früher Druck desselben (vielleicht zugleich mit dem zweiten) in einem fliegenden Blatte o. J. nach der Handschrift C ist leider jetzt verschollen (Bartsch im Anzeiger f. Kunde d. deutschen Vorzeit, N. F., 26. Bd., 1879, Sp. 36). Eine gelungene neuhochdeutsche Uebersetzung des zweiten Liedes von E. Groos hat Jos. Bader mitgetheilt (Badenia, 3. Jahrgang, Karlsruhe 1844, S. 152, Anmerk. 11).

K. Bartsch, Die Schweizer Minnesänger. (A. u. d. T.: Bibliothek älterer Schriftwerke d. deutschen Schweiz. Hrsg. von J. Bächtold u. F. Vetter. 6. Bd.) Frauenfeld 1886. S. LXXV—LXXIX, 110—112 (Lieder) u. 426 (Lesarten). Den an erster Stelle genannten Quellen sind noch beizufügen: Egb. Fr. v. Mülinen, Helvetia Sacra, 1. Thl., Bern 1858, S. 56. — M. Estermann, Die Stiftsschule von Bero-Münster, Luzern 1876, S. 18. — A. Bircher-Bruggisser, Ein Minnesänger aus d. Wynathal — in: Programm d. Bezirksschule Reinach, Menziken 1878, S. 11—15. — Matthias Riedweg, Geschichte d. Kollegiatstiftes Beromünster, Luzern 1881, S. 77, 81, 83, 176 u. 457. — M. Estermann, Geschichte d. Pfarrei Rickenbach. Der Heimathskunde für d. Kt. Luzern IV. Lief., Luzern 1882, S. 106—108. — Derselbe, Geschichte d. alten Pfarrei Pfäffikon. Der Heimathskunde für d. Kt. Luzern V. Lief., Luzern 1882, S. 20 f., 107, 164—167. — J. Bächtold, Geschichte d. Deutschen Litteratur in d. Schweiz, 2. Lief., Frauenfeld 1887, S. 153 u. Anmerkungen S. 41. — Außerdem gef. Mittheilungen der Herren: Staatsarchivare Dr. Th. von Liebenau in Luzern, Dr. H. Herzog in Aarau u. J. Amiet in Solothurn, Studiosus Walther Merz von Menziken u. Fabrikant Franz Bally in Schönenwerd. A. Schumann.

Rinach: Hans Heinrich v. R. s. **Reinach**, Bd. XXVII, S. 723.

Rinck: Friedrich Theodor R. (Rink?), geb. am 8. April 1770 zu Slave (Schlawe) in Pommern, 1792 Privatdocent, 1800 ord. Professor der Theologie zu Königsberg, 1801 Dr. theol., Oberpfarrer an der Dreifaltigkeitskirche zu Danzig, † am 27. April 1821. Winer, Hdb. d. theol. Lit., Bd. II, S. 734.

R. war ein Schüler des berühmten holländischen Arabisten Albert Schultens, dessen Gedächtniß er nach seinem Tode eine besondere Schrift widmete (1794), in der auch einige Briefe von Sch. mitgetheilt sind (vgl. Eichhorn, allg. Bibl. d. bibl. Lit. Bd. 7, S. 952). Mit großem Eifer sammelte er auf seinen gelehrten Reisen arabische Handschriften. Ein Verzeichniß derjenigen, welche er bis dahin in seinen Besitz gebracht hatte, ist der eben genannten Schrift als Anhang beigefügt. Ebenso machte er sich durch die Herausgabe werthvoller arabischer Handschriften verdient. So erschien 1790 Macrizi's Geschichte der islamitischen Herrscher von Abessinien nebst Abulfeda's Beschreibung von Nigritien, nach einer Handschrift der Bibliothek zu Leiden von ihm herausgegeben. Er gab in dieser Ausgabe zuerst eine geographische Einleitung, in der er Abessinien nach dem damaligen Umfange des Reiches beschrieb, dann folgte der arabische Text des Macrizi, an den er eine lateinische Uebersetzung schloß. Zuletzt kam der arabische Text des Abulfeda (vgl. Eichhorn a. a. O. Bd. 6, S. 769—771). — Im J. 1791 erschien der arabische Text der tabulae geographicae des Abulfeda, welche bisher nur aus Reiske's lateinischer Uebersetzung bekannt waren (vgl. Eichhorn a. a. O. Bd. 6, S. 772—776). Im J. 1792 veröffentlichte R. „Zusätze, Varianten und Verbesserungen zu Schultens' historia imperii Joctanidarum“ aus zwei von ihm neu verglichenen Handschriften der Leidener Bibliothek

(vgl. Eichhorn a. a. O. Bd. 6, S. 776 f.). — Interessant war auch die Mittheilung über eine zu Mannheim gefundene arabische Uebersetzung der Genesis mit malaiischer Interlinearversion, von welcher R. auch Proben gab (Eichhorn a. a. O. Bd. 3, S. 666—669), wenn auch aus den letzteren hervorging, daß dieser Fund ohne Bedeutung für die Textkritik des A. T.'s war. Auch eine griechische Handschrift der vier Evangelien fand R. auf der damals kurfürstlichen Bibliothek zu Mannheim, signirt No. XIX A, welche er bei Eichhorn a. a. O. Bd. 3, S. 646—654 beschreibt und aus der er S. 655—665 Varianten mittheilt. — Um den Unterricht im Arabischen und Aramäischen machte er sich durch ein mit Vater zusammen herausgegebenes „Arabisches, syrisches und chaldäisches Lesebuch" 1802 verdient (s. Titel bei Nestle, syrische Grammatik 1888. Litteratura I no. 124), welches theilweise noch Unedirtes und eine für die damalige Zeit ziemlich vollständige Bibliographie der arabischen Litteratur enthielt. — Auch dem Aethiopischen hat R. seinen Fleiß zugewendet. Er bearbeitete de Sacy's Notice du livre d'Enoch 1801 (s. den Titel in Meyer's Gesch. der Schrifterklärung Bd. 5, S. 94, Anm. 97) und gab dadurch damals den Deutschen eine bessere Vorstellung von diesem Werke der äthiopischen Litteratur, als sie Joh. Dav. Michaelis in der oriental. u. exeget. Bibl. Bd. 6, S. 224—232 verbreitet hatte. — Der alttestamentlichen Litteratur gehörte sein „Commentarii in Hoseae vaticinia specimen primum eorum caput complectens" 1789 an, worin er Beweise seiner vielseitigen Gelehrsamkeit gab, vgl. Eichhorn a. a. O. Bd. 2, S. 1069 f. Das neue Testament streifte seine Dissertation de *πνεύματι ἁγίῳ* ex mente Christi 1799, in der er den Zusammenhang des *πνεῦμα ἅγιον* mit dem (רוּחַ יְהוָֹה) ruᵃch Jahve des A. T.'s untersuchte.

C. Siegfried.

Rinck: Johann Christian Heinrich R., berühmter Organist und Componist für sein Instrument, wurde am 18. Februar 1770 zu Elgersburg im Herzogthum Gotha geboren, wo schon sein Großvater und auch sein Vater Schullehrer waren. Frühe zeigte sich beim Knaben ein entschiedenes musikalisches Talent, dessen Ausbildung sich der Vater im Vereine mit andern benachbarten Musiklehrern eifrig angelegen sein ließ. Sechzehnjährig kam R. nach Erfurt zu Kittel, einem der berühmtesten Schüler Seb. Bach's, unter dessen Leitung er seiner Ausbildung in der Composition und im Orgelspiele durch drei Jahre aufs eifrigste oblag. Am 2. August 1790 erhielt er die Stelle eines Stadtorganisten zu Gießen, mit einer jährlichen Besoldung von 50 fl. (30 fl. vom Staate, 20 fl. von der Stadt). Schon hier erwarb er sich durch seine Kenntnisse und Fähigkeiten, wie durch sein schlichtes, bescheidenes Wesen, die Sympathien Aller, die mit ihm verkehrten. Bald wurde er ein vielgesuchter Musiklehrer und 1805 auch als Stadtschullehrer, Schreib- und Gesanglehrer ans Gymnasium berufen. Von Amtsgeschäften überhäuft setzte er doch, zumeist in nächtlicher Stille, seine Studien und künstlerischen Arbeiten fort, denn es drängte ihn zu einem größeren Wirkungskreise; der Künstler in ihm hatte im damaligen Gießen weder Verständniß noch Befriedigung gefunden. Ende 1805 schlug er einen Ruf nach Dorpat aus, um zu Beginn des nächsten Jahres als Stadtorganist, Cantor und Gymnasial-Musiklehrer nach Darmstadt zu gehen. Hier entfaltete er nun eine langjährige, überaus segensreiche Thätigkeit. Angeregt durch das lebhaftere musikalische Leben und durch den Verkehr mit hervorragenderen Persönlichkeiten, die Sinn und Interesse für seine künstlerischen Bestrebungen hatten, arbeitete er sich bald zu den mannigfaltigsten Aemtern empor. Er wurde Examinator der Schulcandidaten in der Provinz Starkenburg, Mitglied der Darmstädter Hofcapelle, 1813 Hoforganist, und 1817 wirklicher Kammermusikus. R. besaß eine ganz besondere Lehrbefähigung; er verstand es vortrefflich mit seinen Schülern um-

zugehen, sie anzueifern, sie strebsam zu erhalten. Von nah und fern strömten ihm denn auch zahlreiche Schüler zu, welche seine Unterweisung im Orgelspiele oder in der Composition suchten. Der seltenen Mischung von Künstler und Lehrer gesellte sich in ihm auch ein fester, biederer Charakter bei, und so wurde er einer der beliebtesten und einflußreichsten Organisten, die je in Deutschland gelebt haben. Kein Orgelcomponist kann sich rühmen, eine solche Verbreitung seiner Werke erlebt zu haben, wie R. Seine Compositionen, zahllos fast wie seine Schüler, zeigen zwar keine große selbständige schöpferische Kraft; aber sie entstammen der kunstgeübten Hand eines tüchtig durchgebildeten Musikers, der sein Augenmerk hauptsächlich auf die praktische Seite seiner Kunst gerichtet hat. Daher ihre große Beliebtheit. Die meisten unter ihnen sind für den Gebrauch beim Gottesdienste bestimmt; andere sollen der Ausbildung im Orgelspiele dienen; geringer an Zahl sind seine Chorwerke, obwohl sie ihrerzeit auch vielfach aufgeführt wurden; und nur ab und zu erschien eine kleinere oder größere Composition für Clavier. Um einen Begriff zu geben von seiner emsigen Thätigkeit auf diesem Gebiete, stellen wir nur seine bekanntesten Werke gruppenweise zusammen. A. für Orgel: Praktische Orgelschule in 6 Theilen, op. 55; Der Choralfreund, Studien für das Choralspielen, in 7 Jahrgängen; Praktische Ausweichungsschule, op. 99; Anleitung zum Orgelspielen, op. 124; Die Vor- und Nachspiele op. 25, 37, 48, 52, 53, 58, 65, 93, 95, 105; die Orgelstücke op. 33, 38, 57, 92, 94, 96, 100, 120; die Choräle op. 64, 77, 78; die Variationen op. 40, 56, 70, 89, 90, 108. — B. für Clavier zu vier Händen: 6 Walzer op. 30, 3 Divertimenti op. 56, eine Sonate op. 50; zu zwei Händen: Uebungsstücke für die ersten Anfänger, ferner 8 Variationen op. 61, und 30 zweistimmige Uebungen op. 67. — C. für Gesang: 12 Schullieder für 2 Soprane und Baß; 6 geistliche Lieder für Baß oder Alt mit Orgel, op. 81; 12 Choräle für Männerstimmen; die Motetten „Befiehl dem Herrn deine Wege“, „Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist“ und „Gott sei uns gnädig“; zwei lateinische Messen mit Orgel; eine deutsche Messe; ein Vater unser; ein Halleluja für Chor und Pianoforte, op. 63; der 73. Psalm op. 127; die Weihnachtscantate op. 73; der Chor „Todtenfeier“ op. 68. — Wie als Orgelcomponist und Musiklehrer, war R. auch als Orgelspieler bedeutend, und sein Spiel wurde als ein meisterhaftes und erhebendes, als ein wirklich kirchliches, seinerzeit vielfach gepriesen. Bleibendes Verdienst hat er sich aber insbesondere um die kirchlich-musikalische Bildung des deutschen Lehrerstandes erworben, in dessen Traditionen heute noch der Name und die Werke dieses Mannes mit der größten Verehrung genannt werden. R. hatte das Glück, bei Lebzeiten allseitige Anerkennung zu finden. 1831 wurde er zum Ehrenmitglied, 1835 zum Verdienstmitgliede des holländischen Vereins zur Beförderung der Tonkunst in Amsterdam ernannt. 1838 erhielt er von dem Großherzog von Hessen das Ritterkreuz erster Klasse des grh. Ludwigsordens „wegen seiner Verdienste um die Kirchenmusik und in Anerkennung seiner 49 jährigen Dienste“. Am 2. August 1840 feierte R. sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum zu Darmstadt, umgeben von einer großen Zahl von Schülern, Freunden und Verehrern, unter denen sich in Vertretung des Großherzogs der Justizminister Freiherr von Hofmann befand. Die Universität Gießen ernannte R. bei dieser Gelegenheit zum Doctor der Philosophie; die Lehrer der baierischen Pfalz ehrten „den hochverdienten Veteranen der deutschen Organisten“ durch Ueberreichung eines Pokals. Die „Großh. hess. Zeitung“ brachte eine ausführliche Beschreibung dieses Festes. Im J. 1843 wurde R. mit vollem Gehalt pensionirt. Bescheiden, einfach und arbeitsam blieb R. bis in sein spätestes Alter. Er starb am 7. August 1846 an den Folgen eines

Schlaganfalles. An seinem Grabe sprach Stadtpfarrer Stücker die Leichenrede, die dann bei H. Jacoby in Darmstadt gedruckt wurde.

Großh. hess. Zeitung. — Allgem. musikalische Zeitung.

Mandyczewski.

Rinecker: Franz v. R., Arzt, geboren am 3. Januar 1811 zu Scheßlitz in Oberfranken und als Senior der medicinischen Facultät zu Würzburg am 21. Februar 1883 gestorben, begann das Studium der Medicin an der Universität in München bereits vor Zurücklegung seines 16. Lebensjahres, setzte es später in Würzburg fort, unterbrach aber dasselbe, diente seit 1831 während der polnischen Insurrection als Stabsarzt mit Majorsrang im 10. polnischen Infanterieregiment, erwarb das polnische Ehrenkreuz, wurde jedoch unter den Mauern von Warschau verwundet und gerieth nach dem Falle dieser Festung in russische Gefangenschaft. Aus dieser entlassen kehrte er nach vorübergehendem Aufenthalt in Wien zur Beendigung seiner Studien nach München zurück (1832), erlangte in demselben Jahre mit der 1833 zu Würzburg im Druck erschienenen Abhandlung „Die Entzündung der Gefäß-, Nerven- und Glashaut des Auges und ihre Ausgänge" die Doctorwürde, siedelte 1833 als Assistent am Juliushospitale nach Würzburg über, wo er unter Marcus, Textor und Jaeger thätig war, habilitirte sich 1836 als Privatdocent an der dortigen Universität und erhielt schon nach 9 Monaten 1837 die außerordentliche Professur der ambulanten Klinik zugleich mit der Stellung als Armenarzt, sowie 1838 die ordentliche Professur der Arzneimittellehre und die Direction der Poliklinik. An der Würzburger Hochschule war R. seitdem mit Ausnahme eines Jahres, 1840/41, das er zu einer wissenschaftlichen Reise nach Frankreich und England benutzte, ununterbrochen als einer der beliebtesten, fleißigsten und anregendsten Lehrer thätig. Er las später noch über Kinderheilkunde, Microscopie, Experimentalphysiologie, gründete unter Beistand von Leydig ein physiologisches Institut, übernahm 1863 die psychiatrische Klinik am Juliushospital, 1872 die Abtheilung für Syphilis und Hautkrankheiten, für die er eine eigene Klinik errichtete und war auch sonst für das Gedeihen der Würzburger medicinischen Facultät in unermüdlicher Weise thätig. So war es ganz besonders ihm zu verdanken, daß Männer wie Kiwisch, Koelliker, Virchow u. A. Berufungen an die Würzburger Universität erhielten. Auch widmete er einen großen Theil seiner Lehrthätigkeit der Poliklinik, auf die er viele Zeit und Mühe verwendete, und trug durch Schaffung geeigneter Localitäten sehr viel zur Hebung des Unterrichts in der Psychiatrie, sowie in den Haut- und syphilitischen Krankheiten bei. 1864 erhielt R. den Titel als Hofrath, 1880 als Geheimer Hofrath; 1882 feierte er sein 50jähriges Doctorjubiläum. — R. war ein außerordentlich vielseitiger Mensch. Abgesehen von seiner angestrengten praktischen und Lehrthätigkeit — R. war ein besonders als Consiliarius sehr in Anspruch genommener Arzt — interessirte er sich auch für Kunst und Kunstgeschichte, für Landwirthschaft, für kirchliche und politische Angelegenheiten u. a. m. Seine eigentlichen Verdienste auf dem Gebiet der Medicin sind mannigfache. U. a. hat er die ersten Fälle von epidemischer Genickstarre (Meningitis cerebrospinalis epidemica) in Deutschland, jener zum Theil heute noch in ihrem Wesen räthselhaften Krankheit, zu Würzburg erkannt und publicirt, einen der ersten Fälle von Pseudohypertrophie der Muskeln in den Verhandlungen der Würzburger physikalisch-medicinischen Gesellschaft veröffentlicht, das Knotensyphilid der Kinder entdeckt u. a. m. In Folge einer zu großen Selbstkritik ist R. mit litterarischen Arbeiten nur sparsam hervorgetreten, die dafür um so sorgfältiger ausgeführt sind. Wir erwähnen u. a.: „Ueber die Krankheits-Constitution des Jahres 1835, beobachtet im Juliushospital zu Würzburg" (Würzburg 1836); „Medicinische Statistik der poliklinischen Anstalt an

der . . . . Universität zu Würzburg in ihrem 4. Decennium 1837 — 47" (Ebendas. 1848). Uebrigens nahm R. noch in seinen letzten Jahren am wissenschaftlichen Leben regen Antheil, war ein ständiger Besucher der Naturforscher- und anderer gelehrter Fachversammlungen und hielt auf denselben nicht selten anregende Vorträge.

Vgl. Biogr. Lexikon hervorragender Aerzte, herausgegeb. von A. Hirsch, V, 33. J. L. Pagel.

Rinesberch: Gerd R., bremischer Chronist, geb. um 1315 wahrscheinlich als Sohn des spätern bremischen Rathsherrn Reiner R., gestorben über neunzig Jahre alt im J. 1406. Er hat dies lange Leben in der bescheidenen Stellung eines Vicars am Dom seiner Vaterstadt zugebracht, daneben seit 1365 auch eine Vicarie in der Stephanikirche besessen. Die großen Umwälzungen, welche er mit durchlebte, mögen ihn zur Beschäftigung mit der Geschichte der Vaterstadt geführt haben. Zusammen mit einem andern bremischen Geistlichen, Herbord Schene (s. diesen), unternahm R. eine niederdeutsche Uebersetzung der zu Anfang des 14. Jahrhunderts bald nach Erzbischof Giselbert's Tode vollendeten Historia archiepiscoporum Bremensium und ihrer theils in gereimten lateinischen Versen, theils in Prosa verfaßten bis etwas über die Mitte des Jahrhunderts reichenden Fortsetzungen. Die Uebersetzung ist keineswegs sehr gut gerathen, bekundet vielmehr an zahlreichen Stellen, daß die Uebersetzer das Original gar nicht oder verkehrt verstanden. Dennoch haben sie durch ihre Arbeit fruchtbar auf die spätere bremische Chronistik eingewirkt, und durch Einfügung eigener Nachrichten in die Erzählung ihrer Vorlage, die je näher sie ihrer eigenen Zeit kommen, um so bedeutender werden, auch materiell die Geschichtskenntniß gefördert. Die Chronik ist dann über die von der lateinischen Quelle behandelte Zeit hinaus fortgeführt worden, es scheint aber nicht, daß R. an dieser Fortsetzung noch Antheil gehabt hat.

S. meinen Aufsatz über die Verfasser der ältesten Bremischen Stadtchronik im Bremischen Jahrbuch, herausgeg. v. d. histor. Gesellsch. des Künstlervereins. XII, 108 ff. 1883. v. Bippen.

Ring: Friedrich Dominicus R., Schriftsteller, geboren am 24. Mai 1726 zu Straßburg, Sohn eines unterrichteten Schreiners, Enkel des Meistersingers und Hosenstrickers Johann Martin R. (dem er 1782 einen Aufsatz gewidmet hat), in der Heimath gebildet, Schüler und Günstling Schöpflin's, ging zur Theologie über, machte 1752 auf einer Bildungsreise die Bekanntschaft einer Menge hervorragender Gelehrter und Dichter Deutschlands, verbrachte von 1753 an drei Jahre als Hauslehrer bei Muralts in Zürich, wo er auch Wieland's Kreise besuchte, predigte und unterrichtete in Straßburg und Colmar, bis ihn 1759 Markgraf Karl Friedrich als Prinzenerzieher nach Karlsruhe zog. Er rückte vom „monsieur" zum Hofrath und Geh. Hofrath auf. 1763 heirathete er Karoline Christine Wieland. Der Allerweltsmann führte einen riesigen Briefwechsel, in dem auch die Namen Herder's und Wieland's nicht fehlen. Seine bunten Excerpte und autobiographischen Aufzeichnungen sammt Aufsätzen aller Art, Verseleien, Nachlesen Klopstock'scher u. a. Gedichte, Correspondenzen füllen massenhafte Quartanten (Freiburger Universitätsbibliothek) und zeugen von einer wüsten, oberflächlichen Polyhistorie und ungeheuren Schreibseligkeit. Adversaria und Miscellanea waren seine Welt. Aufzählung lateinischer und deutscher Schriften bei Jöcher, fortgesetzt von Adelung-Rotermund 6, 2187 und Hamberger-Meusel 5. A. 6, 171. Nur weniges sei hervorgehoben: die Vita Schöpflini 1767 und die Herausgabe von dessen Opera oratoria 1769, wodurch R. in einen Federkrieg mit Klotz gerieth; Studien über Neulateiner (begonnen in Simmler's Urkundensammlung

1759); kurze Darstellungen des Columbus und Pizarro; Fischartiana: „Ueber die Reise des Züricher Breytopfs nach Strasburg vom Jahre 1576". 1787 (dazu zerstreute Beiträge in Meusel's Historisch-litterarisch-statistischem Magazin mit einem Stück Text), in seinem Nachlaß eine reiche Sammlung von gedruckten und besonders hsl. Materialien (nach Wick-Heß), die aber Baechtold 1880 überholt hat. Ueber Klopstock's Karlsruher Aufenthalt trätscht er 1775 an Wieland (Keil, Vor hundert Jahren 1, 21) und schreibt vom hofmännischen Standpunkt aus ein boshaftes Memoire (Strauß 1859, E. Schmidt's „Charakteristiken" S. 160 ff., Funk's „Wielandbeiträge" 1882; s. auch meine „Beiträge zur Kenntniß der Klopstock'schen Jugendlyrik" 1880). Sein Sohn, der Geh. Referendär Karl Ludwig R., veröffentlichte Reisebeschreibungen und 1822 eine dürftige Herderbiographie. R. starb am 8. Februar 1809.

Erich Schmidt.

Ring: tom (zum) R., westfälische Künstlerfamilie, heimisch und thätig in Münster. Der Ahnherr derselben ist Ludger t. R. der Aeltere, geb. 1496, † 1547. In die Zunft wurde er 1521 als Maler aufgenommen, sein Namenszeichen ist ein durch einen Ring geschlungenes L. Ueberliefert ist von ihm, daß er zur Zeit der Wiedertäuferherrschaft der neuen Lehre anhing, wie ihm denn wohl auch mit Recht die beiden Bildnisse des Wiedertäuferkönigs Johann und seiner Gemahlin (aus dem Jahre 1535; unbezeichnet) in der Galerie zu Schwerin zugesprochen werden. Von den wenigen erhaltenen und beglaubigten Werken Ludger's verdient besonders die Weihtafel des Rutger von Dobbe, jetzt im Domarchiv zu Münster, hervorgehoben zu werden. Dargestellt ist Gottvater von himmlischen Heerschaaren umgeben, als strafender Richter, unten zu beiden Seiten Christus und Maria als Fürbitter, im Hintergrunde der Stifter (a. d. J. 1538, bezeichnet). Trotz mancher Eckigkeit und Härte in den Körpern und Gewändern sowie einer durch Unbilden neuerer Zeit verschlimmerten nüchternen Farbengebung besitzt dieses Bild als Ganzes viele Vorzüge und mit Recht wird der großartige Ernst in demselben besonders gerühmt. Am gleichen Orte wird ein Gemälde aufbewahrt, welches uns Christus mit der Weltkugel in der Hand zwischen den beiden Johannes zeigt (a. d. J. 1537, unbezeichnet). Noch alterthümlicher in Auffassung und Malweise als das vorhergenannte, erscheint es zweifelhaft, ob es Ludger d. Ae. zuerkannt werden darf. Ein gut erhaltenes, sauber ausgeführtes, sehr ansprechendes Bildniß eines jüngeren Mannes besitzt die Gemäldegalerie der kgl. Museen zu Berlin; es ist bezeichnet und dürfte in die Zeit von 1540—1547 zu setzen sein.

Hermann t. R., der Sohn des vorigen, wurde geboren 1521 und starb 1597. Sein Namenszeichen ist eine Verbindung der Buchstaben H und M (Maler), in der Mitte ein Ring. Von ihm ist eine größere Anzahl Bilder vorhanden. Ich nenne: sein Eigenbildniß a. d. J. 1544 (Besitzer Hr. von zur Mühlen in Münster), sowie ein zweites Selbstbildniß aus späterer Zeit (Hr. v. Heereman daselbst). Das dazu gehörige Gegenstück, die Gattin des Malers, ist höchst wahrscheinlich das im Wallraf-Richartz-Museum in Köln im Katalog unter Nr. 408 aufgeführte Frauenbildniß eines unbekannten Meisters. Ferner mehrere Kirchenbilder und zwei Gedenktafeln, welche er dem Andenken seiner Eltern sowie seiner eigenen Familie gewidmet hat (a. d. J. 1548 und 1592) und welche durch die Unterschriften auch werthvolles urkundliches Material liefern. Ein Gemälde, welches früher dem Vater, in neuerer Zeit ihm zugesprochen wird, ist die „Auferweckung des Lazarus" (a. d. J. 1546, unbezeichnet) im Domarchiv zu Münster. Dasselbe ist gleich vorzüglich in der Anordnung der Gruppen, in der Farbengebung und Ausführung; durch das ganze Bild geht der frische Zug der Renaissance. Als eines der besten Werke Hermann's wird uns seine

„Muttergottes mit dem Kinde" (bezeichnet, aber ohne Jahreszahl), welche sich in Privatbesitz in Miltenberg befindet, geschildert. In Münster und Umgebung sind noch mehrere beglaubigte Gemälde des Meisters in persönlichem und öffentlichem Besitze (Westf. Kunstv. z. Münster), wodurch es möglich wird, über seine Kunstthätigkeit und Entwickelung eine gesicherte Kenntniß zu erlangen.

Des vorigen Bruder Ludger (der Jüngere) erscheint fast ausschließlich als Bildnißmaler thätig. Geboren um 1530, ging er später nach Braunschweig, wo er 1561 Bürger wurde und 1583/84 starb. Viele Mitglieder des westfälischen Adels und des braunschweiger Patriciats sind von seiner Hand der Nachwelt im Bilde festgehalten worden und erfreuen den Beschauer durch die künstlerisch-feine Behandlung; zwei derartige Bildnisse besitzt Hr. von zur Mühlen in Münster; zwei ähnliche sind in v. Pawel'schem Besitz in Osnabrück; zwei weitere befinden sich in der städtischen Sammlung zu Braunschweig. Ein eigenartiges Gemälde besitzt von ihm die Gemäldegalerie zu Berlin: Ein großes, sorgsam ausgeführtes, in den Farben allerdings kaltes, Küchenstück; im Hintergrunde in einem Gemache spielt sich der Vorgang bei der Hochzeit von Kana ab (1562 bez.). Im Vorrath der Galerie befindet sich ferner ein kleines Bildniß eines Geistlichen (a. d. J. 1568; bezeichnet), welches jedoch von geringerem künstlerischen Werthe ist. Endlich sei noch erwähnt, daß der Kunstverein in Münster von Ludger d. J. das Bildniß des Humanisten Chemnitz (a. d. J. 1569; bezeichnet) in Besitz hat.

Die eben behandelten drei Maler sind es, welche dem Namen t. R. eine achtbare Stellung in der deutschen Kunstgeschichte des 16. Jahrhunderts sichern. Aber noch andere Mitglieder der Familie werden als Maler genannt; so Heribert (geb. um 1524?), auch ein Bruder Hermann's, welchem er als Gehülfe zur Hand ging; selbständige Werke sind von ihm nicht bekannt. Von Hermann's Söhnen wurden Ludger (geb. 1554) und Nicolaus (geb. 1564) gleichfalls Maler. Von ersterem weiß man nichts weiter, von N. sind mehrere Tafeln mit religiösen Darstellungen im Besitz der Ludgerikirche, sowie in dem eines Privatmannes in Münster. Ein dritter Sohn, wie der Vater Hermann benannt (geb. 1566), wurde Goldschmied. Durch die zwei ersten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts lassen sich die Spuren der Enkel des alten Ludger t. R. verfolgen, dann hören weitere Nachrichten über Mitglieder der Familie auf.

Obgleich sich in letzterer Zeit die Kunstforschung mit den oben genannten Malern eingehender beschäftigt hat, so ist dieselbe doch noch nicht zu einem Abschluß gelangt. Die Schwierigkeiten sind nicht gering. Ein großes Hemmniß für die Forschung ist der schlechte Zustand und die ungünstige Aufbewahrung der im öffentlichen und kirchlichen Besitz zu Münster befindlichen t. Ring'schen Gemälde. Immerhin ist die kunstgeschichtliche Stellung der drei Maler im wesentlichen festzustellen. Im Gegensatz zu Ludger d. Ae., bei welchem niederrheinischer und flämischer Einfluß wenigstens noch für das Jahr 1538 nachzuweisen ist, sind seine beiden Söhne der neuen Kunstweise ganz zugethan. Ob Dürer's und Holbein's Vorbild auf sie bestimmend eingewirkt haben, dies zu ergründen sei künftiger Forschung anheimgegeben. Einen besonderen Werth würde es haben, wenn sich urkundlich feststellen ließe, wem der Ruhm der Urheberschaft der „Auferweckung des Lazarus" gebührt, dem Vater oder dem Sohne.

Nordhoff, Die to Rings und die späteren Maler Westfalens (Archiv f. kirchl. Kunst, herausg. von Th. Prüfer, Berlin. IX. 1855. Nr. 10, S. 73 ff., s. hier auch die bezügliche Litteratur). — Eigene Forschungen des Unterzeichneten.

Weinitz.

Ringeltaube: Sylvius Wilhelm R., geboren am 28. April 1698 in Fürsten-Elguth im Fürstenthum Oels in Schlesien und daselbst als Pastor und

Superintendent gestorben am 28. März 1772. Winer, Hdb. d. theol. Litter. Bd. II, S. 735.

Er hat sich verdient gemacht durch seine „Gründliche Nachricht von Polnischen Bibeln“, 1744 (s. den vollst. Titel bei Winer a. a. O. Bd. I, S. 184). Er gab darin ein vollständiges Verzeichniß der noch vorhandenen, gedruckten polnischen Bibeln, theilte auch Uebersetzungsproben aus denselben mit und machte auch anderweit werthvolle Mittheilungen aus der polnischen Geschichte, besonders der die Reformation betreffenden; vgl. Meyer, Geschichte der Schrifterklärung, Bd. II, S. 327—330, Bd. III, S. 380—382. — Außerdem schrieb er einen „Beitrag zur der Augspurgischen Confession Geschichte in Preußen und Pohlen“ (so) (s. d. vollst. Titel bei Winer a. a. O. Bd. I, S. 328), 1746, worin auch von einer polnischen Uebersetzung der Confessio Augustana und von den ersten Glaubensbekenntnissen der polnisch-böhmischen Brüder gehandelt wurde.

C. Siegfried.

Ringglli: Gotthart R., Schweizer Maler und Radirer im 16. und 17. Jahrhundert; geb. in Zürich am 27. Januar 1575, † daselbst am 29. Januar 1639. Von den Schicksalen dieses Künstlers ist wenig bekannt, wir wissen bloß, daß er außer in seiner Vaterstadt auch in Bern lebte und wirkte. Er hat 1607 dort mit dem Zürcher Caspar Haldenstein für Malereien am oberen Theil des Zeitglockenthurms 100 Kronen erhalten, und im Laufe der Jahre 1609 und 1610 wurden ihm weitere beträchtliche Zahlungen für Arbeiten am „Zytglogkenthurm“ geleistet. Ringglli's Malereien am Zeitglockenthurm sind im Beginn des 18. Jahrhunderts bei einem Umbau zu Grunde gegangen, und ihr Verlust ist kaum zu beklagen; denn was von dem Meister sonst noch in Bern vorhanden: drei Gemälde, ursprünglich im Rathhaus, heute im historischen Museum: „Eine Bärenjagd“, „Berchtold von Zähringen, der Kuno von Bubenberg den Auftrag gibt, die Stadt Bern zu bauen“ und „Die Erbauung der Stadt“, gibt keinen großen Begriff von seiner künstlerischen Begabung. Trotzdem „empfing er“, wie Joachim von Sandrart in der Deutschen Akademie schreibt, „endlich mit großem Lob und vielem Gold den Abschied von Bern“. Ringglli's Wahlspruch lautete:

„Durch Mißgunst dem nichts widerfart,
Der ehrlich lebt und uff Gott hart
In den ich mein Vertrauen stell
Man Ringgli es gleich wie man well.“

R. war nicht nur Historien-, sondern auch Porträtmaler. Er malte laut Füßli den Historiker Johannes Gulerus a. Weineck, den Theologen Zwinger und den bekannten Rebellenführer Christian Schybis; außerdem existirt nach seinem Selbstporträt ein kleiner Stich in Quarto. Die Bildnisse von Schybis und Zwinger hat Schweizer, dasjenige Guler's ein Anonymus in Kupfer gestochen. Mehr Interesse als die Gemälde Ringglli's — auch sein „Hiob als Spiegel der Geduld“ im Künstlergut in Zürich und „Das Zürich-Reich mit den Vogteien“ auf der Zürcher Stadtbibliothek sind schwächliche Leistungen — flößen die Zeichnungen des Meisters ein. Sie sind frisch componirt und technisch effectvoll behandelt. Eine gute Auswahl in den Sammelmappen des Künstlergutes. In dem R. 35 bezeichneten Bande mit Handrissen finden sich Proben auf Seite 84 bis 96 und Seite 132. Wir sehen den Maler, dem Venus Amor zeigt (Bl. 85), „Susanna im Bade“ (Bl. 84 und 132), den „barmherzigen Samariter“ (Bl. 89), die allegorische Figur der Hoffnung, bez. G. R. 1633 (Bl. 87), „Die Vergewaltigung eines Weibes“ (Bl. 91). Inhaltsreich ist Bl. 88: Ein Ritter steigt die Himmelsleiter hinan, die Wollust, die Armuth, die Krankheit und der Tod aber kommen, ihn daran zu verhindern. Mit Stricken, welche an

seinem Gürtel befestigt sind, ziehen sie ihn wieder erdwärts. Noch sei hingewiesen auf eine Sepiazeichnung Seite 12 im Band R. 24: „Die Narrenstampfe“, auf die allegorische Figur der Geduld S. 13 (bez. Per bona memoria fecit Gotthardt Ringgli, Zürich 1614) und auf ein Aquarell S. 9 im Bd. R. 41, welches 1614 datirt ist und Diana mit den Nymphen vorstellt. Außerdem ist R. in Zürich als Zeichner in der Privatsammlung Pestalozzi-Wiser und auf der Stadtbibliothek vertreten. Das Geschlechterbuch Dürsteler's daselbst (Mscrpt. E. 21) enthält auf S. 275 eine von Sandrart erwähnte Skizze, welche sich — die Bären weisen darauf hin — auf den Zeitglockenthurm in Bern bezieht. Um das Zifferblatt herum sind in den dreieckigen Zwickeln, welche durch die seitwärts angebrachten, in fünf Stockwerken sich erhebenden Tabernakel und das Gebälk der Architektur gebildet werden, die allegorischen Gestalten der vier Jahreszeiten gemalt. Links oben der Frühling, ein jugendliches Weib, in der einen Hand einen Blumenkorb, mit der andern den Berner Schild haltend. Gegenüber der Sommer, eine Frau mit Strohhut, Sichel und Aehren; ihr zur Seite wiederum der Berner Schild. Unten, auf der einen Seite der Herbst, auf der anderen der Winter. Jener, ein nackter Jüngling, sitzt auf einem Faß, hat in der Linken eine Feldflasche, in der Rechten einen Fruchtkorb, dieser, ein ehrwürdiger Alter, erwärmt Hände und Füße an einem Feuerbecken. In den Tabernakeln, welche unten von korinthischen Säulen und ganz oben von weiblichen Hermen flankirt werden, zwei Bären mit Trommel und Querpfeife und zwei Posaunen blasende Knaben, deren Kleidung die Farben der Stadt Bern weisen, in den Cartuschen der Eckcompartimente die Büsten von vier römischen Kaisern. Gewissermaßen als Krönung des Ganzen, in der Mitte über dem Zifferblatt, das Reichswappen mit dem Doppeladler. Was die Rückseite des Blattes betrifft, so rührt sie augenscheinlich nicht von R. her, eine Beschreibung derselben wäre hier also kaum am Platze. Zum Schluß noch einiges über die Radirungen des Meisters. Für R. charakteristisch ist die Art, seine Compositionen durch unten beigefügte Verse zu erläutern und, wie es in der damaligen Zeit lag, Vorgänge aus der griechischen Mythologie in Parallele zu der biblischen Geschichte zu stellen. Er läßt z. B. Perseus die Andromeda befreien und setzt unter dieses Blatt die Worte:

„Glych wie hie Andromeden zart
Durch Perseum erlöset wart,
Also auch Christus durch syn Blut
Erlöst unß von der Hellen Gluth.“

R. hat früh angefangen zu radiren, schon 1598 lieferte er acht Vignetten mit den allegorischen Gestalten des Glaubens, der Liebe und Hoffnung, der Fürsichtigkeit, Stärke, Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Sanftmuth. Seine Illustrationen zu Maler's Gut Jahr für alle Christen erschienen im J. 1616. Vier Blätter, mit Perseus inbegriffen, gab der Meister 1628 heraus: Christus, Salvator mundi, auf dem gefesselten Teufel stehend, König David mit der Harfe und das Sinnbild der Vergänglichkeit, Freund Hein, mit einer Blume in der Linken, im Zwiegespräch mit einem Mann von Stande, eines: der Tod, welcher einen Mann vom Hügel hinunter ins Wasser stürzt, rührt von 1592 und 1603 her. Die übrigen Radirungen Ringgli's sind nicht datirt. Es seien noch genannt: „Der Tischler und seine Werkstatt“, „Der Rechtshelfer“, vier Landschaften mit Staffage, zwei Kriegsscenen, eine figurenreiche humoristische Composition („Kriegsmänner, welche sich in einer Bude Bärte kaufen“) und die Allegorie des Krieges. Von der zuletzt genannten Radirung ist die Originalplatte noch vorhanden und hat die Künstlergesellschaft in Zürich 1845 für ihr Neujahrsblatt einen Neudruck veranstaltet. R. ging aus der guten Schule des 16. Jahrhunderts hervor und hatte große Leichtigkeit im Componiren. „Manche seiner Blättchen“, schreibt

Rahn, „nehmen sich wie Vorläufer zu Murer's Emblemata aus. Mit breiten, wenig nüancirten Massen sind sie geschickt schattirt. Die rauhe Aetzung erinnert an Dietrich Meyer's frühere Technik". R. war auch der Lehrer Samuel Hoffmann's.

Vgl. Füßli, Geschichte der besten Maler in der Schweiz, Bd. 1, S. 77. — Nagler, Künstlerlexikon, Bd. 13, S. 198—200. — J. R. Rahn, Gotthart Ringgli. Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1886, S. 323—331.

Karl Brun.

Ringoltingen: Thüring v. R. war der letzte männliche Sproß eines Berner Geschlechts, das, ursprünglich Zigerli geheißen, dem Handwerker- und Gewerbestande angehört, dann aber durch Glück, Heirathen und Energie sich in den Adel seiner Vaterstadt heraufgearbeitet hatte. Zumal Thüring's Vater Rudolf spielte als Diplomat und Feldherr in der Geschichte Berns eine Rolle, war wiederholt Schultheiß gewesen und als Herr von Landshut im Emmenthale gar in die Reihen der Twingherren eingetreten, denen auf berner Gebiet allerlei landesherrliche Vorrechte zustanden. Rang, Ansehen und der größte Theil des Besitzes, vor allem Landshut selbst, gingen vom Vater auf den Sohn über. Dieser muß um 1410 geboren sein, da er schon 1435 Mitglied des großen Raths war. In den Jahren 1458—1467 stand auch er nicht weniger denn viermal als Schultheiß an der Spitze Berns, ein fünftes Mal, bei der bedeutungsvollen Wahl des Jahres 1470, erhob ihn die Twingherrenpartei vergeblich gegen den demokratischen Candidaten, den Fleischer Kistler, auf den Schild. In dem unaufhörlichen kleinstaatlichen Gezänk dieser unruhigen Zeit hat er sich wiederholt an Schiedsgerichten und Gesandtschaften betheiligt, ohne doch entfernt die führende Stellung zu erringen, die sein Vater besaß; von kriegerischen Leistungen Thüring's wissen wir nichts. Während des Bürgerzwistes, der 1470 der Stadt zum Sieg über die Privilegien der Twingherren verhalf, theilte Th. die Schicksale seiner Partei: ja, als sich während seiner Abwesenheit der Adel durch demonstratives Mißachten der Kleiderordnung ein einmonatliches Exil zugezogen hatte, da ertrotzte sich der gesinnungstüchtige Mann noch nachträglich durch herausfordernde Schnabelschuhe das gleiche Martyrium. Auch ihn machte 1474 französischer Sold der kriegerischen Absage an Karl den Kühnen geneigt; das stattliche Jahrgehalt von 250 Liv., das Frankreich an ihn wandte, beweist immerhin, daß seine Stimme für einflußreich galt. An den Tagen der Eidgenossenschaft nahm er bis 1480, an den Berner Rathssitzungen bis zum 8. März 1483 Theil; bald darauf muß er ziemlich verarmt, selbst seines Herrensitzes Landshut verlustig, gestorben sein.

Aber den unbedeutenden Staatsmann vergessen wir gern über dem thätigen Interesse, das Th. in seiner Jugend, bei Lebzeiten des Vaters († 1456), für Kunst und Litteratur bewährt hat. Für ihn zeugt das Zehntausend-Ritter-Fenster, der kostbare Schmuck des St. Vincenzmünsters, mit dessen Baugeschichte sein Name rühmlich verbunden ist; für ihn zeugt lauter seine weit und breit vielgelesene Prosaübersetzung eines französischen Melusinengedichts, die in zahllosen Handschriften und Drucken wiederholt, 1578 in die berühmte Romansammlung, das Buch der Liebe, überging und die Grundlage des noch heute wohlbekannten Volksbuchs bildet; auf Thüring's Arbeit ruht nicht nur die Melusine des Hans Sachs, sondern trotz der Quellenangabe „auß einer frantzösischen schrifft" auch die Doppeltragödie Jak. Ayrer's. Thüring's Quelle war eine gereimte Fassung der Sage, die der Trouvere Couldrette im Auftrage der Herren Guillaume VII. und Jean von Parthenay begonnen und nach dem 17. Mai 1401 vollendet hatte (Ausgabe von F. Michel 1854): der Kern des Ganzen, die unglückliche Ehe des Sterblichen mit der Undine, wird hier wie schon in Couldrette's Quellen überwuchert von wüsten Aventiuren und genea-

logisch-localem Beiwerk, durch welches die Sage zur Familiengeschichte bestehender Geschlechter gestempelt wurde. In dem unbezweifelten Zusammenhang mit lebendiger Wirklichkeit lag auch für Th. der Hauptreiz des Werkes, das er zu Ehren des Markgrafen Rudolf's von Hochberg, nachmaligen Grafen von Neuenburg, übertrug: am 29. Januar 1456 wurde es fertig. Er selbst erkennt, daß er „zu transferiren nicht ein Meister" ist; in seinen synonymenreichen, schwerfälligen und breitspurigen Perioden geht die stilistische Eleganz des Originals rettungslos unter, zumal in den bewegten Monologen; eine leidliche Ausnahme bilden die Abschiedsreden Melusinens und Raymond's; hier ahmt Th. gar die anaphorischen Satzreihen Couldrette's steif, aber mit guter Wirkung nach, was späterhin Sachs und Ayrer ihm ihrerseits nachthun. Der Vorlage folgt Th. so eng und treu, wie es das scrupulöseste Uebersetzergewissen des 15. Jahrhunderts irgend verlangen konnte: doch übt er zahllose kleine Auslassungen, namentlich im Selbstgespräch und Dialog; die Gebete der Einleitung und des Schlusses fehlen ganz; auch Umstellungen kommen vor und unerhebliche, meist didaktische Zusätze. So warnt uns bei Th. Boethius vor der Undankbarkeit, Seneca vor dem Zorn; von dem heil. Augustin wird eine Anekdote eingeflochten, die vom Uebermuth im Glücke abmahnt; die zur Ehe gedrängte Prinzessin Christine bittet schamhaft um Bedenkzeit; in den Kämpfen zwischen Lützelburg und Elsaß bringt der Schweizer den Rhein an. Auch die überaus ungeschickte Capiteleintheilung kommt wohl auf Thüring's Rechnung. Irrthümer und Versehen entstellen die verständige Arbeit selten; nur an der Klippe der Namen scheitert Th. gelegentlich: aus der fontaine de soif, der Heckenquelle, wird ihm ein „Durstbrunnen"; der vin de Dijon ist ihm Wein „von teutschen Landen"; aus den destrois d'Ardenne macht er „Dardanien" u. s. w. Jedesfalls ist auch dies Büchlein, von einem niedern Adligen für ein Mitglied des hohen Adels mit Liebe und Bescheidenheit angefertigt, ein erfreuliches Symptom der wachsenden litterarischen Theilnahme vornehmer Kreise, wie sie so verheißungsvoll damals in Oberdeutschland sich regt.

Auch ein kleines Fragment eines deutschen Clamades, in einer Berner Handschrift aus der Mitte des 15. Jahrhunderts erhalten, hat man Th. zugeschrieben. Schon die Namensform des Helden erweist, daß nicht der unsäglich breit ausgesponnene Cleomades-Roman des Minstrels Adenet le Roi selbst zu Grunde liegt, sondern eine knappere Prosafassung des 15. Jahrhunderts, die vielleicht über Spanien wieder nach Frankreich kam, dort zu Lyon 1480 zuerst gedruckt und noch im 18. Jahrhundert neu bearbeitet wurde. Sprachliche Beobachtungen, die bei der Kürze des erhaltenen Bruchstücks freilich trügen können, machen es mir sehr unwahrscheinlich, daß Th. auch dieses Romans Uebersetzer sei.

G. Tobler in der Sammlung Bernischer Biographien II, 186 ff. — Bächtold, Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz, S. 240 ff., Anm. S. 56. — Marie Nowack, Die Melusinensage, Zürcher Dissertat. 1886, S. 14 ff. — Archiv des historischen Vereins des Kantons Bern, Bd. IV, Heft 3, S. 93 ff. Roethe.

Ringseis: Johann Nepomuk R. kam zur Welt am 16. Mai 1785 in dem kurbairisch-oberpfälzischen Marktflecken Schwarzhofen. Sein Vater, ein Gastwirth, starb früh, die Mutter sorgte für tüchtige Erziehung der Kinder. Als Knabe kam R. in die Klosterschule der Cistercienser zu Walderbach, zwei Jahre später ins Seminar zu Amberg, von welchem aus er Gymnasium und Lyceum besuchte und 1805 auf die Hochschule zu Landshut (vormals Ingolstadt) überging, um Arzt zu werden. Andreas Röschlaub, damals weltberühmt, war sein Lehrer für innere Medicin und erkor ihn zum Assistenten. Bei Ph. F. Walther lernte er Chirurgie. Im ersten Universitätsjahr philosophirte sich R. mit einem Freundeskreis in Unglauben hinein und wieder heraus; zu letzterem halfen Stol-

berg's Religionsgeschichte, die Schriften F. Baader's und der Romantiker, besonders aber des herrlichen Joh. Mich. Sailer mündliche Religionsvorträge und dessen persönlicher Umgang. Zu jener Zeit fuhr die erste Aufklärungsperiode mit großer Rücksichtslosigkeit über Baiern. Nicht nur ohne Recht, auch ohne Unterscheidung, wo Zucht, Wissenschaft u. s. w. vorhanden, wo nicht, trieb man die Ordensleute aus Besitz und Heimstätte, gab sie dem Mangel preis, verwüstete, zerstörte Kirchen und Klostergebäude, verschleuderte die Bibliotheken und kirchlichen Kunstwerke und betrog zugleich den Staat um den Erlös. Unter den nach Baiern berufenen Ausländern zeigten Viele verletzende Geringschätzung für Land und Leute. Der feurige R. machte seiner Empörung Luft in Gedichten, welche ohne sein Vorwissen an die Einsiedlerzeitung in Heidelberg geschickt, dort mit dichterischer Einführung durch Arnim erschienen — „Jugend hat ein heißes Blut", — und großen Lärm für und wider erregten. Als Clemens Brentano nach Landshut kam, wo sein Schwager C. v. Savigny, auch ein Berufener, aber voll Adel und Milde, als Prof. jur. lebte, suchte er R. auf und führte ihn beim Schwager ein. In den „Briefen eines Kindes an Goethe" schildert ihn Bettina Brentano: „Nep. R., ein treuer Hausfreund, hat ein Gesicht wie aus Stahl gegossen, alte Ritterphysicgnomie, kleiner scharfer Mund, schwarzer Schnauzbart, Augen, aus denen die Funken fahren, in seiner Brust hämmerts wie in einer Schmiede, will vor Begeisterung zerspringen, und da er ein feuriger Geist ist, so möchte er den Jupiter aus der Rumpelkammer der alten Gottheiten vorkriegen, um ihn taufen zu lassen". Dazu Denkerstirn und schwarzer Lockenkranz. Wegen seiner ausgezeichneten Geistesgaben und Vielseitigkeit, seiner Charakterfestigkeit, Sittenstrenge, Begeisterung, Herzensgüte, sprudelnden Humors stand er in Ansehen bei Professoren und Studenten; letztere wählten ihn, der keinem Corps angehörte, mehrmals zum Präses bei Festlichkeiten und als 1809 ein Einfall der Tiroler drohte, zum Hauptmann ihres Freicorps. 1812 promovirte R. gleichzeitig mit seinem ebenfalls hochbegabten Bruder Sebastian unter gemeinsamer Aufstellung von 100 Streitsätzen mit aufsehenerregendem Glanze, nachdem er in der Heimath, wo es an Chirurgen fehlte, durch glückliche Kuren und Operationen sich in weitem Umkreis bereits einen Namen gemacht hatte.

Nach einem Stipendiatenjahr in Wien und einer strapazenreichen Winterpraxis als Physikatsverweser in Vohenstrauß, wo Kriegstyphus herrschte, während welcher Zeit sein Bruder dem ärztlichen Beruf zum Opfer fiel, ging R. mit Stipendium nach Berlin, wo er den alten Heim in seiner Privatpraxis begleiten durfte und durch Savigny mit vielen der bedeutendsten Männer bekannt wurde. Als Napoleon aus Elba entwichen war, bot R. der bairischen Regierung als Freiwilliger seine ärztlichen Dienste an und erhielt im Hauptquartier zu Montargis die Leitung des Centralfeldspitals für äußerlich Kranke. Die für den Arzt aus feindlichem Heer höchst ehrenvolle Aufforderung, am Ort sich niederzulassen, lehnte er ab, besuchte nach dem Friedensschluß die Spitäler von Paris und kehrte über Heidelberg, wo seine Habilitation gewünscht wurde, nach München zurück, um nun erst Staatsprüfung abzulegen und Praxis zu beginnen. Zu seinen ersten ständigen Patienten gehörten die drei Philosophen Baader, Jacobi, Schelling, auch Präs. A. Feuerbach. Wie Heim, besorgte er seine Praxis reitend.

Abgestoßen vom Unglauben in den regierenden Kreisen, aber auch von geistloser Verknöcherung bei einem Theil des damaligen bischöflichen bairischen Clerus, ließ R. eine Weile sich hineinziehen in die subjectivistisch-aftermystische und bald separatistische Richtung eines Goßner, Boos, Lindl, über die seine Briefe Interessantes berichten. Bald aber fing er an, sich wieder loszumachen, gewarnt durch Sailer und Andere wie durch eigene Wahrnehmungen.

Ringseis' bereits erfolgte Ernennung zum Professor der medicinischen Klinik in Würzburg wurde rückgängig, als er des Königs Max I. Aufforderung annahm, den Kronprinzen Ludwig nach Italien zu begleiten. Die nunmehr folgende Ernennung zum Ordinarius am Münchner Spital (1817) war vom Urlaub zur Reise begleitet. Dreimal innerhalb 7 Jahren brachte er den Winter und theilweise auch den Sommer in Italien zu mit dem originell geistreichen, kunstsinnigen und wohlwollenden Fürsten, welcher R. seinen „Ritter ohne Furcht und Tadel" nannte. Ein abenteuerreicher Rundzug durch Sicilien, in Rom der Verkehr mit den deutschen Künstlern — Cornelius wurde durch R. dem Kronprinzen bekannt gemacht, — mit Staatsmännern wie Niebuhr und Stein, die politischen Erlebnisse, Ringseis' glückliche Heilung des Kronprinzen, als diesem ein wilder Stier den Arm ausgerenkt hatte, Erfahrungen an Land und Leuten, endlich eine Episode, in welcher sich R. als treuer, keine Ungnade scheuender Diener seines Herrn erwiesen, bieten ein farbenreiches Bild in seinem Leben. Obwohl er mit offenem Auge die kirchlichen Schäden schaute, halfen die Romfahrten ihn zum sattelfesten Katholiken bilden. — In die Zwischenzeiten fallen eine ihn fast erdrückende Praxis, die er froh war, allmählich abzuschütteln, Ernennung zum Kreismedicinalrath, Verhandlungen für Cornelius' Berufung und für Sailer's Bischofswahl — endlich Ringseis' Vermählung mit Friederike v. Hartmann, Tochter eines fürsterzbischöflich salzburgischen Pflegers, aus welcher sehr glücklichen Ehe kein Sohn, aber 3 Töchter hervorgegangen, Ernennung zum Professor an der neuen medicinisch-praktischen Lehranstalt.

Als 1825 Ludwig I. den Thron bestieg, ernannte er R. zum einzigen Obermedicinalrath und Reformator für das Medicinalwesen, welches Amt im Lauf der Jahre Modificationen erlitt. Auf Ringseis' Veranlassung und unter seiner thätigen Mitwirkung wurde die Hochschule von Landshut nach München versetzt und gewann zu den früheren Lehrern noch Baader, Schelling, Görres, Oken, Fuchs, Martius, Döllinger Vater und Sohn, Gruithuisen, Kobell und Andere; auch wurde R. selbst zum Professor ernannt. 1831 setzte R. die Einführung der barmherzigen Schwestern am städtischen Krankenhause durch. Für 1833/34 zum Rector magn. erwählt, hielt R. in der Antrittsrede „Ueber den revolutionären Geist der deutschen Universitäten" den Regierungen den Spiegel vor, daß sie durch Revolution von oben die Revolution von unten vorbereiteten. Man prophezeihte ihm die Ungnade des Königs, dieser machte ihn zum Ritter des Civilverdienstordens der bairischen Krone mit persönlichem Adel. In der Folge wurde er Comthur dieses Ordens und Großcomthur des Michaelsordens. 1837 vertrat R. als Abgeordneter der Universität in der Ständekammer das Recht gegen den sog. (oft fragwürdigen) öffentlichen Nutzen, wollte den Zehnten nicht zwangsweise abgelöst, sondern durch Fixirung geregelt, die Expropriation auf die Nothfälle beschränkt wissen, bekämpfte die Staatslotterie und erregte einen Sturm der Gegner, als er betonte, die Regierung habe nicht nur das Recht, sondern durch Reichsdeputationsschluß vom Jahre 1803 die Pflicht, aus Staatsmitteln eine Anzahl Klöster zu dotiren. 1840 erschien der 1. Band seines vielangefochtenen Systems der Medicin. Die Angelpunkte desselben sind: In jedem Organismus herrscht ein individuell einheitliches Lebensprincip. Gesundheit ist derjenige Zustand, in welchem dies Princip allein herrscht, — Krankheit jener, in welchem ein von ihm unbeherrschtes Fremdartiges mit hineinregiert: Heilung tritt ein, wenn die Lebenskraft, eventuell unterstützt durch Heilmittel, das Fremde sich unterwirft (assimilirt) oder ausscheidet oder niederhält, und wieder alleinherrschend wird. Den meisten Widerspruch erfuhr die dem Werk vorausgeschickte Propädeutik als Einigen zu philosophisch, Anderen zu christlich-philosophisch. 1847 gehörte R. zu den wenigen „ultramontanen" Professoren, welche der

„ultramontanen Morgenröthe“ nicht zum Opfer fielen, weil der König zu sehr überzeugt war von seiner Loyalität. 1848—1850 nahm er regen Antheil am politischen Leben, war Mitgründer des Vereins für constitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit, ging als Abgeordneter der Universität zum Professorencongreß nach Jena, präsidirte in München zweimal ärztlichen Congressen und schrieb manchen sarkastischen Artikel der Abwehr in medicinischen Zeitschriften.

1852 wurde R. des Personalreferats im Ministerium und seines Amtes am Spital enthoben. Mit der Richtung, welche König Max II. der Universität verlieh, war R. nicht einverstanden, begegnete jedoch den Neuberufenen mit collegialer Freundlichkeit und Treue. Als er 1855/56 nochmal Rector geworden, erregte seine Antrittsrede „Ueber die Nothwendigkeit der Autorität in den höchsten Gebieten der Wissenschaft“ einen Sturm von Anfeindung. Es wurde behauptet, sie störte den Frieden der Confessionen; jedoch gaben ihm ausgezeichnete Protestanten, darunter Theologen, ihre freudige Zustimmung zu erkennen, wie überhaupt er sich rühmen durfte, von seinen zahlreichen protestantischen Freunden im Leben keinen verloren zu haben. Allmählich söhnte auch sein Wesen an der Universität die meisten Gegner mit ihm aus, und 1862 wurde sein 50jähriges Doctorjubiläum mit allgemeiner Herzlichkeit gefeiert. 1872 begehrte und erhielt er den Ruhestand vom Ministerium. War er noch 1867 als Decan der medicinischen Facultät ein- und zweimal die Woche von seinem Landhäuschen in Tutzing am Starnbergersee (auf der Bahn in mindest anderthalb Stunden) nach der Stadt gefahren, um den Sitzungen und Promotionen beizuwohnen, so unterließ er auch als Neunziger nicht diese Fahrt, um einer politischen Wahlpflicht zu genügen, obschon er wissen mußte, daß die Stimme so gut wie verworfen sei. In Folge seiner scharfgezeichneten Originalität, seiner reckenhaften Unerschrockenheit im Bekenntniß seiner christlichen Gesinnung und einheitlichen Auffassung der Gesammtheit aller Dinge von diesem Standpunkte aus, wobei eine in seinem Wesen liegende Neigung zu gewissen Uebertreibungen aber ihr Correctiv fand in großer Schärfe der Beobachtung und in hervorragender Gewissenhaftigkeit, — manchmal auch infolge seiner sarkastischen Ader ist R. vielfach ein Gegenstand des Mißverstehens, des Spottes, auch der Verfolgung gewesen, zugleich aber war er einer der Bestgeliebten von Freunden, Schülern, Kranken; auch von Solchen, die wider ihn eingenommen gewesen oder ihm als Widersacher gegenüberstanden, haben Viele mit der Zeit seine persönliche Unwiderstehlichkeit bezeugt. Als Beamter entwickelte R. eine riesige Arbeitskraft, als Gelehrter eine Belesenheit von seltenem Umfang bei außerordentlicher Treue des Gedächtnisses, dazu Scharfsinn und Tiefe; in der ärztlichen Praxis hielten ihn Manche für den ersten Diagnostiker seiner Zeit. Obschon er häufig betonte, daß die Menge naturwissenschaftlicher Kenntnisse sich nicht decke mit dem eigentlich ärztlichen Wissen und Können, wandte er doch jenen Aufmerksamkeit und theilweis Liebe zu; sein Mineraliencabinet galt für eine der auserlesensten, reichsten Privatsammlungen auf diesem Gebiet.

Schwere Schicksalsschläge hatte R. nicht zu erdulden. Das Schmerzlichste in der Jugend war ihm der Verlust des Bruders, im Alter das allmähliche Hinsiechen seiner einst durch Geistesgaben ausgezeichneten Gattin an einem Gehirnleiden, — wohl auch die zuerst durch Ueberbürdung, später durch Abnahme des Augenlichts und der Kräfte herbeigeführte Unmöglichkeit, den zweiten Theil seines Systems, welcher die specielle Pathologie und Therapie enthalten sollte, zur Vollendung zu bringen, obschon bedeutende Stöße von Manuscripten schon bereit lagen. Auch vaterländische Sorgen haben ihm tiefen Kummer verursacht. Kurz vor seinem 91. Geburtstag erlitt er Zufälle, welche ohne Zweifel aus

Gehirnvertrocknung herrührten und in sein bis dahin fast ungeschwächtes Gedächtniß nach seinem eigenen Ausdrucke „streifig einrissen“. Nach vierjährigem Hinsiechen, in welchem der Greis seine Liebenswürdigkeit und Güte behielt, starb er zu München am 22. Mai 1880; war seine Geburt an einem Pfingstmontag erfolgt, — ein Omen für den feurigen Muth seines Bekenntnisses — so fiel sein Tod auf den Abend vor dem Dreifaltigkeitssonntag. Begraben liegt er an der Seite seiner Friederike auf dem malerischen Dorfkirchhofe zu Tutzing. Von seinen Lebenserinnerungen, in Form einer Autobiographie ihm nacherzählt durch Emilie Ringseis, und noch ihm selber unterbreitet, erschienen 2 Bde., Regensburg 1886. Diese 2 Bände sind eine Ueberarbeitung von Aufsätzen, welche zu Ringseis' Lebzeiten in den Histor.-polit. Bl. erschienen (s. u.). Ein 3. Band, die Form der Autobiographie verlassend, soll folgen.

Druckschriften, Reden und Aufsätze: Zur Promotion: „Centuria positionum in universa Medicina a J. Nep. et Seb. Ringseis“, Landish. 1812; „De doctrina Hippocratica et Browniana inter se consentiente et se explente. Edidit et praefatus est Dr. A. Röschlaub“, Norimb. 1812. Ed. sec. 1820; „Ueber die Würde der Wissenschaften“ (Rede, gehalten 1826), München 1827; „Ueber die wissenschaftliche Seite der ärztlichen Kunst“ (Rede), München, Fleischmann 1830; „Ueber den revolutionären Geist der deutschen Universitäten“ (Rectoratsantrittsrede), München 1833, 2. Aufl. 1834; „System der Medizin. Ein Handbuch d. allg. u. spez. Pathologie und Therapie; zugleich ein Versuch zur Reformation und Restauration d. med. Theorie und Praxis“, Regensburg 1841; „Manifest der bayerischen Ultramontanen“ (anonym), München 1848; „Die Münchner barmherzigen Schwestern und ihre Schmäher“, München, Chr. Kaiser 1848 (auch in Bd. 22 d. Histor.-polit. Bl.); „Rede zum Andenken an Geheimrath und Leibarzt Dr. Phil. Frz. v. Walther“, München 1851; „Die barmherzigen Schwestern und ihre Gegner“, 1849 (in Bd. 24 der Histor.-polit. Bl.); „Vorwort nebst 136 Thesen zu seinen Vorträgen über allgemeine Pathologie und Therapie“ (Syst. d. Med.), Erlangen 1853; „Ueber die Nothwendigkeit der Autorität in den höchsten Gebieten der Wissenschaft“ (Rectoratsantrittsrede), München 1855, 2. Aufl. (mit Vorwort) 1856, mit einem (neuen) Vorwort vermehrt 1856; „Ueber die naturwissenschaftliche Auffassung des Wunders“ (in den Verhandlungen der 13. Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands, 1861 in München, München, Weiß' Universitätsbuchdruckerei 1862 (auch im 48. Bde. d. Histor.-polit. Bl.); „Ueber das Ineinander in den Naturdingen“ (in der Beilage zum Tagblatt der 36. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Speyer 1861. Herausgegeben von Dr. Schmauß und Dr. Geenen; „Vortrag in der 14. Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands in Aachen, 1862“ (im 50. Bde. d. Histor.-polit. Bl., ohne Zweifel auch im Aachner Bericht); „Ehrenrettung der Hochschule zu Ingolstadt gegenüber Hrn. Universitätsrector v. Döllinger“, 1872 (Histor.-polit. Bl. Bd. 69); „Herrn v. Sybel's Festrede auf den Freiherrn v. Stein“, 1872 (Histor.-polit. Bl., Bd. 70, auch Germania Nr. 192); „Nochmal Ringseis über Sailer“ (1878, Histor.-polit. Bl., Bd. 82). Eine Rede „Ueber den Ehrenpunkt der Studenten im Duell“, 1828 gehalten, findet sich in der Münchner polit. Ztg. v. 8. Dec. 1828, Nr. 291. Eine Rede auf Andreas Röschlaub scheint nicht gedruckt worden zu sein. 1849 und 1850 erschienen verschiedene Aufsätze zur Erwiederung, Abwehr und Erläuterung in Sachen der Medicinalreorganisation in der Neuen medic.-chirur. Ztg. des Dr. Ditterich und im Medic. Correspondenzbl. baier. Aerzte und Anderes mehr. Die „Erinnerungen“, welche nicht im eigentlichen Sinne sein Werk sind, erschienen zuerst 1875—1880 in den Bänden 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 85

der Histor.-polit. Bl., dann etwas bereichert 1886 in 2 Bänden. (In Görres' Rheinischem Merkur und anderwärts müssen auch Aufsätze aus Ringseis' Jugendzeit stehen.) E. R.

Ringwaldt: Bartholomäus R., lutherischer Dichter zu Ende des 16. Jahrhunderts. Ueber sein Leben ist fast nur das Wenige bekannt, was sich aus gelegentlichen Andeutungen in seinen Schriften ergiebt. Da er in der am 12. Januar 1597 unterzeichneten Komödie Plagium von sich sagt: „der ich jtzt von 66 Jahren, vnd vber 40 Jar im heiligen Ministerio gewesen", so ergibt sich, daß er 1530 (oder Anfang 1531) zu Frankfurt a. O. das Licht der Welt erblickte. Wenn dagegen Goedeke behauptet: „geboren den 28. November 1532", so hat er eine Bemerkung Ringwaldt's am Schlusse der „Evangelia": „So reimet er Bartel Ringewaldt, da er war neunundvierzig alt", im Auge, legt dieselbe aber allzu wörtlich aus, indem er einfach vom Datum der Vorrede, 28. November 1581, 49 Jahre zurückrechnet. Zwischen der Niederschrift der Schlußworte und der Drucklegung konnten sehr wohl 1—2 Jahre verstreichen, und deshalb werden wir an dem Geburtsjahre 1530 (oder 1531) festzuhalten haben, obwohl auch Seidel angibt, daß R. 1599 67jährig gestorben sei. Zwölf- oder dreizehnjährig ward er im Sommer 1543 als Bartholomaeus Ringenwaldt Francofordiensis puer in das Universitätsalbum seiner Vaterstadt eingetragen und lernte später, wie er in der „Lauteren Warheit" erzählt, Hieronymus Schurf kennen, welcher hier 1547—54 eine juristische Professur bekleidete. In Wittenberg, wohin sein Landsmann Chr. Stymmel (s. d.) ging, hat er, nach Ausweis der Matrikel, nicht studiert, trotz Wippel's gegentheiliger Behauptung. Nachdem er zunächst wohl in den Schuldienst eingetreten und 1556 ins Pfarramt aufgerückt war, berief ihn 1566 der Herrenmeister des Johanniterordens zu Sonnenburg, Franz von Naumann, dessen Nachfolger Graf Martin von Honstein ward, zum Prediger in dem zur Komthurei Lagow gehörigen Dorfe Langenfeld bei Zielenzig. Hier blieb er bis zu seinem Tode, welcher, wie Seidel berichtet, am 9. Mai 1599 erfolgte. Noch im 62. Jahre hatte er sich, da er die Bitterkeit des Witwerstandes schmerzlich empfand, zum zweiten Male verheirathet, und zwar mit einer jungen Crossenerin, Dorothea Krüger. Mit dem jüngsten Bruder des Dichters Franz Hildesheim (s. A. D. B. XII, 410), dem Züllichauer Syndicus Constantin Hildesheim (nach 1555 geboren, † 1612), welcher mütterlicherseits ein Enkel Franz v. Naumann's war, war R. verschwägert. Von seinen Söhnen wurde der eine, Johann, Conrector und Archidiakonus in Seehausen, der andere, Christian, gab, als Bürger und Kaufmann zu Rauen in Lithauen, 1644—46 mehrere Schriften seines Vaters neu heraus und starb am 30. Januar 1658; in seinem Neudrucke der „Lauteren Warheit" (Königsberg 1644), zu welchem Simon Dach ein Gedicht: „Muß denn nur Boßheit siegen", beisteuerte, soll sich auch ein Porträt Ringwaldt's befinden; doch fehlt dasselbe in dem Exemplare der Leipziger Stadtbibliothek.

Ringwaldt's schriftstellerische Thätigkeit begann erst im höheren Alter. Die Regel, die er 1581 den jungen und frühklugen Theologis gibt, vor dem 40. Jahre nichts drucken zu lassen, hat er selber treulich befolgt: seine erste Veröffentlichung, einige geistliche Lieder, datirt von 1577. Er wollte damit dem Vorurtheile wehren, als ob „die Dorff-Pfarhern nichts studiren, sondern nur des Kruges vnd des Ackerbawes warten". Der wachsende Beifall veranlaßte eine vermehrte Thätigkeit. Sein einflußreichstes, in mehr als 40 Auflagen, auch in niederdeutscher Uebertragung verbreitetes Werk gehört der seit dem frühen Mittelalter angebauten Visionslitteratur an. Die erste Gestalt desselben führt den Titel: „Newe zeittung, so Hanns Fromman mit sich auß der Hellen vnnd dem Himel bracht hat, Amberg 1582, 4°", und enthält etwa 1350 Verse. In der 1588 zu Frankfurt a. O. erschienenen Umarbeitung, welche auf 6000 Verse vermehrt ist, benennt R. seinen

Helden nach dem aus der Volkssage (Agricola, Sprichw. 667) bekannten treuen Wächter am Venusberg, der schon 1534 als Kalenderfigur und ähnlich 1538 in einem Fastnachtsspiele Wickram's als Warner aller Stände auftritt: „Christliche Warnung des Trewen Eckarts.“ Dieser berichtet, wie er in einer Verzückung, während ihn seine Freunde als todt in den Sarg legten, von einem Engel durch den Himmel und die Hölle geführt worden sei. Seine Beschreibung der unsinnlichen Himmelsfreuden in der zweiten Bearbeitung fällt freilich etwas hausbacken aus; naiv schildert er die schönen Stühle und Bänke daselbst, und läßt die Seligen einen zwölftausendstimmigen Choral „mit eitel Fusen in B-moll“ singen. Er erkennt auch einzelne Selige: die Reformatoren Luther und Melanchthon neben Daniel, Paulus, Augustin, Bernhard, den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen neben David, Constantin, Theodosius, seine Gemahlin Sibylla von Cleve neben Eva, Sara, Maria. Aber es bleibt bei der bloßen Aufzählung. Lebendiger wirkt die Darstellung der Hölle, wenn sich R. auch nicht zu dem Schwunge eines Meyfart (s. A. D. B. XXI, 646) oder gar der schöpferischen Phantasie eines Dante zu erheben vermag. Er sieht nicht bloß die Plagen der Verdammten, wie Kain's, Nero's, Julian's und des Antichristen, sondern berichtet auch ihre Klagen, Lästerungen und Verwünschungen: ein lutherischer Maulchrist erzählt sein Leben, ein Wucherer warnt vor dem Mammonsdienst, ein wüster, tyrannischer Junker fleht seinen Gärtner, Marx Heidekorn, der von ihm erschlagen und in den Himmel gelangt ist, um einen Tropfen Wassers an, eine eitle Putzdame beklagt ihr auf Nichtigkeiten gerichtetes Leben, ein schmeichlerischer Rath, ein Hofprediger, ein böser Jurist, ein Bauer lassen Selbstanklagen hören. Die Ewigkeit der Höllenstrafen zu veranschaulichen, entlehnt R. dem Mystiker Suso die Parabel von dem Berge, von welchem ein Vöglein alle tausend Jahre ein Sandkorn wegträgt. Der halbdramatische Charakter des Werkes bewog den Dresdener Kanzleisecretär Andreas Hartmann (s. A. D. B. X, 680), es 1600 zu einem Schauspiele zurechtzuschneiden, doch machte er sich die Sache sehr leicht und ging nur darauf aus, durch Parallelscenen die groben Effecte noch zu steigern. Auch Dionysius Klein's mit großen Kupferstichen gezierte Tragicomedia von einer hochnothwendigen Wallfahrt beedes in die Höll und in Himmel (Tübingen 1622) scheint von R. beeinflußt zu sein. — Höher steht sein andres großes Lehrgedicht, „Die lauter Warheit“, welches seit 1585 19 Mal gedruckt wurde, nach Hoffmann's Ausdruck ein wahrer Zeit- und Sittenspiegel Deutschlands. Er geht aus von dem im Reformationszeitalter häufig benutzten paulinischen Bilde der geistlichen Waffenrüstung, aber er schildert nicht wie die französische Moralität 'Mundus, Caro, Daemonia' oder der niederländische Dramatiker Laurimanus oder die Deutschen Huberinus, Bresnicer und Dedekind den Kampf des christlichen Ritters mit den höllischen Mächten, sondern er führt den Vergleich zwischen einem weltlichen Kriegsmanne und einem Christen an 24 Eigenschaften des ersteren und ebensoviel „Applicationen“ auf den letzteren durch, und hofft damit „den Teuffel zuentrüsten, vnd etlichen hartneckichen vnd hochtrabenden Sündern eine Klette oder frische Leimspille in den Bart zu werffen, das ist jnen ins Gewissen zureden vnd auffs wenigste Gedancken, wolt Gott bußfertige, zumachen.“ Mag man auch mit Gervinus die Einkleidung schleppend und langweilig finden, so muß man doch die frischen, naturgetreuen Charakterbilder bewundern, welche er hier wie im „Treuen Eckart“ von den verschiedenen Ständen entwirft, um daran Mahnung und Belehrung anzuknüpfen. Treffend zeichnet er den Wucherer, den Spieler, den Aufschneider, „Junker von Mentiris“, den Säufer, die verschiedenen Arten der Trunkenheit, z. B.:

Ein ander denn in voller weis
Andechtig zu erseufftzen weis,

Red viel von Gott, vnd thut darnebn
Die Hende gegen Himmel hebn,
Als wer er voller Heiligkeit,
Vnd ist Bier vnd Barmherzigkeit.
Desgleichen redt er ohne List,
Sagt alles raus, was in jhm ist,
Vnd alle Ding so hertzlich meint,
Das er darüber Threnen weint.

Er geißelt die Laster des Kleiderprunkes, des Banketierens, der Raufsucht, die Habsucht des Adels, welcher die Kirchengüter an sich reißt, er verspottet die Alchymisterei, aber er hat auch ein Auge für die schönen Seiten des Lebens und preist wie Fischart mit herzlicher Wärme die Ehe und das einträchtige Familienleben. Er schildert einen Schulmeister, wie er sein soll, und vermahnt die Mütter zu rechter Kinderzucht; dem bösen Richter und Juristen stellt er einen guten gegenüber, und hält ebenso den Söhnen und Töchtern, den Knechten und Mägden das Beispiel eines wohlgerathenen und eines bösen Genossen vor; die anschauliche Beschreibung der frommen Magd („Eine fromme Magd von gutem Stand") ist durch C. M. v. Weber's hübsche Composition bekannt. Freimüthig wendet er sich auch an seine Amtsgenossen und schilt sie, daß sie öfter im Kruge sitzen und Kegel schieben, daß sie im Hochmuth sich weiser als Paulus dünken, einander calvinistisch heißen und über das Concordienbuch unnütz hadern, spintisiren und scrupuliren: „Ihr werdet doch mit ewrem schreibn Im Wort wol arme Schüler bleibn, Vnd nimmermehr das quare, qui, Et quomodo ergründen hie." Den Pfarrfrauen schärft er Gastfreiheit ein. Besonders betrübt ihn die Zerrissenheit des Reiches; in patriotischem Eifer mahnt er die Fürsten, vorab die evangelischen, mit beweglichen Worten zur Einigkeit, damit man den Türken und dem Papste kräftig entgegentreten könne: „O edler Fried, du höchstes Gut, Wol dem, der bey dir wohnen thut, Vnd fröhlich vnter deinem Zelt Sich mit den seinen auffenthelt." Und das Alles geschieht in praktischer, anschaulicher Weise, ohne dogmatische Weitläufigkeit, in kräftigem Ausdruck und ungesuchter Bilderfülle; für den Tod am Galgen braucht er z. B. die Wendungen: am grünen Baum im Hanf ersaufen, oder: die Sterne durchs hänfen Fenster beschauen, oder: mit einem Spieß, da man die Küh anbindt, erschossen werden; ferner: mit dem Henker auf einem dürren Eichenstamm zusammenkommen, der hinderm Nacken Knoten schürzt, den Körper längt, den Atem kürzt; oder: „dem Henker in die Dohnen fallen, da ihm die hochgeseßnen Raben die harten Ohren werden schaben, mit welchen er nicht kunnte hören, wenn man ihn wollt was Gutes lehren". R. tritt durch dies große Sittengemälde, welches auch im 17. Jahrhundert noch viel gelesen wurde, als ein würdiger Nachfolger an die Seite Seb. Brant's. Fünfzig Jahre später stellte ein anderer Satiriker, Moscherosch, in seinen Gesichten Philander's II, 6 aus einzelnen Stellen der „Lauteren Warheit" einen ausführlichen „Lehr-Brieff der Soldaten" (664 Verse) zusammen.

Auf dem Gebiete der Lyrik sind Ringwaldt's Verdienste von den Hymnologen bisweilen überschätzt worden. Seine geistlichen Lieder, die theils als Anhang zu seinen größeren Dichtungen, theils selbständig erschienen, schlagen keine neuen Töne an, sondern folgen der einfältig-volksmäßigen Richtung des Nic. Hermann (s. A. D. B. XI, 247), welche Gervinus gut charakterisirt hat; nur darf man bei R. nicht von einer affectirten Naivetät reden. Ph. Wackernagel hat eine sehr große Zahl zusammengebracht, ohne auf Ringwaldt's eigenthümliche Gewohnheit, überall, auch im Lehrgedicht und dramatischen Dialoge, vierzeilige, strophenähnliche Abschnitte zu machen, genügende Rücksicht zu nehmen; viele dieser Gedichte lassen sich kaum unter den Begriff des Kirchenliedes oder überhaupt des Liedes unterordnen. In einfachen Formen, gewöhnlich in der vier- oder siebenzeiligen Strophe

(zweimal in der sapphischen: „im Ton Integer vitae“; einmal in Halbversen) behandelt R. meist Psalmen oder andere biblische Texte; das alte Dies irae gibt er „gebessert“ im Anschluß an eine frühere Verdeutschung. Unter den freien Dichtungen sind neben dem kindlich schlichten Abendsegen: „Ich dank dir, Gott, von Herzen“ die zeitgemäßen, in Luther's und Alber's Stile gehaltenen Kriegslieder wider den Erbfeind und das Kinderlied gegen den römischen Antichrist bezeichnend. Mit den Türken beschäftigt sich R. überhaupt viel; wie er 1595 erwähnt, hat er von einem früheren Schüler, der neun Jahre in türkischer Gefangenschaft gelebt hatte, über ihr Leben und ihre Grausamkeit Kunde erhalten, und so weiß er in der „Lauteren Warheit“ von ihrer Kinderzucht, ihrem Maßlackessen vor der Schlacht u. A. zu erzählen. Das Todtentanzmotiv erscheint in einem Zwiegespräch des reichen Mannes mit dem Tode, ein Todtenkopf predigt von der Vergänglichkeit des Menschen, das jüngste Gericht wird geschildert, aber auch die Lebensfreudigkeit erhält in dem Frühlingsliede: „Gottlob, es ist vorhanden die frölich Sommerzeit“ ihr Recht, und das weltliche Volkslied übt öfter seinen Einfluß. Als jovialer Gesellschafter zeigt sich der Dichter in vier Epithalamien (1588, 92, 93, 95), die freilich stellenweise zu unbedeutender Gelegenheitsreimerei herabsinken. Wir wenden uns endlich mit Uebergehung der gereimten Sonntagsevangelien (1581) und zweier prosaischer Gebetsammlungen (1595) seinen beiden Schauspielen zu.

Das erste derselben, Speculum Mundi betitelt (Frankfurt a. O. 1590), bietet ein fesselndes, an Handlung reiches Bild aus der Zeitgeschichte voll satirischer und polemischer Tendenz, zu welchem er in seinen Lehrgedichten ja reichliche Vorstudien gemacht hatte. Der erste Theil (Act 1—2), scheint durch Joh. Stricker's (s. d.) sechs Jahre zuvor gedruckte Moralität „De düdesche Schlömer“ und wohl auch durch die Lebensschicksale dieses Dichters angeregt zu sein und malt in womöglich noch grelleren Farben die Völlerei des Adels aus. Ein Junker Hypokratz (Hippokras = Gewürzwein) zu Malvitz in Schlesien (etwa Mallwitz bei Sorau oder Mollwitz bei Brieg) geht Sonntags früh, um seinen Rausch auszuschlafen, in die Kirche und stellt dann mit seinen Freunden ein neues Zechgelage an; er läßt den Pfarrer holen, weil er in der Kirche sein Laster gerügt hat, und gebietet ihm, sofort mit Weib und Kind ins Elend zu ziehen. Doch wie sein Uebermuth aufs höchste gestiegen ist, ereilt ihn ein jäher Tod, und die Teufel schleppen ihn fort. Im zweiten Theile werden die Bestrebungen der Gegenreformation vorgeführt. Der vertriebene Pfarrer findet bei einem protestantischen Freiherrn Aufnahme, nachdem er sich zur Augsburgischen Confession bekannt und einen Empfehlungsbrief Melanchthon's überreicht hat. Aber sein Beschützer stirbt; der benachbarte Bischof überfällt im Einverständniß mit dem Bürgermeister während des Begräbnisses das Städtlein, läßt die Leiche auf den Schindanger bringen und den Pastor, dem er schon vorher nachgestellt hat, binden, um ihn als Ketzer zu verbrennen. Da rotten sich die Bürger zusammen, verjagen die Katholischen, befreien ihren Pastor und wählen den evangelischen Grafen von Schwartzenstein zu ihrem Herrn. Auf diese, von wahrhaft frischem und kräftigem Leben erfüllten Volksscenen folgt ein komisches Teufelspiel: der Teufel Malus erhält, weil er nichts wider die Evangelischen ausgerichtet hat, von seinen Genossen Pejor und Pessimus ungeheure Prügel. Den ernsthaften Epilog spricht ein Engel, welcher den Bischof bestraft hat. Ringwaldt's Schwager, Caspar Irmisch, der als Rector zu Züllichau (1590—1612) die Schulcomödie pflegte, führte um 1610 zur Fastnacht diese „Comödie vom Hypokras“ mit seinen Zöglingen auf, wie sich einer derselben, der Chronist Georg Bruchman, noch 55 Jahre später mit Vergnügen erinnert. Joh. Dehn, Arithmeticus zu Chemnitz, stellte in seinem Drama Speculum Mundi, 1627 ebenfalls die Vertreibung eines evangelischen Predigers durch

einen, von seinen Räthen mißleiteten Grafen, dar, doch bekehrt sich der letztere infolge eines Traumes seiner Gemahlin; Ringwaldt's Schauspiel hat nur durch die Schilderung des mit Weib und Kind hinwegziehenden Geistlichen (II, 2. IV, 3) auf dies dürftige Machwerk Einfluß ausgeübt. — Ringwaldt's letzte Arbeit ist eine Uebertragung der 1593 erschienenen lateinischen Komödie Daniel Cramer's (s. A. D. B. IV, 546) vom sächsischen Prinzenraube: Plagium, o. O. 1597, zu der ihn sein Schwager Irmisch aufgefordert hatte. Er meidet darin die gelehrten Anspielungen und führt die komischen Scenen der groben und oft unflätigen Köhler mit Behagen weiter aus.

R. ist ein achtungswerther Charakter und eine durchaus erfreuliche litterarische Erscheinung. Obwol ein entschiedener Lutheraner, ist er dem theologischen Gezänke abhold und dringt auf das praktische Christenthum, auf die nächstliegenden Aufgaben der Zeit. Er besitzt die Gabe scharfer Beobachtung und anschaulicher und einfacher Darstellung und somit die vorzüglichsten Erfordernisse eines Sittenschilderers. Freimüthig und furchtlos nennt er die Laster aller Stände beim rechten Namen und scheut sich nicht, sie bis ins kleinste Detail auszumalen. Die Rohheiten der Köhler im Plagium, das ekelhafte Saufgelage der Junker im Speculum Mundi, der Katzenjammer des Hypokratz, welcher sich auf der Bühne wäscht und, auf der Erde liegend, vom Knechte den Rücken treten läßt, wobei er erstaunliche Naturlaute von sich gibt, führt er mit weitgehender Naturtreue vor, aber in der unbefangenen Absicht, das Leben zu schildern, wie es ist, sodaß Jeder, auch der gewöhnliche Bauer, ihn versteht und die Nutzanwendung auf sich machen kann. In den drastischen Schilderungen der Lehrgedichte und in den burlesken Teufelsscenen zeigt sich ein gesunder, derber Witz. Von weltverachtendem Trübsinn ist er weit entfernt; „Ich muß bißweilen schertzen", sagt er selber. In dem Streben, lebendig, anschaulich, concret zu sein, verschmäht er die mittelalterliche Allegorie, streicht z. B. die Rolle der Fama im Plagium, gibt den Personen und Localitäten besondere Namen; nur in der „Lauteren Warheit" führt er Frau Wahrheit klagend ein. Ebenso meidet er classische Gelehrsamkeit, obschon er bisweilen einen lateinischen Sinnspruch in die volksthümliche Rede einschaltet. Seinem Vorbilde Stricker gegenüber wahrt er seine Selbständigkeit. Allerdings tritt bei dem Gewicht, das R. auf das Detail legt, die Gefahr, darüber das Ganze, die Uebersichtlichkeit der Composition aus den Augen zu verlieren, nahe. Und so hat er sich in der „Lauteren Warheit" öfter wiederholt oder das Zusammengehörige nicht nahe genug zusammengerückt; im Speculum Mundi tritt die Person des Pfarrers, welche die beiden Theile verknüpft, etwas zurück gegen die übrige Handlung. Die Anschaulichkeit und Ausführlichkeit kann auch zur Verwässerung und Plattheit führen; und dieser Gefahr ist R. in seinen kleineren Dichtungen nicht immer entgangen; man vergleiche z. B. das Lied: „Wach auff vom Sündenschlafe." Immer aber zeichnet er sich durch klaren Ausdruck und gewandte Behandlung des Verses aus.

Vgl. Goedeke's Grundriß[2] II, 512—517. — Ferner: G. Bruchman, Annales der Stadt Züllich, 1665, S. 119, 167 (Bruchman's Ringwaldus redivivus ist verloren gegangen). — M. F. Seidel im Berliner Mscr. boruss. fol. 191, Bl. 147; 194, Bl. 71. — Küster, Altes und neues Berlin IV, 469. — Frankfurter Matrikel, hrsg. von E. Friedländer, 1887 I, 88. — Wackernagel, Kirchenlied I, 800—812; IV, 345, 906—1065, 1137—1139. — H. Beck, Die Erbauungslitteratur der evangelischen Kirche I, 234—238 (1883). — Weller, Annalen I, 362. — v. Maltzahn, Bücherschatz 1875, S. 20—22. — Eine nd. Uebersetzung des Treuen Eckart im Wolfenbütteler Mscr. Nov. 976. — Ueber ein fälschlich R. zugeschriebenes Lied vom Ursprunge der Schweizer vgl. Tobler, Schweizerische Volkslieder 1, XIV f. — S. Dach's Gedichte, hrsg. von Oesterley, 1876, S. 992.

J. Bolte.

Rink: Eucharius Gottlieb R., Rechtsgelehrter, Geschichtsschreiber und Sammler, ist geboren am 11. August 1670 aus adeligem Geschlecht, in dessen Besitz das Erbgut Stötteritz bei Leipzig stand, als Sohn des Johann Georg, damals Regierungssecretärs bei dem Herzog Christian als postulirtem Administrator von Merseburg, später chursächsischen Commissars und Amtmannes zu Belzig. Eucharius Gottlieb verbrachte seine ersten Jahre in Merseburg beim Vater, wurde sodann zur Erziehung zu seiner Großmutter mütterlicherseits nach Leipzig geschickt, dort schon 1679 von Lüder Mencke in die akademische Matrikel eingetragen und 1687 wirklich in die Zahl der Studenten aufgenommen. Er hörte Philosophie, Politik, Geschichte und Staatsrecht. Um 1690 zog er nach Altorf über, trat dort zu dem Polyhistor Wagenseil in ein näheres Verhältniß, erwarb 1792 den Grad eines Licentiaten und beschloß seine Studien zu Halle unter Thomasius und Stryk. Letzterer verschaffte ihm die Stellung eines Hofmeisters bei einem jungen Grafen zu Loewenstein-Wertheim, mit welchem er längere Reisen machte, als deren Frucht er eine ihm lebenslänglich nachgerühmte außergewöhnliche Urbanität, seine Manieren, Welt- und Menschenkenntniß mit nach Hause brachte. Er verließ die Wertheim'schen Dienste 1696, ging 1697 wieder nach Altorf, wo er seine Inauguraldissertation hielt und Vorlesungen über öffentlich-rechtliche Materien, sowie über die Kunst der feinen Lebensart u. dgl. begann, begab sich jedoch schon wieder 1700, immer weiterer Fortbildung zustrebend, nach Wien, wo er bis 1703 verweilte und nicht nur juristisch durch processualische Beschäftigung mit reichsritterschaftlichen Angelegenheiten am Reichshofrath, sondern auch poetisch und historisch durch dem Erzhause Oesterreich gewidmete Huldigungen und vor allem gesellschaftlich sich so hervorthat, daß er enge Beziehungen zu vornehmen und mächtigen Persönlichkeiten aller Art anknüpfen konnte und, ein offenbar in allen Sätteln gerechter Mann wie er war, Anerbietungen zum Eintritt in russische Regierungsdienste einerseits und zur Uebernahme einer Hauptmannsstelle in einem kaiserl. österreichischen Infanterieregiment andererseits erhielt, von welchen ihn besonders die letztere stark gelockt zu haben scheint, während er gleichzeitig einen gelehrten Erfolg mit seinem 1701 erschienenen Tractate über das Münzwesen erzielte. Bei der entscheidenden Wahl, welche er nunmehr zwischen den mehreren sich ihm gleich aussichtsreich eröffnenden Lebenswegen zu treffen hatte, überwog schließlich das Drängen seiner Altorfer Freunde zu Gunsten der gelehrten Thätigkeit; er begab sich zunächst wieder nach Leipzig, erhielt 1707 einen Ruf nach Altorf als Professor des öffentlichen und canonischen Rechtes und ist dann den ganzen Rest seiner bis dahin so bewegten Laufbahn in dieser Stellung, zu welcher 1717 noch die Professur des Lehnrechts hinzukam, geblieben, hauptsächlich mit seinem Lehrberuf und der Pflege seiner zahlreichen Liebhabereien beschäftigt. Er doctorirte und heirathete 1709, ward 1732 zum Wirklichen Kaiserlichen Rath ernannt, 1739 in die königl. preußische Societät der Wissenschaften aufgenommen und ist gestorben am 9. Februar 1745. — R. hat verschiedene juristische Arbeiten und Tractate, aus dem Kreise der Fächer, welche er akademisch vertrat, besonders aus dem Lehnrecht und außerdem auch aus dem Gebiete des Deutschen Rechts, geliefert, ohne daß denselben ein hervorragender Werth zukäme. Seine historischen Producte, voluminös-umständliche Erzählungen von Leben und Thaten Leopold's I., Ludwig's XIV. und des Prinzen Eugen, sind im gewöhnlichen Geist der Zeit geschriebene Etiquette-, Hof- und Schlachtchroniken mit breitem Wortschwall, hohem Pathos, unzusammenhängender Gesammtdarstellung, aber voll anerkennenswerth kräftig ausgeprägter nationaler Gesinnung. Besonders bekannt geworden ist er durch seine zahlreichen und vollständigen, wie es scheint mit Geschmack und jedenfalls mit Eifer auf Grund eines ansehnlichen Vermögens angelegten und gepflegten Sammlungen haupt-

sächlich zu der Münz- und Wappenkunde, aber auch von Versteinerungen, Siegeln, Muscheln, Naturwundern, Stufen, Schnupftabaksdosen, Gewehren u. dergl. m.; eine ausgezeichnete Büchersammlung aus den entsprechenden Litteraturzweigen vervollkommnete dieses „Cabinet“, welches jener Zeit als ein Schatz ganz außergewöhnlicher Art erschien, von verschiedenen Gelehrten zu ihren Arbeiten benutzt worden ist und in seiner Integrität eine ausführliche Schilderung durch Rink's Schwiegersohn, Adam Fr. Glafey (s. A. D. B. IX, 205) gefunden hat. Die Münzen sind 1766 zu Leipzig versteigert worden; über den Verbleib der übrigen Bestandtheile vermag ich nichts anzugeben.

Heumann, Lebensbeschreibung. — Will, Nürnbergisches Gelehrtenlexikon III, 336 f.; Nopitsch, Fortsetzung dazu, 3. Supplementband, S. 269 f. — Köhler, Münzbelustigungen, 28. Stück.

Ernst Landsberg.

Rink: Melchior R. Zeit und Ort der Geburt sind ebenso unbekannt wie die des Todes. Eine unglaubwürdige Nachricht läßt ihn Ende des Jahres 1521 unter den Zwickauer Propheten nach Wittenberg gelangen. Sicher verbürgt ist, daß er 1523 als Schulmeister und Caplan in Hersfeld wirkte. Er hatte, namentlich wegen seiner Sprachkenntnisse, den Beinamen des „Griechen“. Da er nebst dem Pfarrer Heinrich Fuchs das Evangelium zu predigen anfing, ward er, wie dieser, vom Abte des Stiftes Hersfeld abgesetzt. Ein Aufruhr des Volkes nöthigte jedoch den Abt, diese Verfügung zurückzunehmen. R. verließ bald darauf Hersfeld, wurde Pfarrer in Oberhausen bei Eisenach, danach in Eckardshausen, nahm als Gesinnungsgenosse Münzer's am Bauernkriege Theil und wurde durch den Ausgang der Schlacht von Frankenhausen zur Flucht gezwungen. Vielleicht war er 1527 unter den Täufern zu Worms. Man findet ihn 1528 als Mittelpunkt einer anabaptistischen Gemeinde in der Nähe von Hersfeld. Er ließ sich weder vom Pfarrer Raidt, noch von der theologischen Facultät zu Marburg bekehren und wurde vom Landgrafen Philipp zur öffentlichen Ablegung der Kirchenbuße verurtheilt. Aufs neue flüchtig, ward er 1531 ergriffen und zu Vacha an der Werra in gelinder Haft gehalten. Georg Witzel, der ihn in jener Zeit sah, suchte ihn vergeblich umzustimmen. Später wurde er mehrfach im Gebiete des Kurfürsten von Sachsen betreten. Im J. 1538 erscheint er wieder auf kurhessischem Territorium in Baerbach als Gefangener, und noch im März 1540 taucht er in der Correspondenz des Landgrafen Philipp und Bucer's auf. R. war, wie Münzer, stark von der Mystik beeinflußt und forderte im Einklang mit dessen Lehren, daß alle Obrigkeit von der Gemeinde zu wählen sei, sowie daß Gütergemeinschaft herrschen müsse. Er ist mehrfach (so von Hochhuth in Herzog's theologischer Real-Encyklopädie) mit Melchior Hofmann verwechselt worden, was u. a. zur Annahme geführt hat, daß er sich zeitweilig in Schweden und Ostfriesland aufgehalten habe.

Hochhuth, Mittheilungen aus der protestantischen Sectengeschichte in der hessischen Kirche (Zeitschrift für die historische Theologie, h. v. Niedner, Bd. XXVIII. 1858). — Cornelius, Geschichte des Münsterischen Aufruhrs II, 40. 42. — F. O. zur Linden, Melchior Hofmann, ein Prophet der Wiedertäufer. Haarlem 1885. S. 95, 171—185, 394. — M. Lenz, Briefwechsel Landgraf Philipps mit Bucer I, 325.

Alfred Stern.

Rintel: Karl Gustav Nikolaus R., geboren zu Königsberg in Ostpreußen im J. 1809, † zu Breslau in der Nacht vom 29. auf 30. Jan. 1854. Er war der Sohn jüdischer Eltern, studirte die Rechte, ließ sich taufen und trat in die protestantische Kirche ein, wurde hierauf Regierungsreferendar und arbeitete als solcher in Westfalen und in der Rheinprovinz. Die unten aufgeführten zwei

ersten Schriften führten zu einer Anklage, die mit seiner Verurtheilung zu einjähriger Festungshaft und zum Verluste der Nationalcocarde führte. Vor Antritt der Strafe trat er zum Katholicismus über, später beschäftigte er sich mit publicistischen und litterarischen Arbeiten, bis er vom Fürstbischof von Breslau, v. Diepenbrock, die Stelle eines Kanzleiraths erhielt; als solcher wurde er vorwiegend zu Aufsätzen und Ausführungen verwendet, die der Beanspruchung von Rechten gegenüber dem Staate galten. R. war ein fähiger Mann, infolge der Conversion und der Verhältnisse aber in eine keiner Steigerung fähige extreme Richtung gerathen. Schriften: „Klemens August, Erzbischof zu Köln, gegen die Anklagen der königlich preußischen Regierung vertheidigt von einem Protestanten". Regensb. 1838. Die Vorrede ist gezeichnet: „Königsberg, den 18. März 1838. Carl Gustav Rintel". „Vertheidigung des Erzbischofs von Posen und Gnesen, Martin v. Dunin". Würzb. 1839. „Rechtfertigung der persönlichen Handlungsweise des Königs v. Preußen in der Angelegenheit des Erzbischofs C. A. v. C." Würzb. 1840. „Von der Jury, ihre Nothwendigkeit und Stellung im Strafverfahren, ihre Geschichte und verschiedene Bedeutung in England und Frankreich". Münst. 1844. „Beiträge zur Würdigung der Jury" u. s. w. Das. 1845. „O'Connel's Proceß". 1845. „Die Verfassungsfrage". 1845. „Das Patent vom 3. Febr. 1847. — Das Programm der Radikalen für den vereinigten Landtag". Breslau 1847. „Ueber Errichtung der deutschen Seemacht". Das. 1848. „Actenmäßige Widerlegung der in dem Buche: Oeffentl. Proceß gegen das Fürstbischöfl. General-Vicariat-Amt Breslau von Maur. Müller Jochmus, enthaltenen actenwidrigen Darstellung. Auf amtliche Veranlassung verfaßt". 1848. „Die katholischen Interessen und die deutsche Frage in Preußen". 1849. „Denkschrift betr. die der kath. Kirche Schlesiens auf die kath. Schulen und Schullehrer-Seminarien zustehenden Aufsichts- und andere Rechte. In amtlicher Veranlassung verfaßt". 1849. „Zur Orientirung über die deutsche Verfassungsfrage und die auf dieselben bezüglichen Fragen". 1850. „Beleuchtung der Denkschrift des Evangelischen Oberkirchenrathes, betr. die Vermehrung der Dotation der evangel. Kirche in Preußen vom Standpunkte des Rechtes und der Parität". Regensburg 1852. „Zum Gedächtniß des Wirkens Melchior Freiherrn v. Diepenbrock" u. s. w. Breslau 1853. „Die Verluste der kath. Pfarrseelsorge in den Provinzen Westpreußen, Posen und Schlesien, auch Lauenburg-Bütow, seit der preuß. Besitznahme, resp. seit Ende des vorigen Jahrhunderts". 1853. „Der Protestantismus als politisches Princip von Dr. Friedr. Jul. Stahl. In drei Sendschreiben vom Standpunkte der Wahrheit, des Rechts und der Geschichte widerlegt". 1853. Die Schrift „Die Auflösung kath. Pfarreien in Schlesien nach ihrem geschichtlichen Verlaufe dargestellt und nach Rechtsgrundsätzen beurtheilt". Schaffh. 1845 ist ihm (auch von mir) irrthümlich zugeschrieben, Verfasser ist der Lic. theol. Buchmann.

Rosenthal, Convertitenbilder I. 2 S. 178.

v. Schulte.

Riotte: Philipp Jakob R., Componist, geboren zu St. Wendel bei Trier am 16. August 1776. Wahrscheinlich einer französischen Emigrantenfamilie entstammend, erhielt er durch A. André in Offenbach gründlichen musikalischen Unterricht. Nachdem er bereits 1804 als Claviervirtuose und Componist in Frankfurt a. M. sich bemerkbar gemacht und durch einige weitere anmuthige Tonwerke sich hohe Gönner verschafft, ward ihm 1808 die Ehre zu theil, am Fürstencongreß zu Erfurt vor einem „Parterre von Königen" die französischen Opernvorstellungen zu leiten. 1809 begab er sich nach Wien, wo er seitdem verblieb, und dirigirte hier selbst im April im Kärnthnerthortheater die Aufführung seiner Operette: Das Grenzstädtchen. In der Folge war er lange Jahre

hindurch als Capellmeister an verschiedenen Vorstadttheatern der österreichischen Metropole thätig und entfaltete eine unermüdliche Fertigkeit im Componiren von Theaterstücken, wie sie dem damals in Wien herrschenden Modegeschmack entsprachen. Außer einer Oper („Prinz Nuradin"), einigen Singspielen und der Musik zu Schauspielen (so zu Werner's Tragödie „Wanda", zum Drama „König Richard in Palästina" u. a.) finden wir da das Genre der Operette und der parodirenden Localposse („Vetter Lucas von Jamaica", „Die Witwe und ihre Freier", „Die Lieb' auf der Alm", „Die Lieb' in der Stadt", „Die geschwätzige Stimme von Nußdorf", „Der Postillon von Stadelenzersdorf", „Der Kampf der Eilfer mit den Zwölfern oder von halb acht bis dreiviertel eilf"), das der Pantomime und des Kinderballets, namentlich aber das des damals so hochbeliebten Zauberspiels („Kasem oder die Launen des Glücks", „Die Gaben des eisernen Königs", „Das goldene Kleeblatt oder Männertreue auf der Probe", „Der Berggeist Rübezahl", „Hymens Zauberspruch", „Moisasur's Zauberfluch", „Der Felsenthurm auf Rabenhorst", „Staberl als Freischütz", „Kupferschmied, Koch und Kappelmacher" u. a. m.) zahlreich vertreten. Noch als 76jähriger Greis trat R., dessen Wahlspruch: Rast' ich, so rost' ich, gewesen zu sein scheint, mit einer den Triumph des Christenthums unter Constantin dem Großen verherrlichenden Cantate nicht ohne Erfolg hervor. Er starb zu Wien am 20. August 1856.

R. war ein musikalischer Polygraph. Seine rastlose Feder hat eine überaus große Zahl von Werken aller Art producirt, in denen eine gewandte Mache, eine ansprechende Melodiösität, aber ebenso auch der Mangel an originaler Schöpferkraft deutlich zu Tage treten. Für sein künstlerisches Verfahren sind gleich seine Sonaten bezeichnend; sie alle enthalten gelungene Themen, deren Ausarbeitung indeß routinegemäß erfolgt und sich bald ins Gewöhnliche verliert. In seinen Bühnenstücken huldigt er in ausgiebigem Maaße dem Zeitgeschmack. Bedeutender als diese kurzlebigen Producte, mit denen er in unersättlicher Fruchtbarkeit die Wiener Vorstadtbühnen überschwemmt hat, ist seine obenerwähnte Cantate „Der Sieg des Kreuzes" (aufgeführt am 29. November 1852), eine in weichen Linien gehaltene Composition, die manch Hübsches und Tüchtiges enthält und sorgfältiger ausgeführt ist, wie die meisten seiner übrigen Werke. Bemerkenswerth sind außerdem seine geschickt entworfenen und brillant ausgeführten Programmusiken zu wichtigen zeitgenössischen Ereignissen der napoleonischen Geschichtsepoche, nämlich die charakteristischen Tongemälde für das Pianoforte: „Europens Wonnetag. Die Vermählungsfeier Marien Louisens mit Napoleon I.": „Die Schlacht bei Kulm oder Europa's erster Sieg im heiligen Kampf"; „Die Schlacht bei Leipzig oder Deutschlands Befreiung". Im ganzen ist R. als ein Ableger der classicistischen Traditionen der Wiener Schule zu bezeichnen und reiht sich unter die vielen Nachtreter und Popularisirer der Mozart'schen Weise.

Max Dietz.

Ripking: Behrendt R., ein kenntnißreicher Montanist des vorigen Jahrhunderts, welcher sich um das Maschinenwesen des oberharzer Bergbaus große Verdienste erwarb und mehrere darauf bezügliche Schriften veröffentlichte. Wir wissen von ihm, daß er nach einer wissenschaftlichen Reise in Schweden 1710 als Markscheider am Oberharz in hannöverische Dienste trat, dann als Geschworener nach Claustbal berufen, 1716 zum Maschinendirector daselbst befördert wurde und 1718 eine Reise nach England unternahm, aber schon 1719 in Clausthal starb. Er lieferte eine Karte vom Harz unter dem Titel „Silvae Hercyniae tabula, Hercynia metallifera s. metallifodiarum Hartzii", und schrieb auf Veranlassung von Leibnitz: „Barometermessungen in den Gruben von Clausthal

und Andreasberg" (abgedruckt in Leibnitz's Briefen 1712—15), ferner „Anleitung den Harz zu bereisen".

Poggendorff's Biogr.-lit. Lex. II, 648. v. Gümbel.

Rippel: Anton Gregor R., kathol. Schriftsteller, geb. zu Schlettstadt im Elsaß am 10. Juni 1681, studirte bei den Jesuiten daselbst, trat 1700 in ihren Orden, wurde 1715 daraus entlassen, erhielt am 21. December 1719 die Pfarre Fessenheim, womit damals auch die jetzige Pfarre Nordheim vereinigt war, wurde zugleich Präbendar am Allerheiligenstifte zu Straßburg und starb zu Fessenheim als Pfarrer daselbst am 6. Jänner 1729. Er schrieb: „Lutheranus inexcusabilis". Straßb. 1721. Sein Hauptwerk ist: „Alterthumb, Ursprung und Bedeutung aller Ceremonien, Gebräuchen und Gewohnheiten der Heil. Catholischen Kirchen". Straßburg 1723. R. dedicirte diese Schrift dem Magistrate seiner Vaterstadt Schlettstadt. Das ganze Buch, welches die Form eines Gespräches zwischen einem Neubekehrten und einem Doctor der Theologie hat, ist in 3 Theile abgetheilt, von denen der erste die Ceremonien behandelt, welche auf die Feste des Kirchenjahres fallen, der zweite die Ceremonien der Sacramente, der dritte jene Ceremonien, die da und dort in der Kirche im Gebrauche sind, bespricht. Das Werk erlebte schon im vorigen Jahrhundert viele Auflagen; 1772 erschien die 8. zu Augsburg und Freiburg i. Breisgau. Himioben arbeitete dasselbe um und gab es unter dem Titel heraus: Die Schönheit der kath. Kirche in ihren äußeren Gebräuchen u. s. w. Mainz 1841, 21. Auflage Mainz 1885. „Mysteria Jesu Christi" in 4° und „Mysteria B. M. Virginis", beide nach dem Tode Rippel's herausgegeben von Michael Wohlrab zu Augsburg und Constanz 1731.

Vgl. Chronik des Jesuiten-Collegiums zu Schlettstadt (Handschrift). — A. Dorlan, Notices historiques sur l'Alsace et principalement sur la ville de Schlestadt. Colmar 1843. p. 367. Otto Schmid.

Riserius: Johann R. oder de Reyser, nicht, wie Paquot sagt, zu Amsterdam, sondern zu Antwerpen 1572 geboren, hat als Missionar der katholischen Kirche der Niederlande in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts eifrig gewirkt. Er trat 1593 in den Jesuitenorden ein und war drei Jahre Vicerector des Jesuitencollegiums zu Antwerpen, trat aber beim Anfange des zwölfjährigen Waffenstillstandes der holländischen Mission bei, welche schon seit mehreren Jahren in den Niederlanden an der Ausbreitung des Katholicismus arbeitete, zugleich aber die niederländische katholische Kirche in völlige Abhängigkeit vom Papste zu bringen und sie dem holländischen Episcopat unter Sasbold Vosmeer zu entreißen trachtete und dadurch die spätere Spaltung veranlaßte. Vierzig Jahre arbeitete er unermüdet, nicht ohne dabei mancherlei Gefahren zu bestehen. 1649 kehrte er nach Antwerpen zurück, starb aber dort schon am 16. März 1650. Eine von ihm verfaßte Schrift „Sylva anachoretica Aegypti et Palestinae, figuris aeneis et brevibus vitarum elogiis expressa," Antw. 1619 enthält manches geschichtlich Beachtenswerthe.

Vgl. Paquot, Mém. litér. II p. 279. — Valer. Andr., Bibl. Belg. p. 552. — Glasius, Godgel. Ned. — van der Aa, Biogr. Woordenb.

van Slee.

Risleben: Nicolaus R., Schulmann und Dramatiker, geboren 1546 zu Salzwedel, † 1624 ebendaselbst. Er machte von 1570 an seine Studien in Wittenberg, dann in Leipzig, wurde Magister und war von 1575—89 Rector der neustädtischen Schule zu Salzwedel; dann gab er das Schulamt auf und widmete sich dem Dienste seiner Vaterstadt, indem er 1590 Rathsmitglied, 1592

Stadtkämmerer und 1595 Bürgermeister wurde. Als ein Freund der lateinischen Dichtkunst begünstigte er die lateinischen Versübungen, welche in jener Zeit sich einer besonderen Pflege erfreuten. Er gab deshalb eine „Materia versuum proposita in schola novae Soltquellae a paschale usque ad festum Joh. Baptistae“, Ulyss. 1589. 4. heraus. Seine noch größere Vorliebe für dramatische Studien bekundete er nicht nur durch die Aufführung deutscher Komödien mit seinen Schülern, sondern auch durch die Abfassung eines deutschen Dramas „Asotus, Komödie vom verlornen Sohn“ (Magdeb. 1586), welches in Salzwedel mehrfache Aufführungen erlebte. Der Verf. hat Johann Ackermann's Spiel (s. A. D. B. I, 35) wörtlich abgeschrieben und auch nach des Georg Macropedius Asotus und Rebelles gearbeitet, vielleicht auch Stymmel und Wickram benutzt. Aber es finden sich in diesem Stücke „musivischer Arbeit“ auch vielfache Erweiterungen und Zusätze; allegorische Figuren treten auf, Bauernscenen und sonstige volksthümliche Elemente sind hineingearbeitet, die zwar dem Spiel einen eigenthümlichen Reiz verleihen, aber schon den Beginn der Verweltlichung des biblischen Dramastoffes beweisen. Als Vorzug darf der Reichthum an Sentenzen und Sprüchwörtern hervorgehoben werden. Von R. wurde Johann Nendorf (s. A. D. B. XXIII, 427) stark beeinflußt.

C. W. Beier, Historia scholae Catharineae Soltquellensis 1725. — Danneil, Nachricht über das Gymnasium zu Salzwedel 1831. — Holstein, Das Drama vom verlornen Sohn. Halle 1880. S. 31. — Bolte, Zeitschr. f. deutsche Philologie XX, 82. — Fr. Spengler, Der verlorene Sohn im Drama des 16. Jahrh. Innsbruck 1888. S. 57—63. H. Holstein.

Risler: Johann R., geboren zu Buxtehude am 24. September 1589, Sohn eines Weißbäckers, wurde, nachdem er in Rostock examinirt und ordinirt war, Pastor zu Horneburg im Erzbisthum Bremen. Von den ligistischen Truppen 1630 zur Flucht nach Hamburg gezwungen wurde er dort zeitweilig Privatgeistlicher der Aebtissin Maria von Itzehoe, Herzogin von Schleswig-Holstein und auf deren Empfehlung 1631 Schlesw.-Holst.-Sonderburgischer Hofprediger, eine Stelle, die er kaum ein Jahr wegen Krankheit inne hatte. 1632 gesundet und über die Elbe zurückkehrend traf er in Stade den von Tilly und Pappenheim dort allein geduldeten und gebliebenen Pastor Helt in schwerer Krankheit, versah für diesen die Pfingstgeschäfte, wurde zum Interimsprediger bestellt und eröffnete als solcher der Reihe nach in den damals vorhandenen und katholisirten vier Kirchen den lutherischen Gottesdienst aufs neue. Er einigte sich dann mit Helt über Einführung einer Katechisation in den Kirchen und schrieb mit ihm zusammen zu diesem Zwecke eine „Kinderlehre von den führnehmsten Lehrpunkten nach Ordnung des kleinen Katechismi D. M. Lutheri“, welche der Hamburger Superintendentur vorher zur Billigung vorgelegen hatte, weil eine Stader Behörde nicht vorhanden war. Der 1633 zurückgekehrte Senior Ministerii Havemann (s. A. D. B. XI, 113 f.) erhob über diese Neuerung den mit Brieferöffnung und directer Lüge geführten bösartigen Stader Katechismusstreit, eine der höchst bezeichnenden, aber noch wenig gewürdigten Erscheinungen in der lutherischen Kirche Norddeutschlands während des dreißigjährigen Krieges. Als der Stader Rath, um den Lärm zu dämpfen, 1637 diese Kinderlehre verbot, erließ R. mit Helt einen förmlichen Absagebrief an sein Kirchenpatronat, lenkte aber bald ein, während Helt 1639 abgesetzt wurde. Bei seiner Gemeinde war er sehr beliebt, nicht minder in der ganzen Stadt; 1652 wirkte er vorzugsweise an dem Entwurf der Einführung der neuen Kirchenordnung der Stadt mit und unterschrieb solche als der Erste; 1653 wurde er Senior, starb aber schon am 19. April desselben Jahres. Er soll über 4000 Predigten gehalten haben; von den wenigen gedruckten sind die „Wasserfluts-Predigten“, Hamburg 1625, und „Der Stadt Stade Gottlob“, Hamburg 1633, noch lange nachher geschätzt wegen

der darin befindlichen historischen Data. Sein Sohn Dethlev R. war Pastor zu Estebrügge im Alten Lande.

Vgl. die Quellen zu „Helt“: Allg. Deutsche Biogr. XI, 711 und Herzogthümer Bremen und Verden IV, 347—362.

Krause.

Rist: Johann Georg R., Diplomat und Staatsbeamter. Er war geboren am 23. November 1775 im Dorfe Niendorf bei Hamburg-Altona, wo der Vater F. Chr. Fr. R. als Ortsprediger lebte († am 8. April 1811), abstammend in gerader Linie von dem bekannten Dichter Johann R. Bis 1794 verblieb er im elterlichen Hause und wurde nur vom Vater selbst unterrichtet. Dann bezog er das Hamburger Gymnasium auf ein Jahr und ging Ostern 1795 auf die Universität Jena, um sich dem juristischen Studium zu widmen. Er kam hier in Verbindung mit einer Zahl vortrefflicher junger Männer. Wir nennen unter diesen Erich von Berger und Hülsen, Gries und besonders auch Herbart, mit dem er Fichte's Wissenschaftslehre las und anderes. Neben seinen Studien, die er fleißig trieb, zog ihn das Weimar'sche Theater an, dahin er häufig wanderte mit andern Genossen. Er sah öfter Goethe, der großen Eindruck auf ihn machte, während er Schiller, der damals kränkelte und zurückgezogen lebte, nicht einmal gesehen hat. Durch zwei Söhne Herder's, die in Jena studirten, fand er Eingang in dessen Haus und hörte ihn gern predigen. Nur ein Jahr währte indeß sein Aufenthalt in Jena, der ihm übrigens reiche Früchte getragen. Ostern 1796 bezog er die Kieler Universität. Er hörte hier die Vorlesungen von Cramer, Niemann, Hegewisch und fand auch hier gleichgesinnte Freunde, so Steffens, damals Adjunct der philosophischen Facultät daselbst, v. Thaden, J. G. Wolff, Tilemann Müller. In den Michaelisferien 1797 machte er eine Reise nach Kopenhagen, von seinem Freund Wolff eingeladen, der dort Anstellung gefunden. Durch seine Vermittelung ward er ins Schimmelmann'sche Haus eingeführt und darauf als Privatsecretär des Grafen v. Schimmelmann bestellt, obwol er kaum sein Triennium auf der Universität absolvirt hatte. Bis 1801 ist er in diesem Verhältniß geblieben und ist durch diese seine Stellung mit vielen bedeutenden Persönlichkeiten bekannt geworden. Darauf ward er zum Legationssecretär bei der russischen Gesandtschaft in Petersburg ernannt und trat damit seine diplomatische Laufbahn an. Im folgenden Jahre sollte er als Legationssecretär nach Berlin versetzt werden, das aber inzwischen dahin abgeändert ward, daß ihm dieser Posten in Madrid zugetheilt ward. Er reiste über Kopenhagen und Paris dahin. 1804 avancirte er zum Chargé d'affaires, 1806 ward er in dieser Eigenschaft an den englischen Hof versetzt und lebte nun in London. Es war dies in der schwierigen Periode des Bruches zwischen England und Dänemark und des Ueberfalls der Kopenhagener Rhede (1807). Man warf ihm vor, die Absichten Englands nicht rechtzeitig durchschaut zu haben. 1808 ward R. zum Geschäftsträger bei der Stadt Hamburg ernannt. Diese Stellung war eine einträgliche, fiel aber gleichfalls in eine schwierige Zeitperiode. 1813 sah er sich veranlaßt, seine Entlassung zu suchen, die ihm mit Wartegeld bewilligt ward. Er ließ sich zunächst in Hadersleben nieder. 1814 ward er Mitglied der Commission zur Wiederbesitzergreifung der Herzogthümer Schleswig und Holstein. Er siedelte nun nach Kiel über. Darauf ward er zum königl. Commissar für die in Paris zu führenden Liquidationsgeschäfte ernannt. 1815 zurückberufen ließ er sich in Hamburg nieder und 1828 in Altona. Bei Errichtung der schlesw.-holst. Regierung in Schleswig 1834 ward er Erster Rath und Sectionsdirigent derselben. Diesem Amte hat er vorgestanden, bis er, bei dem Eintreten v. Scheele's in die Regierung, mit fünf andern Mitgliedern derselben als mißliebig, am 7. September 1846 aus seinem Amte entlassen ward. Er überlebte dies nicht lange, starb an einem

Schlagfluß am 5. Februar 1847. Von seiner Regierung war er mehrfach ausgezeichnet worden, 1811 Ritter vom Danebrog, dazu Danebrogsmann, 1836 Commandeur von Danebrog. Auch war ihm der Charakter eines Königl. Conferenzrathes ertheilt. In sehr jungen Jahren (1778) hatte R. einen schriftstellerischen Versuch gemacht: „Der blinde Spielmann", eine Erzählung, die in der Zeitschrift „Mnemosyne" 1799 gedruckt ist. Mehr derartiges hat er im Pult behalten. 1813 verfaßte er: „Historische Denkschrift über das Verhältniß Dänemarks zu Hamburg", die mit Poel's „Hamburg's Untergang" zusammen gedruckt ward. Auch in Zeitschr. f. Hamb. Geschichte, Bd. IV. — „Erforderte Bemerkungen zu Herrn Lawätz Bericht und Gutachten betr. das Armenwesen." Schr. d. patriot. Gesellsch. 1818, 1. Nach der durch U. J. Lornsen veranlaßten Bewegung schrieb R. vermittelnd: „Ein Wort zu den Landsleuten in S.-H." In Ratjen's Biogr. C. v. Berger's 1835 findet sich von ihm: „Andeutungen und Erinnerungen zu v. Berger's Leben". 1836 erschien von ihm die vortreffliche Biographie: „Schönborn und seine Zeitgenossen". Sehr lesenswerth und interessant sind seine Lebenserinnerungen, herausgegeben v. G. Poel, 1.—3. Theil, Gotha 1880—1888.

Lübker-Schröder u. Alberti, Schriftstellerlex. s. v. — N. Nekrolog d. Dtschen. XXV, 784. — Steffens, Was ich erlebte. III, 329. — Nielsen, Leichenrede über R. Beilage C zu den Lebenserinnerungen II. — Briefe von R. in den Lebensbeschr. v. Perthes u. Gries. Carstens.

Ristori: Giovanni Alberto R., geboren 1692 zu Bologna als Sohn des italienischen Schauspielers Tomaso R., kam mit diesem an den sächsischen Hof, als derselbe dort als Director einer italienischen Schauspielertruppe erneute Anstellung fand. Er war bereits in gleicher Eigenschaft in Diensten Johann Georg III. gewesen und hatte diesen Fürst sogar auf einer Reise nach Holland (1680) begleitet. Der jüngere R. galt als geschickter Componist, Clavier- und Orgelspieler und wurde 1717 beim italienischen Hofschauspiel als Compositeur angestellt. R. war zugleich Director der „polnischen Capelle", welche 1717 hauptsächlich zu dem Zweck errichtet wurde, um den König statt der königl. kurfürstl. Capelle nach Polen zu begleiten. Im J. 1733 wurde R. zum Kammerorganisten, 1746 zum Kirchencomponisten und 1750 zum Vicecapellmeister ernannt. Er starb in Dresden am 7. Febr. 1753. Die königl. Musikaliensammlung in Dresden besitzt von ihm eine große Anzahl Compositionen, darunter elf vollständige Messen, drei Messen ohne Credo, fünf Gloria (vier davon zweichörig), zwei Kyrie und Gloria, ein Sanctus und Agnus Dei, einundzwanzig Motetten, drei Requiem, zwanzig Psalmen, drei Oratorien u. s. w. Ferner neun Opern, sechzehn Cantaten, mehrere Arien, Instrumentalconcerte und Esercizi per l'Accompagnamento. Am meisten Beachtung verdienen seine komischen Opern, welche sicherlich im nördlichen Deutschland zu den frühesten Erzeugnissen dieser Gattung zu rechnen sind. Von denselben sind namentlich „Calandro" (1726) und „Don Chischiotte" (1727) hervorzuheben. Fürstenau.

Rittmeyer: Jacob Bartholome R., geboren am 20. September 1786 in Lindau, † am 25. December 1848 in St. Gallen. — Als Sohn eines Senators der freien Reichsstadt Lindau besuchte R. bis in sein 13. Lebensjahr die Lateinschule seiner Vaterstadt und reiste dann unter der Obhut des reitenden Lindauer Boten über Feldkirch, Chur und den Bernhardin bis Magadino und von da nach Intra am mittleren, rechten Ufer des Lago Maggiore, um hier im Hause Cobianchi seine kaufmännische Lehre durchzumachen. Nach wohl vollbrachter, mehrjähriger Lehrzeit finden wir ihn im verhängnißvollen Jahre 1806 zu Berlin in dem Tuchgeschäfte eines Thedy aus Cressonay, dem bekannten

Walserthal am südlichen Fuße des Monte Rosa; — einige Jahre später im Hause Paravicini zu Basel. Von hier kehrte R. nach Lindau zurück, um mit einem ältern Bruder das 1777 von dem Großvater gegründete väterliche Geschäft zu übernehmen. Von dem Verkaufe von Passementerien aus Wolle, Seide und Metall ausgehend, die damals in den noch allgemein üblichen Landestrachten vielfache Verwendung fanden, zog die Firma später auch englische und französische Wollengewebe in ihren Bereich und dehnte ihre regelmäßigen Geschäftsreisen über die ganze Ostschweiz aus; auch die altberühmten Zurzacher Messen wurden — längere Zeit hindurch noch mit gutem Erfolge — bis 1839 besucht. Die Einführung hoher Zollansätze in den süddeutschen Staaten (1822) veranlaßte die Gründung einer eigenen Filiale jenseits der Grenze in Rheinegg, wohin die Waare direct von dem Bezugslande geschickt wurde, und die wachsende Bedeutung der geschäftlichen Verbindungen mit der Schweiz führte schon 1829 zur gänzlichen Ablösung des Schweizer Geschäfts von der Lindauer Firma und zur Uebersiedelung Rittmeyer's nach St. Gallen, wo er sich 1832 auch das Bürgerrecht erwarb. An diesem Sitze eines lebhaften Exporthandels in Baumwollwaaren jeder Art vertauschte er allmählich seine Einfuhr von Wolltüchern mit der Ausfuhr zuerst türkischroter Baumwolltücher, dann auch von Weißwaaren, vorzüglich grober Handstickereien, theils nach Deutschland, theils in Consignation nach Amerika.

Im J. 1840 gingen von seinem Schwiegervater, Herrn Franz Mange, vier vielnadlige Stickmaschinen auf R. über, welche Herr Mange von ihrem Erfinder, Josua Heilmann in Mühlhausen, erworben und an denen er sich seit einem Jahrzehnt mit Versuchen abgemüht hatte, ohne ein im Handel brauchbares Product zu Stande zu bringen. Diese vier Stickstühle wurden nun in den Händen ihres neuen Besitzers der Ausgangspunkt für die ganze schweizerische Maschinenstickerei, indem es der Einsicht und zähen Ausdauer von R. und seines ältesten Sohnes Franz Elisäus R. Schritt für Schritt gelang, durch weitere Verbesserungen im Einzelnen die im Principe von Anfang an richtig gedachte und construirte Maschine so weit zu vervollkommnen, daß ihre Erzeugnisse marktfähig wurden und sich neben diejenigen der Handstickerei stellen durften. 1844 konnte ein eigenes kleines Fabrikgebäude für 12 selbst angefertigte Stickstühle errichtet werden, und von dieser ersten Stickfabrik aus faßten die maschinengestickten Einsätze auf Mousseline und Jacconat langsam Boden auf überseeischen Märkten, bis ihre rasche Verbreitung in den Vereinigten Staaten den von Rittmeyer Vater und Sohn mit so großer Geduld und Sorgfalt gelegten Keim unserer Maschinenstickerei mit ungeahnter Schnelligkeit und Großartigkeit zu voller Entfaltung brachte. Beschäftigt doch heute die schweizerische Stickerei in runder Zahl 25,000 Maschinen. Hat R. diese Entfaltung auch nicht mehr mit eigenen Augen gesehen, so bleiben doch die Anfänge der Maschinenstickerei für alle Zeiten auf das engste mit seinem Namen verknüpft, und die späten Früchte der unermüdlichen, gewissenhaften Arbeit des eben so streng rechtlichen, als wolwollenden Mannes erntete nicht bloß eine zahlreiche Familie, sondern das ganze schweizerische Industriegebiet.

Wartmann.

Ritschl: Friedrich Wilhelm R., berühmter Philolog. Seine ritterlichen Vorfahren (Ritschl v. Hartenbach) sind im 17. Jahrhundert wegen der Protestantenverfolgungen aus ihrer böhmischen Heimath ausgewandert. Der Großvater, der noch den vollen Namen führte, war Pastor in Erfurt und Professor am dortigen Gymnasium. Auch der Vater, Friedrich Ludwig, hat dem geistlichen Beruf angehört. Als Pfarrsubstitut in Groß-Vargula bei Erfurt vermählte er sich mit Ferdinande Louise, verw. Händeler, geb. Cramer, einer

umsichtigen und thatkräftigen Frau, welche ihn am Ostersonntag, den 6. April 1806, während der Predigt mit dem erstgeborenen Sohn, Friedrich Wilhelm, beschenkte. In Erfurt, wohin der Vater 1815 als Diakonus an der Augustinerkirche berufen wurde, besuchte der feurige, lerneifrige Knabe, der schon früh den Wahlspruch *αἰὲν ἀριστεύειν καὶ ὑπείροχον ἔμμεναι ἄλλων* führte, das Gymnasium. Als aber im Frühling 1824 Franz Spitzner, der bekannte Homeriker, einen Ruf als Director des Gymnasiums zu Wittenberg annahm, folgte der eigentlich schon für die Universität reife Primaner seinem verehrten Lehrer dahin, um noch ein Jahr unter seiner unmittelbaren Leitung mit verdoppeltem Eifer zu arbeiten. Zu der grammatischen Schärfe Spitzner's trat hier der milde Idealismus von Gregor Wilhelm Nitzsch. Aber mehr noch als durch den Unterricht dieser Männer wurde der wissenschaftliche Sinn des Jünglings geweckt durch die Freiheit eines wohlorganisirten Privatstudiums. Dazu gestattete die damalige Lehrverfassung noch eine gesunde Concentration auf Lieblingsfächer, welche dem jugendlichen Geist Kraft und Schärfe gibt. Schon in Wittenberg hat sich R. die ungewöhnliche Sicherheit und Eleganz im schriftlichen wie mündlichen Gebrauch der lateinischen Sprache sowie die bei manchen Gelegenheiten schon damals bewährte Gewandtheit in der Anfertigung griechischer und lateinischer Verse erworben, welche auf wirklicher Vertrautheit mit den classischen Dichtern beruhte. So bezog er, trefflich ausgerüstet, nach glänzend bestandenem Examen zu Ostern 1825 die Universität Leipzig, um Philologie zu studiren. Hier ergab er sich zunächst einem flotten Studentenleben, verdiente sich indessen doch im zweiten Semester die Aufnahme in die berühmte Societas Graeca G. Hermann's. Dennoch siedelte er schon zu Ostern 1826 nach Halle über, um sich aus den Leipziger Corpsverhältnissen ganz loszureißen. Mit voller Begeisterung schloß er sich dem dort wirkenden genialen Karl Reisig an, dessen hervorragendster und liebster Schüler er geworden ist. Als jener im Herbst 1828 seine verhängnißvolle Reise nach Italien angetreten hatte, hielt R., von seinen Commilitonen als futurus Reisigius anerkannt, dessen societas philologa als die Seele derselben noch zusammen, während er in weiteren akademischen Kreisen Ansehen erwarb durch sein mannhaftes und siegreiches Auftreten bei öffentlichen Disputationen, welche noch unter lebhafter Betheiligung von Professoren und Studenten betrieben wurden. Der unerwartete Verlust des geliebten und bewunderten Lehrers, der zu Anfang des Jahres 1829 in Venedig gestorben war, veranlaßte R. seine eigene Zukunft fester ins Auge zu fassen. Schon am 4. Juni bestand er summa cum laude in Halle das Doctorexamen. Da aber der Druck der sehr umfangreichen Abhandlung De Agathonis vita Disputation und Promotion allzusehr verzögert haben würde, schrieb er in 3 Tagen und Nächten die Schedae criticae, welche blätterweis frisch aus seinen Händen in die Druckerei wanderten. Bald darauf, am 15. August, erfolgte die Habilitation. Die Eröffnung seiner Vorlesungen im Herbst war ein akademisches Ereigniß: die Zuhörer (etwa 300 im Publicum) stiegen zum Theil durch die Fenster in das Auditorium. Nachdem er im April 1832 zum Professor extraordinarius ernannt war, aber ohne Gehalt, erlöste den Unbemittelten ein Ruf nach Breslau im Frühjahr 1833 aus ziemlich drückender Noth; im Herbst 1834 kam die ordentliche Professur dazu; schon seit seinem Amtsantritt war er an der Leitung des philologischen Seminars neben C. E. Schneider betheiligt. Seine eingreifende Wirksamkeit wurde vom Herbst 1836 bis Herbst 1837 unterbrochen durch eine wissenschaftliche Reise nach Italien, welche in erster Linie der Untersuchung Plautinischer Handschriften gewidmet war. Mit der Berufung nach Bonn zu Ostern 1839 an die Stelle von Ferdinand Näke beginnt die eigentliche Glanzzeit seiner äußerst fruchtbringenden Lehrthätigkeit. Mit immer steigendem Erfolge hat er dieselbe in verständniß-

voller Gemeinschaft mit Welcker über 5 Lustra hinaus geübt. Trotz wiederholter, zum Theil glänzender Anträge von außen ist er der rheinischen Universität, welche ihre wachsende Blüthe zum guten Theil dem unvergleichlichen Lehrer verdankte, treu geblieben, bis ein Conflict mit dem auf seinen Betrieb 1854 berufenen Collegen O. Jahn und kränkende Behandlung von Seiten des Curators Beseler wie des Ministeriums Mühler den hochverdienten Mann nöthigte, im Mai 1865 seine Entlassung aus dem preußischen Staatsdienst zu fordern, und trotz aller Bemühungen der Facultät, deren Majorität auf seiner Seite stand, der Schüler, Freunde und Verehrer nah und fern, darauf zu bestehen. Der König selbst bedauerte den Verlust einer so ausgezeichneten Kraft und verzögerte die Gewährung des Abschiedsgesuches; der Ministerpräsident von Bismarck sprach in einem Schreiben vom 29. Juli die Hoffnung aus, daß eine nicht ferne Zukunft den scheidenden dem Dienste des engeren Vaterlandes wieder zuführen werde. Inzwischen hatte sich das königlich sächsische Ministerium (v. Falkenstein) im vollen Einverständniß mit der Facultät beeilt, R. in ehrenvollster Form für die Universität Leipzig zu gewinnen. So trat denn der bald sechzigjährige Mann da, wo er seine Studien gleichsam spielend begonnen hatte, als berühmter Meister ein, um noch ein Decennium lang einen weit zahlreicheren Schülerkreis, als er je in Bonn gehabt hatte, um sich zu versammeln. Bewundernswerther Geisteskraft freilich bedurfte es, um des lähmenden und schmerzhaften Nervenleidens Herr zu werden, welches den von Jugend auf zarten und reizbaren Organismus zuerst mit großer Gewalt im J. 1854 ergriffen und seitdem nie mehr ganz losgelassen hatte, dagegen in wiederholten, seit 1867 wieder heftiger auftretenden Anfällen allmählich zerrüttete. Auf den Armen eines Dienstmannes wurde er im Sommer 1876 (seinem vierundneunzigsten Semester) in und aus dem Wagen und auf das Katheder getragen. Im Herbst entwickelte sich ein rasch zehrendes Lungenleiden, welchem der tapfere Kämpfer in der Nacht vom 8. zum 9. November erlag.

Die Aufgabe der classischen Philologie hat R. von Jugend auf in großem Sinne erfaßt. Er war der schulmeisterlichen Richtung auf rein formale Technik ebenso abgeneigt wie einer flachen Universalität, die nirgends eigentlich zu Hause ist. Als das Ziel der Wissenschaft als solcher hat er die „Reproduction des classischen Alterthums durch Anschauung und Erkenntniß aller seiner Aeußerungen" bezeichnet und von diesem Gesichtspunkt aus die Gliederung und Stellung der einzelnen Disciplinen sowohl in seinen Vorlesungen über Encyklopädie als auch in einem anonymen Artikel über „Philologie" im Brockhaus'schen Conversationslexikon (1833) zu bestimmen gesucht. Für den einzelnen Arbeiter dagegen empfahl er den Grundsatz: „in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister", forderte aber als unentbehrliche Grundlage für Alle methodische Ausbildung in grammatischer Hermeneutik und Kritik. „Wer die Sprache nicht kennt, keine Grammatik weiß und nicht der Wortkritik Herr ist, kann kein Philolog sein; aber alles Dreies macht allein noch nicht den rechten Philologen". Während er noch in Breslau, den dortigen Verhältnissen und Bedürfnissen dienend, den Kreis seiner Vorlesungen auch auf reale Disciplinen, wie Alterthümer und Archäologie, ausdehnte, hat er, je mehr er sich seiner eigenen Meisterschaft und Methode bewußt wurde, sich als Lehrer auf Grammatik, Metrik und kritische Behandlung der alten, besonders der poetischen Litteratur beschränkt.

Die großen Arbeitspläne der Halle'schen Periode lagen auf griechischem Gebiet: Geschichte der griechischen Poesie, einschließlich der metrischen Kunst, und Geschichte der griechischen Grammatiker. Dort begann er mit der umfassend angelegten Monographie De Agathonis vita, arte et tragoedia cum reliquiis, von der nur ein Stück des ersten Theils, die verwickelte Untersuchung über die

Lebenszeit, zum Zweck der Habilitation gedruckt ist; Spuren der Fortsetzung reichen nicht über die Anfänge der Breslauer Zeit hinaus. In die Geschichte der griechischen Lyrik gehören die Artikel (bei Ersch und Gruber) über das Volkslied = Ode (1830) und über Olympus den Auleten, wo die Bedeutung der enthusiastisch-asiatischen Musik, deren Elemente zu den apollinisch-dorischen nach und nach hinzutreten, entwickelt wird. In Breslau trat, für die Vorlesungen zunächst, die vielverzweigte homerische Frage in den Vordergrund. Das von R. in Rom 1836 entdeckte sog. scholion Plautinum bot für die Geschichte der Redaction des homerischen Textes eine neue Grundlage. Der interessante Inhalt wurde nach allen Seiten verarbeitet in der frischen und ergebnißreichen Schrift über die Alexandrinischen Bibliotheken, welche nebst einer Reihe von Beigaben und weiteren Ausführungen weitreichenden Untersuchungen über antikes Buchwesen (Ordnung und Katalogisirung der alexandrinischen Bücherschätze, Stichometrie, Zeitfolge der Bibliothekare) die Fackel vorantrug. Hier reichen sich die Studien über Geschichte der Poesie und der Grammatiker die Hand. Die kritische Erwägung der Zeugnisse, verbunden mit der Betrachtung des überlieferten Textes nach Form und Inhalt hat R. zu einer selbständigen Ansicht über die allmähliche Entstehung von Ilias und Odyssee geführt, welche die Gegensätze von Nitzsch und Lachmann zu vermitteln strebte. Das endgültig zusammengefaßte Ergebniß findet sich opusc. I. 59. Geschichte der Grammatiker fällt zusammen mit Geschichte der Gelehrsamkeit, d. h. der mittelbaren Quellen des Alterthums. Eine unumgängliche Vorarbeit dazu ist die Herstellung kritisch beglaubigter Texte der erhaltenen Grammatikerschriften und Untersuchung ihrer historischen Grundlagen. Auf diesem seit Hemsterhuis in Angriff genommenen Felde erwuchs in der Halle'schen Zeit Ritschl's musterhafte Ausgabe des Thomas Magister mit Prolegomena (1831/32). In die Untersuchungen über die Geschichte der altgriechischen Lexika und Lexikographen griff die Breslauer Habilitationsschrift De Oro et Orione (1834) förderlich ein.

Auch für lateinische Sprachwissenschaft hatten schon Reisig's Vorlesungen den empfänglichen Zuhörer mächtig angeregt. Daß eine wissenschaftliche Darstellung der lateinischen Grammatik noch ausstehe und daß eine kritische Sammlung des gesammten lateinischen Sprachmaterials, namentlich auch der Fragmente, die wichtigste Vorarbeit hierfür sei, sprach der junge Breslauer Professor in einer Recension des von Förtsch neu herausgegebenen Vossischen Aristarch (1833) aus. Schon in Halle hatte er über Plautus gelesen, in Breslau warf er sich auf umfassende Untersuchungen über die Geschichte des Textes, zunächst der Ausgaben („Ueber die Kritik des Plautus", 1835), welche ihn zu der Erkenntniß führte, daß die beiden Pfälzer Handschriften die maßgebenden Urkunden seien. Dieses Ergebniß an einem vorläufigen Beispiel, soweit es mit gedruckten Mitteln möglich war, gleichsam ad oculos zu demonstriren sollte die Breslauer Ausgabe der Bacchides (1835) dienen, welche auf Verbesserung der Ueberlieferung noch keinen Anspruch machte. Die Untersuchung des Mailänder Palimpsestes überzeugte ihn von der Gesetzmäßigkeit auch des Plautinischen Versbaues, welchen nach Bentley's Vorgang nur G. Hermann's divinatorischer Blick bisher geahnt hatte. Unmittelbar nach der Heimkehr Ritschl's aus Italien, im Sommer 1837, legte der offene Brief an G. Hermann die von diesem Standpunkte aus gewonnenen Grundsätze für die Herstellung des Plautinischen Textes in großen Zügen dar. Diese Frage trat hiermit in eine neue Epoche. Der Ausgabe selbst ging eine lange Reihe wichtiger Einzeluntersuchungen sowohl kritischer als litterarhistorischer Art vorher, welche durch Schärfe der Methode wie durch die Fülle fruchtbarer Ergebnisse Bewunderung erregten. Namen, Zeit und Lebensumstände des Dichters, die Verhältnisse, welche seine Bühnenwirksamkeit bedingten, die Organi-

sation der Bühnenspiele und des Theaters, Zeitfolge und Originale der einzelnen Stücke, die ursprüngliche Gestalt verstümmelter oder in Verwirrung gerathener Komödien, die spätere Ueberarbeitung, die Prologe, die Scheidung echter und untergeschobener Stücke, die hierauf bezüglichen Forschungen Varro's, die alten Commentatoren des Plautus, die Entwickelung der gesammten fabula palliata der Römer, dies Alles und noch viel mehr wurde nach und nach in helles Licht gesetzt und ins Reine gebracht. Der erste Band der 1845 erschienenen Parerga in Plautum et Terentium, welcher diese vorher theils als Universitätsprogramme theils im Rheinischen Museum für Philologie zerstreuten Abhandlungen zusammenfaßte, rechtfertigte vollkommen alle Hoffnungen, welche das philologische Publicum auf den sospitator Plauti setzte, dem G. Hermann die einst ihm durch Reiz verlobte Braut (die Plautinische Muse) lubens merito abgetreten hatte. Die eigentliche Textausgabe begann erst mit dem Jahr 1848 ans Licht zu treten, zuerst der Trinummus mit kritischem Apparat und den berühmten Prolegomena, welche außer der Rechenschaft über die Handschriften, ihr gegenseitiges Verhältniß, ihren Werth, die hieraus sich ergebende Methode der Kritik besonders die durch Gewohnheiten der täglichen Rede und Aussprache bedingten Grundregeln der römischen Bühnenverse in ihren mannichfachen Spielarten mit seltener Feinheit und Klarheit entwickeln. In ziemlich rascher Folge erschienen nun Miles gloriosus, Bacchides, Stichus, Pseudulus, Menaechmi, Mostellaria, Persa, Mercator, bis heftige Krankheitsanfälle im Herbst 1858 die mühselige Arbeit mitten im Poenulus unterbrachen. Die Behandlung des Textes war eine kühn und consequent durchgreifende, aber der Natur der Sache nach keine abschließende. Erst jetzt gerieth die Erforschung Plautinischer Sprache und Manier recht in Fluß, der Herausgeber selbst schritt in unablässiger Beobachtung des Einzelnen und lebhafter Discussion principieller Fragen Allen voran und wurde von Entdeckung zu Entdeckung Schritt für Schritt in die weite, noch kaum betretene Bahn der Entwicklungsgeschichte des alten Latein hineingeführt. Eine Reihe gelegentlich auftauchender Einzelfragen wurden während dieses Decenniums in der Form „Plautinischer Excurse“ frisch und äußerst anregend besprochen zu doppeltem Gewinn für den Plautinischen Text wie für die Sprachforschung. Am fruchtbarsten war die im Zusammenhang hiermit unternommene Bearbeitung der altlateinischen Inschriften. Die genaue Facsimilirung derselben ergab erst eine sichere Grundlage zur Feststellung der Buchstaben und Sprachformen, zur Datirung der Monumente und zum Aufbau einer Sprachgeschichte. Eine lange Reihe tiefgeschöpfter Abhandlungen lieferte überraschende Ausbeute. Ritschl's uneigennütziger Energie gelang es, das stockende Unternehmen eines Corpus inscriptionum Latinarum in Fluß und in die Hände Th. Mommsen's zu bringen. Er selbst hat in jahrelanger aufopfernder Arbeit (1852—1859) das Riesenwerk Priscae latinitatis monumenta epigraphica hergestellt, welches auf 111 Foliotafeln den gesammten lateinischen Inschriftenschatz der republikanischen Zeit in peinlich getreuen, auch künstlerisch vollendeten Nachbildungen vor Augen stellt. Leider vereitelte die Ungunst verdrießlicher Umstände die ursprünglich beabsichtigte Beigabe ausführlicher commentarii grammatici, an deren Stelle eine knappere enarratio tabularum treten mußte. Die ganze Fülle des grammatischen Ertrages steckt in den bewunderungswürdigen indices, welche der Herausgeber selbst als ein zweiter Scaliger „mit Todesverachtung“ angefertigt hat, ein Kunstwerk besonderer Art. Die auf solchem Wege geförderte Erkenntniß des alten Latein und die auch für die Gesetze des Bühnenverses hieraus zu ziehenden Schlüsse kamen freilich erst 1871 in der gänzlich umgearbeiteten zweiten Ausgabe des Trinummus zur praktischen Verwendung, namentlich gewisse hiatustilgende Sprachformen,

vor allen das ablativische d, dessen massenhafte Wiederherstellung eine kunstvoll durchgeführte Induction schon 1869 zu rechtfertigen gesucht hatte. Eine der glücklichsten Entdeckungen über die Composition der Plautinischen Dramen brachte die herrliche Abhandlung über Canticum und Diverbium (1871). Eine neue ergiebige Quelle für die Herstellung des Plautus wie für die Sprachforschung erkannte R. in den alten Glossaren, namentlich in dem des Placidus, dessen Bedeutung ein ergebnißreicher Aufsatz (1870) nachwies. Für die Sammlung und Bearbeitung eines umfassenden corpus glossariorum latinorum ersah er die geeignete Kraft in seinem Schüler G. Loewe, an dessen vielversprechenden Vorarbeiten er noch seine Freude hatte.

Wer den weitreichenden Gesichtskreis dieser auf einen Mittelpunkt gerichteten, zugleich großartigen und feinen Arbeiten ermißt, wird hiernach nicht anstehen, R. als den größten Bahnbrecher und Bauherrn der lateinischen Sprachgeschichte zu bewundern.

Den Plautusstudien schlossen sich schon seit der italienischen Reise kritische Vorarbeiten zu einer künftigen Ausgabe des Terenz an. Das Breslauer Programm De emendatione fabularum Terentianarum (1838/39) wies zum ersten Mal das gegenseitige Verhältniß und den Werth der beiden Hauptrepräsentanten der handschriftlichen Ueberlieferung kurz und schlagend nach. Den doppelten Ausgang der Andria stellte ein Bonner Proömium (1840) in das rechte litterarhistorische Licht. Der Reifferscheid'schen Ausgabe der Sueton-Fragmente (1860) diente eine kritische Bearbeitung der vita Terentii nebst Commentar als wahres Cabinetstück zu hoher Zierde. Mit Sueton und Plautus hingen Untersuchungen über die litterarhistorischen Artikel in der Chronik des Hieronymus, besonders aber über die vielseitige Schriftstellerei des Varro zusammen. Composition und Inhalt der Encyklopädie (Disciplinarum libri, 1845) dieses großen Polyhistors, seine logistorici, sein merkwürdiges Bilderalbum, die Imagines wurden, zum Theil in lebendiger Discussion mit Genossen, in helles Licht gestellt, und das neuentdeckte Verzeichniß Varronischer Schriften wurde in einem höchst anregenden Commentar (1848) nach allen Seiten ausgebeutet.

Geschichte der alten Geographie hatte schon den Hallenser Studenten angezogen. Der Einblick in die vaticanische Handschrift der Cosmographia des sogenannten Aethicus und die Huschke'sche Abhandlung über den zur Zeit der Geburt Christi gehaltenen Reichscensus (1840) gab die Anregung zu der lichtvollen Untersuchung über die Weltkarte des Agrippa (1842), welche als die Vorlage für jenes erläuternde Schulbuch erkannt wurde.

Mit seinem Collegen Ambrosch hatte sich R. in Breslau (seit 1836) zu gemeinschaftlicher Herausgabe des lange vernachlässigten Dionysius von Halicarnaß verbündet. Er wollte den Text mit kritischem Apparat besorgen, dem Genossen war der sachliche Commentar überlassen. Eine Probe der Textbearbeitung nebst Darlegung der kritischen Grundsätze erschien 1838 als Programm. In Bonn wurde ohne Ambrosch der Plan wieder aufgenommen, aber als ob sich die Schicksalsmächte dagegen verschworen hätten, schleppte sich durch mannichfache Umstände und fremde Verschuldungen die langwierige Ausführung von Jahr zu Jahr hin, ging endlich in andere und wieder andere Hände über, ohne zu eigentlich gedeihlichem Abschluß zu kommen. Jedenfalls hat R. durch sein Bonner Programm (1843) De codice Urbinate den Grund zu richtiger Schätzung der Ueberlieferung und ihrer beiden wichtigsten Urkunden gelegt.

Um eine verstümmelte römische Gesetzesurkunde des 7. Jahrhunderts d. St. kunstgemäß zu ergänzen, vertiefte er sich (1860) in die den jüdischen Alterthümern des Josephus eingefügten Actenstücke, erkannte deren heillose Verwirrung sowie den ungenügenden Stand des gangbaren Textes. Als Ergebniß um-

fassendster Nachforschungen erschien 1872 die glänzende Abhandlung, deren Spitze in den Titel „eine Berichtigung der republikanischen Consularfasten“ auslief. Auch direct hat er die Anregung zu einer neuen kritischen Textbearbeitung des Josephus gegeben.

Unter den griechischen Dichtern, welche R. regelmäßig in Vorlesungen behandelte, ist es besonders Aeschylus gewesen, dessen Kritik er gefördert hat, und zwar vorzugsweise die Tragödie der „Sieben vor Theben“, sowohl durch eine für den Gebrauch in Vorlesungen mit zweckmäßigem Apparat sauber ausgerüstete Ausgabe (1853 und reicher ausgestattet 1875) als auch durch Verbesserung einzelner Stellen, vornehmlich aber durch die fesselnde Abhandlung über die sieben Redenpaare und deren symmetrische Composition (1858). Zahlreich und mannichfaltig sind die textkritischen Beiträge und Ausführungen zu anderen Schriftstellern, welche seit den schedae criticae bald hier bald da mitgetheilt sind: herauszuheben sind besonders die Verbesserung der Cicerostelle über die Servianische Centurienverfassung (1852), der Aufsatz über Grammatisches bei Quintilian (1867) und die Behandlung von Tibull's vierter Elegie des ersten Buches (1866).

Die kritische Methode Ritschl's war kühn und durchgreifend. Sie fußte auf der sorgfältigsten Feststellung und Prüfung der Ueberlieferung, ohne sich dem Buchstaben gefangen zu geben. Von der Unzuverlässigkeit der Abschreiber war er durch reiche Erfahrung und unbefangenes Urtheil tief überzeugt. Die ratio, d. h. die durch gründliche Beobachtung gefundenen Gesetze der Sprache und des Versbau's, die consuetudo, die Angemessenheit des Gedankens und des Zusammenhangs galt auch ihm wie Bentley mehr als 100 codices. Aus einer alle Momente der Betrachtung zusammenfassenden Intuition heraus sprang ihm blitzartig die evidente Verbesserung entgegen, — im Glücksfall natürlich, denn auch ihm hat Hermes nicht immer zur Seite gestanden. Ueberhaupt machte er aus der Conjecturalkritik als solcher keinen Beruf: er machte nicht Jagd auf Verbesserungen, sie bahnten ihm nur den Weg zu höheren Zielen. Auch nicht das Herausgeben von Texten gab ihm die höchste Befriedigung, sondern die methodische Lösung von Problemen, auf welchem Gebiete der Philologie es auch sein mochte. Nil tam difficilest quin quaerendo investigari possiet schrieb der junge Professor in Bonn unter sein Bild. Die künstlerisch aufgebaute und durchgeführte Untersuchung, die umsichtige und zwingende Beweisführung, die formvollendete Monographie war es, in der sich sein Lessing verwandter Geist am meisten genug that. Wie dieser verstand er die Leser finden zu lassen, was er selbst noch zu suchen schien. Und das eben war das Geheimniß seines Lehrvortrages: derselbe war nicht dogmatisch, sondern regte die Selbstthätigkeit der Hörer so zwingend an, daß auch Laien ihm mit Spannung folgten. Schon von dem Jüngling sagten seine Gefährten, daß er elektrisch auf sie wirke. Dem Zauber, durch welchen er den eigenen Geistesfunken auf andere zu übertragen und wieder aus ihnen hervorzulocken wußte, der Kunst liebevoller und weiser Erziehung jeder sich ihm hingebenden jungen Kraft zu freier Bethätigung verdankt er die große Zahl und die Anhänglichkeit seiner Schüler. Die Symbola philologorum Bonnensium (1864) zur Feier seiner 25jährigen Wirksamkeit in Bonn vereinigt philologische Gaben mannichfachster Art von 43 ehemaligen Zöglingen, die alle in angesehenen Stellungen, zum beträchtlichen Theil als Universitätsprofessoren bereits thätig waren. In Leipzig gab er selbst (von 1870 bis 1876) gereiftere Arbeiten von Mitgliedern seiner „philologischen Gesellschaft“ in 6 Bänden unter dem Titel Acta societatis philologae Lipsiensis heraus: sie erstrecken sich über fast alle Theile der classischen Alterthumswissenschaft, und er selbst hat es an eigenen kleinen Beiträgen nicht fehlen lassen. Ueberhaupt aber ist R. inner- und außerhalb seines Schülerkreises nach Scaliger der größte Arbeitgeber für

die Philologie gewesen. Der weitreichende und segensreiche Einfluß, welchen er auf diesem Felde ausübte, war begründet auf dem Vertrauen, welches man auf seine uneigennützige Liebe zur Sache, seine klare Einsicht, seine praktische Gewandtheit und seine beharrliche Energie setzte. Jedes litterarische Unternehmen, jedes Institut, jeder Verein, an dessen Spitze er trat, gedieh unter seinen Händen, wenn nicht unüberwindliche Mächte entgegenstanden. So hat das Rheinische Museum für Philologie unter seiner Redaction, lange im Verein mit Welcker, von 1840 bis 1876 die vornehmste Ehrenstelle in der Zahl der philologischen Zeitschriften eingenommen, ganz besonders durch die Fülle kostbarer und erfrischender Gaben, womit seine eigene Feder fast jeden der 31 Bände ausstattete. Als Präsident des rheinischen Alterthumsvereins von 1863 bis zu seinem Abgang von Bonn hat er dieses 1841 gestiftete, aber bereits alternde Institut durch kräftiges Eingreifen verjüngt, auch die Verhandlungen und Jahrbücher desselben durch interessante Beiträge bereichert. Die arg verwahrloste Bonner Universitätsbibliothek hat er als deren Oberbibliothekar (seit 1854) mit wahrhaft herkulischer Energie und bewundernswerthem Organisationstalent von Grund aus reformirt und gleichzeitig durch Heranziehung von Amanuensen eine Generation wohlgeschulter Bibliothekare geschaffen. Auch dem Auslande hat er noch in Leipzig seine alternde Kraft als Leiter des neugegründeten russischen Seminars (seit 1873) gewidmet.

Von jeher bis zuletzt unterhielt er weitreichenden Verkehr mit Menschen persönlich und brieflich. Er wurde in Schul- und Universitätssachen wie in litterarischen Dingen viel befragt und war stets mit ausgiebigem, hingebendem Rath bei der Hand. Dazu kam eine treugepflegte, überaus lebhafte Correspondenz mit zahlreichen Freunden, die ihm seit der Studienzeit nahe blieben, wie mit solchen, die ihm später näher traten oder aus der Schülerzahl heranwuchsen. Seine stets flüssige Feder flog in königlich klarem Zuge dahin. Auch seine wissenschaftlichen Arbeiten führte er am liebsten im Gedenken an diesen oder jenen Freund oder Mitforscher aus, und hatte daher seine Freude an wohlgeformten lapidaren Widmungen. Nihil humani war ihm fern; was er einmal erfaßte, trieb er mit Liebhaberei: Musik, Gartenpflege, Drechseln. Es war eine Mischung vom naiven Kinde und vom *πολύμητις Ὀδυσσεύς* in ihm, aber zu seinem Nutzen hat er von der letzteren Ader keinen Gebrauch gemacht. Dennoch hat es ihm an Feinden und Gegnern nicht gefehlt, welche ihn nicht verstanden. Desto mehr haben ihn Männer wie Johannes Schulze und v. Falkenstein, G. Hermann und Lehrs zu schätzen gewußt. Er hat den „besten seiner Zeit genug gethan“. Seine Gattin Sophie, geb. Guttentag, welche er in Breslau (1838) heimführte, hat ihm zwei Töchter und einen Sohn geschenkt, welche sämmtlich in glücklichen Verhältnissen leben. Dem einen Schwiegersohn, Professor Curt Wachsmuth ist Ordnung und Abschluß des litterarischen Nachlasses zugefallen. Schon am Schluß der Bonner Periode trat der Gedanke an ihn heran, die Menge einzelner und verstreuter Abhandlungen und kleinerer Arbeiten in einer Sammlung zu vereinigen. In Leipzig begann er wirklich Hand daran zu legen. Mit gewohnter Sorgfalt und Umsicht hat er, unterstützt von seinem getreuen A. Fleckeisen, zwei Bände seiner Opuscula philologica noch selbst redigirt und herausgegeben, nicht ohne durch Hinweisungen und Zusätze den früheren Standpunkt mit dem Fortschritt der wissenschaftlichen Arbeit zweckmäßig zu vermitteln. Auch manches Neue kam hinzu. Der erste Band, in zwei Abtheilungen erschienen (1866. 1867), beschränkt sich ganz auf die griechische Litteratur, eingeschlossen auch „die Alexandrinischen Bibliotheken“ und einige archäologische Aufsätze. Der zweite starke Band (1868) „zu Plautus und lateinischer Sprachkunde“, ist das wichtigste Repertorium zur Kenntniß der von 1837 bis etwa 1857 fortschreitenden Forschung und Discussion über Plautinische

Sprache, Metrik und Kritik. Der dritte Band war schon weit gefördert, als er der Hand des Sterbenden entsank: das Weitere hat unter Fleckeisen's fortdauernder Beihülfe Wachsmuth im Geist und nach Anordnungen des Verstorbenen besorgt. Auch dieser dritte Band (1877), ganz der römischen Litteratur gewidmet, gehört fast zur Hälfte noch Plautus und Terenz, er birgt als neue Gabe eine leider nicht vollendete, sehr eingehende Bearbeitung der Plautinischen Fragmente. Den vierten Band (1878) füllen sämmtliche Abhandlungen zur lateinischen Epigraphik nebst dem Rest anderweitiger Beiträge zur lateinischen Sprachkunde, z. B. die Aufsätze über die Geschichte des lateinischen Alphabets (1869) und „unsere heutige Aussprache des Lateinischen“ (1876). Der fünfte und letzte Band (1879) vereinigt Gemischtes aus allen Lebensperioden, über Begriff und Entwickelung der Philologie, über die Methode des philologischen Studiums, zur Geschichte der classischen Philologie (namentlich eine höchst sorgfältige Untersuchung über Veit Werler und die Leipziger Plautusstudien im 16. Jahrhundert); ferner die Abhandlung über Josephus, Recensionen und Miscellen (zum Theil anonym oder pseudonym), akademische Reden, einige Proben lateinischer Diplome, Adressen, Dedicationen u. dgl., lateinischer und griechischer Gedichte. Das Hauptstück aber bildet der Abdruck der im Buchhandel vergriffenen Prolegomena aus der ersten Ausgabe des Trinummus, welchem Fr. Schöll sorgfältige Nachweisungen zu einzelnen Punkten hinzugefügt hat, über die R. später seine Ansicht geändert hatte. Den Beschluß des Ganzen macht als Anhang ein von Wachsmuth sehr zweckmäßig geordneter vollständiger Ueberblick über sämmtliche philologische Schriften Ritschl's. Manches bisher Ungedruckte, Briefe, Concepte u. A. enthält auch die unter folgendem Titel erschienene Biographie: Friedrich Wilhelm Ritschl. Ein Beitrag zur Geschichte der Philologie von Otto Ribbeck. 2 Bde. 1879, 1881. O. Ribbeck.

Ritschl: Georg Karl Benjamin R. wurde zu Erfurt am 1. November 1783 als das zwölfte Kind des Pastors an der Johannis-(Augustiner-)Kirche geboren. Er ging bis 1799 durch die Schulanstalten seiner Vaterstadt, und erwarb daneben eine gründliche musikalische Bildung, welche ihm später nicht nur in gesellschaftlicher Beziehung förderlich, sondern auch für die Zwecke des kirchlichen Cultus brauchbar gewesen ist. Zu Ostern 1799 ging er zum theologischen Studium zunächst in Erfurt, dann in Jena über; indessen hat der rationalistische Unterricht seiner Lehrer einen maßgebenden Einfluß auf ihn nicht geübt. Als Theolog hat er sich immer auf dem Boden der positiven Offenbarung und der lutherischen Ueberlieferung der Frömmigkeit bewegt; und als seit 1817 der Pietismus sein anspruchsvolles Haupt erhob, war er reif und in seiner amtlichen Wirksamkeit selbständig genug geworden, als daß er sich dessen Methode angeschlossen oder sich ihm gebeugt hätte. Nachdem er in seiner Vaterstadt 1802 unter die Predigtamtscandidaten aufgenommen worden war, betrat er 1804 den Ort seiner nächsten öffentlichen Wirksamkeit, indem er dem als Director des Gymnasiums zum grauen Kloster berufenen Bellermann nach Berlin als Hauslehrer seiner Kinder folgte. Durch Bellermann wurde er zugleich in das Seminar für gelehrte Schulen aufgenommen, mit Unterricht am Gymnasium beschäftigt, und demnächst an der mit demselben combinirten Köllnischen Schule als Collaborator, dann als Subrector angestellt. Das Schulamt hat ihm dazu gedient, seine gelehrte Bildung auszubreiten und zu befestigen; es hat außerdem ihm den Anlaß gegeben, den Singunterricht in dem Gymnasium einzuführen, welcher bis dahin in dem Lehrplan keine Stelle gefunden hatte. Daneben aber machte er auch von der Erlaubniß zu predigen, welche das Oberconsistorium 1807 bestätigt hatte, Gebrauch. Infolge dessen bewarb er sich 1810 um die dritte Predigerstelle an der St. Marienkirche in Berlin, und da die Wahl des

Magistrates auf ihn fiel, wurde er am 1. Juli 1810 durch den Propst Hanstein in dieses Amt eingeführt, welches er 18 Jahre lang mit bedeutendem Erfolge und reichem Segen verwaltet hat. Seine Predigten zogen von Anfang an die Gemeinde in allen ihren Schichten an, und seinem Confirmandenunterricht wurden Kinder aus allen Ständen anvertraut. Die Predigtweise Ritschl's hielt sich an das Evangelium, ohne daß er dessen Kraft und Wirkung durch irgend eine Manier unterstützt hätte, die Darstellung und Beweisführung seiner Predigten hatte nichts Ueberraschendes und Ueberrumpelndes an sich, die sorgfältige Vorbereitung, welche er an sie wendete, diente der Sache ebenso wie die persönliche Ueberzeugtheit und Würde seines Vortrages Die Meisterschaft, welche er in dem Unterricht bewährte, öffnete in nicht geringem Umfange der Seelsorge den Weg, durch welche er zahlreiche Familien für die Theilnahme an der Kirche gewann, und zugleich durch die lebhafteste Anhänglichkeit mit sich verknüpfte. Außer dieser amtlichen Wirksamkeit fiel ihm noch die kirchenregimentliche Thätigkeit in dem königlichen Consistorium der Provinz Brandenburg zu, in welches er bei dessen Wiederherstellung 1816 als Assessor berufen wurde. 1817 wurde er in demselben Consistorialrath. Seine Wirksamkeit in diesem Amte ist auch von pietistischer Seite anerkannt worden (Witte, Tholuck's Leben I, S. 90), obgleich er in einer (ebendas. S. 85 angeführten) pietistischen Kundgebung nicht zu den „gläubigen“ Predigern, welche das Wort Gottes rein und lauter verkündigten, gerechnet worden ist. Im Consistorium erwarb er sich besondere Verdienste um die Prüfung der Candidaten, und hauptsächlich in deren Anerkennung verlieh ihm die theologische Facultät in Berlin am 16. November 1822 die Würde des Doctors der Theologie. Endlich fällt in diese Epoche seit 1815 seine Theilnahme an der Zusammenstellung des Berliner Gesangbuchs, welches 1829 erschien, und alsbald die leidenschaftliche Gegenwirkung Hengstenberg's und seiner Genossenschaft auf sich zog (Schleiermacher, Sendschreiben an Ritschl über das neue Berliner Gesangbuch, 1830; Werke zur Theol. Bd. V). — Im J. 1828 trat R. gemäß der am 27. August 1827 erfolgten Berufung in die Aemter des Generalsuperintendenten von Pommern und des Directors des Consistoriums dieser Provinz mit dem Titel eines evangelischen Bischofs ein. Seine mehr als 26jährige Wirksamkeit in diesem Beruf erfuhr eine Unterbrechung nur dadurch, daß er vom September 1829 bis Mai 1830 in Petersburg an der Ausarbeitung der Kirchenordnung für die evangelische Kirche im russischen Reiche theilnahm. Die Stellung, welche R. als Generalsuperintendent von Pommern einnahm, bot ihm eine Selbständigkeit des Wirkens dar, in welcher er nur dem Ministerium verantwortlich war. Die Führung dieses Amtes hat ihm durchgehends zu hoher Befriedigung gereicht. Seine Visitationen erhielten ihn in steter und inniger Beziehung zu allen Geistlichen der Provinz, welche für die nachwachsenden Generationen schon durch die Candidatenprüfungen geknüpft wurde. In den einzelnen Diöcesen regte er die Beschäftigung der Synodalconvente mit theologischen und praktischen Aufgaben an. Mit scharfem Gedächtniß und durchdringender Würdigung der Eigenthümlichkeiten verfolgte er möglichst Jeden in seiner Laufbahn, um ihm durch persönlichen Zuspruch oder Ermunterung oder, wenn nöthig, durch leidenschaftslose und humane Rüge nahe zu treten. Durch diese Thätigkeit hat sich R. die Anhänglichkeit seiner Untergebenen zu erwerben vermocht, welche auch nicht durchaus versagte, als sich späterhin ein großer Theil des Clerus durch eine Agitation hinreißen ließ, die sich gegen die von R. vertretene Union der evangelischen Kirchen richtete. Ehe aber diese Gegenwirkungen seit 1847 sich erhoben, hatte R. als Mitglied des Consistoriums mit der bureaukratischen Behandlung der kirchlichen Aufgaben durch die den Vorsitz führenden Oberpräsidenten zu ringen. Nur von 1831—34

erfuhr er durch den Oberpräsidenten v. Schönberg einsichtsvolle Unterstützung auf dem von ihm eingehaltenen Wege der Kirchenleitung. Jedoch die Krisis seines öffentlichen Lebens und Wirkens, welche seit 1847 acut wurde, entsprang aus den inneren und äußeren Schwierigkeiten der von Friedrich Wilhelm III. declarirten und von R. in temperativem Sinne anerkannten Union der beiden evangelischen Kirchen. Es soll hier nicht darauf eingegangen werden, wie die Annahme der Union durch die freie Entscheidung der Gemeinden mit der Einführung der Agende unter dem liturgischen Gesetzgebungsrechte des Königs in einander gewirrt worden sind. Denn in Pommern sind zunächst daraus keine Schwierigkeiten entstanden. Bis 1831 sind fast alle Gemeinden Pommerns der Union beigetreten unter Annahme der in der Agende vorgeschriebenen referirenden Formel bei der Spendung des Abendmahls; die welche nicht beitraten, sind unangefochten geblieben. Allein zur Befestigung der Union war es erforderlich, daß die beiden Confessionen in den preußischen Provinzen in einem annähernd gleichen numerischen Bestande nebeneinander vertreten waren. Das aber fand sich nur in der Rheinprovinz und einem Theile Westfalens. In den östlichen Provinzen begründeten die spärlichen reformirten Gemeinden neben der Masse der Lutheraner kein für diese einleuchtendes Bedürfniß der Union. Dieser Umstand liegt nun auch der jetzt an den Tag getretenen Thatsache zu Grunde, daß in den östlichen Provinzen die Union die reformirten Gemeinden in das Lutherthum absorbirt hat. Der Widerstand gegen jene kirchliche Unternehmung, welcher in Pommern zwischen 1830 und 1840 begann, fußte aber nicht auf solcher Ueberlegung, sondern entsprang aus der pietistischen Bekehrungspredigt mehrerer Prediger in ländlichen Gemeinden. Schon im 18. Jahrhundert zeigt es sich, daß die Bekehrungsprediger aus der Halle'schen pietistischen Schule die niederen Stände in Land wie Stadt zum Separatismus angeleitet haben, während sie selbst und die von ihnen beeinflußten Mitglieder des Adels und des höheren Bürgerstandes an der lutherischen Kirche festzuhalten vermochten (A. Ritschl, Gesch. des Pietismus II, S. 499 ff.). Diese Thatsache war unbekannt, als sich nach 100 Jahren die gleiche Erscheinung wiederholte. Dieselbe trat aber jetzt in größerer Schärfe auf, weil die Separatisten sich der durch die Union veränderten Kirche gegenüber fanden. Die Verwerfung der Welt, in welcher die Separatisten sich gefielen, umfaßte auch die Geringschätzung des Staates überhaupt, insbesondere seine rechtliche Leitung der Kirche. Da ferner die leiblichen Erschütterungen durch die Bekehrungspredigten von ihnen mit der Erwartung leiblicher Wirkungen des Abendmahls in Beziehung gesetzt wurden, welche sie durch Luther's Deutung desselben fälschlich für gesichert hielten, so declarirten sie sich gegenüber der vom Staat eingeführten Union mit den Reformirten als die echten Lutheraner. Und es gab Geistliche und Candidaten, welche angelehnt an gleiche Erscheinungen in Schlesien, sich ein Geschäft daraus machten, die Separatisten zu sammeln und bei dem vorgeblich lutherischen Programm fest zu halten. Bekanntlich hat Friedrich Wilhelm IV. durch die Concession von 1845 diese sogenannten „altlutherischen", im Grunde aber separatistisch-pietistischen Gruppen für die Landeskirche unschädlich gemacht. Aber unter seinem Vorgänger wurde das territorialistische Programm der Einheit der Landeskirche aufrecht erhalten und demgemäß der Versuch gemacht, die Separatisten, wenn möglich, der Kirche wieder zu gewinnen. Zu diesem Zweck studirten sich die Geistlichen mehr, als es bisher der Fall war, in die gangbare als lutherisch prädicirte Dogmatik hinein. Aus dieser Beschäftigung aber erwuchs unter der Bedingung theologischer Beschränktheit und hierarchischen Gelüstes nach Unabhängigkeit von den Behörden die Agitation einer stets zunehmenden Zahl von Geistlichen gegen die Union. Gefördert wurde diese Parteiverbindung durch die unsichere und ungleiche Haltung

Friedrich Wilhelm's IV. zur Unionssache, insbesondere dadurch, daß der König die Vorschläge der Majorität der Generalsynode von 1846 unausgeführt ließ, und anstatt ihrer die Consistorialverfassung in den Dienst der pietistischen Richtung stellte, welche der reformirte Hengstenberg für lutherisch erklärte. Dieser verhängnißvolle Umschwung traf Ritschl's Wirksamkeit in der empfindlichsten Weise, als 1847 ein Herr v. M. an die Spitze des Consistoriums gestellt wurde, welcher seit Jahren sich zur französisch-reformirten Gemeinde gehalten hatte, jetzt aber keine Sitzung vorübergehen ließ, ohne sich als den Vertreter der lutherischen Kirche gegen die Union geltend zu machen. Die allgemeine politische und kirchliche Reaction seit 1850 eröffnete den Bestrebungen des Agitationsvereins der Geistlichen ein noch bequemeres Fahrwasser, und der Leiter desselben suchte zugleich sich die Unterstützung des seit 1848 „kirchlich" gewordenen Adels durch die neue Theorie zu sichern, daß der Patronat Kirchenamt sei. Gegen Ende 1853 gelang es dem Präsidenten des Consistoriums im Verein mit dem Oberpräsidenten, den Minister v. Raumer dazu zu bewegen, daß er den Consistorialrath Mehring, das einzige mit R. eng verbundene Mitglied des Consistoriums, als Provinzialschulrath nach Posen versetzte. Zugleich war die Absicht, den Leiter des antiunionistischen Vereins an dessen Stelle zu bringen. Das hat R. zwar zu vereiteln vermocht; er hat aber aus den dargestellten Umständen die Folgerung gezogen, daß er beim Ablauf seiner 50jährigen Dienstzeit im Herbst 1854 berechtigt sei, in den Ruhestand zu treten. In Berlin, wo er von da an seinen Wohnsitz nahm, fand er manche Beziehungen zu alten Freunden noch lebendig. Der Plagen, welche in den letzten sieben Jahren seiner Amtsführung ihm beschieden gewesen sind, hat er mit Gleichmuth gedacht, und keine besonderen Ansprüche mehr gemacht, als er als Ehrenmitglied des evangelischen Oberkirchenraths, wozu er August 1855 ernannt wurde, seine amtlichen Erfahrungen dieser Behörde zu Dienste stellte. Er starb nach kurzer Krankheit am 18. Juni 1858. R. war, als er aus seinen Aemtern schied, der Besiegte. Um was er direct gekämpft und gelitten hat, ist jetzt, nach dem Ablauf eines Menschenalters so gut wie gegenstandlos. Der Sohn aber, welcher hiermit die Erinnerung an seinen Vater zu befestigen die Ehre hat, ist der gegründeten Ueberzeugung, daß trotz jenes Unterliegens die segensreiche Wirkung des geschilderten Lebens auf die öffentlichen und allgemeinen Angelegenheiten der evangelischen Kirche nicht verloren ist.

Vgl. die etwas ausführlichere Biographie in Herzog's Real-Encyklopädie.

Albrecht Ritschl.

Ritsert: Ernst Ludwig R., evangelischer Geistlicher und Schulmann, geboren am 26. December 1800 zu Darmstadt, † ebendaselbst am 8. September 1843. Den ersten Unterricht empfing R. von seinem Vater, der Lehrer an der Garnisonsschule in Darmstadt war, sowie von dem verdienten Desaga. 1809 trat er in die erste Classe des Darmstädter Gymnasiums ein, das damals unter der trefflichen Leitung des Directors Joh. Georg Zimmermann stand; mit glänzendem Erfolg absolvirte R. hier seine Gymnasialstudien und ging dann 1818 auf die Universität Gießen, wo er seiner Neigung folgend Theologie und Philologie studirte; in diesen beiden Wissenschaften waren besonders die Professoren Schmidt, Dieffenbach und Rumpff seine Lehrer. 1820 verließ er Gießen; nach einem kurzen Aufenthalte im elterlichen Hause ging er im Sommer 1821 zur Fortsetzung seiner Studien nach Göttingen, wo bei den damals besonders günstigen Verhältnissen dieser Universität sein strebsamer Geist reiche Anregung fand; hier hörte er die theologischen Vorlesungen bei dem älteren Planck und Eichhorn, philologische und archäologische bei Dissen und K. O. Müller, Geschichte bei Heeren und Saalfeld, und Mathematik bei Thibaut; dabei wurden

auch naturwissenschaftliche und kunsthistorische Studien gepflegt. 1822 unterzog sich R. zu Gießen der Facultätsprüfung, die er mit Auszeichnung bestand. Nach seiner im Herbst desselben Jahres mit gleichem Erfolg bestandenen Definitorialprüfung stand dem nunmehrigen Predigtamtscandidaten der Weg der geistlichen Laufbahn offen; R. wählte jedoch dieselbe nicht zu seiner Lebensaufgabe, sondern wandte sich seiner von Jugend an gehegten Neigung folgend, dem Lehrberufe zu. Schon unmittelbar nach seinem Facultätsexamen hatte er zu Darmstadt zugleich mit einem seiner Studiengenossen eine Privatschule für Mädchen gegründet. Nach seiner Definitorialprüfung errichtete er im Verein mit zwei andern ihm befreundeten Privatlehrern daselbst eine größere Lehr- und Erziehungsanstalt für Knaben vom 6. bis 16. Lebensjahre. Diese Anstalt, geleitet mit pädagogischem Verständniß und getragen von dem Geiste frischer Schaffungskraft und einträchtigen Zusammenwirkens, hatte ein fröhliches Gedeihen, und das damalige Wirken an diesem Institute blieb R. in seinem ganzen späteren Leben eine seiner liebsten Erinnerungen. Mehrfache an ihn unter glänzenden Bedingungen ergangene Aufforderungen zur Annahme anderweitiger Lehrstellen schlug R. aus Anhänglichkeit an den ihm theuer gewordenen Wirkungskreis aus. Nach achtjähriger Thätigkeit an dieser Anstalt ließ sich R. endlich durch seine Eltern, die eine sichere öffentliche Anstellung des Sohnes wünschten, und dann auch durch die nöthig gewordene Rücksicht auf seine durch andauernde und anstrengende Arbeit sehr angegriffene Gesundheit zum Rücktritt von diesem Institut bewegen. An Ostern 1829 erhielt derselbe dann eine Lehrstelle an der ersten Stadtmädchenschule zu Darmstadt und im folgenden Herbst trat er in gleicher Eigenschaft an die daselbst neu errichtete erste höhere Töchterschule über, wo er mit segensreichem Erfolge und stets steigender Anerkennung bis zu seinem in den besten Mannesjahren erfolgten Tode in pflichtgetreuer Hingebung an seinen Beruf wirkte. — 1830 wurde R. als Freiprediger ordinirt; von sonstigen äußeren Auszeichnungen ist zu erwähnen, daß ihm 1838 seitens der theologischen Facultät der Universität Gießen die Würde eines Licentiaten der Theologie und 1843 von der Regierung der Charakter eines Schulinspectors verliehen wurde.

Trotz einer anstrengenden und mit gewissenhafter Sorgfalt geübten Wirksamkeit fand R. noch Zeit und Anregung zu wissenschaftlicher und litterarischer Thätigkeit. Außer zahlreichen Recensionen und Aufsätzen zumeist pädagogischen oder historischen Inhalts, die in der Allgem. Kirchen- und Schulzeitung sowie in andern periodischen Blättern von ihm erschienen, ist hier noch zu nennen seine 1833 veröffentlichte Schrift „Der Orden der Trappisten“. Zugleich mit dem Darmstädter Gymnasiallehrer Dr. K. Wagner besorgte R. die Herausgabe von Dr. Friedr. L. Wagner's „Handbuch des Wissenswürdigsten für Bürger- und Volksschulen“, Darmstadt 1838; sodann folgte seine „Deutsche Sprachlehre mit zahlreichen Uebungsaufgaben für höhere und niedere Volksschulen“, Darmstadt 1839, wovon in demselben Jahr noch eine zweite Abtheilung und „Die Lehre vom deutschen Style“ als dritte Abtheilung erschien; ferner besorgte R. die Herausgabe von Joh. Friedr. Christoph Welker's „Liturgischen Beiträgen“ nebst einem homiletischen Anhang und begleitete dieselben mit einem Vorwort und schätzbaren Mittheilungen über Welker's Leben und Wirken, Darmstadt 1842, welch letztere auch besonders im Druck erschienen.

Eine in die Wand des Lehrgebäudes der höheren Töchterschule zu Darmstadt eingefügte Marmortafel bezeichnet in einfacher Inschrift die Stätte des segensreichen Wirkens des in treuer Pflichterfüllung zu frühe geschiedenen Mannes. Aus den Mitteln einer dem Andenken Ritsert's gewidmeten Stiftung wird heute noch der besten Schülerin der letztgenannten Anstalt alljährlich am Weihnachts-

feste eine Prämie verliehen. Ritsert's Persönlichkeit, wie solche sich in seinem Nekrolog darstellt, war begründet in einer idealen Lebens- und Berufsauffassung, die erhaben über dem Reiz menschlicher Anerkennung die Empfindung treuer Pflichterfüllung als höchsten Lohn hinnimmt. Geistig außerordentlich regsam und dabei von beharrlichem Willen, strebte er den von ihm als richtig erkannten Zielen seines Berufes nach, ohne jedoch von einseitiger persönlicher Anschauung sich beengen zu lassen. In seinem Wesen war die anspruchsloseste Bescheidenheit mit hingebendem Wohlwollen vereint gegen alle, die ihm näher traten.

Vgl. Ritsert's Nekrolog, Allgem. Kirchenzeitung, Jahrg. 1849, Nr. 176 und 177. — K. G. Hergang, Pädag. Real-Encycl., II. Bd., S. 526, 527.

Binder.

Ritter, lutherische Pfarrersfamilie zu Frankfurt a. M., aus welcher nach einander in gradliniger Abfolge sechs Glieder das geistliche Amt in dieser Stadt, von den Tagen der Reformation bis zur Hälfte des vorigen Jahrhunderts (1533—1741), bekleidet haben — ein so seltener Fall, daß G. Ch. Joannis, Professor in Zweibrücken, in einer dem sechsten Pfarrer des Namens gewidmeten Gratulationsschrift zu dessen Hochzeit die Geschichte dieses Geschlechtes beschrieben hat: De singulari memoratuque plane digna inclitae Ritterorum familiae felicitate epistola, Biponti 1705, revisa 1734. —

Matthias R. der Aeltere, der erste dieser Ritter, war nach der Ueberlieferung der Familie mit Dr. Luther befreundet. Der schon erwähnte letzte Geistliche des Namens Johann Balthasar III. (s. u.) hat in einem Nachtrag zu seiner Frankfurter Reformationsgeschichte einen Brief veröffentlicht, welchen Luther 1503 (!) aus dem Augustinerkloster zu Erfurt an seinen Ahnherrn nach Frankfurt in das Franciscanerkloster gerichtet haben soll; doch erweist sich dies Schreiben schon durch das Datum, ebenso durch Stil und Orthographie als unecht. Von demselben Fälscher rühren wohl auch zwei andere Briefe her, die ebenda mitgetheilt werden: von einem Madthes Ridher, der 1495 Prädicant in Kronberg gewesen, und von dessen gleichnamigem Bruder, einem Franciscaner, der am 22. August 1517 Tezzel warnt nach Frankfurt zu kommen. Auch ist nach Dr. Steitz (in seiner Schrift über Hartmann Beyer) die Notiz Spener's in der Leichenpredigt für Joh. Balth. R. I (Spener, Leichenreden B. II, S. 371 f.), daß dessen Vorfahre der Reisegefährte des Reformators in Welschland gewesen sei, auf eine Sage zurückzuführen. Sicher ist, daß Matthias R. I längere Zeit als Diakon zu Eichtersheim im Kraichgau (bei Wiesloch) stand. Im J. 1533 wurde er Pfarrer an der Hospitalkirche in Frankfurt und ist 1536 daselbst gestorben. Seine Amtsthätigkeit fällt in die erregte Zeit, in der man in Frankfurt den katholischen Gottesdienst völlig abstellte und der Einfluß des zelotischen Dionysius Melander fast unbegrenzt war.

Weit bedeutender war sein Sohn Matthias R. der Jüngere. Neben Beyer war er es hauptsächlich, welcher die ursprünglich von zwinglianischen Prädicanten (Melander und Algesheimer) geleitete evangelische Kirche Frankfurts der lutherischen Orthodoxie zuführte. Er war um das Jahr 1525 zu Eichtersheim geboren. Als er den Vater früh verloren hatte, nahm sich der Rathsherr Philipp Fürstenberger, dessen Berichte der Ranke'schen Darstellung des Reichstags von Worms zu Grunde liegen, des hoffnungsvollen Knaben an und ließ ihm eine treffliche Erziehung geben. Dann besuchte er auf Kosten eines anderen Patriciers, Justinian von Holzhausen, der gleichfalls die Reformation in Frankfurt gefördert hat, die Lateinschule unter Rector Micyllus, und seit 1542 die Universität zu Wittenberg, wo er drei Jahre lang zu Luther's und Melanchthon's Füßen sitzen durfte. Mit zwei Söhnen dieses seines Gönners ging er als Hof-

meister nach Straßburg und trat daselbst zu Bucer in Beziehung. Seine wissenschaftliche Ausbildung vollendete er bei einem längeren Aufenthalt in Frankreich, der ihm Gelegenheit gab mit seinen Zöglingen einige Universitäten dieses Landes kennen zu lernen. Nach seiner Rückkehr in die Heimath 1552 fing er an daselbst zu predigen, zunächst am Hospital und bei den Taufen. Die Zeit war ernst, in der er sein Amt antrat; waren auch die schwersten Tage für Frankfurt, der schmalkaldische Krieg, das Interim und die Belagerung durch Moritz von Sachsen vorüber, so veranlaßte doch die Nachgiebigkeit des Rathes gegen den Kaiser der lutherischen Geistlichkeit noch manche Schwierigkeiten. Ostern 1553 kam es zu einem heftigen Kampf, als die Prädicanten, Beyer an der Spitze, sich weigerten, am Ostermontag, als einem zweiten Feiertage, zu predigen. Der Rath suchte nun den Candidaten R. zur Uebernahme der Predigt zu bewegen; aber der charakterfeste, junge Mann weigerte sich dessen entschieden zum Staunen der angesehenen Herren. In kurzer Zeit war R., der später in der Katharinenkirche und zuletzt in der Barfüßerkirche predigte, die Hauptsäule des Predigerministeriums neben dem ihm nahe stehenden Beyer. Seiner Verehrung für den großen Wittenberger Reformator gab er Ausdruck durch die deutsche Bearbeitung der von Melanchthon verfaßten Lebensbeschreibung Luther's, die er 1554 erscheinen ließ unter dem Titel: Vita Lutheri. Von dem Leben und Sterben des Ehrwürdigen Herrn Martini Lutheri etc., aus dem Latein ins Teutsch gebracht, aufs neue fleißig übersehen und gebessert durch Matthiam Ritterum 1554. Er huldigt übrigens nicht der Richtung Melanchthon's, sondern trat derselben mehrfach entgegen, obwol der Rath diesem weitherzigen Theologen sein Vertrauen entgegenbrachte. So war er ein Hauptgegner des Magisters Cnipius Andronicus, des Rectors des Gymnasiums, der anfangs in freundschaftlichen Beziehungen zu den Prädicanten gestanden hatte, nachmals aber, weil er in den Vermittlungsversuchen Melanchthon's allein das Heil erkannte, mit denselben in heftigen Streit gerieth und endlich ihrem Groll (1562) weichen mußte. Auch im Kampfe gegen die seit 1554 eingewanderten Calvinisten stand R. im Vordertreffen. Er machte mit Beyer zuerst den Rath aufmerksam, als die Welschen unter Polanus das Abendmahl nach abweichendem Ritus zu halten beabsichtigten, er protestirte auch gegen die Ueberweisung der Katharinenkirche an die Engländer trotz des hohen Schutzes, dessen sie sich erfreuten; er weigerte dem angesehenen Patricier Konrad Humbracht die Zulassung zur Communion mit Rücksicht auf dessen Auffassung des Sacraments; er griff mit Westphal den Johannes v. Lasky wegen seiner Abendmahlslehre in schroffer Weise an. Da sein Einfluß bei dem Rathe sich immer mehr steigerte, gelang es ihm trotz Melanchthon's Abrathen endlich die Einstellung des calvinistischen Gottesdienstes (1561) durchzusetzen; und auch ein Religionsgespräch mit dem reformirten Prediger Franciscus Riverius vermochte ihn nicht umzustimmen. Die Beschwerde der Ausländer gegen diesen harten Schritt veranlaßte das Predigerministerium zu einer Rechtfertigungsschrift, welche R. abfaßte unter dem Titel: Gegenbericht und Verantwortung der Prädicanten zu Frankfurt am Mayn, auf etliche ungegründete Klageschriften der Welschen, Oberursel 1563 und 1596 (siehe auch Frankf. Religionshandlungen, Th. II Beil. XIV). Als später zu Frankfurt eine Schrift erschien, in der man sich seitens der Calvinisten auf Luther's Schriften bezüglich der Abendmahlslehre berief, schrieb R., gleichfalls im Auftrage seiner Amtsbrüder, die Schrift: Titul einer treuen Warnung u. s. w. Frankfurt 1577, in der er die Citate aus Luther richtig zu stellen suchte. Um eben diese Zeit war R., nach Beyer's Tode, der angesehenste unter den Prädicanten, eifrig bemüht das Zustandekommen der Concordienformel zu fördern, mit deren Verfassern er in lebendigen Briefwechsel stand; doch glückte es ihm nicht die Unterschrift Frankfurts durch-

zusetzen, da der Rath in Erinnerung an die Folgen des schmalkaldischen Bundes zurückhielt und überdies manche Patricier den Reformirten günstig waren, welche in demselben Jahre (am 23. Sept. 1577) auf einem Tage zu Frankfurt die Annahme jenes Einigungsversuchs möglichst zu hindern suchten. Immerhin erreichte er soviel, daß das Concordienbuch stillschweigende Anerkennung in Frankfurt fand und bei der Ordination unterschrieben werden mußte. Eine Agenda, die er 1579 abfaßt, scheint wegen dieser Streitigkeiten nicht eingeführt worden zu sein, doch wird sie der Agenda von 1589, der dritten seit der Reformation, wesentlich zu Grunde gelegen haben. Wie sehr R. auch auswärts geachtet war, beweist der Umstand, daß sein Freund Cassiodoro de Reina (s. A. D. B. XXVII, 720), damals lutherischer Prediger zu Antwerpen, im Namen seiner Gemeinde eine französische Uebersetzung jener Agenda erbeten hat, desgleichen ein Gutachten zur Schlichtung des in dieser Stadt ausgebrochenen Streites über die Erbsünde (Acta des Pred.-Min. III, p. 609). Den Bemühungen Ritter's war es auch zuzuschreiben, daß jener Reina, der Verfasser der spanischen Bibelübersetzung, allmählich von den Calvinisten zu den Lutheranern übertrat und trotz mancher Schwankungen, für die R. ihn energisch zurechtwies, schließlich bis zur Beugung unter die Concordienformel gebracht wurde. Auch wider die römische Kirche zog er das Schwert. Gegen einen jesuitischen Tractat vom Fegefeuer ließ er drei evangelische Schriften (von Luther, Melanchthon und Brenz) über diesen Gegenstand neu auflegen und begleitete sie mit einem Vorworte (1570 bei Nicolaus Basse erschienen). Und als in eben diesem Jahre Bruder Johann Naso zu Ingolstadt die lutherische Ehe für ein Concubinat erklärte, ließ er sofort eine Gegenschrift ausgehen: Dialogus, das ist ein Gespräch von dem ehrenrührigen und lästerlichen Urtheil Bruder Johann Nasen zu Ingolstadt, daß alle Lutherische Weiber Huren seyn. Daß er übrigens neben dem Schwert auch die Kelle zu führen wußte, beweisen die sieben und zwanzig Predigten von dem Abendmahl und Testament unsers Herrn und Heilands Jesu Christi, die 1582 gehalten wurden, als viele wegen einer Seuche sich zur Communion drängten; und 1584 hier bei Sigmund Feyerabend erschienen. In den Reden suchte er die Gemeinden eingehend über das Wesen des Sacraments zu unterrichten. Bemerkenswerth sind noch die Bemühungen um Herausgabe von Schriften seiner Gesinnungsgenossen — so beförderte er das Examen Concilii Tridentini von Chemnitz, sowie Schriften des Chytraeus u. A., in Frankfurt zum Druck. Er starb am 14. März 1584 plötzlich, während er über die Passion Christi meditirte, und wurde von der ganzen Gemeinde tiefbetrauert. R. ist ein prächtiger Typus eines strengen Lutheraners in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, von männlicher Entschiedenheit und Ueberzeugungstreue, aber dabei ohne Verständniß und Duldung für fremde Ueberzeugungen, wenn auch immer noch maßvoller als manche seiner Zeitgenossen. Wenn der großartige Briefwechsel, mit den bedeutendsten Theologen seiner Zeit (von über 60 Namen heben wir hervor: Flacius, Chytraeus, Jak. Andreae, Lucas Osiander, die beiden Heshusius, Reina, Chemnitz, Marbach und Hunnius), veröffentlicht würde, so würde sein Name gewiß bekannter sein. Bis jetzt ist aus dem im Predigerarchiv befindlichen Schatze nur weniges (besonders Briefe von Chemnitz, Flacius und Reina) gedruckt. —

Sein Sohn Sebastian R. (1579—1609) erwarb sich, wie der Vater, durch Reisen in Frankreich die Kenntniß der französischen Sprache, die ihn befähigte neben andern Thätigkeiten, den Gottesdienst der von Reina gegründeten lutherischen niederländischen Gemeinde in Frankfurt zu leiten, weshalb er den Titel „teutsch und französischer Prediger" führte, den auch sein Sohn und Enkel trugen. Eine Predigt, die er bei der Taufe eines Judenknaben, des nachmaligen Frankfurter Pfarrherrn Lichtenstein, gehalten, hat Spener im

Anhang seiner Leichenpredigt für diesen Lichtenstein mitgetheilt (Leichenpredigten II, 277).

Dessen Sohn, Johann Balthasar R. (I), 1607—1683, war ein Zeitgenosse Spener's, der auch ihm die Leichenrede hielt. Wie die meisten seiner Amtsbrüder, ordnete er sich anspruchslos dem überlegenen Manne unter, ohne dessen Pläne geradezu in besonderer Weise zu fördern. — Sein jüngerer Sohn Lucas Sebastian R. (1648—1709) war Frühprediger in Straßburg, während der ältere, der denselben Vornamen wie der Vater führte, Joh. Balth. R. II, (1644—1719) ihm schon bei Lebzeiten als Helfer zur Seite stand und dann sein Amt antrat, nachdem er anfangs in Paris eine Stelle an der französischen Gesandtschaft bekleidet hatte. Noch als Hülfsprediger bearbeitete er das in der französisch-lutherischen Gemeinde gebräuchliche Gesangbuch nebst dessen Anhängen unter dem Titel: „Les saintes occupations des ames fidelles", chez Balth. Chr. Woust 1674. Eine weitere Auflage ließ er im Jahre 1702 unter dem neuen Namen: „Heures Chrétiennes" erscheinen.

Johann Balthasar R. (III), geboren am 27. October 1674, † am 3. Januar 1743, erneuerte noch einmal den Glanz des Namens, insbesondere durch seine Studien über die Kirchengeschichte Frankfurts. Er wurde 1703 Pfarrer zu Niedererlenbach bei Frankfurt und wurde 1705 in die Stadt selbst berufen. Seit 1732 war er Mitglied des neugegründeten Consistoriums und in dieser Stellung einer der angesehensten Geistlichen. Sein Hauptwerk ist das Evangelische Denkmahl der Stadt Frankfurth am Mayn, bei Johann Friedrich Fleischer 1726 erschienen, in dem die Geschichte der Reformation in dieser Stadt auf Grundlage vieler zuvor unbekannter Urkunden dargestellt ist, von denen nicht wenige in Ritter's eigenen Besitz sich befanden. Das Werk ist bis heute eine werthvolle Fundgrube für die Frankfurter Reformationsgeschichte; und wenn auch die trefflichen Arbeiten von Senior Steitz u. a. in unserer Zeit in vieler Beziehung Ergänzungen und Berichtigungen gebracht haben, so fehlt es doch noch immer an einer ähnlichen zusammenfassenden Darstellung aus neuerer Zeit. Der Standpunkt Ritter's ist der der lutherischen Orthodoxie, den er übrigens in milderer Weise vertritt, als sein Ahnherr Matthias R. II, dessen Andenken er pietätvoll in dem Werke erneuert hat. Der am Anfang erwähnte Nachtrag von 1733, in dem er unter anderen zu beweisen sucht, daß Luther 1482 geboren sei, ist werthlos. Dagegen existirt noch eine Handschrift des Werkes in dem Archiv des Predigerministeriums, die viel vollständiger ist und bis 1600 läuft. Es scheint, daß R. sich durch die Rücksicht auf die zur Zeit der Herausgabe in Frankfurt anwesende kaiserliche Commission, die auch in kirchlichen Dingen von Einfluß war, zu manchen Streichungen und Zuthaten bestimmen ließ. Im J. 1723 hatte er jedenfalls noch vor, das damals schon abgeschlossene Werk vollständig herauszugeben; denn im Vorwort zu seiner Schrift: „Eigentliche und umständliche Beschreibung des Lebens M. Mat. Flacii Illyrici", Frankfurt im Verlag bei Wolfgang Christoph Multz, 1723, hatte er diese Monographie als eine Ausführung dessen bezeichnet, was Buch II Cap. III seines demnächst erscheinenden evangelischen Denkmals über diesen berühmten Theologen enthalten werde, während doch dies Werk in seiner im Druck vorliegenden Gestalt schon mit dem Jahre 1555 abschließt und nur ein Buch mit 5 Capiteln umfaßt. R. war in der Lage bei dieser Biographie des Flacius viele neue Urkunden, besonders auch seinen Briefwechsel mit Beyer und Ritter, zu benutzen, während manche bereits gedruckte Briefe von ihm nicht verwandt wurden. Die Beurtheilung des vielangegriffenen Mannes ist günstiger als es sonst damals üblich war, besonders auch als die Darstellung von Planck. R. lobt nicht nur des Flacius herrliche Gaben, sondern auch sein ehrliches Gemüth; er sieht in ihm „trotz seinen angehafteten Fehlern und

Schwächen ein Werkzeug, durch welches der Herr in seiner Kirche vormahlen sehr heilsame Dinge vor die Vertheidigung und Fortpflanzung der Evangelischen Wahrheit ausgerichtet". Als R. starb, war derjenige seiner Söhne, der gleich ihm Theologie studirt hatte, ihm bereits im Tode vorausgegangen, und da sein zweiter Sohn einen anderen Beruf ergriff, so hat mit ihm die bis dahin ununterbrochene Reihenfolge der Frankfurter Geistlichen dieses Namens ihr Ende gefunden.

Vgl. über ihn Rathlef u. Hirsching; über die älteren Glieder der Familie besonders die Epistola von Joannis.

H. Dechent.

Ritter: Albrecht R., Conrector zu Ilefeld, ein um die geologisch-mineralogische Kenntniß des Harzes und Thüringer Waldes verdienstvoller Gelehrter des vorigen Jahrhunderts, war im J. 1683 zu Holzhausen im Gothaischen geboren und starb um 1748. Er veröffentlichte zahlreiche Schriften mineralogischen Inhalts. Unter denselben sind zu nennen: „Oryctographia Goslariensis", 1733; „Oryctographiae Calenbergicae sive rerum fossilium, quae in ducatu el. Brunsvico-Luneburgico eruuntur, hist. phys. delin. specimen", 1743; „De fossilibus Osterodanis", 1734; „Relatio historica de itinere in Hercyniae montem", 1740; Supplementa scriptorum hist. phys. una c. syllabo fossilium Carlshüttensium", 1748; „Hist. phys. Sendschreiben vom Arend-See in M. Brandenburg", 1744; „Lucubratiuncula de alabastris Hohnsteinensibus", 1731; „Lucubr. de alabastris Schwarzburgicis", 1732; „Commentatio de Zoolitho-Dendroidis Sondershusianis", 1376; „Schedisma de nucibus margaceis vulgo Mergel-Nüssen", 1740.

Propädeutik der Mineralogie, v. Leonhard, Kopp u. Gärtner.

v. Gümbel.

Ritter: August Gottfried R., ein trefflicher Orgelspieler und Componist, geboren am 23. August 1811 in Erfurt, † am 26. August 1885 zu Magdeburg. Er widmete sich dem Schullehrerfache und besuchte das Seminar in seiner Vaterstadt und da er sich in der Musik auszeichnete, wurde er zur weiteren Ausbildung nach Berlin gesendet, um das Kgl. Institut für Kirchenmusik zu besuchen, welches bestimmt ist, die Kirchen mit guten Organisten zu versehen. Hier erwarb er sich nicht nur die Fertigkeit auf Orgel und Clavier, sondern wurde auch durch den Umgang mit dem Musikhistoriker Karl von Winterfeld in die Meisterwerke alter Kunst eingeweiht, deren Schöpfungen ihm stets als das höchste Ideal vorschwebten. Als Schüler Berger's in Berlin, des bekannten Claviervirtuosen, erreichte er eine so hohe Stufe der Vollendung, daß er selbst als Virtuose auftrat und sich in verschiedenen Städten hören ließ. Doch das Orgelspiel blieb sein Hauptstudium und zugleich das Mittel, mit dem er sich seinen Lebensweg bahnte. 1837 nahm er den Organistenposten an der Kaufmännerkirche in Erfurt an, mit der zugleich ein Lehramt an der Stadtschule verbunden war. Seine virtuosen Leistungen auf der Orgel und seine ernste Richtung in Hinsicht der Orgelcompositionen, denen er schon früh sein Talent widmete, brachten ihm 1844 den besser besoldeten Posten am Dome in Merseburg ein, mit dem kein Schullehreramt verbunden war. Diesem folgte die gut besoldete Stelle am Magdeburger Dom (1. September 1847), die er bis zu seinem Lebensende inne gehabt hat. Ritter widmete der Pflege des Orgelspiels einen großen Theil seiner Arbeitskraft, theils durch Erziehung von Schülern, theils durch praktische Lehrbücher, und es ist kein Zweig des Orgelspiels, in dem er nicht ein Lehrbuch geschrieben hätte. Mit Gotthilf Wilhelm Körner in Erfurt, der sich auch anfänglich dem Schullehrerstande gewidmet hatte, 1838 aber in Erfurt ein Musikverlagsgeschäft gründete, und hauptsächlich sich auf Orgellitteratur verlegte, trat er schon früh in Verbindung und gründete im Jahre 1844 eine Zeitschrift „Urania, Musikalisches Beiblatt zum Orgelfreund, zum Gebrauche für Seminaristen, Organisten und Lehrer,

unter der Direction von G. W. Körner und A. G. Ritter", dem er vier Jahre lang seine Kraft widmete. Der Orgelfreund, der in dem Titel erwähnt ist, war eine periodisch erscheinende Sammlung von Orgelstücken älterer und neuerer Meister, deren erstes Heft 1841 erschien und dann im Januar 1842 von der Zeitschrift „Euterpe", ebenfalls im Verlage Körner's, angezeigt wurde. Diesem Orgelfreunde sollte die Urania als belehrendes schriftstellerisches Blatt zur Seite stehen und der Verflachung des Orgelspiels, die damals in kaum glaublicher Weise herrschte mit allen Mitteln entgegengetreten werden. R. nahm sich dieser Aufgabe mit großem Eifer an und seine Bemühungen wurden nicht nur allgemein anerkannt, sondern sie trugen auch die besten Früchte. Ihm ist es mit zu danken, daß die classischen Orgelcompositionen eines Bach und älterer, wie neuerer Meister nicht nur allgemein bekannt wurden, sondern der Pflege der Orgel überhaupt mehr Aufmerksamkeit gewidmet ward, sowohl vom Staate, als von der Geistlichkeit und dem Publicum. Orgel und Orgelspiel traten wieder in den Kreis der Kunst und was das Eigenthum nur Weniger geblieben war, wurde zum Allgemeingut erhoben. Ritter's Bestrebungen fanden großen Anklang und sein Name wurde überall mit Achtung genannt. Dem Staate entging die Begabung Ritter's nicht und er wurde nicht nur zum Orgelrevisor und Richter über Orgeldispositionen ernannt, sondern sein Einfluß erstreckte sich bis auf die Anstellung von geeigneten Kräften als Organisten. Seinem Einflusse ist es auch zu danken, daß man dem Orgelbau selbst mehr Achtsamkeit zuwendete und die Verbesserungen, die in neuerer Zeit einen so überraschenden Umfang angenommen haben, sind in ihren kleinen Anfängen zum Theil auf R. zurückzuführen. — Das Glück bescheerte ihm auch eine Frau mit einem ansehnlichen Vermögen, welches ihn in den Stand setzte, seine stets nur nebenbei gepflegten historischen Studien über das Orgelspiel nun mit mehr Nachdruck zu betreiben und sich eine Bibliothek anzuschaffen, die ihm die Hülfsmittel in die Hand gab, eine Geschichte des Orgelspiels abzufassen. Schon früher hatte er in verschiedenen Zeitschriften kleinere historische Arbeiten veröffentlicht, die von seinen Quellenstudien Zeugniß ablegen, und als die Gesellschaft für Musikforschung sich bildete (1869), war er unter den Ersten, die mit Eifer und Theilnahme die Sache fördern halfen und in den ersten Jahrgängen der Zeitschrift, welche die Gesellschaft herausgab, finden sich auch von ihm mehrere interessante Aufsätze. Jedoch die vielfachen Amtsgeschäfte, denen er nicht entsagen wollte, ließen ihm nur wenig Zeit und nur stückweise konnte er das Material zu seiner Geschichte sammeln und bearbeiten. Da traf ihn in den Jahren 1873 u. 74 der harte Schlag, in der Zeit der allgemeinen Geldkrisis sein Vermögen zu verlieren, dies und das herannahende Alter lähmten seine Kräfte und ließen seine Geschichte unbeendet. Seine nächsten Freunde waren zwar darauf bedacht, dasjenige zu retten, woran er so lange gearbeitet hatte, doch sie fanden nur Bruchstücke und mit großem Widerstreben willigte er in die Veröffentlichung derselben. (Erschienen 1884 bei Max Hesse in Leipzig in 2 Bänden.) Er war so niedergebeugt, daß er den Freunden alle Mühe überließ und nicht gerade sehr taktvoll in einem kurzen mürrischen Vorworte sich die Hände wusch und alle Mängel den noch dazu ungenannten Herausgebern aufbürdete. So treue und aufopfernde Freundschaft verdiente wohl einen besseren Lohn, denn wenn die Geschichte auch nur aus ungleich behandelten Bruchstücken besteht, so sind doch einzelne Abschnitte, besonders diejenigen über die älteste Zeit so vortrefflich, daß wir bis jetzt nichts Aehnliches ihnen an die Seite stellen können. R. versuchte sich auch neben seinen Orgelcompositionen in größeren Musikformen, als in der Sinfonie, Sonate u. a., doch reichte seine Begabung hierzu nicht aus. Es sind fleißige Arbeiten, die von

trefflichen Studien und einem ernsten Streben Zeugniß geben, doch nur ein mittelmäßiges Compositionstalent zeigen. Sein eigentliches Feld war die schulmäßige Ausbildung des Orgelspiels und seine „Kunst des Orgelspiels", in 2 Bänden, gibt durch die zahlreichen Auflagen (1877 erschien der 1. Band in der achten und der 2. Band in der neunten Auflage) den Beweis, wie vortrefflich dieses Lehrwerk ist und wie es in der That eine Lücke in der Orgellitteratur ausfüllt.

Rob. Eitner.

Ritter: Christoph R., Goldschmied und Bildhauer in Nürnberg, geboren am 16. März 1610, wird als Zeichner, Erfinder und Modelleur gerühmt, der in Metall getriebene, sowie in Eisen und Speckstein geschnittene Arbeiten lieferte und fördernd auf viele Künstler seiner Vaterstadt einwirkte. 1644 wurde er von Kaiser Ferdinand III. berufen, doch lebte er später dauernd in Nürnberg. Von seinen Goldschmiedearbeiten erwähnt Sandrart, welcher bemerkt, daß R. gewöhnlich als Goldschmied bezeichnet würde, in Wahrheit aber ein Bildhauer sei, als berühmtes Werk ein großes Lampet (d. i. Waschbecken), in dessen Mitte, in getriebener Arbeit ausgeführt, die mit ihrem Gefolge mit reicher Beute von der Jagd heimkehrende Diana erschien, und welches in Amsterdam auf 1200 fl. geschätzt worden sei. Sein Hauptwerk war das im J. 1650 in Wachs ausgeführte Modell zu dem sogen. Peuntbrunnen, dessen elf Figuren in den Jahren 1652 bis 1660 von seinem Schüler Georg Schweigger in Ueberlebensgröße modellirt und dann von dem Glocken- und Geschützgießer Wolfgang Herold in Bronce gegossen wurden. Bei den Ciselirarbeiten war ein anderer Schüler Ritter's, der Regensburger Johann Jacob Wolrab drei Jahre lang betheiligt. Ritter's Modell hat sich nicht erhalten, ein Bild desselben geben uns die Stiche Joh. Ad. Delsenbach's und Michael Rößler's (letzterer bei Doppelmayr). Da der für den Marktplatz bestimmte Brunnen aus uns unbekannten Gründen nicht errichtet wurde, so brachte man die vollständig fertiggestellten Broncefiguren in einem Stadel des Peunthofes unter, bis Kaiser Paul I. von Rußland dieselben im J. 1797 um 66 000 fl. erwarb und in etwas veränderter Weise im großen Bassin des kaiserlichen Schloßparkes zu Peterhof aufstellen ließ. (Abgeb. in den Mittheil. f. Gesch. d. Stadt Nürnberg III, 1881.)

1658 entwarf er Wappenbilder und figürlichen Schmuck für die zum Empfange Kaiser Leopold I. errichtete Triumphpforte, an deren Ausschmückung sich auch die Bildhauer Georg Schweigger und Georg Pfründ betheiligten. — Es sollen Schaumünzen von ihm mit dem Monogramm CR vorkommen. Von seinen kleinen geschnittenen Arbeiten blieben viele unvollendet, da er, vom Schlage gerührt, in den letzten Jahren seines Lebens zu keiner rechten Arbeit fähig war. Er starb am 15. November 1676 und liegt mit seiner Ehefrau Barbara auf dem Johannisfriedhofe in Nürnberg begraben. Sein Bildniß weisen zwei Stiche auf, einer ohne Schrift, der andere mit der Unterschrift Georg Bachmann pinx[t.] in 4.

Außer Schweigger und Wolrab finden wir als seinen Schüler seinen Sohn Paul Hieronymus, der am 26. September 1654 geboren, sich auf das fleißigste bemühte, es seinem Vater gleich zu thun und es im Zeichnen, Modeliren und Treiben auch bald so weit brachte, daß er zunächst in Wien und dann in Venedig mit mancherlei Aufträgen bedacht wurde. Für den Gesandten Foscarini führte er in getriebenem Silber einen großen mit Putten und Laubwerk verzierten Spiegelrahmen sowie zwei Tische mit Sesseln so meisterhaft aus, daß jener beschloß, ihn mit sich nach Spanien zu nehmen. Aber ein Brustgeschwür zwang ihn, in Venedig zu bleiben und machte hier bald seinem jungen Leben ein Ende. Er starb im J. 1679 im Alter von 25 Jahren und wurde mit vielen Ehrenbezeugungen in der Kirche S. Eustachio begraben.

Des Andr. Gulden Fortsetzung von Neudörfer's Nachr. um 1660, herausgg. von Dr. G. W. K. Lochner, 1875. — Joach. v. Sandrart, Teutsche Academie. 1675. — Joh. Gab. Doppelmayr, Histor. Nachr. von den Nürnb. Mathematicis und Künstlern ꝛc., 1730. — C. G. v. Murr, Beschreib. d. schönen zu einer Fontaine auf d. Marktplatz bestimmten Figuren von Bronce ꝛc., 1797. — G. K. Nagler, Die Monogrammisten, 1860. — F. Wanderer, Die Gesch. d. Nürnb. Peuntbrunnen, in den Mittheil. f. Gesch. d. Stadt Nürnberg III (1881). P. Rée.

Ritter: Franz R., Philologe, 1803—1875. Er wurde in Medebach im Kreise Brilon in Westfalen am 15. Februar 1803 geboren, erhielt seine Schulbildung auf dem Gymnasium in Arnsberg und studirte dann seit 1824 in Bonn und Berlin Philologie. Im August 1828 wurde er in Bonn auf eine Abhandlung „De Aristophanis Pluto“ zum Dr. phil. promovirt; im September 1829 habilitirte er sich daselbst als Privatdocent für classische Philologie; im Februar 1833 wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt. In dieser Stellung, die er am 22. Mai 1833 mit einer Rede „De Quintiliano comoediae romanae iudice haud aequo“ antrat, ist er bis an seinen Tod verblieben; im Jahre 1865 wurde er auf kurze Zeit Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission. Er starb am 22. October 1875. Es war ihm nicht gelungen, sich als Docent neben seinen hervorragenden Collegen, namentlich Ritschl, Geltung zu verschaffen; auch seine wissenschaftlichen Arbeiten fanden trotz ihrer großen Zahl wegen des Mangels kritischer Schärfe nur vorübergehende Beachtung. Zu nennen sind von seinen Arbeiten über Tacitus die Einzelausgaben des Agricola (1832), der Germania (1855), des Dialogus de oratoribus (1859), die drei Gesammtausgaben 1834—36, 1848 und 1864—67; ferner die umfangreiche Horaz-Ausgabe 1856 bis 1857. Auch von Tertullianus, Terentius, Celsus de re medica, Aristoteles' Poëtik, der Octavia des Maternus, Sophocles und anderen Schriftstellern hat er zum Theil umfängliche Einzelausgaben erscheinen lassen.

Mittheilungen aus den Acten der Universität Bonn. — Ritter's Schriften sind, allerdings nicht vollständig, aufgeführt in W. Pökel's Philol. Schriftsteller-Lexicon 1882, S. 227. R. Hoche.

Ritter: August Heinrich R., geboren in Zerbst am 21. November 1791, † am 3. Februar 1869 in Göttingen, besuchte das Gymnasium seiner Geburtsstadt und studirte hierauf 1811—15 Theologie und Philosophie an den Universitäten Halle, Göttingen und Berlin, woselbst Schleiermacher einen entscheidenden Einfluß auf ihn ausübte. Im J. 1815 machte er als Freiwilliger den Befreiungskrieg mit und 1817 promovirte er in Halle mit einer Dissertation „De inscitia humana“, worauf er sofort sich in Berlin als Privatdocent habilitirte, wobei er an die Abhandlung „Ueber die Bildung des Philosophen durch die Geschichte der Philosophie“ (1817) die Herausgabe einer von der Berliner Akademie gekrönten Preisschrift (über das Verhältniß des Cartesianismus zum Spinozismus) knüpfte, welche er noch als Student verfaßt hatte. Er las über Logik und über Geschichte der Philosophie und erhielt 1824 eine außerordentliche Professur; auch wurde er im Hinblick auf seine historische Richtung (1832) von der Berliner Akademie unter ihre Mitglieder aufgenommen. Im J. 1833 folgte er als Ordinarius einem Rufe nach Kiel und von dort ging er 1837 in gleicher Eigenschaft nach Göttingen, wo er bis an sein Lebensende wirkte. Seine litterarische Laufbahn begann er mit Einzeluntersuchungen, welche für die damalige Zeit ganz verdienstlich waren, nämlich: „Ueber die Lehre des Empedokles“ (1820 in Wolf's Analekten), „Geschichte der jonischen Philosophie“ (1821), „Geschichte der pythagoreischen Philosophie“ (1826), „Ueber die Philosophie der megarischen

Schule“ (im Rhein. Museum, Jahrg. 2). Daneben erschienen auch „Vorlesungen zur Einleitung in die Logik“ (1823), „Abriß der philosophischen Logik“ (1824, 2. Aufl. 1829), wobei der Standpunkt Schleiermacher's zu Grund gelegt ist, und ferner „Die Halbkantianer und der Pantheismus“ (1827). Hierauf aber folgte das große umfassende Werk „Geschichte der Philosophie“ (12 Bände, 1829—53; 2. Aufl. der vier ersten Bände 1836—38), welches mit der unmittelbar vor Kant vorhergehenden Zeit schließt und innerhalb dieser Beschränkung die ausführlichste Darstellung ist, welche wir besitzen; durch das Ganze zieht sich eine gewisse Schleiermacher'sche Einseitigkeit, vermöge deren es R. nicht vermochte, irgend aristotelischen Strömungen gerecht zu werden, und auch im Einzelnen zeigen sich, besonders im Mittelalter, manche Flüchtigkeiten und schiefe Auffassungen, so daß für genauere Forschung noch Mancherlei zu thun übrig blieb. Gemeinschaftlich mit Preller, welcher aber den Hauptantheil hatte, bearbeitete er „Historia philosophiae graeco-romanae ex fontium locis contexta“ (1838, 5. Aufl. 1875), auch gab er (1839) aus Schleiermacher's handschriftlichem Nachlasse die Geschichte der Philosophie heraus. Unter dem Titel „Die christliche Philosophie nach ihrem Begriffe, ihren äußeren Verhältnissen und ihrer Geschichte bis auf die neuesten Zeiten“ (2 Bände 1858 f.) erschien ein Auszug aus den betreffenden Bänden des größeren Werkes nebst einer auf die Neuzeit fortgeführten Ergänzung und in Raumer's Historisches Taschenbuch (1856) lieferte R. eine „Kurze Uebersicht über die Geschichte der Philosophie“. Zu diesen geschichtlichen Arbeiten kamen noch anderweitige Schriften, nämlich: „Ueber das Verhältniß der Philosophie zum Leben“ (1835), „Ueber die Erkenntniß Gottes in der Welt“ (1836), „Ueber das Böse“ (1839, veranlaßt durch Julius Müller „Ueber die Sünde“); unter dem Titel „Kleine philosophische Schriften“ (2 Bände 1839) gab er eine Darlegung der Principien der Rechtsphilosophie und der Aesthetik; wenig Beifall fanden die drei kleineren Arbeiten „Ueber unsere Kenntniß der arabischen Philosophie“ (1844), „Ueber Emanationslehre“ (1847) und insbesondere „Ueber Lessing's philosophische und religiöse Grundsätze“ (1847). Es folgten noch „Versuch zur Verständigung über die neueste Philosophie seit Kant“ (1853), „System der Logik und Metaphysik“ (1856), „Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften“ (3 Bde. 1862—64), ferner die populäre Schrift „Unsterblichkeit“ (1863, 2. Aufl. 1866), sodann „Ernst Renan über die Naturwissenschaft und die Geschichte mit den Randbemerkungen eines deutschen Philosophen“ (1865) und „Philosophische Paradoxa“ (1867), worin er den Standpunkt vertrat, daß die Welt schlechthin gut sei. Aus seinem Nachlasse veröffentlichte Peipers „Das Böse und seine Folgen“ (1869, 2. Aufl. 1876). Die eigenen philosophischen Ansichten Ritter's weisen nicht auf ein einheitliches selbständiges Princip zurück, sondern ein gewisser Eklekticismus verträgt sich bei ihm mit seiner Neigung zu Schleiermacher, und es fehlt an fester Folgerichtigkeit des Ganzen und der einzelnen Zweige der Philosophie, indem er in theologisirender Weise eine Vereinbarung verschiedener Anschauungen versucht und hiebei nicht nur die Wirklichkeit einer göttlichen Offenbarung, sondern sogar das Auftreten der Wunder zu rechtfertigen unternimmt.

Prantl.

Ritter: Henry R. (Maler), geboren in Canada am 14. Mai 1823, wo sein Vater, ein geborener Hannoveraner, damals als englischer Officier in Garnison stand. Mit demselben, der im J. 1825 als Major im Hamburger Militär Anstellung fand, kam der Sohn nach Hamburg, wo er seine Schulbildung vollendete, und unter Gröger's Leitung sein Talent als Maler auszubilden versuchte. Auf der Akademie in Düsseldorf, sowie auf Kunstreisen in Deutschland und Frankreich, vervollkommnete er sich immer mehr, so daß seine Bilder, Land-

schaften und Genrestück, großen Beifall fanden. Gern malte er Strandansichten, Scenen aus dem Leben der Schiffer, Fischer und Schmuggler. Als sein bestes Gemälde galt der „Wilddieb vor Gericht". — Für Reinick's „Bilder und Lieder" (1842) radirte er zwei vortreffliche Blätter. — Nach mehrjähriger, durch ein Nervenleiden verursachter Unthätigkeit kam er 1852 wieder nach Düsseldorf und schaffte rüstig in alter Weise, bereiste auch im nächsten Sommer England und lieferte höchst geistreiche satyrische Zeichnungen für Zeitschriften, z. B. für die Düsseldorfer Monatshefte. Dann aber im December 1853 kehrte sein altes Nervenleiden zurück, worauf ein Blutsturz seinem noch viel Schönes versprechenden Leben ein Ende machte.

Hamb. Künstlerlexikon, S. 202. — Nagler, Bd. 13, S. 210.

Beneke.

Ritter: Johann Wilhelm R., geboren am 16. December 1776 in Samitz bei Hainau in Schlesien, † am 23. Januar 1810 in München. R. war erst Pharmaceut, studirte dann von 1795 ab in Jena und privatisirte daselbst, in Gotha und in Weimar bis 1804, in welchem Jahre er als ordentl. Mitglied der bairischen Akademie nach München berufen ward. R. hat in der kurzen Zeit seiner Gelehrtenlaufbahn eine außerordentliche Thätigkeit entwickelt, und ist als der Entdecker einer Reihe grundlegender Thatsachen, namentlich auf dem Gebiete des Galvanismus und der physiologischen Elektricität, zu nennen. Es ist auffallend, daß die großen wissenschaftlichen Verdienste Ritter's zu seiner Zeit so wenig allgemeine Beachtung fanden. Dies gilt sowol von denjenigen Entdeckungen, welche R. vor Anderen, denen sie zugesprochen wurden, machte, als solchen Angaben, welche lange Jahre der Vergessenheit anheim fielen und erst spät, zum Theil erst in jüngster Zeit weiter verfolgt und zu wichtigen Zweigen der Physik entwickelt worden sind.

Bereits 1798, also bald nach Abschluß seiner Studienzeit, gab R. eine Schrift heraus („Beweis, daß ein beständiger Galvanismus den Lebensproceß im Thierreiche begleitet", Weimar, 8⁰), in welcher er das Gesetz der Wirksamkeit einer aus verschiedenen Körpern aufgebauten galvanischen Kette so angibt, daß darin zwei Jahre vor Erfindung der Volta'schen Säule, das Princip derselben und der Anfang des Spannungsgesetzes erkannt werden muß (s. § 9 ff. obiger Schrift und Beiträge 1, 2, S. 210 ff.). Von 1799 an bis 1805 veröffentlichte R. in verschiedenen Zeitschriften (Gehler's Journal für Chemie, Gilbert's Annalen, Crell's Annalen, Voigt's Magazin) viele auf Galvanismus und Elektrophysiologie bezügliche Abhandlungen, deren größerer Theil, zusammen mit der eben erwähnten Schrift in einem zwei Bände starken Werke zusammengefaßt ist („Beiträge zur näheren Kenntniß des Galvanismus und der Resultate seiner Untersuchung." Bd. I, 4 Stücke, Bd. II, 5 Stücke. Jena 1800—1805, 8⁰). Daran schloß sich im J. 1805 die Schrift „Das elektrische System der Körper, ein Versuch", Leipzig 1805, 8⁰, unmittelbar an, und 1806 die „Physisch-chemische Abhandlungen in chronologischer Ordnung", 2 Bände, Leipzig. In diesen Arbeiten sind die wichtigsten Entdeckungen Ritter's enthalten, deren einfache Aufzählung genügt, die hohe wissenschaftliche Stellung desselben zu beweisen. Nachdem von Ash 1796 und von A. v. Humboldt 1797 zuerst chemische Wirkungen in der galvanischen Kette beobachtet waren, hat R. 1799 grundlegende Beobachtungen über die Elektrolyse gemacht, den Unterschied der offenen und geschlossenen Kette für die elektrolytischen Wirkungen erkannt (Gilbert's Annalen 1799, II, 80), die Zerlegung des Wassers und von Metallsalzen in der Kette und an den Poldrähten der Säule nachgewiesen, so daß ihm also die Priorität vor Nicholson und Carlisle zuzusprechen ist. R. bewirkte auch zuerst die Wasserzersetzung durch Reibungselektricität.

Die Theorie Ritter's über den Vorgang bei der Elektrolyse ist allerdings mangelhaft, er kommt z. B. bei der Zersetzung des Wassers zu der jetzt sehr sonderbar klingenden Behauptung, das Wasser sei ein chemisch einfacher Körper, welcher durch eine außerhalb desselben liegende Ursache theils in Hydrogen, theils in Oxygen verwandelt werde. Ritter's Anschauung über die elektrischen und chemischen Vorgänge in der galvanischen Kette stehen übrigens den heutigen Ansichten nahe, indem er zeigte, daß eine Erregung der Elektricität nur stattfinde unter gleichzeitig vorhandener chemischer Wirkung. Die besondere Beachtung der chemischen Erscheinungen in der Kette führten R. zur Entdeckung der galvanischen Polarisation (1802 im Journal de physique Bd. 57, S. 345, dann auch in Voigt's Magazin Bd. VI). Dies leitete ihn zur Erfindung der Ladungssäule, der ersten Vorrichtung dieser Art, welche jetzt in den secundären Elementen oder Accumulatoren eine so große Bedeutung gewonnen hat. R. ist ferner neben Behrens als der Erfinder der trockenen Säule zu nennen (Reichsanzeiger 1802, Nr. 66, später abgedruckt in den physisch-chemischen Abhandlungen II, S. 270), die erst viel später, nach der ihr von Zamboni gegebenen Anordnung, allgemein bekannt wurde und gewöhnlich mit dem Namen des Letzteren bezeichnet wird. Von R. rührt die erste Wahrnehmung der ungleichen Erwärmung der Elektroden her (Gilbert, Ann. 1801, IX). In dem „elektrischen System der Körper" hat R. eine sehr vollständige Spannungsreihe der Körper angegeben und versucht die galvanische und elektrische Leitungsfähigkeit unter einem gemeinsamen Gesichtspunkte zusammenzufassen. Diesen glaubte er darin zu finden, daß für die galvanische Leitung die Oxydirbarkeit die gleiche Bedeutung habe, wie für die elektrische die Rigidität. Bei Gelegenheit der elektrolytischen Zerlegung des Hornsilbers machte R. die Entdeckung von der chemischen, oxydirenden und Phosphorescenz erregenden Wirkung der ultravioletten Strahlen und der entgegengesetzten reducirenden Wirkung der rothen und ultrarothen Strahlen (Beiträge, 3—5. Stück, §§ 102 ff., 280 ff.). Noch sind hier von Ritter's Beobachtungen zu erwähnen die Entstehung von Thermoströmen (Gilbert, Ann. 1801, IX, 293) und die unipolare Leitung der Flamme (ebend. S. 335).

Endlich scheint R. auch die Abhängigkeit des Widerstandes von den Dimensionen des Leiters richtig erkannt zu haben (Beiträge, Bd. I, 4. Stück, S. 256), worüber aber die Versuche nicht mitgetheilt werden. Diese können nur mangelhaft gewesen sein, wie er denn z. B. das Eisen als den „ausgemacht besten irdischen Leiter der Elektricität" bezeichnet (Beiträge, Bd. I, 4. Stück, S. 231) und daran eine Reihe speculativer Betrachtungen knüpft. Die bisher erwähnten Entdeckungen Ritter's erscheinen um so bemerkenswerther, als die ihm zur Verfügung stehenden Mittel zur Messung der Stärke und Richtung der Elektricität nur in dem Elektroscope mit Condensator und in den physiologischen Wirkungen bestanden. Infolge theoretischer Ansichten von dem Zusammenhange der Polarität einer galvanischen Säule mit der magnetischen Polarität stellte R. den Satz auf: jede solche Säule sei ein wirklicher Magnet. Die experimentelle Beweisführung gelang ihm aber trotz ausgedehnter Versuche nicht, weil er die Beziehung darin nachzuweisen suchte, daß er den Strom durch Stahl- und Eisendrähte leitete (Beiträge, Bd. II, 1. Stück, S. 57 ff.). Aber für die Vorgeschichte der Entdeckung des Elektromagnetismus ist es nicht ohne Interesse, folgende Bemerkung zu lesen (a. a. O. Ann. S. 76): „Es ist dem Experimentator nicht sehr angenehm, wenn er den Erfolg von Untersuchungen in seiner Einsamkeit allein ohne einen verständigen Zeugen sehen und aufnehmen will. Um so lieber erwähne ich gleich anfangs schon, daß ich bei mehreren der nachfolgenden Versuche diese Unannehmlichkeit nicht hatte. Herr D. Oersted aus Kopenhagen hat Verschiedenes davon mit angesehen und freundlich einen Theil

der Geduld mit mir getheilt, ohne den es freilich bisweilen nicht abgehen wollte". Es ist wol nicht zu bezweifeln, daß der berühmte Entdecker der Ablenkung der Magnetnadel durch den Strom bei dieser Gelegenheit die Anregung empfing, die Versuche fortzusetzen, durch welche der Zusammenhang des Magnetismus und elektrischer Ströme nachgewiesen werden sollte.

Ritter's Verdienste auf dem Gebiete der physiologischen Elektricität sind in den Untersuchungen über thierische Elektricität von E. du Bois-Reymond ins rechte Licht gestellt worden. Dieser zeigt nämlich, daß es R. gelang, Zuckungen ohne Metall hervorzubringen, was vorher nur von Galvani beobachtet worden war. Besonders aber führt du Bois-Reymond aus, daß R. der Entdecker der „Modificationen der Erregbarkeit durch geschlossene Ketten" ist und die Ursachen der Nervenerregung durch den elektrischen Strom tiefer erfaßte, als seine Vorgänger und selbst A. Volta. R. entdeckte vor Marianini das Gesetz der Stromschwankungen d. h. das Gesetz, daß die Nervenerregung nicht von der absoluten Intensität der Elektricität, sondern von der Größe in deren Schwankungen abhängig ist. Er zeigte, wie man sich in den Kreis einer zweigliedrigen Kette ohne Schlag „einschleichen" könne, indem man den Strom durch nach und nach erfolgende Einschaltung einzelner Glieder der Kette verstärkt. Zur Erklärung der auffallenden Thatsache, daß Ritter's bedeutende Entdeckungen nicht sofort in das Eigenthum der Wissenschaft übergingen, theilweise in Vergessenheit geriethen und Andern zugeschrieben wurden, lassen sich verschiedene Gründe angeben. Hoppe (Zur Geschichte des Volta'schen Spannungsgesetzes, Elektrotechnische Zeitschrift 1888, S. 36) meint in Bezug auf Ritter's Arbeiten über die Wirkungen der galvanischen Säule, daß die allgemeine politische Lage jener Jahre einerseits, die größere Bestimmtheit andererseits, mit welcher Volta das vorher von R. entdeckte Spannungsgesetz aussprach, der allgemeinen Anerkennung der deutschen Entdeckung hinderlich gewesen sei. Letzteres ist wohl zutreffend, wird aber schärfer auszudrücken und als eine Folge der damals in Deutschland noch herrschenden Naturphilosophie aufzufassen sein. Du Bois-Reymond äußert sich (Untersuchungen über thierische Elektricität I, 263, 317) in besonderer Bezugnahme auf R. in diesem Sinne sehr zutreffend folgendermaßen: „Ungleich tiefer (als Volta) schaute in diesem Punkte (der Nervenerregung) unser R., aber er wußte seine Beobachtungen in ein so wunderbares und undurchdringliches Dunkel zeitgemäßer Philosopheme zu verkleiden, daß viel guter Wille dazu gehört, die darin versteckte Wahrheit zu entziffern und daß sie jedenfalls wirkungslos an seiner Mitwelt und seinen Nachfolgern vorüberging." Und an einer andern Stelle: „Wenn bereits die Ueberschrift dieser Abhandlung (betrifft das Gesetz der Zuckungen) davon zeugt, daß ihr Urheber unter dem verderblichen Einflusse der damals in Deutschland herrschenden Philosophie stand, so ist leider der Inhalt wenig geeignet, das dadurch erweckte Mißtrauen wieder einzuschläfern. Man sieht R., anstatt den Methoden zu huldigen, deren Erfolge er in Volta's Entdeckungen so sprechend vor Augen hatte, als willigen Adepten jener vermeintlich höheren Physik, nach Analogien und Gegensätzen haschen und statt in der mechanischen in der idealistischen Construction der Erscheinungen ihr Verständniß suchen."

R. ist gerade wegen seiner wirklich großen Bedeutung vielleicht das schlagendste Beispiel dafür, wie weit die Physik in Deutschland durch ihre Unterordnung unter naturphilosophische Speculationen zurückgeworfen wurde und in der Mitarbeit an der Wissenschaft gegenüber den Italienern, Franzosen und Engländern zurückblieb, bei denen die inductive Methode zur vollen Geltung gelangt war. Wie weit ein so begabter Gelehrter wie R. durch vorgefaßte philosophische Ansichten in die Irre geführt werden konnte, zeigt sein Eintreten für den Wasser-

fühler und Metallfinder Campetti im J. 1807. Auf Ritter's Veranlassung wurde eine besondere Commission der Münchener Akademie mit der Prüfung der Campetti'schen Behauptungen eingesetzt, welche aber zu keinem Ergebnisse kam. Schelling, Franz Baader, Gehler, Winterl und Buchholz waren auf Ritter's Seite. Erst eine scharfe Kritik Gilbert's, dem sich P. Erman, Pfaff u. A. anschlossen, beseitigte den Spuk. R. aber war noch 1809 in einem von v. Salis übersetzten Werke von Amoretti (Phys. u. histor. Untersuchungen über die Rhabdomantie oder animalische Elektrometrie von C. Amoretti, übersetzt von v. Salis, mit ergänzenden Abhandlungen von J. W. Ritter. Berlin 1809) für die sogenannte animalische Elektrometrie eingetreten. Vor seinem Tode aber erklärte er (Annales de Chimie, Bd. 72, S. 336) die Wünschelruthe u. s. w. für Erzeugnisse des Aberglaubens und die dafür angegebenen Erscheinungen für nichtig.

Ein vollständiges Verzeichniß der Schriften und Abhandlungen Ritter's findet sich in Poggendorff's biogr.-liter. Handwörterbuch II, 652.

Karsten.

Ritter: Joseph Ignaz R., katholischer Theologe, geb. am 12. April 1787 zu Schweinitz (nicht Schweidnitz, wie in manchem Lexikon steht!) in Preußisch-Schlesien, studirte an der Universität zu Breslau, wo er das Baccalaureat der Theologie erhielt und wurde am 6. October 1811 zum Priester geweiht. Hierauf wirkte er als Caplan in Grottkau und von 1818—23 an der St. Hedwigskirche in Berlin. Als er 1821 die Schrift des heiligen Chrysostomus über das Priesterthum übersetzt herausgab, erhielt er von der theologischen Facultät zu Breslau die theologische Doctorwürde und 1823 wurde er ordentlicher Professor der Kirchengeschichte an der Universität zu Bonn. Im J. 1830 kam er als Professor und zugleich Domherr nach Breslau, wo er außer Kirchengeschichte auch noch neutestamentliche Exegese und Dogmatik zeitweilig vortrug. Nach der Resignation des Fürstbischofs Sedlnitzky wurde R. am 4. December 1840 zum Capitularvicar gewählt, von der Regierung zwar nicht anerkannt, verwaltete aber dennoch das Bisthum bis zum Amtsantritt des Fürstbischofs Knauer am 23. April 1843. Gelegentlich seiner Wahl zum Capitularvicar wurde er zum Doctor juris promovirt. Als Capitularvicar erließ R. am 24. October 1842 eine Verordnung über katholische Einsegnung gemischter Ehen, welche damals von großer Bedeutung war. Fürstbischof Knauer ernannte R. zu seinem Generalvicar und Fürstbischof Diepenbrock verlieh ihm die Domdechantei am 21. Juni 1846. Hatte er schon zur Zeit des in Breslau sich erhebenden Rongeanismus seine Feder ergriffen und über die Verehrung der Reliquien und besonders des heiligen Rocks in Trier geschrieben, so betrat er noch im Greisenalter den Kampfplatz, indem er gegen Superintendent Eichler seine „Offene Briefe“ 1855 und gegen Dr. Bunsen „Die beiden Dioskuren“ 1856, seine letzte Schrift schrieb. Der sehr wohlthätige und heitere Domdechant R. starb am 5. Januar 1857. Seiner fruchtbaren litterarischen Thätigkeit entstammen folgende Schriften: „Des heil. Chrysostomus 6 Bücher vom Priesterthum, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet“. Berlin 1822; „Eusebii Caesar. de divinitate Christi placita“. Bonae 1824, 4°; sein Hauptwerk: „Handbuch der Kirchengeschichte“. Bonn 1826—30. 2. Aufl. 1836—38, 3 Bde. 3. Aufl. 1846—47, 2 Bde. 4. Aufl. 1851, 5. Aufl. 1854, 6. Aufl. von Ennen besorgt, Bonn 1862; „Der wahre und der verkannte Katholik. Nach Gother's engl. Werke im Auszuge Challoner's. Aus dem Englischen übersetzt“. Bonn 1827, 2. Aufl. 1845; „Pellicia, de christianae Ecclesiae primae, mediae et novissimae aetatis Politia libri VI, curantibus Ritter et Braun,“ III Tomi in 2 Vol. Coloniae 1829—38; „Jahrbücher der Gesellschaft zur

Verbreitung des Glaubens, aus dem Französischen übersetzt von J. J. Ritter, W. Smets" 2c. Jahrg. 1834 u. 1835 4 Hefte, Jahrg. 1836 u. 1837 3 Hefte, Jahrg. 1838 6 Hefte, Jahrg. 1839—48 6 Hefte, Köln; „Andenken an Prof. Dominikus Unterholzner". Breslau 1838; „Irenikon oder Briefe zur Förderung des Friedens und der Eintracht zwischen Kirche und Staat." Leipzig 1840; „Beleuchtung der Zeitungsartikel darüber." Ebendas.; „Der Kapitular-Vicar, eine kanonistische Abhandlung." Münster 1842; „Geschichte der Diöcese Breslau. I. Theil. Von der Pflanzung des Christenthums in Schlesien bis zum J. 1290." Breslau 1845; „Ueber die Verehrung der Reliquien und besonders des heil. Rockes von Trier. Eine Vorlesung." Breslau 1845; „Antwort deßhalb, auf einen Zeitungsartikel." Ebendas.; „Die deutsche Kirchenfreiheit." 1848; „Offener Brief an den Superintendenten Eichler." Breslau 1855; „Die beiden Dioskuren der protestantischen Kirche in Deutschland: Bunsen u. Stahl." Breslau 1856. Außerdem gab R. zwei Jahrgänge (1832 u. 1833) der Breslauer Zeitschrift für katholische Theologie heraus und veröffentlichte in der Bonner Zeitschrift für Philosophie und katholische Theologie folgende Aufsätze: „Ueber den Ursprung und die Einführung des Christenthums in Böhmen"; „Beiträge zur Geschichte des Catechismus Romanus und über eine neue Ausgabe zu Breslau nach der editio princeps"; „Einige Gedanken über Volksschulen in ihrem Verhältnisse zur Kirche", endlich den Artikel „Eusebius" in Aschbach's Kirchenlexikon.

Vgl. den Nekrolog über J. J. Ritter im Schlesischen Kirchenblatt 1857, S. 50. — Werner, Geschichte der katholischen Theologie. Seit dem Trienter Concil bis zur Gegenwart. S. 608 u. 609, wo auch eine treffende Charakterisirung der Geschichtschreibung Ritter's gegeben ist. — Meer, Characterbilder aus dem Clerus Schlesiens. S. 164. Breslau 1884.

Otto Schmid.

Ritter: Karl R., hervorragender Geograph, geb. am 7. August 1779 zu Quedlinburg, † am 28. September 1859 zu Berlin. Ritter's Vater war der fürstliche Leibmedicus Friedrich Wilhelm R., ein trefflicher, in weiteren Kreisen seiner Zeitgenossen verehrter Mann, der, im Alter von 38 Jahren abgerufen, sechs Kinder hinterließ, deren jüngstes unser Karl R. war. Seine Wittwe bewies sich in der Erziehung dieser Kinder als eine Frau von seltenem Verstande und Charakter; die Art, wie sie mit Hülfe des jungen Guths Muths (s. A. D. B. X, 224) dieselbe ordnete, erschien sogar dieser in Erziehung schwer sich genugthuenden Zeit als eine ganz besonders sorgsame und durchdachte. Es sind Theile des Briefwechsels erhalten, welchen sie mit diesem hervorragenden Pädagogen über die Erziehung ihrer Kinder unterhielt; dieselben sind ein schönes Denkmal einer frommen, ideal gestimmten Seele, deren ganzes Trachten in dem einzigen Wunsche aufging, „daß meine Kinder einmal der Welt nützliche Menschen und Gott wohlgefällige Christen werden möchten". R. verlor diese Mutter in seinem 21. Jahre. Sie hatte lange genug gelebt, um Keime seinem Gemüthe einzupflanzen, die nicht mehr untergingen, so lange er lebte Seine echte Frömmigkeit, seine vom idealsten Sinne getragene Lebensführung bezeugten bis an sein Ende die Vortrefflichkeit der Frau, die bis in sein Jünglingsalter hinein nicht bloß den erziehenden Einfluß der Mutter, sondern auch den veredelnden der Freundin auf ihn geübt hatte, den Einfluß, der ins Tiefste sieht, dem nichts unvertraut bleibt. Lange Zeit war Guths Muths, der Erzieher, welchen Ritter's Vater schon als Gymnasiast in sein Haus genommen hatte, der Einzige, welcher in diesen Einfluß mit der Mutter sich theilte, und neben ihr gebührt ihm der größte Antheil an der Erziehung des Knaben und des Jünglings. Dieser Mann, der den Naturen, in die er sich ganz eingelebt hatte, im Innersten verwandt war, so daß ein

familienhafter Zug ihn mit denselben verband, hat auch noch auf die spätere Entwickelung Ritter's, selbst auf seine wissenschaftliche Richtung einen Einfluß geübt. Nun wollte es ein eigenthümliches Schicksal, daß der junge Karl der Fürsorge dieses Erziehers mehr als die andern Kinder anheim gegeben werden mußte. Als nämlich Salzmann 1784 das kleine Landgut Schnepfenthal am Fuß des Thüringer Waldes gekauft hatte, um hier in ländlicher Einsamkeit eine Erziehungsanstalt nach Grundsätzen der Naturgemäßheit zu begründen, und es sich darum handelte, erst noch die hinreichende Zahl von Schülern zu gewinnen, vernahm er zufällig den Tod des Leibmedicus R. in Quedlinburg und daß derselbe eine Wittwe mit sechs unmündigen Kindern hinterlassen habe. Er ließ Karl, als den jüngsten prüfen, fand ihn geeignet zur Aufnahme und mit ihm trat nun Guths Muths als Lehrer in die junge Anstalt ein. Später kam auch ein älterer Sohn der Wittwe Ritter zu Salzmann und Guths Muths erhielt nach dem dort herrschenden Brauche, der jedem von den Lehrern ein Paar von den Schülern zur besonderen Erziehung überwies, auch hier wieder seine geliebten früheren Zöglinge.

Karl R. ist in Schnepfenthal gebieben, bis er zur Universität ging; er hat sich hier all' das erworben, was Erziehung und Unterricht in dieser damals viel bewunderten Musterschule zu bieten vermochten. Die Erziehung aber war die Hauptsache. Er wurde ein Jüngling von hervorragender Kraft und Gewandtheit, entwickelte Fertigkeiten im Rechnen und Zeichnen, gewann Kenntnisse in den neueren Sprachen, in der Geschichte und ganz besonders in der Geographie. Er zeigt von Anfang an gute Gaben und empfängt das Lob eines „ungemein glücklichen Kopfes". Im Sommer 1787 schreibt Guths Muths über ihn: „Karl ist fleißig, behält ungleich leichter als sein Bruder, ist sehr achtsam in den Lectionen, für seine Jahre schon weit in gutem, richtigen Urtheile, sehr theilnehmend, lustig und munter, gefällig, aber, wenn's d'rauf ankommt, auch wohl unordentlich. Die Erwerbslust schlummert noch tief in ihm (es gehörte zu den Erziehungsgrundsätzen Schnepfenthals, die Knaben durch Gewöhnung an kleine Handelsgeschäfte mit Papier, Federn, Bleistiften u. s. w. möglichst früh in die Praxis des Lebens einzuführen) und darüber kann ich nun eben nicht böse sein, denn er ist noch zu jung, zu unschuldig, zu flatterhaft dazu. Er macht unter vielen, selbst großen Zöglingen die besten Landkarten". In der Geographie gibt ihm Guths Muths das beste Lob, er meint, es sei eine Freude, ihn zu unterrichten und stellte ihm scherzhafterweise sogar das Prognostikon, daß er einmal Professor der Geographie werden müsse. Salzmann, der mit der Sicherheit des Enthusiasten auch die schwierige Aufgabe der Berufswahl für seine Schüler zu lösen pflegte, legte einseitigen Werth auf die von Karl bewiesene Neigung und Gabe zu Kunst- und Handfertigkeiten, als er ihm vorschlug, Maler oder Kupferstecher zu werden, während Guths Muths mit der Ueberlegenheit des tieferen Blickes in die Seele des jungen Freundes ihn auf den Weg des Erziehers von gelehrter Bildung wies. R. bezog 1796 die Universität Halle, um sich nach einem klar vorgezeichneten Plane zum Erzieher heranzubilden. Er war das Jahr vorher mit dem Frankfurter Kaufmann Hollweg in Gotha zusammengetroffen und hatte diesem Mann, der einen Erzieher für seine Knaben suchte, so gut gefallen, daß derselbe beschloß, ihn zu diesem Berufe eigens ausbilden zu lassen. Die Vorbildung mochte in der philologischen Richtung Lücken lassen, die Charakterbildung war auf gutem Wege und die allgemeine Schulbildung, mit welcher R. die Universität bezog, bereitete passend auf die Vielseitigkeit der Studien vor, denen er nun obzuliegen hatte. Jene Lücke aber hat später der Mann, der mit 30 Jahren noch auf den Schülerbänken des Frankfurter Gymnasiums Griechisch trieb, auszufüllen verstanden, als es Zeit war.

In dem Streben, seiner pädagogischen Zukunft einen breiten Boden zu bereiten, hat R. keinen fachgemäßen Studiengang absolvirt. Der Form nach als Cameralist inscribirt, hörte er bei F. A. Wolf Vorlesungen über griechische und römische Litteraturgeschichte, bei Niemeyer Moral und Pädagogik, bei M. C. Sprengel Geschichte und Statistik, bei Anderen logische, mathematische, physikalische, chemische Vorlesungen. Reinhold Forster las zu dieser Zeit nicht mehr und starb, ehe R. Halle verließ. R. empfand lebhaftes Bedauern darüber, daß er des berühmten Reisenden, des vielseitigen Natur- und Völkerkundigen Collegien über seine Lieblingswissenschaft nicht mehr hören konnte.

Der Bildungsgang und die Thätigkeit eines Erziehers der Jugend gewähren die größte Aussicht auf Vielseitigkeit des Wissens, welche nicht nothwendig mit Oberflächlichkeit verbunden ist, sie sind daher eine gute Vorschule des Geographen. Man betrachte diesen durch viele Jahre sich hinziehenden und nach den verschiedensten Seiten hin ausbiegenden Bildungsgang. Mit seinen Schülern und im Interesse derselben, aber ebenso stark auch immer getrieben durch eigenen Wissensdurst, verbringt er die Jahre von 1798 bis 1820 in ununterbrochenem Lernen, das zur Geographie und Geschichte immer wieder zurückkehrte, aber nothwendig ein vielseitiges blieb. Begleitet man ihn in diesem langen empfangenden Abschnitte seines Lebens, der hart an den Beginn der schöpferischen Lehrthätigkeit in Berlin grenzt, so sagt man sich, diesen Mann hat das Leben zum Geographen heranreifen lassen. Und immer ist es in erste Linie zu stellen, wenn man Ritter's wissenschaftliches Wesen und Wirken verstehen will, daß der große Geograph aus dem sehr bedeutenden Pädagogen, dem Schüler, Freund und Mitarbeiter der Salzmann, Guths Muths und Pestalozzi sich ganz naturgemäß herausentwickelt hat. Als 1798 R. von Halle nach Frankfurt übersiedelte, hatte er ebensowohl die Vorbildung eines Weltmannes als diejenige eines Lehrers und Erziehers empfangen. Von den vielen Fäden, welche er hier angeknüpft, ließ er auch keinen fallen. Man fand ihn für künstlerische und ästhetische Interessen stets ebenso offen wie für naturwissenschaftliche, geographische, geschichtliche, und er war ein ebenso guter Turner wie Zeichner, ein leidenschaftlicher „Naturmensch", wie sich selbst nennt, tief durchdrungen von dem Rousseau'schen Satze, der damals Vielen als ein Evangelium erschien: „A tout âge l'étude de la nature émousse le goût des amusements frivoles, prévient le tumulte des passions, et porte à l'âme une nourriture, qui lui profite en la remplissant du plus digne objet de ses contemplations". Als er Köln zum ersten Male besuchte, erschien es ihm wie „ein deutsches Herculanum und Pompeji, wo sich plötzlich ein Schatz offenbart hat, der für deutsche Kunst und Geschichte nicht wichtiger sein konnte". In Vogt und Weitzel's Rheinischem Archiv für 1810 ist von ihm ein Aufsatz „Die Ruinen am Rhein. Ueber die Alterthümer von Köln" abgedruckt, welcher Zeugniß ablegt von seiner Begeisterung und seinem feinen Verständniß für mittelalterliche Kunst. R. war einer der Ersten, die damals die Augen ihrer Landsleute auf die Herrlichkeiten ihres Kunstalterthums zu richten suchten, wie sie in den Gemäldesammlungen von Wallraff, Boisserée und Bertram vereinigt waren. Wie bezeichnend, daß R. es war, welcher in einem feinsinnigen Nekrologe die Frankfurter jener Zeit, ein nach seinen Schilderungen wenig anmuthendes Geschlecht, das einerseits in reichsbürgerlichem Egoismus erstarrt war, andererseits dem Franzosenthum charakterlos entgegenkam, auf den vortrefflichen Maler C. Prestel, einen alten Mitbürger, aufmerksam machen mußte. Als auf Ritter's Nachruf hin der Fürst Primas den Kindern des Verstorbenen für 1200 Thaler Bilder abkaufte, „ward es nun auch Mode, von dem guten alten Prestel und von seinem Werthe zu sprechen, indeß man ihn hier fast hatte verhungern lassen". Ritter's unveröffentlichte ausführ-

liche Tagebücher aus dieser Frankfurter Zeit müssen ein sehr interessantes Bild der Geistes- und Charakterverfassung in den höheren Kreisen einer der bedeutendsten deutschen Städte bieten. R. fand in Frankfurt Anklänge für viele Seiten seines geistigen und gemüthlichen Lebens, nur mit seinem Vaterlandsgefühl, welches etwas vom preußischen Nerv in sich hatte, stand er vereinsamt. Nach dem Zusammenbruche Preußens war er beschämt, aber nicht verzweifelt. Fichte's Reden an die deutsche Nation, Jean Paul's Friedenspredigt, Schleiermacher's und Villers' Schriften über die deutschen Universitäten klangen hohe Töne in seiner Seele an. Man bietet ihm eine glänzende Stellung in Weimar die er ablehnt. Er schreibt darüber an seinen Bruder: „Ich erwarte nämlich in unserer gegenwärtigen Lage von den Fürsten und Obrigkeiten gar nichts. So wenig es ein Recht ist, wenn die Gewalt das Recht einsetzt, so wenig kann da etwas Edles entstehen, wo alles vom Gemeinen, vom Unwürdigen, vom Erniedrigten ausgeht. Ich werde mich nie als ein Werkzeug von der Hand der Unwürdigen zu den Zwecken des Tages gebrauchen lassen und alles abschlagen, was mit diesem Glauben streitet. Mein Vertrauen ist auf den Adel des Privatmannes gerichtet; ich selbst glaube, daß von dem Privatmann die Veredelung des Geschlechts ausgehe, daß der Baum des Guten von neuem von der Wurzel aus bis zur Krone sich gestalten muß. Eine alte Zeit ist vorüber und eine neue beginnt".

Was R. zwischen 1798 und 1818 auf dem Felde der Wissenschaft geleistet hat, ist alles Episode seines eigentlichen Berufes, der in der Erziehung der ihm anvertrauten Kinder bestand. Langsam entfalteten sich seine geographischen Gedanken und Pläne aus der pädagogischen Praxis. Die Schule, welche der Knabe in Schnepfenthal durchlief, ist von eingreifender Wirkung auf die Richtung gewesen, welche sein Geist späterhin nahm, sobald er zu selbständigem Denken gereift war. Die Art, wie Geographie dort gelehrt wurde, hat die natürliche Neigung und Befähigung zu dieser Wissenschaft in ihm genährt. Der Geograph R. hat in der Salzmann'schen Schule seine ersten Wurzeln. Anderes, was er hier gelernt, ließ er später fallen, als seine Gesinnung in andere Bahnen lenkte; aber an der Geographie die er hier betrieben, hielt er fest, und die Methode, nach der sie gelehrt ward, gab ihm den Stoff zu seinen ersten litterarischen Arbeiten, welche gleichzeitig auch seine ersten geographischen sind. Es ist die Reform des geographischen Unterrichtes gewiß eines der unanzweifelbarsten Resultate, welche der auf den Rousseau'schen Ideen fortbauende Philanthropismus Basedow's und Salzmann's für die pädagogische Praxis gehabt hat. In Schütz' Methodenbuch (1783), das aus dieser Richtung hervorging, findet sich die erste ausführliche Anleitung zu einem naturgemäßen geographischen Unterricht. Bis dahin war Geographie in erstickend trockener Manier gelehrt worden. Man forderte nun an Stelle der seitherigen Gedächtnißüberladung gründliches Erfassen vor allem des Nächsten, von dem aus dann in die Ferne gegangen werden sollte. Dementsprechend wurde in Schnepfenthal der geographische Unterricht belebend und praktisch betrieben; man lernte die Grundbegriffe in der Natur selbst auf Spaziergängen und größeren Fußreisen; man beschrieb und zeichnete das Gesehene, man prägte sich durch Kartenzeichnen und häufiges Aufsuchen auf dem Globus und den Karten die fremden Länder, Gebirge u. s. w. ein, hörte Interessantes von ihren Bewohnern und Erzeugnissen und das Lesen der Reisebeschreibungen, die ja erst durch die Philanthropisten der Jugend recht zugänglich gemacht worden sind, brachte spielend noch manche Kenntniß und Anregung herbei. Die Jugend vertauschte einen ertödtenden Unterricht gegen einen anregenden und erfrischenden, und diese Neuerung war eine große Wohlthat, welche nicht vergessen werden sollte. Es ist Ritter's Ver-

dienst, wenn diese Neuerung auf dem pädagogischen Gebiete ein entsprechendes Leben und Regen später auch in der wissenschaftlichen Geographie hervorgerufen hat.

Die erste Beziehung, welche dann eine fürs Leben dauernde Verbindung ward, gewann R. zu diesen erneuernden Bestrebungen durch J. C. F. Guths Muths, der sein Erzieher in früheren Jahren, sein Anreger und Förderer, sein Freund wurde, so lange er lebte. Guths Muths ist von nicht geeringer Bedeutung gewesen für R. den Pädagogen und von sehr großer für R. den Geographen. Man wird zwar bei einem Manne, der schon in früher Jugend das Glück hatie, mit so guten und hervorragenden Menschen zu verkehren, und dessen ganze Natur guten Einflüssen sich mit kindlicher Offenheit hingab, nicht leichthin zu behaupten wagen, der oder jener aus seiner Umgebung habe hauptsächlich bestimmend auf ihn eingewirkt. Aber von allen ist R. Keiner so frühe nahe getreten und so lange nahe geblieben wie Guths Muths. R. war eine so stetige Natur, daß er noch im Mannesalter von sich rühmen konnte, niemals einen Freund verloren zu haben, aber mit einer besonders innigen Liebe hing er an diesem Freunde seiner Jugend. Es muß auch eine liebenswürdige Natur gewesen sein, dieser biedere „Naturmensch“, der in gestähltem Körper ein starkes Herz und in gediegenem, breitstirnigem Kopfe Geist und Wissen in reichem Maße hegte, dieser begeisternde Lehrer, dessen geographischen und technologischen Unterricht die Schüler Schnepfenthals immer am höchsten mit gehalten haben von allem, was sie dort lernten, der sie von der Drechselbank zu Landkartenzeichnen, von der Baumzucht zu den topographischen Aufnahmen führte, in dessen Unterricht die Anschauung nie müßig blieb. Es war ein großes Glück für R., daß er mit diesem einfachen Manne des natürlichen Lebens die Freuden des Umganges mit „seinen Kindern“ und der Bearbeitung des idyllischen Landgütchens theilen durfte, das er von seinem eigenen geringen Ersparten erwarb. Wenn Ritter's ganzes Wesen das kostbare Gut der Vereinigung einer gesunden Seele mit einem gesunden Körper in seinem hohen Werthe zeigt, so erinnern wir uns auch bei diesem schönen Anblicke der Bedeutung Guths Muths' für die deutsche Turnerei, der er, ein unvergängliches Verdienst!, den ersten deutschen Turnplatz (in Schnepfenthal) gegründet hat.

Vor allem ist Guths Muths Ritter's geographischer Lehrer geworden. Zunächst wurzeln Ritter's Anschauungen über die Methode des geographischen Unterrichts ganz in dem, was er von dieser Schule mit bekommen. Lange ehe man ihn als Geograph kennt, hat er dieselben so bestimmt und klar ausgesprochen, daß er selbst ein halbes Jahrhundert später sich an die Grundlinien halten konnte, welche er dort gezogen hatte. Ihnen entsprach der Aufbau jener nach R. benannten Methode, welche die Jugend von heute in einer anregenderen und fruchtbareren Weise in die Geographie einführt, als sie vorher zu finden gewesen. In den ersten pädagogischen Schriften legt R. die Gedanken der Philanthropisten in geläuterter Form vor, in welcher sie von manchem Spielenden und Zufälligen befreit erscheinen. Sie waren nicht seine Schöpfung, doch erschienen sie der Mehrzahl der Lehrer als neu und jedenfalls empfahlen sie sich, maßvoll und durchdacht, wie sie hier vorgetragen wurden, dem gesunden Menschenverstande ebensowohl wie jeder philosophischen Auffassung der Erdkunde ganz von selbst. Als R. 1807 Iferten besuchte, wo er in mehrwöchigem Aufenthalt tiefe Blicke in die Erziehungs- und Unterrichtsmethode Pestalozzi's und seiner Gehilfen gewann (seine zwei „Briefe über Pestalozzi's Methode, angewandt auf wissenschaftliche Bildung“, die in Guths Muths Neuer Bibliothek für Pädagogik veröffentlicht wurden, gehörten zu ihrer Zeit zu den treuesten und klarsten Darstellungen des berühmten Unterrichtssystemes), fand er in dem geographischen Unterrichte Tobler's, des Jüngers Pestalozzi's, im Elementaren die Ideen ver-

wirklicht, die er in jenem Aufsatze ausgesprochen hatte. Beide, er und Tobler, mögen Anregungen von der Salzmann'schen Seite her empfangen haben und vieles von der Uebereinstimmung ihrer Ideen über den geographischen Unterricht lag auch in der Entwickelung des letzteren nothwendig begründet. R. hatte den Grundgedanken des Pestalozzi'schen Unterrichtes in folgende Worte gefaßt: „Nicht der Stoff, wenn auch in der größten Mannichfaltigkeit, nicht die Masse in ihrer größten Ausdehnung sind es, welche jedem Menschen zum Bewußtsein seines geistigen Lebens verhelfen, sondern die Gestaltung dieser Mannichfaltigkeit zum Eigenthümlichen, die Kraft, mit der er durch das Ergreifen des Wurzelbegriffes auch das ganze Gebiet in sein Eigenthum zu verwandeln strebt, welches dieser mit allen seinen Wurzeln und Ranken und Schößlingen durchwuchert" (Briefe über Pestalozzi's Methode); aus diesem Gedanken hatte auch der geographische Unterricht in Iferten seine Belebung empfangen, d. h. er sollte durch Selbstbeobachtung des Nächsten zur Erkenntniß des Ferneren vordringen. Im engen Raume der eigenen Erfahrung wurde der Geist geschult, um das außerhalb liegende Weite und Ferne erfassen zu lernen. Später hat R. an der praktischen Ausgestaltung der geographischen Lehrmethode im Sinne Pestalozzi's nahen Antheil genommen, als das treffliche Werk J. W. Henning's über diesen Gegenstand, welches 1812 in Iferten erschien, unter dem Einfluß und der Beihülfe Ritter's entstand. Von ihm stammt der Entwurf einer Elementargeographie für dasselbe.

Ritter's erste Arbeit über geographischen Unterricht erschien 1806 in Guths Muths' Bibliothek der geographischen Litteratur unter dem Titel: „Einige Bemerkungen über den methodischen Unterricht in der Geographie". Dieselbe geht von folgenden Grundsätzen aus: „Geographie gehört zu den historischen Wissenschaften im weiteren Sinne. Das Wesen dieser historischen Wissenschaften besteht darin, daß sie sich auf einzelne, in der Erfahrung vorkommende Dinge beziehen. Sie theilen zwar mit der Vernunftwissenschaft das Feld der Erkenntniß, sind aber empirisch, jene rational. Geographie ist eine aus der Erfahrung geschöpfte Erkenntniß und hierauf gründet sich die Behauptung, daß ihre Unterrichtsmethode durchaus den Methoden rationaler Wissenschaft entgegengesetzt sein muß". Der geographische Unterricht hat „den Menschen mit dem Schauplatz seiner Wirksamkeit im Besonderen und im Allgemeinen bekannt zu machen"; darum gibt er nicht die Beschreibung dieses Schauplatzes an sich, sondern mit Bezug auf den Menschen. Dies ist die natürliche Ursache, warum die Geographie in die Gebiete fast aller praktischen Kenntnisse mit übergreift. Ihr dies zum Vorwurf machen, hieße ihr Wesen vernichten. So lange nicht geleugnet werden kann, daß Localität den entschiedensten Einfluß auf alle drei Reiche der Natur hat, auf Gewinn der Naturproducte, Verarbeitung und Verbreitung derselben, ebenso wie auf den Körperbau und die gemüthliche Anlage des Menschen, auf ihre mögliche oder wirkliche Vereinigung als Völker, Staat, auf Beschleunigung oder Verzögerung ihrer physischen, intellectuellen und moralischen Cultur hat, solange wird der Geographie durchaus kein beschränkteres Feld angewiesen werden können. Im Gegentheil, sie ist das Band zwischen Natur- und Menschenwelt, unzertrennbar von beiden, da sie für die Charakterisirung beider die nothwendigste und erste Bedingung ist. Ich behaupte: es sei ganz unmöglich, irgend einen dieser drei Gegenstände, Geographie, Naturgeschichte und Geschichte nebst Völkerkunde, abgesondert von den übrigen darzustellen. Bei jedem Schritte, den man auf dieser klösterlich beschränkten Bahn wandelt, würde man tausendmal sich nach freierer Bewegung des Geistes sehnen. Und wird dieser sehnliche Wunsch nicht erfüllt, so geht man seinen Weg wie einen Botengang, dessen Ziel das Ende ist. Man wandelt nicht mit Lust in der Natur, wo Herz und Geist sich

dem sie umgebenden Reichthum öffnen, und wo man den Weg selbst als Zweck betrachtet, das Ziel aber mit jedem Schritte weiter hinausrückt. Diese Wissenschaften muß man sich nicht als Göttinnen denken, die auf drei abgesteckten Heerstraßen, eifersüchtig auf ihr Gebiet, in gemessener Weite nebeneinander voranschreiten; sie sind gleichgesinnte Schwestern, die Arm in Arm nach einem Ziele, dem Universum wandeln, die nur mit vereinigten Kräften dieses hohe Ziel zu erreichen vermögen". R. hat an diese Betrachtung, welche seine ganze spätere „Allgemeine Erdkunde" im Grundgedanken umfaßt, in großen Zügen die Anweisungen geschlossen, wie der geographische Unterricht im Einzelnen zu behandeln sei. An dieser Stelle soll nur betont werden, wie großes Gewicht er dabei auf die Unterscheidung natürlicher Gebiete legt, welche bei dem Unterrichte in der politischen Geographie den Ausgangspunkt zu bilden haben, ferner wie er das Kartenzeichnen in den Vordergrund stellt und noch 1806 in seinen „Sechs Karten von Europa" ein Muster geographischer Schulzeichnungen schuf.

Diese Karten sind die erste geographische Arbeit Ritter's, welche seine Auffassung der geographischen Wissenschaft rein widerspiegelt. Er zeichnet darin die Gebirge unseres Erdtheiles in ihren großen Zügen, die Verbreitungsgrenzen der Culturgewächse, der wilden Bäume und Sträucher, der wilden und zahmen Säugethiere, die Vegetationsgrenzen an den Gebirgen und die Verbreitungsverhältnisse der Volksstämme in Europa. Im Einzelnen lassen diese Darstellungen, die offenbar im Stich gelitten haben (eine Reliefkarte von Deutschland, welche R. 1803 gezeichnet, und eine Karte des Zillerthales aus etwas späterer Zeit, welche das Städtische Museum in Frankfurt a. M. besitzt, zeigen sauberste Ausführung) viel zu wünschen; sie eilten der Forschung viel zu weit voraus. Selbst in der Zeichnung der Gebirgszüge begegnen uns die von reiferen Forschern schon damals überwundenen Wasserscheidengebirge. Daß fünf „Blumenflore" sich um die fünf Hauptgebirge als die Ausgangspunkte der Verbreitung der Pflanzen gruppiren, war selbst in dieser Zeit, in welcher Wahlenberg's und Humboldt's pflanzengeographische Arbeiten noch nicht ans Licht getreten waren, ein nicht zu billigendes Phantasiespiel. Ueberhaupt stützen sich die Grenzlinien, welche R. hier zieht, weniger auf die unentbehrliche Summe von Beobachtungen, als sie der schematisch gehaltene Ausdruck einer allgemeinen Idee davon sind, wie es wohl sein könnte oder möchte. Dieser Versuch, wenn er wissenschaftlich nicht wohl befriedigend genannt werden kann, ist immerhin die erste Probe eines physikalischen Atlas und außerdem bleibt er pädagogisch bedeutend, und ruht nach beiden Beziehungen hin auf einem richtigen Grundgedanken. Nur das letztere kann von dem jüngeren Erstlingswerk „Europa. Ein geographisch-historisch-statistisches Gemälde", behauptet werden, welches 1804 erschien. Vollständig muß man den im Vorworte ausgesprochenen Zweck billigen „den Leser zu einer lebendigen Ansicht des ganzen Landes, seiner Natur- und Kunstprodukte, der Menschen- und Naturwelt erheben und dieses alles als ein zusammenhängendes Ganzes so vorstellen, daß sich die wichtigsten Resultate über die Natur und den Menschen von selbst, zumal durch die gegenseitigen Vergleiche entwickeln". Auch im Einzelnen ist der Plan, jedem Staat eine historische Einleitung vorauszuschicken, dann die Naturverhältnisse desselben darzulegen, dann das culturgeographische und in Tabellen die Zahlenwerthe zusammenzufassen, gut und schön. Aber die Ausführung zeigt eine weite Lücke zwischen Vorsatz und Verwirklichung, der Stoff wird nicht geistig beherrscht, die Thatsachen bleiben ohne die verbindenden Glieder als ein todtes Material nebeneinander liegen. Es liegt etwas wie Vorbedeutung in der schönen sorgsamen Gestaltung der Idee, von welcher die Verwirklichung mangels vollständiger Unterwerfung der zersplitterten, widerstrebenden Thatsachen soweit entfernt bleibt.

Ein großer Theil der Ritter'schen Erdkunde hat auch in späteren Jahren nur in Form kühn entworfener Programme Leben gewonnen und hat sich darüber hinaus nicht weiter entwickelt. R. hat auch in seiner besten Zeit kein Werk von vollkommer Uebereinstimmung der Idee und der Wirklichkeit, von vollständiger Verschmelzung des Stoffes mit dem Gedanken, kein vollkommen reifes Werk geschaffen. Ein Zwiespalt zieht durch das Werk seines Lebens, die große „Allgemeine Erdkunde", und hat sie nicht zur Vollendung und zur vollen Entfaltung der Keime großer Wirkungen gelangen lassen, die in sie gelegt waren. Es ist im tiefsten Grunde derselbe, welcher diese Jugendwerke der Vergessenheit hat anheimfallen lassen.

Wenn R. in dem ersteren der beiden ebengenannten Werke ausruft: „Das Trennen liegt nur in uns; in der Wirklichkeit steht alles in einem nothwendigen Zusammenhang und diesen Zusammenhang können wir nie durch Trennung des Mannichfaltigen begreifen", so war auch damit ein guter pädagogischer Gedanke ausgesprochen, an dem indessen der nicht festhalten durfte, welcher in der Selbstschulung ein Ziel erreichen wollte, das über die allgemeine Bildung weit hinauslag. R. gestaltete seine Lehrthätigkeit in dem Frankfurter Hause, weil er sie auf das ernsteste faßte, zu einer Schule für sich selbst. Jeder Erzieher lernt mit seinen Schülern, aber hier blieb es nicht bei dem, was ungefähr hinreichen mochte, sondern der Lehrer suchte tief in die Wissenschaften einzudringen, in welchen er seine Schüler zu unterweisen hatte; er füllte systematisch die Lücken aus, welche seine Universitätsbildung gelassen und fügte der Breite, die er immer angestrebt hatte, eine Tiefe hinzu, welche für den späteren Gelehrten unentbehrlich war. Von 1805 an besuchte er mit seinen Zöglingen das Gymnasium zu Frankfurt und ruhte nicht, bis er das Lateinische und Griechische sich zu eigen gemacht hatte. Als er 1808 mit Begeisterung Homer und Herodot las, schrieb er: „Fast kein Studium hat mich so gefesselt wie dieses, aber leider bin ich doch schon zu alt. Indeß lerne ich so viel, um immer höheren Werth darauf zu setzen". Von 1809 ab unterrichte R. selbst zeitweilig am Gymnasium in Geographie, Geschichte und Naturgeschichte, ebenso am Engelmann'schen Institut. Seit 1807 war er auch der Gebirgskunde und besonders der Geologie und Mineralogie näher getreten. In dem Kreise, dem er angehörte, erschienen A. v. Humboldt, L. v. Buch, Sömmering, Ebel, Oelsner, v. Beyme. Er konnte mit Buch geographische Entwürfe besprechen, mit Sömmering Farbenlehre treiben und naturgeschichtliche Probleme erörtern, von dem alpenkundigen Ebel Anregungen zur wissenschaftlichen Ausnützung der seit 1807 öfters wiederholten Alpenreisen empfangen. Den beiden letztgenannten Freunden hat er selbst einen großen Einfluß auf die Gestaltung seiner geographischen Ansichten und Entwürfe zugeschrieben. Von Sömmering sagte er in der Einleitung zur 2. Ausgabe der Erdkunde: „Wenn in dem Verständniß der Gesetze des geographischen Verhältnisses der ganzen belebten Natur etwa hier und da in gegenwärtiger Anordnung eine interessante Ansicht hervortreten sollte, so verdankt der Verfasser diese ganze Richtung seiner Aufmerksamkeit dem vieljährigen belehrenden und, mit Stolz sei es gesagt, vertrauten Umgang mit einem edlen Manne, S. Th. Sömmering". Und von Ebel ebendort: „Die gegenwärtige Arbeit verdankt dem mehrjährigen Umgang mit diesem Edeln bei ihrem ersten Entstehen das, was sie an Leben und Wärme besitzen mag". In den Jahren dieses Verkehres legte R. den Grund zu seiner Allgemeinen Erdkunde; wir wissen, daß er 1809 mit einer umfassenden Arbeit dieser Art beschäftigt war, welche, im Manuscript an Freunde mitgetheilt, u. a. auf die Gestaltung des geographischen Unterrichtes bei Pestalozzi eingewirkt zu haben scheint. Dieses Werk

ist nie ans Licht getreten, es war der erste Anlauf zur Behandlung der Erdkunde in dem großen Stile seines Hauptwerkes.

1810—12 lebte R. mit seinen Zöglingen in Genf, wo neue Anregungen hinzutraten. In dieser für geistige Völkervermittelung glücklich gelegenen und trefflich gearteten Stadt hat seine Vorbildung zum Geographen große Schritte gemacht. R. schlug in diesem gastfreundlichen Boden rascher Wurzeln als er, der zeitlebens eine selbst auf die Sprache sich erstreckende Abneigung gegen französisches Wesen hegte, vermuthet hatte. Im Umgang mit bedeutenden, lehrkräftigen Menschen fand er sich entschieden gefördert, während die große Natur der Umgebung den Sinn für Bergwandern, Sammeln von Pflanzen und Steinen, Zeichnen von Karten und Panoramen neu in ihm weckte. Bei Sismondi hörte er Vorlesungen über die Litteraturen der südeuropäischen Völker, mit Pictet trieb er physikalische und geologische Studien, in den Salons der Staël hörte er politische und litterarische Fragen discutiren, worauf er die Gruppen des Montblanc und später die ganzen Centralalpen bis an den Rhein in einer Ausdehnung durchwanderte, welche damals selten war; dabei fertigte er von hervorragenden Punkten Panoramen an, welche Pictet für die besten der zu dieser Zeit vorhandenen erklärte. Indem R. in einem Briefe aus dieser Zeit an Guths Muths schreibt: „Unser Leben in Genf ist außerordentlich reich an vielen neuen Erfahrungen. Die Natur hat uns ihre heilige Werkstätte mit allen ihren Schätzen aufgethan und uns schon mit ihrer Herrlichkeit überschwänglich gesegnet. Die Menschen haben sich uns nach ihren zwei Seiten hingegeben, wir werden von ihnen geliebt und belehrt . . . Aber mehr als alles dieß ist uns das Studium der Menschen in ganz neuen nationalen und localen Verhältnissen ein Interesse, das ich durch die vertrautere Bekanntschaft mit der französischen Sprache und Litteratur, die mich übrigens bis jetzt noch kalt läßt, zu erhöhen suche", hat er die Bedeutung dieses Genfer Aufenthaltes selbst am treffendsten gezeichnet. Mit einer italienischen Reise, welche diesem Aufenthalt folgte, schloß Ritter's pädagogische Thätigkeit im wesentlichen ab. Sein Zögling war bereit, die Universität zu beziehen, Ritter's Aufgabe auf diesem Felde damit zum größten Theile gelöst und eigene Lebenspläne, lange zurückgehalten, drängten nun der Verwirklichung entgegen. Aber nicht ohne vorher noch einen schweren Kampf mit sich selbst durchzufechten, schied R. aus der Stellung, welche er so lange in klarer Erfüllung der Pflichten, die sie ihm auflegte, eingenommen hatte. Er kam Mitte des Sommers 1813 nach Göttingen, da flogen schon unlöschbar glühende Funken nationaler Begeisterung auch nach dem von Franzosen besetzten nordwestlichen Deutschland. Mit 34 Jahren ein Jüngling an feurigem Empfinden und reiner Gesinnung, seinen Zögling neben sich, der für das gleiche Ideal erglüht war, lag es R. ungemein nahe, gleich so vielen Anderen „fürs Vaterland in Kampf und Tod zu gehen". Aber es gab Erwägungen des Erziehers, des Lehrers, daß eine durch 15 Jahre erfüllte Pflicht nicht noch an ihrem Ziele verletzt werden dürfe. R. stand unter dem tiefen Eindrucke, den der jähe Tod seines älteren Zöglings im vorigen Jahre auf ihn gemacht und mehr noch des Schmerzes, den die Mutter um ihn getragen. Nun durfte er das Leben des Jünglings, der seiner Sorge anvertraut war, nicht in Gefahr bringen. Blutenden Herzens entschied er sich für die nähere Pflicht. Man fühlt den ganzen Ernst dieses Kampfes aus einem Brief, den er im December 1813, noch an der Schwere der hingenommenen Entscheidung krankend, an seine Schwester richtete und der für den deutschen Mann ein hochwerthvolles Zeugniß ablegt.

Was R. zwischen 1798 und 1818 auf dem Felde der Wissenschaft geleistet hat, ist alles nur Episode seines eigentlichen Berufes, in welchem er vollständig aufging.

Er war 20 Jahre lang Erzieher und nichts anderes, und alles, was er an Geistesbildung und Erfahrung in sich aufnahm, strebt auf diesen Mittelpunkt hin, ebenso wie alle seine litterarischen Leistungen von demselben ausgingen. In dieser langen Zeit lebte er, um zu erziehen, lernte er, um zu lehren. In seinen Jünglings- und beginnenden Mannesjahren haben ihn die glänzendsten Berufungen nicht auf ein weiteres Feld hinauszulocken vermocht. Freilich schreibt er wohl einmal: „Es ist mir wie einem Gefangenen, der seine Kräfte zu einem weiteren Marsche fühlt und auf wenige Schritte beschränkt ist. Zuweilen ergreift mich eine unnennbare Sehnsucht nach einem größeren Wirkungskreis"; aber bald setzt er hinzu: „Die Ueberzeugung, daß ich hier auch an Wenigen die innere Kraft erhöhe und daß ich hier nicht unter der äußeren Last von Geschäften erliege, und dabei sorgenfrei in einer mir selbst gebildeten Welt mir selbst doch leben kann, dies führt mich immer zur Ruhe zurück". Nun gehörte allerdings die Charakter- und Geistesfreiheit des Jünglings R. dazu, in dieser immerhin beschränkten Stellung höhere Kräfte nicht verkümmern zu lassen, die durch allzufrüh gemessene und einförmige Arbeit leicht für große Leistungen unfähig werden. Die Kräfte seiner Seele kamen aber nicht zur Ruhe, sie rangen mit der erzieherischen Aufgabe und indem sie sich stählten, erwuchs die menschliche Persönlichkeit Ritter's, die später einen großen Theil der Wirksamkeit des Lehrers und Gelehrten trug, zu seltener Reife. Indem er in neidloser Anerkennung Charakter und Erkenntnißkraft seiner Schüler hoch über seine eigene stellte, hatte er Augenblicke des Zweifels an sich selbst, aus denen er zur größten Anstrengung sich erhob. In die Brust eines Freundes wie Sömmering legte er die Bekenntnisse dieser Seelenkämpfe nieder und wenn wir die so ungemein klare Selbstbeurtheilung, welche in diesen Briefen hervortritt, mit der heitern Ruhe vergleichen, welche ein Merkmal des Charakters Ritter's in den späteren Jahrzehnten war, so erscheint diese als nothwendiges Ergebniß, jene als unvermeidliche Voraussetzung. Brauchen wir hinzuzufügen, daß von Jugend an gepflegte religiöse Innigkeit solcher Selbstbescheidung vor allem zu Grunde liegen mußte? Je tiefer R. in die Wissenschaften eindrang, desto wahrer und wärmer wurde sein Glaube.

R. hatte vollkommen recht, wenn er wissenschaftliche Vertiefung als das Nothwendigste ansah, was zunächst nach so langer Hingabe an praktische Aufgaben ihm anzustreben bleibe. Charakterbildung und Ideenschöpfung waren weit vorausgeeilt der Ansammlung der Kenntnisse und deren Abklärung und innerer Reifung, welche beide nur in der Ruhe unter dem Druck der immer sich mehrenden, die kritischen Vergleiche immer mehr erleichternden Massen möglich sind. R. war im Sommer 1813 nach Göttingen gekommen und blieb hier sechs Jahre, die nur durch einen kürzeren und längeren Aufenthalt in Berlin unterbrochen wurden. Seine beiden Zöglinge besuchten hier die Universität und genossen zwar seine Gesellschaft und seinen Rath, jedoch ohne ihm die Zeit zu eigener Arbeit allzusehr zu beschränken. Er blieb freiwillig, als ihn nichts mehr an dieselben band, in der kleinen Stadt, die mit ihrer großen Anzahl von tüchtigen fleißigen Gelehrten und ihrer reichen Bibliothek wie gemacht ist zur Zusammenfassung und wissenschaftlichen Klärung der Anschauungen, die einem forschenden Geist in arbeits- und erfahrungsreicheren Jahren zugeflossen, der Ideen, die ihm aufgegangen waren. R. schreibt aus dem ersten göttingischen Jahre: „Die Ursache, warum ich gerade hier in Göttingen bleibe, an dem Orte, wo ich am allerwenigsten unter allen, die ich kenne, mein Leben zubringen möchte, ist die Stille, die Muße und die Bibliothek, die ich hier finde, um meine geographische Arbeit, der ich nun einmal mehrere Jahre gewidmet habe, endlich zu vollenden und dann in einen anderen Wirkungskreis zu treten." Mit der Zeit fand R. in Göttingen noch mehr als er gesucht hatte: Freunde. Der nahe

Verkehr mit Blumenbach und Hausmann ließ den Entwurf der „Erdkunde“ nicht bloß sachlich manches gewinnen, sondern gab demselben eine ganz neue Gestalt. Mit Hausmann, dem hervorragenden Mineralogen, der ein feinsinniger Beobachter, vortrefflicher Stilist und von einem zarten Gefühl für das Gute und Schöne beseelt war, trat er in mehr freundschaftliche Beziehungen, von welchen ein bis zu Ritter's Todeskrankheit dauernder brieflicher Verkehr Zeugniß ablegt. Vielleicht ging von Hausmann der Gedanke aus, R. für die Georgia Augusta zu gewinnen, dem jedoch von Seiten Blumenbach's und Heeren's entgegengetreten wurde, nicht zum Nachtheile Ritter's, dessen Arbeiten Zeit brauchten, um heranzureifen. Hausmann, der Nachfolger des von Vielwissen schillernden Beckmann auf dem Lehrstuhl der Technologie, bot R. durch die Vielseitigkeit seiner Interessen manche Anregung und förderte ihn ganz besonders auf dem Boden der Geologie. Auch das Ruhige, Beharrliche, im besten Sinne Conservative in ihren Ansichten und Neigungen, trug dazu bei, sie einander immer mehr zu nähern. Auch Schrader hat durch naturgeschichtliche Unterweisung anregend auf R. in dieser Zeit eingewirkt, in welcher dieser eifrigst bestrebt war, die physikalisch-geographische Grundlage seine Erdkunde abzuschließen, um dann sein ganzes Studium „auf die innere, geistige Thätigkeit des Menschen zu wenden“. Im Sommer 1817 erschien der erste Band. Das Werk erregte sogleich allgemeines Interesse, fand weite Verbreitung und lenkte die Aufmerksamkeit der gelehrten Kreise auf den Verfasser. Die wahrhaft abschreckende Ausstattung, der Widerspruch, in welchem es zu herrschenden Geistesrichtungen stand, das Ungenügende mancher Einzelangaben verschwand vor der Thatsache, daß hier eine ganz neue Betrachtung der Erde und ihrer Völker vorlag, die besser als alles, was man bisher von ähnlichen Versuchen gesehen. Die Besprechungen waren durchaus günstig. Wenn aber die Freunde meinten, daß damit die Wissenschaft der Erdkunde erst begründet sei, so sagten sie freilich zuviel, denn das Werden und Leben einer Wissenschaft ist mehr an die Einzelforschungen als an die aus großen Gesichtspunkten zusammenfassenden Werke geknüpft, und glücklicherweise sind jene früher als diese. An solchen Einzelforschungen hatte es auch nie gefehlt, doch lagen sie über alle Wissensgebiete hin zerstreut. Ritter's Werk gehört zu den zusammenfassenden und kein einziges besonderes Problem ist in demselben neu gelöst. Wenn es dennoch einen Markstein in der Entwickelung der Geographie darstellt, so liegt der Grund darin, daß die geographischen Thatsachen, Probleme, welche bisher den verschiedensten Wissenschaften zugewiesen waren, unter dem Gesichtspunkte der Erkenntniß „der Gesetze und Bedingungen, unter deren Einfluß sich die große Mannichfaltigkeit der Dinge und der Völker und der Menschen auf der Erde erzeugt, verwandelt, verbreitet und fortbildet“ als allgemeine Erdkunde wissenschaftlich betrachtet werden. Die Geographie hatte für sich die Astronomie, Geologie, die physikalischen und naturgeschichtlichen Wissenschaften, die Anthropologie, die Geschichte arbeiten lassen, aber sie hatte selten und dann gewissermaßen nur ahnungsweise denselben Weg auch selber betreten. R. hat das Suchen nach Gesetzen auch in die allgemeinen Theile der Erdkunde eingeführt, denn wenn auch schon in diesem ersten großen Vorläufer seiner Allgemeinen Erdkunde die Bedingtheit der Völker- und Staatengeschichte durch die Natur ihres Bodens in den Vordergrund tritt, so heißt es doch in der Einleitung: „Von dem Menschen unabhängig ist die Erde, auch ohne ihn und vor ihm, der Schauplatz der Naturbegebenheiten; von ihm kann das Gesetz ihrer Bildungen nicht ausgehen“.

R. hat nicht schöpferisch, wie sein Zeitgenosse A. v. Humboldt in die Entwicke-

lung der physischen Geographie eingegriffen, aber er ist ihren Fortschritten mit theilnehmender Aufmerksamkeit gefolgt. Von selbst entstand auf diese Weise eine Zweitheilung unter den deutschen Führern der Geographie, welche von ihnen — einige ironische Bemerkungen A. v. Humboldt's in früheren Jahren abgerechnet — nicht zum Gegensatz zugeschärft ward, wohl aber nach beider Tode dazu gemacht werden sollte. Warum R. nicht selbst naturwissenschaftlich gearbeitet, erhellt aus seiner ganzen Entwickelung; es genügt, für ihn, den Geographen, daß er an der naturwissenschaftlichen Grundlage der physikalischen Geographie festgehalten hat, während er durch eigenste Arbeiten in der anthropogeographischen Richtung fruchtbar wirkte.

Die Veröffentlichung dieses Werkes hatte für R. den günstigen Erfolg, daß man in weiteren Kreisen auf ihn aufmerksam wurde. In Weimar wünschte man ihn als Erzieher einiger Prinzessinnen, Bremen und Frankfurt riefen ihn an ihre Gymnasien und nachdem er an dem letztgenannten nur kurze Zeit als Nachfolger Schlosser's gewirkt hatte, erhielt er 1820 den Ruf als Lehrer der Geographie und Statistik an der Kriegsschule und als Professor der Erd-, Länder-, Völker- und Staatenkunde an der Universität zu Berlin. Die Bedingungen dieser Berufung waren für jene Zeit günstige, R., der seit 1818 mit Lilli Kramer verlobt war, strebte jetzt noch ernstlicher als früher, eine Stellung zu erwerben, welche ihm eine ruhige Selbständigkeit gewährte und endlich zog es ihn nach Berlin auch, weil sein Bruder Johannes, Geschäftsführer der Nicolai'schen Buchhandlung, ihm dort den Genuß geschwisterlicher Vertrautheit versprach, dessen er sich viele Jahre hindurch nur in Briefen hatte erfreuen dürfen. R. ist am 20. September 1820 in Berlin eingezogen und hat sich in Kürze so sehr, während er sich früher in Berlin oder vielmehr unter den Berlinern nie so recht zu Hause gefühlt hatte, in die neue Berufsstellung und damit auch in den neuen Wohnort eingelebt, daß er sich hier zu Hause fühlte, von allen Reisen gern wieder hierher zurückkehrte und mit Dank die Anregungen eines geistigen Verkehrs, wie gerade ihm keine Stadt Deutschlands damals bieten konnte, und einer anspruchslosen Geselligkeit aufnahm. Ein ungemein glückliches Familienleben erleichterte diese Eingewöhnung. Daß 1840 seine Gattin ihm entrissen wurde, bedeutete für ihn, den Kinderlosen, die tiefsteinschneidende Veränderung in der zweiten Hälfte seines Lebens. Seine Berufsthätigkeit eröffnete ihm einen angemessenen Wirkungskreis, ohne allzusehr seine wissenschaftlichen Arbeiten zu erschweren und besonders dieses war ihm nach der Unklarheit und Ueberhastung der vergangenen Jahre wohlthuend. Es fehlte ihn auch nicht an äußeren Anerkennungen. Er wurde 1822 Mitglied der Akademie der Wissenschaften, 1825 ordentlicher Professor und in demselben Jahre Studiendirector an der Kriegsschule. Als 1828 gelegentlich des 50jährigen Dienstjubiläums des tüchtigen Kartographen Reymann eine kleine Vereinigung von Freunden der Erdkunde zu regelmäßigen Zusammenkünften sich bildete, wurde er zum Vorstande für das erste Jahr gewählt und es war wesentlich sein Verdienst, wenn dieser Keim der später so bedeutend gewordenen Gesellschaft für Erdkunde kräftig emporwuchs. R. hat von 1828 bis 1860 mit den durch die Statuten gebotenen Unterbrechungen meist im Wechsel mit Dove, später auch Barth, an ihrer Spitze gestanden und hat weitaus am meisten für die Erfüllung ihrer Zwecke durch kaum zu zählende Vorträge und Mittheilungen gethan. Auch vermittelte er die Verbindung so manches praktischen Reisenden mit der Gesellschaft. Viele Jahre stand er an der Spitze des Ausschusses, welchem die Herausgabe der Monatsberichte anvertraut war.

R. hat zwar nach seinen Jugendarbeiten keine Werke mehr geliefert, welche mit dem elementaren Unterrichte in der Geographie sich ausschließlich befassen,

verlor aber die pädagogische Bedeutung und Verwerthung seiner Wissenschaft niemals aus dem Auge und einige kleinere Arbeiten aus späterer Zeit sind kaum minder wichtig für die Entwickelung der Methodik der Geographie als jene ersten Versuche, welche aus der praktischen Unterrichtsthätigkeit hervorgingen. Methodologische Bemerkungen finden sich in Vorreden, wie z. B. zu dem bekannten Roon'schen Lehrbuche, in kleineren Zeitschriftaufsätzen, vorzüglich aber in den zwei akademischen Abhandlungen „Ueber geographische Stellung und horizontale Ausbreitung der Erdtheile" und „Bemerkungen über Veranschaulichungsmittel räumlicher Verhältnisse bei geographischen Darstellungen durch Form und Zahl". Diese Arbeiten sind 1829 und 1831 in den Schriften der Berliner Akademie der Wissenschaften erschienen und gehören insofern zusammen, als sie die Elemente der Theorie einer constructiven Methode des geographischen Unterrichts umfassen. Größer als der unleugbare wissenschaftliche Werth dieser Versuche, die so oft besprochenen Regelmäßigkeiten in der Vertheilung und den Formen des Festen und des Flüssigen auf der Erde zusammenzustellen, zu ordnen und zu vergleichen, hätte die Bedeutung derselben für den praktischen Unterricht sein können, wenn ihnen eine größere Beachtung geschenkt worden wäre. Nur dadurch, daß R. in seinem eigenen Unterrichte den Gedanken verwirklichte, daß „der richtige Gebrauch und die besonnene vergleichende Anwendung geometrischer Figuren für physikalische Räume in einer geographischen Verhältnißlehre ganz dazu geeignet wären, auf eine sehr einfache und verständliche Weise zu bestimmteren Vorstellungen zu führen", ist der Gebrauch des constructiven Zeichnens beim geographischen Unterricht durch einige seiner Schüler in die Schulstube übertragen worden und hat Früchte getragen, ehe man eine neue Methode des geographischen Unterrichtes darauf mit Entschiedenheit begründete. In der Richtung dieser beiden Arbeiten würde die eingehendere Behandlung der Aufgaben gelegen haben, welche horizontale und vertikale Anordnungen an der Erdoberfläche uns stellen. Bezüglich der Entwickelung von Zahlenverhältnissen aus vergleichender Betrachtung der Gebirgstheile (Kammhöhe, Paßhöhe, Gipfelhöhe) konnte er auf A. v. Humboldt's Arbeiten verweisen, für Küstengliederung und Stromentwickelung hat er die Wege gezeigt, auf denen zu ähnlichen Ergebnissen zu gelangen sein möchte, hat wohl auch einige Resultate selbst mitgetheilt. Es muß allerdings auffallen, daß R., trotz seiner eingehenden Kenntniß der Alpen, auch in diesem Gebiete keine eindringende und abschließende Leistung geliefert hat; aber wir haben es als eine Eigenthümlichkeit seiner wissenschaftlichen Arbeit bereits gekennzeichnet, daß er gerne sich darauf beschränkte, anzugeben, was zu thun wäre, und höchstens Andeutungen über das Wie? oder auch einige eigene vorläufige Ergebnisse hinzuzufügen, die eigentliche tiefgrabende Forscherarbeit die Ausschälung des Wahrheitskernes aber der Zukunft zu überlassen. Das ist die Eigenartigkeit des synthetisch angelegten Geistes, der durch diese Anlage auch mehr auf Lehre und Leben hingewiesen ist, als der zum Abstracten sich hinneigende Analytiker. Es ist auch bezeichnend, daß R. sehr selten kritisch hervortrat. Ein jüngerer Fachgenosse konnte ihm den Vorwurf machen, er habe kein einziges Problem der vergleichenden Erdkunde gelöst, und ganz zu entkräften ist dieser Vorwurf nicht. Nur steht R. unter den hervorragenden Geistern seiner Zeit und der nächstvergangenen nicht allein mit dieser mehr nachsinnenden, als eindringenden Neigung. Auch Herder, auch die Naturphilosophen bauten lieber große Gedankendome auf, als daß sie die Steinhauerarbeit leisteten, welche für so große Arbeiten das Material erst vorzubereiten hätte. Auch A. v. Humboldt, der in seiner früheren und mittleren Zeit Vieles geleistet hat, was man den Arbeiten Ritter's als Muster wissenschaftlicher Vertiefung gegenüberzustellen liebte, hat im Kosmos dieser Vorliebe seiner Zeit für einen großen Stil der Gedanken-

architektur den Tribut gezollt. Bei R. kam als ein starker Grund des skizzenhaften, unvollendeten Charakters so manchen gedankenreichen Entwurfes die angestrengte, alle Kräfte beanspruchende Arbeit an der „Allgemeinen Erdkunde" hinzu. In diesem großen Werke galt es zahllose Detailschwierigkeiten zu überwinden, welche die ganze für die Lösung einzelner Aufgaben verfügbare Kraft beanspruchten und aufzehrten.

In die Reihe der kleineren Arbeiten, welche den Namen von wissenschaftlichen Programmen verdienen würden, gehören die weiteren akademischen Abhandlungen „Ueber das historische Element in der geographischen Wissenschaft" (1833) und „Ueber räumliche Anordnungen auf der Außenseite des Erdballs und ihre Funktionen im Entwickelungsgang der Geschichte" (1850), ferner „Der tellurische Zusammenhang der Natur und Geschichte in den Productionen der drei Naturreiche oder über eine geographische Productenkunde" (1836). Die letztgenannte Arbeit ist zwar auch wieder nur ein großes Programm, aber einzelne Abschnitte der Allgemeinen Erdkunde zeigen die Richtung an, in welcher R. an die Ausführung gegangen sein würde, wenn der ganze große Entwurf „die Kenntniß der gesonderten Productionen der Erde nach ihrer räumlichen Verbreitung über die Formen des Festen und Flüssigen, in ihren quantitativen und qualitativen, absoluten wie relativen Verhältnissen zu den einzelnen Ländern und Völkern der Erde, wie zum ganzen System des Erdballs" weniger nur Grundriß geblieben wäre. Die Abschnitte über die Verbreitung des Thees, der Palmen Indiens, des indischen Elephanten, der heiligen Feige, der Opiumcultur, des Opiumgenusses und Opiumhandels, der Cultur des Zuckerrohres, des Weihrauches, des Kaffeebaumes, des Kameels, der Manna, der Gummi-Acacie, der Dattelpalme sind Bruchstücke von großer Gelehrsamkeit, welche in den Bau des großen Werkes mit eingemauert sind, statt einer Handelsgeographie anzugehören, deren Schöpfung R. Anderen, die nach ihm kamen, überließ. Wenn dieser Zweig der Geographie dann fern von dem Felde, das R. bearbeitete, aufwuchs, wenn von seinen Pflegern der Name Ritter's kaum genannt wurde, so ist nicht die innere Art, sondern die Form dieser gelehrten Arbeiten, auch selbst die zerstückte Art ihres Erscheinens dafür verantwortlich zu machen. Die akademische Abhandlung über die Baumwolle (1851), welche Fragment geblieben ist, würde bei Vollendung die an Gelehrsamkeit schwerste dieser Monographien geworden sein. 1852 vereinigte R. diese u. a. akademische Schriften mit der „Einleitung zur allgemeinen vergleichenden Geographie" zu einem besonderen Werkchen.

Zwei sehr charakteristische Gattungen Ritter'scher Werke sind die Vorträge und die Vorreden. R. hat, wo es galt, seine Wissenschaft zu fördern oder auszubreiten, auch wo milderen Zwecken zu dienen war, gern sein Wort an größere gebildete Kreise im Wissenschaftlichen Verein, im Verein wissenschaftlicher Mittheilungen, in der Gesellschaft für Erdkunde gerichtet. Manche dieser Vorträge sind gedruckt und erfreuen durch die in gewählter, hier gar nicht belasteter Form dargebotene Belehrung, welche von einer weitblickenden, weltkundigen Auffassung der fernsten Verhältnisse getragen ist. Ein Vortrag über „die Colonisation von Neuseeland" ist besonders anziehend, weil in demselben R. als Beurtheiler eines erst werdenden politischen Gebildes erscheint, als welcher er sich vollkommen freihält von den Phrasen und Uebertreibungen, die so gerne an derartige junge zukunftsreiche Gemeinwesen anknüpfen, keine von den starken Farben aufträgt, von welchen man bei der Schilderung ferner Länder gerne Gebrauch macht. Es ist ein ächt weltkundiges Abwägen der Dinge, wie sie sind, in diesem Werkchen, kein Vordrängen eigener Ansichten, keine Zukunftsträume. „Ein Blick in das Nil-Quellland" (1844), „Ein Blick auf Paläſtina und seine christlichen Bewohner" (1852), die zahlreichen Vorträge, welche theils vollständig, theils im

Auszuge in den Monatsberichten der Gesellschaft für Erdkunde mitgetheilt wurden und mit Vorliebe Gegenstände von ebenso großem menschlichen wie wissenschaftlichen Interesse, behandeln, zeigen die gleiche warme und große Auffassung und Darstellung. Wir nennen nur die ausgedehntesten, wobei wir uns an die Verzeichnisse in den erst seit 1840 erschienenen Monatsberichten der Gesellschaft halten: „Die Zustände Liberias“ (1840 und 1853), „Die Nestorianer“ (1840), „Die Australier am Vincent Golf“ (1841), „Die Reisen der Missionare Krapf und Isenberg in Ostafrika“ (1842 und später), „Abichs Untersuchung des Ararat“ (1846), „Ueber die Quellen des Oxus und Jaxartes“ (1847), „Ueber Amerika's Handel mit dem Osten“ (1849), „Ueber die syrisch=jacobitischen Christen“ (1849), „P. Knoblecher's Reise auf dem Weißen Nil“ (1850), „Ueber den Aralsee“ (1851), „Die alten Denkmäler Guatemala's“ (1853), „Die Nordwest=Durchfahrt“ (1853), „Die West=Eskimo“ (1854), „Lin's Chinesische Geographie“ (1855). Mit warmer Theilnahme verfolgte R., wie hunderte kleiner Mittheilungen erkennen lassen, die er in den Sitzungen der Gesellschaft für Erdkunde gegeben hat, die Geschicke und Leistungen der geographischen Forschungsreisenden. Seine Theilnahme, sein thätiges Eingreifen hat manche Unternehmung gefördert. Männer wie Krapf, Leichhardt, Schomburgk, Werne, v. Wildenbruch, Barth, Overweg, die Brüder Schlagintweit u. v. A. theilten ihm ihre Ergebnisse mit, welche er seinerseits in die Wissenschaft einführte. Zusammen mit A. v. Humboldt und L. v. Buch hat er in diesem Sinne viele Forschungsreisende gefördert. Die später in Deutschland immer reger werdende Theilnahme an der Erforschung Afrika's und der Polarländer hat in ihm einen ihrer frühesten, wärmsten, thätigsten Vertreter und Verfechter besessen. Gerne lieh er seine Feder und seinen Namen, wenn es sich darum handelte, Erstlingswerke einzuführen. Seine Vorreden zu Hoffmeister's Briefen aus Indien, Tams' Portugiesische Besitzungen in Südwestafrika, Barth's und Overweg's Briefen aus der Sahara und dem Sudan u. v. A. sind höchst erfreuliche Arbeiten von stilistischer Vollendung, gedankenreich, die reinste Theilnahme für die Verfasser bekundend. Die kleinsten Beiträge dieser Art zeichnen den Mann, und besonders auch sein Gemüth. Der Text zu Kummer's Reliefdarstellung des Mont Blanc (1824) kann mit unter diese Arbeiten mehr zufälligen Ursprunges gerechnet werden.

Was R. an größeren und kleineren Abhandlungen in den letzten 40 Jahren seines Lebens veröffentlichte, ist indessen alles nur Nebenwerk und Nebenproduct seiner „Erdkunde“. Man empfindet Ehrfurcht vor dem Werke, das ein solcher Mann in der ganzen Zeit seines gereiften Denkens und Arbeitens im Geiste trug, für welches er seine besten Kräfte eingesetzt hat. In dieser langen Bändereihe ruht das Lebenswerk Ritter's und natürlich finden an ihnen die Lebensalter, welche es durchlaufen, ihren Ausdruck. Die beiden Bände der ersten Ausgabe, welche bald durch eine neue ersetzt wurden, sind nach dem in die Jahre 1809 und 1810 zurückreichenden Entwurfe, dessen wir früher gedachten, gearbeitet, und sollten eine Art vervollkommneten Handbuches der Erdkunde von mäßiger Größe werden. 1822 begann die neue große Ausgabe zu erscheinen, deren 2. Band 1832 ans Licht trat. Diese beiden ersten Bände sind die reifsten und durchgearbeitetsten. Sie sind die Arbeit des Mannes. Der Rest gehört dem Greise an, welcher wohl noch in Jugendfrische schafft, aber gern in die Breite geht und welchem manchmal der Sinn für das Maß und die Verhältnisse über dem Genuß der unbeschränkten Darlegung abhanden kommt. Doch lag dem tiefehrlichen und für sein Werk begeisterten Gelehrten das reine stoffaufhäufende Compiliren so ferne, daß er bis in die letzten Bände die geistige Leitung und Uebersicht behielt und sein Werk selbst beim massenhaften Ueberwuchern des Stoffes doch nie in einen Notizenkram ausarten ließ. Bestrebt man sich, der Billigkeit

gemäß, das Werk aus seiner Zeit heraus zu verstehen, so erstaunt man über die neue, eigenartige, kühne Anlage. Schon die Ueberschriften der Bände, Abschnitte und Capitel haben eine Masse neuer Ausdrücke für große und kleine Naturgebiete entweder geschaffen oder wenigstens in allgemeinen Cours gesetzt. Wenn man auch nur das Inhaltsverzeichniß des 1822 erschienenen Bandes über Afrika durchfliegt, gewinnt man einen Eindruck von geistiger Bewältigung eines in seiner Lückenhaftigkeit höchst spröden Stoffes. Ritter's Auffassung dieses damals am wenigsten gekannten Erdtheiles ist so naturwahr, daß spätere Forschungsergebnisse ohne Zwang in die von ihm geschaffenen Kategorien eingereiht werden konnten. So war vorher kein einziger Theil der Erde gegliedert und beschrieben worden und es wurden später in vielen geographischen Werken weniger naturgemäße Gliederungen durchgeführt. Die Klarheit leidet auch noch nicht unter dem Uebermaße der Einschaltungen, Hinzufügungen und Verbreiterungen. Zwar erscheinen schon hier zahlreiche „Erläuterungen", welche um den Kern der die Grundzüge des Bodenbaues, der Bewässerung, des Klimas, der Bodenerzeugnisse, der Völker, der Entdeckungsgeschichte darstellende Abschnitte sich anlegen; aber dieser Kern wird noch nicht überwuchert, wie z. B. schon im 2. Bande in dem Gobi-Capitel, wo er nahezu unsichtbar wird; oder gar in den kleinasiatischen Bänden, wo die Darstellung der so sicher hingestellten, wohlbegrenzten Halbinsel in ein Bündel von lauter Wegbeschreibungen auseinanderfällt. R. sagt selbst einmal: „Bei einem Felde von so ungemessenem Umfange kann das Interesse nur erregt, nicht befriedigt werden; darum die Nachweisung der Quellen". Aber mit dem Nachweise der Quellen begnügt er sich nicht mehr, sondern schöpft gleich einen guten Theil derselben in die mit jedem Bande bauchigeren Krüge der Schaltcapitel. Es ist kein Zweifel, daß die Unvollendetheit des Werkes ihren Grund hauptsächlich in dieser zunehmenden Breite hat, die zu innerer Zerklüftung trotz des wohldurchdachten Bauplanes führte. Noch in der 1. und 2. Vorrede zu „Afrika" werden 12 Bände in Aussicht genommen, in welche noch 1832 R. den Stoff zusammenzudrängen hoffte. Es ist kein Zweifel, daß die Erdkunde aus der Verwirklichung dieses Planes einen großen Gewinn gezogen haben würde, besonders wenn wie bei Afrika die ganze Summe unseres Wissens bis zu einem bestimmten Zeitpunkte gezogen worden wäre, so daß an dieses mit 1820 abgeschlossene Buch oder an das 1830 beendete Ostasien sich später nur noch Nachträge und Verbesserungen anzuschließen brauchten. Es ist, selbst rein menschlich empfunden, schmerzlich zu sehen, wie ein Werk, so reif begonnen und so hingebend durchgeführt, Stückwerk im Ausbau und damit auch in der Wirkung blieb. Als eine Ansammlung zahlloser Thatsachen hat indessen die „Erdkunde" durch diese Fehler der Form nichts verloren, sie bleibt das gelehrteste Werk der modernen Geographie, welches auf lange hinaus weder erreicht noch übertroffen werden dürfte. Außerdem ist sie dasjenige geographische Werk, welches zuerst den von Herder im geschichtsphilosophischen Sinne ausgeprägten Gedanken der tiefgehenden Beeinflussung der Völkergeschicke durch die äußeren Umgebungen, durch den Schauplatz in einer so ausführlichen Schilderung der Länder folgerichtig durchführte. Daß die Erde von der Vorsehung zum Wohn- und Erziehungshaus der Völker bestimmt sei, ist ein Gedanke, den R. in fast jedem seiner Werke ausgesprochen hat, der ihm näher als irgend ein anderer blieb, den er daher immer wieder zu bewähren, in seinen Wirkungen aufzuweisen versuchte. Ihm war es ein Ziel der Wissenschaft, „den nothwendigen Entwickelungsgang jedes Volkes auf der bestimmten Erdstelle vorherzuweisen, welcher genommen werden mußte, um die Wohlfahrt zu erreichen, die jedem treuen Volk von dem ewig gerechten Schicksal zugetheilt ist." Die Schilderung der gerade auf asiatischem Boden sich dicht aneinanderreihenden Schauplätze weltgeschichtlicher Ent-

wickelungen und Begebenheiten ist von diesem Gedanken durchtränkt und verbreitet über alle Bände des Werkes einen eigenartigen durchgeistigenden Hauch. Sicherlich geht aus dieser Auffassung der bedeutendste und zugleich wirksamste Charakterzug der „Erdkunde" hervor. Es ist dieselbe Richtung, in welcher Ritter's Lehrthätigkeit die tiefste Spur hinterlassen hat. Das teleologische Element, welches dieser Auffassung oft zum Vorwurf gemacht wurde, konnte sie nicht hindern, belebend auf die Auffassung der Geschichte einzuwirken. Die Geschichte eines Volkes zu erzählen, ohne den Boden zu kennen und zu schildern, auf dem dieselbe sich abgespielt, erscheint, wie E. Curtius einmal treffend sagt, seit R. nicht mehr möglich, und zweifellos hat dadurch die Geschichtschreibung an philosophischer Vertiefung gewonnen. Was aber den Vorwurf der Teleologie anbetrifft, so ist dieser nichtssagend, weil R. nur in der letzten Ursache die Schöpferabsichten sieht und als aufrichtiger Christ sehen muß, wobei der ganze weite Raum zwischen dieser und der Erscheinung für die Wissenschaft frei bleibt. Höchstens könnte man eine Quelle von Irrthümern darin sehen, daß, wer höhere Absichten sucht, überall mehr von jenen Beziehungen zwischen Erde und Menschengeschicken erblickt, als vielleicht vorhanden ist. Aber R. als der Erste, welcher diesen Zusammenhang consequent und eingehend erforscht und dargestellt hat, kann mindestens das gleiche Recht beanspruchen, wie andere Entdecker, ihrem Gedanken eine Lieblingsneigung zuzuwenden, welche denselben verschönt und sogar überschätzt. R. hat über dieser Neigung nie den Freund und Kenner der Natur verleugnet. Ist er kein naturwissenschaftlicher Geograph gewesen wie A. v. Humboldt, so zeigt doch die liebevolle Darstellung der Gebirge, Flußläufe, klimatischen Erscheinungen, Naturerzeugnisse den Mann, welcher die Früchte der in Büchern, auf Karten, in Urkunden zurückgelegten Reisen an selbsterworbener Naturanschauung prüfen konnte. Die „Erdkunde" ist nicht ganz ein Erzeugniß der Studierstube. R. hat allerdings weder Afrika noch Asien bereist, aber seine Auffassung und Darstellung sind nicht diejenigen der dürren Gelehrsamkeit. R. war ein Mann des Lebens, der praktischen Lehre, ein Verehrer Gottes in der Natur. Das zeigt sich in dem lebendigen Interesse für die neuen Entdeckungen, die Colonisation, die Missionsthätigkeit, die Heranbildung gesunkener Völker. Daher selbst zwischen den von trockenen Thatsachenreihen starrenden Abschnitten der „Erdkunde" erfreuende Oasen menschlicher Empfindung. Waren seine Reisen nicht ausgedehnt, so ließen sie ihn einzelnes Bedeutende, wie die Alpen, um so gründlicher kennen. Aber auch Italien, England, Schottland, Irland, Griechenland und die Länder der Balkanhalbinsel wurden von ihm durchwandert. Und so wie die frühe innige und häufig wiederholte Berührung mit den Alpen leuchtet die spätere Bekanntschaft mit Griechenland durch die Werke Ritter's. Die schönen, Griechenland gewidmeten Worte in den Vorlesungen über Europa tragen den Stempel des Erlebtseins, sie gehören deshalb auch zum stilistisch Vorzüglichsten, was R. geschrieben.

Nach allem, was zu sagen war, kann Ritter's Lehrthätigkeit nicht anders als höchst befruchtend gewirkt haben. Viel von seiner Anlage und Vorbildung wies auf diese Seite als die bevorzugte hin. Der Lehrer nahm in seiner Persönlichkeit einen größeren Raum ein, als im durchschnittlichen deutschen Professor. Diesem Verhältniß entsprachen die Erfolge. Mit entmuthigend geringer Zahl von Zuhörern begonnen, stellten sich die Vorlesungen Ritter's bald in die Reihe derjenigen, welche gehört zu haben, unter die Forderungen allgemeiner Bildung bei der akademischen Jugend Berlins gerechnet wurde. Auch wißbegierige Erwachsene besuchten seine Vorträge. Glänzend zu reden lag R. nach Gabe und Neigung gleich fern, seine Wirkung war der volle Einsatz einer vertrauen- und ehrfurchterweckenden, ganz selbständigen Persönlichkeit. Wenn man oft Vergleiche

zwischen Ritter und A. v. Humboldt zog, welche jenem nicht volle Gerechtigkeit widerfahren ließen, so vergaß man hervorzuheben, daß diese Art von Wirkung dem großen Reisenden ganz versagt geblieben wäre, auch wenn er sie gesucht haben würde. R. war auch auf dem Lehrstuhl in erster Linie Lehrer und ließ seine ganze Menschlichkeit in diesem Beruf aufgehen. Seine ruhigen Darlegungen fesselten und überzeugten durch den Ernst und die Wärme des Vortrages, der bei Tausenden nachhaltiges Interesse für die Geographie hervorgerufen hat. Zeichnungen an der Tafel unterstützten die Rede. In letzterer fesselte auch eine gewisse Ursprünglichkeit der Wortwahl und des Aufbaues. Was nach seinem Tode von geographischen Vorlesungen Ritter's an die Oeffentlichkeit trat, kann kein ganzes klares Bild von dem geben, was dieselben waren, und was sie wirkten (Geschichte d. Erdkunde u. d. Entdeckungen, 2. Aufl. 1880. Europa 1863. Beide von A. H. Daniel herausgegeben), doch sind die erst genannten Vorlesungen mit zu dem Anziehendsten zu rechnen, was von R. uns erhalten ist.

Zu den Reizen Ritter'scher Diction gehörten die wohlgewählten Vergleiche und Bilder, welche, mehr sinnig als kühn, mehr tief als glänzend, den Ernst seines Vortrages gewinnender machen. Die Erdkunde faßte er nicht bloß im wissenschaftlichen, sondern auch im pädagogischen Sinne vergleichend auf. Wenn er den Nil als an Länge den Rhein 4mal, die Donau 2mal übertreffend und ebenso weit aufwärts wie den Amazonenstrom schiffbar nennt, wenn er seinen Weg mit der Entfernung der Südspitze des Peloponnes vom Nordcap vergleicht, wenn er seinen Wandel in der bekannten Strecke bis zum Meere dem eines bedächtigen Mannes und Greises vergleicht und die Frage dann zu beantworten sucht, wo die Wiege seiner Kindheit stehe? so steht das wohlthuende Bemühen um Klarheit gewinnend vor uns. So fehlt es auch nirgends in den Werken Ritter's, auch wo sie voll Gelehrsamkeit sind, an den Ruhe- und Erholungsstätten phantasiekräftiger Vergleiche, welche gerade genug Geographisches an sich haben, um nicht aus dem Rahmen zu fallen. Das sind die schönen Blüthen des etwas mystischen, mindestens ahnungsvollen Denkens der früheren Jahre, welches noch 1820 in der „Vorhalle europäischer Völkergeschichte vor Herodotos, um den Kaukasus und an den Gestaden des Pontus. Eine Abhandlung zur Alterthumskunde", ein etwas wildes Schlingwerk kühner Vermuthungen aus der Idee altindischer Priestercolonien, die mit dem Buddhacultus bis nach Europa wandern, hatte aufschießen lassen. Wenn wir von der Zeit lesen, die allmählich gleich der aufsteigenden Sonne, einen Schatten nach dem anderen in ihrem Fortschritt verkürzt, so haben wir eine Probe der Ausdrucksweise vor uns, welche auch einem Meister wie A. v. Humboldt das Urtheil über die „Erdkunde" eingab, daß „alles voll Leben, oft von großer Schönheit der Rede" sei. Schöne landschaftliche Schilderungen enthalten auch Ritter's vortreffliche Briefe aus der Schweiz, Griechenland und andern Ländern, die theilweise in den unten genannten Büchern von Kramer und Geilfuß zum Abdruck gelangt sind. In einer plastischen und ganz correcten Bildlichkeit glaubt man den des Zeichnens gewohnten Kenner der Naturformen wiederzufinden. R. zeichnete sehr saubere Karten, und eine Probe der naturgetreuen Bleistiftskizzen, die er auf Reisen hinzuwerfen suchte, hat Roß u. a. im 1. Theil der Griechischen Reise mitgetheilt.

Zur Erinnerung an Karl Ritter. Von G. Kramer, Ztg. f. allg. Erdkunde, N. F. Bd. VII. — Karl Ritter. Ein Lebensbild nach seinem handschriftlichen Nachlaß dargestellt von G. Kramer, 2 Bde., Halle 1864. 2. Ausg. 1876. — Karl Ritter's Briefwechsel mit J. F. L. Hausmann, hrsg. von J. E. Wappäus, Leipzig 1879. — Ueber Karl Ritter in Abhandl. z. Erd- und Völkerkunde von O. Peschel, I. 1877. — F. Ratzel, Zu Karl Ritter's hundertjährigem Geburtstage. Allg. Ztg. 7.—15. Aug. 1879. — F. Marthe, Was bedeutet

Karl Ritter für die Geographie? Berlin 1880. — Geilfuß, Das Leben des Geographen Dr. Jakob Melchior Ziegler, 1884. — K. v. Fritsch, Karl Ritter's Zeichnungen des Lophiskos in Mitth. d. V. f. Erdkunde zu Halle 1885. — E. v. Oven, Eine von Karl Ritter gezeichnete Karte des Zillerthals. Jahrb. d. V. f. Geographie zu Frankfurt 1888. — Die Fortentwickelung Ritter'scher Anregungen findet man sorgsam verfolgt in Hermann Wagner's Berichten über die Methodik der Erdkunde im Geographischen Jahrbuch seit 1878. Für die Anwendung Ritter'scher Gedanken im geographischen Unterricht ist Hauptwerk Oberländer's Geographischer Unterricht nach den Grundsätzen der Ritter'schen Schule, 1875. — Bildniß in der Kramer'schen Biographie. Friedrich Ratzel.

Ritter: Gottfried R. v. Rittershain, Arzt, ist 1820 in Lemberg geboren. Seine medicinischen Studien machte er an seinem Geburtsorte und in Prag, wo er 1843 mit einer „De epilepsia" betitelten Abhandlung den Doctorgrad erlangte. Nachdem er eine Zeit lang als Assistent der gerichtlichen Medicin unter Popel an letztgenannter Universität gewirkt hatte, wurde er zum Landgerichts- und Strafhausarzt in Prag ernannt. In dieser Stellung war er 20 Jahre lang, nebenher zugleich als Privatdocent an der Universität und Director der Poliklinik, thätig. In letztgenannter Eigenschaft widmete er sich ganz speciell der Kinderheilkunde und dem Studium des Findelwesens, Gebiete, auf denen er mit litterarischen Arbeiten so erfolgreich hervortrat, daß 1864 seine Ernennung zum Primararzt der Findelanstalt, 1865 zum außerordentlichen Professor der Kinderheilkunde erfolgte. Diese Aemter, sowie die Leitung einer 1874 an der Findelanstalt von ihm eingerichteten Klinik des Säuglingsalters versah R. bis zu seiner im Februar 1880 eingetretenen Erkrankung. Alsdann zog er sich nach Görlitz zurück und starb hier an den Folgen seiner langjährigen Epilepsie in einem Schlaganfalle am 20. August 1883. R. war ein ganz hervorragender Kinderarzt. Am bekanntesten ist seine gediegene und vollständige Monographie „Ueber die Pathologie und Therapie der Rhachitis" (Berlin 1863). Verfasser vertritt darin eine besondere Ansicht über das Wesen dieser Erkrankung und sucht gestützt auf fremde und eigene Beobachtungen und Untersuchungen den Nachweis zu führen, daß die Rhachitis als eine dem kindlichen Alter in ihren ursprünglichen Formen eigene Krankheit niemals als ein locales Knochenleiden, sondern „als eine eigenthümliche von allen Dyscrasien des kindlichen Organismus und von der Osteomalacie wesentlich verschiedene, wahre Diathese zu betrachten ist, welche sich von ihrem ersten Auftreten an als eine Störung der allgemeinen Ernährung erweist und in ihrer weiteren Entwickelung sich hauptsächlich durch eigenthümliche Anomalieen des Knochenwachsthumes in Textur, Zusammensetzung und Form characterisirt." Sehr werthvoll sind ferner Ritter's Arbeiten über das Findelwesen, um das er sich, speciell in Böhmen, große Verdienste erwarb. Zu erwähnen sind in dieser Beziehung seine mit großem Fleiß geschriebenen und eine Fülle interessanter Beobachtungen enthaltenden „Jahresberichte der böhmischen Findelanstalt" (Prager Vierteljahrsschrift Bd. XCI und XCVII; Ritter's Jahrb. für Physiologie und Pathologie des ersten Kindesalters, 1868; Oesterr. Jahrb. f. Pädiatr. 1869 u. 70). Dazu kommen noch zahlreiche kleinere Journalaufsätze und casuistische Mittheilungen, Statistisches über Kindersterblichkeit, auch einige populär-wissenschaftliche Arbeiten, wie: „Das Geistesleben im Kindesalter"; „Gesundheitspflege des jüngeren Kindes" (herausgegeben vom deutschen Verein für gemeinnützige Kenntnisse in Prag). Uebrigens war R. auch Gründer und viele Jahre Redacteur der Prager medicinischen Wochenschrift, Mitredacteur der Oesterreichischen Jahrbücher für Pädiatrik und der Central-Zeitung für Kinderheilkunde.

Vergl. Biogr. Lexikon hervorragender Aerzte, herausgegeben von A. Hirsch Bd. V, S. 40.

Pagel.

Ritterich: Friedrich Philipp R., geb. am 4. Juni 1782 zu Leipzig, bezog als Gymnasiast die Klosterschule zu Roßleben, studirte in Jena und Leipzig und ging 1810 nach Wien, um bei Professor Beer sich speciell in der Augenheilkunde auszubilden. 1820 ward er Professor in Leipzig und gründete eine Privatanstalt, welche bald die Theilnahme edelgesinnter Bürger erhielt und später auch mit Unterstützung des Staates von ihm als Director fortgeführt wurde. Im J. 1845 feierte diese Anstalt ihr 25jähriges Jubiläum, wozu R. eine Festschrift verfaßte. Am 1. Juni 1870 feierte dasselbe Haus das 50jährige Bestehen der öffentlichen Augenheilanstalt zu Leipzig, welche durch Ritterich's Anregung vom Staate Sachsen zu einer obligatorischen Lehranstalt der Ophthalmologie im Jahre 1853 erhoben wurde und mithin die erste ordentliche Lehrstelle für Augenheilkunde in Deutschland — Oesterreich ausgenommen — bildet. R., obwohl noch in der sogenannten vorhistologischen Zeit gebildet, verfolgte doch immer als Lehrer auch bei vorgerücktem Alter alle neuen Errungenschaften auf dem Gebiete der Physiologie und Pathologie. Dies beweisen namentlich seine Schriften über Schielen, seine Beiträge zur Lehre der Extraction und seine Arbeiten über die Krankheiten des Thränen- Nasenkanals und über die Wirkung der Augenmuskeln in Verbindung mit Eduard Weber. Als Operateur galt er für einen der ersten Extractionsvirtuosen. Ende der fünfziger Jahre verfiel er in starke Schwachsichtigkeit, so daß er seiner Praxis entsagen mußte und sich nur noch litterarisch beschäftigte. Als hervorragendste Frucht dieser Thätigkeit ist seine Augenoperationslehre zu nennen, die er in Verbindung mit seinem ausgezeichneten Schüler Professor Coccius in Leipzig bearbeitete. Einige Jahre später erblindete er gänzlich und starb 1866.

Rothmund.

Rittershausen: Konrad R. (Rittershusius), gründlicher Philologe und einer der bedeutendsten Rechtslehrer an der Altorfer Hochschule, geb. am 25. September 1560 zu Braunschweig, † am 25. Mai 1613 in Altorf. — Konrad's Verfahren lebten lange Jahre in angesehener Stellung zu Minden, wo auch dessen Großvater, Heinrich 1503 geboren wurde, welcher (später zum Rath bei den Fürsten von Braunschweig und Lüneburg ernannt), sich deren besonderer Gunst zu erfreuen hatte. Von Heinrich's 15 Kindern erhielt Balthasar (Konrad's Vater) nach dem Tode seines Vaters mit Rücksicht auf des letzteren Verdienste das Beneficium zu St. Blasien in Braunschweig und starb dortselbst am 9. August 1603 als Senior des Collegiat-Capitels. Zweimal verheirathet hinterließ er aus zweiter Ehe zwei Söhne, darunter unsern Gelehrten. Konrad bezeichnet selbst in einer von ihm verfaßten Jubiläumsschrift den September nicht allein als „mensis natalis“ sondern zugleich als „mensis fatalis“ wegen mehrerer sein Leben tief berührender Vorgänge, welche sich insgesammt in genanntem Monate zutrugen. So stürzte er (um nur das Wesentlichste herauszugreifen) im September 1574 in die bei Braunschweig vorbeifließende Ocker, wurde jedoch von Vorübergehenden von der Gefahr des Ertrinkens errettet. Im gleichen Monate befand er sich später (1587) abermals in derselben Todesgefahr gelegentlich einer Mainfahrt nach Frankfurt. Ferner war es im September (1580), daß er von tödtlicher Krankheit genas, daß er (1592) zu Basel den Doctorhut erwarb, (1593) seine erste Frau heimführte, und daß er (1594) mit der Geburt seines Erstgeborenen erfreut wurde. — Konrad empfing den ersten humanistischen Unterricht in seiner Vaterstadt Braunschweig, wo er unter dem tüchtigen Rector Matthias Berg, seinem mütterlichen Oheim, namentlich in Sprachen und Poesie glänzende Fortschritte machte. 1580 bezog er Helmstedt,

und begann neben philologischen Studien bei Joh. Borcholt und Jagemann das Rechtsstudium. Konrad's lebhafter Wunsch, Altorf zu besuchen, fand bei dessen Vater um so willigeres Gehör, als mittlerweile Konrad's Oheim M. Berger, dort als Professor der Moralphilosophie lehrte; und so bezog er denn um die Mitte des Jahres 1584 die Hochschule der Reichsstadt Nürnberg, wo er ein begeisterter Schüler und Anhänger des berühmten Giphanius (Hubert van Giffen) wurde, und ihm diese Anhänglichkeit während seines ganzen Lebens treu bewährte. Als Letzterer im August 1590 den Ruf des Baiernherzogs nach Ingolstadt annahm, siedelten R. und 23 weitere Zuhörer mit dem geliebten Lehrer dorthin über und Konrad disputirte bereits am 23. März 1591 über die von Giphanius bearbeitete These „de actionibus emti et venditi“ (Ingolstadt 1591, 4⁰). Giphanius begegnete aber auch seinem Schüler mit vieler Zuneigung, und soll ihm letztwillig die Herausgabe der hinterlassenen Werke aufgetragen haben, welche indeß aus unbekannten Gründen unterblieb. . . . Wie in Altorf so suchte R. auch in Ingolstadt den Umgang mit hervorragenden Docenten auf. Er besuchte die Vorträge des Juristen Fachinäus aus Forli, verkehrte mit dem gelehrten Jesuiten Gregor de Valentia, mit Philipp Menzel, Dr. theol. Wolfgang Hunger und anderen namhaften Personen, die insgesammt seine Anspruchslosigkeit rühmen, und befaßte sich in den Nebenstunden gerne mit griechischer Sprache und Litteratur. — In diesen Zeitraum fallen auch mehrere zu wissenschaftlichen Zwecken unternommene Reisen, auf denen er mehrfach werthvolle Beziehungen anknüpfte. 1587 besuchte er Franken und Hessen, — Frankfurt a. M., Heidelberg, Marburg; im nächsten Jahre Schwaben, 1589 Böhmens Hauptstadt, dann 1591 Oesterreich und Ungarn. Auf dieser Wanderung wurde ihm vom Grafen Julius zu Salm Anfangs Mai 1591 die Stelle eines Rathes angeboten, die er jedoch unter Berufung auf seine schlichten Sitten, welche zu höfischem Leben nicht paßten, in lateinischen Distichen ablehnte.

„— —
Nec me delectant strepitus, pompaeque tumentes,
Apta sed ingenio est vita quieta meo.“ —

Das gleiche Loos hatten sowohl eine Einladung, welche zur nämlichen Zeit der Schlesier Hieronymus Arconatus an ihn richtete, als auch die späteren Berufungen an die Hochschulen von Helmstedt und Jena, nach einer ungenannten Reichsstadt und nach Braunschweig, woselbst ihm der Rath in einem sehr höflichen Schreiben vom 20. Februar 1609 die Syndikatsstelle antrug, sowie endlich die lockenden Zusagen, die selbst aus Rom an den Gefeierten ergingen. Im Juli 1591 begab er sich durch Württemberg und den Breisgau nach Basel, um unter dem Rector Johann Gut die juristische Doctorwürde zu erlangen. Seine Disputation handelte de bonis maternis aliisque adventitiis liberorum; seine Rede erörterte das Thema, ob das Häretikern gegebene Wort (data fides) zu halten sei?

Die Promotion erfolgte in feierlicher Weise am 9. September 1591 unter dem Decanate des Samuel Grynäus und wurden „in honorem et gratiam Conrad Rittershusii“ einige carmina gratulatoria veröffentlicht (Basileae 1591 4⁰ et Nic. Taurellus Altorf. 1591). Nach Altorf zurückgekehrt, begann er noch 1591 seine Institutionen-Vorlesungen, und gründete seinen Haushalt, indem er Helena (geboren am 7. April 1569), die Tochter des 1580 verstorbenen Pfarrers von Sulzbach, Georg Staudner heimführte. Sie wurde Mutter von 9 Kindern (unter welchen 3 Söhne die Eltern überlebten) und starb nach vierzehnjähriger glücklicher Ehe, tiefbetrauert von ihrem Gatten am 30. Juni 1607. Nach Ablauf von zwei Jahren (19. Juni 1609) schritt dieser zu einer neuen ehelichen Verbindung mit Katharina Holzschuch, deren Vater als Anwalt und Consulent der

fränkischen Ritterschaft in Bamberg lebte. Zwei in dieser Ehe erzeugte Nachkommen starben schon in früher Jugend.

Nachdem R. zu Altorf den Lehrstuhl für Institutionen längere Zeit innegehabt hatte, wurde er 1598 nach Peter Wesenbeck's Abgang von der Akademie an des Scipio Gentilis Stelle zum Professor der Pandekten befördert, und überdies zum reichsstädtischen Rathsconsulenten ernannt. Der fleißige Docent beschränkte sich nicht auf Pandekten-Vorträge, er las auch über die Unterscheidungsmerkmale des bürgerlichen und canonischen Rechtes, über einzelne Theile des Civilrechtes, auch über Lehenrecht, und gab einen systematischen Ueberblick über Privat- und öffentliches Recht. Mit solch umfassender Wirksamkeit als Lehrer verband er eine nicht gewöhnliche litterarische Thätigkeit, (welche wir alsbald näher besprechen werden), und beschäftigte sich außerdem ernstlich mit theologischen und linguistischen Studien, unter welchen die des Griechischen den ersten Platz behaupten. Unser Gelehrter konnte lange Stellen griechischer Classiker auswendig, bediente sich gelegentlich eines Colloquium mit dem Gräcisten Dr. Andreas Dinner längere Zeit homerischer Verse, fertigte in dieser Sprache gute Gedichte und konnte sich während eines Besuches des Erzbischofs von Constantinopel zu Altorf (1607) mit diesem fließend in gedachter Sprache unterhalten. Er stand aber auch mit den ersten Humanisten und Linguisten seiner Zeit in lebhafter brieflicher Verbindung: mit Scaliger, Douza, Thuanus, Casaubonus, Lipsius, Heinsius, mit Maximus Marginus, dem Bischofe von Cytheräa und andern. Strobel hat unter dem Titel: „Rittershusiorum epistolae“ (1768) eine kleine Sammlung von Briefen des Vaters und beider älterer Söhne veröffentlicht. Neben diesem brieflichen Gedankenaustausche unterhielt aber R. (wie schon früher bemerkt) eifrigen Verkehr mit hervorragenden Männern der Wissenschaft, und traten zu den oben Genannten noch der Nürnberger Rathsconsulent Georg Remus, der Romanist Scipio Gentilis, der später berüchtigte Pamphletist Kaspar Schoppius, dann Scherbius, ausgezeichnet in Philosophie, wie Arzneikunde, endlich der bereits erwähnte Dr. Andreas Dinner.

Solch vielseitigen und anstrengenden Leistungen war aber die schwächliche Körperbeschaffenheit Rittershausen's nicht gewachsen. Vorzeitig kränkelnd erlag er am 25. Mai 1613 einem bösartigen Lungenleiden und wurde in Altorf neben seinem Oheim Berg bestattet. Mehrfache Epigramme bekunden die tiefe Trauer, welche Rittershausen's Hingang in der gelehrten Welt verursachte, und wie Collegen und Studenten so gab auch die Reichsstadt während des Gelehrten Krankheit wiederholte Beweise aufrichtiger Theilnahme, indem sie zum Oefteren Aerzte abordnete, welche seinen Zustand untersuchen und die nöthigen Anordnungen treffen sollten. — R., ein Mann von reichem Wissen, war ein ungewöhnlich fruchtbarer Schriftsteller, der sich durch methodische Behandlung des Stoffes hervorthat. Der Sohn Georg hat das Leben seines Vaters mit kindlicher Liebe beschrieben und seiner oft benutzten Arbeit ein vollständiges Verzeichniß der philosophischen, philologischen und juristischen Schriften seines Vaters beigegeben, das sammt den Noten über 40 Quartseiten umfaßt. Doch wurde die Mehrzahl der von R. selbst zum Druck vorbereiteten Werke erst nach seinem Tode von seinen Söhnen veröffentlicht. Zu den wenigen von ihm selbst herausgegebenen Werken gehören: die „Partitiones juris feudalis“ (1603) und die „Collatio legum Atticarum et Romanarum“ (1608). Nebenbei hat er sich in der classischen Philologie um die Editionen des Boëthius, des Oppian, Phädrus, Photius und einiger Anderen entschiedene Verdienste erworben.

Sein Hauptwerk ist das umfassende „Jus Justinianum h. e. Novellarum expositio methodica“, die gründlichste und zugleich erschöpfendste Darstellung des Novellenrechtes, die wir besitzen. Die Herausgabe besorgten seine Söhne mit

einer Dedication an den Nürnberger Rath (Argent. 1615 4°). Der Verfasser theilt den Stoff in 15 Partes, und liefert zu jeder Materie eine systematische Uebersicht, worin die Vorschriften der Novelle verflochten sind. Dem Hauptthema sind Beweise, Proömien und Einleitungen gutachtlichen und erklärenden Inhalts vorangeschickt. Die 2. Auflage von 1629 wurde von Georg R. 1630 mit einem Nachtrage bereichert, der unter Anderm sehr schätzbare Indices enthält. Stintzing hat in seiner trefflichen Rechtsgeschichte das Jus Justinianum (Bd. 1 S. 416—18) einer genaueren Besprechung unterstellt. Neben diesem sind als postume Werke noch besonders hervorzuheben: der „Dodekadeltos, sive in XII tabularum leges comment. novus" (Argent. 1616 4°), eine erläuternde Schrift über das Decemviral-Gesetz, welche wohl am besten den Fortschritt beobachten läßt, welchen die Rechtswissenschaft in Deutschland etwa von J. Oldendorp (geboren 1480, Professor 1516) bis zu R. gemacht hat; sodann der „Commentarius in Institutiones" (Argent. 1618 4°), von den Söhnen nach einem Collegienhefte veröffentlicht, an welchem der Vater lange Jahre gefeilt haben soll; endlich die „Novellae constitutionum Imperat. Justiniano anteriorum" (Francof. 1615) und die „Differentiarum juris civ. et canon. libri VII" (Argent. 1616 4°), welche der Verfasser für die oben erwähnten Vorlesungen ausgearbeitet hatte.

R. hinterließ aus erster Ehe fünf Nachkommen, darunter drei Söhne, welche durch Herausgabe der nachgelassenen väterlichen Werke sowie durch eigene kleinere Arbeiten in der juristischen Welt bekannt wurden. Der Erstgeborene, Georg R., am 29. September 1595 zu Altorf geboren, begann und vollendete dort seine Studien, erwarb daselbst unter Dinner's Decanat im December 1623 den juristischen Doctorhut, wurde 1624 reichsstädtischer Anwalt in Nürnberg ging 1625 als Richter in brandenburgische Dienste und ward zuletzt markgräflicher Geheimer Rath und Lehenspropst des Burggrafenthums Nürnberg. Er verfaßte kurz nach seines Vaters Tod dessen bereits genanntes curriculum vitae, das mit vieler Liebe geschrieben den „operibus Salviani" (1623) vorangestellt, auch in Zeidler's „vitae profess. juris in acad. Altorfiana" p. 150—226 aufgenommen ist, zugleich ein Verzeichniß der väterlichen Werke (S. 117—220), dann viele Briefe (221—26) enthält und als biographische Hauptquelle angesehen werden muß, aus welcher auch alle Späteren schöpften. — Nicolaus R., 1597 gleichfalls in Altorf geboren, hörte dort, dann in Genf, Bourges und Leiden juristische Vorlesungen, erhielt in seiner Geburtsstadt 1635 den Lehrstuhl der Institutionen, 1649 den der Pandekten als ordentlicher Professor, und starb 1670 (s. u.). — Ludwig R. endlich wurde gleich seinen älteren Brüdern in seiner Vaterstadt humanistisch und juristisch gebildet, und bekleidete vom 24. October 1632 bis 18. November 1652 (also über 20 Jahre) die Stelle eines Substituten an der Nürnberger Rathskanzlei.

Konrad R.: C. S. Zeidler a. a. O. S. 150 u. f. N. VIII mit zahlreichen Nachweisungen ältrer biographischer Quellen, einem erschöpfenden Schriften-Kataloge und Aufzählung mehrerer von oder an K. R. geschriebenen Briefe. — Stintzing, Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft, 1. Abth. S. 414 u. ff. N. 4.

Georg R.: Will, Nürnb. Gel. Lex. s. v. Rittershausen. — Stintzing a. a. O.

Eisenhart.

Rittershausen: Nicolaus R. (Rittershusius), Rechtsgelehrter und Genealoge. Geboren am 17. Februar 1597 zu Altorf (bei Nürnberg) als Sohn des als Jurist wie Philologe gleich ausgezeichneten Konrad R. (s. den vorstehenden Art.), legte R. an dem Gymnasium und der Universität seiner Vaterstadt den Grund zu seiner höheren Ausbildung und besuchte, nachdem sein Vater bereits im J. 1613 gestorben war, offenbar mit ausreichenden Mitteln ausgestattet, die

Hochschulen zu Helmstedt, Leiden, Bourges und Genf, womit sich ein längerer Aufenthalt in Paris verband. Seine gelehrten Studien galten zunächst der Rechtswissenschaft, die bestimmt war sein Lebensberuf zu werden, außerdem hat er aber zugleich in den humanistischen Disciplinen, in erster Linie in der Geschichte und Geographie sich tüchtige Kenntnisse erworben. Bei Gelegenheit seines längeren Aufenthaltes an den genannten hohen Schulen und der damit verbundenen Reisen hat er zugleich nachhaltige Verbindungen mit verschiedenen gelehrten Zeitgenossen angeknüpft. Erst im J. 1630 nach Deutschland zurückgekehrt, ließ er sich anfangs in Nürnberg nieder, wo er zugleich seine Häuslichkeit begründete. Vier Jahre darauf (1634) ist er nach Altdorf übergesiedelt und hat hier seine bleibende Stätte gefunden. Er erwarb sich zunächst die juristische Doctorwürde und erhielt noch am 1. Mai desselben Jahres die Professur des Lehnrechtes, weiterhin die des römischen Rechtes und kurz vor seinem Tode abermals die des Lehnrechtes. R. scheint ein beliebter Lehrer und beliebter College gewesen zu sein. Dreimal hat er die Würde des Rectorates bekleidet und ist am 24. August 1670 gestorben, nachdem er 36 Jahre hindurch der Universität Altdorf angehört hatte. Seine wissenschaftliche Bedeutung läßt sich freilich mit der seines Vaters entfernt nicht vergleichen. Auf dem Gebiete der Jurisprudenz machte er sich vor allem durch die Herausgabe einer Anzahl nachgelassener Schriften desselben verdient. Seine Vorliebe für Geographie und Kartographie muß auf den Einfluß Ph. Cluver's († 1623) zurückgeführt werden, dessen Umgang er s. Z. in Leiden sicherem Vernehmen nach genossen hatte. R. ist doch wohl einer der Ersten, die selbständige Vorträge über Geographie an einer deutschen Universität gehalten haben. Seine Karte (accurata descriptio) von „ganz Franken“ ist s. Z. mit Beifall aufgenommen worden und zählt zu den früheren Versuchen dieser Art. Die nachhaltigste Anerkennung jedoch, namentlich bei seinen Zeitgenossen, hat er sich durch seine genealogischen Arbeiten errungen. Das Hauptwerk „Genealogiae Imperatorum, Regum, Ducum, Comitum, Procerum ab a. 1400—1653“ (Altdorf 1653) hat noch bei Lebzeiten des Verfassers zwei neue Auflagen (mit Verbesserungen und Ergänzungen) erlebt und ist nach dessen Tode (von J. W. v. Imhof und J. D. Köhler) revidirt und fortgesetzt worden. Der Umstand, daß R. sich bei diesen seinen Untersuchungen und Aufstellungen auf die helleren Zeiten beschränkte, brachte ihm den Vortheil, daß er es um so leichter vermied, sich in das Dunkel gewagter und oft mehr als zweifelhafter Geschlechterreihen zu verlieren. Freilich hat Köhler in seinen historischen Münzbelustigungen (12. Thl. S. 46) die Andeutung gemacht, daß R. unter Umständen sich auch durch nichtwissenschaftliche Gründe bestimmen ließ, Correcturen an einem oder dem andern seiner Stammbäume vorzunehmen.

Zu vgl. G. A. Will, Geschichte und Beschreibung der Universität Altdorf. (Altdorf 1801) passim. — Derselbe: Nürnberg. Gelehrten-Lexikon 3. Thl. nebst dem 3. Supplementband von Nopitsch. — Stintzing, Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft 1. Abthl. S. 415.

Wegele.

Rittinger: Peter Ritter v. R., k. k. Ministerialrath in Wien, ausgezeichneter Montanist, namentlich auf dem Gebiete des Bergmaschinen- und des Aufbereitungswesens, war als der Sohn armer Eltern, die er überdies schon frühzeitig verlor, am 23. Januar 1811 zu Neu-Titschein in Mähren geboren. Nur durch mildthätige Unterstützung von Gönnern und durch Ertheilung von Unterricht gelang es dem schon in der Volksschule durch einen hohen Grad geistiger Begabung sich auszeichnenden Jüngling, das Gymnasium zu besuchen, dann an der damaligen Universität Olmütz philosophischen, rechts- und staatswissenschaftlichen Studien obzuliegen. Nebenbei besuchte er die Vorlesungen über

Landwirthschaft und betrieb mit großer Vorliebe Mathematik und Physik, sodaß er sich nach Beendigung der juridischen Studien entschloß, das montanistische Fach für seinen künftigen Beruf zu wählen. Er bezog in dieser Absicht die Bergakademie in Schemnitz, welche er 1839 mit ausgezeichnetem Erfolge absolvirte. Schon damals trat er mit einer ersten Publication „Freie Perspectiv-Zeichnung" (1839), die er dem damaligen Präsidenten des Bergwesens Fürsten v. Lobkowitz widmete, hervor. Nach kaum zurückgelegtem Examen im Bergfache wurde er bereits 1840 zum Pochwerks-Inspector in Schemnitz ernannt und zeichnete sich durch die Einführung wesentlicher Verbesserungen in der Erzaufbereitung so vortheilhaft aus, daß er 1843 und 1844 zugleich auch die Stelle eines Oberbergverwalters auf dem Windschachte bei Schemnitz übertragen erhielt. Im J. 1848 wurde ihm dann die Leitung der Schurfarbeiten auf Steinkohlen in Böhmen und Mähren übertragen und die Stelle eines Kunstmeisters verliehen. Im J. 1849 sehen wir ihn als Vorstand des Bergamtes Joachimsthal thätig. Damals publicirte er eine Abhandlung über den Spitzkasten-Apparat. Schon 1850 wurde er als Sectionsrath für das Kunst- Bau- und Aufbereitungsfach nach Wien berufen, erhielt 1864 den Titel und Charakter eines Ministerialraths, nachdem ihm bereits 1863 der Orden der eisernen Krone III. Cl. und damit der persönliche Adel verliehen worden war. Zum wirklichen Ministerialrath (1868) ernannt war R. dem Ackerbauministerium zugetheilt, zugleich aber auch für das Salinen-, Kunst- und Bauwesen im Finanzministerium thätig. Seine praktischen Leistungen auf dem Gebiete der Erzaufbereitung sind allgemein anerkannt; er galt mit Recht als eine Autorität ersten Ranges in diesem Fache und erfreute sich eines weit über die Grenzen seines engeren Vaterlandes reichenden Rufes. R. war aber nicht allein praktisch thätig, sondern suchte auch seine Erfahrungen und sein reiches Wissen durch sehr zahlreiche Publicationen weiteren Kreisen mitzutheilen. Unter seinen zahlreichen Schriften sind als besonders bemerkenswerth zu bezeichnen: „Bericht über die Pariser Ausstellung" 1855; „Ueber Centrifugal-Ventilatoren" 1858; „Ueber Rohr-Turbinen" 1861, in 2. Auflage 1865; „Bericht über die Londoner Ausstellung" 1862; besonders wichtig ist: „Lehrbuch der Aufbereitungskunde" 1867, in welchem Werke er seine langjährigen Erfahrungen in diesem Fache niederlegte. Dazu erschien 1870 ein Nachtrag. Dieses Werk wurde in fast alle Culturspachen übersetzt. Weiter veröffentlichte R. einen „Bericht über die Pariser Ausstellung" 1867 und zahlreiche Abhandlungen über Aufbereitungskunst- und Baufach-Gegenstände von 1851 bis 1872 in Fachzeitschriften. R. war Mitglied vieler technischen und volkswirthschaftlicher Vereine und wurde bei der Pariser Ausstellung 1867 für seine Verdienste durch Verleihung der goldenen Medaille geehrt. Am 7. December 1872 überraschte ihn ein frühzeitiger Tod in Wien.

Oesterr. Zeitschr. f. Berg- u. Hüttenwesen 1872, 417.

v. Gümbel.

Rittler: Joh. Baptist (Klostername: Anselm) R., letzter Prälat des vormaligen Benedictinerreichsstifts Weingarten, geboren am 20. Februar 1737 zu Aichach in Oberschwaben (nicht, wie Clem. Baader in seinem bair. Gelehrtenlexikon und nach diesem Wurzbach melden, in Oberbaiern), studirte an den Stiftsschulen von Weingarten und Ottobeuren, trat im J. 1753 in den Orden und legte das Jahr darauf die Gelübde ab. Nach der im J. 1760 erfolgten Priesterweihe wurde er Regens des Stiftsseminars, an welchem er Rhetorik und Philosophie vortrug; im Jahre 1769 wurde er Professor der Theologie an der Benedictineruniversität Salzburg, als welcher er eine langjährige ersprießliche Thätigkeit entwickelte, und daselbst auch nach einiger Zeit zum

fürstbischöflichen geistlichen Rathe ernannt. Von hier aus wurde er infolge seiner am 21. December 1784 erfolgten Erwählung zum Abte seines Stiftes abberufen. Als solcher führte er den von seinem Vorgänger, dem Prälaten Dominicus Schnitzer, im J. 1745 begonnenen großartigen Neubau der Stiftsgebäude weiter, konnte denselben aber nicht mehr vollenden, indem er ihn im J. 1792 wegen der Kriegsunruhen, während welcher er und sein Stift noch vieles durchzumachen hatte, einstellen mußte, und die im J. 1803 erfolgte Säcularisation seines Stiftes überhaupt jedem Weiterbau ein Ende machte. Er überlebte die Katastrophe nicht lange, indem er schon am 19. Juni 1804 starb und als der letzte Weingartensche Reichsprälat in der Gruft bei der Klosterkirche beigesetzt wurde; der Schmerz über den Verlust seines geliebten Klosters, von welchem er in Thränen Abschied nahm, hatte einen nachtheiligen Einfluß auf seinen Körper, Geist und Gemüth ausgeübt. Es wird ihm eine löbliche umsichtige Regierung über das verhältnißmäßig bedeutende Stiftsgebiet und namentlich auch nachgerühmt, daß er sich vorzüglich die wissenschaftliche Ausbildung der jungen Mönche angelegen sein ließ. Er veröffentlichte als Professor verschiedene — in der Benedictinerzeitschrift (III Jahrg. 1882 S. 277 u. 278) aufgeführte — theologische und philosophische Schriften. Sein in Oel gemaltes Bildniß befindet sich in der Stiftskirche zu Weingarten unter der Orgelbrüstung angebracht; außerdem befinden sich noch zwei Oelporträts von R., ein größeres und kleineres, im Verwandtenbesitz zu Ravensburg. Sein Geschlecht existirt noch in Oberschwaben.

P. Beck.

Rittmeyer: Jacob Barth. R. s. oben S. 652.

Ritzenhan: Donat R., Buchdrucker zu Jena, ließ sich um das Jahr 1560 daselbst nieder, wo Christian Rödinger aus Magdeburg (s. d.) 1553 die erste Druckerei errichtet hatte. Dieser hatte, von Herzog Friedrich dazu veranlaßt, Luther's Schriften und eine deutsche Bibel Luther's zu drucken begonnen, konnte aber die Sache nicht genügend fördern, und scheint deshalb R. nach Jena berufen zu haben. Woher dieser stammte und wie sich sein späteres Leben gestaltet hatte, ist nicht bekannt; nach seinen Druckwerken zu schließen war er von 1560—1580 als Drucker in Jena thätig. Vermuthlich das erste Werk aus seiner Presse war „Hesshusius, Til., De Praesentia corporis Christ. in coena Domini contra Sacramentarios. Jhenae, Don. Ritzenhain“. 1560. Von seinen späteren Drucken sind noch zu erwähnen: „Erklerung aus Gottes Wort und kurtzer bericht, der Herrn Theologen, Welchen sie der Erbarn Sechsischen Stedten Gesandten, auff den Tag zu Lüneburgk im Julio dieses 61. Jars gehalten, fürnemlich auff drey Artikel gethan haben“. 1561. — „Hesshusius, Til., De Justificatione Hominis coram Deo“. 1572. (Mit Ritzenhan's Druckermarke). — „Voit, D., Propositiones repetentes praecipva capita doctrinae ecclesiasticae“. 1574. — „Agenda, das ist Kirchen Ordnung für die Diener der Kirchen in Hertzog Heinrichen zu Sachßen Fürstenthumb“ 1580. (Mit Musiknoten; im Besitz des Germanischen Museums zu Nürnberg). Als Druckermarke führte R. einen auf einem Fuß stehenden, krähenden Hahn im Schilde, dessen oberer Theil einen von zwei Engeln gehaltenen weiblichen Kopf darstellt, während sich unten ein von zwei Vögeln umgebener Thierkopf befindet. Im J. 1606 druckte zu Magdeburg ein Salomon Riezenhan „Mich. Sachsens Kaiser-Chronic“; dieser war vermuthlich ein Sohn des Jenaer Buchdruckers.

Vgl. Ch. Fr. Geßner, Buchdruckerkunst 1740. I, 81. II, 67. IV, 174. — Thesaurus libellor. histor. reform. illustr. 1870. I, 69, 243. II, 27. — Clessius, Elenchus 1602. I, 28. — Weller, Annalen 1862. I, 349, 445. — Goedeke, Grundriß I, 188.

J. Braun.

Ritzsch: Gregorius R., Buchdrucker zu Leipzig, war 1584 zu Skitahl in Böhmen als Sohn des dortigen Kirchenverwalters Michael R. geboren. Nach dem Tode seines Vaters übergab ihn seine Mutter im J. 1600 seinem Vetter Michael Lantzenberger in Leipzig, damit er bei demselben die Buchdruckerkunst erlernen möge. Nachdem er seine Lehrzeit daselbst beendigt und einige Zeit in der Fremde zugebracht hatte, verlobte er sich am 29. October 1610 mit der Tochter des Braumeisters Chr. B. Schumann zu Breitenhein und errichtete dann 1624 eine eigene Buchdruckerei. Im J. 1640 war er einer von jenen fünf Buchdruckern Leipzigs, welche hierselbst das Jubelfest der Buchdruckerkunst feierlich begingen, und Gregor R. war es, in dessen Hause der Actus jubilae celebrirt wurde. Er scheint ein eifriger Geschäftsmann und streng gläubiger Christ gewesen zu sein, wie daraus hervorgeht, daß er aus den von ihm gehörten Predigten kurze Auszüge gemacht, und dieselben als Lieder im J. 1642 hat im Druck erscheinen lassen. Er starb am 15. April 1643, wo von seinen fünf Söhnen nur noch Timotheus R. lebte. Dieser war am 24. Januar 1614 geboren, hatte in seiner Jugend sich den Sprachen und gelehrten Wissenschaften gewidmet, später auch bei seinem Vater die Druckkunst erlernt, und 1633 Holland, England und Frankreich bereist, um sich in seiner Kunst auszubilden. Als er 1636 nach Leipzig zurückgekehrt war, heirathete er die Tochter des dortigen Buchdruckers Joh. Hildebrand und errichtete 1638 eine Officin. Unter den damaligen Buchdruckern galt R. als einer der hervorragendsten; auch hatte er, der englischen, französischen, holländischen und italienischen Sprache mächtig, verschiedene Schriften übersetzt und in deutsche Verse gebracht, und war dadurch so bekannt geworden, daß ihn der Kurfürst von Sachsen zu seinem Correspondenz-Secretär ernannte. Als im J. 1640 die Erfindung der Buchdruckerkunst gefeiert wurde, war auch er neben seinem Vater dabei betheiligt, hat sich aber noch besonders durch sein „Emblematisches Jubelgedicht auf die hochlöbliche, hochnöthige und hochnützliche Buchdruckerkunst“ ꝛc. von Timotheo Ritzschen. Leipzig 1640 ausgezeichnet. Wie sein Vater, druckte auch er vorzugsweise theologische und juristische Werke, betrieb dabei aber auch einen bedeutenden Verlagsbuchhandel, indem er die Schriften der vornehmsten Gelehrten seiner Zeit, wie diejenigen Hülsemann's, Affelmann's, Carpzov's u. A. verlegte. Er starb im J. 1678, nachdem ihm sein Sohn gleichen Namens, der ebenfalls Buchdrucker war, ein Jahr früher im Tode vorausgegangen war. Sein zweiter Sohn Benjamin Christoph R., geboren am 1. Februar 1653, übernahm die väterliche Officin und führte dieselbe noch einige Zeit weiter.

Vgl. Chr. F. Geßner, Buchdruckerkunst 1740. I, S. 110, 118. III, 115, 122. — E. Weller, Annalen I, 150, 151, 160, 165. II, 88, 99. — C. B. Lorck, Druckkunst und Buchhandel in Leipzig 1879. S. 8, 9. — Fr. Kapp, Geschichte des Buchhandels 1886. S. 749.

J. Braun.

Rivander: Zacharias R. (Bachmann), lutherischer Geistlicher und Dramatiker, geb. 1553 zu Leisnig, † am 17. November 1594 zu Bischofswerda. Er war zuerst Diakonus in Groß-Salze bei Magdeburg, dann zu Luckenwalde, wurde dann Superintendent in Forst und endlich in Bischofswerda. Außer einer „Thüringischen Chronik“ (Frankfurt 1581), einer Schrift „de arte amandi oder Freierbüchlein d. i. Auslegung über Genesis 24 u. 34“ (Wittenb. 1594), sowie einem „Promptuarium exemplorum d. i. Historien- und neu Exempelbuch von Gottes erschrecklichem Zorn und Gerichte“ (Eisleben 1592), gab er mehrere theologische Schriften: „Lupus excoriatus oder Schafpelz öffentlicher und heimlicher Calvinisten“ (Wittenb. 1582), elf Predigten über das 53. Capitel des Jesaias

(Wittenb. 1586), sechs Weihnachtspredigten (Eisleben 1590), Passional in 42 Predigten (nach seinem Tode erschienen, Halle 1601) heraus und verfaßte ein deutsches Drama „Lutherus redivivus. Eine newe Comödia von der langen und ergerlichen Disputation bey der Lehre vom Abendmal derer, so man lutherisch und calvinisch, sowohl als der anderen, so man philippisch und flacianisch heißt" o. O. 1593. 100 Bl. Als ein strenger Lutheraner gab er mit diesem langathmigen, weitschweifigen Drama ein Zeugniß für den Eifer, mit welchem damals die Gegner der Calvinisten und Philippisten für die lutherische Orthodoxie stritten. Das Ganze ist nichts weiter als ein in Reime gesetzter historischer Bericht des langwierigen Abendmahlsstreites unter Benutzung von mehr als 300 darüber erschienenen Streitschriften, wie das vorangestellte Argument sagt:

„Der ganzen Komödia Inhalt
Ist mit einem Wort darauf gestalt:
Sie ist eine Narration
Der ärgerlichen Tractation
Derer, so sich im Sacrament
Von den Lutherischen han gewendt,
Von Lutheranern und Calvinisten,
Flacianern und Philippisten,
Und wie sein Sach ein jedes Part
Von Anno vierundzwanzig hat
Geführet bis auf dies, welches war
Der mindern zweiundneunzig Jahr.

R. widmete sein Drama allen gottseligen Christen augsburgischer Confession mit der naiven Erklärung: da er keinen Verleger habe finden können, so hoffe er durch dieses Mittel der Dedication um so eher seine Kosten wieder ersetzt zu erhalten. Im ersten Act erscheinen alle, welche eine von Luther abweichende Ansicht über das Abendmahl aufgestellt haben. In der Regel führt Brenz den historischen Bericht weiter; durch Luther's und Melanchthon's Tod wird der Streit nicht etwa beschlossen, vielmehr fortgesetzt von Beza bis zur Concordienformel. Im dritten und vierten Act streiten sich die Laien. Infolge der Ausbreitung des Calvinismus werden die strengen Lutheraner Polykarp Leyser, Dr. Georg Müller und Nicolaus Selneccer aus ihren Aemtern vertrieben. Zuletzt treten die beiden Reformatoren auf, aufgeweckt durch das Gebeiße der Theologen. Luther stellt unter Verurtheilung des Calvinismus die Beendigung des Streites bei der Wiederkunft zum Gericht in Aussicht. Während Melanchthon, der sich nun auch zu Luther's Lehre bekennt, wieder in das Grab steigt, bleibt Luther am Leben, denn „das ist der Mann, durch den Gott alles hat gethan". An eine Aufführung seines Dramas hat der Verfasser nicht gedacht; sie ist auch bei dem eigenthümlichen Charakter desselben von vornherein ausgeschlossen; es war ihm nur um eine Verherrlichung Luthers und der lutherischen Kirche zu thun, eine Aufgabe, die er vielleicht in der Abfassung eines dogmatischen Werkes besser gelöst haben würde. R. hatte ein tragisches Ende. Er starb erst 41 Jahr alt an Gift, das ihm nebst seiner Frau und seinem Sohn auf Anstiften des Superintendenten Peter Streuber in Sorau, mit dem er sich über dogmatische Fragen verfeindet hatte, durch einen als Hauslehrer bei ihm lebenden Studenten beigebracht sein soll.

Jöcher III, 2120. — Goedeke, Grundriß II, 370. — Holstein, die Reformation im Spiegelbilde der dramat. Litt. Halle 1886. S. 229 f.

H. Holstein.

Rive: Andreas R., Grapengießer zu Rostock, goß nach Fr. Crull 1508 das große metallene Taufsaß der Kirche zu Kröpelin und 1512 ein noch größeres schönes für die St. Peterskirche zu Rostock, das 1838 vom Oelfarbenanstrich wieder gereinigt ist.

Lisch, Jahrb. f. Meckl. Gesch. XXII, S. 320; XXIX, S. 63. — Die Inschrift der Rostocker Fünte: Rostocksche Nachr. und Anz. 1840 Nr. 95.

Kr.

Rivet: Andreas R., reformirter Theolog, 1572 zu St. Maxent in Poitou als Sohn französischer Eltern geboren, welche als Hugenotten schon mancher Gefahr getrotzt und große Noth erduldet hatten. Einem Gelübde zufolge bestimmten sie ihren Sohn für den Dienst Gottes; er erhielt besonders von seiner sehr begabten Mutter eine sorgfältige und fromme Erziehung; der Prediger Blanchiez zu Niort leitete daneben seine erste, wissenschaftliche Bildung. Nachdem er zu Orthez in Bearn Theologie studirt hatte, trat er 1595 zu Thouars als Prediger auf. Bald erwarb er sich als ausgezeichneter Gelehrter und Redner hohe Achtung unter den französischen Protestanten. Neben Molinaeus ward er von der französischen Kirche zu der Synode von Dordrecht abgeordnet und zeigte sich hier als kluger und gemäßigter Theologe. Die Curatoren der Leidener Universität boten ihm daher auch im folgenden Jahre (1620) eine Professur für Theologie an, welche er am 14. October mit einer „Oratio de bono pacis et concordiae in ecclesia" antrat. Bald ragte er neben seinen Collegen Walaeus, Thysius und Polyander hervor, weil die Art seiner biblischen Begründung der Religionswahrheiten zur Beschwichtigung der damaligen kirchlichen Spaltungen besonders geeignet erschien. Dabei zeichnete sich sein Unterricht durch Klarheit, Schärfe und gründliche Gelehrsamkeit aus, welche auch von seinen Gegnern, wie Episcopius, anerkannt worden ist. Dennoch war er den Remonstranten gegenüber nicht ganz vorurtheilslos und seiner Bibelerklärung fehlte es an Objectivität, indem sie, wie damals so vielfach, durch exegetische Künste dem Erweis der reformirten Kirchenlehre dienstbar gemacht wurde. Gleichwohl war er der erste Theolog, welcher die Hermeneutik wissenschaftlich bearbeitete, wie seine „Isagoge sive introductio generalis ad Scripturam sacram V. et N. Testamenti", Lugd. B. 1627, darthut. Seine exegetischen Arbeiten verdienen deswegen Anerkennung, besonders die „Psalmorum evangelicorum selectae dodecadis explicatio", L. B. 1626, „Explicatio Capitis XX Exodi", L. B. 1632, „Theologicae et scholasticae exercitationes 191 in Genesin" L. B. 1633 und „Commentarii in librum Mosis secundum", L. B. 1634. Auch die von ihm, Polyander, Walaeus und Thysius verfaßte „Synopsis purioris theologiae, 52 disputationibus comprehensa", L. B 1625, 1642 und Amstelod. 1658, ist für ihre Zeit sehr verdienstlich. Manchmal erwies er sich dabei als ein kräftiger Apologet des Protestantismus, besonders den Jesuiten und Dominicanern gegenüber, den letzteren trat er mit seinen „Remarques et considérations sur la reponse de Nic. Coeffeteau au livre du Sieur Du Plessis contre la Messe" Saumur 1615, entgegen, und den ersteren in dem „Catholicus orthodoxus, Bailii catholico papistae oppositus" L. B. 1630 und „Jesuita vapulans sive castigatio notarum Sylv. Petrosanctae Romani in epistulam P. Molinaei, mysteria patrum Jesuitarum ex eorum scriptis fideliter expressa". Leider überschritt seine Polemik die Grenzen der Unparteilichkeit und Mäßigung, als er sie wider Hugo Grotius wandte, welcher von Laurentius, reformirtem Prediger zu Amsterdam, des Krypto-Katholicismus verdächtigt worden war. Diesem Streit galten seine Schriften „Riveti examen animadversionum H. Grotii" L. B. 1642, „Riveti apologeticus pro vera pace ecclesiae" L. B. 1643, und „Riveti Grotianae discursionis διάλυσις", L. B. 1646. Sehr befreundet war er mit Anna Maria v. Schurmann, mit welcher er einen Briefwechsel über die Beanlagung der Frauen für Wissenschaft und Kunst führte, welchen er als „Amica dissertatio inter A. M. Schurmanniam et A. Rivetum de capacitate ingenii muliebris ad scientias" zu Paris 1638, zu Leiden 1641 und in französischer Uebersetzung 1646 zu Paris herausgab. In besonders enge Verbindung kam

er mit dem Hause Oranien, als der Statthalter Friedrich Heinrich ihm die Erziehung seines Sohnes Wilhelm 1632 anvertraute und seine Wirksamkeit an der Hochschule demzufolge aufhörte. Mit großer Treue und Hingebung erfüllte er diesen ehrenvollen Auftrag und erwarb sich die besondere Hochachtung Friedrich Heinrich's und seiner Gattin Amalia von Solms, wie auch die Liebe und Freundschaft des Prinzen Wilhelm. 1646 übertrug ihm der Statthalter die Leitung der neu gestifteten hohen Schule zu Breda, deren Weihe er am 17. September vollzog und für deren Wohl er eifrig thätig war, bis er um 1650 anfing zu kränkeln und am 7. Januar 1651 starb. Seine Nichte Maria de Moulin veröffentlichte einen kurzen Bericht über seinen Tod: „les dernières heures de M. Rivet“, dessen holländische Uebersetzung 1651 zu Amsterdam erschien. Seine „Opera theologica“ sind in 3 Thln. zu Rotterdam 1651 herausgegeben.

Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften und die Litteratur findet man bei van der Aa, Biogr. Woordenb. Vgl. auch Glasius, Godgel. Nederl. und Ypey und Dermont II, 395 ff.

van Slee.

Rivinus: Augustus Quirinus R., Arzt und Botaniker, ist als Sohn des gelehrten Arztes Andreas R. (gen. Bachmann, geb. 1601, † 1656) zu Leipzig am 9. December 1652 geboren. Da er seinen Vater schon im Alter von 4 Jahren verlor, so nahm sich der Kurfürst von Sachsen des Knaben an und ließ ihm eine höchst sorgfältige Erziehung zu Theil werden. R. studirte in seiner Vaterstadt unter Ettmüller, Welsch und Bohn, wurde 1671 Magister artium, bezog hierauf zur Fortsetzung seiner Studien die Universität Helmstedt, wo er 1676 (in dem Jahre der Feier der 100jährigen Gründung dieser Universität) die med. Doctorwürde erlangte, und ließ sich im folgenden Jahre als Arzt zu Leipzig nieder. Zugleich habilitirte er sich als Docent an genannter Universität, wurde 1688 Mitglied der med. Facultät, 1691 ordentlicher Professor der Physiologie und Botanik und verwaltete später der Reihe nach auch die Professuren der Pathologie und der Therapie. Seit 1719 hatte sich zu diesen Aemtern noch das Decanat der med. Facultät gesellt. R. starb an Nieren- und Gallensteinerkrankung am 30. December 1723. Er war ein außerordentlich fleißiger und gelehrter Mann. Seine wissenschaftlichen Verdienste liegen auf zwei Gebieten, einmal auf dem der Botanik. Hier hat er sich hauptsächlich durch ein besonderes System bekannt gemacht, das er in seiner Schrift „Introductio generalis in rem herbariam“ (T. I—III, Leipzig 1690, 91, 99) ausführlich dargelegt hat. Es handelt sich dabei um eine Classification der Pflanzen nach der Form der Blumenkrone. Dann aber hat sich R. auch um die Förderung der Anatomie durch seine werthvollen Untersuchungen über die Speicheldrüsen ein gewisses Verdienst erworben. Er ist der Entdecker des nach ihm benannten Ausführungsganges der glandula sublingualis, den er zuerst in einer kleinen Dissertation „De dyspepsia“ (Leipzig 1679) beschrieb. R. hat überhaupt die Resultate seiner Untersuchungen über Gegenstände aus den von ihm vertretenen Fächern in zahlreichen kleinen Abhandlungen niedergelegt, deren vollständiges Verzeichniß sich in der Biogr. méd. VII, p. 32—34 und im Dictionn. histor. III, p. 816—818 findet, und die fast sämmtlich in einer Sammlung unter dem Titel: „Dissertationes medicae diversis temporibus habitae nunc vero in unum fasciculum collectae“ (Leipzig 1710) zusammengestellt sind. — Auch astronomische Arbeiten rühren von ihm her. Die Beobachtung der Sonnenflecke hatte ihn in solchem Grade gefesselt, daß er in den letzten zehn Jahren seines Lebens fast gänzlich erblindet war.

Vgl. noch Biogr. Lexikon hervorragender Aerzte, herausgegeben von A. Hirsch, V, 43.

Pagel.

Rivius: Johann R. hat sich als Lehrer und Organisator um die Entwickelung des sächsischen Schulwesens große Verdienste erworben, stand aber auch als Schriftsteller in Deutschland und England lange Zeit in hohem Ansehen.

Zu Attendorn in Westfalen am 1. August 1500 geboren, genoß er bei dem Ortsgeistlichen Tilomann Mull, einem Manne von hervorragender classischer Bildung und Lehrbegabung, einen tüchtigen Unterricht im Lateinischen und Griechischen und lernte in seinem Lehrer ein Vorbild pädagogischer Methode verehren und lieben, das ihm für seine eigene Wirksamkeit maßgebend gewesen ist. Leider zeigte sich der schwächliche Körper den geistigen Anstrengungen nicht gewachsen, infolgedessen praktische Beschäftigungen den Unterricht unterbrechen mußten; aber trotzdem konnte der Jüngling bereits im Alter von sechzehn Jahren die Universität Köln beziehen, wo er namentlich von Matthäus Phrissemius beeinflußt und für die classischen Studien gewonnen wurde. Hier bekleidete er auch die erste Lehrerstellung, die er aber bald wieder aufgab, um seine wissenschaftlichen Studien fortzusetzen. Nachdem er auf einer Reise den Rhein entlang die Handschriften der Klöster studirt hatte, wandte er sich nach Leipzig, wo er sich der eifrigen Förderung durch den berühmten Humanisten Caspar Borner erfreuen durfte und eine innige Freundschaft mit mehreren, ihm durch gleiche Begeisterung für das classische Alterthum eng verbundenen Freunden schloß. Aber nur kurze Zeit blieb er hier, da er durch seines Gönners Vermittelung einen Ruf an die in großer Blüthe stehende, nach den humanistischen Grundsätzen eingerichtete Schule in Zwickau erhielt, an der ihm die Erklärung der lateinischen Dichter zufiel. Tüchtige Collegen standen ihm zur Seite, während er in dem edlen Pfarrer Nicolaus Hausmann einen eifrigen Förderer des Kirchen- und Schulwesens kennen lernte. Aber bereits 1527 erbat er vom Rathe seinen Abschied, jedenfalls mit bestimmt durch den äußeren Rückgang der Schule und die damit zusammenhängende Schmälerung seines Einkommens. Welche Anziehungskraft er bereits in Zwickau ausgeübt hatte, geht daraus hervor, daß mehrere Schüler ihm nach seinem neuen Wirkungskreise folgten. R. wandte sich der jungen Bergstadt Annaberg zu, die schnell emporgeblüht, für Kirche und Schule große Opferwilligkeit bewiesen hatte und einen stattlichen Kreis geistig angeregter Männer in ihren Mauern beherbergte. Als Rector übernahm er die Aufgabe, gegenüber der dort noch herrschenden mittelalterlichen Lehrweise dem Humanismus Eingang in die Schule zu verschaffen. Eine große Schaar von Schülern sammelte sich hier um ihn, von denen sich viele später einen angesehenen Namen auf den verschiedensten Gebieten erworben haben. Diese jugendfrische Thätigkeit wurde durch einen Streit mit dem Pfarrer Johann Zeidler unterbrochen, der in Verbindung mit einem Franciscanermönche infolge einer liturgischen Differenz gegen den humanistischen Rector auftrat. Der Angeklagte mußte zur Verhandlung sogar am herzoglichen Hofe in Dresden erscheinen. Seine Vertheidigung scheint zwar genügend ausgefallen zu sein, doch hängt wol mit diesem Zwischenfall der Rücktritt von seinem Amte zusammen. Er erteilte nun eine Zeit lang in seinem durch Ausbau vergrößerten Hause Privatunterricht. Diese Thätigkeit setzte er später in dem benachbarten Städtchen Marienberg fort, wo er auch im Dienste des Rathes gestanden zu haben scheint, wie aus einzelnen Verehrungen desselben, von welchen die Rathsrechnungen berichten, hervorgeht. Noch später erinnerte er sich gern des Aufenthaltes in dieser Stadt: er hat sie in seiner „Descriptio Mariaebergi“ (Leipzig 1541) verherrlicht. Von hier entführte ihn Caspar Cruciger nach Schneeberg, das durch den Bergbau schnell emporgeblüht, in der Visitatien vom Jahre 1534 eine genaue Neuordnung des Schulwesens erfahren hatte. Durch Gewährung eines glänzenden Gehaltes suchte man ihn zu fesseln. Diese bessere äußere Lage, die ihn von der Last des Privat-

unterrichts befreite, gewährte ihm die Möglichkeit, seinen wissenschaftlichen Neigungen mehr nachzugehen. Bereits war sein Ruhm weit über die abgelegenen Städte des Erzgebirges hinausgedrungen, so daß verschiedene ehrenvolle Berufungen an ihn herantraten, z. B. aus Bautzen und Königsberg. Er lehnte dieselben ab, bis er 1537 eine solche nach Freiberg annahm, jedenfalls veranlaßt durch den Umstand, daß er sich im Besitze des Vertrauens Herzog Heinrich's und einflußreicher Persönlichkeiten an dessen Hofe wußte und Herzog August als Schüler seiner Anstalt begrüßen sollte. Zwar hatte er im Anfange seiner dortigen Thätigkeit einen unangenehmen Strauß mit dem Superintendenten Jakob Schenk zu bestehen, der, selbst in den classischen Fächern wol bewandert, sich gewisse Eingriffe in die Schule erlaubte. Um so größer mochte seine Freude sein, als nach dessen Weggange sein Zwickauer Freund Nicolaus Hausmann berufen wurde, der ihm nur leider zu bald durch einen plötzlichen Tod entrissen wurde. Hier verfaßte er auch im Auftrage des Bischofs von Meißen, Johann VIII., eine Schulordnung, die indeß infolge der nach Herzog Georg's Tode erfolgten Einführung der Reformation nicht ins Leben trat. Nach seiner im J. 1540 erfolgten Ernennung zum „Zuchtmeister“ des Herzogs August bezog er mit diesem im Herbste desselben Jahres die Universität Leipzig. Die Annahme dieses Amtes trug ihm die Glückwünsche seiner Freunde aus den verschiedensten Gegenden ein, ohne indeß allgemeine Billigung zu finden. Mancherlei Schwierigkeiten waren mit der neuen Stellung verbunden; so scheint sein alter Gegner Jakob Schenk sich einen gewissen Einfluß bei seinem Zöglinge verschafft zu haben. Der Tod Herzog Heinrich's und die dadurch veranlaßte Uebersiedelung Herzog August's nach Dresden führte R. auf einige Zeit hierher. Von seinem Amte entbunden, blieb er am Hofe und wurde in der Verwaltung verwendet. Als Herzog Moritz im J. 1542 gegen die Türken zu Felde zog und einzelne Commissionen zur Besorgung der laufenden Geschäfte einsetzte, wurde R. Mitglied der Abtheilung für die geistlichen Angelegenheiten und war unter anderem betraut mit der Beilegung der Streitigkeiten, die Jakob Schenk's Thätigkeit in Leipzig hervorgerufen hatte. Im folgenden Jahre nahm er an den Berathungen über die Neugestaltung der Universität Leipzig theil, wie er kurze Zeit darauf den Verhandlungen über die Wahl seines ehemaligen Zöglings zum Administrator des Stifts Merseburg beiwohnte.

Namentlich aber wurde R., als Herzog Moritz den Ausbau des sächsischen Kirchen- und Schulwesens kräftiger in die Hand nahm, auf Kommerstadt's Vorschlag zu den organisatorischen Arbeiten herangezogen. Er hat das in ihn gesetzte Vertrauen in hohem Maße gerechtfertigt. Bereits im J. 1543 waren Verhandlungen über seine Uebersiedlung nach Meißen im Gange. Am 23. Januar 1544 erfolgte seine Ernennung zum Inspector der Fürstenschulen, und wenn ihm auch später Vertreter der Universität Leipzig zur Beaufsichtigung derselben beigegeben wurden, so hat er doch vor allem die Ordnung ihrer Angelegenheiten in der Hand gehabt. Er hat selbst die ersten Pläne für die Gestaltung des Unterrichts entworfen, die, jahrhundertelang in ihren Grundsätzen unverändert, das sächsische Schulwesen zum Vorbilde anderer Länder machten; er bestimmte die Lehrbücher, wie die ältesten Gesetze jedenfalls von ihm stammten. Er hat mit glücklichem Griffe die Persönlichkeiten ausgewählt, die von ihm vorgebildet, von ihm mit der Begeisterung für die Schulthätigkeit erfüllt waren. Wenn die Fürstenschulen die zahlreichen, verschiedenartigen Schwierigkeiten der ersten Jahrzehnte siegreich überwanden und sich ruhig und sicher entwickelten, so hatten sie dies nicht zum geringsten den von R. berufenen Rectoren zu verdanken, die mit jugendlicher Frische, wie Georg Fabricius, und gereifter Erfahrung, wie Adam Siber, die Leitung der jungen, in vieler Beziehung unfertigen Anstalten

übernahmen. Diese Aufsicht über das Schulwesen behielt R. auch dann noch bei, als er im J. 1545 zum Beisitzer des in Meißen gegründeten Consistoriums ernannt wurde, ein Amt, welches er bis zu seinem Tode bekleidete.

Neben dieser praktischen Thätigkeit ging die schriftstellerische einher, die seinen Namen jahrzehntelang weit über das Sachsenland hinaus bekannt machte und in dem Dienste der Philologie, Pädagogik und Theologie stand.

Die dem ersteren Gebiete angehörigen Schriften hatten zunächst den Zweck, Hülfsmittel für den Unterricht zu beschaffen; so hat er gegen Ende seiner Zwickauer Wirksamkeit das in den Schulen viel benutzte „Carmen de senectutis incommodis longe elegantissimum“ des Erasmus herausgegeben (Zwickau 1527). Später stellte er sich die höhere Aufgabe, den Text der classischen Schriftsteller unter genauer Vergleichung und Prüfung der handschriftlichen Ueberlieferung festzustellen. Seinen „Adnotationes in Andriam“ (Straßburg 1529) ließ er die „Castigationes plurimorum ex Terentio locorum“ (Köln 1532) folgen. In der Vorrede, welche aus Annaberg von den Iden des Decembers 1531 datirt ist und eine Widmung an Julius Pflug enthält, wie in einem längeren Schlußworte, spricht er sich über Veranlassung, Zweck und Methode seiner Arbeit aus. Wichtig ist die Charakteristik der benutzten vier Handschriften, die ihm von Günther von Bünau, Bohuslaus von Hassenstein, Johann Musler und Nicolaus von Freiberg zur Verfügung gestellt worden waren. Im J. 1537 erschienen die „Castigationes locorum quorundam Ciceronis ex Bruto, et ex Oratore et epistolis familiaribus eiusdem, adjecta nonnullorum explicatione“. Den Höhepunkt seiner philologischen Leistungen bildeten die „Castigationes“ zu Sallust (Leipzig 1537). Er giebt auch hier einen Ueberblick über die Geschichte der Ausgaben und hebt die Schwierigkeiten hervor, die sich einer befriedigenden Herstellung des Textes in den Weg stellen. Im wesentlichen benutzte er zwei Handschriften: die eine, im Besitze des Merseburger Benedictinerklosters, war ihm durch Cochläus zugänglich gemacht worden, eine andere hatte ihm Georg Fabricius geschenkt. Er verspricht hier eine neue Ausgabe des Sallust, die 1542 in Leipzig erschien. Sämmtliche philologische Arbeiten sind vielfach, an den verschiedensten Orten wieder aufgelegt und von späteren Herausgebern der betreffenden Autoren unter Anerkennung von Rivius' Bestrebungen benutzt worden.

Einer gleichen Verbreitung erfreuten sich seine pädagogischen Lehrbücher. Sie bilden ein einheitliches Werk unter dem Titel: „De iis disciplinis, quæ de sermone agunt, ut sunt Grammatica, Dialectica, Rhetorica, libri XVIII.“ (Leipzig 1539 und öfter), von dem aber der zweite und dritte Theil selbständig erschien. Die Grammatik, welche Herzog August gewidmet ist, zerfällt in 8 Bücher, welche die Formlehre, die wichtigsten Regeln der Syntax und das Nöthigste aus der Prosodie behandeln. Das achte Buch, in copiam verborum et rerum epitome, hat noch später die deutsche Sprache um eine sprichwörtliche Redensart bereichert und dem Lübecker Buchdrucker Johann Ballhorn eine leidige Berühmtheit dadurch verschafft, daß dieser bei einer Ausgabe im J. 1571 eine eigenmächtige Vermehrung des Büchleins behufs Ausfüllung einiger leerer Blätter vornahm. Die Dialektik zerfällt in sechs, die Rhetorik in drei Bücher. Den Schluß bildet ein Schriftchen, welches uns einen interessanten Einblick in seine Methode gestattet: „Quemadmodum ab infimis per medios velut gradus, ad summa paulatim perduci rudis aetas debeat.“ Es ist später vielfach wieder abgedruckt und benutzt worden, so unter Uebertragung der deutschen Stücke ins Holländische in Antonii Schori ratio discendæ docendæque linguæ latinæ et græcæ“ (Leuwarden 1695). Man sieht es den Lehrbüchern an, daß sie aus einer vieljährigen Praxis hervorgegangen sind; entstanden sie doch aus den Dictaten, die R. seinen Schülern zu geben pflegte. Allen ist eine große Klar-

heit, Anschaulichkeit und Stoffbeherrschung eigenthümlich, wie denn der Verfasser die Pflicht sorgfältiger Auswahl des Materials mehrfach hervorhebt. Wohlthuend berührt namentlich der gewandte Gebrauch der deutschen Sprache, der ihm bereits während seiner Lehrthätigkeit reichen Erfolg gesichert hatte. R. begründet die Berechtigung zum Gebrauche der Muttersprache damit, daß auch die Franzosen und Italiener sich derselben bedienten, weil dadurch gerade dem Anfänger das Verständniß und Fortschreiten wesentlich erleichtert werde. Diese Vorliebe hat wol die Behauptung hervorgerufen, daß er Verfasser einer deutschen Grammatik gewesen sei.

Besonders zahlreich sind seine theologischen Schriften, die von seiner tiefinnerlichen Frömmigkeit, Schriftkenntniß und Vertrautheit mit theologischen wie philosophischen Fragen zeugen. Mit der praktischen Theologie beschäftigt sich die Anweisung „De officio pastorali“ (Basel 1549), die er einem ins geistliche Amt eintretenden Freunde widmet und „De consolandis aegrotantibus“ (Basel 1546), die eine Reihe trefflicher Winke enthält. Auf das dogmatische Gebiet beziehen sich die Abhandlungen „De admirabili Dei consilio in celando mysterio redemptionis humanae libri tres“ (Basel 1545), „De religione libri tres“ (Basel 1546) und „De fiducia salutis propter Christum“ (Basel 1552). Seine Stärke aber besteht in seinen ethischen Schriften, in welchen er seine Kenntniß der antiken Philosophie in den Dienst der christlichen Anschauung stellt und eine wohlthuende Wärme der Empfindung an den Tag legt. Hierher gehören „De conscientia bonae mentis libri tres“ (Leipzig 1541), „De vero erga Deum amore sermo“ (Basel 1548), „De vita et moribus Christianorum libri tres“ (Basel 1552), „De stultitia mortalium in procrastinanda vitæ correctione“ (Basel s. a., die Widmung an Kurfürst Moritz vom Jahre 1547), „De perpetuo conflictu piorum cum carne, mundo, diabolo, seu de lucta Christiana“ (Basel 1549), „De perpetuo in terris gaudio piorum“ (Basel 1550), „De sponsalibus sine approbatione parentum irritis“ (Leipzig 1540), worin er einseitig den Standpunkt der patria potestas vertritt. Eine weitere Reihe von Schriften dient der Vertheidigung der evangelischen Confession. Außer kleineren, z. B. dem Briefwechsel mit Cochläus, sind besonders zu nennen „De restaurata renovataque doctrina ecclesiastica“ (Leipzig 1541) und „De erroribus pontificiorum seu de abusibus ecclesiasticis“ (Leipzig 1546). Er tritt hier energisch für die innere Wahrheit und Wichtigkeit der Rechtfertigung aus dem Glauben ein und erinnert an die Verpflichtung, der gewonnenen Erkenntniß treu zu bleiben. Gegenüber der Aengstlichkeit und dem Pessimismus äußert sich seine fröhliche Zuversicht in Schriften, wie „De seculi nostri felicitate“ (Basel 1548) und „De felicitate Germaniae“.

Getragen von seiner Glaubensfreudigkeit ist er am 1. Januar 1553 auf seinem in der Nähe von Meißen gelegenen Landgute, umgeben von einer zahlreichen Familie, betrauert und gefeiert von Freunden, wie Melanchthon, Fabricius und Siber, gestorben. Er wurde in der Wolfgangskirche bestattet und sein Andenken in unserem Jahrhundert durch eine in der Fürstenschule angebrachte Tafel erneuert.

Eine Gesammtausgabe seiner Schriften in 2 Bänden wurde von seinem Schwiegersohne Alexius Prätorius geplant; nur der erste Band, welcher die theologischen Schriften enthält, ist erschienen (Basel, Joh. Oporinus 1562). In demselben befindet sich α^4 bis β^3 die von Georg Fabricius verfaßte Biographie (später mehrfach aufgelegt, z. B. Meißen 1843). Sie bildet die Grundlage aller späteren Darstellungen seines Lebens; die bedeutendste ist von C. A. Jahn, Versuch einer Lebensbeschreibung des J. R. von A. Bayreuth 1792, namentlich wegen der (in dem Exemplar der Dresdener K. ö. Bibliothek durch Ebert

ergänzten) Bibliographie. — Vgl. außerdem J. Chr. Gottleber, De J. R. Annaberg 1771. — C. A. Rüdiger, Kurze Darstellung der Stadtschule zu Freyberg unter J. R. Freiberg 1824. — O. Saxenberger, J. R., sein Leben und seine Schriften. Breslau 1886. — C. Krafft in P. Hassel's Zeitschr. f. preuß. Gesch. u. Landesk. 1868. S. 25. — E. E. Fabian, M. Petrus Plateanus. Zwickau 1877. — P. Süß, Gesch. d. Gymn. zu Freiberg. Freiberg 1876. — K. Kirchner, Adam Siber. Chemnitz 1887. — K. A. Seidemann, Dr. Jacob Schenk. Leipzig 1875. — Fr. Zarncke, Acta Rectorum. Leipzig 1859. — D. C. G. Baumgarten-Crusius, De G. Fabricii Ch. vita et scriptis. Meißen 1839. — Seine Briefe, von Melanchthon hoch geschätzt, sind spärlich erhalten. Man findet einzelne in den genannten Schriften, außerdem in Epp. P. Mosellani . . . Jo. Rivii patris et filii ed. Chr. G. Müller. Leipzig 1802. G. Fabricii Ch. epp. ad Wolfg. Meurerum . . . ed. D. C. G. Baumgarten-Crusius. Leipzig 1845. — Mitth. des Meißner Alterthums-Vereins. 1. Heft (1882), S. 115 f. — Ein Schreiben an Julius Pflug (mit einem charakteristischen Urtheile über Kommerstadt) befindet sich im K. S. Hauptstaats-Archiv zu Dresden. — Ein Billet von ihm an den Pfarrer Math. Beutelt theilt Th. Distel mit in den Mitth. des Freiberger Alterthums-Vereins. Heft 24. S. 67.

Georg Müller.

Rivius: Johann R., Sohn des Vorigen, geboren zu Annaberg, studirte in Leipzig zuerst Medicin und wandte sich dann den classischen Sprachen zu. Er war der erste protestantische Rector der Stiftsschule zu Zeitz, seit 1572 bekleidete er die gleiche Stellung an dem evangelisch-lutherischen Stadtgymnasium zu Halle. Nach Niederlegung dieses Amtes ertheilte er Privatunterricht, wird auch der kurfürstlichen Stipendiaten Präceptor genannt. Später erscheint er als Professor der philosophischen Facultät in Leipzig. Dieses Amt gab er 1584 auf, um in „ferne entlegenen Landen“ eine ihm angebotene Stellung anzunehmen. Darauf war er in Polen als Orator an den Verhandlungen der Synode zu Wilda 1585 betheiligt. 1594 trat er mit einer uns erhaltenen Rede das Amt eines Schulinspectors in Riga an. Seine schriftstellerische Thätigkeit, vielfach mit der seines Vaters verwechselt, beschäftigt sich mit der Philosophie und Rhetorik. Hierher gehören unter anderem: „Tabulae trium M. T. Ciceronis librorum de officiis“ (Basel 1561), „Loci communes philosophici, qui ad Logicam spectant, diagrammatum tabulis delineati“ (Glaucha 1579), „De lectione historiae“ (Wilna 1585). Eine Geschichte Naumburgs, welche er Georg Fabricius zur Begutachtung übersandte, scheint verloren gegangen zu sein.

Vgl. über ihn außer den bei dem vorhergehenden Artikel verzeichneten Quellen: F. K. Gadebusch, Livländische Bibliothek nach alphabetischer Ordnung. 3. Theil. Riga 1777. S. 37—41. — J. Chr. v. Dreyhaupt, Beschreibung des Saal-Creyses. 2. Theil. Halle 1750. S. 197. — F. A. Eckstein, Beiträge zur Geschichte der Halleschen Schulen I, 5. Halle 1850. — Chr. G. v. Friese, Beyträge zur Reformationsgeschichte in Polen und Litthauen. 2. Theil. II, 132. — Zwei Schreiben an Julius Pflug, sowie eins an Kurfürst August befinden sich im K. S. Hauptstaats-Archiv zu Dresden.

Georg Müller.

Rixen: Claus R., Schulmann und Schriftsteller, geb. am 14. Febr. 1764 in dem Dorfe Böckel bei Nortorf in Holstein, † am 20. Nov. 1843 zu Dänischhagen. In sehr dürftigen Verhältnissen geboren, war dem begabten Knaben eine höhere Ausbildung versagt; er konnte sich nur die nach dem damaligen Zustande der Dorfschule zu bemessenden Elementarkenntnisse aneignen, die der wißbegierige Knabe durch Selbstunterricht, soweit es möglich war, erweiterte, wie er denn

selbst bei der ihm oft obliegenden Hut der Schafe seine hier freie Zeit zu eifrigem Lesen ihm zugänglicher Bücher benutzte. 14 Jahre alt pflegte er schon gern einen Kreis von Kindern um sich zu sammeln, an denen er sich mit allem Ernste im Unterrichten versuchte; auch fand er mit seinen auf diese Weise gewonnenen Kenntnissen 1778 auf dem Gute Hanerau (Kreis Rendsburg) private Verwendung zum Unterricht. Dort blieb er bis Ostern 1781 und nachdem er noch anderwärts als Hauslehrer und Schulgehülfe Gelegenheit gehabt hatte, seine Lehrbefähigung zu üben, wurde er 1784 in das Lehrerseminar in Kiel aufgenommen, wo er endlich eine ihn zum Lehrberuf befähigende methodische Seminarbildung gewinnen konnte. Hier machte er denn auch bei seiner Wißbegier und glücklichen Begabung so treffliche Fortschritte, daß er schon nach Verlauf des ersten Seminarjahres als zum Lehramt befähigt entlassen und zum Organisten und Schullehrer in Großen-Flintbeck, Amts Bordesholm, ernannt wurde. Gleich dort beschränkte R. seine Thätigkeit nicht bloß auf die Schule, er suchte auch in dem erweiterten Kreise der Ortsgemeinde allgemeine dem Landmann nützliche Kenntnisse zu verbreiten. Zu dem Zwecke war sein Bestreben auf die Gründung einer Dorfbibliothek und die Bildung einer Lesegesellschaft unter den Dorfbewohnern gerichtet; zugleich begann er hier in der eben angedeuteten Richtung mit der Feder thätig zu sein. Nach seiner Uebersiedelung (1787) als Lehrer nach dem Gute Knoop (bei Kiel) erweiterte sich diese Thätigkeit; sein auf die Verhältnisse des Lebens nach der wirthschaftlichen und industriellen Seite hin gerichteter Sinn leitete ihn in der Schule und in seinen schriftstellerischen Bestrebungen: stets war seine Lehrthätigkeit vornehmlich auf die Ausbildung des Verstandes gerichtet und für die praktische Verwerthung der Kenntnisse im Verkehrsleben berechnet, gewiß eine einseitige Auffassung der Erziehung, die das Gemüth außer Berechnung läßt, die jedoch wohl in dem eigenthümlichen Bildungsgang des Mannes ihre Erklärung findet. In diesem Sinne ist R. bestrebt, das Lehrziel einer einfachen Landschule dahin zu erweitern, daß diese zugleich, so weit thunlich, eine landwirthschaftliche und industrielle Schule sei. In Carstens' damals erscheinender Zeitschrift für das praktische Volksschulwesen entwickelt R. in mehreren Aufsätzen seine pädagogischen Ansichten in der bezeichneten Richtung. Sein reges Interesse für Landwirthschaft und Industrie bethätigte er durch zahlreiche sachmännisch behandelte Arbeiten, die er in verschiedenen landwirthschaftlichen und industriellen Zwecken dienenden Zeitschriften veröffentlichte und die vom betheiligten Publicum besonders zu Anfang dieses Jahrhunderts werthgeschätzt und mit besonderem Eifer gelesen wurden; auch war R. beständiger Mitarbeiter an den Niemann'schen Provinzialberichten. Was seinen praktischen Ansichten vornehmlich eine populäre Aufnahme sicherte, war seine jedermann verständliche einfache Schreibweise, wie R. überhaupt auch sonst die Gabe besaß, mit Leuten aller Stände ohne Schwierigkeit zu verkehren. Bei allen diesen weitergehenden Bestrebungen war Rixen's ganze Persönlichkeit sonst der Führung und den Interessen der Schule zugewandt; in letzterer Hinsicht entwarf er noch im vorgerückten Alter den Plan und gab auch die Anregung zur Stiftung einer Schullehrerwaisenkasse, die zwar gegründet wurde, doch bald aus Mangel an allgemeiner Theilnahme wieder einging. Von äußeren Auszeichnungen ist die Feier seines zweimaligen Jubiläums 1828 und 1840 zu erwähnen; auch wurde ihm von der patriotischen Gesellschaft in Altona die Verdienstmedaille zu Theil.

Vgl. Allgem. Schulzeit. Jahrg. 1844, Nr. 60. — K. G. Hergang, Pädagog. Real-Encycl., II, 528 u. 529.

Binder.

Rixner: Heinrich R. wurde zu Helmstedt am 8. Juni 1634 als Sohn des dortigen Bürgermeisters Jeremias R. geboren; auch seine Mutter Gertrud

Ernsts († 1678) war die Tochter eines Helmstedter Bürgermeisters, Heinrich Ernsts. R. besuchte bis 1651 die unter Nicolaus Wilrich's Leitung stehende Stadtschule und wurde dann zum Unterricht dem Magister Joh. Palladius übergeben, welchem er, als er Rector in Ilfeld geworden war, 1652 dorthin nachfolgte. Am 25. Mai 1653 bezog er die Universität Jena, wo er sich bei den Professoren Major, J. Musäus, Chemnitz, Zeisold u. A. theologischen und philosophischen Studien widmete. Am 27. August 1654 hielt er seine erste Disputation und am 27. März des folgenden Jahres ward er Magister der Philosophie. Obwohl ihm in Jena von der philosophischen Facultät eine Adjunctur angeboten wurde, so siedelte er im August 1656 doch nach seiner Vaterstadt Helmstedt über, wo er Privatcollegien eröffnete. Im Mai 1661 erhielt er auf sein Ansuchen eine außerordentliche Professur der Metaphysik; im Juni 1663 wurde er ordentlicher Professor und etwa ein Jahr später wurde ihm neben dem Fache der Metaphysik noch das der Physik übertragen. Schon in dieser Stellung streifte R. gelegentlich das Gebiet der Theologie und veranlaßte dadurch Beschwerden der theologischen Facultät, welche jedoch zu Gunsten Rixner's entschieden wurden. Im November 1672 wurde er unter Beibehaltung seiner sonstigen Stellung zum außerordentlichen Professor der Theologie ernannt. Am 14. Januar 1673 erfolgte seine Ernennung zum Doctor der Theologie und noch am 1. December desselben Jahres wurde er als ordentlicher Professor in die theologische Facultät aufgenommen. Wenige Jahre später (1675) wurde er als Propst und Prediger nach Uelzen berufen. Da jedoch auf einer Conferenz des welfischen Gesammthauses hiergegen von Calenbergischer Seite Einspruch erhoben wurde, weil man die tüchtige Kraft der Universität Helmstedt nicht entziehen wollte, so blieb R. derselben erhalten. Doch nur noch für kurze Zeit. Denn als man ihm die erste Predigerstelle zu St. Martini in Halberstadt anbot, nahm er diese an und siedelte um die Mitte d. J. 1679 dorthin über. Einen bald nachher erfolgten Ruf, als Superintendent nach Hildesheim zu gehen, lehnte er ab und blieb in Halberstadt, wo er 1683 zum Consistorialrath und Generalsuperintendent des Fürstenthums Halberstadt und der damit vereinigten Grafschaften Honstein und Reinstein ernannt wurde, bis zu seinem Tode, der am 16. December 1692 erfolgte. Der Vorschlag, R. nach Helmstedt zurück zu berufen, welcher 1686 von der Calenbergischen Regierung gestellt und von der Cellischen befürwortet war, gelangte nicht zur Ausführung, da sowohl die Wolfenbüttel'sche Regierung wie die Universität selbst sich dagegen aussprachen. Die Schriften Rixner's, welche philosophische und theologische Gegenstände behandeln und zum Theil erst nach seinem Tode herausgegeben wurden, finden sich verzeichnet bei H. Pipping „Sacer decadum septenarius memoriam theologorum — exhibens“. (Lips. 1705) S. 464 ff.

Vgl. die Personalia hinter der auf R. gehaltenen Leichenpredigt von Joh. Theod. Frejen (Helmstedt 1696).

P. Zimmermann.

Rixner: Thaddeus Anselm R., geboren als Sohn eines Wirthes in Tegernsee am 3. Aug. 1766, † am 10. Febr. 1838 in München, hatte als Knabe infolge eines Falles eine rechtsseitige Lähmung erlitten und wurde daher, da er als untauglich galt, das väterliche Geschäft zu übernehmen, zum Studiren bestimmt. Er besuchte zunächst die Klosterschule seines Geburtsortes, hierauf die von Benedictinern geleitete Anstalt zu Freising, und trat (1787) im Kloster Metten in den Benedictinerorden, wo er im Juni 1789 die Priesterweihe erhielt. Der Abt schickte ihn an die Universität Ingolstadt, um Rechtswissenschaft zu studiren, was er alsbald verwerthete, indem er in Metten Kirchenrecht vortrug; seine innere Neigung aber hatte ihn zur eifrigen Beschäftigung mit Philosophie geführt, welche er denn auch 1792 und 93 in Freising docirte. Von seinem

Abte zurückgerufen (1794) hatte er die Seelsorge in Michelsbuch bei Deggendorf zu übernehmen; in dieser Zeit schrieb er „Synopsis institutionum philosophicarum“ (1795) und „Conspectus universae metaphysicae“ (1797), welche beide in dem Rahmen der üblichen Schul-Philosophie verblieben. Im J. 1803 wurde er zum Professor der Philosophie am Lyceum zu Amberg ernannt, von wo er in gleicher Eigenschaft 1805 nach Passau kam. Da letzteres Lyceum durch das Niethammer'sche Normativ aufgehoben wurde (1808), trat R. auf kurze Zeit in Ruhestand, welchen er in Tegernsee zubrachte; doch bereits 1809 erhielt er die Professur der Philosophie in Amberg, wo er erfolgreich bis 1834 thätig war. Er hatte allmählich sehr umfassende Studien in Geschichte der Philosophie gemacht, deren erste Frucht die Schrift war „Versuch einer neuen Darstellung der uralten indischen Alleinslehre“ (1808), worauf folgten „Aphorismen aus der Philosophie als Leitfaden für den ersten Unterricht“ (1809, 2., umgearbeitete Aufl. 1818), worin man einen sichtlichen Einfluß der Philosophie Schelling's bemerkt. Sodann aber erschienen zwei für die damalige Zeit sehr anerkennenswerthe Ergebnisse seiner Studien, nämlich „Leben und Lehrmeinungen berühmter Physiker im 16. u. 17. Jahrh.“ (in 7 Heften 1819—26, gemeinschaftlich mit Th. Siber bearbeitet), woselbst z. B. Cardanus, Telesius, Giord. Bruno, Campanella und J. B. van Helmont behandelt sind, und gleichzeitig das ganz brauchbare „Handbuch der Geschichte der Philosophie“ (3 Bde. 1822 f., 2., vermehrte Aufl. 1829), welches wol später durch den Fortschritt der Wissenschaft überholt wurde, aber Zeugniß von dem Fleiße und dem Kenntnißreichthum des Verfassers gibt. Es folgten „Weisheitssprüche und Witzreden aus Hamann's und Kant's Schriften“ (1828) und „J. Paul Richter's Weisheitsreden“ (1834). Daneben hatte R. einen Auszug aus der dem Heinrich von Veldeck zugeschriebenen Erzählung über Herzog Ernst von Bayern (1818) und auch ein „Handwörterbuch der deutschen Sprache“ (1830), sowie eine „Geschichte der Studienanstalt zu Amberg“ (1832) veröffentlicht. Im J. 1834 in Ruhestand getreten, siedelte er nach München zu seinem Freunde Th. Siber um, wo er sich die Gelegenheit nicht entgehen ließ, die Vorlesungen Schelling's zu besuchen. Er veröffentlichte noch „Geschichte der Philosophie bei den Katholiken in Altbaiern, bairisch Schwaben und bairisch Franken“ (1835). Ein Nervenschlag endete plötzlich sein Leben.

Neuer Nekrolog d. Deutschen, Jahrg. 1838, I, S. 195.

Prantl.

Rizhaub: Johann Andreas R., verdienter Schulmann, geb. zu Lahr im J. 1745, † am 25. September 1797 zu Idstein. Er besuchte das Gymnasium zu Idstein, welches damals unter der Leitung des Rectors M. Johann Michael Stritter (1735—1774) stand, und studirte, wie damals üblich war, Theologie und Philologie, um, wenn er mehrere Jahre Unterricht an einer Schule ertheilt habe, in ein Pfarramt überzugehen. Indessen fesselte den energischen und dabei besonnenen Mann die Schule länger als gewöhnlich. Nachdem er am Gymnasium zu Idstein im J. 1769 als Collaborator eingetreten war, durchlief er rasch die weiteren Stufen als Conrector (1780—1781) und Prorector (1781—1784), um dreizehn Jahre (1784—1797) die Leitung der Schule zu führen. Eben wollte er ein Pfarramt in seiner Heimath (Altenheim bei Lahr) übernehmen, als er an dem Tage, an welchem er aus dem Schuldienst scheiden sollte, vom Tode überrascht wurde. Seine pädagogischen Grundsätze hat er in mehreren Programmen der Anstalt vom J. 1785, 1787, 1789, 1791 und insbesondere in seinem letzten Programm, „Kurzer Entwurf einer Geschichte des Gymnasiums zu Idstein“, 1797, 118 S. 4°, niedergelegt. Er verschmähte die „schwärmerische, spielende Erziehungsweise“ der Philanthropen, ohne den Anforderungen der Zeit entgegenzutreten; hielt er daher auch fest an der

alten Zucht, wie an den alten Sprachen und Religion als Mittelpunkt des Unterrichts, so räumte er doch den Realien und der französischen Sprache mehr Zeit ein und vertauschte die alten Lehrbücher mit besseren der Neuzeit. Im Unterricht war er selbst streng, ja hart und gefürchtet. Außer den anderen, gelehrte Gegenstände behandelnden Programmen (de Romanorum educatione literaria, I—IV, 1784—88, de methodo computandi veterum Romanorum 1788) verfaßte er auch eine gediegene Geschichte der Stadt Idstein („Einige Nachrichten von der Stadt Idstein", 1787, 80 S. 4°).

Meusel VI u. X. — Firnhaber, Die nassauische Simultanschule, Wiesbaden 1881. I, S. 141 f. F. Otto.

Robeck: Hilarius R., Augustiner, geb. am 13. Januar 1734 zu Leipa in Böhmen, † 1785 zu Prag. Er trat 1751 in den Orden ein und wurde, nachdem er einige Jahre in seinem Kloster docirt hatte, 1767 Professor der Dogmatik in Prag. Er schrieb einige dogmatische Tractate — „De legibus, peccatis et peccatorum poenis", 1768; „De verbo Dei incarnato" 1769; „De divina gratia", 1770; „De poenitentia". 1775. — und eine Abhandlung über eine damals viel erörterte Streitfrage: „De matrimonii in infidelitate consummati, etsi alteruter conjugum religionem christianam complectetur, indissolubilitate", 1775.

Wurzbach, XXVI, 209. — Ueber die erwähnte Streitfrage s. Reusch, Index II, 793. Reusch.

Robeck: Johann R., geb. am 16. Sept. 1672 zu Calmar in Schweden, studirte in Upsala, begab sich dann nach Deutschland, wo er zu Hildesheim zur katholischen Kirche übertrat und in den Jesuitenorden aufgenommen wurde (1705). Bald hierauf trat er in die österreichische Ordensprovinz ein, lehrte in Wien in den Humanitätsclassen, trug hierauf Philosophie durch mehrere Jahre vor; 1727 kam er in die niederdeutsche Ordensprovinz zurück und wurde als Missionär nach Wellingsbüttel bei Hamburg geschickt, von da ging er 1734 nach Rinteln zu Professor Nikolaus Funck, indem er aus dem Jesuitenorden austrat und hielt sich bei Funck ein Jahr lang auf, beständig mit Studien beschäftigt. Unter dem Vorwande, nach Holland zu reisen, ging er nach Bremen, wo er 1735 in der Nähe der Stadt in der Weser todt aufgefunden wurde; wahrscheinlich hatte er selbst seinem Leben auf diese Weise ein Ende gesetzt. Nach seinem Tode erschien durch Professor Funck die Schrift Robeck's: „Exercitatio philosophica de *εὐλόγῳ ἐξαγωγῇ* sive morte voluntaria philosophorum et bonorum virorum, etiam Judaeorum et Christianorum." Marburg 1736; unter etwas verändertem Titel 2. Aufl. zu Marburg 1753.

Vgl. Litterae annuae S. J. — Jöcher, Allgemeines Gelehrtenlexikon, 3. Theil. Otto Schmid.

Robert I., der Friese, Graf von Flandern, † 1093, war der jüngere Sohn des Grafen Balduin V. (s. A. D. B. II, 7). Wie fast keines seiner Zeitgenossen ist seine Lebensgeschichte von der Ueberlieferung bis zur Unkenntlichkeit entstellt, und dies gerade in den wichtigsten Momenten seines Lebens. Nur ein Theil der überlieferten Darstellung ist mit den Urkunden und den Nachrichten gut unterrichteter Zeitgenossen in Einklang zu bringen. Die Chroniken erzählen, daß der junge R., damit der ältere Bruder die ganze Erbschaft erhalte, vom Vater mit Schiffen und Mannschaften versehen wurde, damit er sich irgendwo überm Meer eine Herrschaft auf eigene Faust gründe. Er soll sich zuerst an der spanischen Nordküste versucht, dann nach Vikingerart das Mittelmeer durchstreift haben, um an der syrischen Küste gelandet, eine Wallfahrt nach Jerusalem zu unternehmen; zuletzt soll er sich einige Zeit an der Spitze der Waräger am Hofe in Constantinopel

aufgehalten haben. Doch nirgends war seines Bleibens, bis er, wie erzählt wird, um das J. 1063 nach Friesland kam, entweder als Feind oder mit freundlichen Absichten. Da war eben der Graf Florens (s. A. D. B. VII, 125) gefallen. R. hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Wittwe, die Tochter des Herzogs Bernhard von Sachsen, Gertrud, zu heirathen und für den unmündigen Stiefsohn, Dietrich V., die Vormundschaft zu führen, bis ihn um das J. 1071 der Herzog Gottfried der Höckrige von Nieder-Lothringen sammt seinem Mündel aus dem Lande trieb, was dann in Zusammenhang mit Robert's Kampfe um die Herrschaft in Flandern gebracht wird. Wir erwähnen nur die Hauptmomente; die Ueberlieferung ist von verschiedenen Historikern verschieden ausgemalt, je nachdem dieselben die Verbindung des überlieferten Thatbestands mit den spärlichen Nachrichten der Urkunden und Zeitgenossen zu Stande bringen wollten. Doch blieb Alles im höchsten Maße unklar und verworren. Erst im J. 1888 hat in einem Hecmundensia überschriebenen Aufsatz in den Bijdragen voor Vaderlandsche Geschiedenis en Oudheidkunde (3. Folge 4. Bd.) Kappeyne van de Copello schlagend nachgewiesen, wie von dieser Darstellung nur eine Thatsache gewiß ist, die Heirath Robert's mit Gertrud, wie alles Uebrige theilweise unverbürgt, theilweise, und dieses gilt namentlich von Allem, was sich auf die friesischen (später holländischen) Länder bezieht, entschieden falsch ist. Von einem Aufenthalt Robert's in Holland zwischen den Jahren 1063 und 71 kann seitdem keine Rede mehr sein. Nur dieses steht fest. R. hat die Wittwe des Florens, welche wahrscheinlich von dem Utrechter Bischof Wilhelm aus dessen Gebiet vertrieben wurde, und sich nach Flandern oder auf die benachbarten Inseln, das westliche Seeland, geflüchtet hatte, um diese Zeit geheirathet und dann unter fortwährendem öfter siegreichem Widerstand der Einwohner jene Inseln, welche zu dem vermuthlich ihm vom Vater zugewiesenen Reichsflandern gehörten, besetzt, sich daselbst aufgehalten und daher in Flandern den Beinamen „der Friese" erhalten. Natürlich kam er so in ein feindliches Verhältniß zum Utrechter Bischof und zu der denselben schützenden Reichsregierung. Dagegen sind seine Beziehungen zu seinem 1067 dem Vater in Flandern nachfolgenden Bruder friedliche gewesen. Er hielt sich öfters in Flandern auf und als Balduin 1070 starb, ward er von demselben zum Vormund seiner Söhne ernannt, von denen der ältere Arnulf Flandern, der jüngere Balduin den von seiner Mutter Richilde dem Vater zugebrachten Hennegau erhalten sollte. Vielleicht auch galt es nur allein die Vormundschaft in Flandern. Wie dem auch sei, R. hatte sich mit Richilde auseinanderzusetzen. Diese aber wies alle Annäherungsversuche ab, zwang R., nach seinen Inseln zu flüchten und zog seine sonstigen Lehen ein, während sie seine Anhänger blutig verfolgte. Sie baute dabei auf die Unterstützung ihres Lehnsherrn, des Königs Philipp von Frankreich, dessen Gunst sie sich versichert haben soll. Allein ihr Regiment erregte allgemeinen Unwillen in den deutsch redenden Theilen des Landes, der Adel erhob sich und rief R. ins Land, der sich bald aller jener Gegenden bemächtigte und in das französisch redende Flandern, das Richilde treu blieb, eindrang. Da eilte König Philipp mit einem mächtigen Heere herbei. Beim Berge Cassel wurde am 20. Februar 1071 eine gewaltige Schlacht geliefert, deren Verlauf verschieden geschildert ist. Es war der erste Kampf um die Selbständigkeit Flanderns gegen die Wälschen. Zugleich ein Sieg. Zwar wurde R. vom Grafen von Boulogne gefangen, jedoch auch Richilde, welche sich persönlich am Kampfe betheiligte, erlitt dies Schicksal, und der unglückliche junge Graf Arnulf, der immer treu zur Mutter gehalten, fiel, entweder in oder nach der Schlacht, durch mörderische Hand. König Philipp hatte die Flucht ergriffen und alle Lust verloren, sich weiter am Kampfe zu betheiligen. Nicht allein gab er R. gegen Richilde frei, sondern er belehnte ihn in

eigener Person mit der Grafschaft, als Nachfolger seines Neffen und besiegelte die Versöhnung durch seine Vermählung mit Robert's Stieftochter Bertha, des Grafen Florens Tochter. Als Frankreich sie im Stich gelassen, wandte sich Richilde ihrem zweiten Lehnsherrn, König Heinrich IV., zu, der eben im Frühjahr 1071 nach Lüttich kam. Der versprach ihr seinen Schutz, wenn sie zuließe, daß die Grafschaft Hennegau dem Lütticher Bischof übertragen werde, von welchem sie Balduin, der rechtmäßige Erbe, wieder als Lehen erhielt. Herzog Gottfried der Höckrige wurde mit der Führung des Kampfes gegen R. betraut. Jedoch statt gegen Flandern wandte dieser seine Waffen gegen die Friesen, wahrscheinlich durch einen Aufstand der Anhänger des vertriebenen Grafengeschlechts veranlaßt, welche auf Anstiften des Abtes Stephan von Egmond sich gegen die Regierung des Utrechter Bischofs erhoben zu haben scheinen. In wie weit R. dabei betheiligt war, ist nicht zu ersehen; jedenfalls fand, als der Aufstand blutig niedergekämpft worden war, Abt Stephan nicht allein Schutz, sondern die freundlichste Aufnahme bei ihm, denn er erzwang nicht lange nachher seine Wahl zum Abt des Genter Bavoklosters. Der ganze Vorgang ist aber auch nach den Untersuchungen Kappeyne's noch keineswegs ganz aufgeklärt. Jedenfalls kam Herzog Gottfried von jetzt an mehrmals nach den friesischen Gegenden, wo er fünf Jahre später durch die meuchelmörderische Hand eines Mitglieds des Hofgesindes Robert's den Tod fand. R. dagegen hatte zwar im nächsten Jahre einen heftigen Angriff in dem Hennegau von Richilde und ihren Bundesgenossen zu bestehen, jedoch denselben in der Schlacht bei Brocqueroy kräftig zurückgewiesen. Dagegen hatte er von Norden her Ruhe. Noch im nämlichen Jahre machte er seinen Frieden mit König Heinrich; gegen Abtretung aller Ansprüche auf den Hennegau erhielt er die Belehnung mit Reichs-Flandern; die westseeländischen Inseln hat er dann vielleicht seinem Stiefsohn überwiesen; wenigstens erscheinen dieselben von jetzt an im Besitze der holländischen Grafen. Die sonstigen Länder aber, welche Dietrich beanspruchte, kamen erst im J. 1076, als Gottfried und Wilhelm von Utrecht beide gestorben waren, in dessen Hand. Von jenem Jahre 1072 an verblieb R. im friedlichen Besitz Flanderns. Freilich hat der junge Balduin den Oheim erst im J. 1085 als Grafen anerkannt, doch kam es nicht mehr zum offnen Kampfe. Robert's Regiment soll gerecht aber streng gewesen sein, das Spolienrecht soll er mit großer Härte geübt haben, was in einer Zeit, wo die Geistlichkeit entschieden an Macht zunahm, auffällt. Doch wird er keineswegs als ein rauher Krieger, sondern als ein in den Wissenschaften erfahrener Fürst geschildert. Ob er noch als Graf eine zweite Pilgerfahrt zum heiligen Grabe unternommen, oder ob der Kreuzzug seines Sohnes Robert II. zu dieser Erzählung Veranlassung gegeben hat, ist ungewiß. Vielleicht auch empfanden die Chronikschreiber das Bedürfniß, der abenteuerlichen Jugend ein ebenso abenteuerliches Alter entgegenzustellen. Nicht weniger erscheint es ungewiß, ob sein 1093 erfolgter Tod die Folge einer Verletzung war, die er sich im Kampfe für seinen französischen Lehnsherrn gegen Graf Thebald von Champagne durch einen Sturz vom Pferde zugezogen hatte. So bleibt das ganze thatenreiche Leben immer in Dunkel gehüllt, welche Mühe sich auch die Forschung gibt, Klarheit zu bringen. Doch bei der Dürftigkeit der Quellen wird weder die vlämische noch die holländische Geschichte jener Zeit, an welcher R. gewiß, wenn auch nicht in dem Maße wie früher allgemein angenommen war, betheiligt gewesen ist, wol je zur vollkommenen Klarheit gebracht werden können.

Vgl. außer dem genannten Aufsatz Kappeyne's Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit II. — Warnkönig, Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte I. — Kluit, Historia critica comitatus Hollandiae, Excursus V, wo man die ältere

Litteratur und die Quellen besprochen findet, und zugleich einen freilich nicht gelungenen Versuch, dieselben mit einander in Einklang zu bringen.

P. L. Müller.

Robert: Ernst Friedrich Ludwig R. wurde am 16. December 1778 zu Berlin als der Sohn eines reichen jüdischen Geschäftsmannes geboren, der damals noch den Namen Levin Marcus führte, dann aber, als die Juden feste Familiennamen annehmen mußten, sich Robert-Tornow nannte. Der Sohn genoß unter der Leitung einer verständigen Mutter theils im Elternhause, das durch geistige Bildung und gesellige Verhältnisse sich vor vielen andern auszeichnete, theils auf dem französischen Gymnasium eine sorgfältige Erziehung und eine für den Kaufmannsstand berechnete Bildung. Er widmete sich dann diesem Berufe in Breslau und Hamburg, doch nur für kurze Zeit; sein Interesse galt mehr den freien humanistischen Studien, und in den Gesellschaftskreisen seiner älteren Schwester Rahel, der Frau Varnhagen's v. Ense, schien man seine poetische Begabung hoch anzuschlagen. Seine ersten lyrischen Versuche veröffentlichte R. in dem von Chamisso und Varnhagen herausgegebenen Musenalmanach, sie fanden aber, wie der Almanach selber, wenig Beachtung. Bald verlegte er den Schwerpunkt seiner litterarischen Thätigkeit auf das dramatische Gebiet. Er hatte die deutsche Bühne in ihrer ersten Blüthe kennen gelernt und versprach sich sehr viel von ihrer fortschreitenden Entwickelung; zu ihrem Glanze thätig mitwirken zu können, erschien ihm die lohnendste Aufgabe seines Lebens. Er eröffnete seine Thätigkeit mit einer Bearbeitung von Molière's „précieuses ridicules“ für die deutsche Bühne, einem Einacter, der später (1826) in „neuer freierer Bearbeitung“ unter dem Titel „Die Ueberbildeten“ im „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele“ zum Abdruck gelangte. Das Stück, das am 3. April 1804 in Berlin zuerst aufgeführt wurde, hatte die Grundzüge des kecken französischen Possenspiels beibehalten und paßte zu den Berliner, geschweige deutschen Sitten durchaus nicht, so daß es nur eine getheilte Billigung fand und Robert's Stellung in der Litteratur gleich vom Beginn an eine schiefe Richtung gab, die er bis an sein Ende nicht wieder verlassen hat. Zwei Jahre später wurde von ihm in Berlin „Die Sylphen. Zauberoper in 3 Acten nach Gozzi, Musik von H. Himmel“ (1806) aufgeführt, die auch nur theilweise gefiel, „weil Dichter und Musiker alles Maß auch des Guten und Besten, was man dem Publikum an Einem Abend aufzunehmen zumuthen darf, überschritten hatten“. Wenig erbaut von diesen ersten Erfolgen, verließ R. Berlin, machte eine größere Reise durch Deutschland, weilte einige Zeit in Wien und ging dann nach Halle, um durch den Besuch der Universität seiner Bildung eine feste Grundlage zu geben. Indessen ihm fehlte die Ausdauer, um den „trockenen Vorlesungen“ über Fachwissenschaften zu folgen, ja nicht einmal Männer wie Steffens und F. A. Wolf vermochten ihn zu fesseln. So hielt er es denn in Halle nicht lange aus, sondern begab sich durch Holland nach Paris, von wo er nach der Schlacht bei Jena in seine Vaterstadt zurückkehrte. Hier lernte er Fichte kennen, dessen philosophische Vorlesungen mächtig auf ihn einwirkten, ihnen „verdankte er zugleich den leichtesten Uebergang zu den Lehren des Christenthums, welchem er seit seiner Taufe mit ernster Wahrhaftigkeit, aber auch mit aller Freiheit eines protestantischen Forschers anhing“. R. nahm auch in Glaubenssachen den freien humanistischen Standpunkt ein, den die ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit vertraten, und sein Wirken blieb nach wie vor mehr einem ästhetischen als religiös-politischen Gebiete zugewandt. Die Folge zeitigte übrigens auch seine erste selbständige Tragödie „Die Tochter Jephtha's, Trauerspiel in 5 Acten“ (1820), die 1813 zuerst in Prag aufgeführt wurde. Das in Versen geschriebene Stück hat sich, wiewohl es R. für sein gediegenstes Product hielt, keiner allgemeinen Verbreitung erfreut, und muß, trotzdem sich in ihm ein

Streben nach Auffindung und Entfaltung poetischer Motive nicht verkennen läßt, als völlig mißlungen bezeichnet werden. An dem Freiheitskriege hatte R. keinen Antheil genommen, wohl aber die Erhebung Deutschlands gegen die Fremdherrschaft nach Kräften in seinen Kreisen mitbefördert. Um doch in einer Weise für das Vaterland thätig zu sein, nahm er eine Stelle als Hülfsarbeiter bei dem russischen Gesandten Grafen Goloffkin in Stuttgart an, die er bis zum Sommer 1814 inne hatte. In dieser Zeit schrieb er seine „Kämpfe der Zeit. Zwölf Gedichte" (1816). Es sind lang ausgesponnene, philosophisch reflectirende Gedichte in den verschiedensten Strophenformen, voll ehrenvoller patriotischer Gesinnung und entschiedener Feindseligkeit gegen Napoleon. Wenn Formgewandtheit, edle Gesinnung und Gedankengehalt das Wesen der Poesie ausmachten, dann würden diese Gedichte einen hohen Grad von Schönheit besitzen; so aber fehlt ihnen jeder ergreifende lyrische Ton, den R. vielleicht absichtlich vermieden hat, da er die seltsame Ansicht ausspricht, ein lyrisches Gedicht sei nur das, in welchem das subjective Ich des Dichters anzutreffen ist. Die „Kämpfe der Zeit" wurden später in die nach Robert's Tode gesammelten „Gedichte" (Schriften, 1. u. 2 Th., 1838) aufgenommen, über welche Gustav Schwab also urtheilt: „Robert's Gedichte sind zwar großentheils nur Kinder des Gedankens und der Empfindung, und die Phantasie hat den geistigen Haushalt des Dichters wohl als Freundin besucht, aber nie sich das Regiment in demselben angemaßt; nichtsdestoweniger gehört ihr Verfasser unter die Zahl derjenigen Dichter, die durch ihr rein ausgebildetes Geschmacksurtheil, ihren Wahrheitssinn und ihre hohe Gewalt über Form und Sprache auf die poetische Richtung ihrer Zeit selbst als reinigende Geister einzuwirken berufen sind, Dichter, die allen Zeiten wohl anstehen, die zuweilen schon bei der Mitwelt viel gelten, von der Nachwelt aber als Mitlenker und Richter des Nationalgeschmacks hoch gehalten werden. Dichter, wie R, wissen sehr wohl, daß viele ihrer Productionen nur Studien im Dienste der Kritik sind." — R. hatte nach seinem Rücktritt von der diplomatischen Laufbahn erst in Frankfurt geweilt und war dann nach Berlin zurückgekehrt, wo er seine eigentliche Hauptarbeit, mit der er sich lange getragen, zum Abschluß brachte. Es ist dies „Die Macht der Verhältnisse. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen" (1819), womit er unsere gesellschaftlichen Verhältnisse auch in ihren tragischen Conflicten auf die reale Bühne zu bringen unternahm. Das in Prosa geschriebene, mit der tödtlichsten Kälte und Berechnung angelegte Stück will gegen die Einbildung bevorrechteter Stände in der Duellfrage auftreten und verfolgt die Tendenz, daß in Ehrensachen die Standesunterschiede aufhören müssen, daß auch dem Bürgerlichen das Ehrgefühl des Adels, das ohne Duell nicht bestehen könne, zu vindiciren sei, daß also das Duell nicht beseitigt, sondern als ein Nothrecht des Bürgers wie des Adels angesehen werden müsse. In der Ausführung des Stückes erzielt der Verfasser aber eine Wirkung, die der beabsichtigten geradezu entgegengesetzt ist, und am Schlusse bleibt ihm nichts als die Lehre, daß sich Niemand in Kreise drängen solle, die über seinem Stande liegen. — Nachdem R. einige Zeit in Breslau gelebt hatte, wo er in Verbindung mit seinem Freunde Karl Schall vergeblich eine heilsame Einwirkung auf die Bühne erhofft hatte, begab er sich nach Karlsruhe, wo seit 1815 seine Schwester Rahel und ihr Gatte Varnhagen lebten. Hier und in Stuttgart genoß er wieder einige Jahre der glücklichsten Freiheit und war angesehen und beliebt in den ersten Kreisen, denen er jedoch eine stille Thätigkeit und vertraulichen Freundesumgang vorzog. Im J. 1818 lernte er Friederike Braun, die Tochter des Magisters Braun in Böblingen kennen, eine durch bewunderungswürdige Schönheit, sowie durch seltene Eigenschaften des Herzens und Geistes ausgezeichnete Dame, mit der er sich 1822

verband und dann nach Dresden übersiedelte. Obgleich ihm der Verkehr mit Tieck sehr wohl that, fand er hier doch für seinen Thätigkeitstrieb keinen geeigneten Boden, und so kehrte er wieder nach Berlin zurück, wo er eine geregelte journalistische Thätigkeit fand und der Bühne wieder näher trat. Besonders hoffte er für das neue königstädtische Theater zu wirken, für das er „Ein Schicksalstag in Spanien. Komödie mit Gesang in 3 Acten" (1839) schrieb. Das Stück, an sich nicht ungeschickt gearbeitet, machte kein sonderliches Glück, und als sein Lustspiel „Er wird zur Hochzeit gebeten, oder: Die Richtigen" (1825) auf der Hofbühne durchfiel, auch andere Stücke geringen Erfolg aufzuweisen hatten, zog er 1824 wieder nach Karlsruhe, wo er sich des Theaters uneigennützig annahm. Von hier aus machte er mit seiner Frau eine Reise nach Paris und kehrte dann 1827 nach Berlin zurück. Für die Julirevolution konnte er sich nicht begeistern, und der politische Enthusiasmus jener Zeit ließ ihn kalt: daher kam es auch wohl, daß, als er 1831 vor der nahenden Cholera aus Berlin nach Baden floh, ihm hierher allerhand abenteuerliche Nachreden und Verdächtigungen seines Charakters folgten, und daß Leichtsinn und böser Leumund seinen redlichen Sinn laut verunglimpften. Die dadurch bedingten steten inneren Aufregungen zogen ihm im Juni 1832 ein Nervenfieber zu, dem er am 5. Juli erlag. Wenige Wochen später, am 10. August 1832 folgte ihm seine Gattin im Tode nach.

Karl Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, 3. Bd., S. 425 ff. — Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 1832, S. 528 ff. — J. Hub, Deutschlands Balladen- und Romanzendichter, 1. Bd., S. 342.

Franz Brümmer.

Roberthin: Robert R. ist am 3. März 1600 zu Saalfeld in Preußen geboren. Sein Vater, Gerhard R., war damals Erzpriester und Beisitzer des pomesanischen Consistoriums in Saalfeld, kam 1608 in ähnlicher Stellung nach Rastenburg und 1616 als Pfarrer im Löbenicht und samländischer Consistorialrath nach Königsberg, wo er am 13. November 1620 starb. Dementsprechend besuchte Robert zunächst die Fürstenschule in Saalfeld, dann die Stadtschule in Rastenburg und endlich die Löbenichtsche Schule in Königsberg, aus der er im J. 1617 zur Universität entlassen wurde. Durch die Verbindung seiner Eltern mit der herzoglichen Familie, der Vater war, ehe er ins geistliche Amt trat, Hofmeister, die Mutter Kammerjungfer bei den preußischen Prinzessen in Königsberg gewesen, erhielt er sofort eine Stelle unter den fürstlichen Alumnen, und nachdem er zwei Jahre lang an der heimathlichen Universität studirt hatte, freien Aufenthalt in Leipzig. Dort blieb er ein Jahr lang und begab sich dann nach Straßburg, wo er bei Matthias Bernegger, dem damaligen Mittelpunkte des dortigen wissenschaftlichen Lebens, Wohnung und Kost fand. Im J. 1621 kehrte R. nach Königsberg zurück und nahm eine Hofmeisterstelle bei dem Obermarschall, nachherigem Landhofmeister Andreas v. Kreytzen, zwei Jahre später in dem Hause des Amtshauptmanns Hermann v. Maidel auf Pilten in Kurland an, mit dessen Sohne er sich 1625 auf Reisen begab. Nach einem längeren Aufenthalte in den Niederlanden trennte er sich indessen von dem jungen Edelmanne, ging nach England und von dort nach Paris, wo er mehreren jungen Adeligen aus Deutschland als Hofmeister diente, bis er bei dem dänischen Gesandten am französischen Hofe als Secretär in Dienst trat. Dieses Verhältniß löste sich zu Anfang des Jahres 1630 auf und R. kehrte in die Heimath zurück. Dort fand er Gelegenheit, zwei junge Landsleute auf einer Reise nach Italien zu begleiten, die länger als zwei Jahre währte, so daß er, den Rückweg über Frankreich und Holland nehmend, erst im September 1633 wieder in Königsberg anlangte. Dort fand er eine Stelle als Secretär bei dem Heermeister des

Johanniterordens, Grafen Adam von Schwartzenburg, bei dem er bis 1636 blieb, um nach einer nochmaligen Reise im folgenden Jahre als Secretär beim preußischen Hofgerichte in Königsberg einzutreten. Im März 1639 verheirathete er sich mit Ursula Vogt und erhielt im J. 1645 zu seinem bisherigen Amte noch die einflußreiche Stelle als Obersecretär und kurfürstlicher Rath bei der preußischen Regierung, die er bis zu seinem am 7. April 1648 infolge eines Schlagflusses eingetretenen Tode inne hatte. Durch seine ungewöhnlich reichen und vielseitigen Kenntnisse, seine weltmännische Bildung, seine Verbindungen mit dem höchsten Adel des Landes und seine Beziehungen zu den bedeutendsten Gelehrten und Dichtern Europas gelangte R. zu einem Grade von Ansehen und Einfluß, der weit über die Bedeutung seiner amtlichen Stellung hinausging. Seine Liebe zur Dichtkunst, getragen durch eigene dichterische Begabung und geläutert durch die eingehendste Kenntniß der ausländischen Sprachen und Litteraturen, machte ihn zum Mittelpunkte eines weiten Kreises von gleichstrebenden Freunden, als dessen dichterisch bedeutendstes Mitglied Simon Dach anerkannt ist. In diesem Dichterkreise war R. die anregende und treibende Kraft, und wie er die Freunde geistig belebte, so förderte er durch seinen weitgehenden Einfluß auch ihr leibliches Wohl. Darin liegt der Schwerpunkt seiner Bedeutung; an eigenen wissenschaftlichen Leistungen sind nur seine Anmerkungen zu Florus in der 1636 von Freinsheim veröffentlichten Ausgabe bekannt geworden, während zahlreiche Gedichte von ihm theils in Heinrich Albert's Arien zerstreut, theils als Gelegenheitsdichtungen einzeln erschienen sind, von denen das noch Erreichbare erst in jüngster Zeit gesammelt worden ist.

Intimatio funebris; Val. Thilo, Orationes academicae, Regiom. 1653. — Pisanski in v. Werner's Gesammelten Nachrichten, Cüstrin 1755, I, 188. — Altpreuß. Monatsschrift 1875, Bd. XII S. 27, dazu Nachträge von L. H. Fischer, ebenda 1885, Bd. XXII, S. 606.

Oesterley.

Robida: Lucas (Karl) R., geboren am 13. October 1804 in Malavas, einem Dorfe bei Laibach, wurde von seinem Vater auf Zureden des Ortspfarrers 1815 in die deutsche Hauptschule nach Laibach geschickt, welche er bis 1818 besuchte. Talent und Vorliebe für Mathematik und Physik zeigten sich frühzeitig und veranlaßten R., sich in diesen Wissenschaften auszubilden, um sich dem Lehrfach zu widmen. 1825 trat er in das Benedictinerstift St. Paul im Lavantthale, wo ihm die Aussicht auf einen Lehrstuhl im Lyceum in Klagenfurt eröffnet wurde. 1829 legte er die feierlichen Gelübde ab, erhielt den Klosternamen Karl und empfing die Priesterweihe. 1830 trat er als Lehrer in die sogenannte Humanitätsclasse des Lyceums in Klagenfurt ein, 1846 wurde ihm nach dem Tode des Lehrers der Mathematik, des Professor Achazel, dessen Stelle provisorisch übertragen. 1841 brachte er die Schulferien in Wien zu, um sich unter Anleitung des Dr. Weiser im physikalischen Experimentiren zu vervollkommnen. Dasselbe wiederholte er 1847, in welchem Jahre er bei Dr. Heßler arbeitete, um dann auch den Unterricht in der Physik provisorisch zu übernehmen. 1851 legte er in Innsbruck die Prüfung für die Lehrbefähigung in der Mathematik und Physik ab und erhielt dann die Professur für diese beiden Wissenschaften am Lyceum zu Klagenfurt, in welcher Stellung er bis 1874 verblieb. Altersschwäche halber mußte er im Herbst 1874 in den Ruhestand treten. Nach längerem, schweren Leiden verstarb R. am 4. October 1877 zu Klagenfurt. R. hat in den Jahren von 1853 bis 1866 eine Reihe von selbständigen Broschüren veröffentlicht, außerdem Abhandlungen in den Jahresprogrammen des Gymnasiums, beides in deutscher Sprache. Von diesen Schriften sind zu nennen: „Entwicklungsgang der Physik von den ältesten Zeit bis auf die Gegenwart.“

Klagenfurt 1854; „Grundzüge einer naturgemäßen Atomistik“ ib. 1859; „Erklärung der Lichterscheinungen nach den Grundzügen der Atomistik“ 1861 und 1862; „Höhenbestimmungen der Erdatmosphäre“. Als geborener Slovene hatte R. aber auch ein warmes Interesse für die Cultur seines Volks, was ihn veranlaßte, eine Anzahl populärer Schriften in slovenischer Sprache herauszugeben. Außer in seiner amtlichen Stellung hielt R. Vorträge über Chemie und Physik im „Verein zur Förderung der Industrie und Gewerbe in Inneröſterreich“ und betheiligte sich an den Arbeiten und Vorträgen im naturhistorischen Museum für Kärnten.

Poggendorff, biogr.-lit. Handwörterbuch II, 665. — Scheiz, Nekrolog für Robida im XXVIII. Programm des Gymnasiums zu Klagenfurt 1878, S. 53—56. K.

Robinson: Therese Albertine Louise R., geb. v. Jacob, (Schriftstellerin, als solche Talvj genannt). Diese durch ihre geistvollen Schriften auf den Gebieten der Dichtung und der wissenschaftlichen Forschung rühmlichst bekannt gewordene Frau war am 26. Januar 1797 zu Halle geboren, als Tochter des dortigen Universitäts-Professors Ludwig Heinrich v. Jacob, welcher im J. 1806 nach Rußland übersiedelte als Professor der Universität Charkow, später St. Petersburg, wo sie Gelegenheit hatte, slavische Sprachen, Sitten und Eigenthümlichkeiten kennen zu lernen. Mit ihren Eltern 1816 nach Halle zurückgekehrt, fand in den dortigen Gelehrtenkreisen ihr lebendiger Geist reiche Nahrung und wachsende Vertiefung. Schon im 23. Lebensjahre entstanden ihre ersten belletristischen Versuche, und bald darauf ihre anonymen Uebersetzungen einiger Romane Walter Scott's. Daneben verfaßte sie kritische Arbeiten über deutsche Bücher. — Durch den Serben Wuk Steffanowitsch Karadschitsch mit der Volkspoesie seiner Nation bekannt geworden, und durch Sprach- und Geschichtsstudien dazu vorbereitet, verfaßte sie ihr Hauptwerk, eine deutsche metrische Uebersetzung der Volkslieder der Serben, nebst historischer Einleitung (erschienen 1825), ein von Goethe sehr geschätztes und empfohlenes Werk. Den hier zuerst gebrauchten, aus den Anfangsbuchstaben ihres vollen Namens zusammengesetzten Schriftstellernamen „Talvj“ (unter welchem man lange Zeit einen gelehrten Herrn vermuthete) behielt sie später meistentheils bei. — 1828 mit einem gelehrten Nordamerikaner, Edward Robinson verheirathet, zog sie mit ihm in sein Vaterland, wo er anfangs in Andower (Massachussetts), am theologischen Seminar, dann in Boston, seit 1840 in New-York als Professor wirkte. Als derselbe 1837—1839 eine Forschungsreise durch Palästina unternahm, besuchte seine Gattin ihr Vaterland. Während ihres Aufenthalts in den Vereinigten Staaten schrieb sie eine ganze Reihe gediegener Werke, theils in englischer, theils in deutscher Sprache, sowohl dichterische als wissenschaftliche z. B. über indianische Sprachen, über die Volkslieder der germanischen Nationen, über die Unechtheit der Ossianschen Lieder, über die Colonisation Neu-Englands; auch (anonym) eine Verdeutschung der Forschungen ihres Gatten in Palästina u. s. w. Gleichermaßen thätig als Schriftstellerin wie musterhaft als Hausfrau, Gattin und Mutter, öffnete sie ihr gastfreies Haus in New-York den ausgezeichneten Fremden aller Länder, und bot namentlich ihren jungen deutschen Landsleuten eine heimathliche Stätte; auch wirkte sie segensreich als Präsidentin des dortigen weiblichen Vereins für Armenpflege. — Nach ihres Gatten Tode, 1864 verließ sie Amerika und hielt sich einige Jahre in Deutschland auf (z. B. in Baden-Baden u. a. O.), bis sie 1869 ihren letzten Wohnsitz in Hamburg nahm, woselbst ihr Sohn den Posten eines Consuls der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika erhalten hatte. Hier lebte sie, nach wie vor schriftstellerisch thätig, wie mehrere treffliche Aufsätze in

Westermann's Monatsheften beweisen, — und starb nach kurzer Krankheit am 13. April 1870.

Die ganze Reihe ihrer Schriften findet man in dem Hamb. Schriftstellerlexikon VI, 308—312. — Nekrologe erschienen in vielen Zeitungen, so in den Hamb. Nachrichten vom 20. April 1870 von A. B. Einen ausführlichen Abriß ihres Lebens und Wirkens enthalten die Beilagen zur Augsb. Allg. Zeitung Nr. 160, 161 vom 9. und 10. Juni 1870.

Beneke.

Rochau: August Ludwig v. R., Publicist und Politiker, geb. zu Wolfenbüttel am 20. August 1810, † zu Heidelberg am 15. October 1873. Nach Vollendung seiner Schulstudien in Wolfenbüttel bezog R. die Universität Göttingen, wo er juristischen und historischen, insbesondere staatswissenschaftlichen Studien oblag und sich mit Eifer der Burschenschaft anschloß. An der Erstürmung der Hauptwache zu Frankfurt a. M. 1833 betheiligt, nach dem Scheitern des Unternehmens flüchtig geworden, machte er, in der Nähe von Darmstadt verhaftet, einen Selbstmordversuch und wurde, nur gegen seinen Willen geheilt, demnächst in Untersuchung genommen und zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt. Als auch die zweite Instanz dieses barbarische Urtheil bestätigte, beschloß er, von dessen Ungerechtigkeit überzeugt und tief erbittert, die ihm durch Vermittlung von Freunden eröffnete Möglichkeit, sich dem Strafvollzug durch die Flucht zu entziehen zu gebrauchen und begab sich, verkleidet, nach Frankreich. Die Lehrjahre, die er dort zubrachte, wandte er wesentlich zur Erweiterung und Vertiefung seiner vielseitigen Bildung an und beschäftigte sich namentlich auch mit den socialistischen Theorien. Viele liberale Zeitungen in Deutschland erhielten von ihm Berichte, eine Reise nach Spanien hinterließ lebhafte Eindrücke, die er in einer damals vielgelesenen Beschreibung seiner Erlebnisse niederlegte. Als ihm die veränderten politischen Verhältnisse in Deutschland die Rückkehr in das Vaterland ermöglichten, nahm er als Publicist an der Bewegung der Jahre 1848—1849 einen regen Antheil und bekämpfte mit nüchternem Sinne die Extravaganzen der äußersten Linken, aber nicht minder das schroffe Auftreten der Conservativen. Sein in der Schweiz veröffentlichter Bericht über das Erfurter Parlament brachte seine Verbitterung zu kräftigem Ausdruck. Indeß ließ er sich weder durch die Enttäuschungen des Jahres 1850 noch durch die darauffolgende Reaction, unter deren Druck er persönlich schwer zu leiden hatte — als Redacteur der „Constitutionellen Zeitung“ wurde er von dem Ministerium Manteuffel aus Berlin ausgewiesen — in seiner Ueberzeugung beirren, daß die Wiedergeburt des deutschen Volkes nur von Preußen ausgehen könne. Nach einem Aufenthalt in Italien, dessen Frucht sein „Italienisches Wanderbuch“ war, ließ er sich dauernd in Heidelberg nieder. Hier schrieb er sein bedeutendstes Werk: die (1853 und 1869 in 2. Auflage anonym erschienenen) „Grundsätze der Realpolitik“ und seine durch persönliche Kenntniß der Menschen und Dinge besonders werthvolle „Geschichte Frankreichs seit der Restauration“ (ein Bestandtheil der „Staatengeschichte der neuesten Zeit“, welche S. Hirzel verlegte). Als 1859 die nationale Bewegung neue Anregung empfing, stellte er alsbald seine Kraft zur Verfügung und redigirte mit großem Eifer die „Wochenschrift des Nationalvereins“. Wenn er sich auch von seiner Abneigung gegen die Conservativen zu sehr beherrschen ließ und den eigentlich treibenden Gewalten jener Tage doch wohl zu ferne stand, um schon frühzeitig die wahren Ziele der Bismarck'schen Politik erkennen zu können, so folgten doch, als der politische Conflict sich so gestaltete, daß nur die Waffen ihn entscheiden konnten, alle seine Wünsche den Fahnen Preußens. Eine von heißer Vaterlandsliebe durchwehte „Deutsche Geschichte“ ließ er bald nach der Neugestaltung Deutschlands durch die Ereignisse von 1870 erscheinen. Er

erlebte noch die Genugthuung, von einem braunschweigischen Wahlkreise in den deutschen Reichstag entsendet zu werden, wo er zwar nicht in den Verhandlungen hervortrat, aber in der nationalliberalen Fraction sich eines Einflusses erfreute, den er insbesondere kräftig geltend machte, als an dem Widerspruch der grundsätzlichen Gegner der Todesstrafe das Zustandekommen des Strafgesetzbuches zu scheitern drohte. Mit einer größeren Arbeit über Cavour war R. beschäftigt, als ihn unerwartet infolge eines Schlaganfalles der Tod ereilte. R. war ein Mann von gründlichen Kenntnissen, unerschütterlicher Ueberzeugung, welcher er kräftigen, ja oft sehr schroffen Ausdruck zu geben liebte, und glühender Vaterlandsliebe. Nur seine näheren Freunde verstanden auch die gemüthlichen Eigenschaften des Mannes zu schätzen, der Fernerstehenden mehr nur die hochachtbare als die liebenswerthe Seite seiner Eigenart zeigte.

Schriften: „Italienisches Wanderbuch“ 2 Bde., Leipzig 1852; „Grundsätze der Realpolitik“, Stuttgart 1853, 2. Aufl. 1869; „Geschichte Frankreichs vom Sturz Napoleons bis zur Wiederherstellung des Kaiserthums 1814—1852“, Leipzig 1858—1859, 2 Bde.; „Geschichte des deutschen Landes und Volkes“, 2 Bde., Berlin 1870—1872.

v. Weech.

Rochleder: Friedrich R. wurde am 15. Mai 1819 in Wien als Sohn des Apothekers Anton R. geboren. Von seinem Vater für die Pharmacie bestimmt, fand er in dem geisttödtenden, geschäftlichen Theil dieses Berufes keine Befriedigung und wandte sich zunächst der Medicin zu. 1842 wurde er alsdann zum Doctor der Medicin promovirt. Allein schon während dieser Studien wuchs seine Neigung für die Chemie derartig, daß er beschloß, sich ausschließlich dieser Wissenschaft zu widmen, in der er durch seine pharmaceutische Ausbildung bereits gute Vorkenntnisse erworben hatte. Beeinflußt war dieser Entschluß Rochleder's wol mit durch seinen älteren Freund Redtenbacher, der ebenfalls das Studium der Medicin mit dem der Chemie vertauscht hatte und damals bereits Assistent der Chemie an der Wiener Universität war. Wie zu jener Zeit Chemiker aus allen Ländern der Erde nach Gießen pilgerten, um den Unterricht Liebig's zu genießen, so wandte sich auch R. im J. 1842 nach Gießen, um dort seine chemische Ausbildung zu vollenden. Die Richtung, welche R. bei seinen chemischen Untersuchungen in der Folge besonders bevorzugte, wurde bestimmt durch sein hervorragendes Interesse für Botanik und gerade in dieser Beziehung war Liebig der geeignetste und anregendste Lehrer, den er hätte finden können, weil Liebig zu jener Zeit seine reformatorischen Ideen über die Anwendung der Chemie auf die Physiologie und den Ackerbau entwickelte.

Nachdem R. in Liebig's Laboratorium seine ersten chemischen Experimentaluntersuchungen ausgeführt und seine chemische Ausbildung abgeschlossen hatte, erweiterte er seinen Gesichtskreis durch einen mehrmonatlichen Aufenthalt in Paris und London. Nach seiner Rückkehr wurde er im Alter von 26 Jahren durch den damaligen österreichischen Minister Grafen Stadion zum Professor der technischen Chemie an der Akademie in Lemberg ernannt. 1848 erwählte die Akademie der Wissenschaften zu Wien R. zu ihrem Mitglied. 1849 wurde R. an Stelle seines nach Wien versetzten Freundes Redtenbacher nach Prag berufen, dem er nach weiteren 21 Jahren, nachdem Redtenbacher im J. 1870 gestorben war, auf die Wiener Lehrkanzel der Chemie nachfolgte. Aber in Wien war ihm nur eine kurze Wirksamkeit beschieden. Während der nach den Entwürfen von Ferstel's und Redtenbacher's begonnene Bau des Wiener chemischen Laboratoriums unter Rochleder's Augen weitergeführt wurde, mußte sich R. in den Räumen des ganz ungenügenden alten Laboratoriums behelfen. Mißmuthig über den Aufenthalt, den seine wissenschaftlichen Untersuchungen durch diese Ver-

hältnisse erfuhren, wartete er mit Ungeduld auf die Vollendung der Einrichtung des neuen Institutes. Allein kaum hatte er das fertiggestellte Laboratorium bezogen, voll von Entwürfen für neue Untersuchungen, als er von einer Meningitis ergriffen wurde, deren Qualen er am 15. Mai 1874 erlag.

Oben ist bereits angedeutet worden, welchen Theil der Chemie R. zu seinem Hauptarbeitsfeld erwählte, es war das Gebiet der Pflanzen- oder Phytochemie. Das Ziel, welches R. bei diesen Arbeiten vorschwebte, kennzeichnete er in einer Abhandlung: „Ueber die natürlichen Familien der Rubiaceen" mit folgenden Worten: „Ich trage die Ueberzeugung in mir, daß die organische Chemie für die Botanik und Pflanzenphysiologie das werden kann, was die unorganische Chemie für Mineralogie und Geognosie geworden ist, ein Hülfsmittel bei Diagnosen, ein Hülfsmittel bei Erklärung von Erscheinungen, das vor unzähligen Irrthümern bewahrt." Im Verein mit seinen Schülern erweiterte R. durch seine sachkundigen, mit unermüdlichem Fleiße durchgeführten Arbeiten unsere Kenntnisse über die Pflanzenstoffe mehr als je ein Chemiker vor ihm. Eine außerordentlich große Anzahl eigenthümlicher Pflanzenstoffe hat er theils entdeckt, theils näher untersucht in der Absicht, ihre gegenseitigen Beziehungen, ihre Entstehung und Umbildung in den Pflanzen aufzuklären. Schließlich mußte er sich gestehen, daß er bei den Versuchen zur Lösung seiner Aufgabe über die Vorarbeiten nicht hinausgekommen war und in der That ist dieselbe auch mit den Mitteln der heutigen Chemie noch bei weitem nicht gelöst. An der Entwicklung einiger wichtiger Begriffe der theoretischen Chemie betheiligte sich R. wesentlich, so an der Ausbildung des Begriffes der Homologie, sowie des Begriffes der ungesättigten Verbindungen.

Die Resultate seiner theils im Verein mit seinen Schülern und Assistenten ausgeführten Experimentaluntersuchungen legte er in zahlreichen Abhandlungen nieder, die in Liebig's Annalen der Chemie und Pharmacie, sowie später in den Sitzungsberichten der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien zur Veröffentlichung kamen. Von seinen litterarischen Arbeiten ist besonders seine im J. 1854 erschienene Phytochemie, sowie der 1857 erschienene phytochemische Theil des Handbuchs von Gmelin hervorzuheben. (Vgl. den von Rochleder's Schüler und Freund H. Hlasiwetz verfaßten Nekrolog im Almanach der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien 1875 p. 195—212; abgedruckt in den Berichten der deutschen chemischen Gesellschaft 1875, VIII, 1702.) Anschütz.

Rochotius: Andreas R. à Rochiczerberga (vielleicht = Ober-Rochlitz), behandelte 1607 die Schicksale Josephs im Hause Potiphar's bis zu seiner Erhöhung in einem lateinischen Drama: Josephiados Comaedia ex Genesis Lib: cap: 39. 40. 41. Pragae, Typis Schumannianis. 5½ Bogen 8⁰. Das Drama verräth den Einfluß Seneca's; die Frau Potiphar's, der mehrere Dienerinnen Melänis, Lena, Thamar beigegeben sind, trägt den Namen Artemona. Der Autor nennt sich am Schlusse der Vorrede Gymnasii Prostannensis rector. d. h. Schulmeister zu Proßnitz (Prostijor) in Mähren, in lateinischen Gelegenheitsgedichten aus den J. 1608—1612 aber Notarius publicus Caes. zu Prag.

Vgl. A. v. Weilen, Der ägyptische Joseph 1887 S. 150f., wo aber einige Druckfehler zu bessern sind. Für den Nachweis der Prager Drucke habe ich Herrn Prof. A. Sauer zu danken. J. Bolte.

Rochow: Friedrich Eberhard Freiherr v. R., Erbherr zu Reckahn bei Brandenburg, Domherr zu Halberstadt, Reformator und Förderer des Volksschulwesens, besonders in der Mark Brandenburg und im Stifte Halberstadt, geboren am 11. October 1734 zu Berlin, † am 16. Mai 1805 auf seinem Gute Reckahn. R. war der Sohn des preußischen Staatsministers v. R. Durch

Hauslehrer vorbereitet, besuchte derselbe von 1747—50 die Ritterakademie zu Brandenburg, trat 15 Jahre alt in preußische Kriegsdienste, focht als Reiterofficier in den Schlachten bei Lowositz und Prag mit, nahm bei Lowositz den österreichischen Feldmarschall Fürsten von Lobkowitz gefangen, wobei er aber von diesem einen Schuß in den Arm empfing. 1757 lernte er bei seinem Aufenthalt im Winterquartiere zu Leipzig Gellert kennen, mit dem er in dauernde freundschaftliche und für sein späteres Werk bedeutungsvolle Beziehung trat. Nachdem R. in demselben Jahre nochmals eine Verwundung erlitten hatte, die ihn des Gebrauches der rechten Hand beraubte, mußte er die militärische Laufbahn verlassen. R. zog sich nun auf seine Güter zurück; er vermählte sich 1759 mit Christiane Luise v. Görne, einer Freundin Gellert's, mit der er in 46jähriger glücklicher, jedoch kinderloser Ehe lebte. Hier in ländlicher Zurückgezogenheit widmete R. sich seit 1760 neben der musterhaften Bewirthschaftung seiner Güter mit dem größten und ausdauerndsten Eifer seiner geistigen, in der Jugend in mancherlei Hinsicht mangelhaften Ausbildung, die auf ein gründliches Studium der alten und neuen Sprachen, auf Geschichte, Naturgeschichte und Agricultur gerichtet war, und er arbeitete an seiner Selbstbildung mit solcher Energie und Rastlosigkeit, daß er sich in sein Zimmer einschloß, wie ein junger Schüler die Declination und Conjugation einübte und nicht eher nachließ, bis er die lateinischen Classiker und die neuern Sprachen ohne Anstoß verstehen konnte. Im J. 1762 wurde R. Domherr zu Halberstadt und nun weilte er abwechselnd bald hier, bald auf seinem Gute Reckahn in der Mark. In Halberstadt trat er in Berührung mit dem Rector der dortigen Domschule, dem späteren Consistorialrath Struensee, durch den seine persönliche, schon zuvor durch Gellert's Einfluß bestärkte religiöse, zu werkthätiger Nächstenliebe geneigte Gesinnung weitere Anregung fand. Vornehmlich aber war es die Schule, der sofort bei seinem Rücktritt ins Privatleben sein regstes Interesse zugewandt war. Früh schon war er mit Basedow, dem Haupt der philanthropisch-pädagogischen Schule, in freundschaftliche Beziehung getreten und hatte sich mit Rousseau's Grundgedanken über Erziehung vertraut gemacht. Dieses Interesse Rochow's war aber nicht etwa, wie man nach seiner Stellung annehmen dürfte, auf die Bildungsbedürfnisse der höheren Stände gerichtet; die Förderung der Volksschule, die Hebung der tief vernachlässigten Bildung des Landvolks, dies war des edlen Freiherrn aus Liebe zum Volke gewählte, bisher selbst nur von gar wenigen Fachmännern beachtete und gepflegte Aufgabe. Als Gutsherr in täglichem unmittelbaren Verkehr mit der Landbevölkerung, konnte er die traurigen Zustände kennen lernen, denen dieser Theil des Volkes in moralischer und auch materieller Hinsicht verfallen war. Diese überall dort sichtbare Verkommenheit, die natürliche Folge tiefer Unwissenheit und Verrohung, erfüllte R. mit Gram und Mitleid und weckte und reifte in seinem Geiste den Entschluß, ein Helfer des unglücklichen Volkes in dessen Noth zu werden. Die Ursache des Elendes lag nach Rochow's Urtheil und Erfahrung ganz vorwiegend in der allenthalben vollständig vernachlässigten Erziehung der ländlichen Jugend, die in den wenigen, unregelmäßig besuchten und dürftig ausgestatteten Schulen zumeist Handwerkern, Hirten oder invaliden alten Soldaten als Lehrern anvertraut war. So kam es, wie R. bitter klagt, daß die Religion der Landleute meist der verderblichste Fatalismus war, und der gröbste Mechanismus in ihren Schulen herrschte. Man bildet nicht ihre ganze Seele, sagt er, man gewöhnt ihr Gewissen nicht, über ihre Urtheile und ihre Handlungen zu richten. So bleibt das Landvolk unfähig, einen moralischen, zusammenhängenden Vortrag zu verstehen, gegebene Regeln anzuwenden, begangene Fehler zur Besserung zu nützen; es bleibt sinnlich und nicht viel besser als thierisch und fühllos für jede Art moralischer Glück-

seligkeit. Als erstes und sicherstes Mittel zur Abhilfe dieser Zustände strebt nun R. die Hebung des Unterrichts der Volksschule und insbesondere der Dorfschule an, um auf der Grundlage einer für das Landvolk erreichbaren und geeigneten Schulbildung eine sittliche und materielle Besserung seiner Lage herbeizuführen. Die nächste Gelegenheit seine Ideen zu verwirklichen, fand er auf seinen eigenen Gütern, namentlich in den Dörfern Reckahn, Gettin und Krane. Einen äußeren Anstoß hierzu gab die durch Mißernten der Jahre 1771 u. 1772 entstandene große Theuerung und gleichzeitig ausbrechende tödtliche Krankheiten, die auch auf Rochow's Gütern große Sterblichkeit und arge Noth zur Folge hatten. R. hatte einen geschickten Arzt berufen, aber anstatt des Arztes und Rochow's Rath und Hülfe zu benützen, vertrauten die Bauern in ihrem Aberglauben lieber Quacksalbern und Schäfern; sie verhielten sich ablehnend gegen Rochow's wohlmeinende Maßregeln und verfielen mit ihren beschränkten Vorurtheilen rettungslos zahlreich dem Verderben. Der Schmerz hierüber trieb ihn zur That, und diese war vorerst die Abfassung eines Schulbuches. Da R. unter den vorhandenen derartigen Büchern keines fand, das unmittelbar für den gewöhnlichen Mann und dessen Kinder zur Belehrung zweckdienlich schien, so stellte er in 13 Capiteln den Entwurf eines nach seinem Plane eingerichteten und auf die Verhältnisse der Dorfschule berechneten Lehrbuches zusammen, das er nach mehrfachen förderlichen Winken und Ermunterungen seitens der Oberconsistorialräthe Spalding und Teller in Berlin 1772 herausgab unter dem Titel: „Versuch eines Schulbuches für Kinder der Landleute oder zum Gebrauche in Dorfschulen", Berlin, bei Fr. Nicolai, mit dem Motto: Difficile est proprie communia dicere. Horaz. Dieser Versuch Rochow's erlebte einige Auflagen und erschien in diesen mit dem Zusatze „zum Unterricht für Lehrer in niederen und Landschulen". Die Vorrede hierzu enthält das Programm der ganzen Wirksamkeit des Mannes, und aus diesem Grunde mag ihr Inhalt in einigen Strichen angedeutet werden. Der Unterricht beginnt mit Uebungen der Aufmerksamkeit und Wißbegierde, damit die Kinder auf Worte und Sachen merken lernen, wonach der übrige Unterricht leicht und eine Lust für Lehrer und Lernende wird; darauf folgt die Behandlung von Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck; in den folgenden Hauptstücken werden als Vorbereitung für den Unterricht in der Religion Vorübungen des Verstandes angestellt; ein kurzer Auszug aus der Bibel, berechnet fürs Gedächtniß des gemeinen Mannes, sowie eine kurze Zusammenfassung der christlichen Moral nebst einer natürlichen Theologie schließt sich dann an, wobei aber jeder confessionelle Standpunkt vermieden wird. Eine ausgedehntere Behandlung erfährt der Begriff von dem Verhältniß der Dinge; weiter folgen dann Belehrungen bezüglich des Betriebs der Landwirthschaft, deren Gedeihen bedingt ist durch eine tüchtige, auch auf letzteres Gebiet sich erstreckende Schulbildung des Bauern; schon in der Erwägung, daß im Ackerbau die Grundkraft des Staates liegt, soll der Staat eine bessere Einrichtung der Landschulen ins Auge fassen. Wie diese Verbesserung herbeigeführt werden soll, legt R. in weiteren fünf Punkten klar: „1) Mit Handwerkern und unwissenden Bedienten soll keine Land- oder niedere Schule mehr besetzt werden, sondern wo möglich erst mit Candidaten der Theologie, oder mit geschickten jungen Leuten, die gute Schulstudia gemacht haben. 2) Sie müssen Alle wenigstens über 100 Thaler baares Geld an firem Gehalte haben, ohne die übrigen Vortheile als Feuerung, Wohnung, Garten u. s. w., damit sie sich gern und ganz dem Schuldienst weihen könnten. 3) Es müßten Classen sein, wenigstens zwei. 4) Die Schulgebäude müßten Vorzüge vor den übrigen haben, die Stuben hell und mit nützlichen und zweckmäßigen Bildern oder Sachen und Modellen geziert sein. 5) Wenn mit dem Lesen und Schreiben das erste Hauptstück verbunden,

auch nichts anderes gelesen und geschrieben würde, als faßliche und gemeinnützige Wahrheit, leichte Geschichte, Gedenksprüche, Lieder u. s. w., so erreichte man zwei wichtige Endzwecke auf einmal und erleichterte der übrigen Lehre den Eingang." Wie traurig es damals in Norddeutschland und auch sonst um die Volksschulen und um die Bildung der Lehrer stand, läßt sich aus diesen Vorschlägen Rochow's deutlich genug erkennen. Mit Zagen und geringer Hoffnung auf Erfolg veröffentlichte R. diese seine Schrift; um so freudiger überraschte ihn eine günstige Recension im 19. Bande der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" und dann ganz besonders eine unterm 17. Juni 1773 vom Chef des geistlichen und Schuldepartements, dem nachherigen Minister v. Zedlitz in Berlin erfolgte Zuschrift, worin Rochow's Bestrebungen die vollste Anerkennung gezollt wird; auch der König selbst nahm mit besonderem Interesse Kenntniß von Rochow's Bemühungen und gab Zedlitz den Auftrag, die Landschulen nach Rochow's Plan zu organisiren, zu welchem Zwecke er zugleich bedeutende Geldmittel zur Verfügung stellte. Diese hohe Anerkennung ermuthigte R. und führte zu dauernden Beziehungen mit Zedlitz, die später bei mancherlei Hindernissen und Anfeindungen für R. von Nutzen waren. R. begann nun auf seinen Gütern mehrere Landschulen nach seinen reformatorischen Plänen einzurichten; er beschloß, auf seinen drei Gütern ganz neue geräumige Schulhäuser zu bauen, auf Reckahn konnte ein solches schon 1774 bezogen werden. Außer dem Prediger Stephan Rudolph, den R. für seine Gemeinden als trefflichen Seelsorger gewonnen hatte, fand er eine höchst wirksame Unterstützung bei der Ausführung seiner Absichten in der Person des zuvor in Rochow's Hause als Lehrer und Schreiber verwendeten Heinrich Julius Bruns, der nun als Lehrer in Reckahn Rochow's Grundsätze verwirklichte. Nachdem der Minister Zedlitz mit mehreren Oberconsistorialräthen bei dem Besuch der Schule sich von der Zweckmäßigkeit der neuen Lehrart überzeugt hatte, wurde R. die Erlaubniß zu der noch 1774 erfolgten Gründung einer weiteren Schule auf Rochow's Gute Gettin ertheilt und diesen beiden neu gegründeten Lehrstellen ein jährlicher Gehalt von je 120 Thalern vom Staate zugewiesen; in der Folge wurden dann noch zwei weitere Schulen auf Rochow's Gütern eingerichtet. Der oberste Grundsatz, auf dem der Unterricht in diesen Rochow'schen Schulen sich aufbaute, war: „Nur das Verstehen dessen, was gelehrt wird, macht den Unterricht nützlich". In diesem Sinne ward von R. 1773 „Der Kinderfreund, ein Lesebuch zum Gebrauch in Landschulen" verfaßt, wovon viele Auflagen, die letzte 1834 folgten, und der die weiteste Verbreitung in mehr als 100 000 Exemplaren fand. Die Anordnung des Stoffes war darauf berechnet, die Kinder in der Aufmerksamkeit, besonders durch wechselweises ununterbrochenes lautes Fortlesen, dann in deutlichem Ausdruck, sowie in einem leichten Erzählungs- und Gesprächston zu üben und eine Vorbereitung zu christlicher Tugend zu geben. Mit den hier stattfindenden Leseübungen ist stets eine Katechisation über den Inhalt zu verbinden zur Förderung der Denk- und Sprachfertigkeit der Schüler und dieses Katechisiren betrachtet R. und sein Gehülfe Bruns als die höchste Aufgabe und Kunst des Lehrers, worin sich beide mit großem Eifer auszubilden strebten. Inzwischen hatte R. mit Bruns zugleich auch einen Lehrplan für die Schulen ausgearbeitet, der ebenfalls 1773 veröffentlicht wurde, unter dem Titel: „Instruction für die Landschulmeister". Dieselbe behandelt zuerst die äußere Schulzucht, die Anleitung der Jugend zu sittsamem und höflichem Benehmen, sie gibt den Lehrern die Weisung, in freundliche und umgängliche Beziehung zu Eltern und Kindern auch außer der Schule zu treten; die Unterweisung sei beim Unterricht auf alles auszudehnen, was im gemeinen Leben vorfällt oder in jeder Lebensart nützlich sein kann; der Lehrer soll nie zu lange bei einer Sache verweilen, damit die Aufmerksamkeit

der Kinder nicht ermüde, dafür aber dieselbe Sache desto öfter wiederholen. Damit die Zucht der Kinder beim Unterricht desto besser anschlage, sollen die Lehrer vor allem über sich selbst in ihrer Haltung und ihrem Benehmen wachen. Die Handhabung der Disciplin hält einen stufenmäßigen Gang ein: auf die Ermahnung folgt der Verweis, dann die Drohung, und erst wenn diese erfolglos bleibt, die wirkliche Bestrafung. Die weiteren den Unterricht selbst behandelnden Theile der Instruction sind etwas allgemein gehalten; deutlicher ersieht man aber die hier zur Geltung kommenden Principien in dem noch den Normen der Instruction festgestellten, für drei Classen berechneten Lectionsplan, den R. in seinen Schulen einführte und dessen Hauptpunkte sich dahin zusammenfassen lassen: Der erste Unterricht sei so sinnlich und angenehm als möglich; der Lehrer erwecke und übe zu allererst die Aufmerksamkeit der Kinder und lehre sie ihre Sinne ordentlich gebrauchen; er verbessere gleich anfangs ihre Sprache und beschäftige ihr Nachdenken und ihre Wißbegierde, ohne sie zu überhäufen durch Mittheilung zu vieler Sachkenntnisse, was ihrem Alter und Fassungsvermögen nicht entspricht; damit ist die erste Anleitung zum Lesen und Rechnen zu verbinden. Das Schreiben wurde erst geübt, wenn der Schüler eine ziemliche Fertigkeit im Lesen und die Hand genügende Kraft und Festigkeit gewonnen hatte. Da der Unterricht vornehmlich auf Bildung des Verstandes und der Sprache berechnet war, so wurde nicht allein die katechisirende Methode eingeführt, sondern es waren auch besondere Verstandes- und Denkübungen angeordnet, und als oberster Grundsatz galt, daß man den Schülern nichts auswendig lernen lassen dürfe, was er nicht verstehen kann und nichts, was man ihn nicht zuvor verstehen gelehrt habe. War der Verstand der Kinder zur Fähigkeit des eigenen Nachdenkens genügend ausgebildet, dann erst begann der Religionsunterricht, da hier ein allzufrüher Unterricht, ehe die Lehren geistig erfaßt werden können, mehr schade als nütze, indem die Religion nur ihre Kraft erweise, wenn sie den Verstand erleuchte und das Herz erwärme, nicht aber, wenn sie als reine Gedächtnißsache behandelt werde; weniger kommt es hierbei auf einen streng systematischen Zusammenhang der Religionslehren, als vielmehr darauf an, daß diejenigen Lehren, deren Einfluß auf Besserung und Tugend unzweifelhaft ist, Hauptgegenstand des Unterrichts sei. Die Disciplin war auf das Princip begründet, daß durch den Verstand auf den Willen einzuwirken, daß jedoch mit der Belehrung des Verstandes zugleich auch eine bestimmte Uebung des Willens, die Gewöhnung zu verbinden sei. Strafe oder Belohnung fand selten statt, letztere beschränkte sich auf einige anerkennende Worte. — Rochow's Unternehmen hatte ein rasches und glückliches Gedeihen, seine That fand in den weitesten und höchsten Kreisen Beachtung und Nacheiferung; überall her strömten Geistliche, Lehrer, selbst fürstliche Personen nach Reckahn; schon im ersten Jahrzehnt waren mehr als 1000 Besucher dorthin gewandert, um Einsicht von den Einrichtungen zu gewinnen. Um diese störenden Besuche abzulenken, veröffentlichte der Predigtamtscandidat Riemann 1781 eine genaue Beschreibung der Rochow'schen Schulen, damit jeder auch in der Ferne sich über dieselben belehren könne. Während von allen Seiten Rochow's Bestrebungen anerkennende Zuschriften in kaum zu bewältigender Zahl bei ihm einliefen, fehlte es aber auch andrerseits nicht an Gegnern; besonders in der Wöllner'schen Periode unter Friedrich Wilhelm II. erfuhr Rochow's Werk Verkennung; selbst der Gönner Zedlitz verhielt sich allmählich kühler der Sache gegenüber; in öffentlichen Blättern, wie in Schlözer's vielgelesenem Journal und im Leipziger Intelligenzblatt erschienen Angriffe und Anfeindungen, denen jedoch die Freunde des Unternehmens, namentlich der Braunschweiger Professor Stuve, in der Berliner Monatsschrift 1787 mit Geschick und Erfolg entgegentraten. Die wirksamste Vertheidigung war übrigens die gedeihliche Entwicklung

der Schule selbst; trotz aller Gegenwirkungen zeigte diese ihre intellectuell und moralisch wirkende Kraft in der stetig zunehmenden Bildung und Gesittung der Dorfjugend, ein Fortschritt, von dem der genannte Riemann in der neuen Auflage seiner Beschreibung der Reckahn'schen Schule 1792 mit bewunderndem Lobe berichtet und der das Interesse vieler die Volksbildung fördernder Persönlichkeiten erregte; so wandte sich der berühmte Franz Ludwig v. Erthal, Fürstbischof von Bamberg und Würzburg, ein ebenso tief religiöser wie für die Volksbildung begeisterter Kirchenfürst sich Rath erbittend an R. und selbst über Deutschlands Grenzen hinaus ging die Anregung: als der Graf Ludwig v. Reventlow zu Christiansfaede auf der Insel Fünen von Rochow's Methode gehört hatte, ließ er 1784 drei Schulen errichten, in denen nach dieser Methode gelehrt wurde, und Rochow's Kinderfreund zum Schulgebrauch ins Dänische übersetzen. — Rochow's Werk ist für die Entwicklung des Volksschulwesens eine That von weittragendster Bedeutung. Vor seinem Geiste stand das Ideal einer Volksschuleinrichtung, die in erster Linie auf die Bildung des Denkvermögens und die Erwerbung der für das praktische Leben nutzbaren Kenntnisse gerichtet ist. Sein Bestreben gewinnt an Bedeutung, wenn der vergleichende Blick auf die damalige Zeit und deren Schulverhältnisse sich richtet, und wenn man beachtet, daß der „Freiherr“ v. R. es ist, der unbefangen von Vorurtheilen aus Liebe zum Volke, zu dem bisher in seiner Bildung arg vernachlässigten und unbeachteten Landvolke, die Hebung desselben als die höchste Aufgabe seines Lebens sich setzt. R. war übrigens bei seiner Idealität doch zugleich eine sehr praktisch angelegte Natur; er fand mit gesundem Verständniß aus sich und in der Schulstube den natürlichen Weg zur Entwicklung der Kindesseele und nach den erkannten Bedürfnissen derselben richtet er seine Schule und seine Lehrweise ein. R. behandelte das Kind, wie Heppe sagt, richtig als Menschen, dem die Kenntnisse nicht von außen her eingetrichtert, in welchem sie vielmehr erzeugt werden müssen; er erkennt ebenso richtig die sinnliche Wahrnehmung als den natürlichen Ausgangspunkt, woraus die geistige Anschauung, die Uebung im Denken und Urtheilen sich entwickeln müsse; er betrachtete weiter die Pflege des religiösen Sinnes der Jugend als die vornehmste Aufgabe des Volksschulunterrichtes zur Bildung der sittlichen Kraft, wobei der Unterricht, sich gründend auf die heilige Schrift, auf Verstand und Herz in gleichem Maß einwirken soll. Im Vordergrund des Unterrichts steht übrigens, wie schon angedeutet, die Entwicklung des Denkvermögens, des Verstandes, und die Uebung der Sprache; als ein hierzu sehr geeignetes Mittel wird die katechisirende Methode erkannt und angewandt. Der Inhalt des Unterrichts umfaßte neben den elementaren Lehrzielen auch solche Kenntnisse und Fertigkeiten, welche die praktischen Lebensverhältnisse, besonders des Landmannes erfordern; die Naturgeschichte und überhaupt die Realien in der hier möglichen Ausdehnung sind in den Lehrplan aufgenommen. Mit seinem Freunde Basedow stimmt R. in der Abneigung gegen alles Memoriren überein; sonst jedoch weicht er, obwol den philanthropischen Ideen ergeben und seinerzeit als Förderer des Basedow'schen Institutes zu Dessau thätig, vielfach von des letzteren pädagogischen Grundsätzen ab, wie ihm überhaupt Basedow's ruhmrediges Gebahren sehr mißfiel. Einen sehr zu beachtenden Fortschritt zeigen Rochow's Schulen in der Handhabung der Disciplin: der Verstand soll den Willen bestimmen und so die Gewöhnung zum Guten bewirken; das Verhältniß des Lehrers zum Schüler gestaltet sich nun bei allem nöthigen Ernst zu einem freundlichen, liebreichen und Zutrauen weckenden Verkehr gegenüber der bisher geübten barschen, mit unzweckmäßigen Strafen verfahrenden Behandlung; der Schüler betritt nun mit Freude den Schulraum, nicht mit Furcht. Es ist leicht erkennbar, daß Rochow's pädagogische Ansichten von Rousseau's Grundgedanken

durchzogen, doch nur nach dem nützlich und nöthig befundenen Maß hier zur Verwerthung gebracht sind; nicht minder leicht ist ersichtlich, daß Rochow's religiöse Anschauungen das Gepräge der damaligen rationalistischen Zeitströmung tragen. Daß Rochow's Schöpfung, nach der heutigen Summe von Erkenntniß und Erfahrung bemessen und von verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet, Mängel aufweist, darf zugegeben werden; aber ein wichtiger Fortschritt war es und zugleich ein Anstoß zu weiterer Entwicklung, besonders und zunächst der preußischen Volksschule. Man kann die allzu einseitig auf die Entwicklung der Verstandesthätigkeit abzielende Lehrweise, die gemeinpraktische Richtung tadeln, welche die Pflege des Gemüths sehr in die zweite Linie stellend, die gleichmäßige Ausbildung der Fundamentalkräfte des Geistes stört; man mag, wie es geschehen, auf den fühlbaren Mangel eines auf psychologischer Erfahrung beruhenden, methodisch geführten Unterrichtsganges hinweisen; man darf dem rationalistischen Geiste des Religionsunterrichtes abhold sein, trotz alledem bleibt Rochow's Werk eine treibende, befruchtende That von der eben berührten Bedeutung.

R. war, wie er selbst sich nannte, ein Autodidaktos; mit ernster Ausdauer verbesserte er als Mann seine lückenhafte Jugendbildung und mit vielseitigem Wissensdrang umfaßte sein Geist die verschiedensten Gebiete; das Erziehungswesen ward und blieb aber sein bevorzugtes Studium; er war aber hier nicht bloß ein Aneigner fremder Ideen, durch Selbstdenken schuf er sich gern die eigene Ansicht und strebte dann die Ergebnisse seiner geistigen Arbeit und Erfahrung im Unterrichtswesen für das öffentliche Wohl nutzbar zu machen und zwar aus reiner uneigennütziger Liebe zum Volke, dessen geistige und materielle Noth ihn jammerte. R. war eine Persönlichkeit, in der eine praktische, klare Verständigkeit mit einem reichen und tiefen Gemüthe sich vereinigte; beide Eigenschaften führten ihn seiner Aufgabe entgegen. Ein sinniger und freundlicher Ernst lag auf Rochow's Stirne, so schildert ihn ein Zeitgenosse; es war etwas Großes und Originelles in seiner Physiognomie, zugleich aber auch etwas Leidendes, was noch mehr zu ihm hinzog; er redete mit großer Energie von allem, was ihn interessirte, bisweilen etwas zu sententiös und imponirend, aber immer mit dem ihm eigenen Reichthum des gesunden logischen Urtheils. R. hatte noch die Freude, die Frucht seiner Arbeit in seiner Umgebung reifen zu sehen; mit dem Gedeihen seiner Schulen nahm auch der sittliche Fortschritt und der Wohlstand seiner Gutsbewohner zu. Bruns, sein eifriger Gehülfe, war schon 1794 gestorben; R. führte das Werk weiter; seine treffliche Gattin stand ihm helfend nach ihrer Kraft zur Seite. 1805 von einer Reise nach Berlin wieder nach Reckahn zurückgekehrt, ward R. von starken Gicht- und Brustbeschwerden befallen, die sich zuletzt mit Wassersucht paarten und am 16. Mai desselben Jahres seinen Tod herbeiführten.

Pestalozzi's Erscheinen hat wohl später in manchen Augen das Bild Rochow's unbillig zurücktreten lassen und einseitig conservativen Kritikern, wie z. B. Raumer, war Rochow's Bestreben nicht immer zusagend, gleichwohl bleibt R. nach Heppe's richtiger Würdigung der Reformator und Vater des evangelischen Dorfschulwesens in Preußen und auch im übrigen Deutschland. Von Rochow's Schriften, deren dreißig aufgezählt werden, sind als in pädagogischer Hinsicht noch bemerkenswerth nachzutragen der „Katechismus der gesunden Vernunft“ 1786, 2. Aufl. 1790, sowie die „Litterarische Correspondenz mit verstorbenen Gelehrten“ 1799.

Vgl. Dr. K. Schmidt's Geschichte der Pädagogik, III. Bd., S. 648 ff. — v. Raumer, Geschichte der Pädagogik, IV. Bd., S. 295 ff. — Riemann, Beschreibung der Reckahnschen Schulen, 1781; 4. Aufl., mit einer „Ver-

gleichung der v. Rochow'schen Lehrart mit der Pestalozzi'schen", 1809. — Heppe, Geschichte des deutschen Volksschulwesens.

Binder.

Rochow: Gustav Adolf Rochus v. R., preußischer Staatsmann, wurde am 1. October 1792 in Neuhausen bei Rathenow geboren. Nach dem frühen Tode seines Vaters Friedrich Ehrenreich Ludwig v. R. wurde er bis zum 14. Jahre erzogen von seinem mütterlichen Großvater v. Briest, indem seine Mutter Karoline Philippine v. Briest sich in zweiter Ehe mit dem Baron Friedrich de la Motte Fouqué vermählt hatte. Seit Herbst 1806 besuchte er das Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin und studirte seit Frühjahr 1810 die Rechte in Heidelberg und Göttingen. Während der Freiheitskriege war er mit dem brandenburgischen Kürassierregiment an vielen Kämpfen betheiligt, rückte mit nach Paris und in die Bretagne und kehrte mit dem eisernen Kreuz geschmückt 1816 heim. Mit der Verwaltung der väterlichen Güter nunmehr beschäftigt, wandte er sich den ständischen Angelegenheiten des Kreises Westhavelland und der Provinz Brandenburg zu. Als Kreisdeputirter zeichnete er sich bei Regelung der Kriegsschuldenfragen dermaßen aus, daß er 1822, als es sich um die Reorganisation der Verfassung der Provinzialstände handelte, vom König zum Deputirten der Neumark und zum Protocollführer bei allen anderen Provinzialständen berufen wurde, auch den rothen Adlerorden 3. Classe erhielt. Er hatte hier abermals so große Fähigkeiten gezeigt, daß ihn der Staat auch ferner in Anspruch nahm. 1823 ward er zum vierten Mitgliede der Hauptverwaltung der Staatsschulden ernannt und bald darauf trat er als vortragender Rath in das Ministerium des Innern, zunächst zur Bearbeitung der ständischen Angelegenheiten. Auch erhielt er die Protocollführung bei der vom Kronprinzen präsidirten ständischen Immediatcommission. 1826 ward er zum Geh. Oberregierungsrath und im Frühjahr 1831 zum Chefpräsidenten der Regierung in Merseburg ernannt. Auf Wunsch des Statthalters der Provinz Posen, des Fürsten Radziwill, wurde er sodann zum Oberpräsidenten dieser Provinz ausersehen, aber wegen des inzwischen ausgebrochenen Aufstandes kam es nicht dazu. 1834 erfolgte seine Ernennung zum Minister des Innern und der Polizei. In dieser Stellung entwickelte er einen großen Eifer für die Förderung der Staatsinteressen und eine ungewöhnliche Fähigkeit in der Entscheidung der verwickeltsten Angelegenheiten. Die Nothwendigkeit zeitgemäßen Fortschritts keineswegs verkennend, trat er in seiner als entschieden conservativ zu bezeichnenden Verwaltung mit Festigkeit allen Bestrebungen entgegen, in welchen er eine Untergrabung der bestehenden Zustände erblicken zu müssen glaubte. Daher wurde er von liberaler und von ultramontaner Seite stark angefeindet. Dahin gehört es auch, daß unverhältnißmäßig viel Aufhebens gemacht worden ist von seiner in einem Briefe an einen Kaufmann in Elbing gethanen Aeußerung vom beschränkten Unterthanenverstand gegenüber der obrigkeitlichen Autorität. In der A. Allg. Ztg. Nr. 267 von 1847 wurde bezeugt, daß diese Aeußerung auf einer durchaus wahrhaften und edlen Grundlage entstanden sei. Auch wird ihm dort nachgerühmt, er habe durch unablässige Bemühungen die gegen die Schriftsteller des sog. jungen Deutschland ergriffenen Ausnahmemaßregeln erst zu mildern, dann rückgängig zu machen gewußt. 1837 wurde das Ressort der gewerblichen Angelegenheiten mit seinem Ministerium vereinigt. Mit besonderem Eifer widmete er sich dem Gefangenen- und Zuchthauswesen. 1842 wurde er wegen Kränklichkeit von den Geschäften eines Ministers des Innern entbunden; sein Wunsch, sich gänzlich zurückzuziehen, wurde jedoch vom König wiederholt abgelehnt. Er blieb Mitglied des Staatsministeriums, jedoch ohne Portefeuille und Mitglied des Staatsraths, zu dessen zweitem Präsidenten er 1843 ernannt ward. Bald darauf erhielt er an Stelle

des erkrankten Generals v. Müffling die alleinige Leitung dieser Behörde. Er starb in Aachen am 11. September 1847. — A. v. Reumont bezeichnet ihn in seinem Werke „Aus König Friedrich Wilhelm's IV. gesunden und kranken Tagen" (Leipzig 1885, S. 163) als einen Mann, „dem man, seiner Schwächen ungeachtet, welche zum Theil die der Zeit waren, schweres Unrecht anthun würde, wenn man ihn nur nach einem so unglücklichen wie unvergeßlichen Worte, dem vom beschränkten Unterthanenverstande, beurtheilen wollte."

Vgl. N. Nekrolog d. D. 1847, Thl. 2, Nr. 199.

Wippermann.

Rock: Johann Friedrich R., Separatist und Inspirirter, wurde geboren am 5. November 1678 zu Oberwälden, O.-A. Göppingen (Württemberg) und starb am 2. März 1749 in Gelnhausen bei Hanau. Die wackere gebildete Pfarrfamilie, der er entstammte, war in dürftigen Umständen und bestimmte ihn, obgleich er der Liebling seines Vaters war, zu einem Handwerk; er wurde Sattler, 1696—1702 ging er auf die Wanderschaft, war längere Zeit in Baden und dem Elsaß, kam aber auch bis nach Halle und Berlin; auch in seiner späteren Zeit als Haupt der Inspirirten blieb er seinem Handwerk getreu und verdiente seinen bescheidenen Unterhalt durch dasselbe. 1702 kehrte er nach Stuttgart zurück. Von Kindheit an hatte er, wie er selbst erzählt, ein starkes Bewußtsein der Sündhaftigkeit, nahm sich auch in der versuchungsvollen Wanderzeit vor groben Sünden und Lastern möglichst in Acht, ohne stets den Anforderungen seines Gewissens Genüge leisten zu können; in Halle lernte er den Pietismus kennen, ohne sich aber demselben anzuschließen, eine schwere Krankheit, welche er in Berlin überstand, die Bewahrung vor Werbern, vor welchen er große Furcht hatte, führten ihn zu dem Entschluß, sein Leben ganz Gott zu weihen. Er begann ein strenges Leben, enthielt sich von allen irdischen Genüssen und Lüsten, trat aber auch sehr bald strafend gegen Mißbräuche auf, welche er in seiner Zunft, sowie in der Landeskirche vorfand; er wurde deshalb aus der Zunft gestoßen und verarmte so sehr, daß er selbst seine Bibel verkaufen mußte; an der Landeskirche tadelte er besonders das zuchtlose Abendmahlgeben, hielt ihren Zustand überhaupt für sehr verdorben und trennte sich innerlich und äußerlich immer mehr von ihr. In dem religiösen Regungen stets sehr zugänglichen Württemberg hatte der Pietismus damals zahlreiche Anhänger gefunden, separatistische und chiliastische Neigungen waren auch vorhanden; das Generalrescript vom 2. März 1707 verbot die Privatversammlungen und kündigte den Separatisten an, daß sie bei hartnäckigem Betragen „ausgeschafft" werden sollen. R., der wegen Umgangs mit Pietisten schon im Gefängniß gesessen, schloß sich an den ihm geistesverwandten Pfarrer Eberhard Ludwig Gruber von Großbottwar an, der wegen seiner separatistischen und mystischen Ansichten 1706 abgesetzt worden war, und wanderte mit ihm und einer größeren Anzahl gleichgesinnter Landsleute 1707 in das Isenburgische, wo er sich mit seiner verwittweten Mutter in Himbach bei Hanau niederließ und als gräflich marienbornischer Hofsattler seinem Handwerk und seinen religiösen Neigungen lebte. Ein abgesagter Gegner der Ehe hätte er sich gern, wie manche andere Schwärmer damals, in die Einsamkeit zurückgezogen, aber aus Liebe zu seiner Mutter gab er dies auf. Schon damals genoß er unter den „Erweckten" bürgerlichen und adeligen Standes wegen seiner Bibelkenntniß, seines Ernstes und seines einfachen, tüchtigen Wesens großes Ansehen, dasselbe steigerte sich, als 1714 einige sogenannte „Inspirirte" (Pott und Diedemann) in diese Gegend kamen. Diese seltsame religiöse Bewegung, welche unter den französischen Protestanten während ihrer grausamen Verfolgung durch Ludwig XIV. (c. 1685 ff.) ihren Anfang genommen und während der Cevennenkriege (1702—4) ihren Höhepunkt erreichte, hatte sich auch

über England, die Niederlande und Deutschland ausgedehnt, Gruber und R. wurden ebenfalls davon ergriffen, erkannten die Inspirirten als echt an und wurden hervorragende „Werkzeuge“ der Inspiration. Sie bekamen jene eigenthümlichen convulsivischen Zuckungen des Körpers, welche in den Berichten der Inspirirten jener Zeit stets erwähnt werden, sowie die sog. Aussprachen, d. h. sie fühlten sich zu religiösen Aussprüchen getrieben, welche in langsamer Rede (so daß man nachschreiben konnte, was gewöhnlich geschah) einen Befehl Gottes, eine Ermahnung oder Bußpredigt über ein Land, eine Stadt rc. in biblischer Sprechweise verkündeten. Diese innern Stimmen gaben ihnen auch die Weisungen für ihre Reisen und schrieben ihnen Ziele, die Hauptorte und Personen vor, welche sie besuchen sollten. R. wurde einer der eifrigsten Reiseprediger und war bis zum Jahre 1742, von welchem Zeitpunkt an sich das herannahende Alter geltend machte, beinahe immer auf Reisen; dieselben gingen meistens von der Ronneburg aus, deren halb zusammengefallene Gebäude der Zufluchtsort vieler Inspirirter und wegen ihrer religiösen Ansichten vertriebener Leute geworden waren. Bis nach Schlesien und in die Schweiz dehnten sich Rock's Reisen aus: 43 mal war er im Wittgensteinischen, 7 mal in der Schweiz (z. B. 1720 in Zürich und Bern, 1741 in Bern), 4mal in Sachsen (z. B. 1719 in Halle und Jena), 1723 war er in Breslau, 27 mal in Württemberg, „dem Lande“, wie er seine Heimath mit besonderer Bevorzugung nannte, z. B. 1715—30 jedes Jahr mit Ausnahme von 1728; ferner 1736 und 1742; in vielen Dörfern und in manchen Städten Schwabens (Heilbronn, Stuttgart, Calw, Göppingen, Ulm, Memmingen u. s. w.) hatte er Anhänger und Freunde, die er bei seinen Besuchen zu Standhaftigkeit und Treue ermahnte; sehr häufig wurden die Ortsgeistlichen besucht; die freundlichen Besprechungen wechselten mit „Aussprachen“ ab, welche Buß- und Strafpredigten und Ankündigung des kommenden Gerichts enthielten, häufig auch an die Obrigkeit einer Stadt gerichtet waren. Oefters wurden diese Aussprachen schriftlich von R. selbst den davon Betroffenen übergeben. Daß Conflicte mit der Polizei nicht ausblieben, liegt auf der Hand, die Aussprachen auf dem Felde, in Privat- und Wirthshäusern verursachten häufig einen Volksauflauf, erregten Aergerniß; kurze Gefängnißstrafen (1716 in Ulm, 1725 in Stuttgart, 1741 in Bern) und Landesverweisung waren die Folgen von diesem Treiben. Am 11. Decbr. 1728 starb Gruber (I), seitdem war R. noch das einzige „Werkzeug“ der Inspirirten. Ihre Gemeinden wurden durch Auswanderungen nach Amerika (seit 1726), nach Neuwied (1739) geschwächt, manche Mitglieder schlossen sich an die Herrnhuter an. Zinzendorf, der im Looswerfen auch ein höchst zweifelhaftes Orakel begünstigte, hatte am 24. Sept. 1730 R. in Himbach besucht und eine Stütze an ihm gesucht; so verwandt die Bestrebungen der beiden Männer in manchen Hinsichten waren, eine völlige innere Uebereinstimmung fand nicht statt. Zinzendorf tadelte Rock's Separatismus, seine Verachtung von Taufe und Abendmahl, R. tadelte manches an Zinzendorf's Treiben und warf ihm Unlauterkeit vor; schon 1731 war ihr Briefwechsel ziemlich herb, 1732 bei einem Besuche Rock's in Herrnhut trat eine Versöhnung ein. 1734 wurden die Briefe wieder schärfer. Zinzendorf sprach sich tadelnd über Rock's Inspiration aus. Am 5. Juli 1736 sahen sie sich zum letztenmal und einige Wochen nachher schrieb Zinzendorf einen Absagebrief an R.; häßliche persönliche Vorwürfe folgten darauf. — 1736 mußte sich R. vor dem Marienborner Gericht rechtfertigen, ohne daß er mit einer Strafe belegt wurde. 1741 mußte er Himbach verlassen und fand in Gelnhausen eine Zufluchtsstätte; seit 1748 kränkelte er, war auch schmerzlich berührt von der Geistesabnahme in den Gemeinden; ein auszehrendes Fieber machte am 2. März 1749 seinem Leben in Gelnhausen ein Ende. — Der eigenthümliche Schwärmer, der eine große Demuth

und Geduld mit ebensoviel Eigensinn verband und dessen musterhafter Lebenswandel und tiefer Ernst auch auf solche Eindruck machte, welche seine Inspiration nicht anerkannten, erregte während seines Lebens großes Aufsehen, weit über das protestantische südwestliche Deutschland hinaus; er erhielt unzählige Besuche, stand auch mit den bedeutendsten Zeitgenossen: Bengel, Oetinger, Tersteegen, Jung-Stilling, Steinhofer in Verbindung. Theologische Bedeutung hat er keine, seine Ansprachen bewegten sich durchaus im Geiste und in den Worten der einfachsten biblischen, besonders der alttestamentlichen Weltanschauung; auch seine religiösen Lieder — er hatte, wie er selbst schreibt „einen offenen Fluß zu reimen und brachte damit seine Zeit vergnüglich zu“ — sind gereimte Prosa; eines derselben ist in das Büdingische Gesangbuch aufgenommen. — Die Quellen über sein Leben sind gesammelt in: Aufrichtige Extracte aus dem Diario der wahren Inspirationsgemeinden, 42 Sammlungen von 1736—1789; Rock's Aufsätze über sein Leben, sowie seine Tagebücher und Lieder sind hier aufgenommen; mir stand nur Sammlung IV 1739 zu Gebot, ferner die größere, über den Charakter seiner „Aussprachen“ Licht verbreitende Schrift: „Wohl und Wehe so der Geist der wahren Inspiration in den schwäbischen Landen durch J. Fr. R. 1716—1718 ausposaunen lassen“. Eine gründliche, z. Th. auf handschriftl. Material beruhende Schilderung der Inspirationsgemeinden und von Rock's Leben gibt: Göbel, Geschichte der wahren Inspirationsgemeinden in: Zeitschrift für die historische Theologie, 1854 u. 1855.

Theodor Schott.

Roeck: Karl Ludwig R., Abkömmling einer seit zweihundert Jahren in Lübeck ansässigen angesehenen Familie, wurde am 7. März 1790 geboren. Nachdem er auf dem dortigen Gymnasium Schulbildung empfangen hatte, bezog er Ostern 1809 die Universität Heidelberg, um sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen. Lübeck war damals formell noch eine freie Stadt, factisch kaum mehr; durch Decret Napoleon's vom 10. December 1810 wurde die Einverleibung der Stadt in das französische Kaiserreich verfügt, die Einführung des Code Napoléon war damit verbunden. R. begab sich daher auf die Rechtsschule nach Dijon, um dort das französische Recht zu studiren und vorschriftsmäßig den Grad eines Licentiaten zu erwerben. Als er im März 1814 in die Vaterstadt zurückkehrte, hatte die Stunde der Befreiung schon geschlagen, jedoch erkannte der Senat die Gültigkeit des im Auslande erworbenen akademischen Grades an und verstattete ihm die Praxis. Die Verhältnisse gestalteten sich anders und günstig für ihn, indem er gleich darauf eine Anstellung als Secretär des Senats fand. Bei der Rückkehr Napoleon's von Elba ergriff auch ihn die Begeisterung, die damals in der ganzen Jugend aufflammte. Er erbat sich einen Urlaub, der ihm gern und mit dem Versprechen ertheilt wurde, daß ihm nach beendigtem Kriege der Rücktritt in das Amt offenstehen solle. Sofort trat er als freiwilliger Jäger in die hanseatische Legion ein und machte den Feldzug nach Frankreich mit, in welchem freilich thätige Theilnahme am Kampfe der Legion versagt blieb, da der Führer des Armeecorps, dem sie zugetheilt wurde, der damalige Kronprinz von Schweden, wenn gleich ohne persönliche Neigung für Napoleon, doch Franzose genug war, um Frankreich thunlichst zu schonen. R. fand Gelegenheit zu einem Aufenthalt in Paris und dort vielfache seiner Neigung für die Kunst zu Statten kommende Anregung und Belehrung. Nach Lübeck zurückgekehrt, übernahm er wieder die Geschäfte seines früheren Amtes und bewies dabei so große Tüchtigkeit, daß der Senat ihn am 10. Juni 1833 zu seinem Mitgliede erwählte. Ein Ehebündniß hatte er inzwischen mit Emilie Lampe aus Bremen 1817 geschlossen, und da die Gattin ihm schon 1819 durch

den Tod entrissen wurde, 1821 zum zweiten Male mit Amalie Kulenkamp ebenfalls aus Bremen. Ein Sohn aus erster Ehe starb in früher Jugend, die zweite Ehe blieb kinderlos. Kenntniß der Geschäfte und des Geschäftsganges hatte R. schon in seinem früheren Amte erworben und brachte sie in seine neue Stellung mit. Es wurde ihm daher nicht schwer, nun in den verschiedenen Verwaltungsbehörden, denen er zugetheilt wurde, sich thätig zu erweisen und es fehlte ihm weder an Willen noch an Geschick, nützlich und fördernd zu wirken. Die Verhältnisse bewegten sich damals noch in einem gewohnten Geleise, wünschenswerthe Verbesserungen fanden überall Hindernisse an erworbenen Gerechtsamen. R. erlebte den Uebergang in eine neue Zeit.

Die Ereignisse des Jahres 1830 gingen an Lübeck ohne unmittelbaren Einfluß vorüber. Unabhängig von ihnen entstand nach und nach eine allmählich allgemein werdende Erkenntniß von der Mangelhaftigkeit der städtischen Verfassung und führte zu dem Beschlusse, sie zu ändern. Nachdem Verhandlungen darüber eine Reihe von Jahren gedauert hatten, fanden sie endlich im Frühjahr 1848 einen Abschluß. Die Bürgerschaft gab das persönliche Stimmrecht in den einzelnen Collegien auf und führte eine Repräsentation ein; der Senat, der dies ihm hochwillkommene Ziel schon 1814 und 1815 erstrebt hatte, gab das Selbstergänzungsrecht auf, gestattete der Bürgerschaft eine Theilnahme an den Wahlen und hob die Lebenslänglichkeit der Bürgermeisterwürde auf. Der Präsident des Senats behielt zwar den Titel Bürgermeister, wurde aber immer nur auf zwei Jahre gewählt. Auch wurde Trennung der Justiz von der Administration beschlossen. Die um dieselbe Zeit in ganz Deutschland ausbrechenden Verfassungskämpfe hatten hier noch den Einfluß, daß man für die Wahlen in die Bürgerschaft die ursprünglich angenommene ständische Grundlage aufgab und nachträglich allgemeines Wahlrecht aller Bürger einführte.

R. ging in die neuen Anschauungen mit vollem Verständniß für ihre innere Nothwendigkeit ein, fügte sich in sie und eignete sie sich an. Im August 1849 trat Lübeck dem sogenannten Drei Königs-Bündniß bei, nicht sowohl, weil man Vertrauen auf den Bestand desselben hatte, als weil für den Augenblick nichts Anderes übrig blieb. In Gemäßheit der Bestimmungen einer vorläufig vereinbarten Verfassung wurde R. auf den Vorschlag des Senats von der Bürgerschaft gewählt, um den Staat Lübeck in dem Staatenhause des nach Erfurt berufenen Parlaments zu vertreten. Sachlicher Erfolg wurde nicht erreicht und konnte nicht erreicht werden, für R. persönlich hatte der, übrigens nur kurze, Aufenthalt daselbst heilsame Folgen. Ein dortiger Arzt, dessen Bekanntschaft er machte, gab ihm zweckmäßige Rathschläge hinsichtlich der Lebensweise, die ihm zum Heil gereichten. Während er früher durch körperliches Unwohlsein häufig an dauernder Thätigkeit gehindert gewesen war, erfreute er sich seitdem einer ununterbrochenen und kräftigen Gesundheit. 1855 wurde ihm zum ersten Mal das Amt des vorsitzenden Bürgermeisters übertragen. Er besaß ein entschiedenes Directorialtalent. Nie kam er ohne sorgfältige Vorbereitung in eine Sitzung, trug seine Ansicht klar und einfach vor. Widerspruch störte und verletzte ihn nicht, vor größerer Sachkenntniß und Erfahrung trat er stets und gern zurück. Sein eignes Urtheil war unbefangen, insbesondere war er fern von persönlichen Rücksichtsnahmen, ein durchaus integrer Charakter. Bei der hohen Achtung, die man ihm widmete, gelang es ihm leicht, gelegentlich entstehende Differenzen auszugleichen. Die Wahl, die immer nur auf zwei Jahre geschehen konnte, hat sich daher noch dreimal wiederholt. Wichtige Dinge sind während dieser Zeit geschehen, unter andern die Ablösung des Sundzolls und in Verbindung damit die Erbauung einer directen Bahn nach Hamburg, die Ablösung des Scheldezolls und infolge davon der Verkauf des hanseatischen Hauses in Antwerpen, die Gründung des

Norddeutschen Bundes und zugleich der mit außerordentlichen Schwierigkeiten verknüpfte Eintritt Lübecks in den deutschen Zollverein. Auch in den rein städtischen Angelegenheiten wurde an Durchführung von Reformen beständig gearbeitet. An Allem nahm R. leitend und fördernd, wie seine Stellung es mit sich brachte, lebhaften Antheil. Als 1863 der Kaiser von Oesterreich den Fürstencongreß nach Frankfurt a. M. berief und auch die Bürgermeister der freien Städte dazu einlud, hielt R. es für eine Ehrenpflicht, der Einladung persönlich Folge zu leisten und scheute ungeachtet seines damals schon hohen Alters die Anstrengungen nicht. Auch in Frankfurt wußte er sich Achtung zu erwerben. Die hohe Versammlung trennte sich, ehe das letzte Protokoll ausgefertigt war, die Feststellung des Wortlauts wurde den Vertretern der freien Städte überlassen. „Es war doch gut, daß wir die Herren Bürgermeister unter uns hatten", war das Abschiedswort des Kaisers von Oesterreich an R. Zwar ohne die Aussicht, daß ein sicherer Erfolg erreicht sei oder zu erreichen sein werde, übrigens aber befriedigt von dem Geiste, der in der Versammlung geherrscht hatte, kam er zurück. 1864 erlebte er das Fest einer fünfzigjährigen Amtsführung und die ganze Stadt feierte in freudiger Erregung es mit ihm. Von allen Seiten wurden ihm Beweise aufrichtiger Anerkennung und Hochachtung dargebracht, auch von den Senaten der beiden Schwesterstädte und von mehreren deutschen Fürsten. Insbesondere erfreute ihn ein langer eigenhändiger an die in Frankfurt gemeinsam verlebten Tage anknüpfender Brief des Königs Johann von Sachsen. Die Universität Göttingen ehrte ihn durch Uebersendung eines Ehrendiploms als Doctor beider Rechte. Fast fünf Jahre lang ist es ihm dann noch vergönnt gewesen zu wirken. Als er am 30. December 1868 zum letzten Male das Directorium niederlegte, war die Kraft eigentlich schon gebrochen, nur energischer Wille hatte sie in den letzten Wochen aufrecht erhalten. Gleich darauf überfiel ihn die Krankheit, die am 29. Januar 1869 seinem Leben ein Ende machte. Wenige Wochen später folgte die Wittwe ihm nach.

Wehrmann.

Röckel: Wilhelm R., Historienmaler, geb. am 23. Juli 1801 zu Schleißheim. Sohn eines dortigen Hofglasers und Galleriedieners, besuchte er das Gymnasium zu München, trat aber schon von der Oberclasse als Eleve in die Akademie der bildenden Künste über, wo er noch Langer's Unterweisung genoß, bis eine große, Abel's Tod vorstellende Zeichnung die Aufmerksamkeit des großen Cornelius erregte, welcher ihn zur weiteren Ausbildung mit nach Düsseldorf nahm. Hier zeichnete R. den Carton zu zwei Musen, welche nach der Angabe des Director Cornelius für das Giebelfeld des Theaters zu Aachen in Fresco gemalt wurden. Dann lieferte R. die Composition zu einer Kreuzabnahme, welche jedoch ein anderer Cornelianer für eine Kirche Westfalens in Oel ausführte. Darauf fand R. im Landhause des Freiherrn v. Plessen (bei Düsseldorf) Beschäftigung, da dieser Kunstfreund einen Saal mit heiteren mythologischen Fresken schmücken ließ. R. entwarf den „Apollo unter den Hirten" darstellenden Carton und sechs Reihen Arabesken aus der gleichen Mythe. Als Cornelius Düsseldorf verließ, um seine großartigen Schöpfungen in München zu beginnen, war R. unter den Glücklichen, welche den Meister begleiteten; hier wurde ihm unter den Fresco-Bildern in den Arkaden die „Hochzeit Herzog Otto des Erlauchten" übertragen, eine nur zu figurenreiche, übrigens klar gemalte und überaus fleißig durchgebildete Composition. Neue Verwendung fand R. in der Residenz, wo er nach den kleinen Entwürfen von Heinrich Heß und L. Schwanthaler mehrere Bilder aus Theokrit (im Schlafzimmer des Königs) und Scenen aus Sophokles (im Gesellschaftszimmer des Königs) malte. In der Folge erhielt R. eine Anstellung in der königl. Porzellan-Manufactur, wo er gleichzeitig an der damit verbundenen

Abtheilung für Glasmalerei viel zum Ruhme dieser frisch aufblühenden Technik leistete. R. componirte mehrere Bilder, welche er selbst auf einzelne, von Bleiverbindung freie Glastafeln malte oder von Anderen malen ließ. Für die Fenster der von Ohlmüller erbauten Auerkirche componirte R. die „Hochzeit von Cana" und malte das Bild (mit Franz Eggert's Beihülfe) in Glas (vgl. Kunstblatt 1839, S. 129 ff.). Für die von Oberbaurath Lasaulx erbaute Kirche zu Vallendar bei Koblenz malte R. als Fenster-Rosette ein liebliches Madonnenbild (Kunstblatt 1841, S. 243). Leider wurde diese schöne und erfreuliche Thätigkeit vielfach durch Krankheit gehemmt, welcher der Künstler schon am 2. Januar 1843 erlag. Auch mit der Feder wußte R. guten Bescheid und verfaßte eine kurze „Beschreibung der Freskogemälde aus der Geschichte Baierns in den Arkaden des Hofgartens" (München 1829) und schrieb die damals vielgelesene Novelle: „Die Beterin an der Mariensäule" (München 1839 und 1840; von F. Fränkel 1860 auch dramatisirt).

Vgl. Schaden, Artistisches München 1836, S. 130. — Raczynski II, 295 f. — Söltl, Bildende Kunst 1842, S. 374. — Kunstvereins-Bericht für 1843, S. 96. — Nagler, Lexikon 1843, XIII, 291. — Förster 1860, V, 72.

Hyac. Holland.

Rodbertus: Johann Karl R. wurde am 12. August 1805 zu Greifswald geboren, das damals noch unter schwedischer Herrschaft stand. Sein Großvater war der physiokratische Volkswirth Schlettwein; sein Vater war Justizrath und Professor des römischen Rechts in Greifswald, gab aber 1808 sein akademisches Lehramt auf und siedelte nach Beseritz in Mecklenburg-Strelitz über, dem großen Erbgute seiner Gattin, das er, vorbildlich für den Sohn, fortan selbst bewirthschaftete. Karl, welcher von seinem Vater eine treffliche Erziehung erhielt, kam auf das Gymnasium zu Mecklenburgisch-Friedland und studirte 1823—25 zu Göttingen, 1825—26 zu Berlin die Rechte. Im Winter 1826 zu 1827 bestand er seine erste juristische Prüfung und ging hierauf als Auscultator an das Land- und Stadtgericht zu Alt-Brandenburg. Während dieser Zeit starb sein Vater. Im Herbst 1828 legte R. die zweite Prüfung ab und wurde Anfang 1829 als Referendar am Oberlandesgericht zu Breslau, Anfang 1830 bei der Regierung zu Oppeln in Schlesien angestellt. Es ist bezeichnend, daß die französische Julirevolution ihn zum Studium der Volkswirthschaft anregte. Er nahm den Abschied, heirathete und verweilte mit seiner Frau zunächst bei seiner Mutter in Beseritz. Von hier begab er sich, nach kürzerem Aufenthalte in Dresden, nach Heidelberg, wo er zwei Jahre hindurch Volkswirthschaft, Geschichte und Philologie trieb. Hieran schloß sich eine Reise durch die Schweiz, Frankreich und Holland. 1834 zurückgekehrt, ging er nach Beseritz, wo er längere Zeit blieb. Da aber dieses Gut seiner Mutter gehörte, die erst 1849 starb, und er sich seine eigene Häuslichkeit gründen wollte, so kaufte er 1835 das Rittergut Jagetzow bei Jarmen in Pommern, wohin er 1836 übersiedelte. Es wurde der feste Boden für seine künftige Wirksamkeit. Zugleich hatte er eine Entwickelung vollendet, die in der Geschichte des menschlichen Geistes nicht leicht ihres Gleichen finden dürfte. Er hatte begonnen als begeisterter Anhänger der in Wissenschaft und Leben ihm überlieferten Volkswirthschaft der freien Concurrenz, und hatte geendigt als der fertige Meister eines eigenen, ganz neuen, jener geradeswegs entgegengesetzten staatswirthschaftlichen Systems, dessen volle Verwirklichung er selbst erst nach Jahrhunderten und unter einer gänzlichen Erneuerung der menschlichen Gesellschaft erwartete. Vorläufig bewährte es sich für ihn selbst einerseits dadurch, daß er von Anfang an, wo es ihm „wie eine Erleuchtung aufging", bis zuletzt „im Wesentlichen keine Abänderung daran zu treffen" vermochte. Andererseits verstatteten ihm gerade die in jenem System

enthaltenen Grundgesetze aller Wirthschaft, zu den verschiedensten politischen und wirthschaftlichen Fragen der jeweiligen Gegenwart, auf Veranlassung von Behörden oder aus eigenem Antriebe, bis herunter zu den Maßnahmen seiner Gutsleitung, mit jener Sicherheit und Klarheit Stellung zu nehmen, welche das eigenthümliche Merkmal Rodbertus'schen Geistes bilden. Diese Grundgesetze öffneten ihm ferner die Augen für die schon jetzt vorhandenen Anfänge des künftigen staatswirthschaftlichen Zeitalters und ermöglichten ihm die wissenschaftliche Formulirung derselben in der „socialen Frage", sowie die Entwerfung eines umfassenden Planes zu deren Lösung. Diesen Grundgesetzen entnahm er endlich den Schlüssel zur Nationalökonomie des klassischen Alterthums, aus welcher sich ihm umgekehrt ganz neue Bestätigungen dieser Gesetze und die Hauptstützen einer neuen Geschichtsphilosophie ergaben.

Bereits 1837 lieferte R. die erste Probe seiner Lehre in einer kurzen, aber „von Gedanken vollgestopften" Abhandlung: „Die Foderungen der arbeitenden Klassen". Schon der Titel zeigt, welche der soeben genannten Richtungen von Rodbertus' Thätigkeit sich hier zur ersten öffentlichen Kundgebung drängte und damit zugleich als Rodbertus' Haupt- und Lebensaufgabe kennzeichnete. Alle Hauptpunkte seiner Geschichtsphilosophie und socialpolitischen Entwürfe sind schon hier in beziehungsvollen Andeutungen versammelt. Hinter der durch die humanen Rechtsideen des vorigen Jahrhunderts bewirkten persönlichen Freiheit und formellen rechtlichen Gleichstellung der arbeitenden Classen sei die Volkswirthschaft zurückgeblieben, welche, infolge des von ihr eben damals angenommenen Systems der freien Concurrenz, diesen Classen nach wie vor nur den zum Leben gerade nothwendigen Unterhalt zuwerfe. Der Ruf derselben nach mehr Besitz bedeute daher im Grunde nur mehr Antheil auch an den übrigen Wohlthaten der heutigen Cultur und an der Bildungsstufe der Zeit. Man dürfe weder an der Berechtigung dieses Rufes zweifeln, noch an dem Ernste, mit welchem die arbeitenden Classen ihn künftig erheben würden, noch an den Gefahren, wenn sie, gegenüber der durch die Maschinen täglich zunehmenden Gütermasse, mit diesem Verlangen sich selbst überlassen würden. Es sei daher von jetzt ab Aufgabe der Wirthschaftslehre, durch ein an die Stelle der freien Concurrenz zu setzendes neues „System der Staatsleitung" eine bessere Vertheilung jener wachsenden Gütermengen und ihre Ausnutzung im Dienste der Bildung und Sitte zu bewirken. Die angedeuteten Maßnahmen dieses Systems sind gleichfalls dieselben, welche R. überhaupt jemals zur Lösung dieser Aufgabe in Bereitschaft hatte. — Die „Augsb. Allg. Ztg.", welcher R. den Aufsatz einsandte, wies ihn zurück, weil die darin angekündigte Gefahr „in unserer socialen Organisation gar nicht zu finden sei". Er wurde zuerst mit Auslassungen in der „Berliner Revue", 1872, Bd. 69, vollständig zuerst 1885 im 3. Bande der Nachlaßausgabe veröffentlicht, als ein merkwürdiges Zeugniß für die in socialen Dingen noch so oft bewährte Voraussichtigkeit seines Verfassers, die ihm später den Beinamen des „Sehers von Jagetzow" eintrug.

R. bewies sich seinem neuen Berufe in jeder Weise gewachsen und mit aufrichtiger Liebe ergeben. Dies zeigen nicht bloß die landwirthschaftlichen Bilder, deren er sich in zwangloser Rede so gern bediente. Den ländlichen Geschäften brachte er Opfer an Zeit, die vielleicht nicht stets unerläßlich waren. Der Beruf, in dem er sich mühte, wie ein Anderer auch, verlieh ihm Landmannsart, den unbestechlichen Wirklichkeitssinn, die Zähigkeit im Verfolgen einmal gefaßter Pläne, die gleichsam vom Boden selbst überkommene Erdschwere und den unverlierbaren Schwerpunkt. Vor aller bäuerlichen oder junkerhaften Ausartung bewahrte ihn seine reiche Bildung, indem sie jene Eigenschaften zu voller Reinheit läuterte. Das sichere allgemeine Urtheil, das er aus seiner neuen Wissenschaft

zur gründlichen Kenntniß selbst der geringsten Einzelheiten des Landbaues hinzubrachte, muß ihm eine entschiedenere Ausnutzung aller gebotenen Vortheile ermöglicht haben, als manchem bejahrten Praktiker. So z. B. war er der Erste in seinem Kreise, der Ende der dreißiger Jahre Stallfütterung betrieb, während er 1872, nach Beginn des Arbeitermangels, — „es läuft eben Alles auf die sociale Frage hinaus“ — wieder zum Weidegang zurückgekehrt war. 1851 nahm die Einführung einer kurz vorher erfundenen wichtigen Verbesserung der Drainage „sein höchstes Interesse und einen großen Theil seiner Zeit in Anspruch“. Der äußere Erfolg einer solchen Thätigkeit half ihm nicht nur die „breite Basis der Existenz“ sichern und erweitern, mit der er freilich von Haus aus begonnen hatte, sondern dürfte auch nicht zum wenigsten dazu beigetragen haben, ihm das Vertrauen seiner Standesgenossen und damit den Zugang zu höherer Wirksamkeit zu gewinnen. Bereits 1841 wurde er zum Kreis- und Landschaftshülfsdeputirten seines, des Demminer, Kreises gewählt.

1842 veröffentlichte R. die erste Schrift: „Zur Erkenntniß unsrer staatswirthschaftlichen Zustände. Erstes Heft: Fünf Theoreme.“ Mit ihr nahm er die wissenschaftliche Ausführung des Programms von 1837 in Angriff; erst von ihr an, so große Namen und bedeutende Werke auch vorausgegangen sein mögen, ist die wissenschaftliche Wirthschaftslehre zu rechnen. In der ersten Abhandlung stellt R. den Satz fest, daß nur materielle Güter als wirthschaftliche Güter anzusehen sind, und daß diese, wirthschaftlich betrachtet, nur als Producte von „Arbeit“, d. h. materieller, körperlicher Arbeit zu gelten haben, nur Arbeit kosten. Hieran schließen sich Folgerungen über die Natur des Capitals als zum Zwecke der Herstellung künftiger Verzehrsgüter erarbeiteter, und somit ebenfalls nur Arbeit kostender Gegenstände, sowie über die Natur des Arbeitslohnes, der nicht als Bestandtheil des Capitals, sondern als Antheil an diesen endgültig bezweckten Gütern aufzufassen ist. — Der zweite Abschnitt entwickelt die Lehre vom Werthe und von der Arbeit als bestem „Maaßstab des Werths“; der dritte Abschnitt diejenige von der Rente als eines Antheils am Nationaleinkommen, der nur abfällt unter Voraussetzung einer hinreichend großen Productivität der Arbeit in Verbindung mit der Rechtseinrichtung des Privateigenthums an Boden und Capital. Hieran schließt sich eine Darlegung der Gesetze, nach welchen sich eine eigene Grundrente aus der allgemeinen Rente abzweigt. Es ist dies die sogenannte Rodbertus’sche Lehre von der Grundrente, auf welche R. ebensoviel Werth legte und sich um ihre Anerkennung bemühte, als ihm dieselbe von der bis jetzt herrschenden wirthschaftlichen Schule verweigert wird. — Der vierte Aufsatz zeigt, daß Grund- und Capitalrente nebst Capitalersatz auch dann gegeben werden, wenn der Werth der Güter, eine hinlängliche Productivität vorausgesetzt, nur dem nach Arbeit berechneten Kostenbetrage entspräche. — Die fünfte Abhandlung bringt eine Lehre vom Gelde, von dessen ersten Anfängen bis hinein in den von R. erstrebten künftigen staatswirthschaftlichen Zustand, und zeigt insbesondere, daß, wenn der Werth der Güter immer dem nach Arbeit berechneten Kostenbetrage gleich wäre, sich ein lediglich nach Arbeit rechnendes und unmittelbar auf die Erzeugnisse dieser Arbeit gegründetes Zettelgeld einführen ließe, welches allen Anforderungen als Umlaufsmittel und Preismaß entspräche, ohne doch selbst ein sachliches Geld, wie noch unser heutiges Metallgeld, zu sein, noch sich, wie das heutige Papiergeld, auf ein sachliches Geld zu beziehen. — R. beabsichtigte, in einem zweiten Hefte die Natur und den Sitz der wirthschaftlichen Gebrechen unserer Zeit, des Pauperismus, der Ueberproduction u. s. w. klar zu machen, in einem dritten die nöthigen Heilmittel vorzuschlagen, die er im Vorworte dahin beschrieb, daß sie weder, „der ganzen Errungenschaft der modernen Rechtsidee mißtrauend, einer Flucht ins Mittelalter

zurück gleichen", noch „mit halsbrechendem Sprunge uns plötzlich in einen Zustand versetzen wollen, dem jedes Verbindungsglied mit dem heutigen fehlt." Vielmehr: „sie verwerfen nicht den heutigen socialen Zustand, sondern nehmen ihn an als ihre nothwendige, historisch begründete Voraussetzung, und sie treten dem Grund- und Capitaleigenthum so wenig zu nahe, daß sie ihm vielmehr eine neue Stütze geben, indem sie es weniger drückend machen". Da aber das erste Heft „kaum beachtet ward", so unterließ R. die Fortsetzung. Darüber scheint ihm sogar das erste Heft selbst so sehr aus den Augen gekommen zu sein, daß er es für vergriffen hielt. Diese, auch von Anderen getheilte Meinung war zwar irrthümlich, denn es bedurfte 1880 nur der gewöhnlichen buchhändlerischen Beauftragung seitens des Schreibers dieser Zeilen, um das Werk alsbald zur Verfügung zu haben (gegenwärtig im Verlag von Puttkammer & Mühlbrecht, Berlin); aber dieser Irrthum war nicht ohne Einfluß auf die Anerkennung von Rodbertus' Lehre. Trotz aller ihm zugesprochenen Schärfe der Gedanken und quittirten Anregungen verhält sich die „Wissenschaft" gegen ihn noch wesentlich ablehnend. Um hier gerecht zu sein, muß man sich die Höhe der Abstraction in Rodbertus' Grundgedanken, die wenigstens für das heutige Bewußtsein über diejenige der Mathematik weit hinausgeht, und die von ihm geforderte wahrhaft kopernikanische Umstülpung aller gewohnten wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Begriffe zu vergegenwärtigen suchen. Es ist kein Wunder, daß es vielfach sogar noch am Verständnisse des bloßen Wortsinnes seiner Auseinandersetzungen fehlt. Und zu diesem Zustande kam noch, ihn fördernd und beschönigend, jenes buchhändlerische Verschwinden von Rodbertus' Hauptschrift und sein eigenes Verhalten. Niemals wieder hat er die Lehren des 1., 2. und 5. Theorems in dieser Ausführlichkeit und Klarheit dargelegt. Die übliche akademische Kritik des Rodbertus'schen Systems, für welche Knies (Geld und Credit, II, 2 (1879), S. 47—85), der aber die „Erkenntniß" nicht kennt, vorbildlich geworden ist, ruht besonders auf dem Mißverständisse des Satzes von der kostenden Arbeit. Man faßt ihn so auf, als ob durch ihn das gesammte nationale Einkommen lediglich den körperlichen Arbeitern zugewiesen werde, unter völligem Ausschlusse oder wenigstens großer Zurücksetzung aller geistig Schaffenden. Hierdurch wird Rodbertus' Lehre von vornherein in ein Zerrbild verwandelt, gegen welches Gründe billig sind. Die Wahrheit ist jedoch die, daß der Geist, weil auch er in der Production ebenso nöthig als thätig ist, bei der Vertheilung der Einkommensgüter gar nicht leer ausgehen kann. Ihres Unterhaltes beraubt, würde alle geistige Leistung wegfallen und damit die Production überhaupt stille stehen. Nur kann der Geist diese materiellen Güter, die er braucht, ohne sie doch selbst körperlich erarbeiten zu können, nirgends anders herbekommen, als aus einem Abzuge vom Product der körperlichen Arbeiter, die ihm damit den unentbehrlichen Beistand vergüten, den er ihnen leistet, indem er sie leitet. Und es kann endlich, weil diese Leitung die Merkmale der kostenden Arbeit entbehrt, die Größe dieses Abzuges nicht mit dem rein mechanischen Maßstabe der Arbeit gemessen, sondern muß der freien Schätzung überlassen werden. Nur die körperliche Arbeit, und die durch sie hergestellten Güter, haben in der auf sie verwandten Zeit und Kraft ihren genauen Maßstab des Werths. Somit nimmt Rodbertus' Wirthschaftslehre, richtig verstanden, gleich in ihrem ersten, grundlegenden Satze einen außermateriellen Bestandtheil in sich auf, der in letzter Linie kein anderer als ein sittlicher sein kann, gemäß dem schon 1837 verkündeten Satze: „Das, was die Gesellschaft zusammenhält, ist sittlicher Natur und wird durch sittliche Institutionen erhalten und vermehrt."

1845 ergriff R. in der Schrift: „Die Preußische Geldkrisis" zu der im Titel genannten brennenden Frage das Wort. Der in Preußen beginnende

Eisenbahnbau hatte einen großen Theil des vorhandenen Geldes an sich gezogen, das nun den übrigen wirthschaftlichen Betrieben zu fehlen begann. Es entstand eine allgemeine Stockung aller Geschäfte und die Furcht vor einem, das ganze Volk umfassenden Bankerott. R. wies, nach einer lichtvollen Erörterung der Rolle des Geldes und Credites in der heutigen Wirthschaft, die Ursache der Krisis in einem Mangel an Umlaufsmitteln nach. Zugleich zeigte er aber, daß die preußische Industrie auch ohne solche außergewöhnliche Aufgaben, wie der Eisenbahnbau, zu wenig Geld besitze, und darum an dem gegenüber anderen Völkern ihr zukommenden Aufschwunge behindert werde. Er widerrieth die Anwendung von Staatspapiergeld, das zu leichtfertiger Verausgabung, nicht um die Production zu fördern, sondern um die Bedürfnisse des Staates zu decken, verlocke, besonders wenn der Staat noch absolute Formen habe. Auch könne es durch Krieg, der die Hülfsmittel der Regierung erschöpfe, oder durch den Sturz der Regierung, wobei die neue das von der alten ausgegebene Geld nicht anzuerkennen brauche, entwerthet werden. Dagegen empfahl er Bankgeld, das, aus dem Volke hervorgegangen, auf privaten Verpflichtungen beruhend und nur zu productiven Unternehmungen ausgeliehen, von jenen Möglichkeiten nicht berührt werde. Zur durchgreifenden Abhülfe schlug er ein über den ganzen Staat zu verbreitendes Bankwesen vor. Dasselbe sollte, um die Einheitlichkeit der Geschäfte zu sichern, aus einer Hauptbank in Berlin mit angemessenen Filialen in den Provinzen bestehen und halb aus provinzialen, halb aus privaten Mitteln auf Actien gebildet werden. An der Geschäftsleitung sei neben den Provinzialständen und den Actionären, der Oberaufsicht halber, noch die Regierung zu betheiligen, letztere aber ohne Antheil am Bankfond, damit nicht das Bankgeld Staatspapiergeld werde. Neben dem Hauptbanksystem sollten in jeder Provinz zur gelinden Concurrenz ein oder zwei Privatbanken verstattet werden, die Noten zur Hälfte ungedeckt sein und deren Ausgabe gesetzlich geregelt werden. Endlich deutete R. noch auf die Nothwendigkeit hin, durch Vermittelung des dem Eisenbahnbau zu gewährenden Credites Einheit in den Betrieb der verschiedenen Bahnen zu bringen und die völlige Uebernahme derselben seitens des Staates vorzubereiten. — Rodbertus' Schrift stürzte den Staatsbankplan des Ministers Rother; auch bewegte sich 1846 die Regierung thatsächlich in der Richtung von Rodbertus' Vorschlag. Nur blieb sie auch, was Einsicht, Vorausblick und thatkräftiges Handeln betrifft, empfindlich hinter demselben zurück. Die Stellung, welche Handel und Industrie nebst dem mithelfenden Credit heute bei uns einnehmen, würde sonst weit rascher erreicht worden sein, und, bei Rodbertus' „vorsichtigem Statut", mit weit weniger Leiden, als uns auf unserem Wege begleitet haben. Ins hellste Licht tritt jedoch Rodbertus' Schrift, wenn wir sie mit der gleichzeitigen Weisheit der Engländer vergleichen, die 1844 durch die Peel'sche Bankakte die ungedeckten Noten wieder auf eine für immer feststehende Summe beschränkten und dadurch die Bank von England wieder zur Unbehülflichkeit einer Girobank herabdrückten, indem sie auf Kosten der Zunahme der Production England vor Handelskrisen und Pauperismus bewahren wollten.

1847 benutzte R. die Gelegenheit der unerwarteten Berufung des ersten Vereinigten Landtages, um in dem Schriftchen: „Für den Kredit der Grundbesitzer" eine weitere höchst wichtige Maßregel anzuregen. Der Zusatz im Titel: „Eine Bitte an die Reichsstände" erklärt sich daher, daß der Vereinigte Landtag, vom König in der Absicht berufen, die von seinem Vater versprochenen Reichsstände zu umgehen, vielmehr den Anspruch erhob, diese Reichsstände zu sein, eine Anschauung, welcher sich R., vorbedeutend für seine spätere politische Haltung, somit angeschlossen hat. — Rodbertus' Verlangen ging auf Ersetzung des kündbaren Hypothekencapitals durch den allein in der Natur der Landwirth-

schaft begründeten und für den Grundcredit allein anwendbaren Rentenkauf. Im Handel und Gewerbe nämlich wird mit jeder hinausgesandten Waare ein Theil des Capitals hinausgesandt, und kommt, eine richtige Geschäftsleitung vorausgesetzt, im Erlös für dieselbe in bestimmten Fristen immer wieder zurück. Ist das Anlagecapital ein geliehenes, so kann es nach dieser Frist dem Darleiher wieder zum vollen Betrage zurückerstattet werden. Diesem Verhältnisse entspricht die Creditgesetzgebung mit kurzfristigen Darlehen und schleuniger, strenger Rechtsverfolgung bei Ueberschreitung der Fristen, d. h. durch das Wechselrecht. Der Grundbesitzer dagegen hat nur ein Stück Erde, das ihm bei richtiger Bewirthschaftung einen ständigen Ertrag, eine ewige Rente, abwirft, aber ihm im Umtrieb seiner Wirthschaft niemals in Geldform in die Hand kommt. Wird Geld in Form von Meliorationen in den Boden gesteckt, so wird dadurch, die Richtigkeit der Maßregel vorausgesetzt, der Ertrag des Bodens dauernd gehoben, aber in dieser Erhöhung kommt ebensowenig dem Grundbesitzer das dem Boden einverleibte Capital jemals wieder in die Hand. Geschieht die Melioration mit geliehenem Capital, so kann also auch der Darleiher sich nur einen Antheil an der erwarteten Ertragserhöhung ausbedingen, aber nichts weiter. Darlehen auf Grundstücke ist Rentekauf. Einzig diese in der Natur des Betriebes selbst liegende Thatsache zu formuliren kann die Aufgabe einer vernünftigen Grundcreditgesetzgebung sein. Die wirkliche Gesetzgebung verfährt jedoch so, als ob der Landwirth ein Gewerbetreibender wäre, dem sich zwischen Saat und Ernte der Grund und Boden umschlüge. Sie verstattet dem Darleiher die beliebige Rückforderung des geliehenen Capitals zum vollen Betrage, wenn auch unter Anordnung längerer Kündigungsfristen. Der Grundbesitzer hilft sich nun so, daß er sich einen anderen Darleiher sucht, der gerade Lust hat, sich Rente zu kaufen und deshalb mit seinem Capital den ersten abfindet. Dies ist jedoch nur ein neuer Beweis des gänzlichen Unterschiedes zwischen der Landwirthschaft und Handel und Industrie. In letzterer ist der Unternehmer, der ein Darlehen nicht aus dem Geschäft, für welches es geliehen ist, zurückzahlen kann, für dieses Stück Geschäft bereits bankerott. Ein zu dem Zwecke, das entstandene Loch zu stopfen, aufgenommenes zweites Darlehen ist eine wirthschaftliche Lüge. Dagegen der Landwirth muß sich nach erhaltener Kündigung einen neuen Ausleiher suchen, auch wenn sich die aus dem ersten Darlehen gewonnene Rente nicht um einen Halm und einen Heller verringert hat. Und er darf es auch ehrlicher Weise, eben weil er dem neuen Darleiher das unverminderte Stück Rente anzubieten hat, das der erste nur nicht mehr mag. Wenn jedoch der Fall eintritt, daß sich kein Ersatzmann findet? Dann kann der Grundbesitzer zunächst den Versuch machen, durch Preisgebung eines Stückes Rente, d. h. durch Anbieten eines höheren Zinsfußes, die Kündigung abzuwehren. Und oft wird dieselbe seitens des Darleihers nur zu diesem Zwecke unternommen. Das Gesetz gestattet demselben, in eigens dazu entworfenen Rechtsformen, den früheren Vertrag zu brechen, und sich etwas anzueignen, was ihm gar nicht gebührt, zu dessen Herstellung er durch sein dem Boden einverleibtes Capital vielleicht gar nicht mitgeholfen hat. Gesetzt aber, der kündigende Darleiher läßt sich auch durch einen höheren Zinsfuß nicht zufrieden stellen, so erreicht die Verkehrtheit der jetzigen Creditgesetzgebung ihren Gipfel in der Vernichtung ihres angeblichen Schützlings. Er mag vortrefflich wirthschaften, den Boden bereichern, die Rente erhöhen, pünktlich aus ihr die Zinsen abführen, aber er soll nach dem Gesetz ein Capital schaffen, das er nach der Natur seines Betriebes nicht mehr hat und haben kann, und der Zwangsverkauf ist vor der Thür. Was hier vom Einzelnen gezeigt worden ist, kann auch den ganzen Stand betreffen. In Zeiten steigenden Zinsfußes, oder wenn, wie in der soeben erwähnten

Geldkrisis, das gesammte Leihcapital nach einem bestimmten Punkte hindrängt, kann das Capital auf der ganzen Linie über den Grundbesitz den Rentenraub und den Zwangsverkauf verhängen. — Die natürlichen Verhältnisse werden nicht anders, wenn sich ein Landwirth mit geliehenem Capital angekauft hat, oder Miterben abfinden muß. Auch in diesen Fällen hat er nur Rente zu bieten, während er nach dem Gesetz Capital schaffen soll. — R. verlangt: 1) Erneuerung des im älteren deutschen Recht längst vorhanden gewesenen Rentenkaufes. Nur im Falle ausbleibender Rentenzahlung darf Kündigung des Capitals und Beitreibung desselben mittelst Zwangsverkaufes erfolgen. 2) Ausstellung des Rentenbriefes auf den Inhaber. Sie verstattet dem Leihcapitalisten, der sein Capital gleichwohl zurückzuhaben wünscht, sich seinen Ersatzmann mit weit größerer Schnelligkeit selbst zu suchen, weil die Inhaberform die Kündigungsfrist überflüssig macht und den Markt des Rentenbriefes erweitert. 3) Oeffentlich beglaubigte, im ganzen Staate nach einerlei Grundsätzen auszuführende Taxen und die Eintragung der durch sie herausgestellten Rente eines jeden Gutes in die Rentenbriefe. Der Markt derselben wird dadurch über die ganze Monarchie ausgedehnt und auch den entfernt wohnenden Capitalisten Gewißheit über die behauptete Rente geboten. 4) Für eine ganze Provinz zeitlich und örtlich übereinstimmende Zins- und Capitaltermine. Sie bewirken, daß sich Käufer und Verkäufer für diejenigen ungarantirten Rentenbriefe leicht zusammenfinden, welche die Grundbesitzer noch auf denjenigen Theil ihrer Rente ausgeben, auf welchen die Landschaften garantirte Rentenbriefe nicht mehr bewilligen. — Der städtische Grundbesitz hat in allem vorstehend Behandelten einerlei Interesse und Recht mit dem Landbesitz. — Rodbertus' „Bitte“ fand „wenig Anklang, kaum Verständniß“, trotzdem die rein grundbesitzerliche Versammlung mit ihrer Gewährung nur sich selbst die größte Gunst erzeugt hätte und Erfahrungen aus der Geldkrisis nahe genug lagen.

Inzwischen war, wie wir annehmen dürfen, unter Rodbertus' Leitung, bereits die Vorbereitung für das schwierige Unternehmen allgemein gültiger Taxgrundsätze vollendet worden, die er zur völligen Ausnutzung des Rentenkaufes soeben verlangte. 1844 war er als Deputirter des Anclam'schen Landschaftsdepartements in eine Commission zur Umgestaltung der Taxprincipien der Landschaft gewählt worden. Die Arbeit erschien 1846 als „Entwurf zu den neuen landschaftlichen Tax-Prinzipien für die Provinz Alt-Pommern“. Die beigegebenen Motive enthalten eine ausgeführte „Theorie der Abschätzung“, welche durchaus auf den allgemeinen Grundsätzen von Rodbertus' neuer Wirthschaftslehre ruht. Die Brauchbarkeit und Bedeutung des Entwurfs zu vertheidigen, erhielt er selbst sehr bald Veranlassung, als der Arbeit der Commission 1847 in der Schrift: „Die Taxen und das Reglement der landschaftlichen Creditvereine nach ihren nothwendigen Reformen. Von Bülow-Cummerow“, eine sehr abfällige Besprechung zu Theil wurde. R. erwiderte dem wenig ebenbürtigen Gegner noch 1847 in der Schrift: „Die neusten Grundtaxen des Herrn v. Bülow-Cummerow“. Dieselbe gipfelt in einer nochmaligen äußerst gemeinverständlichen Darlegung der in Betracht kommenden wirthschaftlichen Begriffe und Verhältnisse, insbesondere der Entstehung der Grundrente aus der Natur des landwirthschaftlichen Betriebes heraus, sowie in Nachweisungen aus der Geschichte des Taxverfahrens, welche augenscheinlich auf das neue, von der Commission verfolgte und schon im Entwurf ausgesprochene Ziel hindränge: „den Werthausdruck für die verschiedensten Bodenclassen und unter allen nur möglichen Wirthschaftsformen bis zu geringfügigen Nüancirungen hinab in einem und demselben Taxregulativ zu geben“. Ein solches Regulativ schaffe „die Basis für eine neue Zukunft“ des ganzen Standes; es sei schon auf Grund des vorliegenden Entwurfes, unter gewissen Erweiterungen

desselben, durchführbar für den Umfang den gesammten preußischen Staates. — Am Schlusse der Schrift gegen v. Bülow entwickelt R. noch ein System „frommer Wünsche“ für die Gesetzgebung: 1) Im Hinblick auf eine erwartete Grundsteuerregulirung: Wandelbarkeit der Grundsteuer, so daß sie mit der abgeschätzten Grundrente mit steige oder falle; Auflegung der Grundsteuer auf die Grundrente, aus der sie allein bezahlt werden könne und solle, sowie auf den oder die Rentenbezieher, worüber neben dem Besitztitel auch alle hypothekarischen Eintragungen entschieden; eine der Grundrente gleichmäßige Besteuerung des eigentlichen Capitals. Der Capitalwerth des Grundstückes werde infolge der ersten Grundsteuerumlegung dann nicht um den Capitalwerth der Grundsteuer sinken, wenn durch eine entsprechende Capitalsteuer der Zinsfuß erniedrigt werde. Ergibt z. B. eine Grundrente von 1000, mit 5 Proc. capitalisirt, einen Capitalwerth von 20000, so ergibt dieselbe, durch die Grundsteuer auf 800 erniedrigte Grundrente, mit einem durch die Capitalsteuer von 5 auf 4 erniedrigten Zinsfuß capitalisirt, ebenfalls noch einen Capitalwerth von 20000. Es folgen 2) die schon den Reichsständen gemachten vier Vorschläge, sowie, um das Gleichgewicht zwischen Grundbesitz und Capital herzustellen, für das letztere 3) die Forderung eines der Lebendigkeit des Verkehrs entsprechenden Wechselrechts, schleuniger Justiz, strengeren Schuldrechts und Executionsverfahrens und vor Allem eines Systemes von Landbanken. „Erst dann, auf so geordneten Verhältnissen, läßt sich ein Steuersystem voll Einheit und Gerechtigkeit anlegen, ein Steuersystem, in welchem die Classen, die nicht besteuert werden dürfen, frei ausgehen, in welchem, obgleich lediglich der Besitzende besteuert wird, doch die Gehässigkeit der Einkommensteuer deshalb vermieden wird, weil die ursprünglichen Zweige des Nationaleinkommens, Grundrente und Capitalgewinn, dergestalt in scharf geschiedener Faßlichkeit vorliegen, daß die Steuererhebung sie nicht erst in dem Zusammenfluß der einzelnen Bezüge bei deren gemeinschaftlichen Participienten, sondern schon an den tausend verschiedenen örtlichen Quellen ergreifen kann, denen sie entströmen“. — R. hatte die Genugthuung, daß die neuen Taxprincipien nach ihren leitenden Gedanken gebilligt und am 16. December 1847 von dem landschaftlichen Generallandtag zu Stettin angenommen wurden. Er selbst wurde von der Ritterschaft des Kreises Usedom-Wollin zum Provinziallandtagsabgeordneten, daneben zum Generallandschaftsrath gewählt. Als solcher durch Cabinetsordre vom 24. Januar 1848 bestätigt, legte er dieses Amt bereits am 9. Februar 1849 nieder, führte aber, der Sitte gemäß, später noch dessen Titel. Vom Könige war ihm der Adel angetragen worden, den er jedoch ablehnte.

Der Entwurf eines Bankwesens für Handel und Gewerbe, nebst den Arbeiten und Vorschlägen zu Gunsten des eigenen Standes hatten für R. noch den höheren Zweck, als nothwendige Vorbereitungen für die Inangriffnahme seiner Haupt- und Lebensaufgabe zu dienen. Schon in der Schrift über die Geldkrisis hatte er darauf hingedeutet, daß durch das vorgeschlagene Zettelbanksystem dem Mangel der arbeitenden Classen abgeholfen werden könne. Nur, wenn man mit Hülfe jener Banken bei gehobenen Gewinnen und mit rascherem Schwunge producire, fänden die Arbeiter volle Beschäftigung und werde die Steigerung ihres Geldlohnes nicht vollständig durch die Steigerung der Productenpreise aufgewogen. Ja, er hatte hier sogar den eigenen, gut bezahlten Arbeiterstand bereits als die sicherste Grundlage einer großartigen, blühenden Production bezeichnet. In ähnlicher Weise muß durch den Rentenkauf dem Grundbesitzer erst der Besitz des Gutes und der unverkürzte Bezug des Ertrages gewährleistet werden, ehe er in demselben die Quelle gesichert bekommt, aus welcher auch er den Lohn seiner Arbeiter erhöhen kann. Aber weder Zettelbanken noch

Rentenkauf haben in einem System der freien Concurrenz von selbst für die Arbeiter die gewünschte Wirkung. Es bedarf dazu noch einer Reihe von Maßregeln, d. h. nunmehr ganz eigentlich jenes 1837 angekündigten „Systems der Staatsleitung", dessen erstes Erforderniß die Herstellung eines Maßstabes ist, mittelst dessen die beabsichtigte Lohnerhöhung mit Sicherheit vorgenommen werden kann. Dieser Maßstab wird gewonnen durch die Berechnung des „Normalwerks". Eine Abschätzung der auf die verschiedenen Thätigkeiten der Arbeiter entfallenden Zeit findet auch heute bereits in jedem Betriebe statt, da man, um die Zahl der Arbeiter kennen zu lernen, die ein gewisses Werk in einer gewissen Zeit fertig stellen sollen, nothwendigerweise die Leistungen derselben kennen muß und auch thatsächlich kennt. Die Aufstellung des Normalwerkes bedeutet nichts Anderes, als diese Berechnungen, aber unter dem Gesichtspunkte allseitiger socialer Gerechtigkeit. Bei der Abschätzung der für ein bestimmtes Werk erforderlichen Arbeitszeit ist es das Recht des Arbeiters, nicht überanstrengt zu werden; das Recht des Betriebsbesitzers, daß keine Zeit vergeudet wird. Es ist endlich das Recht der Arbeiter untereinander, daß jeder von ihnen gleichviel Arbeit leiste. Da aber die einzelnen Berufsarten eine verschiedene Anstrengung erfordern, so muß, um überall die gleiche volle Tageskraft zur Aufwendung zu bringen, die Arbeitszeit eine verschiedene Länge erhalten. Auf Grund des derartig festzusetzenden Normalwerkarbeitstages und des zugehörigen Normalwerkes sind endlich für alle Betriebe Lohnsätze zu entwerfen, mittelst welcher auch die Arbeiter in gesetzlich geregelter Weise an den Erträgen betheiligt werden, welche Rodbertus' übrige Vorschläge den beiden Hauptzweigen der nationalen Wirthschaft sichern. — In der Berechnung des Normalwerks nahm R. nunmehr die Sache der Arbeiter unmittelbar in Angriff. Zugleich erscheint diese Maßregel mit als die letzte Folge des Umstandes, daß R. nicht in der Wechslerstube oder als Buchgelehrter, sondern als Landwirth sein System entworfen hatte. Der Landwirth kann am besten die herkömmlichen drei Productionsfactoren Natur, Arbeit und Capital, welches letztere er so gut wie jeder Gewerbtreibende braucht, in ihrer Wechselwirkung beobachten, und weil sein Betrieb verhältnißmäßig die meiste Leitung erfordert, so müßte, wenn der Geist Producte schaffte, am ehesten er sie entdecken. Vielleicht also, weil R. Landwirth war, vermochte am schärfsten er, gleich in dem grundlegenden 1. Theorem, die Arbeit als die einzige Kraft zu erkennen, mit welcher die Wirthschaftslehre zu rechnen hat. Weiterhin stellt Rodbertus' Ableitung der Grundrente und Grundcreditgesetzgebung ein wahres Zusichselberkommen dieses wirthschaftlichen Hauptzweiges dar. Endlich lenkt ein Gut mit der fast täglich zu verändernden Gruppirung seiner Arbeiter nach Werk und Leistungsfähigkeit die Gedanken beinahe von selbst auf jenes große System der Staatsleitung hin, zu welchem R. den ersten Schritt im Normalwerk thun wollte. Es begreift sich also, daß er zuerst bei Landwirthen Zustimmung und Unterstützung für diese Maßregel fand. Schließt sie sich doch unmittelbar an die neuen Taxprincipien an, die, zur Ehre der Landwirthschaft, einen der Marksteine aller wirthschaftlichen Entwicklung bilden. In ihnen hat der ordnende Gedanke sich bereits des verwickeltsten, aus den allerverschiedensten Rücksichten und Handtirungen bestehenden Theiles des ganzen Wirthschaftsgebietes, das seit langem zum größten allgemeinen Schaden im Argen gelegen hatte, zum Wohle aller Betheiligten bemächtigt. Sie enthalten die vollgültige Bürgschaft dafür, daß R. im Stande war, auch seine übrigen, vielleicht umfassenderen, aber sicherlich nicht schwierigeren Reformgedanken in bestimmten, im lebendigen Verkehr sich bewährenden Vorschriften zu verkörpern. Denn leider kam Rodbertus' fernerer Plan nicht zur Ausführung. Zwar hatte sich ein „Baltischer Zweigverein für das Wohl der arbeitenden Classen", im Anschlusse an ähnliche Be-

strebungen der Jahre 1846 und 1847, in Greifswald gegründet, dessen Vorsitzender R. ward, und der seine Thätigkeit auf die ländlichen Arbeiter beschränkte. Auch hatte R. Alles eingeleitet, um mit der Berechnung des landwirthschaftlichen Normalwerkes vorzugehen, als das Jahr 1848 seinen gesammten bisherigen Bestrebungen ein Ende machte.

Gleichwohl stürzte auch R. sich in die Bewegung, in der Hoffnung, mittelst ihrer einen festen staatsrechtlichen Boden und in einem freien, geeinigten Deutschland einen erweiterten Wirkungskreis für seine socialen Reformen zu gewinnen. Sein im Vorwort der „Erkenntniß“ ausgesprochener Grundsatz des allmählichen Fortschreitens vom geschichtlich Gegebenen aus wurde politisch zur Forderung der „Continuität des Rechtes“ und des „legalen Ueberganges“. Die Einberufung des zweiten Vereinigten Landtages, auf welchem R. als Mitglied des pommerschen Landtages erschien, war in seinem Sinne. Dadurch werde verhindert, daß „eine spätere revolutionaire Zeit auf den Vorgang des März sich berufen“ könne. „Der gesetzliche Faden zwischen der Zeit vor und nach dem März“ bleibe erhalten; man dürfe „die Früchte einer Revolution dennoch auf dem Boden des Rechtes zu pflücken“ erwarten. Auch glaubte R., daß die neue Verfassung von dem Vereinigten Landtage rascher gefördert werden würde, als von der beabsichtigten Nationalversammlung. Er fürchtete, daß diese, als Uebergangsversammlung, die Frage der Republik aufwerfen würde und, um überhaupt eine Verfassung einführen zu können, einen Theil der Executivgewalt haben oder erstreben müsse. Als dennoch dem Vereinigten Landtag der Entwurf eines Wahlgesetzes „für die zur Vereinbarung der preußischen Staatsverfassung zu berufende Versammlung“ zuging, bekämpfte er den Grundsatz der Vereinbarung, da er, wenn dieselbe nicht zu Stande käme, eine zweite Revolution befürchtete, und machte auf eine Lücke im Gesetz aufmerksam, in welchem der Versammlung ihre Befugnisse gar nicht bestimmt waren, so daß sie dahin gedrängt hätte werden müssen, sich dieselben zu nehmen. Es war sehr gegen seinen Willen, daß als diese Befugniß bezeichnet wurde, „die künftige Staatsverfassung durch Vereinbarung mit der Krone festzustellen“. Nachdem aber diese Bestimmung am 8. April Gesetz geworden war, wurde freilich Vereinbarung die fernere Richtschnur seines parlamentarischen Verhaltens. Er zog aus ihr die Folgerung, daß sich Krone und Versammlung als gleichberechtigte Vertragsschließende gegenüber stünden und daß die erstere insbesondere nicht das Recht habe, die Versammlung „zu vertagen, zu verlegen oder aufzulösen“; daß letztere vielmehr „das Recht der Permanenz, bis zur Lösung ihrer Aufgabe“, besitze. Diese Folgerungen sind bereits in dem im Juni 1848 veröffentlichten, von R. verfaßten Programme des linken Centrums enthalten, einer Reformpartei, an deren Bildung R. sofort nach dem Zusammentritte der Nationalversammlung gegangen und deren Führer er war. — Nachdem er sich um eine den Rechten und Aufgaben der Versammlung entsprechende Geschäftsordnung bemüht hatte, beantragte er am 3. Juni, in den Verfassungsentwurf eine Reihe wesentlich hineingehöriger Gegenstände (Gewerbeordnung, Steuer-, Communal-, Wehrverfassung, Unterricht u. s. w.) aufzunehmen, welche von der Regierung entweder übergangen oder besonderen Gesetzen vorbehalten worden waren. — Auch für das Frankfurter Parlament schien ihm die Continuität des Rechtes gerettet, mit dem Unterschiede, daß sie dort zur Souveränität des Parlamentes, die er gegenüber den deutschen Regierungen zur Herstellung einer einheitlichen deutschen Verfassung für nöthig hielt, geführt hatte. Als während des von Preußen in deutschem Auftrage gegen Dänemark geführten Krieges andere deutsche Regierungen mit diesem freundschaftlich verkehrten, benutzte er diesen Umstand am 9. Juni zur Interpellation und beantragte am 16., daß die Versammlung in einer Adresse an das Frankfurter Parlament sich

für die deutsche Sache erkläre und gegen jenes das Vertrauen ausspreche, daß es, „zur Gründung deutscher Einheit berufen", gegen jene Regierungen „ernst und kräftig auftreten" werde. — Nach der Mißhandlung v. Arnim's und Sydow's beantragte er am 15. Juni einen beschleunigten Gesetzentwurf über allgemeine Volkswehr, die er ausdrücklich nicht als Bürgerwehr verstand, und kam in die Commission für den Verfassungsentwurf. — Am 26. Juni übernahm R. im Ministerium Auerswald den Cultus und Unterricht. Ueber die Stellung des letzteren im socialen System enthält schon der Aufsatz von 1837 tiefgreifende Andeutungen. R. überraschte die Versammlung durch eine entschiedene Abwehr eines kleinen Eingriffes in seine Verwaltung, stellte gründliche Gesetze gegen die bisherige gedrückte Stellung der Volksschullehrer in Aussicht, erschien aber schon am 4. Juli wieder als Abgeordneter, weil die Regierung der Wahl des deutschen Reichsverwesers nur thatsächlich, nicht als Ausfluß der Souveränität des Parlamentes zustimmte. Er bekannte sich am 18. Juli als Gegner einer diese Anschauung ausdrückenden Erklärung des Ministeriums vom 4. Juli, sowie eines am 11. und 12. Juli verhandelten Antrages Jacoby, welcher zwar die Souveränität des Parlamentes aussprach, aber die Einsetzung eines unverantwortlichen Reichsverwesers tadelte. — Er griff am 28. Juli das Ministerium wegen des auf eigene Hand begonnenen Baues des Ostbahn und wegen volkswirthschaftlich falscher, „die östlichen Provinzen in die größte Unruhe" versetzender Grundsteuervorlagen an; stimmte am 4. August für ausnahmslose Abschaffung der Todesstrafe; beantragte am 9. August eine schleunige Vorlage über die plötzlich in Berlin errichteten Schutzmannschaften, welche das Publicum belästigten und aufregten, und sich sogar an Abgeordneten, darunter auch an R. selbst, vergriffen hatten; stimmte für eigene Wahl der Anführer der Bürgerwehr durch diese; am 7. September für die schleunige Ausführung des durch den Stein'schen Antrag vom 9. August beschlossenen Erlasses an das Heer; am 22. September dafür, daß die Regierung die Centralgewalt zur Unterdrückung aufständischer Versuche „kräftigst" unterstütze. — Am 3. October brachte er mit 275 gegen 17 Stimmen einen Antrag durch, welcher Ministerium und Nationalversammlung vor das vom Frankfurter Parlament erlassene „Gesetz über Einführung einer provisorischen Centralgewalt für Deutschland vom 28. Juni" stellte und Preußens „Unterordnung" unter die Frankfurter Regierung für den Fall der dänischen Frage verlangte. Er erklärte unumwunden, daß er dadurch die deutsche Einheit aus den „allgemeinen Versicherungen" der Minister und den „Tagesordnungen" der Versammlung auf den festen Boden des „Staatsrechtlichen" hinüber zu retten, das bisherige Verhalten der preußischen Diplomatie in dieser Sache „mit einem Schleier" zu bedecken, für Preußen den zum Schaden seines Ansehens im Auslande gelockerten Rückhalt in Deutschland wiederzugewinnen und es in den Dienst des großen Gesetzes der Nationalität zu stellen trachte, „das sich jetzt überall aus dem Schoße der Völker loswindet". — R. stimmte am 7. October für entschädigungslose Aufhebung des Jagdrechts auf fremdem Boden; am 23. October für Gewährleistung der polnischen Sonderrechte Posens durch die Verfassung; am 27. October gegen entschädigungslose Aufhebung der Zehnten; am 31. October für Abschaffung des Adels und beantragte eine Commission zur Entwerfung einer neuen Steuerverfassung „nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit und einer aufgeklärten Staatswirthschaft". — Als am selben Tage Waldeck von der Regierung verlangt hatte, alle Mittel zum Schutze der in Wien gefährdeten Volksfreiheit aufzubieten, brachte R. mit 261 gegen 52 Stimmen den Zusatz durch, daß die Regierung zu diesem Zwecke „bei der Centralgewalt schleunige und energische Schritte" thun solle. Weil ihm „Freiheit und Einheit unzertrennliche Begriffe in Deutschland" seien, erklärte er durch die Central=

gewalt, „diesen ersten Grundbau deutscher Einheit", wirken und nicht „als Einzelstaat den Krieg in den Einzelstaat" tragen zu wollen; nur so werde man „dem Antrage die Gesinnung aller Deutschen" anhängen und Preußen „an die Spitze Deutschlands bringen, wohin es sich zu stellen ihm geziemt, indem es seinen höchsten Beruf erkennt", „die Freiheit in jedem Winkel deutscher Erde zu schützen, um wieviel mehr aber in Wien." — R. befand sich am 2. November bei der vom König wegen Ernennung des Ministeriums Brandenburg empfangenen Deputation; verwahrte sich entschieden gegen Jacoby's bekanntes Benehmen; stimmte am 4. November gegen die Dringlichkeit des Antrages Waldeck, eine Commission zu wählen, welche innerhalb der Rechtsgränzen der Nationalversammlung Vorschläge über die bedrohliche Lage des Landes machen sollte. — Nach der am 9. November von der Regierung verfügten Verlegung und Vertagung betheiligte er sich an den trotzdem in Berlin fortgesetzten Sitzungen; hielt am 15. November den zur Sprengung der Versammlung heranrückenden Major Herwarth so lange hin, bis der Steuerverweigerungsbeschluß gefaßt war; wurde, obwohl er sich seit dem Sommer in Berlin vollständig niedergelassen hatte, als „Fremder" ausgewiesen; erschien nicht in der vom 27. November ab in Brandenburg tagenden Versammlung. — Gegen Ende des Jahres veröffentlichte er: „Mein Verhalten in dem Conflict zwischen Krone und Volk. An meine Wähler". Er entwickelt die gleich anfangs aus dem Vereinbarungsbegriffe von ihm gezogenen Folgerungen; weist nach, daß bei jeder bisher nothwendig gewordenen Vertagung oder Verlegung des Sitzungsraumes die Regierung mit der Versammlung vereinbart habe; beschuldigt die Minister, für den gegenwärtigen Fall und den dabei behaupteten Zweck nicht einmal den Versuch dazu gemacht zu haben; zeigt endlich, daß die Versammlung auf Grund des Wahlgesetzes vom 8. April 1848 „die seitherigen reichsständischen Befugnisse, namentlich in Bezug auf die Bewilligung von Steuern und Staatsanleihen für die Dauer ihrer Versammlung interimistisch auszuüben" gehabt, und daß die Reichsstände ihren gesetzlichen Sitz in Berlin hatten. Durch die willkürliche Verlegung auf die „Frage ihrer Existenz" gestellt, habe die Versammlung „nur noch in der Behauptung ihres Rechtes eine Ehre suchen" können und habe auch zu dem letzten „Rechte der Steuerverweigerung nur in dem Augenblicke gegriffen, als sie durch Bajonette gesprengt wurde". R. vertheidigt die vernichtete Versammlung durch den Hinweis auf die von ihr vollendeten, „vielen tüchtigen und gründlichen Gesetzentwürfe", die thatsächlich auch von der siegreichen Partei später ohne Weiteres benutzt, aber sicherlich nicht verbessert wurden. Er verwahrt sich gegen Verfassung, Bericht des Ministeriums und Auflösungsordre vom 5. December, die „beinahe ein ähnliches Unrecht" sei, als wenn die Nationalversammlung „die Krone abgeschafft hätte", und zählt die Fülle von Rechten auf, welche von der Krone durch die Erlasse des März dem Volke gewährt, durch dessen gesetzliches Organ, den zweiten Vereinigten Landtag, in der Adresse vom 2. April 1848 in Empfang genommen, von diesem theils in dem Gesetz vom 6. April selbst festgestellt, theils unter Zustimmung der Krone auf die Nationalversammlung zur weiteren Vereinbarung übertragen worden, aber durch die octroirte Verfassung vom 5. December ihres rechtlichen Werthes verlustig gegangen seien. R. enthüllt die rechtliche Nichtigkeit der vorbehaltenen Revision dieser Verfassung auf Grund ihrer selbst und ihren Mangel an den gewöhnlichsten constitutionellen Volksrechten. Die Minister hätten sich durch Anrathen zu diesem gesammten Vorgehen einer schweren Pflichtverletzung gegen Krone und Versammlung schuldig gemacht und „die erste Revolution in Preußen" geschaffen. Um aber seinerseits mit allen Kräften diesen Zustand schließen zu helfen, gebe er sich, „zu dem Volke als dem Ursprunge alles Rechts zurückkehrend", einer neuen Wahl für die

zum 26. Februar 1849 berufene Landesversammlung hin. — R. wurde in die 1. Kammer von einem Trier'schen, in die 2. von zwei Berliner Wahlkreisen gewählt und nahm in Berlin an. — Er betheiligte sich am 19. März an einer Interpellation auf Rechenschaft für die „exceptionellen Maßregeln" des Ministeriums. — In der Adreßdebatte beantragte er „sofortige Revision" der Verfassung auf die Verheißungen vom März und das Gesetz vom 6. April hin, „schleunigste Aufhebung" des Belagerungszustandes, Erklärung bereitwilliger Mitwirkung zu einer deutschen Verfassung, „welche den Bedürfnissen Deutschlands, wie den gerechten Erwartungen seines Volkes entspricht." Zu letzterem Punkte wies R. am 26. März aus den Noten der Regierungen nach, daß sie nur den „alten Staatenbund mit verändertem Einband" erstrebten, nicht den politisch allein genügenden engeren Bundesstaat, der mit Oesterreich nur „durch ein völkerrechtliches Band" verbunden sein und nur aus der Unterstützung der Nationalversammlung sowie aus einer Vertretung des deutschen Volkes bei diesem Bunde erstehen könne. — Nach Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. brachte R. am 21. April mit 175 gegen 159 Stimmen die Anerkennung der in Frankfurt beschlossenen Reichsverfassung durch. Er deutete offen auf die Gefahren hin, welche aus den ungenügenden Plänen der Regierungen für die Fürsten, für Deutschland und vor Allem Preußen drohten, erläuterte das Recht des Frankfurter Parlamentes zum Erlaß der Verfassung und wies darauf hin, daß, nachdem dieselbe bereits von 30 deutschen Regierungen als für sie rechtsverbindlich anerkannt sei, niemals die Zeit günstiger gewesen sei, „um auf dem Wege des Friedens, des Rechts und des Gesetzes (wie merkwürdig dieser Weg!) zur Größe Preußens, wie sie ihm jetzt angeboten wird, zu gelangen." — Im übrigen betheiligte sich R. lebhaft an dem Kampfe gegen das Ministerium, sowie insbesondere gegen dessen Vorlagen über Placatwesen und Straßenlitteratur, und über Versammlungs- und Vereinigungsrecht, ohne aber dabei als Redner aufzutreten, schloß sich auch als Abgeordneter für Berlin dem Waldeck'schen Antrage auf sofortige Aufhebung des Belagerungszustandes an, nach dessen Annahme die Kammer am 27. April aufgelöst wurde. — Nach dem Erlaß des Manteuffel'schen Dreiclassenwahlgesetzes war R. für die Wahlenthaltung seiner Partei, lehnte auch eine später in Breslau ihm angetragene Wahl ab. — Der „Seher von Jagetzow" hatte auf politischem Gebiete zunächst dasselbe Schicksal, wie auf wirthschaftlichem, wenn auch die Geschichte seine Verkündigungen dort ebenso wahr machte, wie allmählich hier. In der Warnung vom 3. October liegt Olmütz, in dem Antrage vom 31. October der Krieg von 1866 zusammt der Kaiserkrone, in der deutschen Frage überhaupt der Ausweg aus dem inneren Conflict enthalten. In seiner Politik wurde R. von seinem klaren Rechtssinn, sowie bis zuletzt von der Hoffnung auf einen Umschlag, mehr von oben, als von unten, geleitet. Die Freiheit, welche er erstrebte, hatte er für seine wirthschaftlichen Reformen nöthig, wofür bereits der Vorschlag über das Bankwesen Andeutungen enthält. Zugleich besaß er in diesen Reformen den sichersten Schutz vor Ausartung in Anarchie. Wenn R. und seine Partei sich Demokraten nannten, so bedeutete das nicht nach heutigem Sprachgebrauche Republikaner. Ein solcher ist R. nie gewesen. Für ihn umschloß der Begriff der Demokratie zugleich ein starkes, aber den Bedürfnissen der Zeit Rechnung tragendes, in freiheitlichem Sinne regierendes Königthum.

R. kehrte zur socialen Frage zurück, deren Erörterung er zugleich der deutschen Demokratie empfahl. Auch jetzt steht eine Art Programm an der Spitze in Gestalt von „Bemerkungen zu dem Bericht über die Gründung einer Invaliden- und Altersversorgungsanstalt für Arbeiter und den Zweck der Vereine für Arbeiterwohl" vom 5. Juli 1849. Diese Bemerkungen bilden ein Gutachten

Rodbertus' an den Berliner „Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen" (erschienen in den Mittheilungen des Centralv. u. s. w., Jahrgang 1849—50; neu herausg. in Dr. Quarck, Zwei verschollene staatswirtsch. Abhandl. von R., 1885). R. stimmt dem Verein bei, daß die Arbeiter der Armenpflege jeder Art entzogen werden, auf die eigene Kraft ihre bürgerliche Existenz gründen müssen. Allein der heutige Lohn reicht kaum gegen den augenblicklichen Hunger und Frost und zu den auch für den Arbeiter unabweislichen Culturbedürfnissen; um so weniger lassen sich Anstalten, wie die im Titel genannten, daraus bestreiten. Wollen also die Vereine dabei bleiben, die Arbeiter durch Selbsthülfe versorgt zu sehen, so müssen sie unausweichlich darauf denken, den Lohn zu erhöhen. Dieser wird unter der Herrschaft der freien Concurrenz stets auf demselben Betrage des nothwendigen Unterhaltes festgehalten, oder, wenn nöthig, auf ihn herabgedrückt. Für letzteren Vorgang bringt R. aus dem preußischen Arbeiterstande schlagende Beispiele bei. Andererseits ist die Productivität in einem beständigen Steigen begriffen. Beide Thatsachen lassen sich zu dem Satze vereinigen, daß der Lohn verhältnißmäßig, als Antheil am Product betrachtet, im steten Sinken begriffen ist. Hieraus entsteht der Widerspruch, daß den arbeitenden Classen seit ihrer rechtlichen und politischen Gleichstellung der gleiche bürgerliche Ehr- und Rechtsbegriff angesonnen wird, aber ohne die Mittel, sich diese Tugenden zu erwerben, und daß ihrer Begierde eine wachsende Gütermenge vorgehalten, aber diese Begierde niemals befriedigt wird. Diesem auf die Dauer unhaltbaren Zustande kann unausweichlich nur durch eine Lohnerhöhung abgeholfen werden. Es müssen die Vortheile der steigenden Productivität nicht mehr bloß dem Grund- und Capitalbesitz, sondern auch noch dem Arbeitslohne zu Gute kommen. Den Vereinen für Arbeiterwohl eröffne sich mithin die doppelte Aufgabe, diese noch sehr neuen Anschauungen durch eine angemessene Lehrthätigkeit zu verbreiten, und sich hinsichtlich der ländlichen Arbeiter der östlichen preußischen Provinzen an der Durchführung eines neuen Lohnsystems zu betheiligen, welches den Lohn erhöhen werde, ohne den Unternehmer zu verkürzen. Daß dabei das Normalwerk eine Rolle gespielt haben würde, und daß somit R. seine sociale Thätigkeit ebendort aufzunehmen gedachte, wo er sie 1848 unterbrochen hatte, scheint nicht zweifelhaft zu sein. — Zugleich begann R. die „Socialen Briefe an von Kirchmann", welcher R. angegriffen hatte, zu veröffentlichen. Sie würden die Unterlagen für jene Lehrthätigkeit geliefert haben und sollten dem Inhalte nach das 1. Heft der „Erkenntniß" fortsetzen. Das Vorwort des 1. Briefes bezeichnet als Gegenstand der ganzen Reihe den Satz, daß die Ursache von Pauperismus und Handelskrisen darin liege, daß der verhältnißmäßige Arbeitslohn in stetem Sinken begriffen sei. R. erklärt diesen Gedanken für neu und für sein Eigenthum. Im 1. Brief von 1850 (neu abgedruckt im 3. Bde. der Nachlaßausgabe) weist R. auf die drei erst seit Beginn dieses Jahrhunderts in der Geschichte aufgetretenen Erscheinungen des beständig anschwellenden Nationalreichthums, der wachsenden Verarmung des größten Theiles der Bevölkerung und der Handelskrisen hin. Er erläutert sie in einer Reihe glänzender wirthschaftsgeschichtlicher Bilder, aus denen er hinsichtlich der Handelskrisen bereits den heutigen Zustand des „schleichend gewordenen Leidens" voraussagt und den Schluß zieht, daß sie und der Pauperismus sich gegenseitig in die Hände arbeiten. Die Armuth der arbeitenden Classen läßt nicht zu, daß ihr Einkommen ein Bett für die anschwellende Production abgebe; der deshalb unverkäufliche Rest der Producte stürzt ihre Besitzer ins Verderben und der dadurch herbeigeführte Stillstand der Production vermehrt wieder den Pauperismus. R. macht aufs Neue auf das Bedrohliche dieses Zustandes aufmerksam und weist

der Staatswirthschaft die Aufgabe seiner Beseitigung zu. — Im 2. Briefe von 1850 (neu abgedruckt in „Zur Beleuchtung der socialen Frage", I, 1875) stellt R. der von ihm ausführlich mitgetheilten Kirchmann'schen socialen Theorie seine eigene gegenüber, indem er in 34 kurzen Absätzen die Lehre von der Vertheilung des Nationaleinkommens entwickelt und Pauperismus und Handelskrisen als nothwendige Folgen aus einer sich selbst überlassenen Wirthschaft, d. i. der freien Concurrenz, ableitet. — Der 3. Brief, 1851 (neu abgedruckt in „Zur Beleuchtung" I, 1875), widerlegt die Ricardo'sche Grundrententheorie, „die noch immer wie ein Schleier den Kern der socialen Frage verhängt". R. weist nochmals die Grundrente als einen besonderen Theil der allgemeinen Rente nach, wobei die Wirkung des Grund- und Capitaleigenthums auf die Entstehung der Rente zu erneuter eindringlichster Darstellung gelangt. Sodann widerlegt er aus der Landwirthschaft, Geschichte und Statistik die Ricardo'sche Lehre von der steigenden Unproductivität des Ackerbaues, nach welcher die Menschheit einem allgemeinen Hungerende entgegen gehen und die sociale Frage überhaupt nicht lösbar sein würde, und woraus v. Kirchmann bereits den Pauperismus ableiten wollte. R. entfaltet hier seine ganze landwirthschaftliche Ueberlegenheit und zeigt, daß auch jetzt noch die wirksamsten Verbesserungen des Bodens in großer Fülle und beinahe ohne Kosten, z. B. die oben genannte Drainirung, selbst da vorkommen, wo sie nach Ricardo längst nicht mehr möglich sein dürften. — 1851 besuchte R. die Londoner Weltausstellung. — Für den 4. Brief war der ausführliche Beweis der beiden Sätze bestimmt, daß die Handelskrisen durch das Fallen des Antheils der arbeitenden Classen am Product bei steigender Productivität verursacht würden, und daß die arbeitenden Classen in einem sich selbst überlassenen Verkehr von den Früchten der steigenden Productivität ausgeschlossen seien. In letzterem Satze erkannte er den Grundgedanken seiner Lehre gegenüber derjenigen Bastiat's, daß auch in einer sich selbst überlassenen Wirthschaft die materielle Lage aller Classen sich fortwährend verbessere und ausgleiche. R. behielt jedoch das um 1851 bereits in der Reinschrift fertige Werk zurück, weil die früheren Arbeiten nicht nach Wunsch beachtet wurden. Im Nachlasse ist bisher nur der Anfang des Werkes aufgefunden worden (Bd. II der Nachlaßausgabe), der zu drei Viertheilen von einer als Einschub bezeichneten Abhandlung ausgefüllt wird, die hauptsächlich das Wesen der Wirthschaft und des Capitals in einem Zustande ohne und einem Zustande mit Grund- und Capitaleigenthum vergleichend erörtert. — 1852 unternahm R. eine Reise nach der Schweiz, Oberitalien und Wien.

Aber auch die Arbeit an den Briefen unterbrach R., um die in dem letzten auseinandergesetzten Begriffe durch eine Vergleichung mit denen der antiken Wirthschaft auf die Probe zu stellen. Da er die bisherigen gelehrten Darstellungen dieses Gegenstandes als „ein völliges, gründliches Mißverstehen der ganzen Nationalökonomie des Alterthums", insbesondere aber Alles, was Savigny darüber geschrieben, als „grundfalsch" erkannte, so verwandte er „einige Jahre" auf das eigene Studium der Quellen, durch das er endlich alle Begriffe, die er „in jener Abhandlung niedergelegt, bestätigt fand". Uebrigens verräth er schon von 1837 an die nämliche Auffassung des antiken socialen Zustandes, als er von jetzt ab vorträgt; es kann sich also für ihn eben nur um ein völlig selbständiges Erforschen der Quellen und Eindringen in alle Einzelheiten gehandelt haben. — Die antike Wirthschaft beruhte nach R. auf dem Oikos. Innerhalb des von dem Wirthschaftsherrn besessenen Stück Landes wurden von den Wirthschaftsangehörigen, dem Herrn und seiner Familie nebst den Sklaven, alle Rohstoffe gewonnen, die Verzehrsgüter gearbeitet und verbraucht, die in der Wirthschaft vorkamen. Nur Weniges, Eisen, Salz, die

schwachen Anfänge des Luxus, stammte von außen und wurde gegen nicht verzehrte, überschüssige Güter eingetauscht. Im wesentlichen aber war jeder Oikos wirthschaftlich eine Welt für sich. Ihr rein räumliches Nebeneinander gab die Unterlage des antiken Staates, der Polis, ab, die somit nur nach Sprache, Sitte, Religion, Heerwesen ein Ganzes bildete und in dem gemeinsamen Mauerring, der urbs, mit dem Versammlungsorte der Oikenherren, den Staatsgöttern u. s. w. seinen Mittelpunkt besaß. Bewegung in den Oikos kam durch Aufhebung der geschlechtsgenossenschaftlichen Rechtsordnung, die jeden Herrn an sein Stück Land gebunden hatte, und Einführung des freien Verkehrs mit Oikenland. Diese Aufhebung geschah in Rom durch Servius Tullius, in Athen durch Solon. Mittelst des Darlehnscredites, vornehmlich in Getreide u. s. w. geleistet, vermochte der glücklichere Wirth die Grundstücke des in Noth gerathenen an sich zu bringen. Aus der beständigen Wiederholung dieses einfachen Vorganges bildete sich der Riesengroßgrundbesitz der Kaiserzeit, der auch die vom Staate unablässig neu angesetzten kleinen Colonisten immer wieder verschlang. Gleichzeitig bewirkte das Anwachsen des Oikos Veränderungen des Betriebes. Die Vermehrung der Sklaven gestattete, die Vortheile der Arbeitstheilung herauszufinden und die Productivität zu erhöhen, indem man erst Acker- und Handwerkersklaven, dann diese nach Beschäftigungsarten sonderte. Weiter löste sich der von den reicher gewordenen Oikenherren für eines Jeden eigene Bedürfnisse, immer mit eigenen Mitteln und Sklaven, begonnene Handel nebst Seeschiffahrt, sowie die Geldausleihe, langsam von dem Untergrunde des Bodens los und wurden zu selbständigen Erwerbszweigen. Als endlich die übliche Art des Ackerbaues wegen der steigenden Ausdehnung der Feldmark nicht mehr lohnte, zerlegte man die Güter in kleine, an die eigenen Sklaven ausgethane Pachtstellen, während die Herren dauernd in ihrem Stadthaus blieben, wohin sie die Rohstoffe von ihren Pächtern sich nachliefern ließen und die Fabrikationssklaven mitnahmen. Die Vereinigung derselben von verschiedenen Gütern her hatte eine neue bedeutende Steigerung der Productivität zur Folge. Hier zum ersten Male in der Geschichte begann der Capitalbegriff im Unterschiede vom Grundbesitz aufzutauchen. Unter diesem System, mit einem bereits ganz selbständigen Capital für Handel, Bankiergeschäft und sonstige Erwerbe zur Seite, erreichte das römische Reich um Alexander Severus seine höchste materielle Blüthe. Die weitere Entwicklung kam vom Staate her. Dieser hatte sich der beginnenden Auflösung des Oikos bis in die erste Kaiserzeit hinein, wiewol immer schwächer, widersetzt; er zog später Nutzen davon, indem er die abgetrennten Zweige gesondert besteuerte; er nahm, zur Rettung von Staat und Gesellschaft, die weitere Auflösung des bestehenden Eigenthumsorganismus endlich selbst in die Hand. Die Besitzer suchten sich nämlich der in den Nöthen des Reiches immer mehr anschwellenden Steuerfluth durch Abwälzung auf ihre Pächtersklaven zu entledigen, wodurch sie diese so bedrückten, daß sie schließlich vom Hofe flohen und die Bebauung im Stiche ließen. Indem die Kaiser hier entschieden auf Seite der Sklaven traten, entstand ein langer Kampf zwischen Staat und Privaten um die letzteren. Es kam endlich dahin, daß sie, zur völligen Sicherheit vor ihren Herren, gänzlich aus deren Eigenthum ausgeschieden wurden und, an den Hof gebunden, an dieselben nur noch einen vom Staate festgesetzten Theil des Ertrages abzuführen hatten. Als auch noch die Fabrikationssklaven denselben Weg gegangen und Stadthaus und Landgrundstück an verschiedene Herren gekommen waren, hatten sich im Laufe einer langen, aber lückenlosen, schrittweisen Entwicklung die Grundlagen einer neuen, der germanischen Wirthschaftsordnung herausgebildet. Sie wurden jetzt aufs Neue mit rechtlichen Schranken umgeben, die in den Zünften, der Hörigkeit, dem Lehnswesen zum Ausdrucke kamen. — Keine Bestätigung seiner Lehre dürfte R. rascher

aufgesucht und mit größerer Freude gefunden haben, als die der Grundrententheorie. Dieselbe steht nämlich in gewissem Zusammenhange mit der Höhe des Zinsfußes und verlangt, wenn man sie auf die Verhältnisse des Oikos zurückführt, einen weit höheren Zinsfuß, als den bei uns üblichen. Daß das Alterthum denselben in der That hatte, zeigt R. in dem schon um 1851 fertigen: „Versuch, die Höhe des antiken Zinsfußes zu erklären" (aus dem Nachlasse abgedruckt in Hildebr. Jahrb. f. NO. u. Statist., 1884, N. F. VIII). — Bei der fast ganz am Boden haftenden Art der antiken Wirthschaft leisteten R. seine landwirthschaftlichen Kenntnisse wiederum die wichtigsten Dienste. Auch ist es bezeichnend, daß er, der bei uns die alte Wirthschaft am Steuerwesen aus den Angeln zu heben gedachte, auch die antike aus diesem Gesichtspunkte ins Auge faßt. Demgemäß behandeln die beiden Hauptarbeiten über den Oikos: „Zur Geschichte der agrarischen Entwickelung Roms unter den Kaisern" (Hildebr. Jahrb. II, 1864) und „Zur Geschichte der römischen Tributsteuern seit Augustus" (Hildebr. Jahrb. IV u. V, 1865; VIII, 1867. Der nach R. „druckfertige" Schluß ist im Nachlasse bisher nicht aufgefunden). Rodbertus' sämmtliche römischen Abhandlungen sind ein noch unerschlossener Schatz sowol der überraschendsten Lösungen einzelner in der Philologie vielumstrittener Stellen und Fragen, als auch von allgemeinen Winken über die Wechselwirkung der Wirthschaft mit Politik, Sitte, Kunst, Wissenschaft u. s. w., von denen nur der höchst bedeutsame Abriß der Entwicklung des Rechts (Hildebr. Jahrb. VIII, 437—444) besonders genannt sei. Planmäßig ausgenutzt dürften diese Abhandlungen in der classischen Philologie, der Geschichtsschreibung und den Geisteswissenschaften der verschiedensten Art ganz neue Abschnitte begründen. — Mit der durch die gründlichsten Untersuchungen sicher gestellten Erkenntniß des Oikos hatte R. den entscheidenden Theil seiner Geschichtsphilosophie gewonnen. Nach einer Vorstufe der Jägervölker, auf welcher die Productivität des freien Arbeitenden nur gerade zu seinem und seiner Familie Unterhalt ausreichte, begann mit dem Uebergange zu Viehzucht und Ackerbau die Gewinnung überschüssiger Unterhaltsmittel, welche, von den nunmehr zugleich in Sklaverei gerathenen Arbeitern an ihre Herren abgegeben, diesen die Möglichkeit gewährten, die Keime der Bildung zu entfalten und „die Thaten der Geschichte zu vollführen". Diese 1. Periode des Menschen-, Grund- und Capitaleigenthums oder die heidnisch-antike Staatenordnung besteht nach R. aus dem theokratischen Staate der Pharaonen und Inkas, dem Kastenstaate der Inder, der Satrapie der Perser, der Polis der Griechen und Römer. Es ist gezeigt worden, wie sich aus letzterer die Grundlagen der 2. oder christlich-germanischen Staatenordnung herausbildeten, in welcher der Arbeiter aus dem Eigenthum herausgefallen, dieses nur noch auf Boden und Capital beschränkt und die Gütererzeugung productiv genug geworden war, um je zwei Herren zu versorgen. In dieser Ordnung folgten sich der kirchliche, der Stände-, der bureaukratische, der Repräsentativstaat. Letzterer nebst der ihn einleitenden englischen und französischen Revolution spielt für unsere Staatenordnung dieselbe Rolle, wie die Polis von der servischen und solonischen Verfassung an für die heidnisch-antike. Der nach Beseitigung der mittelalterlichen Rechtsschranken aufs neue freigegebene Verkehr löst auch unsere socialen Grundlagen auf. Der größere Capitalist verdrängt mittelst der freien Concurrenz den kleineren aus seinem Eigenthum; er vollzieht mittelst des freien Lohncontracts denselben Vorgang an den Arbeitern, indem er sie zunächst auf den nothwendigsten Unterhalt herabdrückt und mit der steigenden Anwendung der Maschinen steigend aus der Production und damit überhaupt aus allem Eigenthum hinauswirft; er übt mittelst des frei kündbaren Hypothekencapitals am Grundbesitzer den Rentenraub und Zwangsverkauf. Das schon jetzt augenscheinliche Ziel der Entwicklung ist gleich-

falls eine neue, höhere Eigenthumsordnung, in welcher, nach der Enteignung auch der letzten Eigenthümer durch die Enteigneten, auch noch Boden und Capital aus dem Privatbesitze Einzelner herausgefallen sein, vermöge einer durch die Maschinen beschleunigten Productivität allen Gliedern der Gesellschaft das Loos der Freien des Alterthums zukommen und in der aufs neue, wie in der vorsolonisch-servischen Geschlechtergenossenschaft und im Mittelalter, von rechtlichen Schranken eingefaßten Wirthschaft nur noch Einzeleigenthum am Einkommen vorhanden sein wird, das nach den aus dem Wesen der körperlichen und geistigen Arbeit folgenden Gesetzen einem Jeden für seinen Antheil an der nationalen Arbeit zustehen wird. Als letztes Ziel dieser auf immer weitere Kreise übergreifenden Vereinheitlichung erblickte R. die eine, organisirte menschliche Gesellschaft. — Diese Geschichtsphilosophie gab R. zunächst Aufschluß über die geschichtliche Bedeutung unseres eigenen Wirthschaftssystems. Auch bei uns kann der freie Verkehr nicht höchstes Ziel und Abschluß aller Entwicklung sein, sondern nur Mittel des Ueberganges aus überlebten zu neuen „festen Gemeinschaftsformen, in denen sich im Grunde auch das Individuum nur allein wohl fühlt.“ Der Gleichheit der Aufgabe der antiken und der modernen freien Concurrenz entspricht jedoch eine wichtige Verschiedenheit in der Lösung. Wie die Geschichte sich für jede Stufe des heidnisch-antiken Staates eines anderen Volkes bediente, dagegen sich alle Stufen der christlich-germanischen Ordnung innerhalb der nämlichen Völker abspielten, so wird der wichtigere und schwierigere Uebergang zu einer ganz neuen Eigenthumsordnung gleichfalls von uns besser bestanden werden, als von den Alten. „Wir werden blos die überlebte Staatsform abstreifen, aber die germanische Nationalität um so erfrischter in die neue mit hinübernehmen; die römische ging aber unter der Abstreifung mit zu Grunde. Hängen wir also bei Leibe nicht unser Herz an „die Güter, die das Leben vergänglich zieren“, z. B. schlechte sociale Grundlagen; aber pflegen wir den ethischen und geistigen nationalen Kern desto mehr, damit er die Häutung glücklich überstehe.“ Diese Erfrischung wird auch dem Christenthume zu theil werden, von dessen heutiger Entwicklungsstufe R. gleichfalls kein Freund war. — Seine Geschichtsphilosophie gewährte R. ferner Aufschluß über das Wesen des Cäsarismus. Derselbe ist entstanden aus dem Concurrenzkampfe der großen Oikenherren um den Besitz des ganzen griechisch-römischen Oikenstaates. Zum Nutzen seiner selbst und der Gesellschaft mußte der Sieger verschiedene Zweige der Verwaltung, wie Heerwesen, Steuer u. s. w., in seine Hand nehmen; die Kaiser mußten für Bedürfnisse, welche sich infolge der fortschreitenden Umbildung der Gesellschaft herausstellten, selbst neue Einrichtungen schaffen, wie einen besoldeten Berufsbeamtenstand, staatliche Unterrichtsanstalten; sie konnten und mußten, als mit ihrer Macht über die Gesellschaft auch deren Noth stieg, zu immer tieferen Eingriffen in die Eigenthumsordnung, schließlich, als sogar der nährende Untergrund von Staat und Gesellschaft bedroht wurde, zur Aufhebung des freien Verkehrs verschreiten. Aehnlich ist nach R. der weltgeschichtliche Zweck der seit der Reformation eingetretenen Erweiterung der königlichen Gewalt, welche ebenso sehr aus wirthschaftlichen wie anderen Ursachen stattgefunden hat und gleichfalls zu einem Cäsarismus moderner Art führen werde. „Cäsaren sind weit mehr die Kinder, als die Initiatoren ihrer Zeit. Darum werden sie ihr niemals fehlen, wenn sie auch selten sind. Selten, weil diese Zeiten selbst selten sind, denn diese bilden nur den Uebergang zu neuen Staatenordnungen. Kein Gott vermöchte einen Cäsar in den organischen Epochen der Geschichte, hätte ihn schon vor dem älteren Cato oder im deutschen Mittelalter zu erwecken vermocht. Und selten, weil die Vereinigung so großer Eigenschaften selten ist; denn wunderbare Einsicht und felsenfester Charakter, Genie und Größe müssen noch von den Leidenschaften

eines Egoismus getragen sein, der zu eigenem Nutzen vollbringt, was nur zum Frommen der Gesellschaft gereicht. Keine selbstlose Tugend geht über den Rubicon oder vollführt einen 18. Brumaire. Glück wünschen darf sich daher die Menschheit, daß die Zeiten der Cäsaren selten kommen; aber wenn sie gekommen, wird sie sich abermals Glück wünschen, sich einem Manne in die Arme werfen zu können, der solche Eigenschaften vereinigt." — Noch über die Bestätigung wissenschaftlicher Begriffe und über die Bereicherung einzelner Wissenschaften hinaus dienten R. die Alten. An ihrem Vorbilde erwuchs der glückliche Gutsherr und Vertreter seines Standes, der Denker, Parteiführer und Geschichtsforscher zum Geschichtsmeister. Im Staatsrathe der Cäsaren hat R. regieren gelernt. Die Einheitlichkeit der antiken Gesetzgebungen, die einer seiner „frommen Wünsche" für seine Zeit war, herrscht in den seinigen. Ihre vermeintliche Utopie war Wirklichkeit vor anderthalb Jahrtausenden. Sie wurde ausgeführt unter dem Drucke weit größerer Noth, mit den Mitteln eines schwerfälligen amtlichen Nachrichten- und Rechnungswesens, ohne den Hintergrund einer beinahe über Bedürfniß gestiegenen Productivität, ohne voranleuchtende Wissenschaft, in einem Umfange und mit einer Härte, die weitab von Rodbertus' Vorschlägen liegen, von den Meistern des Rechts. Die römischen Abhandlungen und die Geschichtsphilosophie sind ein ebenso vollwichtiges Zeugniß für den Staatswirth R., wie der Entwurf der Taxprincipien, auch ein unentdeckter Schatz noch für seine Nachfolger. — Die Geschichtsphilosophie war endlich ein wesentlicher Theil eines umfassenden, aber von R. nur gelegentlich angedeuteten philosophischen Systems, das nichts weniger als materialistisch war, bis zu Gott hinaufreichte und ihm „Frieden gab im Innersten seiner Seele".

1855 reiste R. nach Belgien, Paris und Süddeutschland. — 1858 veröffentlichte er: „Die Handelskrisen und die Hypothekennoth der Grundbesitzer". Er widerlegt verschiedene Ansichten über Wesen und Ursache der Handelskrisen; zeigt, daß sie daraus entstehen, daß der Arbeitslohn, als Quote des Products betrachtet, fortwährend sinkt; daß sie aber vermieden würden, wenn der Antheil aller an der Wirthschaft Betheiligten eine feste Quote des Products wäre. Der 2. Theil galt der Gefahr einer allgemeinen dauernden Zinsfußsteigerung, die den Zinsfuß für Hypotheken erhöhte. R. verlangt, daß von einem irgend nennenswerthen Grade der Cultur an die Grundbesitzer „verschuldet" sein sollen. Die „Gläubiger" sind volkswirthschaftlich stille Mitbesitzer von Grund und Boden; nur dadurch kann eine sonst im höchsten Grade ungleichmäßige Vertheilung des Nationalvermögens vermieden werden. Um so mehr muß dann aber die Verschuldung eine sachgemäße sein. Hat ein Gut von 4000 Rente bei einem Zinsfuße von 4 einen Werth von 100 000, so sinkt bei einem Zinsfuß von 5 der Werth auf 80 000. Ist es dabei mit 50 000 verschuldet, so büßt der Besitzer von seiner Rente 500 ein, von seinem Vermögen 40 Procent, und erleidet eine entsprechende Minderung seines Credites. War das Gut etwa mit 75 000 beliehen, so kommen noch die Gefahren der Hypothekenkündigung dazu. Dagegen erfährt ein Industrieller, der mit 50 000 geliehenem und ebensoviel eigenem Capital arbeitet, durch jene Zinsfußsteigerung nur einen Verlust von 500 für Zinsen. Sein eigenes Vermögen, eben weil es wirthschaftlich, nicht bloß rechtlich rechnungsmäßig, Capital ist, wird nicht vermindert; ebensowenig sein Credit. R. sagte der begonnenen Zinsfußsteigerung darum Dauer voraus, weil infolge der reger werdenden Verbindung Amerikas und Australiens mit Europa der dortige hohe mit dem hiesigen niedrigen Zinsfuß sich ausgleiche, und weil das Leihcapital durch die Actienform anfange, in der Industrie die Wuchergesetze zu umgehen und den Unternehmergewinn an sich zu bringen. R. schlug als durchgreifendes Mittel den Rentenkauf vor; werde dies nicht beliebt, vorsichtige Auf-

hebung der Wuchergesetze, damit die Grundbesitzer, welche auch die erneute Zinssteigerung noch ertragen könnten, wenigstens Capital bekämen. Inzwischen verlangte R. zur Gewinnung eines Hypothekenmarktes amtliche Aufnahme der Gutsreinerträge nach durchgehenden, einheitlichen Taxprincipien und Veröffentlichung derselben; örtlich und zeitlich einheitliche Hypothekentermine; Gründung von Hypothekenbanken.

1861 gab R. in Verbindung mit seinen Parteifreunden v. Berg und L. Bucher vier, von allen dreien unterzeichnete Flugschriften heraus: „Erklärung"; „Seid deutsch! Ein Mahnwort"; „An Mazzini. Offner Brief"; „Was sonst? Ein deutsches Programm". Die drei ersten verwahrten sich gegen die Anwendung des Mazzini'schen sogen. Nationalitätsprincips und republikanischen Programms auf Deutschland; riefen gegen die drohende äußere Gefahr die Kraft des Nationalgefühles an; verlangten Festhaltung der Verbindung mit unseren südöstlichen Nachbarn, sowohl um uns gegen „eine andere Macht" und gegen deutschfeindliche Systeme an der Donau zu schützen, als auch, um in einem österreichischen Triest den Zugang zum adriatischen Meere zu erhalten, durch das sich uns mit der Wiedererschließung der östlichen Handelswege und dem Zusammenstürzen des türkischen Reiches neue Aufgaben eröffneten. Die 4. Schrift stellte für die bevorstehenden preußischen Wahlen Forderungen im Geiste von 1848 auf, darunter eine Heeresreform nach dem Grundsatze, „daß das preußische Heer das preußische Volk in Waffen sei"; begehrte für Deutschland das schon auf dem Wiener Congreß und 1848 beabsichtigte Bundesdirectorium von 3 Fürsten, Oberhaus nebst Volksvertretung, Bundesgericht; verwarf, als für die damalige Lage unausführbar und selbst gefährlich, entschieden ein kleindeutsches Kaiserthum neben Oesterreich. — 1861 war R. nahe daran, zum Abgeordneten gewählt zu werden, trat aber selbst zurück.

In Rodbertus' Nachlasse wurde ein „Sendschreiben an den Arbeitercongreß während der Londoner Industrieausstellung (1862)" gefunden, in welchem er den Gedanken des Normalwerkarbeitstages auseinandersetzt, den Congreß auffordert, dessen Einführung und einen, freien Arbeitern geziemenden, periodisch zu erneuernden Lohnsatz in allen Ländern zu verlangen, die Macht der öffentlichen Meinung, unter Enthaltung von jedem Zwange, anzurufen, und die nöthigen Ermittelungen durch ein Comité ausführen zu lassen, da „kein Anderer" dieselben für sie übernehme. — In dem letzten Satze erscheint Rodbertus' gelegentliche Klage, daß seit 1848 politische oder freihändlerische Bestrebungen die Theilnahme für sociale Reformen verdrängt hätten, und eine gewisse, schon in dem Abbrechen der Socialen Briefe sich äußernde Entmuthigung in ihrem schärfsten Ausdrucke; in dieser Zeit befestigte sich in ihm der Entschluß, seine eigene Reformarbeit nur rein als solche, unverquickt mit anderen, namentlich politischen Bestrebungen, wieder aufzunehmen. — Im Herbst 1862 bereiste R. die Schweiz.

1863 gleichzeitig mit Lassalle und L. Bucher von Leipziger Arbeitern über die Verbesserung der Lage ihres Standes befragt, antwortete R. in dem „Offenen Briefe an das Comité des Deutschen Arbeitervereins zu Leipzig". R. bezeichnete es als Schulze's großes Verdienst, die Arbeiter in die Bildungsschule des Associationswesens, wo sie „verwalten, debattiren und vorläufig in kleinen Kreisen regieren" lernen, eingeführt zu haben, verwarf aber wirthschaftlich sowohl die Schulze'schen als auch die Productivassociationen, politisch die Forderung des allgemeinen Stimmrechts. Sein Rath war, daß nur ein „allgemeines Gesetz der Staatsgewalt", „im tiefsten Frieden mit der Zustimmung aller übrigen Classen gegeben", den Arbeitern helfen könne; daß sie sich deshalb „offen und unumwunden" als „sociale Partei" erklären, „mit dürren Worten eine bessere Stellung in der Gesellschaft, materiell, geistig und sittlich besser" verlangen und die

Ermittelung der Wege dazu zu den Aufgaben ihres Vereins ziehen sollten. Die spätere Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung schien R. diesen Rath zu bestätigen. Es gelang R. sogar, Lassalle in einem mit ihm geführten Briefwechsel von den Productivassociationen abzuziehen. Rodbertus' Briefe an ihn sind bis jetzt nicht aufgefunden. Diejenigen Lassalle's an R. sind, soweit sie vorhanden, im 1. Bande von Rodbertus' Nachlaß herausgegeben.

R. verfolgte mit lebhaftem Antheil die Politik des Ministeriums Bismarck, und stand im Conflict mit der Kammer auf dessen Seite. Die Militärreorganisation war ihm rechtlich die Ausführung des die allgemeine dreijährige Dienstpflicht verordnenden, bisher nur nicht im vollen Umfange angewandten Gesetzes vom 3. September 1814, welchem, als noch zu kraft bestehend, die Kammer die Mittel nicht verweigern dürfe, wenn sie nicht nach den Grundsätzen selbst des strengsten, Rotteck'schen, Constitutionalismus der Krone das Recht geben wolle, die Mittel zu nehmen, wo sie sie finde. Auch thatsächlich hielt er die neue Heereseinrichtung für eine weise Regententhat und war fortan ein großer Anhänger derselben. Den bis zuletzt fortgesetzten Widerstand der Fortschrittspartei bezeichnete er öffentlich als „unconstitutionell, unsittlich und unpolitisch", und trat 1867 selbst als Candidat für den ersten Norddeutschen Reichstag auf. Mit Rücksicht darauf, daß der beendigte Feldzug für Preußen und Deutschland „nur erst die Bedeutung des ersten schlesischen Krieges habe", erklärte er sich für das möglichste Uebergewicht der Centralgewalt über die Particulargewalten und für die Einheit als das zunächst zu erstrebende Gut, welcher in dem „fertigen deutschen Staat" auch die Freiheit nicht fehlen werde. Nach Rodbertus' Meinung ging bei der Bewerbung alles gut, bis von Berlin aus für den Gegenkandidaten, den Redacteur Michaelis, ein starker Einfluß ausgeübt worden sei, welchem R. unterlag.

1868 ließ R. den 1., 1869 den 2. Bd. „Zur Erklärung und Abhülfe der heutigen Creditnoth des Grundbesitzes" erscheinen. Er bespricht darin die schon genannte, inzwischen immer brennender gewordene Angelegenheit nochmals mit eindringlichster Ausführlichkeit, und sachverständigster Ueberlegenheit. Neu hinzu kam die Behandlung des inzwischen auch noch leidend gewordenen ländlichen Personalkredits. In ihrer klaren, durchsichtigen Darstellung ist diese Schrift Rodbertus' Meisterwerk. — 1870 erschien „Zur Frage des Sachwerths des Geldes im Alterthum" (Hildebr. Jahrb. XIV und XV, 1870), die Verhältnisse des Getreides und des Edelmetalles im Alterthum behandelnd, der Gipfel von Rodbertus' volkswirthschaftlicher Philologie. — 1870 begann seine Verbindung mit Dr. Rudolph Meyer, welcher wir höchst werthvolle Briefe Rodbertus' und eine Reihe wichtiger Aufsätze für die von Dr. Meyer herausgegebene „Berliner Revue" verdanken (Dr. Rudolph Meyer, Briefe und socialpolitische Aufsätze von Dr. Rodbertus-Jagetzow, 2 Bde., 1882). — R. arbeitete um diese Zeit viel zur Vertheidigung und Einführung des Rentenkaufes, sagte auch bereits den kommenden „Aufschwung", den darauf folgenden Krach und deren Wirkung auf Grundbesitz und Grundwerth voraus. — Am 27. März 1871 wurde R. auf Grund seiner römischen Abhandlungen zum Ehrendoctor der Universität Jena promovirt. — R. regte die lauenburgische Dotation für Bismarck an, dessen äußerer Politik er mit Begeisterung folgte. „Zwei Riesen trägt das 19. Jahrhundert, einen Imperator, der seinen Platz neben Alexander d. Gr., Cäsar, Karl d. Gr. findet, Napoleon I., und einen Diplomaten und internationalen Staatsmann, der vielleicht gar nicht seines Gleichen hat. Aber Ersterer mußte doch auf den Schneefeldern Rußlands verbluten und ich meinerseits fürchte, die sociale Frage ist auch der russische Feldzug von Bismarck's Ruhm". R. war bis zuletzt mit den wirthschaftlichen Maßnahmen der Regierung wenig

zufrieden, obwol er unerschüttert darauf vertraute, noch einmal in ihrer Hand das System zu wissen, das, von ihr „geführt und gesteuert, unsern heutigen socialen Grundlagen noch eine ruhige Existenz von ein paar hundert Jahren verbürgen würde“. „Die bisherigen Thaten Wilhelm's I. stellen ihn nur Heinrich I., Otto I., Friedrich I. gleich. Die Verpfändung des Kaiserwortes in der socialen Frage würde ihn Cäsar und Karl dem Gr. an die Seite setzen. Diese waren nicht bloß große Krieger, Sieger und Eroberer, sie waren zugleich Schöpfer neuer Staatenarten, Gründer neuer und höherer geschichtlicher Entwicklungsstufen. Den römischen Cäsarismus haben nur Philologen, die den Cicero liebten, und dann die Napoleonischen Contrefaçons in Mißcredit gebracht; gerade unter ihm sind die größten socialen Reformen erfolgt, wie sie verhältnißmäßig noch nicht wieder vorgekommen sind, wie sie eben nur in der Lösung der socialen Frage ihr Analogon finden würden. Karl d. Gr. ist der Grundleger der ganzen christlich-germanischen Staatenordnung, die ebenso ein Weltalter ausfüllt, wie es die heidnisch-antike Staatenordnung that. Die „sociale Frage“ ist aber der Initialbuchstabe wiederum einer neuen und anderartigen politischen Epoche und keine Inauguration, die großartiger wäre, könnte überhaupt nur für das neudeutsche Kaiserreich erdacht werden, als die Inangriffnahme ihrer Lösung. Sie ist, ohne Blasphemie, abermals ein Stück Christenthum, das im Recht Fleisch werden will.“ — Ein Abriß von Rodbertus' Lösungsversuch erschien in der „Berliner Revue“ (wieder abgedruckt in Meyer, Briefe u. s. w.; in der Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft, Bd. 34, 1878) in dem Aufsatze „Der Normalarbeitstag“. R. verwirft den von den Arbeitern erstrebten Zeitnormalarbeitstag als für diese selbst nur schädlich, und entwickelt die Lehre vom Normalwerk. Dieses soll für alle Betriebe aufgenommen, unter Leitung des Staates zwischen Arbeitern und Unternehmern ein Lohnsatz vereinbart und mit dem Wachsthum der Productivität, diesem Wachsthum entsprechend, periodisch erhöht werden. Um diese Lohnregulirungen aufrecht zu erhalten, müße der Staat Eisenbahnen und Banknoten wieder an sich gebracht haben. Die Kosten der Einführung dieses Lohnsystems schätzt R. auf „nicht halb so viel Millionen“, als die letzte Grundsteuerauflegung erfordert habe. Dieses System leide jedoch noch an der Schwierigkeit, daß der Lohnsatz nach dem in sich selbst veränderlichen Werthmaßstabe des Metallgeldes bestimmt werde. Sobald daher die volkswirthschaftliche Bildung der Gesellschaft es zulasse, könne man, mittelst des von R. entwickelten Begriffes der Werkzeit, zur Einführung des im 5. Theorem beschriebenen Arbeitszettelgeldes verschreiten. Durch dieses völlig unveränderliche Maaß könne die den Arbeitern zugesprochene Quote des Productes streng festgehalten werden; es würden sich also bei steigender Productivität die festen Quoten der Grund- und Capitalbesitzer und der Arbeiter gleichmäßig mit Product füllen. Handelskrisen und Pauperismus sind jetzt verschwunden, die sociale Frage ist gelöst. — Sobald endlich die erziehende Gewalt, welche heute noch das Grund- und Capitaleigenthum an den Arbeitern ausübt, und wegen welcher allein es heute noch unentbehrlich ist, ebenfalls ihr Werk gethan haben wird, kann auch zu dessen Aufhebung verschritten werden. Es braucht nur die Rente auf einem bestimmten Punkte als Quantum festgehalten und aller weitere Zuwachs an Product ausschließlich dem Lohne zugewiesen zu werden, so wird sie nicht nur, bei fortdauernder Steigerung der Productivität, als Quote entsprechend sinken, sondern auch als Quantum sich allmählich verlieren. Die Gesellschaft ist dann in den Zustand des im vierten socialen Briefe geschilderten reinen Staatsbetriebes und des reinen Einkommenseigenthums eingetreten. Sie hat damit auf friedlichem Wege, ohne den Fuß an den geringsten Stein zu stoßen, oder das kleinste Opfer zu bringen, ein Ziel erreicht, dem die Entwicklung in

dem sich selbst überlassenen Verkehr gleichfalls, aber unter den gewaltsamsten wirthschaftlichen wie politischen Krämpfen und Umwälzungen der ganzen Gesellschaft zustrebt.

1872 war R. Mitglied einer amtlichen Erhebung über Eisenbahndifferentialtarife, bei welcher sich ihm die Nothwendigkeit des Staatsbetriebes zwingend bestätigte. — 1873 wurde er sehr leidend. Große Freude bereitete ihm der Architekt Peters durch Uebersendung von „Hülfstafeln zu Preisberechnungen für Zimmerarbeiten auf Grundlage der durchschnittlichen Leistungen der Arbeiter" (gegenwärtig bei Wasmuth, Berlin). Der erste Schritt zur Berechnung des Normalwerkes war hiermit geschehen. Ebenso rührte und erfreute ihn die Theilnahmsbezeigung einer großen, von Hasenclever geleiteten Berliner Arbeiterversammlung. Es erschien: „Was waren mediastini? Und woher der Name?" (Hildebr. Jahrb. XX, 1873), eine Arbeit über römisches Sklavenwesen. Ende des Jahres reiste er zur Cur nach Oberitalien, ohne dort Besserung zu finden. Selbst vom Krankenlager aus blickte er „immerfort nur in die Zukunft", die „einen wundersam rosigen Schimmer" für ihn hatte, und arbeitete für sie. — 1874 verlor er auf der Rückreise über den Arlberg ein Auge, während das andere ebenfalls der größten Schonung bedurfte. Gleichwohl dachte er an ernstliche Inangriffnahme der socialen Frage. Sein Plan, eine socialdemokratische Reichstagswahl anzunehmen, vorausgesetzt, daß Hasenclever „in einigen wichtigen Punkten nachgeben" wollte, kam nicht zu Stande. Auch sein Wunsch nach einer amtlichen Stellung, in der er berufen gewesen wäre, die Vorschläge zum Normalwerkarbeitstag im Einzelnen auszuarbeiten, war umsonst. Es erschien: „Bedenken gegen den von den Topographen Roms angenommenen Tract der Aurelianischen Mauer" (Hildebr. Jahrb. XXIII, 1874), ein Beitrag zur Frage nach Umfang und Bevölkerungsziffer Roms. Fortsetzung und Schluß der Arbeit waren Ende 1874 ebenfalls nahezu druckfertig. — Im Sommer 1875 war ein 2. Theil der Schrift: „Zur Beleuchtung der socialen Frage" fast druckfertig. Er ist bisher im Nachlasse nicht aufgefunden worden, ebensowenig wie ein ausführlicher Entwurf zu den im „Normalarbeitstag" angedeuteten Einrichtungen. Mit beiden Werken hatte R. den in der „Erkenntniß" begonnenen, in den „Socialen Briefen" erweitert aufgenommenen Plan dem Abschlusse nahe gebracht. Um auch die Ausführung seiner Reformen doch noch in seine Hand zu bekommen, betheiligte er sich an den, die Regierung und die officielle Wissenschaft geradesweges vor die sociale Frage stellenden Anträgen Dr. Meyer's auf Untersuchung der wirthschaftlichen Lage der ländlichen Arbeiter, sowie auf Schutz für die bedrohte Industrie, ihre Unternehmer und Arbeiter. Seine Gesundheit schien sich zu bessern; er war aufs Neue von Schaffenslust erfüllt. Ueber dem Abschlusse der Schrift: „Zur Beleuchtung" ereilte ihn der Tod am 6. December 1875.

Rodbertus' Leben und Wesen, der innerste Geist seiner Lehre und seines Vermächtnisses an sein Volk läßt sich in die Worte aus der Kreditnoth zusammenfassen: „Vor der unaufhaltsamen Fluth der Geschichte ist es die begriffsmäßige Behandlung von Capital, Arbeit und Grundbesitz nur noch allein, die dem auf der Theilung dieser Grundlagen beruhenden germanischen Staat die letzte sichere Stätte zu seiner wirthschaftlichen Reorganisation zu bereiten im Stande ist. — Das Capital hat diese Behandlung gefunden; Arbeit und Grundbesitz erwarten sie noch."

J. Zeller, Zur Erkenntniß unserer staatswirthschaftlichen Zustände, 1876; 2., verm. Aufl. 1885. — Dr. Theophil Kozak, Rodbertus-Jagetzow's socialökonomische Ansichten, 1882. — C. und H. Peters, Textbuch zu Bautischler-Arbeiten mit Hülfstafeln zur Veranschlagung. Mit 53 Blatt Zeichnungen, 1882. — Moritz Wirth, Bismarck, Wagner, Rodbertus, 1883. — Julius Zuns, Einiges über Rodbertus, 1883. — H. Peters, Ein Beitrag zur Lohn-

reform unter Zugrundelegung der sozialökonomischen Ansichten von Rodbertus-Jagetzow, 1884. — Dr. Georg Adler, Rodbertus, der Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus, 1884. — Moritz Wirth, Der drohende Untergang des Nachlasses von Rodbertus-Jagetzow, 1884. — S. Emele, Der Sozialismus, Rodbertus-Jagetzow, das Manchesterthum und der Staatssozialismus, 1885. — C. A. Schramm, Rodbertus, Marx, Lassalle, 1886. — Hermann Wagener, Aus Rodbertus' Nachlaß, 1886. — H. Dietzel, Karl Rodbertus. Darstellung seines Lebens und seiner Lehre, 1888.

Karl Grün, Zur Erinnerung an Karl Rodbertus. Augsb. Allg. Ztg. 16. Febr. 1876. — Knies über Rodbertus. Ebenda 20. Juli 1879. — Max Schippel, Die Rodbertus'sche Grundrententheorie und die Werththeorie Ricardo's. Staatswirthsch. Abhandl. herausg. von Max Neisser, 1882. — W. Lexis, Zur Kritik der Rodbertus'schen Theorien. Hildebr.-Conrad's Jahrb. f. NO. u. Statist. N. F. Bd. 9, 1884. — J. Pierstorff, Besprechung des 4. soz. Briefes. Schmoller's Jahrb. f. Gesetzg., Verwalt. u. Volksw., 1884. — Max Schippel, Besprechung des 4. soz. Briefes. Ztschr. f. d. ges. Staatswissensch., 1885. — Friedrich Engels, Marx und Rodbertus. Neue Zeit, 1885. — Friedrich Engels, Vorwort zum 2. Bde. des Capitals von Marx, 1885, S. VIII—XXIII. — H. Dietzel, Das „Problem" des litterarischen Nachlasses von Rodbertus-Jagetzow. Hildebr.-Conrad's Jahrb. f. NO. u. Statist. N. F. Bd. 13, 1886. — Herbert L. Osgood, Scientific socialism. Rodbertus. Political science quarterly, vol. I, 1886. Moritz Wirth.

Rambach *): Friedrich Eberhard R. I., Vater von Johann Jacob R. II. (s. A. D. B. XXVII, 201), Großvater von Friedrich Eberhard R. II. (s. A. D. B. XXVII, 195) und von August Jacob R. (s. A. D. B. XXVII, 193), wurde am 24. oder 25. August 1708 zu Pfullendorf bei Gotha geboren. Sein Vater war der Pastor Georg Heinrich R. (geboren am 18. Juli 1670, † am 28. Juni 1731), ein Sohn des Tischlermeisters Johann Christoph R. in Arnstadt und ein Enkel des Tischlermeisters Leonhard R. in Arnstadt. Mit Johann Jacob R. I., dem berühmten Theologen (s. A. D. B. XXVII, 196), hatte er denselben Urgroßvater, den oben genannten Leonhard R.; ihre Väter waren Vettern. Unser Friedrich Eberhard wurde, nachdem er von seinem Vater dazu vorbereitet worden war, im J. 1721 auf das Gymnasium in Gotha gegeben; hier hatte besonders der Rector Gottfried Vockerodt († 1727) einen großen Einfluß auf ihn. Während Vockerodt ein rühriger und nicht immer besonnener Vertreter des Pietismus war, war der Consistorialrath Ernst Salomon Cyprian (s. A. D. B. IV, 667), von welchem R. gleichfalls in Gotha zahlreiche Beweise von Wohlwollen erfuhr, ein mitunter etwas schroffer Vertheidiger der lutherischen Orthodoxie. Im J. 1727 bezog R. darauf die Universität in Halle a. S. zum Studium der Theologie; die bekannten Theologen Breithaupt, Lange und die beiden Michaelis, sowie sein schon erwähnter Verwandter waren hier seine Lehrer. Schon während seiner Studienzeit ward er, wahrscheinlich um sich dadurch die Mittel zum weiteren Studium zu verschaffen (von Michaelis 1728 an), als Lehrer am Waisenhause beschäftigt, und es ist als ein Beweis davon anzusehen, daß er nicht gewöhnliche Begabung zum Unterrichten zeigte, daß er bald darauf in das „Seminarium selectum praeceptorum", das damals unter der Leitung von Hieronymus Freyer (s. A. D. B. VII, 367) stand, aufgenommen ward. Alsbald nach vollendetem Studium ward er sodann als Lehrer am Pädagogium

*) Zu Bd. XXVII, S. 195. Vermöge einer Irrung und ohne Schuld des Herrn Verfassers erscheint die Biographie hier im Nachtrag. Die Red.

angestellt (im J. 1730); Freyer, der auch Inspector des Pädagogiums war, war hier sein Vorbild und erfüllte ihn mit solcher Liebe zum Lehrerberuf, daß es schon schien, als wenn er in ihm verbleiben werde. Als er jedoch im J. 1734 auf einer Reise mit einem Freunde nach Cönnern kam, fand eine Predigt, die er dort hielt, solchen Beifall, daß man ihn alsbald zum Adjuncten des dortigen erkrankten Diakonus berief; R. folgte diesem Rufe um Pfingsten 1734, noch ohne rechte Neigung zum geistlichen Beruf. Er verheirathete sich noch in demselben Jahre mit der Tochter eines Kaufmanns in Calbe a. d. S. Sein Ruf als Prediger muß sich bald verbreitet haben; im J. 1736 ward er nach Königs-Wusterhausen befohlen, um vor Friedrich Wilhelm I. eine Probepredigt zu halten, und alsbald übertrug ihm der König die Stelle in dem benachbarten Teupitz mit der Anweisung, sich der armen und unwissenden Leute nicht zu schämen. R. war hier besonders auch für die Schulen thätig, doch ward er vor allem wegen seiner Predigten in weitern Kreisen bekannt. So erhielt er denn im J. 1740 eine Berufung als Diakonus an die Marktkirche in Halle, ward 1745 von da an die Heiligengeistkirche in Magdeburg berufen, ward hier 1750 Pastor, 1751 Oberdomprediger und Consistorialrath, und kam 1756 wieder nach Halle als erster Pastor an der Marktkirche und zugleich als Inspector (Superintendent) im ersten Saalkreise. Diese schnelle Beförderung in immer höhere Stellen brachte ihm auch immer größere Kreise der Wirksamkeit, in denen sich seine mannichfachen Gaben für den Verkehr mit Menschen der verschiedensten Stände, sein gerader Charakter und seine große Liebenswürdigkeit bewährten. Während des Siebenjährigen Krieges erlitt seine Wirksamkeit durch die Noth der Zeit mancherlei Hemmungen; doch war es ihm eine Erquickung, in den Stand gesetzt zu werden, auch viele Noth lindern zu können. Noch einmal erging nach zehn Jahren an ihn der Ruf in ein neues Amt; er wurde als Nachfolger von J. Fr. Burg (s. A. D. B. III, 588) zum Oberconsistorialrath und Inspector der lutherischen Kirchen im Fürstenthum Breslau in Breslau ernannt und folgte diesem Rufe im November 1766. Nach fünfjähriger Thätigkeit hier traf ihn im Februar 1772 auf der Kanzel ein Schlaganfall; er konnte dann doch wieder nach einiger Zeit seine Amtsgeschäfte aufnehmen, bis sich der Schlag gegen Ende des Jahres 1773 wiederholte. Von da an erwartete er täglich sein Ende, das am 16. August 1775 erfolgte. — R. hat eine ungewöhnlich reiche Thätigkeit als Schriftsteller entfaltet; namentlich übersetzte er eine große Anzahl theologischer und historischer Werke aus dem Englischen und Französischen ins Deutsche; die Zahl dieser Uebersetzungen ist so groß, daß die Annahme erlaubt ist, zumal er doch auch in arbeitsvollen Kirchenämtern stand, er werde sich bei ihnen auch der Hülfe anderer bedient und die Arbeit dann nur geleitet und überwacht und die allerdings oft sehr umfangreichen Vorreden, Einleitungen, Anmerkungen u. s. f. geschrieben haben. Daß R. durch diese Arbeiten sich zu seiner Zeit ein großes Verdienst erworben und insbesondere Bekanntschaft mit den bedeutenderen Werken der gelehrten auswärtigen Litteratur den betreffenden Kreisen in Deutschland vermittelt hat, ist allgemein anerkannt. Unter seinen eigenen Werken sind einige in das Gebiet der biblischen Theologie einschlagende die verdienstvollsten.

Johann Jacob Rambach, Leben und Charakter Friedrich Eberhard Rambachs, Halle 1775, 4°. — Rotermund zum Jöcher VI, Sp. 1283. — Meusel, Lexikon XI, 17—24; hier ein ausführliches Verzeichniß der von R. herausgegebenen Werke, das aber noch nicht vollständig ist; R. schrieb auch anonym und pseudonym. — Doering, Die gelehrten Theologen Deutschlands III, S. 427—436, auch mit einem Verzeichniß seiner Werke. — Hansen, Die Familie Rambach, Gotha 1875, S. 192—205.

l. u.

Rauch*): Christian Daniel R., epochemachender Bildhauer der Neuzeit und Begründer der Berliner Schule. Eine von warmer Begeisterung durchdrungene Biographie liegt in dem vierbändigen Quellenwerke von Friedrich und Karl Eggers vor, welches historische Objectivität mit den Vorzügen einer feinsinnigen, kunstkritischen Würdigung in sich vereint. Das Lebensbild des Meisters hebt sich von einem reichbewegten Grunde ab. Unter Hinweis auf jene umfassende, mustergültige Arbeit handelt es sich für den gegebenen Zweck um die Aufgabe, dem Künstlerleben in seinen Hauptzügen nachzugehen und die hervorragendsten Werke in übersichtlicher Kürze zu betrachten.

Die Selbständigkeit seines künstlerischen Charakters verdankte R., der am 2. Januar 1777 zu Arolsen als Sohn des fürstlich waldeckischen Kammerdieners Joh. Georg R. geboren wurde, dem schwerfüßigen Entwicklungsgange seiner Jugend. Im Elternhause herrschte strenge Zucht und Ordnung, um die Früchte einer dürftigen Schulerziehung möglichst nutzbar zu machen. Mit dem neunten Jahre war es dem Knaben vergönnt, die Mechanikerwerkstatt der Gebrüder Weyhl zu besuchen und nebenbei unter Anleitung eines Emigranten Elementarkenntnisse in der französischen Sprache sich anzueignen. Höher schlug das Herz des Lernbegierigen, so oft ihm die Freude zu Theil wurde, an der Hand des Vaters mit leisem Schritt die fürstlichen Räume betreten zu dürfen. Gemälde und Stiche, insbesondere einige plastische Werke, wie der Gipsabguß einer Apollostatue und die Marmorbüsten Friedrich's des Großen und Goethe's von Trippel entzündeten bei wiederholtem Anblick in dem jugendlichen Gemüthe die Liebe zur Kunst. Nicht ohne Widerstreben der Eltern entschloß er sich nach der 1790 vollzogenen Confirmation, Bildhauer zu werden und verbrachte zunächst eine fünfjährige Lehrzeit bei dem waldeckischen Hofbildhauer Friedrich Valentin, dessen Werkstätte im Dorfe Helsen lag, wohin der Lehrling täglich zwei Mal aus dem Vaterhause durch eine anmuthige Landschaft zu wandern hatte. Was er dort zu lernen vermochte, beschränkte sich auf das conventionell Handwerksmäßige, insoweit es die Herstellung von Verzierungen für Kamine, Grabmäler und Bilderrahmen nach vorhandenen Zeichnungen und Stichen bedingte. Mit Andacht lauschte er den Schilderungen des Meisters, der die weite Welt gesehen und mit Vorliebe von den prunkenden Monumenten der Westminsterabtei in London sprach.

Eine Fußreise nach Kassel mit seinem Kameraden Wolff erweiterte den Gesichtskreis des angehenden Künstlers. Im dortigen Museum sah er zum ersten Male antike Marmorstatuen und vernahm aus dem Munde des jüngst aus Rom heimgekehrten Bildhauers Ruhl überraschende Kunde von den Ueberresten der antiken Welt und dem Aufschwunge der Plastik durch Canova und dessen Genossen. Entschlossen streifte der Jüngling die heimathlichen Fesseln ab und trat am 9. Sept. 1795 in Chr. Ruhl's Werkstatt ein, der ihm wöchentlich einen Laubthaler an Lohn gewährte und vorwiegend ornamentale Arbeiten in Holz und Sandstein übertrug, wie es die Prachtliebe des Landgrafen von Hessen forderte. Damals sind die Hirschköpfe im Saale der Löwenburg von R. gearbeitet. An den Winterabenden besuchte er die von W. Böttner geleitete landgräfliche Akademie und begann nach dem lebenden Modell in Thon zu arbeiten. Dem fleißigen Schüler wurde nach dem ersten Cursus die silberne Medaille zu Theil. Ohne im wesentlichen über das Handwerklich-Technische hinaus bis dahin gefördert zu sein, widerfuhr dem jungen Künstler das Mißgeschick, in seinen Studien bald völlig gehemmt zu werden.

Am 13. Februar 1796 starb Rauch's Vater. Dem älteren Bruder Friedrich,

---

*) Zu Bd. XXVII, S. 387.

damals Schloßcastellan in Sanssouci, erwuchs die Pflicht, an Stelle des Vaters den Bildungsgang des Künstlers zu überwachen. Doch nach kurzer Frist gegen Ende Januar 1797 wurde auch jener hingerafft. R. begab sich zur Ordnung der kleinen Nachlassenschaft nach Potsdam. Die Theilnahme, welche König Friedrich Wilhelm II. für seinen ehemaligen Diener gehegt, übertrug er nun auf den jüngeren Bruder. Das Pflichtgefühl, vor allem für die Seinigen in Arolsen zu sorgen, entfremdete jenen mehr und mehr der Kunst und bestimmte ihn auf eindringendes Zureden des Kämmeriers Rietz am 7. Februar 1797 im Dienste des Monarchen eine Stelle als Kammerlakai anzunehmen. Unklarheit über das Maaß der eigenen künstlerischen Begabung und die Hoffnung, zum künstlerischen Berufe späterhin zurückkehren zu dürfen, erleichterte ihm den unfreiwilligen Schritt aus dem Kleinstaate an den königlichen Hof. Im Sommer desselben Jahres begleitete R. seinen Herrn zum Gebrauch der Kur nach Pyrmont. Bald nach der Rückkehr aus dem Bade, am 16. November 1797, starb Friedrich Wilhelm II. Der Kammerdiener bat vergeblich um seine Entlassung. Man gewährte nur einige Erleichterungen im Dienste der Königin Luise und gestattete ihm, im Actsaal der Akademie zu zeichnen und zu modelliren, sowie Hirt's und Rambach's Vorlesungen zu hören. Im übrigen blieb sein Studium noch vorwiegend autodidaktischer Art. Durch Reisen in seinen Bestrebungen mehrfach unterbrochen, fand er doch Zeit und Muße, Copieen nach einigen Antiken und Bildnissen nach dem Leben aus der nächsten Umgebung, sowie kleine Reliefs eigener Erfindung, meist verschollene Erstlingsarbeiten anzufertigen. Für seine geistige Ausbildung besorgt, schloß er sich gleichgesinnten jungen Künstlern an, welche gemeinsam Schiller's Dichtungen und die eben erschienenen Propyläen Goethe's mit den Hinweisungen auf die Idealität der classischen Kunst lasen. Auch sonst fehlte es nicht im Hinblick auf Schadow's sich steigernde Kunstthätigkeit an belehrender Anregung.

Durch Fürsprache des Kammerherrn v. Schilden wurden ihm 1802 ein sechsmonatlicher Studienaufenthalt in Dresden und die dazu erforderlichen Mittel gewährt. Hier copirte er den bogenspannenden Amor und modellirte mit dem Bildhauer Fr. Unger nach einer Zeichnung des Malers Fr. Matthäi ein Relief für das Tympanon einer Kirche, die Aufrichtung der ehernen Schlange darstellend, das auf der Lauchhammer Hütte in Eisen gegossen wurde. Auf der Berliner akademischen Ausstellung im Herbste jenes Jahres trat R. mit den ersten Arbeiten eigener Composition auf, einer Büste nach der Natur und einem Relief „Artemis und der schlafende Endymion“. Die Beharrlichkeit im Fleiße und der Beweis seines Talentes hatten zur Folge, daß G. Schadow ihm allmählich seine Anerkennung und Förderung zu Theil werden ließ, indem er die Ausführung eines großen Reliefs nach seiner eigenen Skizze ihm übertrug, das für die neuerrichtete chirurgische Pepinière im Hause des Generalchirurgen Goercke bestimmt war. Das Relief, in antiker Auffassung die Hülfe eines Arztes auf dem Schlachtfelde schildernd, wurde später in den Hörsaal des Friedrich-Wilhelms-Instituts in der Friedrichstraße übertragen. Die Schülerarbeit, welche gewissenhaftes Studium des Nackten wie der Gewandbehandlung bezeugt, fand ungeachtet der von R. selbst gerügten Mängel den Beifall und Lohn Schadow's, der ihn sogar zur Ausführung einiger Reliefs für sein Haus heranzog.

Lebhafter regte sich jetzt der Wunsch nach Entlassung aus dem königlichen Dienste, die ihm nach wiederholten vergeblichen Gesuchen endlich am 31. Januar 1804 gewährt wurde. Mit einer Pension von 125 Thlr. 12 gr., die am 17. Juli 1809 bis zur Jahresunterstützung von 400 Thlr. erhöht wurde, sowie mit einem ansehnlichen Zuschuß seines Gönners, des Baron v. Schilden, aus-

gerüstet, trat R. in Begleitung des jungen Grafen Karl Sandretzky am 30. Juli die Reise nach Italien an. Vorher ward ihm noch die hohe Ehre zu Theil, vom 27. Juni bis 23. Juli die Büste der Königin Luise modelliren zu dürfen. Die Reisenden begaben sich von Dresden durch Thüringen an den Rhein, dann nach Stuttgart zum Besuch von Dannecker's Werkstatt, ferner durch Südfrankreich nach Genua und Mailand und trafen am 20. Januar 1805 über Parma, Bologna und Terni in Rom ein, wo R. laut Cabinetsordre des Königs vom 29. Juli 1804 sechs fruchtbringende Studienjahre verleben durfte. Die während der Reise von ihm geführten Tagebücher bezeugen, wie er mit empfänglichem Sinn für alles Schöne in Kunst und Leben erglühte.

Als der junge Künstler den römischen Boden erreicht hatte, trat ihm die Antike, umworben von der neu aufblühenden Alterthumswissenschaft, in leuchtendem Glanze vor Augen. Canova verband in seinen Werken die Grazie der Alten mit der modernen Eleganz, während Thorwaldsen mit starker Hand in seiner Kunst die ernste Größe und Einfalt des Stiles betonte. Die Wiedergeburt der Künste im deutschen Geiste war in vollem Anzuge. Nach dem Vorgange von Carstens strebte die Malerei durch Schick, Koch u. A. verwandte Ziele in ihrer Entwicklung an. In dem auserlesenen Kreise von Künstlern, Gelehrten, Dichtern und Kunstfreunden war der Umgang mit dem preußischen Ministerresidenten W. v. Humboldt für R. von entscheidendster Bedeutung. Vermöge seiner die lebendige Bildung der Zeit umfassenden geistigen Kraft war dieser vor allem der Berufenste, das innere Leben seines Schutzbefohlenen nachhaltig zu beeinflussen. Der Künstler aber besaß Energie und Selbständigkeit genug, um unter den Eindrücken der ewigen Stadt und ihrer Kunstschätze in schöpferischer Thätigkeit zu beharren.

In wenigen Jahren erwarb sich R. eine vorzügliche Technik in der Marmorbehandlung, wovon die während dieses ersten Aufenthaltes in Rom entstandenen größeren Arbeiten Zeugniß ablegen. Von Zoëga und Welcker zur genauen künstlerischen und wissenschaftlichen Beschäftigung mit der antiken Plastik, namentlich mit den Basreliefs der Alten angeregt, vollzog R. im J. 1809 einige Ergänzungen antiker Fragmente, so unter Thorwaldsen's Beistand zu dem angeblichen Parzenrelief (in Tegel), zu der Marmorstatue einer Hydrophore daselbst u. a. Eine namhafte Anzahl von Marmorbüsten, wie die von Rafael Mengs für die künftige Walhalla und zweimal die der Königin Luise nach dem bereits erwähnten Modell, einmal in Colossalgröße, ein Werk von strenger, noch gebundener Schönheit, ferner die Modelle zu Büsten des Zacharias Werner und des Monsignore Capecelatro, Erzbischofs von Taranto, erwarben dem Künstler in weiteren Kreisen einen geachteten Namen. R. begann auch zu jener Zeit die sitzende Statue der jungen Adelheid v. Humboldt, als Psyche aufgefaßt, im Ausdruck des Köpfchens von holdester Anmuth. Er bearbeitete ferner in Thorwaldsen's Kunststil ein reizvolles Reliefmedaillon für Tegel mit der Darstellung, wie Venus dem Mars ihre von Diomedes verwundete Hand zeigt und modellirte außerdem einen Amor und die Reliefs: Ulysses und Penelope, Phaedra und Hippolyt, endlich Jason, das goldene Vließ ergreifend.

Während seiner römischen Lehr- und Wanderjahre empfand R. aufs tiefste den Schmerz um den Niedergang Deutschlands und Preußens. Das Maaß der Trauer füllte sich, als die Nachricht eintraf, daß die Königin Luise am 19. Juli 1810 in der Blüthe ihrer Jahre gestorben. Sofort vollendete R. ihre Marmorbüste und sandte sie pietätvoll seinem Könige, in dessen Herzen lebhaft der Wunsch erwachte, das Andenken der Entschlafenen durch ein Grabdenkmal zu verewigen. Thorwaldsen, zur Betheiligung aufgefordert, verzichtete unter Hinweis auf die Leistungsfähigkeit seines jüngeren Kunstgenossen R. und von

Canova wurde in der Folge abgesehen. Auf Anregung W. v. Humboldt's, der im Sommer 1810 nach Wien abberufen war, wurde R. zur Heimkehr veranlaßt. Er verließ Rom am 2. Februar 1811, besuchte die Familie v. Humboldt in Wien und traf am 5. März d. J. in Berlin wieder ein. Alsbald legte er dem Könige einige Entwürfe zum Grabmal vor, von welchen Einer dem Wunsche des Monarchen entsprach. Unter den Augen des Königs stellte R. das Modell zur vollen Zufriedenheit her. Er bat, in Rom die Statue in Marmor und zwar etwas über Lebensgröße ausführen zu dürfen. Inzwischen entstand noch die Büste Schadow's, auch modellirte er die des Grafen von Brandenburg, des Königs und zuletzt die der Prinzessin Wilhelm. Durch Erkrankung am Wechselfieber wurde die Reise nach Rom verzögert. Kurz vor der Abfahrt zeichnete G. Schadow am 1. Januar 1812 sein Brustbildniß mit dem Ausdruck jugendfrischer Energie und gehaltvollen Ernstes, welches in einem vortrefflichen Stiche von E. Mandel den ersten Band der Biographie Rauch's von K. u. Fr. Eggers schmückt.

In Begleitung des jungen Bildhauers Rud. Schadow begab sich R. am 4. Jan. 1812 über Dresden nach Wien, um abermals W. v. Humboldt zu begrüßen, von dort nach München, wo der kunstbegeisterte Kronprinz von Baiern seinen Rath bei Erwerbung von Antiken in Anspruch nahm und ihm Aufträge für die Walhalla ertheilte. In wenigen Wochen entstanden die später in Carrara in Marmor übertragenen Modelle der Büsten van Dyck's, Franz Snyders' und des Admirals Tromp für die Walhalla, ferner die des Hans Sachs für die Ruhmeshalle bei München.

Bemerkenswerth für den Bildungseifer Rauch's erscheint es, daß das Modell zur Statue der Königin Luise, welches mittlerweile von Berlin abgesandt war, in seiner Höhlung eine kleine Sammlung ausgewählter Schriften, zumeist Classiker, für den Künstler nach Italien mit sich trug. Infolge mangelhafter Verpackung zertrümmerte die Sendung auf der Reise in Bologna, wo R. die Schäden ausbesserte, um den Transport des Werkes nach Carrara zu ermöglichen. Abwechselnd mit Rom schlug er hier für die Dauer von zwei Jahren seine Werkstatt auf. Zur Hauptaufgabe gesellte sich noch die Anfertigung der Büsten Thorwaldsen's und der Gräfin Auguste v. d. Goltz, ferner die Herstellung des kunstvoll gegliederten, reich mit Adlern, Kronen und Wappenschildern ornamentirten Sarkophags zum Luisendenkmal und der beiden Candelaber. Der von drei Parzen umstandene Candelaber ist Rauch's Werk, während Fr. Tieck, der treue Freund und Lebensgefährte des Meisters den zweiten anfertigte, um dessen Schaft sich in heiterem Tanzschritt die drei Horen bewegen. — Während R. zur Verherrlichung seiner Königin thätig war, hielten ihn die politischen Ereignisse im Vaterlande, die er mit leidenschaftlichem Interesse verfolgte, in fortdauernder Aufregung. Sein eifrig betriebener Briefwechsel hatte das Augenmerk der französischen Polizei, welche in Rom das Machtwort führte, auf ihn gelenkt, so daß er nur mit Mühe nach einer zweimaligen Verhaftung der Deportation nach Chalons entging. Behufs letzter Ueberarbeitung und Nachfeile war inzwischen die Königinstatue von Carrara nach Rom geschafft und fand dort den lebhaftesten Beifall. Am 10. August 1814 wurde das herrliche Werk in Livorno nach Hamburg eingeschifft, von wo es zu Lande nach Berlin transportirt werden sollte. — Bevor R. selbst zur Heimreise sich anschickte, bearbeitete er noch die Marmorbüsten Martin Schongauers für die Walhalla und die des Königs, sowie zwei Marmor-Tondi mit den Bildnissen des Königs, auf der Reversseite Victorien und Adler. Auch die Statuette der Adelheid v. Humboldt als Psyche gedacht und bereits früher begonnen, wurde fleißig gefördert.

Gegen Ende des Jahres nahm R. von Italien Abschied. In München

las er die Zeitungsnachricht, daß das englische Fahrzeug, welches seine Statue trug, acht Tage nach dem Auslaufen aus dem Hafen von Livorno von einem amerikanischen Caper genommen sei. In der durch diese Nachricht hervorgerufenen Aufregung traf er am Sylvesterabend in der Hauptstadt ein, wo am 7. Januar 1815 bereits bekannt wurde, daß der englische Caper Elisa den Amerikaner abgefangen habe und das Marmorbild in Cherbourg angekommen und in Jersey gelandet sei. Nach langer Verzögerung traf das Monument endlich am 22. Mai in Berlin ein. Unter Thränen tiefster Rührung spendete der König dem Künstler für das mit hingebender Liebe und Mühwaltung ausgeführte Denkmal, welches am 30. Mai 1815 im Mausoleum zu Charlottenburg aufgestellt wurde, das reichste Lob. Seit jenen Tagen ist die weihevolle Stätte für das preußische Volk ein Ziel frommer Wallfahrt geworden. Die Verehrung gilt der Königin, die höchste Bewunderung dem Kunstwerke, das als solches ebenso sehr den Geist von Canova's Idealplastik athmet, wie verheißungsvoll auf den historischen Charakter der patriotischen Denkmäler Rauch's hindeutet. Die Formen und Gesichtszüge sind von allem Stolz entbunden, wenn auch das Diadem den Scheitel ziert. Die Hoheit der schlummernden Königin verschmilzt mit der seelenvollen Anmuth des Weibes. Die Reinheit der Form klingt auch in der idealen Gewandung wieder, deren Faltenwurf als Echo der schönen Glieder gelten will. Mit diesem Hauptwerke begann Rauch's Blüthezeit. Es ist die gereifte Frucht seines für die königliche Familie genährten Jugendenthusiasmus.

Durch die Ereignisse der Freiheitskriege und die eigene Gesinnung ist R. wie kein Zweiter der patriotische Künstler Preußens geworden. Ihm sind Aufgaben im lebendig geschichtlichen Zusammenhange zugefallen, an denen seine künstlerische Kraft stets von neuem erstarkte. Die durch das Studium überwiegender Realität ermüdende Herstellung von Büsten und Rauch's wirksame Theilnahme an der allgemeinen Entwicklung der Berliner Kunstzustände drängte zwar einstweilen noch die Vollziehung größerer Aufgaben zurück. — Zunächst modellirte er auf Veranlassung des Kronprinzen von Baiern die charaktervolle Büste des Feldmarschalls Blücher zu Anfang April 1815 kurz vor dessen Abgang zur Armee. Die Marmorbüsten des Königs und der Königin mit Piedestal und Basreliefs für den Grafen Ostermann folgten. Es entstanden ferner die Modelle zu den Büsten der verstorbenen Gattin seines Arztes, Dr. Wohlfart (Nationalgalerie), des Obristlieutenants Hedemann, Schwiegersohn W. v. Humboldt's und die der kleinen Prinzessin Elisa Radziwill. In nimmer rastender Thätigkeit schuf R. nach den französischen Niederlagen die Büsten Kaiser Alexander's, seiner Gönnerin, der Gräfin Julie von Brandenburg, der Prinzessin Biron von Curland, der Prinzessinnen Friederike und Charlotte von Preußen, die der Frau Hofmarschall von Maltzahn (Nationalgalerie), endlich die Büste des Prinzen Wilhelm und auf Befehl des Königs noch zwei Büsten der Königin Luise, deren eine zum Palmetten-Diadem noch einen seitwärts herabhängenden Schleier gesellt.

Der Aufschwung des preußischen Volkes nach den siegreichen Freiheitskriegen vertiefte das allgemein künstlerische Leben in der Hauptstadt, als deren Träger und Förderer in erster Linie Schinkel, R. und Beuth wirkten. Der Gedanke zur Errichtung von Ehrendenkmälern der Führer des preußischen Heeres nach Schinkel's Plan bildete gleichsam den Schlußaccord der geistigen Erhebung. Die Marmorstatuen Bülow's und Scharnhorst's wurden von R. zunächst begehrt.

Nach Genehmigung der innerhalb 14 Tage entstandenen Modellskizzen be-

gab sich R. abermals nach Italien. Am Tage seiner Ankunft war es ihm noch vergönnt, an dem zu Ehren des Kronprinzen von Baiern in der Villa Schultheiß gegebenen Feste Theil zu nehmen. Unbeirrt jedoch durch das Parteitreiben der Classiker und Romantiker in dem deutsch-römischen Künstlerkreise entfaltete er im Stillen eine rege Thätigkeit. Dem Modell zu einer Gewandstatue des Aesculap widmete R. seine nächste Arbeit, deren Verarbeitung in Marmor, im April 1818 begonnen, nach Ueberwindung eines Nervenfiebers für seinen Arzt, Dr. Kohlrausch, bestimmt war. — Dem Jahre 1816 gehört die lebensgroße Marmorgruppe eines Adlers im Kampfe mit einer Schlange an (Rogau in Schlesien), wie aus einem späteren Briefe Rauch's an Goethe vom 1. November 1824 hervorgeht. — Zwei Ehrendenkmäler in Gestalt von Candelabern nach Zeichnungen Schinkel's, welche auf Anregung des preußischen Majors v. Royer die Officiere des IV. Armeecorps des Generals v. Bülow der Familie la Roche Jacquelin setzen ließen, wurden später in Berlin vollendet. Rauch's Candelaber, der Siegesfreude geweiht, umkreisen Victorien mit Harfe, Kranz und Lilien in Händen, den Schaft des anderen, Tieck's Arbeit, umstehen zum Zeichen der Trauer drei verhüllte Frauen mit Urnen. — Gleichzeitig mit den Modellen der beiden Feldherrendenkmäler Bülow's (1817) und Scharnhorst's (1818) nahm R. die Marmorstatue des Kaisers Alexander von Rußland in Angriff, welche bereits am 4. December 1814 vom General Ostermann-Tolstoy bestellt worden war. Der Monarch trägt über der Uniform den Kaisermantel und ist im Begriff, zur Rettung des Vaterlandes das Schwert zu ziehen. Der ritterlichen Bewegung der Gestalt, an der in erster Linie der Kopf nach der am 7. November 1815 modellirten Büste zu rühmen ist, folgt der zu unruhigen Falten aufgebauschte Mantelwurf. Das Modell zu dem in Odessa befindlichen Werke, am 30. Juli 1821 vollendet, befindet sich im Rauch-Museum. — Noch während des römischen Aufenthaltes legte R. die Skizze zum Blücher-Denkmal für Breslau an (1818), das ihm auf Anregung der Fürstin Pleß geb. Gräfin v. Brandenburg übertragen war. — Von Büsten aus dieser Zeit ist die der Prinzessin Charlotte, der nachmaligen Kaiserin und die mehrfach wiederholte des Fürsten Hardenberg in starker Linkswendung von großer und einfacher Auffassung hervorzuheben, Modelle anderer Büsten aus früheren Tagen wurden gleichfalls in Marmor ausgearbeitet. Auch in diesen wie in den vorhergehenden Zeiten suchte R. durch Reisen sein Verlangen nach neuen, erfrischenden Natureindrücken und nach Kenntnißnahme großer Meisterwerke der Kunst zu stillen, worüber er seinen Freunden die anregendsten Berichte schrieb.

Mit der Rückkehr Rauch's nach Berlin, wo ihm das ehemalige Lagerhaus in der Klosterstraße als Werkstatt eingeräumt werden sollte, beginnt die Periode seines Schaffens von vorwiegend historischen Aufgaben. Italienische Gehülfen und der seinem Meister verbrüderte Tieck zogen aus Carrara über die Alpen. In den Atelierräumen begann allmählich ein reges Leben. Marmorbüsten, namentlich die des Generals York, von R. in Klein-Oels modellirt, die Ausführung der obenerwähnten Aesculapstatue und mehrere Entwürfe hatte er noch vor Ankunft seines Genossen aus Italien erledigt. — Am 2. Juni 1822 konnten die Marmorstatuen von Bülow und Scharnhorst zu den Seiten der Hauptwache in Berlin aufgestellt werden. R. hat den gefeierten Helden der Freiheitskriege ihre typische, historische Erscheinung gesichert, zugleich eine formale und geistige Würde und Größe angestrebt, die an das Maaß der Antike erinnert. Ohne das der Gegenwart Angehörige zu schmälern, ist das Naturwirkliche der geistigen Bedeutsamkeit in der stilvollen Darstellung untergeordnet. Die Feldherren sind in ihrer Generalsuniform mit dem militärischen Reitermantel dargestellt, der den Gestalten volle Massen gibt und im schwungvollen Wurf den idealen Cha-

rakter betont, so daß man in künstlerischem Sinne von einer Beseitigung der Uniform reden und zugleich den Meister als den Begründer der Mantelplastik bezeichnen kann. Die Kopfbedeckung ist, weil sie Stirn und Auge beschatten würde, verworfen. — Scharnhorst, der Mann des Rathes, in nachsinnender Stellung an einen Lorbeerstamm gelehnt, der unten neue Zweige treibt, veranschaulicht die Vorbereitungen zur kriegerischen That. — Bülow kühn und mit sicherem Blick steht da als der Mann der siegreich vollzogenen That. Die technisch wie compositionell vorzüglichen Reliefs an den Piedestals, deren architektonische Gliederung wie auch bei den folgenden Werken sich unter Schinkel's Beirath vollzog, lassen die Bedeutung der Standbilder in der sinnbildlichen Sprache der Antike ausklingen. R. hatte der Monumentalsculptur in diesen Werken als einer der Gegenwart entsprechenden die richtige Bahn angewiesen, in der er selbst mit geringen Modificationen beharrte.

Zwei eherne Colossaldenkmäler des Feldmarschalls Blücher folgten, das eine für Breslau (1818—27), das andere für Berlin (1823—26). In Breslau auf hohem Granitsockel dargestellt, dessen Fuß von Lorbeergewinde tragenden Adlern umgeben ist, stürmt der Feldherr die Linke erhebend zum Beginn der Schlacht voran „Mit Gott für König und Vaterland!“ Er trägt knapp anliegenden Waffenrock und wallenden Reitermantel, der jenen fast verhüllt. Die überraschend lebhafte Haltung steht eher mit den Gesetzen malerischer als plastischer Kunst in Einklang. Daß R. die vom Denkmalsausschuß abgelehnte Zeichnung G. Schadow's bei seiner Arbeit verwerthet habe, wie Letzterer klagt, ist von K. Eggers widerlegt worden. — In der größeren, wol glücklicheren Berliner Blücherstatue kehrte R. zur geschlossenen Ruhe in der Haltung zurück und lieh der hohen Gestalt eine Wucht und monumentale Kraft, die mit Verzicht auf stürmische Bewegung ihren Eindruck nicht verfehlt. Der Marschall „Vorwärts“ ist als der Feldherr gedacht. der das Schlachtfeld behauptet. Der linke Fuß ist auf eine erbeutete Haubitze gestützt. Siegesgewiß stemmt sich die linke Hand auf das erhobene Knie, und die frei niederhängende Rechte hält den Husarensäbel. Der Uniform ist eine künstlerische Seite abgewonnen, indem der Mantel wie eine Schutzwehr fest um den Körper und den linken Arm geschlungen ist. Der inhaltsreichen dreifachen Reliefsfolge am Piedestal fehlt indeß bei aller bewunderungswerthen Schönheit der Details die volle innerliche Einheit. — In lebhaft vorschreitender und fast gewaltsam erscheinender Action hat R. auch den Genius des Sieges von La Rothière mit Blücher's Porträt an dem von Schinkel concipirten und 1826 vollendeten Denkmal zum Gedächtniß der Befreiungskriege auf dem Kreuzberge in Berlin zur Darstellung gebracht. Auch die beiden hoheitsvollen Genien in idealer Gewandung mit den Gesichtszügen der Königin Luise und der Kaiserin Alexandra Feodorowna sind von R. modellirt, vier andere Genien an demselben Denkmal dagegen nur von ihm skizzirt.

Von dem ersten Grabmonument der Königin Luise zu Charlottenburg auf die Dauer nicht befriedigt, schuf R. um jene Zeit bis 1827 eine meisterhafte, freie Wiederholung, durch Steigerung von Anmuth und Würde zur zartesten Beseelung durchgebildet, aufgestellt im sogenannten Antikentempel zu Sanssouci. Als Preußens Genius legt die Königin in ihrer alles Irdische überstrahlenden Erhabenheit die Hände zum Gebet zusammen. — Von edler Auffassung reiht sich das von 1827—30 entstandene Marmordenkmal der Prinzessin Elisabeth von Hessen-Darmstadt an, eine liebliche Kindergestalt in zartem Schlummer auf das Lager hingegossen (Fürstengruft zu Darmstadt).

Ein historisches Monument von hervorragender Bedeutung ist das zu München errichtete eherne Denkmal des Königs Maximilian Joseph (1826—35). Im Königsmantel auf dem Throne sitzend, hebt der Monarch in ungezwungener

Würde segnend die Rechte empor, die Linke hält das im Schooße ruhende Scepter. Die Reliefs an dem in seinem architektonischen Aufbau von Klenze angegebenen Broncepostamente enthalten eine Fülle frischer Lebensbilder, in welchen die Segnungen der Verfassung für das materielle Wohl des Landes, wie für die geistigen Interessen der Kunst und Wissenschaft dargestellt sind; einzelne allegorische und der antiken Mythe zugehörige Gestalten sind dem Ganzen sinnreich eingefügt. — Das Standbild Friedrich Wilhelm's I. in Gumbinnen, des Begründers der Stadt, wurde 1827 von R. modellirt und 1835 enthüllt. Im Zeitkostüm und mit dem Hermelinmantel bekleidet, hält der König gleichfalls die Rechte segnend empor, die Linke ruht auf dem Säbel gestützt.

Von vortrefflicher Wirkung erscheint das sinnige Denkmal des Waisenvaters Francke, auf Befehl des Königs gegen den Willen Rauch's und des Magistrats von Halle im Hofe des von Jenem gegründeten Waisenhauses daselbst aufgestellt (1827—29). Francke im Predigertalar, eine stilvolle Wiedergabe der natürlichen Erscheinung, blickt auf einen Waisenknaben nieder, auf dessen Haupt er segnend die Hand legt. Mit der Rechten deutet er nach Oben. Ein zweiter Waisenknabe mit der Bibel unter dem Arme blickt zu Francke empor. Innig und Jedem verständlich sind hier Formen der Wirklichkeit einer höheren Idee dienstbar gemacht.

Die genannten Werke, denen sich bedeutende Arbeiten des Idealstils zugesellen, zeugen von einer staunenerregenden Arbeitskraft des Meisters, die überdies von einer begeisterten Theilnahme an der Förderung der Kunstsammlungen des Museums begleitet und durch Restaurirung von Antiken, durch Vervollkommnung der Erzgießerei und Ciselirkunst im weitesten Sinne in Anspruch genommen wurde. Mit hervorragenden Zeitgenossen durch seine Kunst verbunden und allezeit auf die Pflege höherer Interessen bedacht, unterhielt R., schlagfertig im Ausdruck, einen sehr ausgedehnten Briefwechsel.

Einen Künstler von der ungewöhnlich geistigen Bildung Rauch's mußte naturgemäß ein Project, wie das eines Goethedenkmals zu Frankfurt a. M. in hohem Grade fesseln. Für die monumentale Darstellung des Dichters als des Vertreters idealen Geisteslebens schien ihm jedoch im Einklang mit der Meinung des zu Feiernden nur die ideale Tracht zulässig. In diesem Sinne entwarf R. mehrere vergebliche Entwürfe. Dreißig Jahre später entging ihm ebenfalls auf Grund seiner Weigerung des Zeitkostüms der Auftrag für das weimarische Doppelstandbild von Schiller und Goethe. Für die genrehafte Darstellung des Dichters dagegen hielt R. an dem realistischen Kostüm fest, wie die bekannte Statuette Goethe's im Hausrock beweist. Goethe's Büste von R., bereits 1820 in Jena modellirt und 1823 für Herrn v. Quandt in Dresden in Marmor ausgeführt, der sich nur Dannecker's Schiller zur Seite stellen läßt, und jene Statuette in ganzer Figur darf man wol als die besten Nachbildungen von Goethe's äußerer Erscheinung rühmen.

Zu den Büsten aus dieser Zeit, in welchen R. die Darstellung der individuellen Physiognomie gleichsam zu einer Gesammtcharakteristik der Persönlichkeit steigerte, gehört namentlich die G. Schadow's und Schleiermacher's, ferner Rauch's Selbstporträt und das seiner Tochter Agnes, sowie eine große Zahl derjenigen von Familienmitgliedern aus den preußischen und russischen Herrscherhäusern.

Die Rückkehr zu einer Aufgabe der Idealplastik wurde dem Meister durch die Anregung W. v. Humboldt's zur Vollendung der liebreizenden Statue seiner Tochter Adelheid als Psyche gegeben, die sinnend mit einem Schmetterlinge spielt (Tegel). — Von plastischen Werken religiösen Inhalts ist der Apostel Thaddäus zu nennen. Schinkel hatte zur Bekrönung der von ihm entworfenen

broncenen Chorschranken im Dom zu Berlin die zwölf Apostel Peter Vischer's vom Sebaldusgrab in Nürnberg bestimmt, welche unter Verbesserung formeller Mängel in Rauch's Werkstatt für den Erzguß modellirt wurden. Die schwächste Figur, Thaddäus, wurde von R. neu entworfen (1821—22). Dazu kam der Taufstein in Marmor daselbst mit den vier Evangelisten in Hochrelief. — Die Natur stets als Trägerin eines beseelten Inhalts verwendend, modellirte R. für das Grabmal einer Gräfin v. d. Schulenburg 1821 eine weibliche Figur in antik priesterlicher Gewandung aufwärts blickend, den Oberkörper gegen eine pilasterartige Ara lehnend und die Hände zum Gebet schließend. In Carrara 1823 von E. Franzoni ausgeführt, fand die Statue im Park zu Rippen (Amt Brandenburg in Ostpreußen) ihren Standort.

Ohne einer Reihe von Skizzen zu gedenken, sei die Meisterschaft Rauch's in der Thierbildnerei besonders hervorgehoben. Seine Denkmäler sind vielfach zur Verstärkung des symbolischen Gehalts oder des architektonischen Gesammteindrucks mit Thierbildungen von stilvoll strenger Gebundenheit ausgestattet. Dem Adler, dem preußischen Wappensymbol, hat er seine mustergültige Gestalt verliehen. Meisterwerke der Art sind auch die ruhenden Hirsche im Thiergarten von Neu-Strelitz und der Löwe auf dem Grabmale Scharnhorst's (Invalidenfriedhof zu Berlin).

Eine kerngesunde Natur bewahrte R. vor allen Abschweifungen in die Romantik. Er räumte ihr in gutem Sinne einen bescheidenen Platz in seiner Kunst ein durch die anmuthige, vielverbreitete Statuette der Jungfrau Lorenzen von Tangermünde, welche der Sage nach im Walde verirrt, von einem Hirsche in ihre Vaterstadt getragen wurde. — An die romantische Auffassung streift durch die schmuckreiche und ritterliche Tracht die Gruppe der beiden ersten Vorkämpfer des Christenthums in Polen, der Fürsten Mieczyslaw und Boleslaw im Dom zu Posen (1837—40). Der Aeltere ist der Fürst des Friedens, durch den Kreuzstab in der Linken, auf den die Rechte deutet, charakterisirt, während der Sohn in wehrhafter Richtung den Schutz des Glaubens verheißt. Die meisterhafte Broncetechnik und Durchbildung der zierlichen Details, sowie der Gegensatz beider Standbilder verleihen ihrer Gesammterscheinung Wechsel und Leben. Auffassung und Charakteristik zeugen von classischer Kunstanschauung.

Ein Wachsthum zur freieren geistvollen Naturauffassung ist sowol in den unvermeidlichen Büsten der Folgezeit, darunter mehrere für die Walhalla, wie namentlich in dem nach wiederholt durchgearbeitetem Modell hergerichteten Standbilde des Feldmarschalls Grafen Gneisenau wahrnehmbar, eine Weihegabe des preußischen Heeres für die Familiengruft auf dem Gute Sommereschenburg bei Helmstedt (1841).

Von epochemachender Bedeutung für die deutsche Porträtplastik war die Colossalstatue Albrecht Dürer's, welche die Stadt Nürnberg auf König Ludwig's Veranlassung ihrem großen Mitbürger 1840 errichten ließ. Die hohe Gestalt des Meisters, mit den edlen Zügen und reichem niederwallendem Haar ist in vornehmster Würde, der kunstgeschichtlichen Stellung ihres Trägers entsprechend, aufgebaut. Die Linke hält vorn den stattlichen Pelzmantel in kräftigen Faltenlagen zusammen, Lorbeerblatt, Pinsel und Stift ruhen in der niederhängenden Rechten. Das broncene Standbild ist von so unmittelbar packender Wirkung, wie sie zumeist nur von einer vollendeten Schöpfung der Natur auszugehen pflegt. Angesichts dieses Werkes beklagte es König Ludwig um so tiefer, daß es ihm nicht gelang, R. und seine Werkstatt dauernd für Baiern zu gewinnen. Die bei der Ausführung der Dürerstatue gemachten unliebsamen Erfahrungen hielten den Künstler von der Annahme einer Berufung ab. Doch förderte er nach Kräften die Kunstinteressen in Baiern und nahm sich energisch der Nürn-

berger Gießerei in Gemeinschaft mit Burgschmiet, dem Gießer der Dürerstatue an, wie er zuvor in Verbindung mit Stiglmayr die Einrichtung der Münchener Erzgießerei geleitet hatte.

Der ideale Zug, der den beiden letzterwähnten Werken in hohem Grade eigen ist, war zugleich die treibende Kraft, welche den Typus der für den Prachtbau der Walhalla bei Regensburg bestimmten Victoriengestalten ins Leben rief. Durch König Ludwig's Einsprache zur wiederholten Abänderung seiner ursprünglichen Absichten durch Vereinfachung der äußeren Ausdrucksmittel angeregt, hat R. den Inhalt des Nikebegriffs in einer Folge von sechs blühenden Siegesgöttinnen mit Kränzen individualisirt, welche sinnbildlich die Erwartung, die kühne Theilnahme am Kampfe, die Freude, den Jubel, und Triumph, endlich die Trauer über die Opfer des Krieges darstellen. Veränderte Wiederholungen mit besonders feiner Nüancirung im Ausdruck modellirte R. gleichzeitig im Auftrage des Königs Friedrich Wilhelm's IV.; von diesen wurden die lebhaft einherschreitende Victoria im Triumph und die den Frieden bringende Siegesgöttin mit Kranz und Palme in Erz gegossen und im Schloßgarten zu Charlottenburg auf hohe Säulen gestellt. Als segnende Friedensgöttin mit dem Attribut des Füllhorns fand die letztere mit der sich krönenden und der trauernden der Walhalla-Victorien ihren Platz im Palais des Prinzen Wilhelm. —

Zu den wenigen Werken Rauch's, welche die unverhüllte Schönheit der menschlichen Gestalt feiern, gehört die im Auftrage des Kaisers von Rußland angefertigte Modellskizze eines Narciß, durch Lazzarini für den Grafen v. Redern in Marmor übertragen. Es entstand ferner das edle Marmorbild einer Danaide, ein Werk von tiefer Empfindung und vollendetem Reiz, dessen Wiederholung, im Saale der neuen Orangerie bei Potsdam aufgestellt, der König von Preußen anordnen ließ. Die „Euridike, der Musik des Orpheus lauschend“, blieb durch den Tod des Auftraggebers unausgeführt. Dem antiken Kreise gehört auch jenes liebliche Satirknäbchen an, welches im Rosengarten von Charlottenhof auf einer Amphora liegend als Brunnenfigur verwendet ist, sowie das fließend componirte Relief einer bacchischen Scene, deren Fassung in Marmor von R. an Klenze geschenkt, gegenwärtig nicht nachweisbar ist.

Der Idealplastik stehen auch die zum Theil aus der Umarbeitung der Knaben am Franckedenkmal entstandenen anmuthigen Kinderfiguren nahe, die in den Darstellungen des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung gipfeln. R. stiftete die Kleinen in Marmor als Weihegaben in die Kirche seiner Vaterstadt Arolsen. Die geflügelte Mädchengestalt der letzteren arbeitete er später (1855) in einen Knaben um, der mit einer Lotosblume in der Linken, die Rechte mit Sehnsucht nach oben erhebt. Ursprünglich für das Grab seines Bruders, des Castellans, in Bornstädt bestimmt, schmückt das kleine sinnige Standbild jetzt Rauch's eigene Ruhestätte. — Seine religiöse Empfindung verkörperte R. damals auch in einem Christuskopfe, der in einem Medaillon am Denkmal Niebuhr's und dessen Gattin auf dem Friedhofe zu Bonn angebracht ist, wo auch der weniger anziehende, um zwanzig Jahre später entstandene Christuskopf für die Grabstätte der Gebrüder Boisserée sich befindet. — Hieran reiht sich noch ein 1832 vollendetes Grabrelief, welches Sir Edward Cooper dem Andenken seiner Gattin in Dublin widmete.

Rauch's spätere Lebensjahre der künstlerischen Vollreife und des Erfolges wurden bis zu seinem 74. Lebensjahre durch das colossale und gestaltenreiche Denkmal Friedrich's des Großen in Anspruch genommen. Es galt, die weltgeschichtliche Bedeutung des Monarchen und seiner glänzenden Umgebung in einem ebenbürtigen Monumentalwerke der Zukunft sichtbar zu gestalten. Die

Geschichte dieses umfassenden Unternehmens in allen Phasen der Entwicklung hat K. Eggers in Rauch's Biographie mit Benutzung alles einschlagenden Quellenmaterials eingehend mitgetheilt. Schon seit dem Ableben des Königs (1786) wurden zahlreiche Entwürfe zu einem würdigen Denkmale ausgearbeitet. R. selbst hat 15 Jahre an mühevolle Vorarbeiten verwendet, bevor ihm der auf den ersten Entwurf vom Jahre 1825 zurückgreifende Auftrag definitiv zu Theil wurde. Jener Skizze stand zunächst die Absicht einer Trajanssäule entgegen, an deren Stelle der Meister fünf Jahre später ein Reiterdenkmal mit sechs weiteren Reiterstatuen am Fußgestell entwarf. Den Gedanken einer Säule, vor welcher ein Reiterstandbild des Königs in römischer Tracht beabsichtigt war, veränderte R. in einen neuen Entwurf einer selbständigen Reiterfigur im Zeitkostüm mit den Standbildern seiner Feldherren, den der König mit Ersetzung der letzteren durch die allegorischen Gestalten der vorzüglichsten Regententugenden an den oberen Ecken des Fußgestelles 1839 zur Ausführung genehmigte. Am 1. Juni 1840 wurde der Grundstein gelegt und das Reiterstandbild sofort in Angriff genommen. Friedrich Wilhelm IV. jedoch hielt nach Besteigung des Thrones an dem älteren, bereits populär gewordenen Entwurfe mit den Feldherrengruppen am unteren und den Cardinaltugenden am oberen Fußgestell fest. Unter Mitwirkung zahlreicher Kräfte aus dem Künstler- und Gelehrtenstande, welche die mannichfachsten Aenderungen in Einzelheiten bedingte, ist das Denkmal im wesentlichen nach diesem Plane ausgeführt.

Ueber Granitstufen erhebt sich der gesammte Statuenbau in Erz bis zu 43 Fuß Höhe empor. Auf einem unteren Sockel von Granit mit einer Broncebekrönung ruht der Hauptkern des Piedestals, um dessen Masse sich 21 lebensgroße Statuen gruppiren. Vier hervorragende Heerführer zu Roß halten die stark vorspringenden Ecken inne, während Flachreliefs mit figürlichen Darstellungen auf jeder Seite die Grundflächen des Sockels zieren. Die zahlreichen Kriegshelden des großen Friedrich, die Stützen seiner Kraft und seines Ruhmes, sind durchgehends nach authentischen Porträts im Zeitkostüm dargestellt, von besonders anziehender Wirkung die an der hinteren Schmalseite des Sockels versammelten Männer des Friedens, die Träger und Vertreter der höheren Culturbestrebungen, über welchen die Reliefs segensreicher Genien erscheinen. Die Vorsprünge mit den vier Reiterstatuen werden von mächtig geschweiften Consolen getragen, mit denen sich symbolisch figürlicher Schmuck verbindet. Auf langen Inschrifttafeln, welche den Raum zwischen den vier Ecken ausfüllen, sind die Namen jener verewigt, denen aus Mangel an Platz die statuarische Verherrlichung versagt bleiben mußte. An den Ecken des oberen Sockeltheiles, der durch kräftige Gesimse nach oben und unten begrenzt ist, thronen die Idealstatuen der Herrschertugenden: die Stärke, Gerechtigkeit, Weisheit und Mäßigung. Die zwischen diesen allegorischen Gestalten angebrachten Tafeln mit friesartig wirkenden Reliefs schildern das Werden und Walten des Königs unter dem fördernden Schutze höherer Kräfte. Hoch oben, Alle überragend, erhebt sich das grandiose Reiterstandbild des Königs in seiner auf Jahrhunderte hinaus gebietenden geistigen Kraft und Hoheit. Wie er im plastisch bedeutsamen Königsmantel auf seinem modernen englischen Pferde dasitzt, ist er nach dem Ausspruche H. Grimm's zwar nicht der ächte alte Fritz, sondern der historisch reconstruirte der neueren Zeit, wie ihn A. Menzel geschaffen.

Bezüglich der gesammten Composition läßt sich ein Mangel an organischem und kräftigem Zusammenhang des Einzelnen mit dem Ganzen nicht verhehlen. Die Verbindung des Plastischen mit dem architektonischen Kern erscheint gelockert und ohne Uebergang. Von diesen und kleineren Mängeln, welche R. nicht verschuldete, abgesehen, ist das Friedrichsdenkmal dasjenige Werk Rauch's, in

welchem seine Kunst gipfelt, und das ihm unter den ersten Meistern aller Zeiten einen dauernden Platz sichert. Mit kühnem Griff ist eine plastische Gesammtwirkung erzielt, für welche im Bereiche des künstlerischen Schaffens sich kein unmittelbares Vorbild darbot. Die Enthüllung des Denkmals am 31. Mai 1851 gestaltete sich zu einer allgemeinen vaterländischen Feier.

Von den nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. geschaffenen Werken Rauch's ist noch in erster Linie das Grabdenkmal des Königs Friedrich Wilhelm III. im Mausoleum zu Charlottenburg (1842—46) zu nennen, welches den entschlafenen Herrscher auf dem Sarkophage ruhend darstellt, bekleidet mit dem die Generalsuniform verhüllenden Feldmantel. — Dem Denkmal der Königin Luise daselbst entspricht in der Anordnung die tiefempfundene Grabstatue ihrer Schwester, der Königin Friederike von Hannover (1843—47), eine Arbeit Rauch's, in der unverkennbar ein Fortschritt zur freieren künstlerischen Behandlung zu Tage tritt. — Ihr folgt die Grabstatue des Königs Ernst August von Hannover (1852—55) in Husarenuniform und Königsmantel ruhend. — Von den Skizzen mehrerer Fürstenstandbilder gelangte nur die Erzstatue des Großherzogs Paul Friedrich von Mecklenburg für Schwerin in kurzem Waffenrock, mit Hermelinmantel und Friedensschwert (1843—46) zur Ausführung. — Mit dem Blücherdenkmal zu einer herrlichen Gruppe vereint, wurden am 21. Mai 1855 die broncenen Colossalstatuen York's von Wartenberg (1852—55) und Gneisenau's (1853—55) enthüllt, jener in energisch selbstbewußter Haltung, mit der Hand am Degengriff, zur That entschlossen, dieser in lebhafter Action des Befehls. Erztafeln mit Inschriften, von Victorien gehalten, schmücken die vorzüglich gegliederten Granitpiedestale.

Mustergültig sind nicht minder die Porträtstatuen Kant's und Thaer's, beide in Civiltracht ihrer Zeit und von anspruchsloser Erscheinung. Das Standbild des Philosophen in Königsberg (1856—64) ist in geänderter Vergrößerung nach dem Vorbilde der charakteristischen Gestalt am Friedrichsdenkmal ausgeführt. — Trotz seines hohen Alters vermochte R. der Statue des berühmten Theoretikers der Landwirthschaft, Thaer (1857 modellirt), eine so unmittelbare Frische und mit Hindeutung auf die praktischen Verdienste des Mannes eine so ansprechende Naivetät zu verleihen, wie sie wol nur von einer Künstlerkraft in jüngeren Jahren erwartet wird. — In diesen von den bekanntesten Werken Rauch's ausgefüllten Zeitraum gehören auch noch mehrere Victoriabüsten und eine erhebliche Anzahl von Porträtbüsten, welche den höchsten Anforderungen individueller Durchbildung Genüge leisten. Von denen, die R. durch Meisterwerke dieser Gattung verherrlichte, sind hauptsächlich zu nennen: König Friedrich Wilhelm IV., die Königin Elisabeth, Hufeland und Staegemann, ferner Ladenberg, Beuth, A. v. Humboldt, Wadczek und Borsig.

Nach einer Lieblingsidee des Königs modellirte R. in seinem vorletzten Lebensjahre die höchst wirksam aufgebaute, mächtige Mosesgruppe nach dem 2. Buche Moses Cap. 17, V. 10—17. Der Gründer des alten Bundes sitzt während der Schlacht seines Volkes mit den Amalekitern betend auf der Höhe. Aaron und Hur stützen die emporgestreckten Arme des Führers. Diese von der gewohnten Thätigkeit des Künstlers abweichende Aufgabe, deren innere Bedeutung einer plastischen Darstellung im Grunde widerstrebt, ist in der Linienführung der Composition wie in der stilistischen Behandlung der energischen Gestalten tadellos gelöst. Auf die Ausführung in Marmor durch den Meister selbst mußte verzichtet werden. Von A. Wolff vollendet wurde die Gruppe in der Vorhalle zur Friedenskirche bei Potsdam aufgestellt. — Unter der Fülle der von R. hinterlassenen Modelle und Vorstudien zu ausgeführten Arbeiten finden sich auch manche in der Skizze verbliebenen Entwürfe vor, u. A. die Gruppe

Goethe's und Schiller's in Idealtracht vom Jahre 1851. — Das Motiv der Skizze einer Reiterfigur im Kampfe mit einem Löwen benutzte A. Wolff zu seinem Seitenstück der Amazonengruppe von Kiß vor dem alten Museum zu Berlin. —

Bis in sein spätes Greisenalter rüstig und thätig, wandelte R. noch wie ein Jüngling unter seinen Genossen mit frischen und klaren Zügen. Sein schöner und ausdrucksvoller Kopf, der zu vielen Bildnissen Anlaß gab, erweckte den Eindruck, als wenn er aus seinen eigenen Meisterhänden hervorgegangen wäre. In der bekannten Porträtstatue unter den Säulen des Museums zu Berlin hat Drake den Meister in seiner von ächt männlicher Schönheit beseelten Gestalt der Zukunft vor Augen gestellt.

Seit den römischen Tagen bestrebt, den Bildungsgehalt seiner Zeit durch Studium und Gedankenaustausch mit Dichtern, Künstlern und Gelehrten nach Kräften sich anzueignen, ergriff R. mit sichtlicher Liebe jede Gelegenheit, auf Reisen im In- und Auslande von Leben und Kunst der Fremde im weitesten Sinne Kenntniß zu nehmen und sie auf sich einwirken zu lassen. Auf der Höhe seines Lebens angelangt, fand er überall Anerkennung und Bewunderung und trug wie selten ein Künstler seiner Zeit die höchsten Ehren davon. Eine besondere Freude wurde am Lebensabende ihm dadurch zu Theil, daß seine Enkelin Eugenie d'Alton mit Felix Schadow, dem jüngsten Sohne des Altmeisters Schadow sich vermählte. Doch war er nur noch wenige Jahre Zeuge des jungen Glückes.

Seit dem Jahre 1855 leidend, sah er sich zu wiederholten Curen in Karlsbad genöthigt. Im Spätherbst 1857 verschlimmerte sich das Uebel, von dem er durch eine Operation in Dresden befreit zu werden hoffte. Vier Wochen vor Vollendung seines 81. Lebensjahres starb R. daselbst am 3. December 1857. Die Genien des Glaubens, der Liebe und Hoffnung, die seine kunstreiche Hand gebildet, umstanden in der Werkstatt seine irdische Hülle. Die Bildhauerkunst hatte in ihm ihr Haupt verloren. Doch aus seinem Wirken und Schaffen, aus der reichen Saat seiner Werke erblühte in der von ihm begründeten Schule neues Leben.

R. war wie wenige Künstler als Lehrer zu wirken und einen bestimmenden Einfluß zu üben vor allem dadurch berufen, daß er seine Schüler mit unerbittlicher Strenge an das Studium fesselte und seine Lehren durch das eigene Beispiel beglaubigte. Die großen Erfolge seines Künstlerlebens wurzelten in dieser rastlosen Hingebung an die Arbeit. Langsam und sicher zur Meisterschaft heranreifend, bei jedem Werke um die Palme ringend, schuf er auf gründlichem Verständniß für jede Aufgabe eine Fülle von plastischen Werken, welche sein Talent ursprünglich nicht zu gewähren schien. Gewissenhaft auf die Gesetze der natürlichen Erscheinung, auf einen gesunden Realismus bedacht, läuterte er dieses Streben zugleich durch formalen Anschluß an die mustergültige Antike und bethätigte seinen auf das Ideale gerichteten plastischen Sinn. Hierbei soll nicht geleugnet werden, daß manche seiner Werke eine gewisse Kühle athmen und an Uebergewicht der Eleganz leiden. Doch bleibt sein Hauptverdienst ungeschmälert, die äußere Natürlichkeit Schadow's und Thorwaldsen's ausschließlichen Classicismus zu einer höheren Einheit verschmolzen zu haben.

Seiner Schule, zu der namentlich Rietschel, A. Wolff, Drake, Wredow, Kiß, Bläser, Afinger, Fr. Tieck, E. Wolff, K. u. L. Wichmann, Schievelbein, Heidel und viele Andere gehören, gebührt das Verdienst, die Principien und Lehren des Meisters für die Plastik unserer Tage nutzbar gemacht zu haben.

Die an öffentlichen Stätten errichteten Monumente Rauch's sind von dauernder, sittlich erhebender Einwirkung auf das Volk und bilden eine unver-

siegliche Quelle künstlerischen Genusses. Seitdem vollends am 17. December 1865 im königl. Lagerhause zu Berlin aus dem künstlerischen Nachlasse des Meisters das Rauch-Museum gebildet und eine möglichst vollständige Sammlung seiner Werke in Abgüssen angestrebt und fast erreicht ist, bietet sich für das Studium die beste Gelegenheit zur Vergleichung des Einzelnen unter einander, wie auch eine vortreffliche Uebersicht über die künstlerische Entwicklung Rauch's in seinen Werken. —

Vgl. Deutsches Kunstblatt, Februar 1858, S. 33—45. — Das Rauch-Museum. Sammlung von Modellen der Werke Christian Rauch's im königl. Lagerhause zu Berlin, verzeichnet von Karl Eggers. Berlin 1877. — Christian Daniel Rauch von Friedrich und Karl Eggers. 4 Bde. Berlin 1873—1887. — Kunst und Künstler des 19. Jahrhunderts: Joh. Gottfr. Schadow und Christian Daniel Rauch von Karl Eggers. Leipzig 1882.

v. Donop.

Redtenbacher*): Rudolf R., Architekt und Kunstschriftsteller, ist als der einzige Sohn des Ingenieurs Jacob Ferdinand R., des Begründers der wissenschaftlichen Maschinenlehre, am 17. Mai 1840 in Zürich geboren. Bereits im folgenden Jahre wurde der Vater zur Leitung des Polytechnikums nach Karlsruhe berufen, wo der Knabe unter den Augen seiner Eltern die erste Ausbildung genoß. In der Wahl des Berufes schloß er sich zunächst dem Vater an und studirte das Maschinen- und Ingenieurwesen, sowie Naturwissenschaften. Angeregt durch Adolf Schrödter folgte er allmählich mehr seinen künstlerischen Neigungen und bevorzugte das Studium der Architektur, das ihm die Möglichkeit darbot, seine wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen zu vereinigen. Kunstgeschichtliche und kunstphilosophische Werke sowie die mitwirkenden Einflüsse seiner akademischen Lehrer bestimmten ihn, späterhin namentlich der theoretischen Seite der Kunst seine Theilnahme zuzuwenden.

Seit 1862 besuchte R. die Berliner Bauakademie und schloß sich hier insbesondere den Lehren Bötticher's und Adler's an. Dann begab er sich mit seinem Freunde A. Linnemann nach Dresden, um unter Nicolai's Leitung sich in die Kunst der Renaissance einzuleben. Sein unablässiges Streben nach möglichst umfassender Ausbildung bewog ihn endlich zu einem sorgfältigen Studium der Gothik unter Friedrich Schmidt in Wien. Der Vielseitigkeit seiner fachmännischen Vorkenntnisse entsprach auch sein allgemeines geistiges Leben. Außer den kunsttheoretischen Arbeiten beschäftigten seinen regen Geist naturwissenschaftlich-philosophische Fragen, die er im Sinne R. Lotze's erfaßte.

Nach Beendigung seiner Studienzeit war R. eine Zeit lang praktisch bei den Wiederherstellungsarbeiten des Mainzer Domes thätig. Später betheiligte er sich unter Denzinger beim Ausbau des Domes zu Regensburg. Mit Letzterem siedelte er im J. 1869 nach Frankfurt a. M. über, um den durch Brand beschädigten Dom aufs Neue herzurichten.

Da ihm die Ungunst der Zeit eine reichere selbständige Praxis vorenthielt, wandte er sich mit rastlosem Eifer seinen kunstgeschichtlichen und theoretischen Studien zu, zu welchen ihn eine hervorragende Begabung befähigte. Als Ergebnisse seiner architektonischen und wissenschaftlichen Studien während eines längeren Aufenthaltes in Italien erschienen von ihm: „Mittheilungen aus der Sammlung architektonischer Handzeichnungen in der Gallerie zu Florenz. I. Theil. Baldassare Peruzzi und seine Werke. 20 Taf. in Stich nebst Text.“ Karlsruhe 1875, ferner die „Sammlung ausgeführter Bautischler-Arbeiten der Renaissance in Italien. Nach Original-Aufnahmen. I. Abtheilung. 36 Bl. mit erläuterndem

*) Zu Bd. XXVII, S. 543.

Text." Karlsruhe 1875, und die biographischen Abhandlungen über Baldassare Peruzzi und Leon Battista Alberti in dem Sammelwerke „Kunst und Künstler", Leipzig 1875. — Seiner beharrlichen Vorliebe für die Naturwissenschaften folgend beschäftigte er sich eingehend mit den geologischen Verhältnissen der Insel Elba, die er wiederholt genau durchforschte, um in Zeitschriften die gründlichere Ausbeutung ihrer Metallschätze anzuregen.

Nach seiner Rückkehr aus Italien 1874 folgte R. einem Rufe der niederländischen Regierung, um als Mitglied der zur Erforschung der Baudenkmale des Landes gebildeten Commission der „Rijksadviseurs" die Kunstwerke vergangener Jahrhunderte, über die er auch in mehreren technischen Zeitschriften, namentlich in der Romberg'schen Zeitschrift 1875—79 Bericht erstattete, zu inventarisiren. — Nachdem er schon mit „Beiträgen zur Kenntniß der Architektur des Mittelalters in Deutschland. Originalaufnahmen größtentheils noch nicht veröffentlichter Architekturmotive von Denkmälern deutscher Baukunst." Frankfurt 1863, begonnen hatte, unternahm er nunmehr die vorbereitenden Arbeiten zu mehreren größeren kunstwissenschaftlichen Werken, deren Ausarbeitung wol die glücklichste Zeit seines Lebens ausfüllte. Im J. 1881 erschien die „Tektonik. Principien der künstlerischen Gestaltung der Gebilde und Gefüge von Menschenhand, welche den Gebieten der Architektur, der Ingenieurfächer und der Kunstindustrie angehören." Wien. In demselben Jahre folgte der „Leitfaden zum Studium der mittelalterlichen Baukunst. Formenlehre der deutschen und französischen Baukunst des Romanischen und Gothischen Stiles auf Grundlage ihrer historischen Entwicklung." Leipzig, und bald darauf die „Architektonik der modernen Baukunst. Ein Hülfsbuch bei der Bearbeitung architektonischer Aufgaben." Berlin 1883. — Außer diesen namhaften Werken schrieb R. als eifriger Mitarbeiter für die Wiener „Allgemeine Bauzeitung", für die Romberg'sche „Zeitschrift für praktische Baukunst" und die „Deutsche Bauzeitung", gelegentlich auch für die „Zeitschrift für bildende Kunst". — Der Verband deutscher Architekten und Ingenieur-Vereine beauftragte ihn mit der im J. 1876 dem Reichstage überreichten „Denkschrift über die Baudenkmäler im Deutschen Reich, ihre Inventarisirung, Aufnahme, Erhaltung und Restauration".

Seine Hoffnung, auf Grund dieser vorzüglichen wissenschaftlichen Leistungen eine Professur und Lehrthätigkeit in Deutschland zu erzielen, schlug fehl, so daß er in den letzten Jahren seines Lebens nach vergeblichem Ringen und Kämpfen einer trüben und gereizten Stimmung verfiel. Er führte fortan ein unstetes Wanderleben, wie es die Anregung und günstige Gelegenheit für seine Studienzwecke gebot, verweilte einige Monate bald in Karlsruhe, bald in Stuttgart, in München, Wien und Italien.

Von seinen letzten baukünstlerischen, der Praxis zugehörigen Arbeiten sind die Pläne zur Restauration für die gothische Alexanderkirche in Zweibrücken hervorzuheben, ferner ein Entwurf für den Neubau einer Kirche in Lembach im Elsaß und ein Project zur Wiederherstellung der Marienkirche in Bamberg.

Bei seinem überwiegenden Interesse für kunstwissenschaftliche Bestrebungen hatte R. in Zeitschriften und Vereinen lebhaft die Veröffentlichung von Kunstdenkmälern in Deutschland befürwortet. Seine Bemühungen hatten zur Folge, daß ihn die badische Regierung seit dem Frühling 1885 mit der Inventarisirung der weltlichen Kunstdenkmäler des Landes betraute. Während der Erfüllung dieser Aufgabe, für die er die günstigsten Mittel in seiner glänzenden Beanlagung besaß, wurde er am 21. December 1885 zu Freiburg im Breisgau infolge eines Schlagflusses vom Tode ereilt, nachdem er kurz zuvor sein vorzügliches Lehr- und Handbuch für Architekten und Kunstfreunde über die „Architektur der italienischen Renaissance-Entwicklungsgeschichte und Formenlehre derselben." Frank-

furt a./M. 1886, abgeschlossen hatte. Bei selbstloser Hingabe an die Interessen seines Faches gebot R. über eine Fülle tiefen und vielseitigen Wissens. Seine Arbeiten sind ausgezeichnet durch eine gleichmäßige Gründlichkeit. Doch blieb ihm die harmonische Gestaltung seines eigenen Lebens unerreichbar, da ihm die Gunst des Glückes gänzlich versagt war.

Centralblatt der Bauverwaltung, Jahrg. VI, 1886, Nr. 1. — Deutsche Bauzeitung 1886, Nr. 2, 4. — Kunstchronik 1886, Nr. 16.

v. Donop.

Rehkopf *): Johann Friedrich R., protestantischer Theolog des 18. Jahrhunderts, geboren am 20/25. Januar 1733 in Leipzig, † am 15. März 1789 in Dresden. — Er genoß eine gründliche Vorbildung auf der Fürstenschule zu Grimma und der Klosterschule zu Schulpforta, studirte 1751—55 in Leipzig, wo besonders der Philolog und Theolog Ernesti ihn anzog und beeinflußte, wurde 1755 Baccalaureus, später Magister und Vesperprediger an der Paulinerkirche zu Leipzig. Durch widrige Verhältnisse genöthigt, auf die akademische Laufbahn zu verzichten, folgte er 1761 einem Rufe als Diakonus nach Zwickau, wurde 1764 Archidiakonus zu Reichenbach im Voigtlande, 1769 aber für den nach Berlin abgegangenen A. Teller als Professor der Theologie und Generalsuperintendent nach Helmstedt berufen, nachdem er zuvor in Leipzig die theologische Doctorwürde sich erworben. Doch nicht lange dauerte seine akademische Wirksamkeit: nachdem er einen ehrenvollen Ruf als Hauptpastor nach Hamburg abgelehnt, ging er, der Sehnsucht nach seiner sächsischen Heimath folgend, 1778 als Kirchenrath und Superintendent nach Dresden, wo er die letzten 11 Jahre seines Lebens verbrachte. Er starb im 56. Lebensjahre mit dem Ruhm eines gelehrten Theologen und tüchtigen Kirchenmannes, der mit schätzbaren philologischen und theologischen Kenntnissen praktisches Geschick und einen ächt christlichen Sinn verband. Als Gelehrter machte er sich besonders verdient durch eine neue Ausgabe eines damals geschätzten und vielgebrauchten Werkes, der „Janua Hebraeae Linguae Veteris Testamenti“ von Christian Reineccius (7. Ausgabe 1769 besorgt von Krüger und Rehkopf, 8. Ausg. von diesem allein 1788, 8°). Ein größeres Werk über hebräische Sprachwissenschaft blieb unvollendet; nach einer Handschrift Reiske's gab er 1757 einige arabische Lebensbeschreibungen Alexandrinischer Patriarchen heraus, ferner eine „Erklärung der Leidensgeschichte“ 1773, einen „Grundriß der Homiletik“ 1774, „Lehrbuch der Moraltheologie“ 1775, Predigten, Reden und Abhandlungen.

Vgl. die Lebensbeschreibung, verfaßt von seinem Sohn, vor einer Ausgabe seiner Predigten, 1790. — Nova Acta hist. eccl. 79, p. 976 ff. — Hirsching, IX, 225. — Meusel XI, 95. — Jöcher-Rotermund VI, 1593. — Döring, Gel. Theologen Deutschlands III, 485 ff.

Wagenmann.

Rellstab **): Joh. Karl Friedrich R., geboren zu Berlin am 27. Februar 1759, † daselbst am 19. August 1813. Der Vater, ein Buchdrucker, wollte den Sohn für sein Geschäft erziehen; diesen aber trieb ein unwiderstehlicher Drang zur Musik. Er ward zuerst von Joh. Friedr. Agricola (s. A. D. B. I, 149), nach dessen Tode von Fasch (s. A. D. B. VI, 576) unterrichtet, ging dann nach Hamburg zu Philipp Emanuel Bach. Der plötzliche Tod des Vaters nöthigte ihn jedoch zurückzukehren und nun dennoch dessen Geschäft zu übernehmen. Er verband später damit eine Musikalienhandlung und sein um 1783 errichtetes Musikalienleihinstitut war wol das erste in Berlin. Im J. 1787

---

*) Zu Bd. XXVII, S. 597.
**) Zu S. 186.

veranstaltete er ein „Concert für Kenner und Liebhaber", in welchem classische Werke der italienisch-deutschen Schule, aber auch von Bach und Gluck zur Ausführung kamen. Er selbst war ein vortrefflicher Clavierspieler und nicht unbegabter Componist. 1792 trat er in die von Fasch gegründete Singakademie, dirigirte hier auch neben Fasch und Zelter. Unter den traurigen Verhältnissen, welch 1806 über Berlin hereinbrachen, ging sein Geschäft zu Grunde und er verlor fast sein ganzes Vermögen, ohne daß dies seinen Eifer für die Musik und das Berliner Kunstleben minderte. Ein Verzeichniß seiner musiktheoretischen Werke und seiner Compositionen, darunter Oratorien, Cantaten, eine Oper und viele Lieder gibt Ledebur.

Ledebur, Tonkünstlerlexikon Berlins, S. 456. v. L.

Rellstab *): Heinrich Friedrich Ludwig R. wurde zu Berlin am 13. April 1799 geboren. Der Vater, Joh. Karl Friedr. (s. oben) erzog ihn und seine Schwester Karoline, letztere späterhin eine beliebte Sängerin am Breslauer Theater, zur Musik. Der Vater selbst ertheilte dem fünfjährigen Knaben den ersten Musikunterricht, freilich nicht ohne vielen Zwang, da R. einen hartnäckigen Widerwillen gegen die Kunst zeigte; nichtsdestoweniger spielte er schon im 10. Jahre ein Concert von Mozart mit Orchesterbegleitung, sowie die schwierigen Concerte von Joh. Sebastian und Philipp Emanuel Bach. Neben diesen häuslichen Studien, die auf den künftigen Beruf vorbereiten sollten, ging der übliche Schulunterricht, erst in der Schule des Dr. Messow, dann im Joachimsthalschen und Werderschen Gymnasium; doch fühlte R. auch für höhere Bildung wenig Neigung. Bestärkt durch die schon früh gefaßte Absicht, sich dem Soldatenstande zu widmen, vernachlässigte er die alten Sprachen und pflegte mehr Mathematik, besonders Geometrie. Das Musikstudium war aufgegeben worden, nachdem der Vater eingesehen hatte, wie sehr es seinem Sohne an Lust, Liebe und dem inneren Drange gebrach. Da aber das Rellstab'sche Haus nach wie vor ein Sammelpunkt für Musiker und Musikfreunde blieb, so konnte selbst der widerwillige Knabe sich eines bestimmten Einflusses der Kunst auf sein Gemüth nicht entziehen.

Mitten unter dem Getümmel des beginnenden Feldzuges von 1813 starb der Vater plötzlich an einem Schlagflusse, und Ludwig folgte jetzt ungehindert seinen eigenen Neigungen. Nach seiner Einsegnung trat er im J. 1816 in die Kriegsakademie ein, und da er für die Mathematik viel Eifer zeigte, wurde er der Artilleriebrigade zugetheilt. Indessen blieb er nicht lange beim activen Truppendienst: bereits als Fähnrich wurde er als Lehrer der Mathematik zur Brigadeschule commandirt, bald darauf (1818) zum Officier befördert. Freilich begann er jetzt zu fühlen, wie unbefriedigend ihm sein selbstgewählter Lebensberuf sei, und bestärkt durch den Umgang mit Künstlern wie Bernhard Klein und Ludwig Berger, angeregt auch durch einige dichterische Erfolge, verließ er im J. 1820 die militärische Laufbahn, um sich ganz der Litteratur zu widmen. Er ging nach Frankfurt a. O., in der Stille der Kleinstadt die früher vernachlässigten Studien wieder aufzunehmen. Der Bruder Leopold's v. Ranke ward sein Lehrer in den classischen Sprachen, in der Litteratur der Alten. Daneben glaubte er in der Lyrik etwas Bedeutendes zu leisten: es entstammen dieser Zeit namentlich diejenigen Gedichte, welche durch Franz Schubert's herrliche Composition, aber nur durch diese, berühmt, ja unsterblich wurden, wie „Aufenthalt", „Frühlingssehnsucht", „Ständchen" u. a.

Eine Anzahl dieser Gedichte sowie den Text zu einer Oper „Dido", welche Klein später componirte, sandte R. an Jean Paul und erhielt von diesem eine

*) Zu S. 186.

aufmunternde Antwort, die ihn veranlaßte, den Dichter des „Titan“ in Bayreuth aufzusuchen. Die Reise dorthin führte R. zunächst nach Dresden, wo er Karl Maria v. Weber besuchte. In einem Briefe an seine Frau schreibt Weber unterm 6. August 1821: „Der junge Rellstab aus Berlin hat mir eine große Oper „Dido“ vorgelesen; vortrefflich! Da erblüht wieder ein tüchtiger Operndichter. Er hat mir auch eine zu schreiben versprochen.“ Von Weber ging R. zu Ludwig Tieck, der für ihn nächst Goethe und Jean Paul der bedeutendste Mann Deutschlands war; wohlwollend aufgenommen schloß er sich in der Folge enge an Tieck an. Länger blieb R. zu Bayreuth in regem Verkehr mit Jean Paul, der ihn besonders ermahnte, die Antike stets als den festen Boden anzusehen, auf dem sich die Romantik zu erbauen habe. Diesen Rath befolgte R. Nach einem vorübergehenden Aufenthalte zu Weimar, wo er sich durch einen Brief Zelter's in Goethe's Hause einführte, sowie Beziehungen zu Johanna Schopenhauer und Hummel anknüpfte, ging er nach Heidelberg und Bonn (1822, 1823), an diesen Universitäten bei Welcker, Näke, Brandes, Moritz Arndt, August Wilhelm v. Schlegel seine Kenntnisse erweiternd und befestigend. In die Jahre 1824 und 1825 fallen dann noch einige Reisen. Besonders zu erwähnen ist ein längerer Aufenthalt in Wien, der R. in wirklich innige und freundschaftliche Berührung mit Beethoven brachte; über ihn hat denn auch R. einige werthvolle Nachrichten hinterlassen.

Inzwischen war Rellstab's Name durch einige seiner Dichtungen, aber mehr noch durch seinen regen Verkehr mit litterarischen und musikalischen Größen Deutschlands, in seiner Vaterstadt bekannt geworden; und im J. 1826 wurde er bei der Vossischen Zeitung als Redacteur angestellt, als welcher er 34 Jahre hindurch ein thätiger Mitarbeiter dieser Zeitung blieb. Neben Artikeln politischen Inhalts über Spanien und Frankreich schrieb er regelmäßige musikalische Berichte, die bald sehr gefürchtet wurden, für die Musikgeschichte dieser Zeit aber von höchster Wichtigkeit sind. Freilich ließ er sich oft verführen, seine spitzige Feder in einigermaßen vergiftete Tinte zu tauchen: besonders bekannt ist sein Auftreten gegen Spontini, damals Capellmeister der königlichen Oper. Eine Flugschrift „Ueber mein Verhältniß als Kritiker zu Herrn Spontini nebst einem vergnüglichen Anhang“ 1827, wandte sich in maßloser Sprache gegen Spontini's unangenehme Charaktereigenschaften und regte das Berliner Publicum dermaßen gegen den Capellmeister auf, daß dieser während einer Vorstellung des „Don Juan“ durch unausgesetztes Lärmen gezwungen wurde, das Dirigentenpult zu verlassen, brachte aber ihrem Verfasser eine mehrmonatliche Festungshaft ein. In derselben heftigen Weise bekämpfte R. in dem Pamphlet „Henriette oder die schöne Sängerin“ 1826, die übertriebene Verehrung, mit welcher man das erste Auftreten der Sängerin Henriette Sontag im Königstädtischen Theater begrüßte; und auch für diese Schrift erhielt er strenge Bestrafung. Trotzdem war R. auch als Kritiker ein redlicher, wohlmeinender Mann, der mit kalter Absicht Niemanden verletzen wollte: so läßt er der „hohen Kunst“ der Sontag in verschiedenen Kritiken des Jahres 1827 volle Würdigung angedeihen, und zeigt damit, daß er mit jener Schrift nur die Auswüchse des Personencultus treffen wollte. Neben dieser Thätigkeit für das Bedürfniß des Tages hörte R. nicht auf, selbst zu dichten: besonders schrieb er viele Novellen und größere Romane, aber auch Gedichte, humoristische Aufsätze und ähnliches, Arbeiten, die als „Gesammelte Schriften“ (1843—60) 30 umfangreiche Bände füllen. Auch gab er von 1830—41 eine selbständige musikalische Zeitschrift „Iris im Gebiete der Tonkunst“ heraus, welche zahlreiche werthvolle Artikel enthält und den Ruf Rellstab's als bedeutendsten Musikkritikers Deutschlands befestigte. Nach einem arbeitsreichen Leben starb R. am 27. November 1860 zu Berlin.

Nach zwei Seiten hin war R., wie wir oben gesehen, thätig gewesen: als Dichter und als Kritiker. Freilich in der Poesie hat er nichts bleibendes geschaffen, und sein Name verdient insofern kaum, der Nachwelt überliefert zu werden. Seine Romane und Novellen erscheinen unserm modernen Geschmacke als seicht und langweilig, weder durch interessante Erfindung der Fabel noch durch lebenswahre Charaktere zeichnen sie sich aus. Da ist z. B. das Buch „Algier und Paris im Jahre 1830", eine Erzählung, welcher geschichtliche Thatsachen zum Grunde liegen sollen. Man ist erstaunt, in den zwei umfangreichen Bänden einen wirklich dürftigen Inhalt zu finden. Mit äußerlichen Mitteln, ohne der Entwicklung aus den Charakteren große Sorgfalt angedeihen zu lassen, wirft der Verfasser ein halbes Dutzend Menschen willkürlich durcheinander; Schiffbrüche, nächtliche Kämpfe, rührselige Abschiedsscenen, Entdeckung von todtgeglaubten oder seit Jahrzehnten verschollenen Leuten wechseln in bunter Reihenfolge mit empfindsamen Gesprächen, Gemeinplätzen wie: „Die Kraft des Herzens gleicht der Tiefe seines Empfindens" und ähnlichen. Dabei sind die Charaktere von staunenswerther Gleichförmigkeit, Menschen ohne Fleisch und Blut, ohne jede Individualität. Nicht besser ist der historische Roman „1812", in welchem jene lächerliche Vergötterung Napoleon's I. Ausdruck findet, mit der in vielen Kreisen Deutschlands gewissermaßen gegen das reactionäre Königthum der Bourbonen demonstrirt werden sollte.

Verdient somit Rellstab's Name in der deutschen Litteraturgeschichte keinen Platz, so nimmt er in der Geschichte der Musik mit Recht einen breiteren Raum ein. War er doch lange Zeit hindurch Führer einer Partei, welche einer Weiterentwicklung der ernsten Musik über Mozart und den jungen Beethoven hinaus grundsätzlich feindselig gegenüber stand, mit Heftigkeit und Schärfe das erste Auftreten Schumann's und Chopin's bekämpfte. Allerdings war R. in der Schule großgezogen, welche sich nach Mozart nannte, in ihren Schöpfungen aber neben Aeußerlichkeiten nur wenig von Mozart's Geiste aufweist. Ein Hauptvertreter derselben war Ludwig Berger, Lehrer und Freund Rellstab's, und auf seinen Einfluß ist denn auch die künstlerische Entwicklung Rellstab's vor allem zurückzuführen. In Berger's Sonaten sieht R. einen „solch' innigen Verein der Arbeit und Phantasie, daß die reiche Welt der neueren Clavierproductionen, mit Ausnahme der Sonaten Beethoven's, kaum ein Seitenstück dazu aufzuweisen habe". Neben Berger ist als Lehrer Rellstab's Bernhard Klein zu nennen, in noch höherem Maße wie Berger Vertreter einer einseitigen Richtung; von ihm sagte einst Berger, wenn er zu wählen habe, ob er Mozart's „Titus" oder Klein's „Dido" geschrieben haben möchte, so würde er die letztere wählen. Indem nun R. in diesen beiden Componisten die würdigsten Nachfolger Mozart's und Beethoven's erblickte, ging ihm das Verständniß für das viele wahrhaft Große verloren, das die Romantik hervorbrachte. Wir sehen ihn gegen die „Neuromantiker" eine heftige und leidenschaftliche Opposition eröffnen. Die „Iris", deren erster Band 1830 erschien, war sein Kampfmittel, Schumann dagegen antwortete in der „Neuen Zeitschrift für Musik", dann musikalisch in den „Davidsbündlern", sowie im „Carneval", wo die „Philister" unter dem Kampfgeschrei „Und als der Großvater die Großmutter nahm" gegen die „Davidsbündler" losziehen. Vor allem über Chopin äußert sich R. stets wegwerfend: so sei er in den Mazurken ganz unermüdlich „in Aufsuchung ohrzerreißender Dissonanzen, gequälter Uebergänge, schneidender Modulationen, widerwärtiger Verrenkungen der Melodie und des Rhythmus". Ein andermal wirft er ihm solche Schülerarbeiten — denn das waren sie seiner Meinung nach — vor die Füße. Die 12 Etuden von Chopin dienen ihm zur „wahren Belustigung", und Field's „Nocturnes" sind ihm tausendmal lieber als die Chopin's. Später-

hin freilich wird er den Werken des polnischen Meisters etwas gerechter; so schreibt er 1836 über das zweite Concert desselben: „Ein neues Concert von Chopin ist bei dem Ansehn und Einfluß, welchen sich dieser Componist jetzt im Gebiete des Clavierspiels erworben hat, eine wichtige Erscheinung, die auch der Redacteur der Iris mit Interesse betrachtet"; Tutti und Soli gefallen ihm gut, „es herrscht durchweg ein edler Stil darin". R. schließt: „genug, das Concert interessirt sehr; schade nur, daß kein rechter Bau darin ist, daß es mehr eine Sammlung schwerer Details, als ein überdachtes Ganze bildet".

Wie schwer es R. wurde, zu einer freieren Anschauung zu kommen, zeigt auch sein Verhalten zu Mendelssohn: kaum eines der wunderbar frischen Erstlingswerke dieses Meisters bleibt ohne Tadel. Die prachtvoll bewegte Ouverture zur Fingalshöhle findet R. matt; die doch so energisch einsetzende Hauptfigur, gleichsam eine wildschäumende See darstellend, ist ihm „weder neu noch eben hervorstechend schön oder eigenthümlich. Neu ist sie nicht, weil sie zu nahe verwandt ist mit der Figur, die Beethoven im ersten Satz der Pastoralsymphonie gebraucht!" Daß R. Meyerbeer und Rossini bekämpfte, ist danach eigentlich selbstverständlich; aber auch Johann Sebastian Bach findet nicht vollständig seine Zustimmung: in einer Beurtheilung der Johannespassion schreibt er: „Die Arien sind altmodisch; sie sind zum Theil sehr melodisch, oft äußerst kunstreich begleitet —; aber dennoch dürften sie selten an sich gültigen Kunstwerth haben". Trotz all solcher Pedanterie, trotz seiner einseitigen Stellung muß R. doch als Musikschriftsteller hoch geschätzt werden; seine in angenehmem Stil vorgetragenen Urtheile zeigen in ihrer Begründung doch immer den durchgebildeten Musiker und haben eben darum, wie wenig auch man ihnen überall zustimmen wird, für die Geschichte der Musik und des Musiklebens seiner Epoche bleibenden Werth.

L. Rellstab, Aus meinem Leben, 1861. — L. R., Ludwig Berger, ein Denkmal, 1846. — Gelehrtes Berlin, Jahrgang 1845.

M. Bendiner.

Reslfeld *): Johann Karl v. R., Maler. Einige behaupten, er hätte eigentlich Rößl geheißen, und vielleicht erhielt er erst später durch Erhebung in den Adelstand jenen Namen. Um 1658 in Tirol geboren, kam er in jungen Jahren nach Steyr in Oberösterreich, wo er in dem Freiherrn v. Riesenfels einen Gönner fand. Mit dessen Unterstützung lernte er gleich den andern bedeutenden österreichischen Meistern jener Zeit, Strudel und Rottmayr, durch vier Jahre bei Carlo Lotto in Venedig. Nach seiner 1684 erfolgten Rückkehr widmete er sich bis an sein Lebensende in einer 51jährigen Thätigkeit dem Dienste für das bei Steyer gelegene, damals eben in seiner höchsten Kunstblüthe stehende Stift Garsten. Er hatte dort anfangs 200 fl. Stipendium, dann trat er als sog. Familiaris ganz in den Hausverband. Dabei hatte er, ähnlich wie die Künstler M. Altomonte und G. Giuliani in Heiligenkreuz, eine gewisse Verpflichtung für das Kloster, durfte aber auch Privatarbeit besorgen. So bewilligte der Abt in einem Schreiben vom 5. October 1691 dem Dompropst Fürsten Losenstein in Passau zwar, den Künstler zu beschäftigen, bedingt aber, daß er vorher ein für die Salzburger Universität bestimmtes Werk fertig mache. Ich weiß von folgenden Arbeiten des in Garsten am 15. Januar 1735 gestorbenen Malers:

In der Stiftskirche daselbst: Der h. Berthold, darüber dessen Bestattung durch Engel, 1686. Die Deckenfresken zwischen den Stuccaturen. In der Losensteinschen Capelle: der h. Sebastian 1692 und die Plafondgemälde 1687. Im Stiftsgebäude, heute Strafhaus, die Deckenbilder, jetzt zerstört, unter welchen

---

*) Zu S. 247.

besonders der Saal mit dem Pegasus berühmt war, die Habsburger Porträts, die Belagerung von Belgrad, die Schlacht von Peterwardein, die Gründung von Garsten. In der Pfarrkirche zu Steyr das Bild des Hochaltars, welches mit 1000 fl. bezahlt wurde. In der Margarethencapelle die 14 Nothhelfer von 1724. In der Kirche zu Christkindl die Geburt des Herrn, 1709. In St. Ulrich bei Steyr die h. Ulrich und Veit, 1727. Das Hochaltarblatt zu Ternberg, in Groß=Ramming mehrere Bilder. In Aschach die Himmelfahrt Mariens, 18' hoch, darüber der h. Martin. In Anzfelden der h. Valentin. In Kremsmünster die Seelen der Abgestorbenen und im Kloster sein Selbstporträt. In Altmünster das Altarbild von 1697. In Schlierbach der h. Julian um 1697. In Linz in der Stadtpfarrkirche Mariens Krönung von 1696, ferner die Apostelfürsten. Bei den Carmelitern daselbst drei Altäre von 1713; in Seitenstätten das Hochaltarbild. Admont, Tod des h. Joseph. In Urfahr bei Linz die h. Familie, 1694. In Eisenerz in der Steiermark das Hochaltarbild St. Maria, Oswald und Florian. Endlich kenne ich einen Stich, welchen unser Künstler nach einer Composition J. Sandrart's fertigte, den Triumph Max Emanuel's von Baiern darstellend.

Siehe meinen Aufsatz in Mittheilungen der kais. Central=Commission für Erh. und Erforsch. der Kunstdenkmale, 1884, S. XLIX ff. A. Ilg.

Reuchlin *): Johann R., großer deutscher Gelehrter und Humanist, geboren am 22. Februar 1455 in Pforzheim, † am 30. Juni 1522. Der Knabe genoß in seiner Vaterstadt, wo der Vater Verwalter des Dominicanerstiftes war, den ersten Unterricht, bezog nach damaliger Sitte sehr früh (am 19. Mai 1470) die vor noch nicht zwei Jahrzehnten begründete Universität Freiburg, wo er mehr seine Gymnasialbildung vollendete, als ein eigentliches Studium begann und ging, weniger als Begleiter denn als Genosse des dritten Sohnes des Markgrafen von Baden, an dessen Hof er durch seine angenehme Stimme sich empfohlen hatte, nach Paris. Dort setzte er seine Studien in Philosophie, Grammatik und Rhetorik fort und begann in Gemeinschaft mit Rudolf Agricola das Studium des Griechischen. Von seinen Pariser Lehrern gewann der Theolog und Philosoph Joh. Heynlin vom Stein den größten Einfluß auf ihn, und setzte in Basel, wohin R. sich 1474 begab, diese Beeinflussung fort. R. wurde in Basel 1475 Baccalaureus, 1477 Magister. Der Baseler Aufenthalt wurde für den jugendlichen Magister von großer Bedeutung dadurch, daß er die in Paris angefangenen griechischen Studien bei Andronikus Contoblakas fortsetzte, nun aber in weit gründlicherer Weise betrieb, als er dies in Paris zu thun vermocht hatte. Die gesammelten Kenntnisse verwerthete der Jüngling alsbald durch Vorlesungen, welche er lernbegierigen Jünglingen hielt und durch schriftstellerische Arbeiten; freundschaftlichen Verkehr pflog er besonders mit dem Baseler Drucker Joh. Amorbach und mit Sebastian Brant. (5 Briefe an letzteren habe ich 1886 veröffentlicht.)

Trotz der ersten Lehr= und Schriftstellerversuche hielt sich R. nicht für fertig, sondern setzte seine griechischen Studien während eines zweiten Aufenthaltes in Paris fort und wandte sich nun einem Brodstudium, der Jurisprudenz, zu, das er sich auf zwei gleichfalls französischen Universitäten zu eigen zu machen suchte. 1479 wurde er zu Orleans Baccalaureus der Rechte, 1481 zu Poitiers Licentiat, war aber auf beiden Universitäten als Lehrer in den alten Sprachen thätig, während er in seiner Fachwissenschaft sich die nöthigen Kenntnisse anzueignen suchte. Ende 1481 erschien R. in Tübingen; als Sprachenkundiger, deren es damals verhältnißmäßig Wenige gab, wurde er von dortigen Universitätslehrern

*) Zu S. 282.

an Eberhard im Bart, Grafen von Wirtemberg empfohlen, und trat mit dem Genannten in stattlichem Gefolge Februar 1482 eine Reise nach Italien an. Diese Reise, welche nur wenige Monate währte, konnte, theils wegen ihrer kurzen Dauer, theils wegen der mannichfachen Obliegenheiten, welche der junge Gelehrte im Auftrage seines Fürsten zu erfüllen hatte, theils und besonders wegen seiner bereits anderweitig erworbenen Gelehrsamkeit, nicht die einschneidende Bedeutung für R. haben, wie die Romfahrt für andere damalige deutsche Humanisten. Trotzdem wurde sie wichtig für ihn, einerseits dadurch, daß sie ihn in persönliche Beziehungen zu Lorenzo von Medici und dessen Kreis brachte, andrerseits dadurch, daß sie seine Kenntnisse insbesondere des Griechischen erweiterte, ihm sogar durch das widerwillige Lob des Griechen Joh. Argyropulos ein ehrenvolles Zeugniß für sein Wissen einbrachte, endlich dadurch, daß sie ihm eine Anschauung der Stätten der Kunst- und Litteraturwerke des Alterthums verschaffte, die für seine innere Entwicklung nicht ohne Einfluß blieb.

Nach der Heimath zurückgekehrt, blieb R. in der Nähe des Grafen als dessen geheimer Rath, muß aber wol bald diese persönliche Stellung in der Umgebung desselben aufgegeben haben, denn er wurde Anwalt und 1484 Beisitzer am Hofgericht. Auf der Landesuniversität Tübingen muß er unmittelbar vor oder nach seiner ersten italienischen Reise die juristische Doctorwürde erworben haben, denn seitdem bezeichnete er sich in Briefen und Schriften stets als Legum doctor. Er legte auf diesen Titel großes Gewicht und führte ihn mit hohem Stolz, ganz im Gegensatz zu den Vertretern der jüngern Richtung, welche ihre Verachtung der akademischen Titel und Würden nicht deutlich genug an den Tag legen konnten. Bald nach der Rückkehr aus Italien verheirathete er sich; nachdem ca. 1510 die erste Frau gestorben war, vermählte er sich zum zweiten Male, den Sechzigen nahe, mit einer ziemlich jungen Frau. Nachkommen hatte er aus beiden Ehen nicht; weder die Persönlichkeit der beiden Frauen noch auch der Name derselben ist uns bekannt. (Die Thatsache der zweimaligen Verheirathung ergibt sich aus dem Ausdruck digamus, den R. 1512 von sich braucht und aus dem Briefe des Rhenanus an Burer, Rhenanus' Briefw. ed. Horawitz und Hartfelder, S. 190.) Auch die zweite Frau ist vor 1519 gestorben. Ein Bruder Reuchlin's, Dionysius, wurde von ihm sehr gefördert; seine Schwester Elisabeth, die in Pforzheim lebte, stand dem Bruder besonders nahe, sie ist die Großmutter Philipp Melanchthon's.

R. suchte seine Vaterstadt häufig auf; andere Reisen hatte er im Auftrage seines Fürsten zu unternehmen. Eine derselben führte ihn auf den Reichstag nach Frankfurt 1486, wo er den italienischen Humanisten Ermolao Barbaro kennen lernte und vielleicht die Beziehungen zu dem jugendlichen Maximilian anknüpfte, die später bedeutsam für ihn wurden. Die Freundschaft mit Barbaro konnte er befestigen und die Bekanntschaft anderer hervorragender italienischer Gelehrter machen, als er 1490 als Begleiter eines natürlichen Sohnes des Grafen Eberhard zum zweiten Male nach Italien kam. Diese Reise hatte für R. wichtige Folgen, nicht bloß die, daß der unermüdlich Arbeitende und Strebende eine reiche Vermehrung seiner Kenntnisse erlangte, und daß er, vermuthlich angeregt durch die damals gemachte persönliche Bekanntschaft des Pico della Mirandula auf ein Gedanken- und Studiengebiet gelenkt wurde, das ihm bisher gänzlich verschlossen gewesen war, sondern auch die, daß er einflußreiche Männer kennen lernte, z. B. den päpstlichen Geheimschreiber Jak. Aurelius Questenberg, der später mit kräftigem Schutze für ihn eintrat. In den späteren Jahren hatte er in speciellen inneren wirtembergischen Angelegenheiten mannichfache Reisen im Inland, gelegentlich auch zum Kaiser zu unternehmen. Eine Reise letzterer Art (nach Linz October 1492) hatte für R. besonders wichtige Folgen:

die eine war die durch den Kaiser erlangte Ernennung zum Pfalzgrafen und (wol damit verbundene) Erhebung in den Adelstand, die andere, daß er (vom 25. September 1492 an) bei einem in Linz lebenden Juden, Jakob Jechiel Loans aus Mantua die hebräische Sprache zu erlernen begann. Da die kurze Zeit einer Gesandtschaft nicht genügte, um sich eine so schwierige Sprache anzueignen, so kehrte R., nachdem er seinem Fürsten Rechenschaft über den Erfolg seiner Sendung (Untheilbarkeit des wirtembergischen Landes) abgelegt hatte, wieder nach Linz zurück und verweilte viele Monate in dem geistig angeregten Kreise jüngerer Humanisten, in welchem süddeutsche Gemüthlichkeit und italienische Lebhaftigkeit zu schöner Mischung vereint waren. R. wurde sogar durch das Vorbild der jüngeren Genossen, besonders des Kanzlers Fuchsmag, zu einem dichterischen Versuche veranlaßt und wurde von den Freunden in verschiedenartigster Weise angedichtet. (Vgl. A. Zingerle, De carminibus latinis saeculi XV et XVI ineditis, Innsbruck 1880.)

Das Vertrauen Eberhard's im Bart blieb dem bewährten Rathgeber bis zuletzt gewahrt. Er begleitete seinen Fürsten noch auf den Reichstag zu Worms (1495), wo dieser vom Kaiser Maximilian den Herzogshut erhielt, mußte aber nach dem Tode seines Gönners den Umschlag seines Geschicks in bitterster Weise erfahren. Denn der Nachfolger jenes ersten Herzogs grollte überhaupt den Rathgebern seines Vorgängers, am meisten aber R., der zur Einkerkerung seines Günstlings, des Augustinermönchs Holzinger mitgewirkt hatte. Da dieser nun nicht bloß befreit, sondern als erster in das Vertrauen des neuen Herrschers berufen wurde, so wartete R. nicht erst die Verbannung oder ein deutliches Zeichen der fürstlichen Ungnade ab, sondern ging, nachdem er allerwärts angeklopft, von Verschiedenen Trostesworte und Anerbietungen erhalten hatte, nach Heidelberg, wohin ihn Johann v. Dalberg, der große Gönner der Gelehrten, persönlich ihm seit 1495, brieflich schon lange vorher bekannt, gerufen hatte (1496). Dort entwickelte sich ein frisches, heiteres, durch Theateraufführungen und gelehrte Gespräche, wissenschaftliche Arbeiten und amtliche Geschäfte, durch Reisen in die Nachbarschaft, z. B. zum Besuche des bekannten Trithemius, reich angefülltes Leben, von welchem Briefe und Gedichte jener Epoche anmuthiges Zeugniß ablegen. Zu dem dortigen Humanistenkreise gehörten außer vielgerühmten Humanisten wie Jak. Wimpheling auch unbedeutende Männer wie Joh. Vigilius (Wacker), Jak. Drakontius, Ad. Wernher, der fruchtbare Dichter, welch letztere dem berühmten Gaste näher traten als die anerkannten Meister. R. trat auch in Beziehungen zu dem Landesherrn, dem Kurfürsten Philipp v. d. Pfalz. Zwar ein Universitätsamt konnte er trotz seines Wunsches nicht erlangen, weder für sich noch für seinen Bruder, aber er wurde (December 1497), freilich nur für ein Jahr, zum „Zuchtmeister" der fürstlichen Söhne und zum fürstlichen Rath ernannt. In letzterer Eigenschaft hatte er eine Reise nach Rom anzutreten (die dritte und letzte) 1498, theils um einen päpstlichen Ehedispens zu erwirken, theils um Streitigkeiten des Pfalzgrafen mit dem Abte von Weißenburg zu schlichten und führte beide Angelegenheiten zur Zufriedenheit seines Auftraggebers aus. Für ihn persönlich wurde die Reise dadurch bedeutungsvoll, daß sie ihm Gelegenheit gab, Unterricht in der hebräischen Sprache bei Obadja Sforno aus Cesena zu nehmen und dadurch seine Kenntnisse in dieser Sprache beträchtlich zu vermehren, sowie hebräische Bücher zu kaufen, deren Erwerbung ihm in Deutschland unmöglich gewesen wäre. Nach seiner Heimkehr konnte R., da das Regiment Eberhard's d. J. gestürzt und eine Regierung eingesetzt war, welche für den unmündigen Ulrich die Herrschaft führte, wieder nach Stuttgart zurückgehen, wo er 1502 von der ersten Classe des schwäbischen Bundes, den Fürsten, zum schwäbischen Triumvir erwählt wurde. Elf Jahre lang, so lange jenes Collegium

sich in Tübingen befand, behielt R. dieses ehrenvolle, nicht sehr zeitraubende Geschäft bei, das ihm jedenfalls viele Muße zur Beibehaltung seiner Anwaltspraxis, zu einer vielseitigen gelehrten Thätigkeit und zu einer weitverzweigten Correspondenz ließ. Auch hatte er bei Herzog Ulrich die Stelle eines Rathes bewahrt, die er schon bei seinen Vorgängern innegehabt und manche zeit- und stimmungraubende Hof- und Staatsangelegenheiten besorgen müssen. 1513 gab er seine Stelle auf, theils weil der Sitz des Gerichts nach Augsburg verlegt wurde, theils weil das Verhältniß zu dem neuen Landesherrn sich nicht in der Weise gestalten wollte, wie das zum alten Eberhard, theils weil er nach 30jähriger ausgedehnter amtlicher Thätigkeit sich nach wissenschaftlicher Muße sehnte. Freilich wurde ihm diese infolge von mancherlei widrigen Umständen nicht in dem Maße zu theil, wie er es begehrte.

Nach seiner Entfernung von den Geschäften konnte er häufiger als früher sein in der Nähe von Stuttgart belegenes Landgut beziehen, das ihm nicht blos die Annehmlichkeit des Landlebens verschaffte, sondern durch seine Weingärten einen beträchtlichen Reinertrag abwarf. Einige Male besuchte er in den letzten Jahren seines Lebens zur Stärkung seiner Gesundheit ein Bad; sein großer Proceß, von dem gleich gesprochen werden muß, nöthigte ihn zu manchen Reisen: 1513 nach Mainz, 1514 nach Speier und Augsburg. Die Beziehung zu Herzog Ulrich war eine lose; gelegentlich wurde wol des Alten Rath eingeholt und R. betrachtete und proclamirte sich als ergebenen Diener seines Herrn. Doch hatte er schon 1516 an Berathungen hoher Würdenträger theilgenommen, in denen erwogen wurde, was man gegen den gewaltthätigen Herzog vornehmen könne, und so sah er das Heer des schwäbischen Bundes, das sich gegen den Reichsfriedensstörer gewaffnet hatte, gewiß nicht ungern in Stuttgart einziehen (7. April 1519). Unter den Einziehenden, die unter der Führung des Herzogs Wilhelm von Baiern standen, befanden sich auch Reuchlin's Freunde und Gönner, Franz v. Sickingen und Ulrich v. Hutten, die den Alten, der aus Angst seine Bücher vergraben hatte, nicht ganz ohne Erfolg zu trösten suchten. In den Wechselfällen des Krieges — Ulrich zog wieder in Stuttgart ein, das Bundesheer verjagte ihn aufs neue — hatte R. mancherlei zu leiden; wenn er auch zuletzt durch die Leiter der Verbündeten nicht nur einen Schirmbrief erhielt, sondern auch unter denen genannt wurde, deren Rath das neue Regiment einholen sollte, so hatte er keine Lust mehr an der Stadt, die ihn fast 40 Jahre beherbergt hatte. Er zog (Ende 1519) nach Ingolstadt, vielleicht einer directen Aufforderung des Herzogs von Baiern, des Führers des Bundesheeres folgend, welcher ihn zu seinem Rath ernannt hatte. Dort, wo er im Hause Joh. Eck's wohnte und an den Zusammenkünften des Humanistenkreises theilnahm, freilich nicht mehr in jener jugendlich-angeregten Stimmung, von welcher er in Linz und Heidelberg erfüllt gewesen war, begann er an der Universität mit großem Erfolge zu lehren, als Professor der griechischen und hebräischen Sprache eine kurze, aber ungemein erfolgreiche Thätigkeit zu entfalten. Sein Wunsch, seinen Großneffen Melanchthon bei sich zu sehen, erfüllte sich nicht, mancherlei Sorgen stellten sich ein und da auch in Ingolstadt die Pest, welcher der greise Gelehrte eben entflohen war, zu wüthen anfing, so ging R. nach Wirtemberg zurück (Sommer 1521). Nun wurde er auch in Tübingen zum Professor der griechischen und hebräischen Sprache ernannt, er begann seine Thätigkeit unter großem Zulauf, aber der Tod machte auch dieser Thätigkeit bald ein Ende; er starb in Bad Liebenzell am 30. Juni 1522.

Reuchlin's gelehrte und schriftstellerische Arbeit ist eine sehr große und vielseitige. Er ist einer der Begründer des wissenschaftlichen Lebens der Neuzeit, einer der ersten Kenner der drei alten Sprachen, als Dichter, Geschichtschreiber

und Jurist thätig, zugleich ein eigenthümlicher Philosoph, der, wenn er auch nicht ein neues philosophisches System begründet, jedenfalls den Ideenkreis seiner Zeit bereichert. R. gilt als Schulhaupt, als Parteiführer, als unbedingter Meister der Gelehrsamkeit, als unbestrittenes Muster der Forschung. Er und Erasmus wurden als die beiden Augen Deutschlands gerühmt, besonders er von Nah- und Fernstehenden, Alten und Jungen, Gelehrten und Fürsten mit den übertriebensten Lobsprüchen bedacht. Müssen manche derselben auch der Lobsucht und Rühmungsluft jener Zeit zugeschrieben werden, so sind die meisten echt, weil sie doch uninteressirt waren, denn R. war nicht in der Lage, Stellen zu vergeben und gehörte nicht zu denen, welche den eifrig Lobenden unbedingt wieder lobten. Uns freilich erscheint in diesem Lobe manches übertrieben: Reuchlin's Sprachenkenntniß wurde von den unmittelbaren Nachfolgern übertroffen, die Eleganz seines Stils läßt sich selbst mit der vieler Zeitgenossen nicht vergleichen, seine Kritik ist mangelhaft, und die Logik seines Denkens nicht immer klar. Was die Genossen mit Staunen erfüllte, das war eben die Vielseitigkeit seines Wissens, die Thatsache, daß er in den meisten Dingen der Erste, ein Anfänger und Neuerer war, insbesondere in der Beherrschung der griechischen und hebräischen Sprache, das war sodann die Schlichtheit seines Wesens bei der hohen amtlichen Stellung, die er einnahm, bei den großen Ehren, die ihm zu Theil wurden, die Lauterkeit und Unbestechlichkeit seines Charakters, die Ehrlichkeit seiner Forschung, der unbedingte Wahrheitstrieb, der ihm innewohnte. Wollen wir daher seine Stellung in der Zeit richtig begreifen, so müssen wir auch diesen allgemeinen Gesichtspunkt festhalten und nicht ausschließlich die Einzelleistungen ins Auge fassen, obwol zunächst von diesen zu sprechen ist.

Reuchlin's Leistungen in der Jurisprudenz lassen sich nicht beurtheilen, da von seinen praktischen Versuchen nichts erhalten ist und eigentlich juristische Schriften von ihm nicht herausgegeben wurden, wenn man die Vertheidigungsschriften in seinem Proceß ausnimmt, die jedoch unser Interesse mehr durch ihren Inhalt, als durch ihre Form beanspruchen. So bedeutend seine Stellung als Richter, so gefeiert seine Gesetzeskenntniß war, so tritt bei ihm wie bei vielen seiner humanistischen Genossen eine Abneigung gegen diese Wissenschaft und ihre praktische Anwendung hervor, theils wegen der barbarischen Ausdrücke, vermöge deren die mittelalterlichen Rechtsquellen den Humanisten widerwärtig waren, theils wegen der Zeit, welche die juristischen Geschäfte den geliebten Studien entzogen und über deren Raub sich die begeisterten Humanisten bitter beklagten, theils wegen der Ungerechtigkeit vieler Entscheidungen, der Bestechlichkeit der Richter, der Unzulänglichkeit der Rechtsbestimmungen.

Große Geschichtswerke hat R. nicht geschrieben: ein nach den „Vier Monarchien" geordnetes geschichtliches Handbuch, das Melanchthon ihm zuschreibt, rührt nicht von ihm, sondern von Rud. Agricola her (ca. 1480) und die Einleitung in die große Chronik Naucler's (1500) mit ihrer etwas banalen Empfehlung geschichtlicher Studien bedeutet nicht viel. Dem Schriftsteller fehlt eigentlich geschichtlicher Sinn und historische Kritik; das patriotische Streben, von dem erfüllt er bemüht ist, das Alter der Deutschen bis in das graueste Alterthum hinauf zu setzen, schärft nicht eben seinen kritischen Sinn.

R. ist vor allem Philologe; der erste, der seinen Ruhm darein setzt, in Wirklichkeit ein trium linguarum peritus zu sein und dabei doch die deutsche Sprache nicht völlig zu vernachlässigen. Wenn er auch fast ausschließlich lateinisch schreibt, so latinisirt er doch seinen Namen nicht, außer durch Anhängung der Endung us; er kennt Einzelnes aus der ältern deutschen Litteratur; zweimal, beide Male in Fällen, wo er sich an das Volk oder des Lateinischen Unkundige wendet, gibt er deutsche Schriften heraus (1505 und 1510); er schreibt, nicht

ohne Gewandtheit, deutsche Briefe; auch unter den Uebersetzern verdient er einen den anderen Uebersetzern nicht unebenbürtigen Platz, wie das Bruchstück der für den Pfalzgrafen Philipp bestimmten Uebertragung von Cicero's Tusculanen beweist (Hartfelder, Deutsche Uebersetzungen Heidelberger Schriftsteller, Heidelberg 1884).

In den meisten Briefen und Schriften bedient er sich der lateinischen Sprache, die er gründlich kennt, in welcher er aber eine besondere Eleganz weder erstrebt noch erreicht. Der Quellenreichthum, über welchen er verfügt, ist ein ganz ansehnlicher; das goldene und silberne Zeitalter wird von ihm in ziemlicher Ausdehnung herangezogen. Er vermeidet Archaismen und Germanismen und bemüht sich, in erster Linie correct und verständlich zu schreiben. Will man seinen lateinischen Stil und seine Kenntniß des fremden Idioms beurtheilen, so muß man seine Briefe und selbständigen Schriften zu Grunde legen, nicht aber das von ihm herrührende Lexikon „Vocabularius breviloquus“. Denn dieses ist eine Jugendarbeit, die 1475 zu Basel entstand, wol mehr dem Buchhändler zu Gefallen oder des Gelderwerbs wegen, und alle Neudrucke des genannten Werkes (25 bis 1504) sind nicht etwa neu durchgesehene oder veränderte Auflagen, sondern ganz unveränderte, oder ohne Mitwirkung des Verfassers veränderte Nachdrucke, welche von speculativen Buchhändlern zur Erzielung eines mühelosen Gewinns veranstaltet wurden. Das Wörterbuch bekundet noch nicht den vollen Gewinn, welchen die Humanisten aus dem Studium der classischen Schriftsteller zogen, aber es zeigt gegenüber den früheren mittelalterlichen Wörterbüchern den bemerkenswerthen Unterschied, daß die etymologischen Spielereien in den Hintergrund treten, die sinnlosen Erklärungen verschwinden, ein nüchterner, sachgemäßer Ausdruck eingeführt wurde, das Ganze anstatt einer Concordanz für Vulgata und Septuaginta ein Wortschatz für die classischen Schriftsteller und die Quellen des römischen Rechts werden sollte. Das Wörterbuch wurde bald durch kleinere methodischere Lexica jüngerer Humanisten überholt; von diesen wurde der Breviloquus einfach ignorirt, um es zu vermeiden, dem berühmten Autor zu nahe zu treten; in satirischen Schriften wurde dagegen jenes Werk, das übrigens manchmal ohne Reuchlin's Namen erschienen war, einfach neben anderen mittelalterlichen Büchern der Verachtung preisgegeben.

Der lateinischen Sprache bediente sich R. jedoch nicht nur zur Abfassung seiner wissenschaftlichen Werke, sondern auch zur Anfertigung seiner schon erwähnten Gedichte, ferner einzelner empfehlender Verse zu seinen Schriften oder den Arbeiten Gleichstrebender und weniger ziemlich belangloser Verse geistlichen Inhalts, endlich seiner Komödien. Die letzteren sind sehr gerühmt worden, vielleicht über Gebühr; auch hier liegt der Grund der Rühmungen nicht ausschließlich in der Vortrefflichkeit der Stücke, sondern in dem, z. B. von Celtes und Hutten hervorgehobenen Umstande, daß auch hier R. ein Neuerer ist. Vor ihm (d. h. vor 1496) gibt es in Deutschland nur ganz vereinzelte lateinische, nach dem Muster der Alten gedichtete Komödien und jedenfalls keine, die von einem hervorragenden Schriftsteller, geradezu einem Chorführer der neuen Litteraturbewegung herrührt; durch ihn, der auch dafür sorgt, daß die eine Komödie alsbald zur Aufführung gelangt, wird die ganze Dichtung in weiteren Kreisen eingeführt, um nicht zu sagen, modern; und so erlangte R. wegen der nicht vorausgesehenen Folgen fast ebenso großen Ruhm wie wegen des Werthes seiner Leistung.

In dem ersten Stücke „Scenica progymnasmata“, das auch den Nebentitel „Henno“ nach dem Hauptthelden der Komödie führt, geißelte er, den Stoff im wesentlichen aus der französischen Farce vom maître Pathelin entlehnend, manche Unsitten der Zeit, Es ist die Geschichte von der Schurkerei des Dieners, der seine ihm vertrauende Herrschaft bestiehlt, dem Rathe seines Rechtsbeistandes, der

dem treu Gehorsamen Freisprechung in Aussicht stellt, folgend, sich vor dem Gericht taubstumm stellt und auf alle an ihn gerichteten Fragen nur mit Ble antwortet, dann aber, als er nun wirklich infolge des von dem Rechtsanwalt angerathenen Mittels freigesprochen wird, seinen Rathgeber mit derselben Münze zahlt, die dieser ihn kennen gelehrt hat. Trotz der Anlehnung an ein fremdes Muster jedoch wußte R. dem Stoffe neue Wendungen abzugewinnen und zeitgemäße Anspielungen hinzuzufügen. Solche Anspielungen sind die theils heftigen, theils witzigen Ausfälle gegen die Proceßsucht der niederen Stände, namentlich der Bauern, gegen die ungerechten und bestochenen Richter, gegen die hochtrabend redenden, viel versprechenden und nichts gewährenden Astrologen. Die Komödie war, wie ihre sehr häufigen Drucke und ihre noch häufigeren Uebersetzungen und Bearbeitungen beweisen, damals ein beliebtes Stück und verdient Lob wegen der guten Charakteristik, der witzigen Sprache, der lebhaft und gut durchgeführten Intrigue.

Weniger gelungen, auch weniger verbreitet und so gut wie gar nicht von den Späteren bearbeitet und übersetzt ist das zweite Stück „Sergius“ oder „Capitis caput“, welches das Haupt des Hauptes, d. h. der bloße Kopf, der keinem Lebenden mehr angehört, daher leer und ohne Inhalt ist. Der Kopf ist der Schädel eines Elenden, welcher zuerst Christ, dann Muhammedaner, in beiden Religionen Uebles gewirkt hat, ein Kopf, der nun von dem speculativen Besitzer als Kopf eines Heiligen durch die Lande getragen, als vielwirkend, allvermögend dem staunenden Volke angepriesen wird, bis dieses nach langem Irrthum die Wahrheit erkennt und das Gefühl verehrungsvoller Scheu in energischen Abscheu verwandelt. Wüßte man nicht aus sonstigen bestimmten Hindeutungen Reuchlin's, daß das Stück sich gegen den obengenannten Augustinermönch Holzinger richte, so würde man dies aus dem Stücke selbst schwerlich entnehmen: die Anspielungen sind so allgemein gehalten, das Persönliche und Zeitgeschichtliche gleichsam so absichtlich verwischt, daß die Wiedererkennung einer Persönlichkeit und eines greifbaren Vorganges fast unmöglich ist.

Führen diese dichterischen Leistungen in die eigne Zeit des Dichters hinein, so geleiten die der Beschäftigung mit dem Griechischen entsprungenen Arbeiten wieder in das Alterthum zurück. Die lateinischen Uebersetzungen griechischer Autoren haben bedeutendern Werth, als die deutschen Uebersetzungen lateinischer Schriftsteller, denn während die letzteren nur den verhältnißmäßig wenigen Ungelehrten dienen sollen, welche einen Vorschmack der classischen Bildung zu haben wünschten, dienen die ersteren als erwünschte, ja nothwendige Vermittlerinnen selbst für bedeutendere Gelehrte zu einem ganz unbekannten oder als willkommene Führerinnen in ein wenig bekanntes Gebiet. Diese Uebersetzungen, selbst wenn man nur die wirklich erhaltenen, nicht alle von den Zeitgenossen erwähnten ins Auge faßt, sind sehr zahlreich und verschiedensten Inhalts: Stücke aus den Kirchenvätern, historische, philosophische Schriften, der Froschmäusekrieg. Die Uebersetzungen sind gewandt und correct, weder übertrieben wörtlich, noch mit dem Anspruch auf besondere Zierlichkeit, sie haben unverwandt den Hauptzweck im Auge und erfüllen denselben in angemessener Weise, nämlich den, verständlich zu sein und den Lesern mühelos den Eingang in ein fremdes Gebiet zu verschaffen.

R. war der erste Lehrer des Griechischen, der sowohl privatim als auch öffentlich an zwei Universitäten Schüler heranbildete. Zum Zwecke dieses Unterrichts gab er (1521) Reden des Aeschines und Demosthenes im griechischen Urtext heraus — schon vorher (1509) hatte er an der kritischen Herstellung des Textes des Hieronymus mitgearbeitet, er der Einzige, auf welchen der Basler Buchdrucker Amorbach seine Hoffnung gesetzt hatte — auch legte er seinem Unterrichte und wohl auch seinen Vorlesungen eine Grammatik zu Grunde, die jedoch

nicht gedruckt worden ist. Dagegen sind zwei kleine Elementarbücher: Ueber die vier Idiome und leichte griechische Gespräche (Colloquia graeca) handschriftlich erhalten und neuerdings gedruckt. (A. Horawitz, Griechische Studien, 1. Heft. Berlin 1884.) Die Bezeichnung: Reuchlinisch für die sogenannte neugriechische Aussprache rührt jedenfalls von dankbaren Schülern oder Nachfolgern her: R. hat diese Aussprache natürlich nicht erdacht, sondern den Zeitgenossen getreulich das überliefert, was er von seinen eigenen Lehrern, den damals lebenden Griechen, empfangen hatte.

Bedeutender als durch seine Kenntniß und Verbreitung der lateinischen und griechischen Sprache wurde R. durch sein Lernen und Lehren der hebräischen Sprache. Dadurch wurde er in Wahrheit ein Erneuerer, nicht bloß einer von Vielen, sondern der Einzige, der furchtlos Schwierigkeiten besiegte, an denen selbst Muthige scheiterten, und der geradezu die Juden, die von der Kirche verstoßenen und von den Christen gehaßten Bewahrer des kostbaren Schatzes aufsuchte, um von ihnen zu lernen. Mit ihrer Hülfe — die einzelnen Lehrer sind bereits oben genannt — und mit ausgiebiger Benutzung jüdischer Quellenschriftsteller, besonders des berühmten Grammatikers David Kimchi, verfaßte R. außer kleineren Lehrmitteln, die man als Elementarbücher bezeichnen könnte: Ausgaben einzelner Psalmen und Interlinearübersetzungen kleinerer Schriften, zwei Hauptwerke: Rudimenta hebraica 1506 und de accentibus et orthographia linguae hebraicae 1518.

Das erstere Werk enthält sowohl Grammatik als Wörterbuch. In beiden klammert sich R. eng an den genannten Kimchi: sowohl in der Methode, die Wörter nach Wurzeln zu ordnen, und die Derivate, der alphabetischen Ordnung zuwider, unter den Wurzelwörtern zusammenzustellen; als in dem Wortschatz, der bei dem neuen Bearbeiter kaum eine Vermehrung erfährt; als auch in der Manier, zum Verständniß der einzelnen Worte Bibelstellen anzuführen. Wenn R. bei solchen Anführungen, seinem Vorbilde zuwider, die Stellen lateinisch statt hebräisch gab, so gewährte er durch diese Ungehörigkeit der Unwissenheit seiner Leser ein Zugeständniß. Denn man muß bei dem ganzen Werke bedenken: trotz seines großen Umfanges und seines gelehrten Tones ist es doch wesentlich ein Elementarwerk, eine Einführung christlicher Leser in einen ihnen bis dahin gänzlich fremd gebliebenen Stoff. In diesen Stoff eingedrungen zu sein, sich denselben zurechtgemacht zu haben, trotz der unsäglichen Schwierigkeiten, welche der spröde und noch niemals von Christen behandelte Stoff bot, ist eine Riesenleistung, deren Verdienst R. allein gebührt und auf die er mit Recht stolz war. Wie das Studium der lateinischen und griechischen Sprache den Humanisten eigentlich nicht Selbstzweck war, sondern nur Mittel zum Zweck, zum Verständiß der lateinischen und griechischen Dichter und Prosaiker, sowie des Urtextes des Neuen Testaments und aller der großen Werke, welche die innere und äußere Entwickelung der christlichen Kirche darboten, so sollte die Kenntniß der hebräischen Sprache das Eindringen in die hebraica veritas, in den hebräischen Text des Alten Testaments ermöglichen und die Forscher von der Herrschaft der willkürlichen und falschen lateinischen Uebersetzungen zu befreien. R. wurde durch sein Studium des Hebräischen der Vater der Bibelkritik in Deutschland; die Reformation aber, welche die Bibel als ihr Palladium, als das Grundbuch erklärte, auf dem sie weiter baute, hatte ihm als demjenigen dankbar zu sein, der eine ihrer wichtigsten Vorarbeiten gethan hatte.

Das zweite Werk ist weit specieller, es lehrt die Accente, die Andeutungen des rednerischen Maßes, die musikalischen Zeichen. Es ist ungleich gelehrter als das erste, und bekundet wie sorgsam und fleißig R. die zwischenliegenden 12 Jahre benutzt hat; es ist auch unabhängiger von den rabbinischen Führern,

als das erste, obwol es natürlich keineswegs vollkommen selbständig ist. Aber seine Wirksamkeit mußte, da sein Stoff ungleich beschränkter war als der des ersten, eine unendlich viel kleinere sein; nicht die Masse der Theologen, sondern nur eine kleine Anzahl von Liebhabern konnte sich dem umfangreichen Werke zuwenden; ein großer für die Wissenschaft maßgebender Einfluß konnte von einem derartigen Buche nicht ausgehen.

Die Wirkung der hebräisch-sprachlichen Werke, so natürlich und berechtigt sie ist, war von Reuchlin nicht beabsichtigt; was ihn zu der „heiligen" Sprache zog, war neben dem philologischen Interesse, das ihn beherrschte und ihn zu immer neuen Studien anregte, hauptsächlich das Verlangen, die jüdische Geheimlehre „Kabbalah" zu ergründen. Dieses Verlangen, durch die Lectüre einzelner hebräischer Schriften mächtig in ihm erregt, war durch die persönliche Bekanntschaft mit Pico della Mirandula und durch die Kenntnißnahme seiner Schriften erheblich gefördert worden; es vermehrte die wissenschaftliche Erkenntniß wenig oder gar nicht und fand bei den nüchternen Deutschen weit weniger Anklang, als es in Italien gefunden hatte, aber es trug dazu bei, den Ruhm Reuchlin's als eines tiefen Denkers zu erhöhen, seinen Namen mit einer Art geheimnißvollen Grauens und ehrfürchtigen Staunens zu umgeben. Zwei große gelehrte lateinische Werke, die heute schwerlich mehr einen Leser finden, Folianten mäßigen Umfanges, ebenso wie die vorher besprochenen Schriften, sind Zeugnisse dieser Studien: „De verbo mirifico", 1494 und „De arte cabbalistica", 1517. Sie müssen, trotzdem sie heute mehr als Ausgeburten eines kranken Geistes denn als Resultate wirklich philosophischer Forschung betrachtet werden können, doch etwas eingehender analysirt werden, weil sie die Kost eines ganzen Zeitalters waren und von Vielen als herrliche Werke gerühmt werden. Beide Werke sind in Form von Unterredungen geschrieben, an welchen auch Juden theilnehmen.

Das wunderthätige Wort, dessen Kraft im ersten Buche dargethan werden soll, ist das Tetragrammaton Jhvh, „jene unvergleichliche Bezeichnung, von den Menschen nicht erfunden, sondern ihnen nur durch Gott anvertraut, ein heiliger und hochzuverehrender Name, der Gott besonders in der Urreligion zukommt, der Allmächtige, den die Ueberirdischen anbeten, die Unterirdischen fürchten, die Natur des Weltalls küßt". Dieses Wort stellt die Verbindung her zwischen dem endlichen Menschen und dem unendlichen Gott. Diese große Bedeutung des wunderbaren Wortes kommt daher, weil jeder Buchstabe desselben seinen geheimnißvollen Inhalt hat. Der erste Buchstabe, ein Jod, der Gestalt nach ein Punkt, dem Zahlwerth nach gleich zehn, deute Anfang und Ende aller Dinge an, der zweite He, als Zahlzeichen fünf, die Vereinigung Gottes (Dreieinigkeit) und der Natur (Zweiheit nach Plato und Pythagoras); der dritte Waw, dem Zahlwerth gleich sechs, das Product der Einheit, Zweiheit, Dreiheit; der vierte He, dem zweiten gleich, bedeute die Seele, die das Medium zwischen Himmel und Erde, wie die Fünf Mitte zwischen der Einheit und der heiligen Zehnzahl sei. Ist schon in dieser Namenserklärung eine Vereinigung der christlichen und jüdischen Lehre angedeutet, ein Hineingeheimnissen der christlichen Mysterien in den jüdischen Gottesnamen, so soll durch die weitere Ausführung bewiesen werden, daß der Name Jesu (Jhsvh) nichts sei als eine Vermehrung des Tetragrammaton durch einen Buchstaben und zwar den s-Laut, der etwas Heiliges habe, da er im Hebräischen zur Bildung der Worte „heilige Ceder, heiliger Name, heiliges Oel" diene. Demgemäß sei der Name Jesu und die durch ihn begründete christliche Lehre der Höhepunkt der philosophischen Bildung der Welt.

Aufgabe des zweiten Werkes ist zunächst der Beweis, daß die messianische Lehre, die obwohl von Bibel und Talmud vorher verkündet, durch die jüdischen Erklärer nicht recht verstanden worden, der eigentliche Gegenstand der Kabbalah

sei. Dieselbe Lehre nun sei auch der Grundstein der pythagoräischen Philosophie. Letztere habe indessen mit jener jüdisch-philosophischen Richtung auch die mannichfachsten Berührungspunkte in den großen Grundsätzen der Moral und den geheimnißvollen Wegen der Erkenntniß gemein. Der Erörterung dieser Geheimnisse, nämlich der 50 Pforten der Erkenntniß, der 32 Pfade, die zur Wahrheit führen und der 72 Engel, welche die Vermittlerrolle zwischen Gott und Menschen spielen, ist ein großer Theil des Werkes gewidmet. Ein nicht minder großer der formellen Kabbalah, der kabbalistischen Kunst, deren Wesen darin besteht, aus den Worten einen tiefern Sinn als den gewöhnlichen zu entnehmen und zwar 1. durch Umstellung der Buchstaben innerhalb eines Wortes (Gimatria), 2. durch Auseinanderzerrung der Buchstaben eines Wortes, dergestalt, daß jeder als Anfangsglied eines neuen betrachtet wird (Notarikon), 3. durch eine derartige Vertauschung der Buchstaben, daß für den ersten des Alphabets der letzte, für den zweiten der vorletzte und so fort gesetzt wird.

Wenn auch nicht alle Humanisten diese kabbalistischen Träume billigten, so staunten sie doch R. als einen wunderbaren Gelehrten an. Seit der Veröffentlichung seiner ersten kabbalistischen Schrift, nach Erscheinen der Komödien galt er als Führer der Humanistenschar; das laute und immer wiederholte Lob der Jüngeren machte ihn zum Parteihaupt. Schon als solches hätte er, da die Zahl der Gegner groß und streitlustig war, in Kämpfe verwickelt werden können, den eigentlichen Anlaß aber, daß gerade er in dem großen Zusammenprall der Humanisten und ihrer Gegner den Hauptstoß aushalten mußte, gab seine Beschäftigung mit der hebräischen Sprache.

Dieser Reuchlin'sche Streit ist weltbedeutend geworden. Die eingehende Schilderung desselben gehört in eine ausführliche Biographie Reuchlin's, an dieser Stelle kann sie, da der Raum uns fehlt, schon aus dem Grunde nicht gegeben werden, weil in den Lebensbeschreibungen der Gegner Reuchlin's, O. Gratius, Hochstraten, Pfefferkorn und mancher Bundesgenossen, z. B. Mutian, Nuenaar und Pirckheimer (A. D. B. IX, 602 ff., XII, 527 ff., XV, 621 ff., XXIII, 108 ff., 485 ff., XXVI, 810 ff.) bereits von ihrer Betheiligung an diesem Streite, von dem Schriftenkampfe für und wider die Rede war. (Ich zähle nur die hauptsächlichsten von mir herrührenden Artikel auf; da in dem Hutten gewidmeten Artikel, A. D. B. XIII, 464, 475 von seinem Antheil an unserm Streit wenig gehandelt ist, so muß in der folgenden Darlegung gerade Hutten's Mitwirkung betont werden.) Nicht also eine Gesammtdarstellung des Streites soll im Folgenden gegeben, sondern hauptsächlich der Antheil Reuchlin's des Nähern dargelegt werden.

Durch seine Beschäftigung mit der hebräischen Sprache erschien R. als der geeignetste, ja als der einzig geeignete Mann in Deutschland, über die durch Pfefferkorn angeregte Confiscation der Bücher der Juden ein Gutachten abzugeben. Er schrieb dies der Aufforderung des Kaisers folgend, in deutscher Sprache, 6. October 1510. (Es ist nie separat erschienen, sondern bildet den Haupttheil des „Augenspiegel".) Der Grundgedanke dieses Gutachtens, eines höchst bedeutsamen Documentes in der Geschichte der deutschen Aufklärung, ist etwa folgender. Es gibt einige wenige von den Juden selbst verabscheute „Schmachbücher" der Verdammung preis und sucht alle übrigen als der Erhaltung im hohen Grade werth zu erweisen. Nur kurz verweilt es bei der Schutzrede für die Glossen und Commentare der Bibel, Predigten und Gesangbücher, für philosophische und naturwissenschaftliche, poetische und satirische Schriften, länger bei der Kabbalah, am längsten bei dem Talmud. Dieser, dem man aus Unkenntniß oder Böswilligkeit viel Uebles nachgesagt habe, müsse erhalten bleiben, theils weil er zum geeigneten Kampfobject dienen könnte, die Kräfte der christlichen

Theologen zu erproben, theils weil er manche Stellen zum Beweise des christlichen Glaubens zu liefern geeignet sei. Gegen alle diese Bücher, selbst wenn sie Gefährliches enthielten, einzuschreiten hätte die christliche Kirche kein Recht, da die Juden auch von der Kirchenlehre nur als Andersgläubige, nicht als Ketzer betrachtet, von dem weltlichen Recht aber als Mitbürger des deutschen Reiches angesehen würden. Ein gewaltsames Einschreiten gegen die jüdischen Bücher würde eine wirkliche Ausrottung der gesammten Litteratur zur Folge haben; zu der Rechtlosigkeit des Verfahrens würde sich also auch noch die Wirkungslosigkeit gesellen. Der einzig gerechte Kampf gegen etwaige falsche Meinungen und gegen den Glauben der Juden überhaupt sei wissenschaftliche Belehrung; sie könne nur erzielt werden durch eindringliche Beschäftigung mit den jüdischen Schriften.

Die unredliche Art, in welcher Pfefferkorn mit diesem Gutachten verfuhr, sowie die ungegründeten Vorwürfe, die er erhob (s. A. D. B. XXV, 623), wies R. in dem „Augenspiegel“ zurück, in welchem er das unverstümmelte Gutachten zum Abdruck brachte, die Erzählung des bisherigen Handels gab und die Vorwürfe des Gegners, er sei von den Juden bestochen und habe die unter seinem Namen herausgekommenen Schriften nicht verfaßt, mit derselben Derbheit zurückwies, mit der sie von dem Angreifer ausgesprochen worden waren. Die Ungereimtheit der letztern Anklage leuchtet ohne Weiteres ein; die erstere, so unbegründet sie auch war, hatte wenigstens eine Scheinstütze in dem kleinen deutschen, 1505 von R. verfaßten, aber nicht zur Veröffentlichung bestimmten „Missive warum die Juden so lang im ellend sind“, einer Schrift, die wenn auch nicht von so wildem Judenhaß erfüllt wie gleichzeitige Pamphlete, doch weit entfernt davon war, ihrem Autor den Namen eines Judengönners zu verschaffen. Außer der Erzählung des Handels und der Zurückweisung der ungerechtfertigten Anklagen enthält der „Augenspiegel“ manche lateinische spitzfindige Auseinandersetzungen, Erklärungen, Abschwächungen kühner Behauptungen, sophistische Sätze, durch welche die kühne Volksschrift zu einer zahmen Gelehrtenarbeit zusammenschrumpfte.

Bei einem derartigen Gelehrtengeplänkel wäre die Sache geblieben, wenn nicht, vermuthlich auf Pfefferkorn's Antrieb, die Kölner theologische Facultät sich eingemischt und Miene gemacht hätte, R. als Verfasser eines ketzerischen Buches (eben des „Augenspiegels“) vor ihr Forum zu ziehen. In Briefen an seinen alten Kameraden C. Collin und an A. v. Tungern, ein einflußreiches Mitglied der Facultät, wies er nach, daß er durch sein Gutachten, das er deutsch hätte schreiben müssen, sich nichts Ungebührliches angemaßt, mit Recht über theologische Dinge geschrieben und durchaus im Auftrage des Kaisers gehandelt habe. Alsbald ahnte er, daß die wider ihn angezettelte Sache ein Angriffsversuch gegen die humanistische Bewegung überhaupt sei und wies darauf hin, daß die ganze Humanistenschar sich wider die Kölner zu seiner Vertheidigung erheben würde. Alsbald veröffentlichte R. die dem Augenspiegel angehängt gewesenen Erklärungen in deutscher Sprache („Ain clare verstantnus in tütsch“, 1512) und gab sich nun der Hoffnung auf einen friedlichen Ausgang der Sache hin. Im Auftrage der Kölner dagegen veröffentlichte A. v. Tungern Articuli sive propositiones de Judaico favore Jo. Reuchlin (1512), in welchen der „Augenspiegel“ als ein ketzerisches Buch erklärt wurde. Die Kölner erwirkten ein kaiserliches Verbot des Buches (7. October 1512) und R., durch von Tungern's Schrift und Pfefferkorn's „Brantspiegel“ gereizt, trat mit seiner überaus heftigen „Defensio contra calumniatores suos Colonienses“ (1513) auf, in welcher er die Kölner Theologen, den Ketzermeister Hochstraten voran, aufs Erbittertste angriff, sie der groben Unwissenheit und der Fälschung beschuldigte, und alle Vorwürfe, die man ihm gemacht, in entschiedenster Weise zurückwies. Nun warb er Gönner und Helfer unter den Hu-

manisten und den Vornehmen. Vom Kaiser erlangte er ein Mandat, das beiden Parteien Stillschweigen auferlegte (Juni 1513), aber auch die Gegner waren rührig und erwirkten von demselben Kaiser ein Verbot der Defensio (1513). Da die Kölner ihr Recht aber nicht nur durch Machtmittel vertheidigen wollten, so verschafften sie sich Gutachten verschiedener Universitäten: Löwen, Köln, Mainz, Erfurt, Paris, welche gegen den „Augenspiegel“ — der den Betreffenden wohl nur in Auszügen vorgelegt worden war — ausfielen und, auch öffentlich verbreitet (Acta doct. Parrhisiensium contra speculum oculare, 1514 und Praenotamenta Ortuini Gratii in dems. Jahre), die Stimmung gegen R. erregen sollten. Nur in Paris hatte R., begünstigt durch seinen Landesherrn und unterstützt von manchen Freunden, den Versuch gemacht, die feindliche Sentenz aufzuhalten; da dies nicht gelang, so veranstaltete R. eine Sammlung der zu verschiedenen Zeiten, besonders aber in den Jahren 1510—1513 an ihn gerichteten Briefe („Clarorum virorum epistolae“, 1514), aus welcher zur Evidenz hervorging, daß die Humanisten aller Orten, die Poeten, Historiker und Philosophen, die gefeierten Meister wie die strebsamen Jünger, ihn als ihr Haupt, ihren Meister betrachteten, in seinem Streite durchaus auf seiner Seite gegen die Kölner standen, sich solidarisch mit ihm verbunden erklärten und ihre Bereitwilligkeit darthaten, gemeinsame Sache gegen die Angreifer zu machen.

Die Kölner brachten es nun zum Proceß. Hochstraten, der Ketzermeister, citirte, auf Grund der Universitätsgutachten, R. vor sein Gericht, dieser appellirte an den Papst und erlangte, daß der Bischof von Speier zur Entscheidung der Angelegenheit aufgefordert wurde. Das Speierer Urtheil (29. März 1514, gedruckt ebenso wie die meisten übrigen in diesem Proceß gewechselten Schriften und gefällten Entscheidungen in den von Reuchlin 1518 herausgegebenen Acta judiciorum) fiel zu Gunsten Reuchlin's aus; um eine Abänderung dieses Spruches zu erlangen, wandte sich Hochstraten nach Rom. Zwei Jahre wurde die Sache dort, wo Hochstraten persönlich erscheinen mußte, R. sich durch Sachwalter vertreten lassen durfte, eifrigst betrieben. R. wandte sich an römische Freunde und hochgestellte Beamte, erhielt auch Empfehlungsschreiben von Königen und Fürsten (die Briefe sind von Friedländer, Beiträge, Berlin 1837, nach Handschriften der Berliner königlichen Bibliothek gedruckt; die Briefe aus Rom, während des Processes geschrieben, theilt Horawitz in der unten zu nennenden Veröffentlichung mit); trotzdem wurde die für ihn günstige Entscheidung der für den Proceß eingesetzten Commission (2. Juli 1516) seitens des Papstes nicht bestätigt, sondern von diesem, dem großen Gönner der Renaissancebestrebungen ein mandatum de supersedendo (Aufschubsmandat) erlassen, das die Sache in der Schwebe ließ, ohne einer der Parteien recht zu geben.

Diese, statt Stillschweigen zu beobachten, wie der Papst gewünscht, wenn auch nicht erwartet hatte, maßen sich in heftigen Schriften. R. ergriff nunmehr selten das Wort, höchstens daß er seinen großen und kleinen Werken Widmungsbriefe an einflußreiche Persönlichkeiten voranstellte, deren Schutz er gewinnen oder denen er Dank für erwiesene Dienstleistungen abstatten wollte; sonst ließ er nur der ersten Briefsammlung eine zweite: „Epistolae illustrium virorum“, 1519 folgen, in welcher alle Humanisten vertreten waren, alle laut, oft in den ungemessensten Ausdrücken ihre Bewunderung für R. äußerten und ihre Verachtung der Kölner nicht lebhaft und derb genug aussprechen konnten. Im Allgemeinen überließ er diesen seinen Jüngern das Wort, die in Erasmus einen vornehmen Gönner ihrer Bestrebungen, in Mutian aber einen unermüdlichen Antreiber zu immer neuen Lobeshymnen Reuchlin's und stets stärkeren Verunglimpfungen der Kölner gefunden hatten. Unter diesen Jüngeren die eifrigsten waren Crotus Rubianus und Ulrich v. Hutten. Diese beiden gelten

auch mit Recht als die Hauptverfasser — einzelne Beiträge lieferte der Straßburger Kreis, einzelne andere hauptsächlich die Erfurter Genossen — der an O. Gratius gerichteten, in zwei Theilen 1515 und 1517 erschienenen Epistolae obscurorum virorum. Schon im Titel sollte der Gegensatz gegen die erste von R. herausgegebene Briefsammlung zum Ausdruck kommen; was den Inhalt der Schrift betrifft, so werden hier in ergötzlichstem Deutschlatein angebliche Confessionen der ungebildeten, roh-sinnlichen und unfrommen Mönche an ihren Herrn und Meister mitgetheilt, stark carikirte, aber im Großen und Ganzen nicht unzuverlässige Darstellungen der Kölner und ihrer plumpen, verderbten, bildungsfeindlichen Anhänger. An dem außerordentlichen Lacherfolg, den diese trefflich durchgeführte, trotz der Einheitlichkeit ihres Inhalts nicht einförmige und niemals ermüdende Satire in Deutschland, ja in der ganzen lateinisch redenden oder verstehenden Welt davon trug, konnten O. Gratius' saftlose Lamentationes obscurorum virorum (vgl. IX, S. 600) nichts ändern. Der „Triumph Reuchlin's" (triumphus Capnionis) wurde nicht bloß in einem schwungvollen Gedicht von Hutten besungen, in welchem ein wirklicher Triumphzug beschrieben und die gänzliche Vernichtung der Gegner dargestellt wurde, sondern er blieb bestehen, der Triumph des Kämpfers und des Gelehrten, wenn auch Hochstraten in seinen Schriften die Kabbalah und damit auch den Kabbalisten zerstört zu haben meinte (oben XII, S. 528). Außer diesen Vertheidigungs- und Lobschriften und den unzähligen Briefstellen — denn man kann ohne Uebertreibung sagen, daß es in der Zeit von 1510 bis 1517 kaum einen Humanistenbrief gibt, in welchem nicht der Reuchlin'schen Angelegenheit und zwar in enthusiastischer Weise für den Führer der Bewegung gedacht wird — erschienen mancherlei Schriften zum Schutze Reuchlin's und zur Bekämpfung der Gegner: die Schriften der drei namentlich angeführten Gegner: Pfefferkorn, Gratius, Hochstraten bildeten die beliebten Angriffsobjecte der streitfrohen Humanisten: über der Lust an Schimpfworten, Derbheiten, Obscönitäten wurde die Sache, für die man focht, häufig vergessen. Zu den gehaltvolleren Arbeiten gehört Pirckheimer's Einleitung zur Uebersetzung von Lucian's Piscator, vor Allem aber Broschüren und größere Werke, die außerhalb Deutschlands erschienen, das große Werk von Peter Galatin: De arcanis catholicae veritatis (1518), in Form, Gesinnung und Inhalt mit Reuchlin's kabbalistisch-pythagoräischen Büchern verwandt und, wie es auf dem Nebentitel heißt, „zur Vertheidigung des vortrefflichen Mannes Johann Reuchlin" bestimmt; die Vertheidigung des Georgius Benignus, Erzbischofs von Nazareth: Defensio praestantissimi viri Joh. Reuchlin (Rom 1517), bemerkenswerth durch ihren maßvollen Ton und durch den Umstand, daß hier ein hoher kirchlicher Würdenträger das Wort führte. Die deutschen Humanisten, die ja auch gern selbständig Schutzreden für ihren großen Landsmann verfaßten, z. B. Nuenaar, beeilten sich, gerade solche ausländische Ehrenerklärungen, z. B. eine nicht mit der ebenerwähnten zu verwechselnde Defensio nuper ex urbe Roma allata durch den Druck bekannt zu machen (Köln 1518). Die hauptsächliche litterarische Bewegung ist 1518 zu Ende, einzelne spätere satirische, vornehmlich gegen Hochstraten gerichtete, im Ton und Geist der Dunkelmännerbriefe abgefaßte Schriftchen bedürfen keiner besonderen Besprechung. Bemerkenswerth ist nur in diesen letzteren, daß der Witz matt, die Sprache gezwungen und das Siegesbewußtsein, das sie dem Leser einflößen wollen, unwahr ist. Desto lauter rühmten sich die Gegner und eine Schrift Pfefferkorn's, die 1521 erschien, liest sich geradezu wie ein Triumphgesang.

Wenn auch in der öffentlichen Meinung der Sieg Reuchlin's errungen war, so hatten die Reuchlinisten, wie sie sich gern nannten, Veranlassung zur Entmuthigung, die sich in der Lahmheit ihrer letzten Schriften kundgibt, die

Dunkelmänner aber — mit diesem Schimpfnamen von dcn Anhängern Reuchlin's bedacht — Grund zu lautem Jubel. Denn der Proceß, welcher 1516 nur aufschoben worden, war inzwischen zu ihren Gunsten entschieden worden. Allerdings hatten die Dominicaner in Ausführung der Speierer Sentenz, auf gewaltsames Andrängen des mit R. befreundeten Ritters Franz v. Sickingen dem Alten die schuldigen Proceßkosten entrichtet, ja sie hatten sogar sich bei dem Papste verwendet, um eine endgültige Schlichtung des Streites zu erlangen, aber die päpstliche Entscheidung, die endlich erfolgte, entsprach mehr ihren geheimen Neigungen als ihren offen unter dem Andrängen des gewappneten und zu einem gewaltsamen Handstreich bereitstehenden Ritters ausgesprochenen Wünschen. Am 20. Juni 1520 nämlich wurde durch einen päpstlichen Beschluß die Ungültigkeitserklärung der Speierer Sentenz wiederholt, der „Augenspiegel“ als ein ärgerliches, frommen Christen anstößiges, den Juden unerlaubt günstiges Buch verdammt, R. zu ewigem Stillschweigen und zur Zahlung der gesammten Kosten des Processes verurtheilt.

Der Grund dieser nach den früheren Aeußerungen römischer Correspondenten und vieler Cardinäle höchst unerwarteten Entscheidung liegt nicht etwa in den beständig wiederholten Machinationen der Kölner — während die Verwendungen der Reuchlin'schen Sachwalter und Freunde naturgemäß nachließen — sondern in dem zu Rom erfolgten Umschlag der Stimmung. Durch Luther's Beginnen waren alle Päpstlichgesinnten genöthigt, sich enger zusammenzuschließen und alle Anstrengungen, welche auf die Minderung des päpstlichen Ansehens und des kirchlichen Einflusses abzielten, zurückzuweisen. Dennoch ist es durchaus ungeschichtlich, R. zum Reformator stempeln zu wollen. Trotz einzelner freier Aeußerungen über Papstthum, geistliches Wesen, Reliquienkram, hält er entschieden fest an der unumstößlichen päpstlichen und kirchlichen Autorität in Glaubensdingen und verdammt daher mit großer Lebhaftigkeit frühere Auflehnungen wider diese Macht, z. B. die des Hans Böhme oder die bekanntere des Savonarola. Wohl hat er von Luther und Melanchthon freundliche Briefe erhalten, aber niemals eine Billigung der Ansichten dieser Männer ausgesprochen, ja auch bei Luther's erstem Auftreten nicht entfernt die Begeisterung gehegt oder ausgedrückt, welche kühle und später wieder streng altgläubig gewordene Humanisten äußerten. Er suchte katholische Orte auf, lehnte es ab, in protestantischen Ländern oder in Gesellschaft erklärter Protestanten zu weilen, ja er erklärte sich in einem an die bairischen Fürsten gerichteten, nach der Verdammung Luther's geschriebenen Briefe offen gegen diesen und bezeugte seine Unterwerfung unter Rom. Dieser, freilich nicht erhaltene Brief, erregte den Unwillen Hutten's und veranlaßte diesen zu einem Fehde- und Absagebrief (22. Februar 1521), in welchem er dem ehemals vielgepriesenen Meister rücksichtslos auseinandersetzte, daß er es für unehrenhaft halte eine Partei zu bekämpfen, welcher alle diejenigen angehören, deren Gesinnungsgenosse er in jeder ehrenhaften Sache sein sollte.

Wenn aber spätere Geschichtsschreiber R. wegen dieses Schrittes der Inconsequenz ziehen und sein Schreiben ebenso wie die ihm zu Grunde liegende Anschauung als Aeußerung und Zeichen eines zaghaften Alten beklagten, so befanden sie sich doch im Irrthum. R. gehört zu denen, welche Glauben und Wissen trennen, und während sie für Letzteres die äußersten Consequenzen ziehen und unbedingte Freiheit fordern, in ersterm die Dogmen für durchaus verbindlich und die kirchlichen Bestimmungen für unübertretbar und unveränderlich halten. Sein Hauptruhm besteht in der weiten Ausdehnung des von ihm beherrschten Wissensgebietes, die selbst in jener Epoche der Viel- und Allseitigkeit angestaunt wurde, in der Schlichtheit und Gradheit seines Wesens, in der Beharrlichkeit, in dem heiligen Ernst seines Forschens, und in seiner unbestechlichen

Liebe zur Wahrheit. Durch solche Eigenschaften wurde R. einem ganzen Geschlecht verehrungswürdig und kann noch heute mit Recht als Führer und Haupt des deutschen Humanismus gelten.

Die biographische Litteratur beginnt mit Melanchthon 1552. Vgl. L. Geiger, Phil. Melanchthon's Oratio continens historiam Capnionis, Frankf. 1868. — Derselbe: Joh. Reuchlin, sein Leben und seine Werke, Lpz. 1871 und Joh. Reuchlin's Briefwechsel, Tübingen 1875 (Publicationen des Stuttg. litterar. Vereins). In meinen genannten drei Werken ist die frühere sehr zahlreiche Litteratur genau verzeichnet und kritisch gewürdigt; von einer Einzelaufzählung an dieser Stelle muß Abstand genommen werden. Vgl. auch die bibliographische Zusammenstellung in L. Geiger, Renaissance und Humanismus, Berlin 1882, S. 579 und die biographische Darstellung das. S. 504—525. Von neueren Veröffentlichungen L. Geiger: 5 Briefe Reuchlin's, in Vierteljahrschr. f. Cult. u. Lit. d. Renaissance, Bd. I, S. 116—121, ferner A. Horawitz, Zur Biographie und Correspondenz Joh. Reuchlin's, Wien 1872 (Briefe Michael Hummelberger's u. A. hauptsächlich römischer Correspondenten aus einer Münchener Handschrift). Das wichtigste Quellenwerk für den Reuchlin'schen Streit ist die von E. Böcking in Opera Hutteni, Supplem. I, II gegebene Schriftensammlung mit Commentar, Leipzig 1864 und 1871. — Holstein, Reuchlin's Comödien. Ein Beitrag zur Geschichte des lateinischen Schuldrama, Halle a. S. 1888. Dazu ein Nachtrag im Correspondenzbl. d. Westdeutschen Zeitschr. Jahrg. VIII, Heft 3, März 1889.

Ludwig Geiger.

Reusche *): Theodor R., Schauspieler, geb. am 11. Jan. 1826 in Hamburg, † am 12. August 1881 in Mondsee, war der Sohn eines angesehenen Arztes in Hamburg und sollte, nachdem zwei seiner Brüder bereits den Beruf des Vaters ergriffen hatten, für den Kaufmannstand sich ausbilden. Aber den Knaben hatte das reiche Bühnenleben der Vaterstadt schon so mächtig angelockt, daß er die Ausbildung künstlerischer Neigungen dem bürgerlichen Berufe vorzog. Er widmete sich, allerdings im Widerspruche mit dem Willen seines Vaters, der dramatischen Kunst und betrat, 22 Jahr alt, am 21. October 1848 in Schleswig zum ersten Male ein öffentliches Theater und zwar als Kurmärker in dem patriotischen Genrebild von Louis Schneider. Er debütirte nicht glücklich und auch seine späteren Versuche im Liebhaberfache waren erfolglos. Sein damaliger Director Engelhardt sprach ihm alles Talent ab. R. war entmuthigt, verzagte aber nicht, und zog lieber Entbehrungen vor, als daß er nach dem wohlhabenden Vaterhause zurückgekehrt wäre. Etwa vier Jahre lang zog er von einer kleinen Bühne zur andern. Rostock, Erfurt, Kopenhagen, Kiel waren seine Hauptstationen. Erst als er 1853 nach Posen zum Director Franz Wallner kam, ging sein Stern auf. Wallner bemerkte seine Fähigkeiten für das komische Fach, namentlich für das charakterkomische und wußte das neuentdeckte Talent sehr zweckmäßig zu verwerthen. Schon damals in Posen wirkte er mit Helmerding zusammen. Wallner siedelte 1855 nach Berlin über, um das unter Rudolf Cerf in die Brüche gehende Königstädtische Theater in der Blumenstraße wieder flott zu machen. Das Posener Personal, darunter R., folgte dem erfahrenen Bühnenleiter nach der preußischen Hauptstadt und hier entwickelte sich nun im Zusammenhang mit dem Aufschwunge, welchen die Berliner Posse und das Volksstück unter Wallner und seinen Leuten nehmen sollte, das Talent Reusche's zu einer so scharf ausgeprägten Individualität, daß nachgerade sein Name typisch für das Rollenfach wurde. Mit einer kurzen Zeitunterbrechung, in welcher der

---

*) Zu S. 296.

zu immer größerer Beliebtheit gelangende Charakterkomiker an dem neugegründeten Victoriatheater in Berlin unter Cerf thätig war, gehörte er ausschließlich in Berlin dem Theaterunternehmen Wallner's an, und bildete bis 1872 eine Hauptanziehungskraft des Wallnertheaters. Der stramme Hamburger — R. war von hoher, kräftiger Gestalt und volksthümlich militärische Rollen von preußischer Festigkeit und Gradheit erhielten durch ihn immer eine sehr nachhaltige und volksthümliche Wirkung — hatte sich dem Berliner Wesen vorzüglich assimilirt. Das Wort, die Rede glitt ihm rasch und kurz von den Lippen; er konnte scharf, schneidig sein, aber auch gemüthvoll und voller Herzenswärme. Im Vortrag der Couplets wußte er namentlich patriotischen Strophen eine packende Wirkung zu sichern. Aus jener Blüthezeit der Berliner Posse dürften dem zeitgenössischen Geschlechte viele Rollen Reusche's in heiterer Erinnerung bleiben, z. B. Rosenkranz im „Goldonkel", der Handelsjude Isaak Stern in „Einer von uns're Leut'", „Bruder Liederlich", der Tambourmajor aus „Berlin wird Weltstadt", Ferdinand in „Berlin wie es weint und lacht", Herr Zademack in „Elzevir", der Invalide mit dem Leierkasten in der „Spitzenkönigin", Kieselack in „Kieselack und seine Nichte". So fest nun Reusche's Erfolge durch Jahre hindurch im Boden des Berlinerthums, der Berliner Posse und des Volksstücks wurzelten, so entschloß sich der beliebte Künstler dennoch, dieses locale Feld eines Tages aufzugeben. R. war ehrgeizig, und dem Lockruf eines Laube, der in Wien das Stadttheater gegründet und das Talent des „Berlinischen" Charakterkomikers als ein weit expansiveres erkannt hatte, konnte er um so weniger widerstehen, als er selbst die Ueberzeugung von dem nahen Ende der classischen Berliner Possenepoche hegte. Der Grundton des Reusche'schen Humors war allerdings niemals die phantastische Ausgelassenheit oder witzige Inspiration gewesen, er neigte weit mehr zum Gemüthvollen und auch Rührenden, und so gelang es unter Führung Laube's sehr bald, den „Berliner" Komiker zu einem der beliebtesten Charakterkomiker am Wiener Stadttheater zu machen. Schon sein Debüt in Moser's „Stiftungsfest" hatte ein günstiges Vorurtheil erweckt und die weiteren Rollen brachten manche für den in einem festorganisirten Ensemble sich einfügenden Charakterkomiker noch sehr ehrenvolle Erfolge. Der Bankier in Lindau's „Maria und Magdalena", der Rentier Soda in Laube's „Böse Zungen", Hirsch in „Heinrich Heine" von Mels &c. erfuhren die günstigste Beurtheilung und reichen Beifall. Laube selbst widmet dem Künstler in seinem Buche: „Das Wiener Stadttheater" manche Worte schöner Anerkennung, muß aber zugleich bemerken, daß die „Angewöhnung" aus der früheren langen Beschäftigung als Possenkomiker manche tadelnswerthe Gedächtnißfehler zur Folge gehabt hätte. Wie hoch R. damals in Wien geschätzt wurde, beweist am besten der Umstand, daß Dingelstedt als Director des Burgtheaters wegen des Besitzes dieser komischen Kraft auf seinen Rivalen vom Stadttheater eifersüchtig wurde und sie ihm wegfing, ohne dann sich für die Individualität des Künstlers irgendwie zu interessiren. Reusche's höchster Ehrgeiz war mit dieser neuen Stellung äußerlich gewiß befriedigt, aber gleichwol brachte das Engagement am Burgtheater dem Künstler kein Glück. Am 19. August 1875 war R. z. E. im Burgtheater aufgetreten (im „Vetter" von Benedix und in dem Lustspiel „Freundschaftsdienst"). Freundlicher Beifall hatte ihn begleitet, aber kein rauschender, und um so mehr glaubte Dingelstedt Grund haben zu müssen, R. selten zu beschäftigen. Im „Veilchenfresser", auch als Landwehrmann Schulze im Kurmärker bei einer Wohlthätigkeitsvorstellung durfte er noch größere Wirkungen erzielen. Aber neben dem inzwischen auch verstorbenen Karl Meixner kam er nicht auf. Er fühlte sich zurückgesetzt, seine Lage unbefriedigt, bis ein grausames Schicksal ihn ereilte. R. hatte mit seiner Familie im Sommer 1881 Erholung auf seiner

Villa in Mondsee gesucht. Am 12. August dieses Jahres verunglückte der Künstler durch einen Zusammenbruch des in zweiter Stockhöhe befindlichen Balcons, auf dem er das Frühstück einnahm. Die Gehirnerschütterung zog den Tod nach sich. Die Bestattung des in der gesammten Künstlerwelt tief betrauerten Mannes fand unter größter Theilnahme in Attersee statt. R. hinterließ das Andenken eines ebenso heiteren und gemüthvollen Darstellers, wie trefflichen Menschen. Mitte der sechziger Jahre hatte er sich mit einer reichen Wittwe aus Stettin verheirathet.

Alwill Raeder.

Ribbeck *): Ernst Friedrich Gabriel R., protestantischer Theolog des 19. Jahrhunderts, geboren am 9. März 1783 zu Wilsleben im Fürstenthum Halberstadt, † am 6. Juni 1860 in Berlin. — Als Sohn des Predigers, späteren Propsts Konrad Gottlieb R. (s. d.) und seiner Gattin Johanna Wilhelmine geb. Haken hatte er von seinem Vater die nüchterne Verständigkeit und die Energie des Willens, von der Mutter Weichheit des Gemüthes, den glücklichen Humor und poetische Begabung geerbt. Aufgewachsen in der Luft des Rationalismus, vorgebildet auf dem Pädagogium Unserer Lieben Frauen in Magdeburg, wohin sein Vater 1786 war versetzt worden, studirte er 1799 ff. Theologie zu Halle, wurde 1803 Lehrer zu Kloster Bergen bei Magdeburg, 1809 Prediger am Charité-Krankenhaus in Berlin, 1811 Prediger am Berliner Cadettenhaus, machte 1815 als Brigadeprediger im Ziethen'schen Corps den französischen Feldzug mit, blieb bei der Occupationsarmee in Sedan bis 1817 und wurde sodann zum ersten Domprediger und Superintendenten in Stendal ernannt, wo er mit einer Tochter des dortigen Criminaldirectors Natan sich verheirathete und mehrere Jahre lang mit großem Eifer und Energie eine reichgesegnete Wirksamkeit als Prediger, Seelsorger und Superintendent entfaltete. 1823 wurde er als Consistorial- und Schulrath zu der Regierung nach Erfurt versetzt, bekleidete daselbst auch das Amt eines Generalsuperintendenten des thüringischen Theils der Provinz Sachsen bis zur Vereinigung desselben mit der Generalsuperintendentur Magdeburg, und ging darauf, nachdem er einen Ruf nach Königsberg abgelehnt, 1832 als Generalsuperintendent und Consistorialrath nach Breslau, von dem ihm persönlich gewogenen Minister v. Altenstein dazu ausersehen, die infolge der Union und Agende in der lutherischen Kirche Schlesiens entstandenen Wirren zu beschwichtigen und der drohenden Separation der Altlutheraner vorzubeugen, was ihm freilich ebenso wenig gelang wie seinem Collegen und Nachfolger in der schlesischen Generalsuperintendentur D. August Hahn (s. A. D. B. X, 356 ff.). Trotz aller Mühe, die er sich gab, durch Visitationsreisen, durch persönlichen Verkehr mit den Geistlichen, durch Herausgabe eines evangelischen Pastoralblattes, durch entschiedene, aber milde Handhabung der Ordinationsverpflichtung Boden in der Provinz zu gewinnen und den kirchlichen Frieden zu fördern, wurde er doch nie recht heimisch, zog sich von den Einen den Vorwurf des dogmatischen Rigorismus und zelotischer Strenge, von den Andern den der rationalistischen Halbheit und Unionsmacherei zu, ja trotz all seines Bemühens, das Vertrauen und das einträchtige Zusammenwirken seiner Collegen und Amtsbrüder zu gewinnen, mehrten sich die Schwierigkeiten und steigerte sich die Herbheit seines Amtsverkehrs, besonders seit dem 1840 eingetretenen Regierungs- und Systemwechsel, durch immer neue Conflicte, die dann 1843 unter dem Ministerium Eichhorn zu seiner Abberufung aus Schlesien und seiner Versetzung nach Berlin führten, wo er als Wirklicher Oberconsistorialrath in das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten eintrat. Nachdem er sodann 1848 unter dem Ministerium

---

*) Zu S. 398.

Schwerin zum Mitglied des neuerrichteten, aber bald wieder begrabenen evangelischen Oberconsistoriums war ernannt worden, wurde er bald darauf unter dem Ministerium Ladenberg auf sein Ansuchen emeritirt. An der beabsichtigten Sammlung und Herausgabe seiner zahlreichen theils gedruckten, theils ungedruckten schriftstellerischen Arbeiten und Entwürfe durch wiederholte Schlaganfälle 1853 und 1858 gehindert, starb er im Alter von 77 Jahren in Berlin. Von seinen sieben Söhnen waren zwei in jungen Jahren gestorben, zwei widmeten sich der Philologie, zwei der juristischen und staatswissenschaftlichen Laufbahn, einer der Medicin, einer der Theologie. Einer derselben, der Geheime Oberregierungsrath B. R. in Berlin, hat seinem Vater ein litterarisches Denkmal gestiftet durch die 1863 als Manuscript herausgegebenen „Erinnerungen an E. F. G. Ribbeck aus seinen Schriften". Diese enthalten nach einer biographischen Einleitung aus seiner litterarischen Hinterlassenschaft in drei Abschnitten: I. Handschriftliche Aufsätze und Entwürfe wissenschaftlichen Inhalts (z. B. Gedanken über die Religion, Ueber das Böse, Ueber den Begriff des Glaubens, Ueber den Conflict zwischen religiöser Anschauung und Reflexion, Ueber Glauben und Aberglauben, Ueber Kirche und Union ꝛc.); II. Einzelnes aus früher veröffentlichten Schriften und Vorträgen (z. B. Ueber Johann von Capistrano, Ueber die große Kunst des Raimundus Lullus, Synodal- und andere kirchliche Vorträge, Aufsätze aus dem evangelischen Provinzialblatt für Schlesien); III. Mannigfaltiges zur persönlichen Charakteristik: Gedanken, Lebensregeln, poetische Versuche und Briefe.

Wagenmann.

Ribbeck*): Konrad Gottlieb R., protestantischer Theolog, Prediger und Kirchenmann des 18—19. Jahrhunderts, geboren am 21. März 1759 zu Stolpe in Hinterpommern, † am 28. Juni 1826 in Berlin. — Er war der Sohn eines Predigers an der altstädtischen Kirche zu Stolpe, erhielt seine Vorbildung auf der Stadtschule seiner Vaterstadt und bezog im 17. Lebensjahre die Universität Halle, wo er 1776—79 bei beschränkten Mitteln mit großem Eifer dem Studium der Theologie unter der Leitung von J. S. Semler, J. A. Nösselt und G. Chr. Knapp sich widmete. Wie die meisten seiner theologischen Lehrer und Studiengenossen wandte auch R. der herrschenden Richtung der Aufklärung und des theologischen Rationalismus sich zu. Doch „verdankt er es der frühe befestigten Frömmigkeit seines Gemüths und dem Ernst seines Studiums, daß diese Richtung bei ihm der Tiefe und Innigkeit seines Glaubens keinen Eintrag that". Nach Beendigung seiner Studien wurde er 1779 Lehrer beim Cadettencorps in Stolpe, 1780 aber Prediger zu Wilsleben und Winningen im Halberstädtischen, wo er sechs Jahre lang unter freundlichen Verhältnissen und mit segensreichem Erfolg wirkte. 1780 war er in die Ehe getreten mit Joh. Wilhelmine geb. Haken, Tochter des Hauptpastors in Stolpe. Einen neuen, noch größern Wirkungskreis fand R. 1786—1805 in Magdeburg als Pastor an der Heiligen Geistkirche, wo er neben seinem ausgedehnten und anstrengenden Prediger- und Seelsorgerberuf auch litterarisch sich vortheilhaft bekannt machte durch Herausgabe zahlreicher einzelner Predigten und Predigtsammlungen (Magdeburg 1789—94, 3 Bände; 1796—1804, 6 Bände), sowie durch seine Mitarbeit bei der Herausgabe des Magdeburgischen Gesangbuchs (1805). Seine bewährte Geschäftstüchtigkeit auf dem Gebiete des Kirchen- und Schulwesens veranlaßte 1800 seine Ernennung zum königlichen Consistorialrath, 1805 aber seine Berufung nach Berlin an die Stelle Spalding's und Zöllner's als Propst und Prediger an der Nicolai- und Marienkirche und als königl. Oberconsistorialrath,

*) Zu S. 398.

— eine Stellung, die um so arbeitsvoller war, da zu derselben auch die Aufsicht über bedeutende Stiftungen und die Ertheilung des Religionsunterrichts am Berliner Gymnasium gehörte. In diesem ehrenvollen und einflußreichen Amte, mitten in einer denkwürdigen, zum Theil stürmisch bewegten Zeit, in den Jahren des Falls und der Auferstehung Preußens, als beliebter und geachteter Prediger und Seelsorger der hauptstädtischen Gemeinde, als Beichtvater der Königin Luise und anderer Glieder des königlichen Hauses, als Rathgeber des Königs im obersten Kirchenregiment, als Mitglied verschiedener zur Verbesserung des Kirchenwesens berufenen Commissionen, insbesondere der 1814 von König Friedrich Wilhelm III. ernannten sog. liturgischen Commission, als glücklicher Familienvater und treuer Freund seiner Freunde und Collegen, war es ihm bei seiner überaus rüstigen Gesundheit und unermüdlichen Arbeitskraft vergönnt, noch über 20 Jahre im Frieden und Segen zu wirken, bis ihn im 67. Lebensjahre nach kurzer Krankheit ein sanfter Tod abrief. Sein König hatte ihn durch die Verleihung hoher Orden und Titel, die theologische Facultät durch die theologische Doctorwürde geehrt; die Liebe und Verehrung seiner Gemeinde erwarb er sich durch die Würde seines Wesens, die Klarheit seines Geistes, die Milde seines Herzens. Seine überwiegend verstandesmäßigen, lehrhaften und moralisirenden Predigten und Reden, wie seine „Beiträge zur moralisch-religiösen Belehrung und Erbauung", verfaßt, wie er selbst sagt, „mit Rücksicht auf den Geist und die Bedürfnisse der Zeit und des Orts", ermangelten doch nicht der inneren Wärme und scheinen bei dem würdevollen Eindruck seiner ganzen Persönlichkeit, seiner kräftigen Stimme, seinem langsamen, feierlichen und tiefbewegenden Vortrag die beabsichtigte Wirkung bei seinen anhänglichen Zuhörern nicht verfehlt zu haben. Ihm und dem mit ihm aufs engste verbundenen Collegen, dem Propst zu St. Petri, G. A. L. Hanstein (s. A. D. B. X, 543 ff.), gebührt, wie ein Zeitgenosse bezeugt, unzweifelhaft der Ruhm, durch ihre Amtstreue, ihre homiletische und seelsorgerliche Begabung, ihre miteinanderwirkende Freundschaft den sehr gesunkenen Sinn der Berliner Bevölkerung für gottesdienstliche Andacht neu belebt zu haben, wie sie denn auch während der Leidenszeit des preußischen Staates dazu beitrugen, die Gemüther aufrecht zu halten und nachher an den beginnenden Erneuerungen der dortigen Religionszustände einen ehrenvollen Theil nahmen. Beide dringen in ihren Predigten in einer reinen gebildeten Sprache, im Tone edler Popularität auf Frömmigkeit und Tugend, auf den Glauben an Gott, Vorsehung, Tugend, ewige Vergeltung, überzeugt, „daß die einfachen Lehren der Vernunftreligion und die ebenso einfachen Lehren des Evangeliums in ihrer ursprünglichen Lauterkeit, Klarheit und Einfalt für jeden denkenden Menschen begreiflich sind, während die dunklen, ihrer Natur nach unbegreiflichen Lehren, die Menschenlehren und Sectenlehren, vom christlichen Volks- und Jugendunterrichte auszuschließen seien". Beide sind also Repräsentanten und zwar bei ihrer hohen kirchlichen Stellung und ihrer ausgebreiteten litterarischen Thätigkeit auf homiletischem Gebiete hervorragende Repräsentanten jenes gemäßigten, redlichen und wohlmeinenden Rationalismus oder rationalen Supranaturalismus, dem sittlicher Ernst und religiöse Wärme in Bezug auf die allgemeinen Lehren des Christenthums nicht abzusprechen, dem aber das tiefere Verständniß der christlichen Heilswahrheit verschlossen ist — ein Standpunkt, der trotz aller seiner Mängel in jenen Zeiten der fast allgemeinen Entfremdung von Religion und Kirche immerhin als ein Verdienst und als Uebergang zu Besserem bezeichnet werden kann.

Die Titel seiner verschiedenen Schriften, meist einzelner Predigten und Predigtsammlungen (im Ganzen 33 Nummern) siehe bei Meusel, Gel. Teutschland VI, 337; X, 474; bei Hitzig, Gel. Berlin 1825; bei Döring a. a. O.

Nachrichten über sein Leben geben die Darmst. Allg. K. Zeitung 1826, Nr. 113; Neuer Nekrolog der Deutschen 1826, I, 382 ff.; Döring, Kanzelredner des 18. u. 19. Jahrh., S. 336 ff. Zur Charakteristik seiner Predigtweise vgl. besonders K. H. Sack, Geschichte der Predigt von Mosheim bis Schleiermacher, S. 226 ff.; Schenk, Geschichte der Kanzelberedsamkeit, S. 246; Stiebritz, Zur Geschichte der Predigt, S. 37 fg.

Wagenmann.

Ribov *): Georg Heinrich R., protestantischer Theolog des 18. Jahrhunderts, geboren am 8. Februar 1703 zu Lüchow in Hannover, † am 22. August 1774 als Consistorialrath in Hannover. — Als Sohn eines Bürgers zu Lüchow erhielt er in der Schule seiner Vaterstadt und zu Salzwedel eine gründliche Vorbildung und studirte dann 1720—22 in Halle Philosophie, Mathematik und Theologie. Seine theologischen Hauptlehrer waren die der pietistischen Schule angehörigen Breithaupt, Anton, A. H. Francke, J. Lange und Herrnschmidt, orientalische Sprachen trieb er bei Chr. B. und J. H. Michaelis, mit besonderer Vorliebe aber beschäftigte er sich mit der Philosophie Christian Wolf's. 1722 wurde er Hauslehrer in Bremen und erhielt den Auftrag, zugleich am lutherischen wie am reformirten Gymnasium den Unterricht in Mathematik und Philosophie zu übernehmen. Nach fünfjährigem Aufenthalt in Bremen ging er 1727, besonders von Mosheim angezogen, nach Helmstedt, habilitirte sich hier, nachdem er zuvor in Wittenberg die Magisterwürde sich erworben, als Docent, wurde 1731 Adjunct der philosophischen Facultät und hielt mit Beifall philosophische Vorlesungen. Aber schon 1732 verläßt er die akademische Laufbahn wieder und geht nach Quedlinburg als Pastor primarius, erhält 1733 die erste Hofpredigerstelle und den Charakter eines Consistorial- und Kirchenraths. 1736 folgt er einem Ruf nach Göttingen als Prediger an der Johanniskirche und Superintendent, hält philosophische Vorlesungen an der neugegründeten Universität, wird im September 1737 bei der feierlichen Eröffnung der Universität Dr. theol., 1739 ordentlicher Professor der Philosophie, 1742 außerordentlicher, 1745 ordentlicher Professor in der theologischen Facultät, geht aber 1759 nach 23jähriger akademischer Wirksamkeit als Consistorialrath und Generalsuperintendent nach Hannover, wo er im 72. Lebensjahre starb, mit dem Ruhm eines mit gründlichen philosophischen und theologischen Kenntnissen ausgestatteten Gelehrten und denkenden Kopfes, eines bedachtsamen und prüfenden Anhängers der Wolfischen Philosophie. Als Docent scheint er anfangs mit großen Prätensionen aufgetreten zu sein, machte aber mit seinem gravitätisch-scholastischen Wesen und einer gewissen natürlichen Unbeholfenheit trotz der einflußreichen Protection Mosheim's nicht allzuviel Glück, weshalb er wol auch bald nach seines Gönners Tode die akademische Wirksamkeit mit einer kirchenamtlichen vertauschte. Seine philosophischen Predigten, in welchen er die schwülstige Begriffmacherei der Wolfischen Schule auf die Kanzel brachte, erschienen den Zuhörern als gründlich, aber als trocken und unangenehm zu hören. Seine meist zu Göttingen entstandenen Schriften verfolgen vorzugsweise den Zweck, einerseits die sogenannte demonstrative oder scientifische Methode Wolf's in die Theologie einzuführen, andererseits aber den Beweis zu liefern, daß die geoffenbarte Religion nicht könne aus der Vernunft bewiesen werden: so besonders seine „Erläuterung der vernünftigen Gedanken Wolfs" 1726, seine „Vertheidigung des Offenbarungsglaubens gegen Tindal" 1740, und sein (freilich unvollendetes) Hauptwerk, ein Lehrbuch der Dogmatik u. d. T. „Institutiones theologiae dogmaticae methodo demonstrativa traditae". Göttingen 1740, 8°, sowie ver-

*) Zu S. 406.

schiedene kleinere Abhandlungen, Dissertationen und Programme, darunter auch eine kleine populäre Schrift: „Warnung vor dem Nationallaster der Deutschen". Bremen 1725.

Ueber sein Leben s. Strodtmann, Geschichte jetzt lebender Gelehrter 10, 371. — J. J. Moser, Beitr. zu einem Lexikon der Theologen, S. 880 ff. — Pütter, Göttinger Gelehrtengeschichte I, 77; II, 27. — Schröckh, Kirchengeschichte, fortges. von Tzschirner, VI, 101; VIII, 33. — G. Frank, Geschichte der prot. Theologie II, 407, und in der Real-Encycl. für prot. Theologie, 1. Ausg. Bd. 21, S. 428; 2. Ausg. Bd. 17, S. 284. — Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands III, 581 ff. — Das Verzeichniß seiner Schriften s. bei Meusel, Lexikon XI, 250. — Jöcher-Rotermund VI, 2001. — Döring a. a. O.

Wagenmann.

Richel *): Bartholomäus R., geb. 1580, † am 27. Februar 1649 zu München. Ueber seine Herkunft ist nichts bekannt. 1594 begann er in Ingolstadt zu studieren. Daß er derselbe ist wie der Magister B. R., welcher als Professor ordinarius der Rhetorik an dem bischöflichen Collegium zu Eichstädt 1602 zu Ingolstadt ein „Epithalamium" für den Syndikus von Kaisersberg, Dr. jur. Johann Lintner und dessen Braut Maria Benz veröffentlichte, dürfte der „Bayer. literär. und merkantil. Anzeiger" 1828 Nr. 20 mit Unrecht annehmen, denn abgesehen von dem jugendlichen Alter, worin unser R. damals noch stand, heißt dieser stets nur Licentiat der Rechte, und Mederer, Annales Ingolstad. II, 135 nennt ihn Salmerstettensis, während jener Professor sich als aus Neufra in Schwaben gebürtig bezeichnet. Vielleicht war der Professor der Vater unseres R.; dessen Bruder Dr. jur. Christoph R. ist 1630 Kanonikus zu Eichstädt. Ein Ort Salmerstetten ist übrigens nicht aufzufinden. Ein R. erscheint 1603 als Secretär des Kurfürsten von Köln. Für die Annahme, daß dieser der unsrige sei, könnte der Umstand sprechen, daß Kaiser Rudolf II. am 27. Juli 1610, wo der Kurfürst in Prag weilte, dem R. „einen Wappenbrief mit Krone und Lehenartikel" verlieh. Am 4. Mai 1621 wurde R. als bairischer Hofrath in München vereidigt und am 4. Januar 1622 endgültig mit 900 Gulden Gehalt angestellt. Am 18. Juni 1621 wurde er auch Mitglied des geistlichen Rathes. Schon am 1. Juli 1622 wurde er mit 100 Gulden Zulage Hofvicekanzler. 1623 (wahrscheinlich im März) wurde ihm an Stelle des kränklichen und bejahrten Oberstkanzlers Joachim von Donnersberg die Leitung und Beaufsichtigung der Geheimrathskanzlei übertragen und erhielt er in dieser Eigenschaft auch Zutritt zum geheimen Rath. Vom 1. Januar 1624 an erhielt er, bis eine Pflegschaft frei würde, jährlich 300 Gulden Zulage, die wegfielen, als ihm Ende Juni 1625 die Pflege Rosenheim verliehen war. Am 13. August 1625 ernannte Kurfürst Maximilian ihn und den Dr. jur. Hofrath Johann Peringer „in ansehung irer bis dato zu J. chfl. D. gnedigsten satisfaction und gefallen gelaisten underthenigsten diensten, dan auch irer beiwohnenden gueten qualitäten halber zu Dero wirklichen geheimen räten". Am 1. Januar 1631 wurde seine Besoldung um das „Liefergeld für zwei Pferde" mit 192 Gulden gebessert. Am 20. Juni 1634 bewilligte der Kurfürst ihm, daß nach seinem Tode einer seiner Söhne die Pflege Rosenheim erhalten oder wenn derselbe noch nicht vogtbar oder sonst noch nicht tauglich sei, von den Vormündern ein Verwalter bestellt werden solle. Am 25. Juli 1640 wurde er zum Geheimrathskanzler ernannt. Inzwischen hatte der Kaiser am 2. September 1630 ihn und seinen Bruder Christoph in den Reichsadel erhoben mit Wappenbesserung und Verleihung des

*) Zu S. 428.

kleinen Palatinats und anderer Rechte. Am 27. Juni 1645 wurde das Palatinat auch auf Richel's Söhne ausgedehnt. Am 31. März 1639 unterzeichnete sich R. als „von und zu Neidlingen“ oder „Nändlingen“ (wol Neidling oder Neundling bei Viechtach). Wann er dies Gut erwarb, ist nicht überliefert. Im selben Jahre belehnte ihn der Bischof von Bamberg zum Lohn für geleistete Dienste mit dem Schlosse Burgfried. Am 27. August 1640 verlieh ihm der Kurfürst die Niedergerichtsbarkeit auf all seinen Gütern. Im Juni 1641 kaufte er von Nestor Pallavicino, Marchese zu Varon und dessen Gemahlin Marie Elisabeth von Törring die Hofmark Winhering und den Sitz Frauenbühl für 21 815 Gulden, weshalb er von den Geldern, die er der k. Hofkammer geliehen hatte, 6000 Gulden zurückforderte. Am 2. Juni 1643 wurden ihm Winhering mit Frauenbühl und Burgfried für 2700 Reichsthaler vom bamberger Domcapitel als Eigenthum überlassen. Am 17. Februar 1644 vereinigte der Kurfürst Burgfried und Frauenbühl mit Winhering zu einer Hofmark und überließ R. das bis dahin dem Landesfürsten zu leistende Scharwerk der Unterthanen nebst kirchlichen Rechten. Am 23. November 1646 erscheint R. auch als Besitzer von Menzing. Seit dem 16. März 1621 war er mit Regina Rehlinger, Tochter des Johann Christof Rehlinger von Horgau und der Sabina Welser aus Augsburg vermählt. Sein Sohn Maximilian, der Freiherr wurde, brachte das Vermögen durch. Der Erwerb desselben zeugt ebenso von Richel's wirthschaftlichem Sinne wie seine rasche Beförderung und die vielfachen Gnaden des Kurfürsten von seiner politischen Befähigung. Von Zeitgenossen hören wir, daß er in den vierziger Jahren das besondere Vertrauen des Kurfürsten genoß. Er war auch ein besonderer Freund des Jakob Balde, welcher ihm unter dem Namen Bartholus Licherius das vierte Buch seiner „Silvae“ widmete. Dort preist er ihn wegen seines Eifers für das öffentliche Wohl und wegen seiner Kenntniß der Reichsangelegenheiten. In den Erläuterungen zu seinem „Somnium“ (Freyberg, Sammlung histor. Schriften IV, 203) rühmt er ihn, den Vorsitzenden des Geheimraths und den Vertrauten des Kurfürsten wegen seiner rastlosen Thätigkeit und seines klugen Urtheils und bemerkt, daß R. ihm für die Abfassung seiner „Expeditio Donawerdana“ den Stoff und die Winke des Kurfürsten übermittelt und ihm auch die sachlichen Anhaltspunkte für sein oscisches Drama über den Ulmer Waffenstillstand von 1647 zugestellt habe. Im übrigen ist von R. nur noch überliefert, daß er am 28. October 1624 zum Präfecten der „Kurfürstl. Hof- und Erzbruderschaft aller Christgläubigen im Fegefeuer“ erwählt wurde. In den politischen Angelegenheiten war er zu München und als Gesandter hervorragend thätig. Was von seiner schriftstellerischen Thätigkeit berichtet wird, beruht auf Verwechslung.

Archivalien, handschriftl. Aufzeichnungen A. F. Oefele's. — Fr. Töpfer, Geschichte der Schlösser und Hofmarken Winhering u. s. w. im oberbairischen Archiv IX, 160 fg. und Gritzner, Bayr. Adels-Repertorium 22.

F. Stieve.

Zusätze und Berichtigungen.

Band I.

S. 116. Z. 9 v. u. l. 1198 (st. 1298).
S. 145. Z. 27 v. o.: Eine Biographie G. Agricola's gibt E. Herzog im 4. Heft der Mitteilungen des Altertumsvereins Freiberg 1866.
S. 219. Z. 9 v. o.: Jetzt zu vergl.: Lucifer's Königreich und Seelengejaid von Aegid. Albertinus, herausgegeben (als Bd. XXVI der Kürschner'schen National-Litteratur) von R. v. Liliencron. Einleit. S. I—XXI; K. v. Reinhardstöttner: Aeg. Albertinus, der Vater des deutschen Schelmenromans, in Jahrbuch f. Münchener Gesch., 2. Jahrg. 1888, S. 13—86. v. L.
S. 380. Z. 21 v. u. l.: Athalarich (statt Amalarich) und Amalasvintha's (statt Audefleda's).
S. 511. Z. 16 v. o.: Vgl. S. Riezler, Arbeo's Vita Corbiniani in der ursprünglichen Fassung. (Abhandl. d. königl. bair. Akad. d. Wissensch. III. Cl., Bd. XVIII, Abth. 1) 1888.

Band IV.

S. 688. Z. 3 v. o. l.: Dacher: Gebhart D. v. Dingelstorff.
S. 763. Z. 1 v. o. l.: Dasypodius.

Band V.

S. 131. Z. 23 v. u. l.: 1813 (st. 1812).

Band XI.

S. 371. Z. 4 v. o. statt Calw l. Bernhausen (Biogr. jetzt: Schmoller im Württ. Ev. Kirchenbl. 1888, Nr. 51).

Band XVII.

S. 307. Z. 4 v. u.: Franz Kugler ist in Stettin am 18. (nicht 19.) Januar 1808 geboren, wie er selbst auf Grund der Kirchenbücher in ein gegenwärtig (1888) im Besitz seines Neffen, Herrn Rechtsanwalts Ritschl befindliches Familienbuch verbessernd eingetragen hat. Ursprünglich pflegte er seinen Geburtsag am 19. Januar zu feiern. Seine Mutter war Sophie Dorothea Eleonore, geb. Sternberg, eine Predigerstochter aus Stettin. v. Bülow.

Band XXI.

S. 202. Z. 10 v. o.: In Historisk Tidsskrift, sjette Raekke. I. Bind, S. 239 bis 402 (Kopenhagen 1888) hat P. Lauridsen das Leben und die kartographische Thätigkeit des Johannes Mejer auf Grund eines reichen, bisher unbenutzten Materials ausführlich behandelt. Hille.

Band XXII.

S. 123. Z. 5 v. u.: Daniel Müller wurde 1595 des Rathsdienstes zu Dresden enthoben, da er die Visitationsartikel nicht unterschreiben wollte, auch die Theilnahme am Abendmahle war ihm untersagt worden (K. S. Hauptstaatsarch. Loc. 10 741 Dr. Daniel Müllern bel.).
Th. Distel.

Band XXIII.

S. 548. Z. 11 v. u.: Neumeister starb nach Ausweis der Protocolle des Hamburger Ministeriums am 18. (nicht 28.) August 1756.
S. 556. Z. 5 v. u.: Ueber H. G. Neuß ist jetzt zu vergleichen Ed. Jacobs in der Zeitschrift des Harzver. f. Gesch. u. Alterthumsk. XXI (1888), S. 159—189.

Band XXIV.

S. 15. Z. 21 v. u. l.: Noritzer (st. Noritzer). (Erst jetzt entdeckt sich dieser leidige Irrthum.)
S. 20. Z. 3 v. u. † in Stuttgart.
S. 21. Z. 2 v. o.: privatisirte in Stuttgart.
S. 496. Z. 3 v. o. l.: Gisheil.
S. 538. Z. 24 v. o.: Oetinger † 10. Febr. 1782 in Murrhardt.

Band XXV.

S. 102. Z. 8 v. o. l.: 17. November 1768.
S. 125. Z. 23 v. u.: Panofka ist erst am 18. November 1887 in Karlsruhe gestorben. E.
S. 635. Z. 17 v. o.: 1637 wurde er von den Herzögen Friedrich und Georg in den Interimsrath der Stadt Lüneburg als Secretär und Procurator eingesetzt und starb am 8. März 1639 (K. Th. Gäderß, Archival. Nachrichten über die Theaterzustände in Hildesheim, Lübeck und Lüneburg im 16. u. 17. Jahrhundert. Bremen 1888, S. 155). H.

Band XXVI.

S. 324. Z. 6 v. u.: Plüschke wurde 1817 außerord. Professor in Leipzig und 19. April 1819 Professor am luther. Seminar in Amsterdam. Da ist er am 19. August 1826 gestorben. — Scripta inedita. Lips. 1817. Bonn 1835, 1837. C. S.
S. 410. Z. 13 f. v. u.: Das hier gesagte ist dahin zu ergänzen, daß Ponickau in Leipzig studirte und von 1743—47 als Kammerjunker und Hofrath in Sachsen-Gothaischen Diensten stand. Es gibt eine Medaille und einen Kupferstich von C. G. Rasche von ihm. Vgl. Otto, Lexicon der Oberlausitzischen Schriftsteller II, 816. O. Hg.
S. 717. Z. 16 v. o. l.: 1787.
" Z. 17 v. o. l.: 28. Juli 1869.

Band XXVII.

S. 134. Z. 19 v. o.: Radewald: Johannes R., vgl. unten S. 682 den Artikel Johann Reichwald.
S. 283. Z. 7 f. v. o.: Ueber Raphon sind zu vergl. C. L. Grotefend in der Zeitschrift des histor. Ver. f. Niedersachsen 1851, S. 344—360 und

Mithoff, Mittela. Künstler und Werkmeister, S. 254 f. R., † vor 1512, stammte aus Northeim bei Göttingen, war nie geistlichen Standes, sondern hinterließ als bürgerlicher Maler wahrscheinlich drei Kinder, deren ältestes, auch Hans R., 1512 Bürger zu Northeim war. Raphon's Vater war der bei Herzog Wilhelm d. Jüngeren angesehene Wundarzt Magister Heinrich R. Ein Bruder des Malers war der Einbecker Decan Bartold R. Krause.

Band XXVIII.

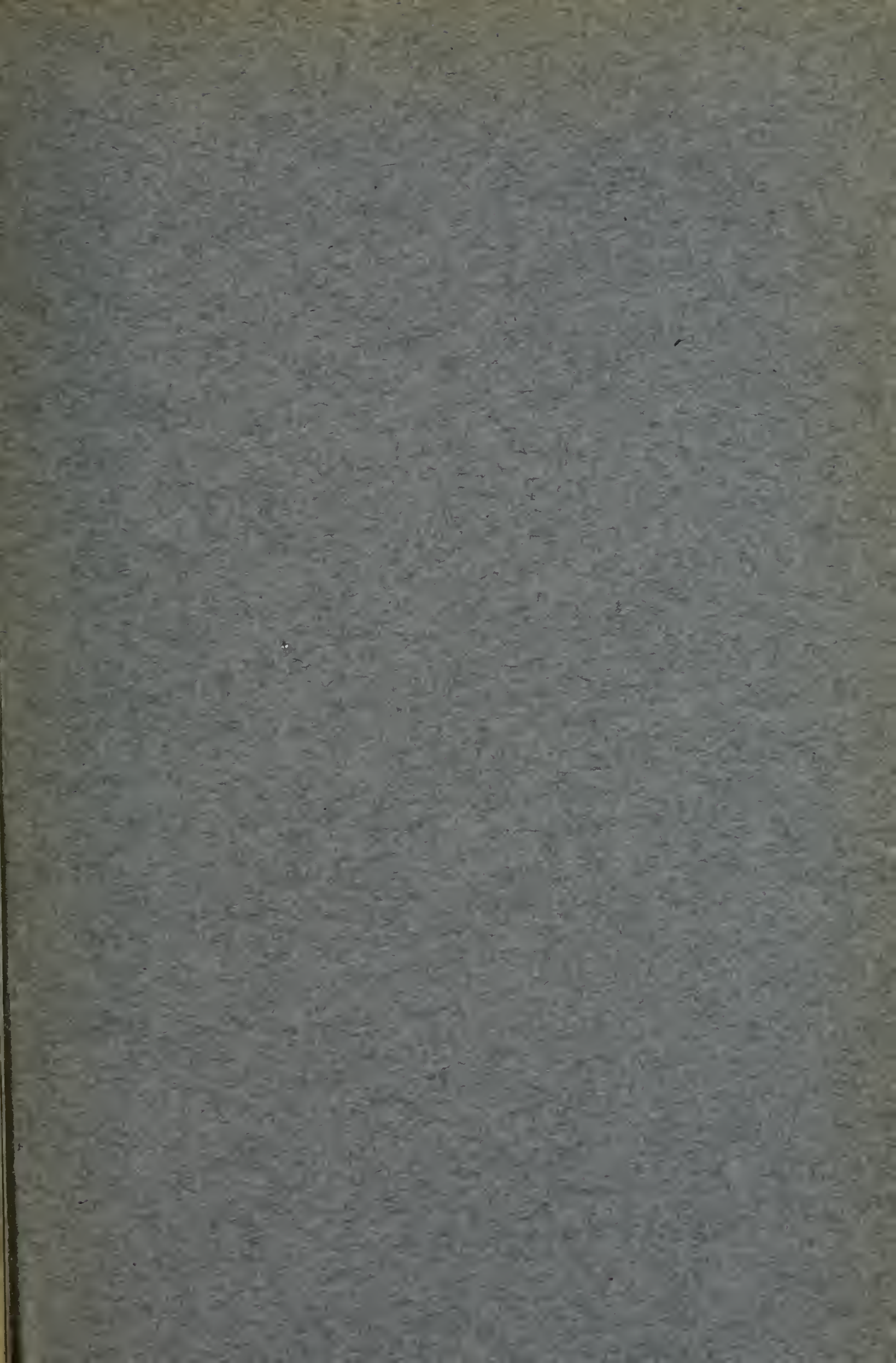
S. 460. Z. 3 v. o.: Im J. 1782 erschien eine anonyme Schrift „Lope de Vega, Lessing und Pastor Richter; eine Anekdote aus der Unterwelt", Leipzig bei Breitkopf; der Verfasser ist A. G. Meißner. Der hier wegen seiner Fruchtbarkeit als Schriftsteller noch über Lope de Vega gestellte „Pastor Richter" ist kein anderer als der ältere Gregorius Richter, von dem erzählt wird, daß er in kürzerer Zeit als Lope seine drittehalbtausend Stücke nicht weniger als sechstausend Predigten geschrieben habe, eine Menge anderer Schriften gegen die Fanatiker seiner Zeit und über verschiedene theologische Gegenstände ungerechnet. Vgl. Allg. Deutsche Bibliothek, 53. Band, 1. Stück, S. 136 ff. (Nach Kayser's Bücherlexikon IV, S. 70, wäre anzunehmen, daß es auch einen gleichzeitigen Druck der genannten Schrift mit Meißner's Namen gibt.)
l. u.

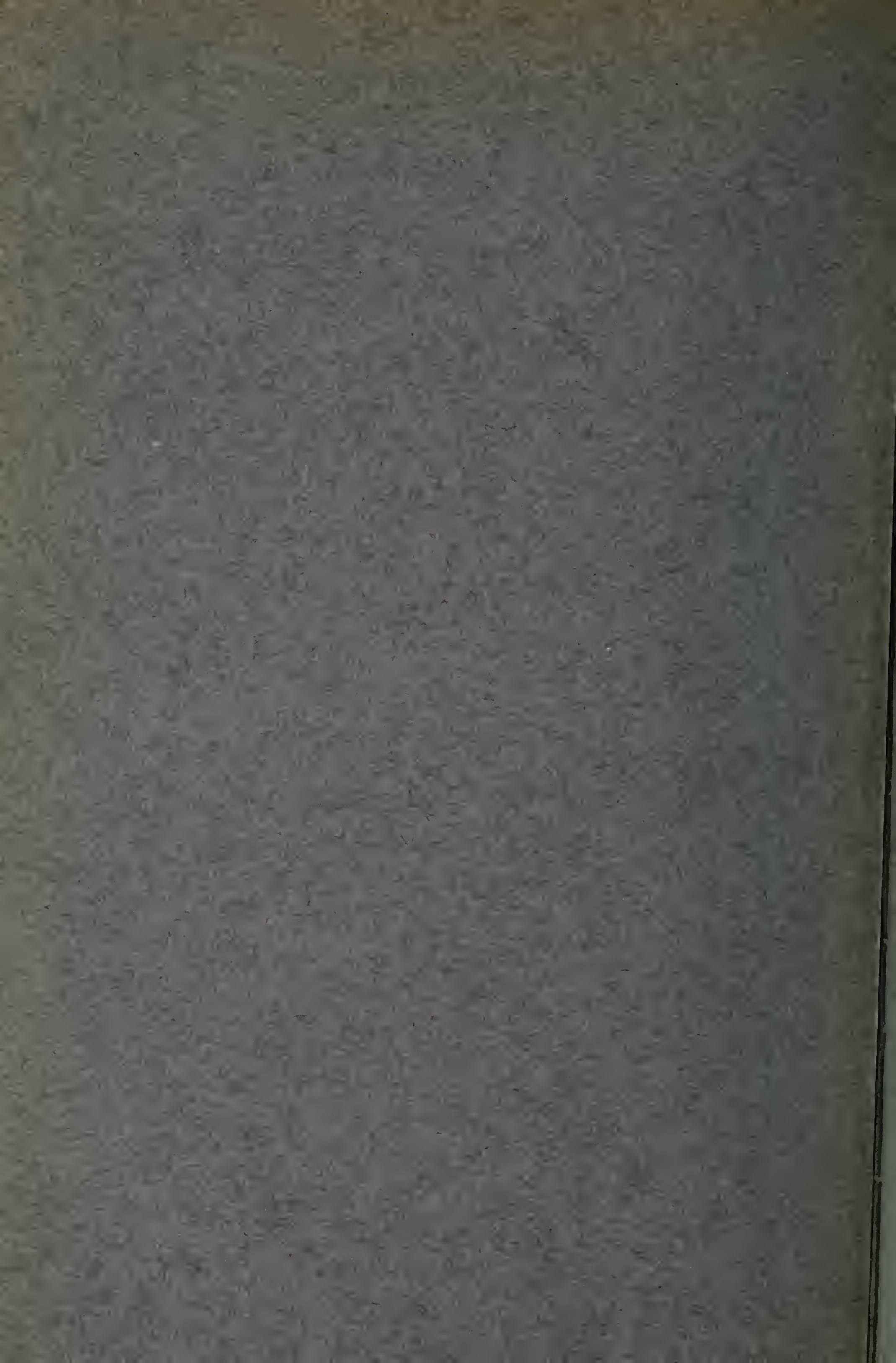
Verzeichniß

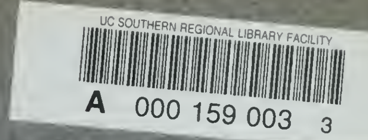
der im 28. Bande der Allgem. Deutschen Biographie enthaltenen Artikel.

(Die beigesetzten Zahlen sind die Seitenzahlen des Bandes.)

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.






UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 159 003 3

